NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06664169 1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1796.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.
1796.

NEW YORK PUBLIC
Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Julius 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Schwickert: *Johann Matthias Gesner's griechische Chrestomathie;* übersetzt und erläutert von *Johann David Büchling.* 1795. 266 S. 8.

Wenn Gesner's Chrestomathie nun einmal übersetzt werden sollte, so hätte Hr. B. noch an vielen Stellen treuer und geschmackvoller übersetzen sollen. Beides kann man auch manchen, und gerade den schwersten, Stücken dieser Uebersetzung nachrühmen, z. B. den Fragmenten aus dem Thucydides und dem Plutarch über den Unterschied des Freundes und Schmeichlers. Aber bey solchen Vorgängern, wie Heilmann und Kaltwasser, die Hr. B. hiebey hatte, oder wie Wieland beym Lucian, ist dies freylich kein grosses Verdienst. Hingegen bey andern viel leichtern Stellen findet man ganz griechische oder wenigstens doch undeutsche Wendungen und nicht selten den Sinn gänzlich verfehlt. So übersetzt der Vf. §. 43. τῶν πολιτευομένων ὑπέλαβον κρείττονες εἶναι *sie dünkten sich zu den bürgerlichen Geschäften geschickter*, statt *sie glaubten die, welche den Staat regierten, zu übersehen;* und gleich darauf ἅτε γὰρ αὐτοῖς ἄλλως ἤρεσκεν *denn in andern Dingen war er ohnehin ihr Mann nicht*; wo steht *in andern Dingen?* oder glaubte der Vf. dass ἄλλως, *überhaupt*, dies heisse? — §. 46. Sokrates lehrte seine Schüler προτιμᾶν τοὺς πατέρας *ihre Väter* nicht *niederträchtig*, wie Hr. B. übersetzt, sondern *verachtlich zu behandeln.* §. 90. *Siehst du nicht,* ὅτι παρὰ τὰ ἄλλα ζῶα, ὥσπερ θεοὶ οἱ ἄνθρωποι βιοτεύουσι, *dass die Menschen unter den Thieren wie Götter leben?* Hier ist παρὰ τὰ ἄλλα ζῶα wohl nicht *unter den Thieren*, sondern *in Vergleichung mit den übrigen Geschöpfen.* Im folgenden VIII. Bruchstück, wird §. 4. gesagt; das eine Frauenzimmer, welches dem Herkules am Scheidewege erschien, zeigte sich ἐλευθέριος Φύσει *mit annehmlicher Freyheit in den Blicken.* Hier ist bey der Uebersetzung des ἐλευθέριος die Etymologie zu sehr urgirt. ἐλεύθερος und ἐλευθέριος unterscheidet sich, wie *liber* und *liberalis* im lateinischen, und bey dem letztern würde man doch im Uebersetzen nicht den Begriff der Freyheit mit ausdrücken. Es ist blos das *edle* Aussehen, dem *sklavischen* entgegengesetzt. §. 5. ist σχῆμα nicht *Anzug* sondern *Stellung.* §. 12. ἐὰν δέ ποτε γένηταί τις ὑποψία στάσεως, ἀφ' ὧν ἔσαι ταῦτα, *sollte dich einmal die Vermuthung beunruhigen, es möchte dir an diesen Ergötzungen fehlen*, muss heissen, *es möchte dir an Mitteln fehlen, dir diese Vergnügungen zu verschaffen.* §. 29. οὐδὲν γὰρ πώποτε σεαυτῆς ἔργον καλὸν τεθέασαι kann nicht heissen; *denn Niemand hat jemals ein nützliches Werk deiner Hände gesehen.* sondern *nie sahst du noch ein nützliches Werk deiner Hände.* Der Ausdruck *denn Niemand hat* verstellt in diesem Zusammenhang den ganzen Sinn. §. 30. ist τὰ μὲν ἡδέα bis ἀποθέμενοι ganz ausgelassen. §. 34. ist ἅτε ἀπολιπόντες αὐτὸν (sc. τὸν ὕπνον) ἄχθονται unrichtig gegeben, *wenn er sie verlasst, ist es ihnen nicht unangenehm.* Bekanntlich wird ἄχθεσθαι mit dem Participio construirt, wo man sonst den Infinitiv erwarten würde; οὐκ ἄχθονται ἀπολιπόντες αὐτὸν ist also eben so viel als wenn es hiesse οὐκ ἀχθ. ἀπολιπεῖν α. d. i. *sie verlassen ihn nicht mit Widerwillen.* Auch die folgende Stelle ἤδη δέ ποτε ἐσκέψω κ. τ. λ. ist ganz verfehlt, so leicht sie auch ist; und eben so §. 56. ἐγὼ μὲν οὖν κ. τ. λ. Dass dies der Fall noch häufiger im Theophrast ist, lässt sich leicht vermuthen, da hier wirklich der deutsche Ausdruck oft schwer zu treffen ist. S. 180. ist in dem Satz: ὁ δειλὸς, οἷος τὰς ἄκρας Φάσκειν ἡμιολίας εἶναι Subject und Prädicat versetzt, *der Feigherzige sieht die kleinsten Schiffe für Vorgebirge an*, statt *der Furchtsame sieht Vorgebirge für Raubschiffe an.* Um sich zu überzeugen, dass die Wendungen und Perioden bisweilen ganz undeutsch sind, darf man nur solche, wie VII. 69. ansehen: *Und wurde er wo zum Essen gebeten, so war ihm das, was andern so schwer wird, nicht über Gebühr zu essen, zu beobachten sehr leicht.* Wer erkennt da den Xenophon wieder? oder den Anfang des Theophrast: *Schon längst war es, beym reifsichern Nachdenken, ein Gegenstand meiner Bewunderung und wird es noch lange bleiben, wenn ich über die Ursachen nachdenke, warum* u. s. w. Diese Belege werden hoffentlich hinreichen, unser Urtheil zu rechtfertigen. Die nicht sehr häufigen Anmerkungen sind grösstentheils antiquarischen und geographischen Inhalts, und obgleich sie oft von nicht grosser Erheblichkeit sind, so wird man doch selten Ursache haben, mit ihnen unzufrieden zu seyn. Spracherläuterungen und kritische Bemerkungen sind noch sparsamer. Die erstern konnte der Vf. mit Recht den Lehrern beym mündlichen Vortrage überlassen. Aber die letztern hätten billig an Stellen, wo man Vorschläge hat, welche den Vorzug vor der gemeinen Lesart zu verdienen scheinen, kurz, aber vollständig und mit ihren Gründen beygebracht werden sollen. Ein paar Stellen sind Rec. bey dieser Gelegenheit aufgefallen, wo vielleicht die Schwierigkeiten durch eine leichte Aenderung gehoben werden könnten. Im VIII. Stück §. 31. sagt die personificirte Tugend zum Herkules am Scheidewege; τιμῶμαι μάλιστα πάντων καὶ παρὰ θεοῖς καὶ παρὰ ἀνθρώποις, οἷς προσήκει. Wer begierig ist zu sehen, was das οἷς προσήκει den Auslegern für Mühe gemacht hat, der schlage nur die Zeunische Ausgabe von den *Memor. Socr.* S. 100.

nach. Erneſti ſagte gerade zu, *hoc quo pertineat et quid ſit h. l. non video.* Hr. B. überſetzt: *ich werde über alles, ſo wohl bey Göttern, als auch bey Menſchen gebührend verehrt.* Es ſcheint alſo, als habe er die Meynung der Ausleger befolgt, die οἷς προσήκει durch τιμᾶσθαι ergänzen, *quibus rebus me honorem decet.* Vielleicht iſt aber προσήκω zu leſen; und der Sinn wäre dann: *ich werde von den Göttern geehrt und auch von den Menſchen,* (zwar nicht von allen, z. B. den Laſterhaften, aber doch von denen) *welchen ich angehöre, die meine Freunde ſind.* In dem Kap. des Theophraſt von der Schmeicheley haben die neuern Ausgaben, ſo wie die Chreſtomathie, faſt einſtimmig καὶ ἐπαινέσαι δὲ ἀκούοντος, da doch die alten Ausgaben und faſt alle Handſchriften ἄκοντος leſen. Wie ſehr man ſich bey dieſer Stelle gemartert hat, kann man aus Fiſchers Anmerkung dazu erſehen. Und doch ſcheint ſie ſehr natürlich und flieſsend zu werden, wenn man die alte Leſeart ἄκοντος zum Grunde legt und mit einer kleinen Veränderung ἄδοντος lieſt, dann iſt auch dieſelbe Folge des λέγειν, ᾄδειν, σκώπτειν beobachtet, wie in einer ſehr ähnlichen Stelle des Plutarch περὶ δυσωπίας, wo es heiſst, μήτε λέγοντος ἐπαινεῖν παρὰ γνώμην, μήτε ᾄδοντος κροτεῖν, μήτε σκώπτοντος ἀφυῶς ἐπιγελᾶν.

Lemgo, in der Meyeriſchen Buchh.: *Diodori Siculi bibliothecae hiſtoricae libri qui ſupersunt et fragmenta.* Graece. Ex recenſione P. Weſſelingii. Curavit M. *Lud. Wachler* Theologiae Prof. O. in Acad. Rindel. Voluminis primi pars prior. L. I—III. 1795. 314 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jede neue wohlfeile Ausgabe eines Griechen, vorzüglich ſolcher, die in Schulen gewöhnlich nicht geleſen werden, erwirbt ſich Verdienſte um das deutſche Vaterland, folglich auch dieſe, da ſie mit einer Genauigkeit abgedruckt iſt, die uns bey ſtrenger Vergleichung einiger hin und wieder gewählten Blätter keine Fehler dargeboten hat. Wir finden ſogar, daſs mehrere eigne Namen, deren Aſpiration in Weſſelings Ausgabe wegen der gröſsern Anfangsbuchſtaben nicht überall bezeichnet wird, hier mit vieler Sorgfalt ihren nöthigen Spiritus erhalten haben. Z. B. S. 20. Ἥρα Ἡφαιστος etc. Dies iſt es alles, was wir von dieſer Ausgabe Lobenswerthes bemerken können. Man findet hier den bloſsen Text ohne Ueberſetzung, ohne alle Anmerkungen, die doch bey dieſem Schriftſteller mehr, als bey jedem andern unentbehrlich ſind. Vielleicht mag beides in der geſuchten Wohlfeilheit des Werks ſeinen Grund haben; aber die im Texte getroffenen Veränderungen kann man unmöglich billigen. Sie ſind durchgängig aus Weſſelings und ſeiner Vorgänger Anmerkungen entlehnt, und tragen zuweilen, zuweilen aber auch nicht, untrügliche Zeichen ihrer Wahrheit an der Stirn. Weſſel. war zu gewiſſenhaft ſie in den Text zu verſetzen, er der es ohne Bedenken wagen durfte, da ſeine Varianten und Anmerkungen den Leſer immer belehren, welches die dem Griechen bisher durchgängig zugeſchriebene Lesart war. Wenn hingegen ein Herausgeber, der keine neue Recenſion zu geben vermag, den Text nach der Idee, welche ihm die wahrſcheinlichere zu ſeyn dünkt, zu verändern wagt, ſo hintergeht er alle, die in ſeiner Edition den Diodor ſuchen. Zur Erläuterung des Geſagten ſoll ein auffallendes Beyſpiel dienen, wo entweder Diodor ſehr geirrt hat, oder die Lesart unſtreitig verdorben iſt. L. I, c. 5. verſichert Diodor, von der erſten Olympiade bis zu Anfang des Galliſchen Kriegs durch Cäſar betrage der Zwiſchenraum 730 Jahre, und er führt den Irthum durch weitere Berechnungen fort. Unterdeſſen wiſſen wir, daſs der wirkliche Abſtand nur 717 Jahre beträgt. Mehrere Erklärer, Geſchichtſchreiber etc. haben dem Griechen deswegen Vorwürfe gemacht, und Hr. *W.* hält ſich für berechtigt 730 Jahre in den Text zu ſetzen. Wir wollen annehmen, die Verbeſſerung ſey richtig; ein Liebhaber der alten Geſchichte ſtöſst nun aber auf die Vorwürfe von Diodors falſcher Zeitrechnung, er will ſich aus dem Texte ſelbſt belehren, und er findet nichts von allem dem, was jene Ausleger ihm vordemonſtrirten, und verſteht die Einwürfe nicht, die man gegen den Diodor macht. — Manche Umänderungen ſcheinen uns überdies völlig unnöthig zu ſeyn. Z. B. L. I. c. 2. wird πρόχθην ſtatt πρώτεσθεν in den Text genommen, da die gewöhnliche Lesart ſich doch leicht vertheidigen läſst, und vielleicht einen feinern Sinn giebt als die Umänderung. Auch I. 16. λύραν ναυρίνην dünkt uns, ſo wie mehrere der folgenden keine glückliche Verbeſſerung zu ſeyn. Doch hievon und von mehrern andern erhalten wir in der Vorrede wenigſtens einen Fingerzeig; aber Hr. *W.* läſst auch manches λέγεται, φασὶ, ohne weiters weg, wenn es ihm müſsig da zu ſtehen ſcheint, z. B. S. 18.; vielleicht war es nicht zum Verſtändniſſe nöthig, aber wir wollen Diodors Text haben. Da Weſſelings Ausgabe ſo wie dieſe neue, nach Kapiteln eingetheilt iſt, ſo wiſſen wir die Urſache nicht anzugeben, warum Hr. *W.* durchgehends am Rande die Seiten ſeines Originals bemerkt. Weſſeling muſste es wohl thun, weil die ältern Ausgaben in den meiſten Händen waren, in welchen man bloſs nach den Seiten citiren konnte.

Leipzig, b. Beygang: *Verſuch einer theoretiſch-praktiſchen italieniſchen Sprachlehre für Deutſche,* als Vorleſebuch zuſammengetragen von *F. Ph. Sarchi,* auſserord. Lehrer der italieniſchen Sprache und Literatur an der Wiener hohen Schule. 1795. 496 S. 8.

Dieſe Sprachlehre hat vor vielen andern den Vorzug, daſs ſie das Weſentlichſte in ſich faſst, ohne dunkel und weitſchweifig zu ſeyn. Zur Grundlage dieſer Arbeit wählte der Vf. die Grammatik von *Corticelli* und die Anfangsgründe des *Soreſi*, benutzte aber zugleich die italieniſche Sprachlehre des Hn. Jagemann, wodurch ſein Werk den Deutſchen gewiſs nützlich werden wird. Beſonders iſt das dritte Hauptſtück von der gewöhnlichen und figürlichen Wortfügung leſenswerth. Die praktiſchen Uebungen fangen ſchon auf der 245. S. an, und beſtehen erſtlich, in einem Auszuge aus *Joh. Amoſ. Comenii Orbis Pictus*, der techniſchen Ausdrücke wegen; wozu aber doch eine

Google

beſſere

bessre Grundlage als des Comenius ärmlicher Text hätte gewählt werden können. Dann folgen auserlesene Sprichwörter, Redensarten für das gemeine Leben, freundschaftliche Gespräche, deutsche Materialien zum Uebersetzen, Regeln von der Tonmessung, Titulaturen in Briefen, und zuletzt einige Originalaufsätze von *Algarotti*, *Ganganelli*, *Metastasio*, *Caro* und *Soave*. Einem Lehrer kann das Ganze als Leitfaden, und einem Schüler als ein brauchbres Handbuch dienen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, in der Verlagsgesellschaft: *Geschichte der menschlichen Ausartung und Verschlimmerung durch das gesellschaftliche Leben.* Eine Schrift die ehedem durch den Henker zu Paris verbrannt, jetzt allen Königen und Priestern zu Frommen herausgegeben worden, vom Verfasser des Hierocles. 1795. 344 S. 8.

Nach der Vorrede erschien dieses Werk im J. 1773 zu Paris in drey Bänden, wo es aber confiscirt und nur wenig bekannt ward. Der Zweck desselben ist die traurige Wirkung der unterlassenen Aufklärung und Bildung der Menschen zur Tugend, und die Folgen einer tyrannischen Regierung darzustellen, zugleich aber auch die Natur und die glücklichen Folgen der Aufklärung und sittlichen Kultur, so wie einer freyen und wohleingerichteten Staatsverfassung und Regierung in ihrer reizendsten Gestalt zu schildern. In der That ist auch dem Vf. diese Absicht nicht ganz misslungen. Ueber manche der angeführten Gegenstände, z. E. über die Wirkungen und Folgen der Leidenschaften und der Laster, des Geizes, der Trägheit etc. über Nothwendigkeit der Tugend zu Erhaltung der Glückseligkeit eines Staats und zu einer guten Regierung, über Gesellschaft und Regierungsformen, über Freyheit, besonders Denkfreyheit, über die Repräsentanten einer Nation etc. findet man viele gute Bemerkungen und diese werden dadurch noch interessanter, dass sie der Vf. meistens mit so viel Lebhaftigkeit und Nachdruck vorgetragen hat. Allein dieser Vorzüge ungeachtet können wir nicht bergen, dass uns diese Schrift in vielen wesentlichen Punkten gänzlich missfallen hat. Ueber mehrere, höchst wichtige Gegenstände spricht der Vf., ohne sich lange mit Beweisen aufzuhalten, wenigstens ohne gründliche Beweise mit einer Zuversicht und Dreistigkeit ab, die wir einem Deutschen nicht verzeihen würden. Es ist billig, dass wir dieses Urtheil mit Beweisen belegen. S. 16. heisst es: „der gute Mensch ist derjenige, der nach seinem Temperamente, seiner Erfahrung, seinen ihm sorgfältig eingeprägten Grundsätzen, den ihm gegebenen Beyspielen, den Gesetzen, worunter er lebt, den Meynungen und Gewohnheiten, die er eingeführt findet, sich früh gewohnt hat, seine eigene Glückseligkeit in der Achtung und dem Wohlwollen derer zu suchen, unter welchen ihn das Schicksal zu leben bestimmt hat." (Der Vf. hält also diejenige Handlungsweise für moralisch gut, durch welche eigene Glückseligkeit und zwar mittelst der Achtung und des Wohlwollens derer, unter welchen man lebt, am sichersten und leichtsten befördert wird; aber er selbst lehrt ja auch, dass ganze Völker häufig das für gut halten, was schlecht ist, dass nicht nur die Meynung, sondern selbst auch die Gesetze der Völker nicht selten zum Vortheil des Lasters gegen die Tugend entschieden. In diesen Fallen, da die Menschen, unter denen wir leben, das Schlechte für gut halten, und also nur den Schlechten Achtung und Wohlwollen schenken, kann die aus Achtung und Wohlwollen der Menschen fliessende Glückseligkeit nur durch schlechte Handlungen errungen werden, der gute Mensch ist der, der schlecht handelt. Dass die angeführte Behauptung auch schon an und für sich selbst irrig sey, bedarf keiner Erinnerung.) In einer andern Stelle sagt der Vf., der lasterhafte Mensch ist der, den sein Temperament zum Laster reizt, und den die Beyspiele, die er sieht, die Reden, die er hört, und die Gebräuche und Einrichtungen seines Landes aufmuntern, seinen unregelmässigen Neigungen zu folgen. (Könnte der Mensch ungeachtet dieser Reizungen seines Temperaments und der Aufmunterung durch Beyspiele seinen Neigungen auch nicht folgen, so liegt das Wesen des Lasters nicht darinn, dass sein Temperament zum Laster reizte, und die Beyspiele, Gebräuche etc. seines Landes ihn aufmunterten, so unregelmässigen Neigungen zu folgen, sondern darinn, dass er, ob er gleich vermögend war, diesen Reizungen und Aufmunterungen zu widerstehen, ihnen doch nicht Widerstand that. Konnte er unter jenen Umständen unmöglich anders handeln, was ohne Zweifel des Vf. Meynung ist, so fällt schon die Möglichkeit lasterhaft zu seyn, weg.) Nach dem System des Vf. hängt Tugend und Laster ganz nur allein von den äusserlichen Verhältnissen ab; der grosse Mann, dessen Tugenden wir bewundern, würde ein Räuber, ein Meuchelmörder geworden seyn, wenn er mit keinen andern, als Leuten von solchem Schlage umgegangen wäre. Ein verworfener, niederträchtiger Hofmann, den wir an dem Hofe eines Despoten kriechen und cabaliren sehen, würde in Rom und Athen ein edler und grossmüthiger Bürger geworden sey. (Sind denn alle, die in Athen und Rom lebten, edle und grosmüthige Bürger geworden? Setzt der Vf. nicht an einem andern Orte sogar die Catos und Brutus zu selbstsüchtigen Beförderern des Aristokratismus herunter, und wie kann er überhaupt wagen, alles nur von den äusserlichen Verhältnissen abhängig zu machen, ehe er gezeigt hat — was er nie wird zeigen können — dass die eigenthümliche — unabhängig von den äussern Verhältnissen vorhandene — Geistesbeschaffenheit und Anlage von gar keinem Einfluss sey.) S. 21. „Wenn die gemeine Meynung falsch ist, so sind alle unsere Urtheile falsch und der Vernunft zuwider? Bey alledem ist es diese gemeinhin so lügenhafte Meynung, welche uns die Begriffe eindrückt, die wir von Glückseligkeit und Unglück, von Tugend und Laster haben." (Wie übertrieben und halbwahr! Muss sich dann jeder nur durch die gemeine Meynung leiten lassen, wie kann es dann Leute geben, die sich über dieselbe zu erheben und

sie zu verbannen anfangen, und wie? die Begriffe von Gerechtigkeit u. dgl. sollten blofs durch die so oft lügenhafte Meynung eingedrückt, nicht in der Natur des vernünftigen Willens gegründet seyn?)

Leipzig u. Zütphen, b. Heinsius und Thieme: *Joh. Florenz Martinet*, Doct. der Weltweish. u. Predigers zu Zütphen, *Hausbuch für vaterländische Familien*, welche einige Unterweisung nöthig haben, oder einige Ermunterung zur Erlangung, Vermehrung oder Befestigung des häuslichen Glücks verlangen. Aus dem Holländischen übersetzt. 1795. 526 S. gr. 8.

Martinet, der ehrwürdige Vf. des Katechismus der Natur, hat sich durch dieses Vermächtniss (denn ein Schlagfluss hat ihn zu fernern Arbeiten unfähig gemacht) um sein Vaterland und diejenigen in demselben, welche für religiöse und sittliche Betrachtungen Sinn haben, verdient gemacht. Der ungenannte Weseler Uebersetzer übertrug es in der Ueberzeugung, dass es auch Familien in Deutschland, besonders von der mittlern Klasse, und hauptsächlich in derjenigen Gegend, wo er wohne, sehr nützlich werden könne; und daran ist auch nicht zu zweifeln. Denn es enthält einen Schatz von sehr wichtigen Betrachtungen, guten Lehren, Ermahnungen, Warnungen; zeigt von vieler Kenntniss der Sitten und der herrschenden Fehler des Zeitalters; von Wohlwollen und Eifer für die Beförderung des Familienwohls und von einem mit Religions- und Tugendliebe durchdrungnen Herzen. Der biedere Ton des Vf. wird den Weg zum Herzen finden, weil er aus dem Herzen kommt. So sehr wir aber auch diese guten Eigenschaften anerkennen, so befürchten wir dennoch, dass der etwas steife, im altmodischen Gewande einhergehende und den Prediger überall verrathende Vortrag wenigstens feinern und gebildetern Lesern etwas anstössig seyn dürfte. Wir schlagen die erste beste Stelle auf S. 33. an eine Verlobte:

„Es ist noch im Dunkeln verborgen, ob Ihre Ehe mit Kindern wird gesegnet werden. Wenn dieses nicht geschähe, sollte darum ihr häusliches Glück gänzlich weichen? Ihr Verlangen nach denselben wird gewiss niemand tadeln, da der Schöpfer diese Neigung in Ihr Herz gelegt hat, *und Sie zu dem Ende zusammen gekommen sind*. Wenn aber dieser Segen lange Zeit oder für immer ausbliebe, würden Sie beide denn ein Urtheil Gottes darinn suchen? Sollte dieses Ihrem sonst so angenehmen Zusammenwohnen einen gewaltigen Stofs geben? Sollten Sie dadurch in eine immerwährende Niedergeschlagenheit oder Auszehrung verfallen? Sollte der eine die Schuld auf den andern schieben? Sollte dieser Unfall die andern Segnungen Ihres Gottes verbittern? Giebt es keine wichtige Absichten in der besten Regierung der Welt, warum Ihnen dieses Vergnügen nicht gewährt wird? Oder sollten Sie misvergnügt, verdriesslich und böse seyn, weil Ihr himmlischer Vater gut ist? Denken Sie an eine Frau in der alten Zeit, welche zu heftig nach Kindern verlangte, und zu ihrem Manne sagen durfte: Gieb mir Kinder, oder ich sterbe! Ihr Wunsch wurde erfüllt: sie bekam sie; aber ach! sie starb zu gleicher Zeit. Und würden Sie wohl für einen so theuern Preis Kinder erkaufen wollen?"

Der Uebersetzer würde sich um deutsche Leser verdient gemacht haben, wenn er sich mit seiner Urschrift mehr Freyheiten genommen und insonderheit solche Stellen, welche sich unmittelbar auf Holland und holländische Sitten beziehen, abgeändert hätte. Wir wollen noch die Ueberschriften der Kapitel zur Uebersicht des Ganzen hersetzen; an die vaterländischen Familien. An zwey unverheirathete Personen. An zwey junge Eheleute. An junge Eheleute über die physische Erziehung der Kinder. Ueber die sittliche Erziehung. An Kinder. An Jünglinge. An junge Mädchen. An die Familienhäupter, in Absicht des Gesindes. An das Gesinde. An die Familienhäupter in Ansehung des Gottesdienstes. An bejahrte Leute. Angehängt hat der Uebers. aus *Marezolls* Predigten die Schilderung einer christlich-frommen Familie. Möchte der würdige Marezoll sich ausser dem Verdienste, ein musterhaftes Erbauungsbuch für das weibliche Geschlecht geliefert zu haben, noch das Verdienst erwerben, ein solches praktisches Familienhandbuch auszuarbeiten, das Martinets Handbuch, unbeschadet seines Werths, noch weit überträfe!

Berlin, b. Felisch: *Launen und Phantasieen* von *Carl Philipp Moritz*. Herausgegeben von *Carl Friedr. Klischnig*. 1796. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Launen und Phantasieen sind, wie uns der Herausg. und Vorredner selbst berichtet, weiter nichts als eine neue Auflage von Moritzens Schrift: *die grosse Loge oder der Freymaurer mit Wage und Senkbley*, welche noch mit 18 kleinen Aufsätzen von M. vermischten Inhalts, die theils in Zeitschriften, theils in M. Werken abgedruckt waren, vermehrt worden sind. Diese Bereicherung und den neuen Titel hat man der Laune und der Phantasie des Herausg. zu verdanken, und die Moral des Verlegers scheint auch nichts dagegen eingewendet zu haben, da durch den neuen Titel doch mancher verleitet werden konnte, ein altes Buch zu kaufen; welches dem Rec. wirklich wiederfahren ist. Ein sauberes Kupfer ziert das Titelblatt.

Druckfehler. Nr. 133. S. 226. Col. 2. Z. 5. statt *Hochwürdige Gnaden in Sachsen*, ist zu lesen: *Hochw. Gnaden mit Sachsen*, (*subintelligo: fahrend*). Ebend. S. 232. Col. 2. Z. 14. ist statt *Dainovics* zu lesen: *Sainovics*. Nr. 165. Col. 1. Z. 40. st. *Schoffer* l. *Scheffer*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in d. akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann.* Vierter Band welcher von den Arabern bis auf Raymund Lullius geht. 1795. 648 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. T. setzt dieses Werk mit rühmlichen Eifer fort, dessen baldige Vollendung gewiss jeder Forscher der Geschichte der Philosophie mit uns sehr wünschen wird. Denn wenn es gleich nur einen Theil derselben umfasst, und die Absonderung der praktischen Philosophie nicht sehr vortheilhaft für den Plan und die Ausführung ist, indem zu den Zeiten, da beide Theile noch keine bestimmten Principien hatten, die Grenzscheidung beider sehr schwankend ist; wenn gleich auch die Idee, nach welcher der Vf. gearbeitet hat, noch weit von der möglichen Vollkommenheit zurückgeblieben, auch die Ausführung selbst nach dem einmal gefassten Plane keinesweges ganz fehlerfrey ist: so ist doch immer der darauf gewandte Fleiss dankenswerth, und das Werk hat auch in seiner gegenwärtigen Gestalt vorzüglich in Rücksicht der Materialiensammlung schon einen solchen Werth, dass bis jetzt kein andres deutsches oder ausländisches ihm an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wenn Hr. T. also blos dieses zum Augenmerke hatte, seine Vorgänger zu übertreffen, so wird kein unbefangner Leser, der das zu beurtheilen im Stande ist, leugnen können, dass das wirklich in hohem Maasse geleistet ist. Aber wehe that es Rec., als er in der Vorrede zu diesem Bande las, wie ein Schriftsteller, der bey so viel gesammeltem Vorrath von Materialien, bey so mannichfaltigen Talenten an dem Leitfaden einer Idee so vieles hätte leisten können, sich selbst aller dieser höhern Ansprüche begiebt, und sich weiter kein Verdienst zueignet, als dass sein Buch *mehr* enthält, als man in seines Gleichen vor ihm antrifft, und hiernach, nicht nach Idealen es beurtheilt wünscht. Nur dann scheine ihm, sagt Hr. T., die letzte Beurtheilungsart rechtlich zu seyn, wenn ein Schriftsteller auf gänzliche Vollendung Anspruch macht, und von der thörichten Einbildung geblendet ist, ein Meisterstück in vollem Sinne geliefert zu haben, welcher Wahn ihn noch nie bethöret habe. Allein der Schriftsteller kann ja nach einem Ideale arbeiten, ohne sich deswegen der eitlen Einbildung einer unübertrefflichen Erreichung hinzugeben. Diese und andre Aeusserungen veranlasste die Beurtheilung der zwey ersten Bände dieses Werks von einem andern Rec. in der A. L. Z. und andern kritischen Blättern, in welcher man gefodert hatte, dass ein pragmatischer Geschichtschreiber der Philosophie über die mancherley Systeme und Behauptungen der Philosophen nach einem genau bestimmten Begriffe der Philosophie, nach einem zum Grunde gelegten Systeme der Philosophie und nach Rücksicht auf die wesentlichen Zwecke der Philosophie urtheilen müsse. *„Allerdings würde er das müssen*, erwiedert der Vf., *wenn wir das alles schon hätten; und wenn es daher schon jetzt seine Absicht seyn könnte, eine ganz vollendete Geschichte der Weltweisheit zu verfassen. Unleugbar aber haben wir das noch nicht, denn keins unter allen vorhandnen Systemen, selbst das neueste nicht, hat sich zur Allgemeingeltenheit schon erhoben.“* — „Es bleibt ihm also nichts übrig, als vornehmlich darauf zu achten, ob irgend ein Philosoph etwas neues gesagt hat, das beträchtlichen Anstrich von Wahrheit hat? ob er seine Behauptungen mit scharfsinnigen Gründen unterstützt hat? ob seine Gedankenreihe innere Harmonie, und feste Verknüpfung hat? ob endlich seinen Behauptungen erhebliche Schwierigkeiten, die noch nicht genug gehoben sind, entgegengestellt worden sind, oder entgegengestellt werden können? Hierauf habe ich bey Ausarbeitung dieser Geschichte nach bestem Vermögen Rücksicht genommen; auf mehreres glaubte ich, und glaube es noch, *mit gutem Gewissen* nicht Rücksicht nehmen zu können.“

Ohne einem Geschichtschreiber der Philosophie anSinnen zu wollen, dass er irgend ein System, es sey welches es wolle, zum Grunde legen und dieses als die einzige Philosophie betrachten solle, welche Thorheit Rec. nie in den Sinn gekommen ist, legt er dem Vf. nur die Frage zur Beherzigung vor: ob eine Geschichte der Philosophie wohl möglich ist ohne eine Idee derselben als Wissenschaft, zu welcher sich alle wirklichen Philosopheme wie das, was ist, zu dem, was seyn soll, verhalten? Ob sich ohne das der Inhalt der Geschichte bestimmen oder der Fortgang der Wissenschaft darstellen lässt? Und nach welchen Principien die Wahrheit der philosophischen Systeme beurtheilt werden kann und soll? Es wäre hier zu weitläufig, uns darüber weiter zu erklären, oder dem Vf. in der Antikritik der Recension der zwey ersten Bände in der A. L. Z. zu folgen, wo er sich gegen den Tadel jenes Rec., dass Hr. T. die Empfindbarkeit unter die Merkmale der Substanz rechnet, vertheidiget. Wir haben obiges nur angeführt, um theils des Vf. Ansprüche und Foderungen darzulegen, theils um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem der Rec. dieses Bandes denselben beurtheilen will. Denn obgleich die Foderung, die Kritik solle sich bey Beurtheilung wissenschaftlicher Werke aller Beziehung auf Ideale enthalten, soviel ist, als sie des sichersten Maasstabes zu Bestimmung des Werths derselben,

und des wichtigſten Einfluſses auf das ſchriftſtelleriſche Publicum zu berauben, ſo wollen wir doch diesmal eine Ausnahme von der Regel machen, und jenem Wunſch gemäſs das Verdienſt des Vf. nach ſeinem eignen Maaſsſtabe meſſen.

Dieſer vierte Band enthält in 16 Hauptſtücken die Geſchichte der Philoſophie von den Zeiten Muhammeds bis auf Duns Scotus, alſo noch nicht ganz die Geſchichte der Scholaſtiker. Wie in den vorigen Banden wird auch hier eine gedrängte Zuſammenſtellung der politiſchen Geſchichte gegeben, in wiefern ſie auf den Zuſtand der Cultur und der Gelehrſamkeit Einfluſs hatte, wobey die neueſten und beſten Geſchichtſchreiber benutzt ſind. Etwas kürzer könnte ſie bey dem allen ſeyn, und es wäre ſchon hinlänglich geweſen, wenn nur Reſultate aus der Geſchichte und Betrachtungen über die Culturverhältniſſe und den Geiſt des Zeitalters ſie anfüllten. Dieſe Abſchnitte des Werks, welche doch als Einleitungen in die Geſchichte der Philoſophie dienen ſollten, ſtehen mit der letzten nicht immer in dem genaueſten Zuſammenhange, und der Vf. verfährt dabey zuweilen ſehr willkührlich. So gehet z. B. in dieſem Bande die politiſche Geſchichte bis zum Anfange des 12 Jahrh., die Geſchichte der Scholaſtiker hingegen viel weiter bis zum Anfange des 14 Jahrh. Die dafür angeführten Gründe ſind nicht befriedigend. Wollte man, heiſst es S. 335 hier die Weltbegebenheiten, eingeführter Ordnung gemäſs voranſchicken, dann würde dem folgenden Bande wenig, oder nichts davon bleiben, mithin zu groſse Einförmigkeit erwachſen. Dies mag um ſo eher geſchehen, (daſs nämlich die Scholaſtiker in ununterbrochner Reihe aufgeführt werden) als die vornehmſten Urſachen des Entſtehens ſcholaſtiſcher Weltweisheit in den oben berührten Weltereigniſſen ſchon enthalten ſind, mithin die natürliche Folge der Dinge nicht zu ſehr zerriſſen wird." Nach dem letzten Grunde iſt es aber unnöthig, die politiſche Geſchichte in dem folgenden Bande nachzuholen. Mit allen Raſonnements wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. So hält der Vf. S. 201, 228 den geiſtlichen Deſpotismus zwar für ein Uebel, meynt aber, es ſey aus demſelben Gutes, ja weit gröſseres Gute entſproſsen. Denn die Vernunft ſey damals noch nicht reif und vorbereitet genug geweſen, ihren eignen freyen Gang zu gehen; ohne fremde Zuchtmeiſter hätte ſie eine ſolche Menge von Unſinn zu Tage gebracht und die Hitze der neuen Aufklärung ſolche Verwirrung angeſtiftet, daſs die geläuterte Vernunft ſchwerlich den erſtern verſcheucht, und die ſanftere Menſchenliebe die letztere mit Mühe geſtillt haben würde. „Dieſes Urtheil wird durch die Denkmäler der damaligen Zeit eben nicht ſehr beſtätigt, welche ungeachtet der Schranken in welchen der menſchliche Geiſt vor Ausſchweifungen ſollte verwahret werden, noch Unſinn genug enthalten. Und wie contraſtirt nicht damit das Urtheil, S. 197 u. a. O., daſs der menſchliche Verſtand viel gröſsere Fortſchritte hätte machen können, wenn er auf ſeiner betretenen Bahn frey und ungehindert hätte fortgehen dürfen? Eine ſpecielle Beurtheilung des Inhalts dieſes Theils würde ſehr unzweckmäſsig ſeyn, da die Behandlungsart der Geſchichte der Philoſophie uns hier eigentlich näher angehet.

Wir gehen alſo zu dem Theile über, welcher eigentliche Geſchichte der Philoſophie enthält. Eine Vergleichung deſſelben mit dem bis jetzt gelehrteſten und weitläuftigen Werke über die Geſchichte der Philoſophie nämlich Bruckers Hiſtoria Critica fällt ſehr zum Vortheil des erſtern aus. Wenn der letztere ſich mehrentheils mit Anführung der Lebensumſtände, Schriften, Streitigkeiten und einiger abgeriſsnen Stellen begnügt, ſo iſt dagegen Hr. T. mehr auf den philoſophiſchen Stoff der Schriften bedacht. Mit groſsem Fleiſse hat er nicht nur die Schriften der Scholaſtiker, ſondern auch der arabiſchen Philoſophen ſtudiert, und aus ihnen das Neue, Wahre und Brauchbare für die theoretiſche Philoſophie herausgehoben. Wer nur einigermaſsen mit dieſen Schriften bekannt iſt, wird nicht nur ſeine ausdauernde Geduld bewundern, ſondern auch ihm für dieſe ſchätzbare Materialienſammlung von ganzem Herzen und um ſo mehr danken, weil dieſe Werke nicht immer zu haben, und ſo wenig anziehend geſchrieben ſind. Wer aber nicht bloſs die Behauptungen einzelner Manner ſondern auch den Zuſtand der Philoſophie im Allgemeinen und nach ihren Theilen kennen lernen will, der findet bey Brucker mehrere Nachrichten und zum Ueberblick beſſer zuſammengeſtellt, als bey Hn. T. Nur einige Bemerkungen der Art kommen hie und da bald in den Abſchnitten der politiſchen bald in denen der Geſchichte der Philoſophie vor; z. B. S. 214. 224, 302, 307. Gewiſs würde das Buch einen Vorzug mehr erhalten haben, wenn dieſe zum Theil treffenden Bemerkungen zu einer vollſtändigen Schilderung des Zuſtandes, des Geſichtspunktes, der Principien u. ſ. w. des damaligen Philoſophirens wären bearbeitet worden. Freylich fand ſich dazu nach dem einmal gewählten Plane keine recht ſchickliche Stelle, da er darauf angelegt iſt, nur das Neue darzuſtellen, was einzelne Manner über philoſophiſche Gegenſtände gedacht haben, und daher nur einzelne Fragmente geliefert werden, ohne die Idee des Ganzen, wodurch ſie erſt Zuſammenhang bekommen müſſen, zu entwickeln. Die jedem Satze und Beweiſe hinzugefügte Kritik giebt dem Werke einen Vorzug, indem die Begebenheiten nicht nur erzählt, ſondern auch darüber raſonniret wird. Hingegen entſtehet daraus auch der Nachtheil, daſs der Ueberblick und das Zuſammenfaſſen der einzelnen Sätze in ein Ganzes noch mehr erſchweret wird. Ueber die Beurtheilung ſelbſt lieſse ſich noch viel erinnern, wenn es der Raum verſtattete. Wir begnügen uns nur mit der Bemerkung, daſs durch ſie manche Sätze, die doch nach dem Plan Bereicherung und Erweiterung der Wiſſenſchaft ſeyn ſollten, für Unſinn, unerwieſene, unhaltbare Sätze oder willkührliche Hypotheſen erkläret werden, die daher keine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie in dem Geſichtspunkte des Vf. bekommen müſsten. Unter den Theilen der theoretiſchen Philoſophie iſt die natürliche Theologie, und nächſt dieſer die Ontologie am meiſten der Aufmerkſamkeit gewürdiget worden; aber nicht ſo oft, als zu wünſchen wäre, die Begriffe von Verſtand, Vernunft, Erkenntniſs.

niſs, ihr Umfang, ihre Grenzen und Principien, welche doch die Grundlage alles theoretiſchen Wiſſens ausmachen.

Die erſten Philoſophen, welche in dieſem Bande vorkommen, ſind *Johannes Damascenus* und ſein Schüler *Theodorus Abucara*, der wegen des ſogenannten neuen Beweiſes für das Daſeyn Gottes kaum eine Stelle in einer Geſchichte der Philoſophie verdient. In dem vierten Abſchnitt kommt die Reihe an die arabiſchen Philoſophen, welche der Vf., ungeachtet einige ſpäter lebten, zuſammengeſtellt hat. Daſs hier noch viele Lücken ſind, geſteht der Vf. ſelbſt, weil ihre Werke zum Theil ſehr ſelten ſind. Gleichwohl findet man von ihrer Philoſophie doch weit mehr, als in dem Brucker. Der Vf. iſt ſehr für ſie eingenommen, und bemühet ſich dieſer Nation die Ehre zu ſichern, daſs ſie groſse Selbſtdenker hervorgebracht habe. Die angeführten Proben beweiſen aber nur, daſs ſie nach fremden Principien einige Begriffe und Satze weiter entwickelten, und die Ariſtoteliſche Philoſophie mit der Alexandriniſchen vermiſchten, wie dies Hr. T. von Avicenna, den er am meiſten erhebt, S. 120 ſelbſt geſteht. Nicht unintereſſant ſind die aus dem *Algazel* ausgehobenen Stellen, worinn er einige Sätze der Schulphiloſophie beſtreitet. Es hätte noch mehr von ihm geſagt werden können, zum wenigſten verdienen die Zweifel gegen den Satz der Cauſalität, wo er die Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung faſt wie Hume auf eine bloſse Angewöhnung gründet, gegen die Immaterialität und Unſterblichkeit der Seele, eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als die angeführten. *Thophail* und *Averroes*. Nicht alles, was von beiden angeführt wird, gehört nach des Vf. eigenem Geſichtspunkt hieher, weil es entweder nicht neu, oder nicht begründet iſt, und die Wiſſenſchaft um nichts weiter gebracht hat, z. B. die Erklärung des Empfindens und Denkens aus einem Lebensgeiſte S. 131. die Emanationslehre des Averroes S. 145. Des letztern Erklärung vom thätigen Verſtande S. 147 weicht von Ariſtoteles Behauptung ganz ab, und kann daher nicht für eine deutlichere Entwickelung der Idee des Griechen gehalten werden. Denn Ariſtoteles verſteht darunter die ſelbſtthätige Denkkraft des Subjects; Averroes eine Intelligenz, die auſser dem Menſchen iſt und in ihm das wirkliche Denken bewirket. Am Ende dieſes Abſchnitts kommen noch einige Nachrichten von philoſophiſchen Secten unter den Arabern vor; welche doch noch aus Averroes *deſtructio deſtructionum Philoſophiae Algazelis* manche Zuſätze erhalten können. — Fünfter Abſchnitt. Jüdiſche Philoſophen. *Maimonides* und *Ivira*. Sechſter Abſchnitt. Chriſtliche Philoſophen. Am weitläuftigſten wird hier von *Joh. Scotus Erigena* gehandelt, der ſich damals wirklich als denkender Kopf auszeichnete. Unter ſeinen Behauptungen führt Hr. T. S. 189 auch dieſe an: Gott kennt ſich ſelbſt nicht. Er gehört zu keiner Gattung von Weſen, ihn faſst kein Prädicament; denn dadurch würde er zu einem beſtimmten und eingeſchränkten Weſen, welches ſeiner Unendlichkeit entgegen iſt. Er iſt alſo von allen Dingen nichts, mithin kann er ſich ſelbſt nicht denken, noch vorſtellen. Wie vermöchte er zu denken, was er iſt, da er nichts iſt? Gott kennt ſich ſelbſt nicht, weil er nicht *etwas* iſt; doch *weiſs er*, daſs er von allen andern Dingen nichts iſt. Er hat auch von allen Dingen auſser ihm keine Kenntniſs; ſeine Unendlichkeit, ſeine unermeſsliche Erhabenheit über alles andre macht ihm die Kenntniſs alles eingeſchränkten und geringfügigen, wie das auſser ihm vorhandene iſt, ſchlechterdings unmöglich.“ Dieſe Behauptung betrachtet der Vf. als Unſinn, als Gotteslängnung, indem dadurch geſagt werde, *Gott ſey ein lebloſes von allem Verſtande entbloſstes Weſen*. Wenn dieſe Erklärung richtig, und der Widerſpruch ſo klar wäre, ſo gehörten dieſe Sätze in keine Geſchichte der Philoſophie. Allein ſo ſchlimm iſt es mit dieſer Folgerung nicht. Scotus ſagt damit ja nichts anders, als daſs Gott ein Weſen ſey, von dem wir eine Idee aber keinen Begriff haben, und er erklärt ſich darüber auch in ſeiner Schrift *de praedeſtinatione* (denn die *de diviſione naturae* hat Rec. nicht auftreiben können); ganz vernünftig. Und lehrte nicht Anſelm von Canterbury S. 267 faſt daſſelbe, der doch *Gründer einer Naturtheologie a priori* war. Wie kann denn Scotus deswegen ein verſteckter Gotteslängner ſeyn? Sein an ſich richtiger Begriff von der Freyheit des Willens, hätte immer auch eine Stelle verdient, ſo auch ſeine Lehre von den natürlichen Strafen und Belohnungen, von dem Vorherwiſſen und Vorherbeſtimmen Gottes, und deren Vereinigung mit der Freyheit des Menſchen; denn obgleich alles dies eigentlich theologiſche Streitfragen betrifft, ſo durften ſie doch nicht vergeſſen werden, da der Vf. bey Anſelm S. 269 und andern Orten Behauptungen über dieſe Gegenſtände aufgenommen hat. — Achtes Hauptſtück. Philoſophen des 11 und 12 Jahrhunderts. Unter dieſen ſogenannten Philoſophen verdienen die meiſten den Namen eines Philoſophen nicht, ſie waren mehr Theologen; Dogmatik war das wichtige Werk, an welches der menſchliche Verſtand alle ſeine Kräfte verſchwendete. Dazu brauchte man freylich auch philoſophiſche Sätze und Begriffe; man analyſirte, anatomirte, verband, unterſchied, aber alles das theils für die Theologie, theils um ſich den eitlen Ruhm eines Philoſophen nach dem damaligen Maaſsſtabe zu erwerben. Der Vf. hat hier auch den *Hildebert*, *Peter Alphonſus*, *Algerus* aufgeführt, die nicht einmal mit *Anſelm*, *Abaelard* u. ſ. w. in eine Klaſſe können geſtellt werden. *Anſelms* ſogenannte Beweiſe für das Daſeyn Gottes werden, wie natürlich, nicht vergeſſen, aber ſonderlich der eine, ſpäterhin ſo berühmt gewordene, mit zu vielem Lob herausgeſtrichen; Hr. T. hält ihn für bündig und ſagt, Anſelm ſey dadurch Gründer einer Naturtheologie *a priori* geworden; S. 279 iſt es ein bloſses Verſehen, wenn es heiſst: *Abälard* griff *Wilhelm de Campellis* wieder an, insbeſondere beſtritt er deſſen Behauptung, daſs die allgemeinen Ausdrücke bloſse Worte ſeyn; denn Wilhelm war Realiſt. *Abälards* Leben iſt nach Brucker und Berington zu weitläuftig erzählt. Von *Petrus Lombardus* und *Hugo Rothomagenſis* einige nichtsbedeutende Sätze. Der letzte behauptete das moraliſche Uebel ſey nichts als Abwei-

Digitized by Google

chung von dem höchsten Gute, Gott, und insofern gar nichts; Gott konnte es daher auch nicht hervorgebracht haben. Dieses hatte schon Scotus Erigena *de praedestinatione* gelehrt, es ist also nichts Neues. *Johannes Sarisberiensis.* Die Schilderung von ihm ist nicht vortheilhaft. Er sey nicht tief in das Wesen der Philosophie eingedrungen; weil er mehr zum Fühlen als zum Denken gemacht war; darum verachte er alle Wortphilosophie d. i. blosse Speculation, und schränke alle Würde der Weltweisheit auf das Sittliche ein. „Eben darum entwirft er auch von den Philosophen seiner Zeit ein Gemälde, woraus man sieht, dass er den Pinsel in Galle getaucht, und weil er der Untersuchung nicht folgen konnte, in Verkleinerung derselben Rache gesucht hat." Fast sollte man glauben Hr. T. habe sich an diesem trefflichen Manne rächen wollen, weil er ihm zu wenig Stoff zum Geist der spekulativen Philosophie geliefert hatte. Wir dächten ein Mann, der die unnützen Grübeleyen seines Zeitalters so sehr geisselt, ohne den Werth des vernünftigen Denkens zu verkennen, der selbst die Logik gegen ihre Verächter vertheidiget, nicht die leere spitzfindige, sondern die wahre, welche die Regeln des vernünftigen Denkens enthält, der endlich die Denker auf einen festen Punkt zu orientiren sucht, und sie an das so nothwendige γνωθι σεαυτον erinnert, welches sie über den müssigen Speculationen ganz vergessen zu haben schienen, verdiene mehr als andre den Namen eines Selbstdenkers und Philosophen. Das Wenige, was Hr. T. anführt beweist, dass er ein Mann von richtiger Beurtheilung war, und es hätte noch mehr von ihm angeführt werden können, z. B. sein Urtheil über den Streit der Nominalisten und Realisten. In diesem ganzen Abschnitt ist der Vf. auf die erste Kenntniss und Verbreitung der Kenntniss von den Aristotelischen und Arabischen Schriften aufmerksam gewesen. Er setzt ihre allgemeinere Bekanntschaft in den Anfang des 13 J. die Dialectik aber war eher bekannt. Vielleicht waren aber doch auch die andern Schriften des Aristoteles früher bekannt. Joh. Sarisberiensis erzählt schon von Versuchen, den Aristoteles und Plato zu vereinigen, und er kennt, wie es scheint, auch andre Schriften des Aristoteles ausser der Dialectik. Dafür spricht auch, was Hr. T. von *Michael Scotus*, der 1190 starb, von *Hugo Eterianus* und *Alanus von Ryssel* und Brucker T. III. p. 684 anführt. Das Ende dieses Abschnitts polemisirt gegen Bruckern und andre, welche behaupteten, die Einführung der Aristotelischen und Arabischen Philosophie sey von den nachtheiligsten Folgen gewesen. Die Sache lässt sich aus vielen Gesichtspunkten betrachten, und konnte hier nicht erschöpft werden. Der Vf. behauptet, die Alleinherrschaft des Aristoteles sey für die damaligen Zeiten unentbehrlich und wohlthätig gewesen; es wären sonst mehrere entgegengesetzte Systeme entstanden, die Disputierwuth wäre schrankenlos geworden, und hätte einen gänzlichen Skepticismus und Geringschätzung des philosophischen Wissens, und wegen der engen Verbindung der Philosophie mit der Religion, die äusserste Verwirrung und Zerrüttung in dem kirchlichen und bürgerlichen System hervorgebracht; selbst die Hindernisse des richtigen Verstehens Aristotelischer Schriften, als ihre Dunkelheit, fehlerhafte Uebersetzungen, hätten den Fortgang des Verstandes am meisten befördert, und ihn in steter Thätigkeit des Selbstdenkens erhalten. „Hätte man der damaligen westlichen Welt die Aristotelische Metaphysik in völliger Klarheit, und gesäubert von aller falschen Auslegung gegeben; wahrlich sie wäre niedergefallen und hätte aus tiefer Ehrfurcht und noch zu starkem Hange nach Autorität sich alles eignen Denkens gänzlich begeben." Es ist unnöthig zu erinnern, was sich alles dagegen sagen lässt.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Landbeschreibung. Ohne Anzeige des Druckorts: *Verzeichniss aller in der Königlich-Preussisch-Bayreuthischen Amtshauptmannschaft Wunsiedel befindlichen, Ortschaften.* 1794. 29 S. 4. (7 gr.) In dieser kleinen Schrift sind gegen 230 Ortschaften namhaft gemacht, die in der Amtshauptmannschaft Wunsiedel anzutreffen sind. Die Ordnung, welche der ungenannte Vf. beobachtet, ist diese: 1) liefert er ein alphabetisches Namenverzeichniss der sämmtlichen Oerter dieses Bezirks mit der Angabe ihrer Entlegenheit von der Stadt Wunsiedel nach Stunden — mit Bemerkung des Unterschieds der mediaten und immediaten Unterthanen sowohl als der Schutzverwandten, — mit Benennung des Amtes, dessen Jurisdiction sie unterworfen sind, und mit Bezeichnung des Kirchspiels. Hierauf folgen 2) die Richterämter mit Benennung der dahin gehörigen Ortschaften; dann 3) die Superintendentur Wunsiedel mit ihren Parochien und eingepfarrten Dörfern nebst der Inspection Rodwitz; und zuletzt 4) die Oberförster und Wildmeistereyen mit den eingeforsteten Ortschaften. Dem Inn- und Ausländer wird zwar diese Schrift nützlich seyn; sie würde aber doch für den Geographen und Statistiker noch einen gröfsern Werth erhalten haben, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, auch die Zahl der Wohnhäuser und Einwohner eines jeden Orts anzugeben. Bey einer zweyten Auflage, die diese wenigen Bogen verdienen, könnte wohl dieser Mangel leicht ergänzt werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Marburg, in d. akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann*. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neuntes Hauptstück. *Scholastische Philosophie.* Ueber den Begriff und den Anfang der scholastischen Philosophie ist man bis jetzt nicht einig gewesen, und wird es nicht eher werden, bis ein Begriff aufgestellt ist, der die charakteristischen Züge in Behandlung der Philosophie zusammenfasst, welche in der Periode, die von allen für die Zeit der Scholastiker erklärt wird, allgemein herrschend waren. Dies ist auch die hier befolgte Methode zu Bestimmung des Begriffs, von welcher aber doch nicht alles Willkührliche entfernt geblieben ist. Scholastische Philosophie ist nämlich nach dem Vf. diejenige Behandlung der Gegenstände *a priori*, wo nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden Glaubensgebäude genommen wird. Alexander von Hales wird einstweilen als erster scholastischer Philosoph aufgestellt, weil, da die Schriften des Michael Scotus und Robert Pulleyn so selten sind, nicht bestimmt werden kann, ob die Periode weiter hinauf zu setzen ist. Erstlich ist das Entgegensetzen von Gründen und Behauptungen nicht die einzige Form der scholastischen Philosophie, zum wenigsten nicht die innere, wesentliche. Diese Methode kann mit jeder andern Art von Philosophie bestehen, ist auch vorher schon im dogmatischen und skeptischen Gebrauch, wenn auch nicht in dem Grade, angewendet worden. Alles kommt dabey auf die Principien und den Zweck des Philosophirens an; und daraus hätte der Charakter der Scholastik vorzüglich bestimmt werden sollen. Ein andres Merkmal, dass die Scholastiker ihre Entscheidungen aus dem Aristoteles, den Kirchenvätern u. s. w. nehmen, ist kein allgemein unterscheidendes Kennzeichen. Vor und nach dem Hales that man desgleichen. Die von dem Vf. dafür erklärten Scholastiker stützen sich nicht immer allein auf Autoritäten, sondern auch auf Gründe, wie schon aus dem erhellet, was der Vf. von ihnen anführt, und eine flüchtige Ansicht der Schriften des Thomas oder Duns Scotus kann schon von dem Gegentheil überzeugen. Aus diesen und andern Gründen muss der Begriff und der Umfang der scholastischen Philosophie anders bestimmt, und sie kann, wenn man einmal ihren Geist gefasst hat, gar wohl in mehrere Perioden eingetheilt werden. In diesem bis zu dem sechszehnten Hauptstück handelt der Vf. von *Alexander von Hales*, *Wilhelm von Paris*, *Vincent von Beauvais*, *Albertus Magnus*, *Bonaventura*, *Thomas v. Aquino*, *Richard von Middleton*, *Heinrich von Gent*, *Aegidius von Colonna* und zuletzt von *Duns Scotus*. Der Vf. hat sich bemühet, einen schon alten Wunsch des Leibnitz in Erfüllung zu bringen, und aus dem Wuste unnützer Speculationen, welcher in den Schriften dieser Männer enthalten ist, das Brauchbare herauszuziehen, wofür er gewiss Dank verdienet. Nur darf man auch von dieser Seite noch nichts ganz Vollendetes erwarten, indem es theils unmöglich war, alle Werke der Scholastiker, die zum Theil sehr selten sind, durchzulesen, theils auch bey den gebrauchten noch manche Nachlese und Berichtigung übrig geblieben ist. Rec. will zum Beweise dieses Urtheils nur noch einige Bemerkungen über den letzten Abschnitt von Joh. Duns Scotus hersetzen. S. 602, 603. Scotus theilte das *Ens* in der allgemeinsten Bedeutung oder das Denkbare in das Gedankending und das wirkliche. Hr. T. findet darinn eine Verwirrung, dass das Merkmal der Gattung, auch Merkmal der Art, des wirklichen Dinges ist; denn auch dieses muss vom Widerspruche frey seyn. Allein eine Verwirrung finden wir hier nicht. Das Merkmal der Gattung muss auch den Arten zukommen, der Unterschied der Arten bestehet darinn, dass das erste bloss ein Seyn im Verstande, das andere ein Seyn ausser dem Verstande hat. S. 623. „Scotus unterscheidet endlich *etwas verwirrt denken* und *ein verwirrtes Denken*." Wenn auch das letztere *Denken* ein Druckfehler für *denken* ist, so ist doch der Unterschied zwischen *confuse intelligere* und *confusum* (d. i. *indistinctum*) *intelligere* nicht sehr deutlich ausgedrückt. S. 628 wird gesagt, Scotus habe den übernatürlichen Weg Wahrheit zu erkennen, nicht ganz verworfen, um Augustins Ansehen nicht ganz zu stürzen: Was er aber zur Vereinbarung beider vorbringe, sey so dunkel, dass es Hn. T. nicht geglückt sey, in den Sinn einzudringen. Der ist aber, so viel wir sehen, so dunkel nicht. Scotus sagt: „*Et isto ultimo modo potest concedi, quod cognoscantur veritates sinceae in luce aeterna sicut in objecto remoto cognito; quod lux increata est primum principium entium speculabilium et ultimus finis rerum practicarum, et ideo ab ipsa sumuntur principia tam speculabilia quam practica.*" S. 632. „Scotus erklärt die Beweise *a priori* für die Existenz Gottes für grundlos." Dieses ist wohl nicht die eigentliche Meynung des Scotus, sondern nur das: *das unendliche Wesen ist*, ist kein unmittelbarer Satz, (*propositio per se*), sondern er bedarf eines Beweises. Denn sonst stimmten seine Behauptungen nicht mit einander überein, da er weiter unten (*In Magistrum sentent.* Venedig

1490 S. 26) sagt: *tale efficiens primum si est possibile, est in re.* S. 635. „Scotus war jedoch nahe daran mit den Neuern richtiger zu sagen: wer alles mögliche wirklich machen kann, dessen Macht ist unendlich." Eben das wollte auch Scotus sagen S. 28: „*Si primum haberet omnem causalitatem omnis causae possibilis formaliter et simul, licet non possent causabilia simul poni in esse, esset infinitum, quia simul quantum est ex se, posset infinita producere.* Hier hätte auch noch bemerkt werden können, dass Scotus zwischen dem philosophischen und theologischen Begriff von der Allmacht unterscheidet, welcher letztere noch ein Merkmal, die Unmittelbarkeit einschliesst, und dass er die letztere Eigenschaft Gottes nur für einen Gegenstand des Kirchenglaubens nicht des Wissens hält. Von der Einheit und Einfachheit Gottes kommen noch andre Beweise, ausser den angeführten, vor, welche eben so gut eine Erwähnung als diese verdient hätten. Und so könnten noch viele Gedanken des Scotus nachgewiesen werden, welche nach dem Plane des Vf. aufgenommen werden mussten, unter andern auch die Hauptgedanken aus der Einleitung, welche Prolegomena zur Theologie als Wissenschaft enthält, theils weil sonst auch alles, was zur natürlichen Theologie gehört, des Vf. meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, theils weil diese Einleitung die Denkart des Zeitalters sehr treffend charakterisirt. — Gegen einzelne Erklärungen und Kritiken, welche jedem Satze und Beweise angefügt werden, könnte noch manches erinnert werden, wenn wir nicht beynahe schon zu weitläufig gewesen wären.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Ueber die moralische Bildung des Menschen.* Nebst einem Anhange. Von *Felix Blau.* 1795. 288 S. 8.

Der durch seine schon ehemals bewiesenen Talente sowohl, als nachher durch seine unglücklichen Schicksale bekannte Vf. fängt diese Abhandlung mit der Zergliederung des Begriffs von Freyheit an. Im ersten Abschnitt erklärt er die vorauszusetzenden Begriffe von Vermögen, Triebfeder, Zweck u. s. w. Die Erklärungen und die Ordnung in der Darstellung ist an sich sehr gut, aber zu wünschen wäre es gewesen, dass er manches ausführlicher behandelt hätte, um auch solchen Personen verständlicher zu werden, die noch nicht an scharfes Denken gewöhnt sind. Im 2ten Abschnitt geht er die Anlage des Menschen für die Thierheit, im 3ten für die Menschheit und im 4ten für die Persönlichkeit durch. Die Stufen der Menschheit sind sinnliches, vernünftigsinnliches, sinnlich vernünftiges und freyes Wesen. Die Moralität wird nach Kant ihrem Daseyn nach als Factum dargestellt, und das *einzige mögliche* Gesetz, das Moralität durch seine Befolgung erzeugen kann, aufgesucht. Sehr richtig drückt der Vf. das Princip der Moralität (nicht der Moral als wissenschaftliches System) so aus: Du sollst immer so wollen, dass die Triebfeder deines Wollens mit dem unbedingten Sollen, d. i. mit der unbedingten Weise des Gebietens oder Verbietens der Vernunft übereinstimme. Darauf zeigt er, wie sich diese Formel in andere verändern lasse, aus denen sich nachher leicht die Regeln für einzelne Handlungen ableiten lassen. Die Unbegreiflichkeit der freyen Acte wird in Kants Sinne erklärt und die Schwierigkeiten, die aus der Beziehung der Handlungen auf das Gesetz der Causalität entstehen, gröstentheils mit Kants eigenen Worten, die aber durch die geschickte Zusammenstellung sehr viel an Klarheit gewinnen, gehoben. Im 5ten Abschnitt, Ursprung des moralisch Bösen folgt Hr. B. wieder gänzlich Kanten, aber nicht wie ein Compilator, der ihn ausschreibt, sondern als ein Mann, der durch eigenes Denken gleiche Resultate erhielt. Dies ist auch der Fall im 6ten Abschnitt, wechselseitiges Verhältniss der Moral und der Religion zu einander. Nach dieser Vorbereitung geht Hr. B. im 2ten Hauptstück zu seinem eigentlichen Gegenstand; Beförderung des moralisch Guten durch Freyheit über. Die Kantische Darstellung der Moralität giebt zur Frage Anlass, ob sich überhaupt das moralisch Gute befördern lasse, denn: hängt die Moralität von der freyen Annahme der Maxime ab, und ist diese Maxime in der praktischen Vernunft gegründet, und wird von den Menschen nicht erlernt, sondern in sich selbst gefunden, so scheint es unmöglich, durch äussere Einwirkung auf ihn zu seiner moralischen Besserung etwas beyzutragen, man kann ihn in dieser Rücksicht wohl höchstens zu einem legalen, aber nicht zu einem moralischen, Menschen bilden. In so fern von dem intelligiblen Charakter die Rede ist, ist auch der Einfluss der äussern Umstände auf die Moralität unbegreiflich, allein in so ferne auf den empirischen Charakter gesehen wird, so können allerdings die äussern Einwirkungen das moralische Verhalten leichter oder schwerer machen. Den innern Vorsatz gut zu seyn, kann keine Bildung hervorbringen, aber die Uebung der Besonnenheit seinen Vorsatz auszuführen, die Klarheit mit der die moralischen Maximen gedacht werden, und die Disciplin der Neigungen, kann die Fähigkeit diesen Vorsatz zu realisiren erhöhen. Hr. B. folgt bey dem Aufsuchen der Leitungsbegriffe zu dieser Bildung, der Zergliederung des freyen Acte. Er zeigt zuerst, was aus den Bedingungen der Möglichkeit der freyen Handlung für die moralische Bildung des Menschen sich ergiebt, dann, was die wirkliche Aeusserung der Freyheit befördert, und endlich, was sich von den Folgen der freyen Handlung für ein Gebrauch zur Bildung des Menschen machen lasst. In einer kurzen Uebersicht der höchsten Grundsätze zur Bestimmung aller Pflichten nimmt Hr. B. die Eintheilung der Pflichten in die gegen sich selbst und gegen andere an. Diese Eintheilung ist aber überflüssig, es giebt nur Pflichten gegen moralische Wesen überhaupt, und ich kann keine Pflichten gegen mich haben, als die ich auch gegen andere habe. Ich bin zwar zugleich ein Object der Pflicht, aber keiner andern Pflicht, als die ich auch gegen andere habe. Das, was Hr. B. hier aufstellt, wie z. B., du sollst nie ein blos bedingtes Gut um seiner Selbst Willen wollen; sind keine Pflichten *gegen* mich, sondern Pflichten, *die mir* obliegen. Die Pflicht der Selbsterhaltung, die man gewöhnlich unter diesen Pflichten oben aufstellt, ist auch gar keine Pflicht *gegen* mich, sondern die allgemeine Pflicht,

kein freyes Wesen als solches einem andern Wesen aufzuopfern.

Der Anhang dieser interessanten Schrift enthält: 1) Unterredungen des moralischen Erziehers mit seinem Zöglinge. Sie sind treffliche Muster für das, was der moralische Erzieher seinen Zögling lehren und wie er ihm die Moralität darstellen soll; aber die Art, dem Zögling die Lehre klar und die Darstellung interessant zu machen, müsste bey den meisten sehr abgeändert werden. 2) Ueber die Idee der Realisirung der Idee einer moralischen Welt. 3) Ueber den Endzweck der Weltschöpfung. 4) Wie hängt Glückseligkeit mit der Tugend zusammen? Diese Abhandlung ist am wenigsten befriedigend ausgeführt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Erfurt, im evangelischen Waysenhause: *Evangelisches Gesangbuch.* 1796. 640 S. Vorr. XXVIII S. 8.

2) Ebendas. *Gebete für den öffentlichen Gottesdienst sowohl als für die häusliche Andacht*, gesammlet auf Befehl eines hochedlen und hochweisen Stadtraths Evangelischen Theils zu Erfurt. 64 S. 8. (Beide auf ordinärem Druckpapier 7 gr. auf bessern Papier gros Format 10 gr.)

Der Erfurter Stadtrath evangelischen Theils hatte nach der Vorrede mit dem geistlichen Ministerium daselbst wegen Verfertigung eines neuen Gesangbuchs communicirt. Dieses trug nach einer erhaltenen Privatnachricht dem Hn. Professor der Theologie und Pastor an der Andreaskirche *Gebhard* und dem Hn. Diakonus an der Predigerkirche *Lossius* auf, dieses Gesangbuch zu verfertigen. Beide übergaben demselben den in der Vorrede S. XV—XVIII. befindlichen Plan, welcher auch von selbigem gebilliget wurde. Nach diesem Plan wurde das Gesangbuch von beiden allein verfertigt, ohne dass das Ministerium weitern Antheil daran nahm, welches billig in der Vorrede hätte angezeigt werden sollen. Zugleich wurde aber auch jenen der Zwang aufgelegt, die Ordnung der Lieder, so wie sie im alten Gesangbuche befindlich ist, in der ersten Abtheilung beyzubehalten, und manches alte Lied unverändert aufzunehmen, welches eine Aenderung bedurft oder die gänzliche Ausschliessung verdient hätte. Erst in der zweyten Abtheilung erhielten sie völlige Freyheit, eine eigene Einrichtung zu machen und bey einer natürlichern Ordnung eine strengere Auswahl zu treffen; und diese Arbeit ist Hn. *Gebhard* allein eigen, da Hr. *Lossius* nur einige Beyträge dazu geliefert hat. Durch diese Einschränkung hat das Gesangbuch unstreitig an der äussern Form und an Brauchbarkeit viel verloren. Die Regeln, nach welchen die Herren G. und L. verfahren haben, sind sehr vernünftig, und es war allerdings der Klugheit gemäss, einige alte Gesänge verbessert oder unverändert beyzubehalten, wenn andere, die zu mystisch und schwärmerisch sind, ihren Abschied erhalten haben. Das letzte hätte bey mehrern geschehen sollen, die noch zu viel Spielendes enthalten und eine falsche Andacht hervorbringen, als N. 19. Dein Geburthstag tritt von neuem, allerliebster Jesu ein; N. 91. Meine Liebe hängt am Kreutz; N. 293. Ach schönster Jesu mein Verlangen. Eben das gilt auch von manchen veränderten, die bey allen Verbesserungen doch zur Beförderung der Andacht nicht viel beytragen werden, besonders diejenigen, worinn zu viele Wiederholungen von Hallelujah, Triumph, Victoria und ganzen Strophen in jedem Verse vorkommen, als N. 5. 121. 130. und 131. Dass einige alte geistreiche Lieder auch bey einiger Härte der Poësie unverändert geblieben sind, z. E. Ich singe dir mit Herz und Mund, Was Gott thut, das ist wohlgethan, wird jeder Unbefangner billigen; aber bey einigen wäre doch eine Aenderung sehr nöthig gewesen, als bey N. 229. Ich armer Mensch, ich armer Sünder, und in N. 651. V. 2. hätten die Posaunen bey dem Weltgerichte billig wegbleiben sollen. Ueberhaupt enthält das Gesangbuch einen so grossen Reichthum von auserlesenen neuen und (in Absicht auf eine grosse Anzahl von Hr. *Lossius*) glücklich umgearbeiteten alten Liedern; dass Prediger nicht nöthig haben werden; zu einigen ganz veralterten, die noch vielleicht aus Localursachen beybehalten worden sind, ihre Zuflucht zu nehmen. Die ganze Sammlung enthält 918 Gesänge.

Die Sammlung von Gebeten, welche ebenfalls von Hn. Pr. *Gebhard* und Hn. D. *Lossius* veranstaltet worden, enthält allgemeine Kirchengebete, besondere Kirchengebete an Festtagen und Gebete für die häusliche Andacht. Der Geist des Gebets ist darinn gut ausgedruckt, sowohl in Absicht auf zweckmäfsigen Inhalt, als in Absicht auf Simplicität, Würde und Fasslichkeit des Vortrags. Nur die Titulaturen in den Kirchengebeten: *kayserliche Majestät*, *kurfürstliche Gnaden*, *ein Hochedler und Hochweiser Rath*, hätten billig als unschicklich in einer Anrede an Gott wegbleiben sollen. Dieses ist zuweilen geschehen, aber *der Hochedle und Hochweise Rath* ist überall geblieben. Der kirchliche Lehrbegriff ist in den Gesängen sowohl als in den Gebeten beybehalten worden, welches auch nöthig ist, um allen Anstoss zu vermeiden. Der Preis ist bey der Stärke des G. B. sehr mäfsig und wird die Einführung desselben sehr erleichtern.

1) Leipzig, b. Barth.: *Christliche Religionsgesänge* für die Freyschule in Leipzig. 1794. Mit den Gebeten und dem Register 392 S. 8.

2) Halle, ohne Verleger: *Gesangbuch zum Gottesdienstlichen Gebrauch* in hiesiger königlichen Dom-Kirche. 1795. 402 S. 8.

Das erste dieser Gesangbücher welches vom seel. Consistorialrath *Pauli* und Hn. Dompred. *Pischon* gesammlet und mit allgemeiner Freude und Bereitwilligkeit eingeführt worden, enthält 387, das zweyte aber nur 363 Gesänge. Die Anordnung ist in beiden sehr verschieden. In N. 1. ist alles auf Gott und seine Verehrung bezogen und die Eintheilung nach den verschiedenen Verhältnissen, in welchen er (als Schöpfer, moralischer Gesetzgeber, Regierer und Richter der

Welt) zu ſeinen Geſchöpfen ſteht, gemacht worden. In N. 2. iſt mehr die gewöhnliche Ordnung beybehalten, ſo daſs die erſte Hauptabtheilung die theoretiſche Religionslehre, die zweyte die Sittenlehre und die dritte die Aſcetik, die vierte die Vortheile der Beſſerung und die fünfte die Lieder für beſondere Zeiten und Umſtände in ſich faſst. Die letzte Zuſammenſtellung dünkt dem Rec. doch weit natürlicher und zweckmäſsiger zu ſeyn, weil hier die Materien, die zuſammen gehören, z. E. Eigenſchaften Gottes und Pflichten gegen Gott, weniger getrennt werden. N. 1. hat darinn etwas vorzügliches, daſs die beſondern Titel nicht nur in der Inhaltsanzeige ausgedruckt, ſondern auch in dem Geſangbuche ſelbſt wiederholt ſind, welches in N. 2. nur mit den allgemeinen Titeln geſchehen iſt, wodurch aber die Aufſuchung der Geſänge von beſondern Materien mehr erſchwert wird. In N. 1. ſind auch Geſänge von nicht gewöhnlichem Inhalte befindlich, z. E. von der Schönheit der Erde, von den Geſtirnen, über geſunde Sinne, Verſtand und Vernunft Gefühl- und Empfindungsvermögen, chriſtliche Geſinnungen gegen andere Religionsverwandten, von dem vernünftigen Verhalten gegen die Thiere, und andere die ſich auf den Schulunterricht beziehen, Pflichten gegen Vorſteher der Schule und gegen Mitſchüler, am Stiftungstage der Schule, bey Schulprüfungen, bey Aufnahme und Entlaſſung mehrerer Mitſchüler, beym Tode eines Lehrers und eines Mitſchülers u. dgl. Auch findet man einige Wechſelgeſänge zwiſchen Lehrern und Schülern oder der Verſammlung und den Kindern, deren Gebrauch gewiſs einen guten Eindruck machen wird. Dagegen vermiſſet man doch auch einige nöthige Materien, z. E. vom Gehorſam gegen Gott, welches in N. 2. auch fehlt, von der Aufrichtigkeit, der Treue in Verſprechungen, der Beſcheidenheit und Freundlichkeit, welche in N. 2 befindlich ſind.

Ueber die Auswahl der Lieder kann ein anderer freylich nicht ganz richtig urtheilen, der die Localumſtände nicht kennt, welche die Herausgeber beſtimmt haben, ein Lied aufzunehmen und das andere zu verwerfen. Dieſs iſt der Fall beſonders bey N. 1. wo die Herausgeber ſich auf die im gedruckten Schulplane angezeigten Localumſtände berufen, welchen Rec. nicht vor Augen hat. Im ganzen iſt auch gewiſs die Auswahl in beiden Sammlungen ſehr glücklich und zweckmäſsig geſchehen. Ganz neue, dem Rec. wenigſtens unbekannte findet man in N. 1. z. B. das Sommerlied N. 30. Rund um mich her iſt nichts als Freude; in N. 2. das Friedenslied N. 352. Dagegen vermiſste Rec. ungern manche ſchöne Lieder, z. E. das Gellertſche Lied beym Gewitter: *Der mächtige, der Gott der Götter*, auch das Lied: *Beſitz ich nur ein ruhiges Gewiſſen*, u. a. m. Die nöthige Gleichheit der Anzahl der Lieder bey den verſchiedenen Materien iſt in N. 2. gut beobachtet, in N. 1. hat ſie Rec. hie und da vermiſst. Daſs die Klaſſe der Schulgeſänge, beſonders vor und nach dem Unterrichte ſehr zahlreich iſt, wird ein jeder gewiſs ſehr billigen. Ueber die zweckmäſsige Beſchaffenheit der Geſänge ſind in der Vorrede von N. 1. einige gute Regeln gegeben worden, die aber nicht hinreichend ſind. Stärke und Fülle der Gedanken, Würde und Faſslichkeit des Ausdrucks, und eine verhältniſsmäſsige Kürze der Lieder ſind auch nothwendige Eigenſchaften. Doch, wenn die Herausgeber dieſe Regeln gleich nicht anführen, ſo haben ſie doch ſolche angewendet. Von alten Liedern ſind wenige beybehalten und dieſe ſind durchaus und mehrentheils ſehr glücklich geändert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Zelle: Beyträge zur Kenntniſs der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Churlande.* Aufserordentliches Stück, enthaltend eine glaubwürdige *Nachricht von der Hoyaiſchen Landſchaftlichen Verfaſſung*, mit Anmerkungen herausgegeben vom Hofgerichtsaſſeſſor *v. Duve*. 1795. 5 Bog. 8. In einer dieſem Stücke beyliegenden *Ankündigung* macht Hr. *v. Duve* ſein Vorhaben bekannt, unter obigem Titel eine neue Quartalſchrift zu liefern, welche Aufſätze über die Verfaſſung einzelner Provinzen und Städte, Miſcellaneen aus der ältern Geſchichte, getroffene Maaſsregeln zu Erleichterung der Unterthanen, merkwürdige Entſcheidungen in ſtreitigen Criminal- und Policey-Sachen, Urtheile auswärtiger Schriftſteller über die Kurlande mit Berichtigungen, beſcheidene Wünſche und Vorſchläge zu Verbeſſerungen, vermiſchte Nachrichten und Bemerkungen, Anfragen und Anzeigen enthalten ſollte. Da die bekannten *Annalen* ſich beträchtlich weitere Gränzen geſteckt hatten: ſo hoffte Hr. *v. D.*, daſs beide Journale neben einander beſtehen könnten. Allein die Herausgeber der Annalen ſcheinen anderer Meynung geweſen zu ſeyn, und wenn die Sage wahr wäre, daſs dies neue Unternehmen das Aufhören der Annalen hauptſächlich veranlaſst habe, ſo wäre es ſehr zu bedauern, denn die Quartalſchrift des Hrn. *v. D.* ſcheint keinen Fortgang zu haben, wenigſtens iſt bis jetzt nichts weiter erſchienen, und nun haben wir über die Kurbraunſchweigiſchen Lande — gar nichts.

Wirklich war auch dies aufserordentliche Stück, das doch wohl zur Probe dienen ſollte, nicht geſchickt, dem Herausgeber viele Theilnehmer zu verſchaffen. Es iſt zu einſeitig, ohne alle Mannichfaltigkeit, die für den Fortgang eines ſolchen Unternehmens unumganglich nöthig iſt, das Format klein, der Druck nicht ſparſam genug, das Papier ſchlecht; der Aufſatz aber an ſich dem Statiſtiker ſehr ſchätzbar. Die Tradition ſchreibt den erſten Entwurf entweder dem Premierminiſter von Münchhauſen oder dem ehemaligen Hoyaiſchen Landſyndicus v. Willich zu, der aber nachher Zuſätze von fremder (unbekannter) Hand, und vom Herausgeber Einſchaltungen und Anmerkungen, die zum Theil mit vieler Freymüthigkeit abgefaſst ſind, erhalten hat. Angehängt iſt ein Verzeichniſs der ſämmtlichen in der Hoyaiſchen Matrikel enthaltenen adeliſchen Güter, mit Angabe ihrer Beſitzer und ihres Ertrags von 1778, bey welchem aber Hr. *v. D.* den Ausdruck *Schlachtkoſten* nicht ohne Erläuterung hätte laſſen ſollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *Ueber die Fäulniss lebender und todter thierischer Körper, über Faulkrankheiten und fäulnisswidrige Mittel.* 1795. 218 S. 8.

Bücher, wie das vorliegende, sind äuserst nützlich, in der Theorie einer Kunst aufzuräumen, deren Bearbeiter in unseren Tagen einen rühmlichen Wetteifer zeigen, sie der Vollkommenheit näher zu bringen, und ihre Wohlthätigkeit allgemeiner zu machen. Die Fäulniss, heisst es hier, sey unter allen chemischen Gegenständen am wenigsten aufgeklärt. Dennoch höre man den grosen Haufen der Praktiker von so vielen Faulkrankheiten und Faulfiebern sprechen, die sie alljahrig behandeln, dass man entweder über die Kunst erstaunen, mit der sie dem machtigsten Zerstörungsmittel in der Natur zu trotzen wissen, oder sich wundern müsse, dass das ganze Menschengeschlecht nicht längst vor Entdeckung der Chinarinde und dem allgemein gewordenen Gebrauche der Vitriolsäure durch Fäulniss aufgerieben sey. Selbst grose und aufgeklärte Aerzte leiten Krankheiten von Fäulniss her, ohne das Wesen der Fäulniss hinlänglich zu bestimmen. Einige derselben lassen zwar im lebenden Körper keine eigentliche Fäulniss gelten, sondern nur eine gewisse Neigung dazu, einen analogen Zustand; dieser werde denn aber auch nicht näher characterisirt. (Die guten und aufgeklärten Aerzte unserer Zeit, welche die Lebenskraft und ihre Wirkungen hinlänglich zu würdigen wissen, konnen diese Urtheile nicht treffen; selbst diejenigen nicht, welche *Frank's* Meynung nicht beytreten, der das Wort *Faulfieber* aus der Pathologie verbannet, wie der Vf. hier zu billigen scheint. Denn alle diese Aerzte wissen, dass die Lebenskraft der Fäulniss widerstehe; wissen aber zugleich, dass es Krankheiten gebe, in denen die Lebenskraft der festen Theile und der Säfte dermaasen geschwächt ist, dass in diesen eine Neigung zur Entmischung entsteht; man mag nun den Namen der faulichten Krankheiten für dieselben beybehalten, oder ihnen einen anderen geben. *Frank's* richtige Behauptungen, die der Vf. hier aufstellt, treffen auch nur die irrigen Meynungen von faulichten Krankheiten, aber die richtigern nicht, welche gar wohl mit ihnen bestehn.) Das Schaalwerden weingeistiger und saurer Flüssigkeiten, das Schimmeln, das Ranzigtwerden fetter Oele, das Verwittern, die Eiterung, unterscheidet der Vf. sehr richtig von der Fäulniss. (Aber die Auflösung organischer Körper, nämlich solcher, die zur Fäulniss fähig sind, *unter Wasser*, unterscheidet er wohl nur willkührlich von der Fäulniss; und behauptet zu viel, wenn er behauptet, dass ein Körper nicht faulen könne, wenn er mit Wasser ganz umgeben, und dadurch von dem Zugange der atmosphärischen Luft ausgeschlossen sey. Denn allerdings gehen fäulnissfähige Körper auch unter Wasser, wenn die Oberfläche des einschliessenden Wassers der Luft ausgesetzt ist, in Fäulniss über: wenigstens ist die mit Gestank erfolgende Entmischung solcher Körper unter Wasser nicht wesentlich von der Entmischung an der Luft verschieden. Zwar schränkt der Vf. die Benennung Fäulniss nachher auf eine besondere Art der Entmischung ein: er hat aber nicht erwiesen, dass diese nicht auch unter Wasser vorgehen könne. Vom bloßen Phosphor ist es wenigstens bekannt, dass er, zumal mit Hülfe des Alkali, das Wasser zerlege. Eben so möchte Rec. die Entmischung, welche Eingeweide in Leichen erleiden, ehe dieselben geöffnet sind, nicht eben von Fäulniss unterschieden wissen. Unmittelbare Berührung von Lebensluft oder atmosphärischer Luft befördert die Fäulniss; aber unumgänglich erfoderlich ist doch diese zur Fäulniss nicht; die Fäulniss, welche auf der Oberfläche einer Leiche, oder des einschliessenden und auflösenden Wassers, nämlich in den aufgelöseten Theilchen, entsteht, kann sich bis in das Innere der Leiche, oder bis in den ganz mit Wasser überdeckten Körper fortsetzen.) Die Fäulniss unterscheide sich durch den specifiken faulichten Geruch, (den nun freylich Körper, die unter Wasser, Eingeweide, die in Leichen faulen, auch haben,) durch das unverkennbare Ansehen eines jeden faulenden Körpers, (dieses möchte am wenigsten charakteristisch seyn. Rec. hat Rindfleisch in Wasserstoffgas fünf Wochen lang aufbewahrt. Es wurde zwar dunkelfärbiger, doch bekam es nicht im mindesten das faulende Ansehen eines gleichen Stückes, das daneben in Lebensluft lag, und anfangs schöner roth wurde, bald aber in vollkommene Fäulniss überging. Dennoch zeigte sich, als das mit Wasserstoffgas gefüllte Gefäss geöffnet wurde, ein äuserst unleidlicher Gestank, den Rec. und andere ohne Bedenken für faulicht hielten); endlich, durch den schlechterdings unaufhaltbaren Fortgang jeder wahren Fäulniss, und dadurch, dass Fäulniss nie anders, als unter gewissen Bedingungen erfolge. Diese Bedingungen seyen: 1) alle Lebenskraft müsse in dem Körper aufgehört haben. Daraus folge, dass der von den Aerzten behauptete Satz: Fäulniss sey dem Leben gefährlich, unterdrücke, zerstöre die Lebenskraft mächtig, zu den theoretischen Irrthümern gehöre. (*Dieses* folgt, so wahr *jener* Satz ist, aus ihm doch wohl nicht. Ausdünstungen faulichter Körper können, auf die Nasennerven und Lungennerven thierischer Körper wirkend, die Lebenskraft der-

derſelben ſchwächen, ſo ſehr ſchwächen, daſs in ihnen Neigung zur Entmiſchung entſteht, wenn gleich völlige Fäulniſs vor Endigung des Lebens nicht eintreten kann.) 2) Jeder Stoff, welcher zur Faulniſs fähig ſeyn ſoll, müſſe Phosphor enthalten. Jeder vegetabiliſche und thieriſche Körper enthalte dieſen Stoff, wie daraus erhelle, daſs jeder (von den meiſten iſt es wenigſtens erwieſen) vegetabiliſche und thieriſche Körper mit Alkali gehörig behandelt, Blutlauge gebe. 3) Es dürfe nicht an hinreichender Feuchtigkeit fehlen. 4) Die Temperatur dürfe nicht unter dem Gefrierpunkte des Waſſers ſeyn. 5) Die athembare Luft müſſe einigen Zugang zu dem faulenden Körper haben, u. ſ. w. Nach dieſen Prämiſſen ſtellt der Vf. ſeine neue *Theorie* der Fäulniſs auf. *Die Faulniſs ſey ein langſames Verbrennen des* (in den organiſchen Körpern enthaltenen) *Phosphors, wodurch die Beſtandtheile der organiſirten Körper getrennt werden, die flüchtigen in Dunſt- und Gasgeſtalt entweichen, die fixen aber allein zurückbleiben.* Daſs ſchon *Boerhaave* in ſeinen *Elementis Chemicae* von der Fäulniſs ſagt: *Phosphorica quaedam producit*, hat der Vf. auf der Rückſeite des Titelblatts löblich bemerkt. Der Phosphor ſey ein weſentlicher Beſtandtheil aller zur Fäulniſs fähigen Stoffe; und ſie faulen deſto geſchwinder, je gröſser die in ihnen befindliche Menge von Phosphor iſt, und je lockerer er mit den übrigen Beſtandtheilen zuſammenhängt. An vielen faulenden Körpern zeigt ſich ein phosphoriſches Leuchten: wo man bey wirklicher Faulniſs dieſes Leuchten vermiſſe, da ſey dieſer Mangel der zu kleinen Quantität des Phosphors zuzuſchreiben. Faulende Stoffe entzünden ſich, gerade wie der Phosphor, in warmer Temperatur, von ſelbſt. Der faule Geruch komme genau, (genau nun wohl nicht, aber ſchon die Aehnlichkeit dient zum Beweiſe,) mit dem Geruche des gephosphorten Waſſerſtoffgas überein. Auf dieſe Theorie gründet dann der Vf. eine Betrachtung der *Faulkrankheiten* und des Faulfiebers insbeſondere. Nur in zwey Fällen ſey Faulniſs im lebenden Körper möglich. Entweder es faule irgend ein fremdartiger Stoff im Körper, z. B. ein Kind im Uterus, Würmer, Koth in den Gedärmen, (der Vf. rechnet auch ſtockendes Blut, Galle, Polypen, hieher;) dies geſchehe, ohne daſs die Behälter, in denen dieſe Stoffe faulen, ſelbſt von Faulniſs angegriffen werden; obwohl die lebenden Theile vermöge ihrer Reizbarkeit und Empfindlichkeit, vom Reize der faulenden Stoffe krankhafte Zufälle erleiden können. (Der Vf. giebt hier alſo doch ſelbſt zu, was er vorhin geleugnet hatte, daſs Stoffe ohne Zugang athembarer Luft in Faulniſs übergehen können. Uebrigens wird jeder richtigdenkende Arzt Zufälle, die vom Reize faulender Stoffe entſtehen, von Faulniſs ſelbſt unterſcheiden.) Oder ein einzelner Theil des Körpers ſelbſt ſterbe ab, und gehe folglich, wie jede todte thieriſche Subſtanz in Faulniſs über, nach dem Kunſtausdrucke, in den Brand. Dieſer Brand ſey eigentlich das einzige Uebel, welches den Namen einer Faulkrankheit verdient. Die Neigung zur Faulniſs verdiene den Namen Faulkrankheit nicht; denn dieſe beſtehe nur in einem ſolchen Zuſtande der feſten oder flüſſigen Theile, vermöge deſſen nach dem Tode ihr Phosphor ſich früher entmiſche, als in dem gewöhnlichen Gange der Dinge geſchehen ſeyn würde. Dieſe Neigung zur Fäulniſs ſey Folge von ſehr heftiger Fieberhitze, von Auflöſung der Säfte; von Schlaffheit der feſten Theile, von Schwäche der Lebenskraft: (Rec. würde die letztere Urſache als die vorzüglichſte nennen;) hingegen werde in allen (??) Pathologicen (dieſe Beſchuldigung iſt wohl zu allgemein) irrig gelehrt, daſs die beiſſende Wärme, die Auflöſung der Säfte, das Sinken der Lebenskräfte, Folgen der im lebenden Körper vor ſich gehenden Fäulniſs ſeyen: dieſe Behauptung führe auf eine irrige empiriſche (?) Curart, nämlich den Gebrauch der fäulniſswidrigen Mittel. Die Idee, im lebenden Körper der Fäulniſs widerſtehen zu wollen, ſey abgeſchmackt: denn entweder ſey gar keine Faulniſs da, oder wenn ſie da ſey, wie beym Brande, ſo liege es auſſer den Gränzen der menſchlichen Kunſt, ſie zu heben. Der Name *Faulfieber* werde ſehr verſchiedenen Fiebern gegeben, welche ſehr verſchiedene Behandlung erfodern, da hingegen jener gemeine Name auf den allgemeinen, oft ſchädlichen Gebrauch der Mittel führe, welche man *Antiſeptica* nennt. (Ein ſolches Fieber, bey dem, wie der Vf. S. 197 anführt, ein Aderlaſs angezeigt wäre, für ein Faulfieber halten, und mit Mitteln behandeln, welche dieſem Namen angemeſſen ſind, iſt freylich ein erſchrecklicher Irrthum; allein, warum ſoll man nicht alle ſolche Fieber *Faulfieber* nennen, bey denen eine gewiſſe Schwäche der Lebenskraft in den feſten Theilen und in den Säften und eine davon abhängende Neigung zur Entmiſchung ſich zeigt, wenn gleich ſolche Fieber in Rückſicht ihrer Urſachen und ihrer auſserweſentlichen Symptome eben ſowohl, als inflammatoriſche, gaſtriſche, katarrhaliſche, Fieber verſchieden ſeyn können, die man doch auch, wegen der Aehnlichkeit gewiſſer weſentlichen Symptome, mit allgemeinen Namen belegt. Die Antiſeptica, welche richtigdenkende Praktiker gegen ſolche Fieber geben, ſind Mittel, welche dadurch der Neigung zur Faulniſs wehren, daſs ſie die Lebenskraft ſtärken; Salpeter und Kochſalz wird kein ſolcher Arzt gegen ein Faulfieber gebrauchen. Daſs es Fälle gebe, in denen auch jene analeptiſchen Antiſeptica bey Fiebern, welche gewiſſermaſsen das Anſehen eines Faulfiebers haben, nicht dienen, giebt Rec. gern zu: ſelbſt beym Brande dient, wie *Richter* ſehr richtig anmerkt, die Chinarinde nicht immer: und daſs auch unter denen Antiſepticis, welche gegen Faulkrankheiten anzuwenden ſind, nach Verſchiedenheit der Faulkrankheiten, ein Unterſchied zu machen ſey, hat ſchon *Pringle* bey ſeinem ſiebzehnten Verſuche über antiſeptiſche Subſtanzen geſagt). Die ſporadiſchen ſogenannten Faulfieber ſeyen faſt immer ſolche, wo man im Anfange die nöthige Schwächung verſäumt hatte. *Calor mordax*, Petechien, Frieſel, ſeyen an ſich gar keine Gegenanzeigen gegen das Aderlaſſen. Die Chinarinde werde bey den Fiebern als antiſeptiſches Mittel äuſserſt gemiſsbraucht. Sie könne bey den Fiebern mit Neigung zur Faulniſs nur auf zweyerley Weiſe nützlich ſeyn: einmal, vermöge ihrer Wirkſamkeit gegen remittiren-

de

de Fieber, wenn das Fieber remittirend ſey; (bey einem Fieber, das richtigdenkende Praktiker Faulfieber nennen, iſt aber die Remiſſion nie ſo beträchtlich, daſs dieſe zum Gebrauche der Chinarinde Anzeige gäbe;) zweytens, als ſtärkendes Mittel. Davon habe er jedoch ſich nie recht überzeugen können, denn die Erfahrung lehre (?), daſs mancher Kranke, der die Chinarinde in zu groſser Menge bekam, nicht eher und nicht ſchneller geſund wurde, als ein anderer, der weniger oder gar nichts von dieſem Mittel bekommen hatte. (Rec. kann nach ſeinen Erfahrungen *dieſem* Urtheile nicht beyſtimmen: ſondern muſs verſichern, von ihrem groſsen Nutzen, den ſie in ſolchen Fiebern hat, welche er Faulfieber nennen zu dürfen glaubt, ganz überzeugt zu ſeyn.) Bey den Fiebern, die von Miasmen erzeugt werden, ſolle man die *Methodus alexipharmaca* unſerer Vorfahren nicht ganz verwerfen. (Darin iſt Rec. völlig mit dem Vf. einverſtanden.) Wie beſonders dieſer letzte Abſchnitt, der die Behandlung der Faulfieber betrachtet, vortreffliche praktiſche Bemerkungen enthält; ſo iſt überhaupt das ganze Buch würdig, einem jeden praktiſchen Arzte zum Leſen empfohlen zu werden. Jüngere und unerfahrne Leſer müſſen es freylich, wie ähnliche Schriften, mit Behutſamkeit leſen, weil ſelbſtdenkende Aerzte, indem ſie alte Irrthümer rügen, und neue Wahrheiten lehren wollen, bisweilen zu weit gehn.

JENA, b. Cuno's Erben: *Biographie von Johann Philipp Hagen*, Königl. Preuſsiſchen Hofr. Prof. der Entbindungsk. beym Collegio medico-chirurgico, öffentl. ordentl. Lehrer der Berliniſchen Hebammenſchule und Geburtshelfer. *Von ihm ſelbſt aufgeſetzt und beſchrieben.* Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet vom Hofrath *D. Stark.* 1794. 550 S. 8.

Eigene Lebensbeſchreibungen von merkwürdigen Männern, und ſolchen, die ſich durch eigene Kräfte empor arbeiten muſsten, und dabey Schwierigkeiten zu überwinden hatten, zu deren Ueberſteigung keine gemeine Beharrlichkeit gehört, haben ihren groſsen Werth. Dieſen Werth hat die vor uns liegende Biographie, die aus Herrn Hofr. Starks Archiv für die Geburtshülfe beſonders abgedruckt worden iſt, in einem vorzüglichen Grad. Ihr Vf. erhob ſich aus einer Menge von ungünſtigen Umſtänden und Ausſichten, die die Jahre ſeiner Jugend trübten, zum Leibwundarzt des Herzogs von Curland, und nachdem er da, wie aus ſeiner Erzählung erhellt, von andern ſehr gedrückt und herabgeſetzt wurde, und aus dieſem Lande nach Berlin gegangen war, zur Ehrenſtelle eines geachteten Lehrers der Entbindungskunſt in einer der erſten Städte Deutſchlands, von deſſen groſsen Rufe auch eine ausgebreitete Praxis in ſeinem Fache zeigte. Er gehörte, wie auch Hr. *St.* bemerkt, unter die erſten in Deutſchland, welche eine reinere und vernünftigere Geburtshülfe für gelehrte und ungelehrte Liebhaber dieſer Kunſt bekannt machten, und einführten, und ſeine Werke, ob ſie ſchon manchen Tadel erfuhren, der vielleicht von dem ungünſtigen Verhältniſs mit herrühren mochte, in dem er mit mehrern ſeiner Amtsgenoſſen in den letzten Zeiten ſeines Lebens ſtand, enthalten wahre, richtige, und ganz von der Natur entlehnte Vorſchläge. Nicht lange vor ſeinem Tod empfand er aufs Neue ein widriges Schickſal. Eine Gräfin Reuſs, bey deren Entbindung er vorzüglich gewirkt hatte, ſtarb am neunten Tag nach der Entbindung. Er ſelbſt brachte die Sache, die in Berlin Aufſehen machte, vor das groſse Publicum, und war überhaupt nicht vorſichtig genug, indem er manches unternahm, um ſeinen Ruhm als Geburtshelfer zu erhalten, was ihn gerade ſchwächen muſste. (Die hierüber gewechſelten Schriften ſtehen in Starks Archiv abgedruckt.) Er verklagte einen ſeiner Gegner, ſuchte ſich zu rechtfertigen, wo er konnte; aber er muſste erfahren, daſs viele von ſeinen Freunden, und viele Frauen, die er ehedem als Geburtshelfer beſorgt hatte, ihn verlieſsen. Dieſe Unfälle wirkten, wie Hr. St. in einer Note ausdrücklich bemerkt, auf die Geſundheit dieſes Mannes: ſein dicker Körper, den man auch in den Schriften, die wegen der Gräfin Reuſs gewechſelt wurden, nicht unbemerkt gelaſſen hatte, mochte, bey einer ſonſt frugalen und für häusliche Einrichtung und Sparſamkeit geſtimmten Denkungsart, als diſponirende Urſache zur Erregung eines Schlagfluſſes mit gewirket haben, der ihn ſo ſchnell und heftig überfiel, daſs er augenblicklich und auf der Stelle tod blieb. Dieſe Lebensbeſchreibung hat, bey aller Weitſchweifigkeit, viel Anziehendes. H. hatte manche merkwürdige und beſondere Schickſale, und oft hatten zufällige Ereigniſſe auf ſein Leben groſsen Einfluſs. Man lernt auch die Verhältniſſe am herzoglichen Hof in Curland aus derſelben genauer kennen, und wird mit vielen Perſonen in Berlin, mit denen der Vf. in Verhältniſſen war, genauer bekannt. Da er ſehr viele Actenſtücke, Briefe, u. ſ. f. hat abdrucken laſſen; ſo iſt die Lebensbeſchreibung dadurch freylich ſehr ausgedehnt worden; aber auch von dieſen haben viele, beſonders diejenigen, die den Unterricht der Hebammen in der praktiſchen Entbindungskunſt, und die Hinderniſſe betreffen, die der ſeel. Mann dabey zu überwinden hatte, einen eigenen Werth.

WIEN, b. Camesina u. Comp.: *Benignus Canella Wahrnehmungen über die Urſachen, die Beſchaffenheit und die Heilart der Lungenſucht.* Aus dem Italiäniſchen überſetzt mit Zuſatzen und Anmerkungen von *Joſeph Egerel.* 1795. 269 S. 8.

Dieſes Werk enthält im erſten Abſchnitt Fälle von tödlichen, und im zweyten von geheilten Lungenſuchten. Die tödlichen waren entweder ſolche, wo die von Salvadori vorgeſchlagene toniſche und erregende Kurmethode angewendet worden war; oder wo die Kranken aus Unfolgſamkeit ein Verhalten beobachteten, dem ähnlich, welches Salvadori zur Heilung der Lungenſucht empfohlen hat. Die Heilung aller Lungenſuchten, die der Vf. beſchreibt, erfolgte durch die antiphlogiſtiſche, erweichende, reitztilgende, gelind auflöſende Heilart: nur in einigen wenigen Fäl-

len, bey unächten und Schleimlungenſuchten, war die erregende und toniſche Kurmethode nützlich. Hr. Eyerel hätte ohne Nachtheil des mediciniſchen Publicums dieſes Buch unüberſetzt laſſen können, oder höchſtens nur einen Auszug aus demſelben auf etlichen Bogen liefern ſollen. Die Zuſätze und Anmerkungen hat er ſich nach ſeiner Gewohnheit ſehr leicht gemacht. Er hat in denſelben eine Recenſion von Salvadori's Werk aus der Bibliothek der neueſten mediciniſchen und chirurgiſchen Literatur, und nach dieſer viele Stellen aus dem Hippokrates und Sydenham ausgeſchrieben, welche beweiſen ſollen, was man ſchon lange wuſste, daſs dieſe Aerzte bey der Heilung der Lungenſucht nicht immer die toniſche und erregende Kurmethode anwendeten.

Tübingen, b. Heerbrandt; *Ueber die Wuth.* Eine Preisſchrift von *le Roux. Aus dem franzöſiſchen.* 1795. 180 S. 8.

Das Original ſteht in den *Memoires de la Soc. Roy. de Medecine* vom Jahr 1784. und die Ueberſetzung verdient, als ſolche, empfohlen zu werden. Le Roux hat in dem pathologiſchen Theil keine neuen Aufklärungen über die Krankheit gegeben: Im praktiſchen verwirft er den Gebrauch der Queckſilberſalbe zur Vorbauung gegen die Wuth nach dem Biſs wüthender Thiere, die Rec. bey gehöriger Behandlung der Wunde nun in 18 Fällen als bewährt gefunden hat. Er ſchlägt dagegen vor, die Wunde möglichſt bald nach dem Biſs des wüthenden Thiers tief mit Spiesglasbutter zu ätzen, und die Wunde erſt mit Blaſenpflaſter, dann mit Mitteln, die die Eiterung ſtark befördern, zu verbinden. Er beſtätigt die Wirkſamkeit ſeiner vorgeſchlagenen Kurmethode durch einige merkwürdige Falle, und auch durch ſolche, wo ſie fehlſchlug, weil man das Aetzmittel nicht überall in den Wunden gehörig anbringen konnte. Rec. iſt von der Wirkſamkeit dieſer Vorbauungsmethode, und überhaupt jeder gehörig veranſtalteten Zerſtörung der gebiſſenen Stelle vollkommen überzeugt; glaubt aber auch, daſs ſie doch den Gebrauch anderer erprobter Vorbauungsmittel nicht ſo überflüſſig macht, als der Vf. vorgiebt: denn geſetzt, daſs auch das Aetzmittel jeden Theil der Wunde gehörig tief brennt, und alſo das Gift ſicher zerſtört; ſo wird doch das Mittel nicht bey jeder Wunde, und nicht immer in ſolchem Maaſs angewendet werden können, daſs man auf die ganzliche Zerſtörung und Entfernung des Giftes mit vollkommener Sicherheit rechnen dürfte.

Wittenberg u. Zerbst, b. Zimmermann: *Ueber Vorurtheile, Aberglauben, Unglauben, Leichtglaubigkeit der meiſten Menſchen in der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft und Wundarzneykunſt.* Für Aeltern und Lehrer der Jugend aus der denkenden Klaſſe, von D. *J. A. Gern*, Phyſikus. 190 S. 8.

Es mag für manchen, dem ſeine Lage es möglich macht, auf die untern Stände zu wirken, immerhin nützlich ſeyn, auf ſo viele unter ihnen herrſchende Vorurtheile u. ſ. w., deren nicht wenige hier umſtändlich erörtert werden, aufmerkſam gemacht zu werden, und hier eine Aufforderung zu finden, ihnen entgegen zu arbeiten. Da aber die Bemühung des Vf. nicht neu iſt, und er ſelbſt zwar keine Blöſse giebt, aber auch ſich weder durch die Gabe eines guten populären Vortrages, noch durch den tief und treffend entwickelten Zuſammenhang der Vorurtheile, des Aberglaubens u. ſ. w. auszeichnet, ſo laſst ſich in literariſcher und kritiſcher Rückſicht auch weiter nichts über dieſe Schrift bemerken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dresden, b. Gerlach: *Kurze Betrachtungen über die Sonn- u. Feſtagsevangelien* zur häuslichen Erbauung geſchrieben von *M. J. G. Schubert*, Pred. zu Gatterſtädt bey Querfurth. 1793.

Hr. S. erwartet mit gutem Glauben eine vorzügliche Wirkung von ſeinen herausgegebenen Betrachtungen und um dieſe Wirkung um ſo weniger zu verfehlen, ſchreibt er den Leſern Regeln über den rechten Gebrauch ſeiner Andachtsſchrift vor. Es gehören aber dieſe Betrachtungen nur zu den gemeinen Arbeiten im aſcetiſchen Fache, wiewohl wir ihnen ihre Brauchbarkeit für die Klaſſe von Leſern, für welche der Vf. zunächſt ſchrieb, keinesweges abſprechen wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg*, b. Duyle: *De jure capitulorum Germaniae condendi ſtatuta.* Commentarius ſpecialis. *A. C. Gärtner*, Iur. Prof. P. O. in Acad. Salzburg. 1794. 93 S. 8. Nach vorausgeſchickten allgemeinen Begriffen und Grundſätzen von Collegien und deren Rechten überhaupt, wie auch von dem Rechte derſelben, Statuten zu errichten, insbeſondere, geht der Vf. vom §. 9—17 zu der Frage über: ob es den deutſchen Domſtiftern erlaubt ſey, durch ihre Statuten unadeliche Kandidaten von Dompräbenden ganz auszuſchlieſsen? Er führt, unter Benutzung der neueſten bekannten Schriften über dieſen Gegenſtand, Gründe und Gegengründe umſtändlich an, und erklärt ſich ſodann für die bejahende Meynung. Demnächſt macht er noch einige Bemerkungen über die biſchöfflichen Wahlcapitulationen, und über die bey Errichtung ſolcher Statuten überhaupt erfoderlichen Feyerlichkeiten; unterſucht, ob die päbſtliche, oder kaiſerliche Beſtätigung zu ihrer Gültigkeit nothwendig ſey, und ſchlieſst mit der Beſtimmung der Kraft und Wirkung derſelben. — Neues findet man in dieſer Abhandlung nichts; ſie zeichnet ſich weder durch treffende hiſtoriſche, noch rechtliche Bemerkungen aus; auch ſind die einzelnen berührten Gegenſtände ſehr oberflächlich und unvollſtändig erörtert. Das Ganze iſt offenbar nichts weiter, als eine mangelhafte Compilation längſt bekannter Sätze aus Schriften, die in Jedermanns Händen ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Amsterdam, b. Röder: *Die Liebe im Sommer*, oder *das Schifferſtechen*. Ein Nachſpiel in einem Act und in Gaſſenliedern von den Hn. *De Piis* und *Barre*, überſetzt von *C. J. Albrecht*. 1790. 44 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaſ.: *Der Liebhaber als Statue*. Ein Singſpiel in einem Aufzuge. Aus dem Franzöſiſchen in Muſik geſetzt von Hn. *Dalayrac*. 1790. 31 S. 8. (3 gr.)

3) Altona, b. Hammerich: *Das Erndte-Feſt*. Ein Singſpiel in einem Aufzuge, von Hn. *Thaarup*. In Muſik geſetzt vom Hn. Kapellmeiſter *Schulz*. 1795. 68 S. 8. (6 gr.)

4) Leipzig u. Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Abällino der groſſe* (groſſe) *Bandit*. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach der Geſchichte dieſes Namens, von demſelben Verfaſſer. 1796. 172 S. kl. 8. (12 gr.)

5) Berlin, b. Nauck: *Guido Faſſieri, der Retter Venedigs*. (Ein) Trauerſpiel in fünf Acten. Nach *Thomas Otway's Venice preſerv'd or a Plot discover'd* frey bearbeitet. 1795. 116 S. 8. (8 gr.)

6) Berlin, b. Feliſch: *Carl von Dahlfeld*. (Ein) Originalluſtſpiel in drey Aufzügen. 1795. Von S. 261 bis 464 8. (12 gr.)

7) Leipzig, b. Rein: *Blanka von Burgund*. (Ein) Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1795. 110 S. 8. (7 gr.)

Nr. 1. u. 2) Bloſs als Vehikel einer vielleicht angenehmen Muſik können dieſe elenden Arbeiten geduldet werden.

Nr. 3) Gleichfalls der Muſik wegen überſetzt von Hn. *F. H. W. Frühlich*, aber ungleich beſſer, als die vorigen. Die Lobſprüche auf die däniſche Regierung, ſo wahr und gerecht ſie auch ſind, werden doch auf däniſchen Theatern die meiſte Wirkung thun. Die Bauern, beſonders *Anna*, ſcheinen uns etwas zu feyerlich, und das Ganze nicht intereſſant genug.

Nr. 4. Die Hauptwirkung dieſes Stückes beruhet auf der Ueberraſchung, daſs Flodoardo, der Retter Venedigs, mit dem Banditen Abällino, den er in die Hände des Senats zu liefern verſpricht, eine und dieſelbe Perſon ſey. Das geht wohl im Romane an, oder bey der Leſung des Stücks; nicht aber bey der Vorſtellung, wo man den Schauſpieler trotz aller Verſtellung erkennen wird. Dennoch hat das Stück hie und da Glück gemacht. Man trifft auf manche ſchleppende Scenen, entlehnte Gedanken, und ſogar offenbare Widerſprüche. So ſagt der Doge Gritti S. 63.: *Ich hatte drey Freunde nur durch mein ganzes Leben, und ich bin ein halbes Jahrhundert alt geworden.* (In der vorausgeſchickten Charakteriſtik iſt er um 20 Jahre älter angegeben.) S. 80.: *Sollten wir immer erſt klügeln und prüfen, und bedächtig die Erfahrung über den Menſchen befragen, bevor wir ihn lieben . . . . ſo würde auf Erden keine Freundſchaft geſchloſſen.*

5) Ein trotz mancher Mängel noch immer ſchätzbares Product für unſere Bühne. Der Hauptheld hat freylich einen zu ſchwankenden Charakter und zu irrige Begriffe von Moral, und intereſſirt weit weniger als Betta und Pedro. Die Theilnahme des letztern an einem ſo ſchändlichen, ſo blutdürſtigen Complotte, dünkt uns eben ſo unwahrſcheinlich, als die Entſchloſſenheit, womit *alle* Verſchworne die angebotene Gnade ausſchlagen.

6) Aus den Seitenzahlen ſiehet man, daſs dieſes Stück nur die Hälfte eines Bandes ausmacht, und auch einzeln verkauft wird. Es iſt zu dieſem Ende mit einer Vorrede ausſtaffirt. Durch einen gewiſſen *kleinen Kunſtgriff*, behauptet der Vf., *ſey jede Perſon intereſſant geworden.* Wir behaupten das nicht. Auch iſt noch zum Ueberfluſſe die ohnehin ſchwache Intrigue ſchon im dritten Auftritte des dritten Aufzuges vollkommen geendigt, und was nachkommt, doppelt langweilig.

7) Die Anlage hätte viel Anziehendes. Eine ſchöne, unglückliche, tugendhafte Königin wird von einer unverſchamten Buhlerin verdrängt, erniedrigt, beſchimpft, von ihrem unwürdigen Gemahl gehaſſet, und von einem edlen Prinzen geliebt, der als ein Opfer ſeiner uneigennützigen Liebe fällt. Sie ſelbſt wird gezwungen, Gift zu trinken. Es iſt Schade, daſs dieſer Stoff nicht beſſer bearbeitet wurde. Alles grell, ohne Delicateſſe; die Sprache, wo ſie bitter oder ſtark ſeyn ſoll, pöbelhaft, ſchwülſtig, ja manchmal gar ſinnlos! z. B. S. 22.: Die Buhlerin Maria, nachdem ihr der Miniſter Vorwürfe gemacht hat, *ſteht einen Augenblick betäubt, ſprachlos. Dann ſchlagt ſie ſich haſtig, ihm nachſtarrend, mit der Hand vor die Stirn*, und ſagt: *Hier das eherne Monument deines Namens und dieſer Beleidigung.*

Leipzig, b. Gräff: *Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte*. 1795. 328 S. 8. (21 gr.)

Ein Roman voll reiner moraliſcher Grundſätze und lehrreicher Charaktere, der darauf abzweckt, in den Her-

Herzen junger Frauenzimmer gute Empfindungen zu erwecken, und dieſes lobenswerthen Zweckes hoffentlich nicht überall verfehlen wird. *Eliſa* iſt ein Ideal weiblicher Tugend und Vollkommenheit, bewundernswerth wegen ihrer unerſchütterlichen Seelenſtärke in Leiden jeder Art, wegen ihres ſtillen unermüdeten Eifers in Verbreitung des Guten, und wegen der genaueſten Erfüllung ihrer Pflichten als Tochter, Gattin und Mutter. Ihre Geſchichte beginnt mit dem Tode ihres Vaters, dem ſie eine vortreffliche Erziehung zu danken hatte, und wird durch die wichtigſten Verhältniſſe des Lebens, worein ein Frauenzimmer kommen kann, bis zu ihrem Tode fortgeführt. Leſenswerth iſt die Bemerkung S. 8. über den Traum von allgemeiner Tugend, Freyheit und Gleichheit. S. 13. über Frauenzimmerpedantismus. S. 107. 108. 124. über Charakterbeſſerung des gemeinen Volks. S. 109. 119. 127. 171. 173. u. 197. über weibliche Erziehung. S. 131. über Coketterie und S. 313. über eheliches Glück. Was über öffentliche Erziehung S. 201. geſagt wird, daſs ſie nämlich *in jedem Fall* der Privaterziehung nachſtehen müſſe, iſt unwahr. Sehr gewagt iſt die Behauptung, daſs man einen Jüngling, der in der erſten Erziehung verwahrloſet worden, auf keine ſchicklichere Art von ſeinen Irrwegen zurückführen könne, als wenn man ſeine Leidenſchaften eine Zeitlang ausbrauſen laſſe. Am wenigſten hat dem Rec. das Glaubensbekenntniſs gefallen, das der Vf. die ſterbende *Eliſa* noch kurz vor ihrem Hinſcheiden ablegen laſst. In einem Buche, das allen deutſchen Mädchen und Weibern gewidmet iſt, ſollte man doch keine Zweifel gegen die Unſterblichkeit der Seele leſen. „Ich dachte mir oft die Zerſtörung meines Weſens, ſagt *Eliſa* S. 325. noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens, und bin bereit dazu.“ Pomphaft klingt dies freylich, iſt es aber auch wahr? — Die Schreibart iſt ziemlich rein, doch findet man hie und da Hyperbeln, die geſtrichen zu werden verdienen; z. B. S. 51.: *Noch im Arme des Todes wird die Erinnerung unſerer Liebe meine Wangen rothen, und meinen bleichen Lippen das Lacheln der Freude entreiſſen.* S. 55.: *Dieſe Worte könnten den Stein, verſtünde er ſie, zum weichen Wachs umſchaffen.* S. 55.: *O, daſs ich raſen möchte, alle Ewigkeiten hindurch.* Einige Sprachfehler zeichnen wir aus: S. 24. Schmeicheln ſie *mich* nicht. Ebend.: Er hätte *ſolche* offene Phyſionomie. S. 98.: Die Bewohner der Luft *ſchwingten* ſich in die Höhe. S. 152. *Bewegende* Bildſäulen. *Um daſs*, ſtatt damit.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Ahdim*, eine morgenländiſche Erzählung, von *L. L. Schwarz*. 1796. 270 S. 8. (18 gr)

Die erſten ſechs Geſänge dieſes Gedichtes ſind vor mehreren Jahren im deutſchen Muſeum erſchienen. Der Entwurf des Ganzen war, wie der Vf. in einer kurzen Vorerinnerung meldet, auf zwölf Geſänge angelegt; allein ſeine traurige Lage während der Unruhen in Polen, die er in einer poetiſchen Zueignung an die literariſche Geſellſchaft in Halberſtadt ſchildert, hinderte ihn lange Zeit an der Ausführung, und bewog ihn nachher, ſie in den engern Raum von neun Geſängen zuſammen zu ziehen. Gleich in der erſten Stanze nennt der aufrichtige Dichter ſein groſses Muſter, „den Arioſt Germaniens,“ dem er von manchen Seiten auch nicht unglücklich nachſtrebt. Indeſſen würde eine Vergleichung mit der erfinderiſchen Fülle, die im Idris oder Amadis herrſcht, ein unbilliger Geſichtspunkt für die Kritik ſeyn. Ein Mährchen will unbefangene Leſer: ſein Begriff entfernt ſchon die hohen Foderungen, die man an ernſtere Dichtarten zu machen gewohnt und berechtigt iſt, und man kann es immer noch ſehr artig und unterhaltend finden, beſonders wenn man dabey von der Leichtigkeit eines beſcheiden geſchmückten Vortrages gehoben wird, ſollte man auch am Ende wenig gediegnen Gehalt, wenig Ausbeute für den Geiſt davon tragen. Auch iſt die vorliegende Erzählung reich genug an ſtarken oder gefälligen Schilderungen, wie z. B. folgende iſt:

Der herrlichſten von jenen Himmelsſchönen
Die durch der Schönheit Allgewalt
Den kalten Muſelmann mit Amorn dort verſöhnen,
Und ſeinen feſten Glauben krönen,
Glich dieſe himmliſche Geſtalt,
Aus Aetherſtoff gebaut, von dünnem Flor umwallt,
In ihrer Hand die goldne Nektarſchale
Vollendete das Bild von Hebens Ideale.

Weniger bedeutend ſind die eingeſtreuten Betrachtungen: man würde der Stelle über die ſinnliche und edlere Liebe, St. 91—94., kein groſses Unrecht thun, wenn man ſie einen Gemeinplatz nennte. Den philoſophirenden Einleitungen, welche der Dichter nach Arioſts Weiſe dem dritten und ſechſten Geſange vorgeſetzt hat, fehlt es nicht an Laune, und dieſer erlaubt man ſchon, die Begriffe ein wenig zu verwirren. Wenn ſie ſich aber gelehrter Anſpielungen bedient, ſo ſollten ſie doch treffend gewählt ſeyn, und Hemſterhuys ſollte nicht unter den ſkeptiſchen Philoſophen (St. 59.), noch Leonh. da Vinci als Maler genannt werden (St. 37.), wo von einem üppigen blendenden Kolorit die Rede iſt. Das drollige Abentheuer am Ende des fünften Geſanges iſt vielleicht am geſchickteſten, von der Erfindung und dem Witze des Vf. einen vortheilhaften Begriff zu geben. Ahdim befindet ſich in einer grauſenvolle Höhle, und arbeitet ſich endlich mühſam zu einer Oeffnung empor. Hier vernimmt er ein ſo graſſes Geſchrey einer verſammelten Menge, daſs er es kaum wagt, den Kopf hindurch zu ſtecken. Indem er dies aber thut, wird er ſogleich zum Kaiſer von Tasgi ausgerufen, ein Empfang, der ſeinen Grund in der Geſchichte dieſes Reichs hat.

Es ging vordem den Tasgiſchen Kalifen
Aus Omrah's Stamm ein wenig ſonderbar,
(Durch Zauberey, das war wohl ziemlich klar.)
Sie jagten, aſsen, tranken, ſchliefen,
Wie nur ein Menſch zu ſchlafen fähig war:
Doch wenn zum Thron ſie Staatsgeſchäfte riefen,

Digitized by Google

So ſchienen ſie des Kopfes ganz beraubt,
Und man erblickte nun den Kaiſer ohne Haupt.

Obgleich die Geſchäfte hierunter nicht litten, ſo hatte es doch allerley Unbequemlichkeiten:

Man war gewohnt, wenn ſich der Kaiſer zeigte,
Und alles ſich vor ihm zur Erde beugte,
Daſs er ſodann zum Zeichen ſeiner Huld
Sein hohes Haupt ein wenig vorwärts neigte:
Dies hatte man ſo oft und gern geſehn:
Doch ohne Kopf, wie konnt' es nun geſchehn?

Ein Zauberer, der um Rath befragt wird, giebt zur Antwort: der Berg müſſe ihnen einen Schach gebähren.

Mit dieſem tröſtlichen Bericht
Verfügten die Geſandten ſich nach Hauſe.
Indeſſen ſtarb nach einem groſsen Schmauſe
Der Sultan an der Unverdaulichkeit.
Das ganze Reich war hoch darob erfreut.
Man hörte ſchon, daſs es im Berge ſauſe,
Zum Zeichen, daſs er wirklich ſchwanger ſey.
Und alles Volk von Tasgi lief herbey.

Man wartete bereits drey Tage lang,
Als ſich das Volk in zwey Parteyen trennte.
Man wettete die Hälfte ſeiner Rente,
Ob, ſeit Aeſopus Fabeln ſang,
Wohl irgend noch ein Berg gebähren könnte?
Ein jeder war vor Furcht und Hoffnung bang;
Auf einmal rief am Loch ein alter Weiſer:
Da kommt die Maus! — Doch diesmal wars ein Kaiſer.

Die ſchwächſte Seite des Gedichts iſt die Anordnung der ganzen Fabel. Die Handlung in einem Mahrchen braucht zwar keine Einheit für den Verſtand zu haben; ja es iſt vielleicht das höchſte in dieſer Gattung, wenn die Phantaſie bloſs von ihren eignen Flügeln getragen, und der Knote ſowohl ſinnlich geſchürzt als ſinnlich aufgelöſt wird. Wenn aber auf einen beſtimmten Zweck hingedeutet wird, ſo muſs auch jeder Theil der Erfindung damit zuſammenhängen, und dies iſt im Ahdim keinesweges der Fall. Daſs eine ſchöne Frau, die man eben beſeſſen hat, ſich auf einmal in eine garſtige und grobe Hexe verwandelt, iſt allerdings ein unangenehmer Vorfall, aber es beweiſt ganz und gar nicht, daſs ſinnlicher Genuſs nicht das höchſte Gut des Lebens ſey. Ueberdies brauchte ein wunderbarer Traum den Ahdim nicht erſt mit Freuden bekannt zu machen, die er alle Tage in ſeinem Harem finden konnte. Wie ſollen die grauſamen Ausſchweifungen eines raſenden Tyrannen den Unwerth der Herrſchaft darthun? Ahdims barbariſche Aufführung auf dem Throne von Tasgi iſt nicht gehörig motivirt, da man ihn vorher für einen ganz rechtlichen Menſchen hält. Daſs die Geſchichte nur ein Traum iſt, erfährt man erſt am Ende; auch entſchuldigt es nicht hinreichend: denn ſollte es gleich keine ausgemachte Erfahrung ſeyn, daſs Träumende ihrem Charakter gemäſs handeln, ſo bleibt es doch Geſetz der Wahrſcheinlichkeit für den Dichter. Ueberhaupt ſcheinen viele Widerſprüche daraus zu entſtehn, daſs die ganze Begebenheit am Ende aus der Feenwelt in die Phantaſie des ſchlafenden Ahdims zurückverſetzt wird. Es ſcheint beynah ein ſpäterer Einfall zu ſeyn, denn kein einziger Zug der Darſtellung in den erſten Geſangen weiſt darauf hin. Wenigſtens muſs man verſchiedne Träume annehmen, da der Dichter in ſeinem eignen Namen erzählt, was andre Perſonen zwiſchen Ahdims Erwachen und Einſchlafen gethan; z. B. St. 68—71. Ferner iſt ein dreytägiger Traum von dieſem Umfange und Inhalt im wirklichen Leben eine hier ganz unerklärte und weit unſtatthaftere Unwahrſcheinlichkeit, als alle Wunder in einer Zauberwelt, wo man Wunder erwartet. Wozu dies alles? fragt man. Ahdim ſollte lernen, das einzige wahre Glück beſtehe in der Zufriedenheit. Aus der Schilderung ſeiner Lebensart (St. 6. 7.) ſieht man nicht, daſs er dieſe Lehre nöthig gehabt hätte, die noch obendrein in dem Traume gar nicht liegt. An der Hexe wird endlich eine groſse poetiſche Ungerechtigkeit verübt: wenn es für Ahdim wirklich ſo wohlthätig war, zu erfahren, welche Bewandniſs es mit Aladins Talisman habe, ſo verdient ſie vielmehr allen Dank, als daſs ſie auf hundert Jahre in den Kaſten kriechen muſs.

So fehlerhaft die Anlage, ſo fleiſsig iſt die Ausführung, beſonders in Anſehung des leichten und wohlklingenden Versbaues. Selten bemerkt man, daſs die Schwierigkeiten des Sylbenmaaſses dem Gedanken oder Ausdruck Gewalt angethan hätten, ob ſie gleich bey dieſen Stanzen mit dreyfachen frey verſchlungnen Reimen für die ſechs erſten Zeilen und zwey gepaarten Schluſsreimen ſehr beträchtlich ſind. Wegen der Armuth unſrer Sprache an Reimen darf man die Strenge darinn nicht zu weit treiben: doch möchte *Tag* und *wach*, welches häufig vorkommt, *klug* und *Verſuch*, *Monarch* und *verbarg*, wohl nur nach einer fehlerhaften niederdeutſchen Ausſprache gleich lauten. An einzelne Verſe von Wieland wurde Rec. nur bey folgenden Stellen erinnert:

— verführten aller Augen
So mannichfachen Reiz mit Wolluſt einzuſaugen.

Idris Geſ. 1. St. 25. — wünſcht itzt ſich hundert Augen
Den Reiz, der ſie bethört, auf einmal einzuſaugen.

— von zwey Junoniſchrunden
Und ſchwanengleichen Armen feſt umwunden.

Oberon. Geſ. 12. St. 18. Er flieht, und fühlt im Fliehn vom zwey elaſtiſch runden
Milchweiſsen Armen ſich gefangen und umwunden.

Ueberdies iſt das Beywort *Junoniſchrunden* unglücklich zuſammengeſetzt. Die Sprache iſt ſonſt meiſtentheils correct und gewählt: man würde nur einzelne Kleinigkeiten daran zu rügen finden.

Digitized by Google

KINDERSCHRIFTEN.

1) Quedlinburg, b. Ernſt: *Nützliche und angenehme Unterhaltungen für die Jugend zur Kenntniſs ausländiſcher Völker.* Erſter Theil. 1793. 136 S. gr. 8. (8 gr.)

2) Altenburg, b. Richter: *Feyerſtunden.* Ein Geſchenk für Kinder zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. 1795. 168 S. gr. 8. (12 gr.)

3) Nürnberg, b. Zeh: *Die Weltgeſchichte der neuern Zeiten in Kupfern* nach Anleitung der Schröckhſchen Weltgeſchichte für Kinder. Erſten Bandes Erſtes Heft. 1795. 70 S. gr. 8.

Die Ausführung von Nr. 1. entſpricht dem, was der Titel verſpricht. Es enthält eine gewiſs für alle wisbegierige junge Leute anziehende und lehrreiche Beſchreibung der phyſiſchen Beſchaffenheit, Gebräuche, Sitten, Religion u. ſ. w. der Grönländer, der Kreeks, Kriſtinos und Eskimos, und der verſchiednen indianiſchen Völkerſchaften in Luiſiana. Groſsentheils verwandten Inhalts und nicht weniger unterhaltend und belehrend iſt Nr. 2), in welchem ſich auf die Länder- und Völkerkunde beziehen Abſchn. 1, über das Erdbeben in Calabrien und Sicilien, 4. über die Stiergefechte in Spanien, und 5. von der Niederlaſſung der Engländer in Neuholland. Der 2te Abſchn. enthält einige Charakterzüge von Friedrich II., und der 3te eine Erzahlung: *der kleine Eſſenkehrer*, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Eine zweckmäſsig eingerichtete Weltgeſchichte in Kupfern, dergleichen Nr. 3) verheiſst, wäre allerdings ein der Ausführung würdiges Unternehmen. Es iſt wahr, was der Herausgeber ſagt, daſs die merkwürdigſten Begebenheiten und Perſonen durch die bildliche Vorſtellung noch anziehender werden, und ſich dem Gedächtniſſe und der Einbildungskraft noch tiefer einprägen. Der Herausgs. ſchränkte ſich auf die *neuere Geſchichte* ein, d. h. vermuthlich bey ihm, auf die Zeit nach Chriſtus. Denn dieſes Heft fängt vom Auguſt an, und geht bis auf den Titus herab. Zur Darſtellung durch Kupfer ſind die intereſſanteſten Vorfälle gewählt worden, die jedesmal aus dem Schröckh ihre Erläuterung bekommen. An jedes Kupfer ſind noch eine Reihe von charakteriſtiſchen Anekdoten, die Hauptperſon auf dem Kupfer betreffend, angeknüpft worden. Mit dem Text konnte man wohl ſo ziemlich zufrieden ſeyn, aber Zeichner und Kupferſtecher müſſen ſich wirklich, wie auch verſprochen wird, ſehr beſſern, wenn man das Buch nicht mit Widerwillen zurücklegen ſoll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg: Akademiſcher Verſuch über das Vogteyrecht im Allgemeinen, mit Anwendung auf das hohe Erzſtift Salzburg.* Vertheidigt unter dem Vorſitz *Corbinian Gärtners* von *Ignaz Thannen*, hochfürſtlichem Alumnus. 1794. 80 S. 8. — Kirchenadvocatie iſt dem Vf. nach S. 4. „die Pflicht und das Recht, das man entgeltlich, oder unentgeltlich auf eine rechtsgültige Weiſe übernommen hat, die Kirchenperſonen und Güter nach allen ihren Rechten und Befugniſſen auf das wirkſamſte zu ſchützen und zu vertheidigen. Nur von der *advocatia eccleſiaſtica extraordinaria et armata* ſoll hier gehandelt werden, und nachdem von S. 11 — 27. eine hiſtoriſche Ueberſicht der allmählichen Ausbildung dieſes Rechtsgeſchäfts gegeben worden, zählt der Vf. nur ganz kurz die Rechte und Verbindlichkeiten ſolcher Schutz- und Schirmvögte auf; verbreitet ſich beſonders über die Frage: ob den Kirchenvögten über die Vögtlinge Landeshohait und Gerichtsbarkeit urſprünglich zugeſtanden ſey? und fängt ſodann von S. 43. an, ſeine aufgeſtellten allgemeinen Grundſätze auf das Erzſtift Salzburg insbeſondere anzuwenden. Es nimmt namlich das Erzhaus Oeſterreich vermöge eines Gnadenbriefs Heinrichs IV vom Jahr 1058, der nachher von mehreren andern Kaiſern beſtätigt worden, das Vogteyrecht über Salzburg in Anſpruch, und leitet daraus eine Menge ſehr bedeutender Gerechtſamen für ſich ab. Dieſes öſterreichiſche anmaſsliche Vogteyrecht nun, mit allen ſeinen Folgen, wird hier aus geſchichtlichen und rechtlichen Gründen weitläuftig beſtritten, und man ſieht es bald, daſs dies eigentlich der Gegenſtand war, den der Hr. Prof. *Gurtner* zu bearbeiten ſich vornahm. Er hat aber bald einen ſehr heftigen Gegner an dem Vf. folgender Schrift erhalten:

Ohne Druckort: *Gnadenbrief Kaiſer Heinrichs IV für Oeſterreich vom Jahre 1058. Gerettet wider den neueſten Anfall des akademiſchen Verſuchs*, welcher unter dem Vorſitze des Herrn *Corbinian Gärtner* von *Ignaz Thannen* zur öffentlichen Prüfung aufgeſtellt worden. 1795. 27 S. 4. Ohne daſs nun Rec. ſich anmaſsen will, in dieſer literariſchen Fehde etwas zu entſcheiden, muſs er doch bekennen, daſs ihm die Partie nicht ganz gleich zu ſeyn ſcheint. Dem ungenannten Vf. der letztern Abhandlung fehlt es offenbar an zureichend gründlichen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Kenntniſſen, und daher mag es gekommen ſeyn, daſs er, wenn Gründe ihm fehlten, zur Derbheit ſeine Zuflucht nahm. Es wäre doch endlich einmal Zeit, daſs Schriftſteller bey ihren Streitigkeiten von dem ſo ſehr unſittlichen und inurbanen Tone abließen!

Oekonomie. *Meiſſen*, in d. Erbſteiniſchen Buchh.: *Abhandlung über den rheinländiſchen Weinbau*, mit dem ſächſiſchen Weinbau verglichen, nebſt einigen Vorſchlägen, durch eine ſogenannte Weinaſſecuranz den ſächſiſchen zu veredeln und den Wohlſtand der Unterthanen zu verbeſſern. Herausgegeben von einem ſächſiſchen Landwirth. 1794. 62 S. 8. (4 gr.) Eine zwar kurze, aber faſt genugthuende Belehrung über Weincultur. Nur iſt in der wichtigen Lehre von der Fortpflanzung nicht erinnert, daſs *Waſſerreiſer* zum Abſenken nie genommen werden dürfen, auch der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Reben iſt nicht angegeben; ferner iſt auf die nöthige Auswahl des Knotholzes zu Erzielung neuer Stöcke nicht genug Rückſicht genommen, und die Vorrichtung der Reiſer bey der Pfropfung alter Stöcke nicht hinlänglich erklärt worden. Die vorgeſchlagene Weinaſſecuranz ſollte ihres Zweckes kaum verfehlen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Camesina: *Wiener Musen-Almanach* für das Jahr 1795. Herausgegeben von *Gottlieb Leon.* 120 S. — *Derselbe* für das Jahr 1796. 154 S. 12.

Hr. *Leon*, der die Herausgabe des Wiener Musenalmanachs schon seit mehrern Jahren gemeinschaftlich mit Hn. *Blumauer* besorgte, hat dieselbe nun allein übernommen. In Vergleichung mit den zunächst vorhergehenden, haben die beiden vor uns liegenden Jahrgänge durch diese Veränderung nicht verloren. Der Gedanke des Herausg., in der Folge prosaische Aufsätze vermischten Inhalts mit Gedichten abwechseln zu lassen, verdient Beyfall und, ist auch andern Sammlern zu empfehlen. Die Zeit der poetischen Blumenlesen ist in Deutschland wohl grossentheils vorbey. Unsere Lieder- und Balladensänger haben das Publicum ziemlich übersättigt: die bessern Dichter selbst treten immer seltener hervor, und sind zum Theil in andern Fächern beschäftigt; nur der grosse Haufen der Dichterlinge und Reimer bleibt gleich unermüdet und fruchtbar, und läfst keinen Abgang bemerken, da die Herde noch immer sehr zahlreich ist, und einzelne darunter zu unterscheiden sich der Mühe nicht verlohnet.

Von bekannten und willkommenen Namen finden wir hier noch: *Alxinger*, *Ratschky*, *Fridrich*, *Retzer*, *Gabriela v. Baumberg*. Der Herausg. selbst hat 5 Stücke geliefert, davon er ein Paar billig hätte unterdrücken sollen. Die Art von Witz und Laune, die in der *Feyer der sieben Gestirne* und der *Geschichte der Schönpflästerchen* herrscht, ist gar zu eigen und grillenhaft. Welcher Geschmack kann eine Sprache, wie folgende, ertragen? „*Meister Hammerling* (d. i. Vulcan) hatte „eben bey einfallender Tagesneige in seiner rufsigen „Werkstätte Feyerabend gemacht, und stand, *die heil-*„*losen Neckereyen seiner Charmanten* überdenkend, vor „dem Eingang seiner Rauchhöle, als ihn auf einmal „*ein ganz seltsames Geräusch* in seinen Gedanken störte." Dies seltsame Geräusch ist nichts anders, als das *Schnarchen der schlafenden Liebesgöttin*, wie man auf der folgenden Seite mit Schrecken erfährt. Der Vf. hat seinen eigenen Kreis von Bildern und Empfindungen, aus dem er sich nicht verirren darf, ohne zu mifsfallen. — *Ratschky*: aufser einigen kleinern Stücken, eine *Epistel* in Prosa und Versen *an Hn. S***, die mehrere artige Stellen hat. Die Zeilen *an die Karlsbader Nymphen* sind mit dichterischem Feuer hingeworfen, obschon, was die allzu freye Form betrifft, Regnier's „*C'est proser de la rime et rimer de la prose*," schwerlich zu viel sagt. — *Fridrich*: mehrere gröfsere und kleinere Gedichte, worinn man den Vf. der *Situationen* nicht verkennt. Ein warmes Gefühl, eine edle Denkart, ein gewisser philosophischer Geist machen ihre Vorzüge aus; Erfindungskraft und die Kunst der Composition vermifst man; Versification und Sprache sind nicht selten vernachläfsigt. Ungefähr dasselbe gilt von dem Freunde des Vf., dem sel. *Deurer*. Die Epigramme des letztern haben öfters einen feinen Sinn, der nur nicht glücklich genug ausgedrückt ist; z. E. das Distichon: *Katharina Jacquet*, wo der artige Schlufsgedanke dem schleppenden Hexameter nachhinkt:

Seit der Freund der Natur und der Kunst, das Auge voll Wehmuth,
Jacquets Urne bekränzt, weint Melpomene wahr.

Die Ode, *Joseph der Zweyte*, hat wenig poetisches Verdienst: kein neuer, hervorstechender Gedanke, und die Sprache voll prosaischer Stellen. Aber durch das Ganze wirkt eine sanfte, einfache Empfindung, die den Leser nicht ungerührt läfst. Die Worte:

Kein Priester
— hemmt fürder die Schule der
Vernunft: der Mensch ist wieder Mensch; und
Zweifler und Wisser *darf zweifeln, wissen* —

waren zur Zeit, als sie der Vf. schrieb (1785), noch wahr. — Aus mehrern Gedichten einer sonst beliebten Vfn. (*G. v. Baumberg*) spricht ein schmerzhaftes, bis zur Entrüstung gereiztes Gefühl, das man nicht ohne Theilnahme bemerkt. Eine solche Stimmung ist jedoch der Wahrheit selten günstig, und eben so selten der Kunst. Ausspräche, wie folgender, klingen sehr hart; zum Glücke sind sie aber auch sehr falsch.

An ein Brautpaar.

Wollt ihr, dafs Qual, Verdrufs und Schmerz
Nicht einst an euern Kindern zehren:
So zeugt (denn das allein kann diesem Uebel wehren)
Die Söhne *ohne Kopf*, die Töchter *ohne Herz*,

Das *Fastenlied*, *an Leonoren*, hat besonders am Ende ein paar recht glückliche Strophen; sehr zum Nachtheile des Vf. sticht dagegen ab, eine langweilige Betrachtung über einen ähnlichen Gegenstand, (*nach dem Ball in Fisenstadt,*) von *Perinet*. — Nebst der Vfn. haben noch mehrere junge Damen Beyträge geliefert; ein Umstand, der für die Bildung des schönen Geschlechts in Wien kein ungünstiges Vorurtheil erweckt. Vor allen übrigen zeichnet sich das Fr. *v. Greiner* aus.

Die erſten Proben, wodurch ſie ſich dem Publicum bekannt macht, verrathen viel Geſchmack, einen feinen Beobachtungsgeiſt, und eine leichte, heitere Einbildungskraft. Sie beſitzt die Sprache, und zeigt eine nicht geringe Fertigkeit in der Kunſt des Versbaues. *Die Verlaſſene*, nach *de la Place*, iſt durchaus mit groſſer Zierlichkeit gezeichnet und ausgeführt. Manche mahleriſche Stelle enthalten die *Erinnerungen* an *Sophie Mertens*; woran uns jedoch die Vermiſchung ſo verſchiedener Versarten nicht gefällt. Wir würden der Vfn. rathen, ſich vornehmlich in der Gattung der Idylle zu verſuchen. — *An Scipio-Dumouriez*, eine Ode die einige gute Züge hat, von *Schleifer*; nebſt drey andern Gedichten, welche ſich wenig über das Mittelmäſsige erheben: aber der Vf. denkt doch zuſammenhangend, und ſchreibt correct. Man kann einem Dichter ſchwerlich ein mäſsigeres Lob ertheilen, und gleichwohl ſind die Dichter unter uns ſo häufig nicht, denen man es mit Wahrheit nachrühmen könnte. Dies iſt bey einem andern jungen Schriftſteller, Hn. *Gerning*, ſchon nicht der Fall, in deſſen *zwey Oden an Ihre Maj. die Königin beider Sicilien* man (mit Hülfe kritiſcher Conjecturen und mit Beyziehung der Parallelſtellen in Klopſtocks Oden,) kaum ein wenig Sinn und Zuſammenhang bringen kann. Wir überlaſſen es dem Scharfſinne der Leſer, in folgender Strophe den geſunden Verſtand ſelbſt auszumitteln.

Wie ein ſchattiger Baum, träufelnden Segens voll,
Tiefgewurzelt und groſs, ſchützet das Land umher;
All ihr glückliches Land ſchütze dein Auſtria ſo
Ihre Zweige, der Welt zur Luſt.

Noch mehr Schwierigkeiten dürften die drey erſten Strophen der zweyten Ode haben, wobey wir nur bemerken, daſs die Interpunktion wahrſcheinlich fehlerhaft iſt.

Das intereſſanteſte Stück in beiden Jahrgängen des Muſenalmanachs iſt: *der Urſprung des Champagners*, eine Epiſode aus dem verbeſſerten *Doolin* von *Mainz*, von *Alxinger*. Die Fabel der Epiſode ſcheint der Geſchichte von Philemon und Baucis nachgebildet zu ſeyn. Den Werth der Erfindung (die vielleicht ſinnreicher verknüpft ſeyn könnte,) wird man im Zuſammenhange beſſer zu beurtheilen im Stande ſeyn. Indeſſen erweckt dieſe Probe ſehr vortheilhafte Erwartungen für die Ausführung des Ganzen. Die Diction des Vfs. hat an Reinheit, Klarheit und Stärke ſo ſichtbar gewonnen, daſs der ältere Doolin von Mainz mit der verſprochenen neuen Ausgabe, in dieſer Rückſicht, kaum eine Vergleichung wird aushalten können. Wir müſsten, um dieſes Urtheil durch ein Beyſpiel zu beſtätigen, die elf hier mitgetheilten Stanzen beynahe ganz abſchreiben, da doch nur die Vergleichung einer gröſsern Stelle entſcheidend ſeyn kann. Blos der Schluſs däucht uns etwas matt; der Gedanke, der nicht Stoff genug zu vier Verſen giebt, iſt auch nur zur Hälfte wahr.

Bey'm letzten Wort ſchwang ſie die Liljenhand
Zum Segen in die Luft; die Wüſteney verſchwand;
Der Grund, nun milde, ward, ſo weit das Auge ſpähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig überſäet.
Der Moſt, daraus gepreſst, hat die geheime Kraft,
Daſs er dem Trinkenden der Freude Taumel ſchafft.
So lange dieſer währet, ſchmerzt keine Seelenwunde,
Und *mit der Tugend ſteht die Freud' im engſten Bunde.*

Eine harte Stelle in dem Gedichte deſſelben Vfs., *an Deutſchland*, muſs man dem öſterreichiſchen Patrioten zu gute halten. Die preuſsiſche Demarcationslinie heiſst daſelbſt

— der gleiſsende, hochtönende Vertrag,
So ſchnell geſchloſſen als vergeſſen,
In welchem Deutſche klug den Franken vorgemeſſen,
Wie weit ihr Würgerſchwerdt die Deutſchen morden darf.

Es iſt gleichwohl derſelbe Vertrag, dem ein beträchtlicher Theil von Deutſchland aufs neue ſeine Sicherheit verdankt. — Die ſchönen Zeilen: *Nina's Krankheit*, wollen wir, da es nur wenige ſind, ganz herſetzen:

Der Schmerz der Krankheit tobt durch Nina's zarte Glieder:
O Himmel! rühret dich der Wehmuth ängſtlich Flehn;
So ſchone ſie, wirf mich aufs Krankenlager nieder!
Mein gröſstes Leiden iſt, das Ihrige zu ſehn.
Wenn die Verläumdung auch, die jetzt in ihrer Höle
Auf mein Verderben ſinnt, uns, weh mir! ewig trennt,
So brennt doch Liebe fort in meiner düſtern Seele,
Wie in dem Grabe noch die Todtenlampe brennt.
O Gott! Nur Trennung nicht! Ein Jahr nur, doch dies eine
Sey ich verſchont von Neid und heiſs geliebt von Ihr!
Dann ſterb' ich gern, dann ſteh auf meinem Leichenſteine:
Der allerglücklichſte der Menſchen ruhet hier.

Halberstadt, b. den Groſsiſchen Erben: *Samuel Gottlieb Bürde's Lieder und Singſtücke.* 1794. 162 S. 8. (10 gr.)

Dieſe geiſtlichen Lieder, *bey denen nicht ſowohl der Gebrauch beym öffentlichen Gottesdienſte zum Augenmerk genommen iſt, als vielmehr theils die gemeinſchaftliche häusliche Erbauung, theils auch die ganz einſame Andacht*, ſind nicht ohne alles Verdienſt; ſie gehören aber auch bey weitem nicht zu den beſten ihrer Art. Wir wünſchten, daſs ſie mehr Lebensmoral und praktiſche Wahrheiten enthielten, als aſcetiſche und theologiſche Betrachtungen. Wir ziehen daher *die Duldung* S. 59. allen andern Stücken vor. Hier iſt dieſes ganz gute Lied:

Ihr Menſchen, hört! ſo ſpricht der Herr der Welten:
Die Rach' iſt mein, ich will vergelten:
Hört, was der Allvergelter ſpricht,
Und greift ihm nie in ſein Gericht!

Darf ſich der Menſch zu richten unterwinden?
Wer unter uns iſt rein von Sünden
Wo iſt das Herz, das nicht erſchrickt,
Wenn es in ſeine Tiefen blickt?

Digitized by Google

Dein

Dein Aug' ist scharf, dein Urtheil streng' und bitter,
Es trift (triffi) des Bruders kleinsten Splitter
Und hat den Balken nie entdeckt,
Der, Heuchler, dir im Auge steckt.

Verdammet nicht, dass Gott euch nicht verdamme!
Es lodre nie der Rachsucht Flamme
In eurem Herzen. O verzeiht
Einander, da ihr Brüder seyd!

Vertraget euch, Gott ist ein Gott der Liebe!
Wer Christi Namen führt, der übe
Barmherzigkeit; er ahme nach
Dem, (den) dessen Mund nur Segen sprach.

Das Lied eines neu vermählten Paares S. 39. ist fast gar nicht charakteristisch. Sonderbarkeiten, oder nach unserer Meynung, Fehler der Orthographie giebt es mehrere. Auch einige Sprachunrichtigkeiten haben sich eingeschlichen, z. B. S. 9. *glaubet*, S. 13. *der Geist verschmachtet für* (vor) *Begier*, welche Verwechselung öfters vorkommt. Das Buch hat drey Abtheilungen: I. Lieder. II. Hymnen und Oden. III. Grösere Singstücke. Auch die beiden letztern Abtheilungen sind, wiewohl sie es vertragen hätten, mit den Schätzen der Poesie nur kärglich ausgestattet. Welches feine Ohr mag solch einen Gang vertragen? S. 109.:

Seine Hände beut den Stricken,
Geisselstreichen seinen Rücken
Der Gerechte dar; sie höhnen
Jesum, und mit Dornen krönen
Sie sein Haupt; ein Strom von frechen
Stimmen, die sein Urtheil sprechen!
Ach die Unschuld soll den herben
Tod der Schmach am Kreuze sterben.

Leipzig, in der Wolfischen Buchh.: *Drey Weiber.* Eine Novelle von dem Abbé *de la Tour.* Aus dem französischen Manuscript übersetzt von *L. F. Huber.* 1795. 248 S. 8. (20 gr.)

Mit wahrer Theilnahme wird man diese angenehme Novelle lesen und sich gern in den Cirkel der liebenswürdigen, wohlthätigen Menschen versetzt sehen, die darinn auftreten. Auch der Anhang ist gut geschrieben; doch hat er uns minder gefallen. Er besteht aus Briefen, und zwar gröstentheils aus Briefen einer Dame, die zuviel weiss, um sich das Erste Beste aufheften zu lassen, aber auch zu wenig, um feste Grundsätze gefasst zu haben. Ihr Scepticismus verursacht ihr Misvergnügen mitten unter ihren Freunden, und sie braucht ein grosses Vermögen, das sie edel anwendet, um sich zu *zerstreuen*, zu *betäuben*. Ihr Misvergnügen theilt sich manchmal auch dem Leser mit. Je mehr er sie liebt, je weniger wird er ihr solche Aeusserungen hingehen lassen. S. 247.: *Jede Art Gewissenhaftigkeit ist mir heilig, wie sie auch heissen mag: sey es auch Achtung für Gesetze, die ganz aus der Luft gegriffen sind: so einen abgesagten Hass mein Verstand gegen allen andern Galimathias hegt, so wird er diesen doch immer ehren: ich werde es immer mit Vergnügen sehen, wenn sich das Gefühl Vorschriften unterwirft, die es nicht erklären kann, deren Ursprung selbst ihm unbekannt ist.* Also sieht es Frau v. Vaucourt gern, dass eine grosse Anzahl Menschen in den gröbsten Religionsirrthümern verharret, weil man ihnen eine Gewissenssache daraus gemacht hat, sich aufzuklären? Billigt sie auch die Gewissenhaftigkeit des alten Mütterchens, das einiges Holz zu Hussens Scheiterhaufen herbeyschleppte? Was nützt eine gute Meynung, die Böses stiftet? Wer aus einem solchen Wahne handelt, kann allenfalls auf mehr oder weniger Entschuldigung, nicht aber auf Billigung und Hochachtung Anspruch machen. Die Uebersetzung ist sehr wohl gerathen und so rein von Gallicismen, als manche unserer Originalwerke — seyn sollten. Auch andere Sprachunrichtigkeiten sind vermieden, und fast kein beträchtlicher darinn anzutreffen, als der Provincialismus: *das gehört mein* statt *mir*. Noch bemerken wir, dass *Cabinett* ein schon angenommenes Wort im Plural nicht *Cabinets* hat, sondern *Cabinette*. Für *Boudoir* wäre vielleicht *Schmollkämmerchen* nicht zu verachten. Am Ende des Buchs verspricht der Autor seine Personen wieder auftreten zu lassen. Wir glauben der Lesewelt einen Dienst zu leisten, wenn wir ihn beym Worte halten; doch werden uns die Handlungen der Frau von Vaucourt noch lieber seyn, als ihre Vernunftschlüsse.

Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Philipp Dulder.* (ein) komischer Roman, in einer Reihe natürlicher Schilderungen. 1. Th. 1793. 235 S. 2. Th. 1794. 238 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dulder studirt in Wittenberg, verliebt sich in ein Fräulein, welches ihm untreu wird, und heirathet die Tochter eines Pächters. Keine Art von Interesse bindet den Leser an diesen weitläuftigen Roman, den wir nicht besser charakterisieren können, als mit den Worten des Vfs. S. 196. im 2. Th.:

„Und laufen auch bisweilen Duritäten
„mit unter: hm! nur nicht gescheut
„und brav gethan: so findet alles heut
„noch Leser; der Geschmack ist wunderlich vertheilet,
„es lohnt nicht stets die Müh, dass man sorgfältig feilet."

Leipzig, b. Jacobäer: *Adolph von Ilmenstein der Kreuzfahrer, und seine schöne Armgard.* Ein romantisches Gemälde aus der Vorzeit. 1795. 226 S. 8. (16 gr.)

Die Geschichte dieses Romans, ob sie gleich etwas besser und feiner behandelt ist, als manche ähnliche Rittergeschichte, nimmt doch den gewöhnlichen Weg der Kreuzfahrerbegebenheiten. Ritter v. Ilmenstein zieht auf Anstiften der Mönche in das heilige Land. Diese entführen unterdessen seine schöne Armgard und bringen sie auf eine Burg. Nach vielen misslungenen Versuchen erhält doch zuletzt der Ritter seine Armgard,

mit der er acht Jahre, ſo lange nämlich, als ihre Schönheit dauert, ein zufriednes und vergnügtes Leben führt.

Leipzig, in der Weygandiſchen Buchh.: *Erzählungen aus dem Menſchenleben, dem Thierreich und der Ideenwelt.* Von *Ludwig Giſeke.* 1794. 460 S. 8.

Dieſe Erzählungen und Fabeln breiten ſich in einer blumenreichen, oft poetiſchen Sprache über Religion, Toleranz, Unſterblichkeit, Tugend, Regierung etc. aus. Nach des Rec. Meynung wird der Vf. viele Leſer (beſonders die, welche mehr einen bilderreichen als beſtimmten Vortrag lieben) ſehr angenehm und nicht ganz ohne Nutzen unterhalten; ſo wie er ſich durch den allenthalben (ſchicklich oder unſchicklich) angebrachten Tadel der Franzoſen, der Revolution, der Rechte des Menſchen, und durch ſubtile Anpreiſung der Feudalverfaſſung, den Orthodoxen in der Politik ohne Zweifel gar ſehr empfehlen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Zetterberg: *Hiſtoriſka Tidningar* (hiſtoriſche Zeitungen). 1795. Nr. 1—27. 4.

Dies iſt das erſte Quartal eines ſeit der Mitte vorigen Jahrs wöchentlich zweymal in Stockholm erſcheinenden hiſtoriſchen Blattes. Hr. Aſſ. Gjörwell, der ſchon ſo viele ähnliche hiſtoriſch-literariſche Blätter in Schweden herausgegeben hat, und auch noch immer in ſeinem hohen Alter thätig iſt, hat dies neue vom Julius an herauszugeben angefangen, nachdem er ſeine zwey Jahre hindurch fortgeſetzte hiſtoriſch ſtatiſtiſchen Zeitungen beſchloſſen hatte. *Staaten* und *Begebenheiten* ſind die beiden Hauptabtheilungen dieſer ſeiner neuen Wochenſchrift. Von den Staaten in der ganzen Welt ſoll eine kurze ſtatiſtiſche Beſchreibung in alphabetiſcher Ordnung gegeben werden, der hier eine ſtatiſtiſche Ueberſicht von Europa, Aſien, Afrika, Amerika und Polyneſien vorangeſchickt iſt. Dann hier nur noch 1 Abdiära bis 18 Angola, und darunter Algier am ausführlichſten. Den gröſsern Theil nehmen doch die Begebenheiten ein, aber nicht bloſs die politiſchen, ſondern auch die literariſchen und kirchlichen, beſonders auch diejenigen, die Schweden und dort die Gelehrten und Gelehrſamkeit betreffen, welches bey dem groſsen Mangel ſchwediſcher gelehrten Zeitungen, um ſo angenehmer iſt, beſonders wenn der Vf. darauf vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit wenden wollte. Auch Recenſionen von gelehrten Schriften ſind eingerückt, bisweilen aus andern gelehrten deutſchen Blättern, z. E. aus den *Greifswaldiſchen kritiſchen Nachrichten*, die Recenſionen von des Grafen *Lynar hinterlaſſenen Statsſchriften*, *Wadſtröms Eſſay of Coloniſation*, Graf *Herzberg Recueil*, T. 3. Girtanners hiſtoriſchen Nachrichten 9. u. 10. B. u. dgl. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Nürnberg*, b. Felsecker: *Beleuchtung der Profeſſor Weberiſchen Schrift über die Einführung der Wildſteuer.* 1795. 48 S. 8. — Im J. 1794 liefs der König von Preuſsen den in dem ansbach- und bayreuthiſchen Wildbanne angeſeſſenen Grundeigenthümern den Antrag machen, daſs ihren Klagen über Wildſchaden durch *gänzliches Wegſchieſſen* des hohen Wildes abgeholfen werden ſolle, wenn ſie ſich in Anſehung des dadurch für den Wildbannsherrn entſtehenden Verluſtes zu einer billigen Entſchädigung verſtehen wollten. Gegen dieſen Antrag liefs ſich nun Hr. Prof. Weber zu Bamberg in einer eigenen Schrift ſehr weitläufig heraus, und erklärte ihn aus rechtlichen und politiſchen Gründen für verwerflich und ganz unzuläſsig. Daſs er Gegner finden würde, war voraus zu ſehen, und wirklich iſt nun die vorliegende kleine Abhandlung der Widerlegung ſeiner Grundſätze gewidmet. Der Vf. derſelben geht von folgenden, ſehr einfachen Sätzen aus; die Jagd, ſie ſey nun Regal oder nicht, hat, ſo wie ein jedes anderes Eigenthumsrecht auch, eben ſo gewiſs auf den Schutz der Geſetze Anſpruch zu machen, als es auf der andern Seite nicht zu bezweifeln iſt, daſs ſie über die Gränzen der Befugniſs nicht ausgedehnt werden darf. Allein die Beſtimmung dieſer Gränzen iſt faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen, da ſich, nach der Natur der Sache, im allgemeinen, nicht wohl eine beſtimmte Anzahl Wildes feſtſetzen läſst, die nie überſchritten werden dürfte, und da ſelbſt eine ſehr mäſsige Menge Wildes den Grundeigenthümern leicht einen ſehr bedeutenden Schaden in kurzer Zeit zufügen kann. Wenn nun daher der zur Jagd berechtigte mit der Erklärung an die Grundeigenthümer auftritt: er wolle zu ihrem Beſten, gegen ein Aequivalent, das Wild ganz vertilgen, und die letztern dieſes Anerbieten annehmen, und zu einem Schadenerſatze freywillig ſich verſtehen: ſo kann doch gewiſs gegen ein ſolches Verfahren weder ein rechtlicher, noch ein politiſcher Grund, auch nur mit einigem Scheine, vorgebracht werden. — Nach der Einſicht des Rec. iſt dies ſo klar und einleuchtend, daſs er alle weitere Bemerkungen für ganz überflüſsig hält, und nur noch bemerken will, daſs alles das, was in dieſer kleinen Abhandlung vorgetragen wird, bereits längſt ſchon von Hn. *von Volderndorf* in der ſtaatswiſſenſchaftlichen und juriſtiſchen Literatur Juny 1794. S. 291 fg. weit bündiger und gründlicher ausgeführt worden iſt. Vergleicht man beide Aufſätze mit einander; ſo kann man ſich ſchwer des Verdachts erwehren, daſs der Vf. des erſtern ſich eines literariſchen Diebſtahls ſchuldig gemacht habe.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN, b. Heyer: *Philosophisches Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl*, herausgegeben von *Carl Christian Erhard Schmid*, und *Friedrich Wilhelm Daniel Snell*, Lehrern der Philosophie zu Giessen. 1ter Band. 1793. 490 S. 2ter B. 1793. 449 S. 8. m. lat. Lett.

JENA, in d. akadem. Buchh.: — — — von Hn. *Schmid* allein herausgegeben. 3ter B. 1794. 430 S. 4ter B. 1794. 416 S. 8. jeder Band enthält 3 Hefte, m. deutsch. Lettern. (der Jahrgang 3 Rthlr.)

Dieses Journal hat seine auf dem Titel angekündigte Bestimmung treflich erfüllt. Es enthält eine Sammlung interessanter und gründlicher Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie des Lebens. Eine kurze Anzeige des Inhalts desselben wird zeigen, dafs es verdiene, als eine Sammlung von wichtigen Aufsätzen, in jede philosophische Bibliothek aufgenommen zu werden. 1ter Heft. Eine Einleitung für die Leser und Beurtheiler dieses Journals, von *C. C. E. Schmid*. In einem faßlichen Vortrage stellt Hr. *S.* die Maximen auf, nach welchen dies Journal seinen Endzweck erreichen soll, die zugleich für jeden, dem Philosophie am Herzen liegt, die besten Regeln zum Studium derselben enthalten. 1) *Platos Briefe über die syrakusanische Staatsrevolution*, aus dem Griechischen übersetzt und seinem Freund *Claudius* gewidmet von *Schlosser*. In dem Vorbericht legt Hr. *Schl.* gleichsam sein philosophisches Glaubensbekenntnifs über die Bearbeitung der Gesetzgebung ab. Er theilt die Philosophen in drey Schulen ab. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen. „Die erste dieser Schulen nimmt sich blofs den Geist, blofs den denkenden Menschen, die andere, blofs das Thier, blofs den fühlenden Menschen. — Beide diese Klassen von Philosophen sind, dünkt mich, nicht geschickt, sich mit der Politik und der Regierungskunst abzugeben. Denn diese ist, ihrem Zweck gemäfs, durchaus gezwungen immer den ganzen Menschen vor Augen zu haben, und zwar nicht nur diesen oder jenen Menschen, in dieser oder jener Lage und Stimmung, sondern den Menschen, wie er im Durchschnitt erscheint, wenn man zusammenfafst, was die Nation, für welche diese Politik arbeitet, zu denken, zu fühlen, zu hoffen, zu treiben und zu verlangen pflegt; was sie thun kann, wie sie es gewohnt ist zu thun; was sie tragen mag oder nicht; was für Vorurtheile, für Leidenschaften, für Grillen sie hat, was auf sie wirkt, wie sie entgegen wirkt; kurz alles, was sie jetzt ist, und künftig wahrscheinlich werden wird und kann. Die Philosophen, welche den einzelnen Menschen, und die menschlichen Gesellschaften überhaupt in diesen Gesichtspunkten zu studiren und zu betrachten pflegen, machen nach meiner Meynung die dritte Klasse der Philosophen aus. Und wenn man ihre Grundsätze und ihre Lehren mit dem, was die Politik fodert, zusammen hält; so dünkt mich sind es diese allein, welche sich mit den Staatseinrichtungen und der Gesetzgebung in irgend einem Staat abzugeben hätten. Denn wenn je das schwere Problem, *grofse Macht mit Weisheit; und Gehorsam mit Edelmuth zu vereinigen*, aufgelöst werden kann; wenn je dem Menschenwerk der Staatssysteme, die Haltbarkeit und der freye Gang der Natur gegeben werden kann; so mufs es durch die Adepten dieser Schule geschehen.“ Zu dieser Schule rechnet Hr. *S.* mit Recht auch Plato, aber nach einigen Aeufserungen sollte man glauben, dafs er die kritischen Philosophen zur ersten rechne. Der Stifter dieser Philosophie gehört aber gewifs zur dritten, wenn man noch hinzusetzt: dafs diese Schule alle Gesichtspunkte, aus welchen der Mensch betrachtet werden kann, genau unterscheide, sich in dem, was der Mensch seyn soll, nicht durch das irren lasse, was er ist, aber ihn genau zu kennen suche und die Principien für die Gesetzgebung zu entdecken strebe, unter deren Leitung er sich zu dem ausbilden kann, was er seyn soll. Im 2ten und 3ten Heft folgt eine historische Einleitung zu Platos Briefen über die Syracusanische Staatsverfassung. Die Briefe selbst machen das ganze 6te Heft aus. Wer Plato durch manche unreife Urtheile über ihn nur als einen Idealträumer kennt, der wird ihn hier von einer ganz andern Seite kennen lernen. Die Uebersetzung liest sich so angenehm als im Original, diese Briefe sind nun auch besonders gedruckt. Die 2te Abhandlung des 1ten Hefts von Hn. *Feder*, *über die Vortheile und Nachtheile der stehenden Armeen nebst einigen Folgerungen aus denselben*, enthält eine unpartheyische Abwägung des Für und Wider, die dann eine gehörige Beschränkung derselben, bessere Behandlung und Verbindung einiger Zweige der Industrie mit dem Soldatenstand zum Resultat giebt. Ein Aufsatz im 4ten Band 2ten Stück: *Ueber die Vertheidigung eines Staates gegen andere Staaten, besonders durch stehende Heere*, von einem Ungenannten, liefert ein gleiches Resultat. Nachdem der Vf. jede Art der Vertheidigung geprüft und ihre Vortheile und Nachtheile erwogen, und gezeigt hat, wie die Nachtheile der stehenden Heere aufzuheben sind, so giebt er seine Behauptung kurz so an: „Aus dem bisher gesagten ist deutlich zu ersehen, dafs stehende Armeen noch das

beste Vertheidigungsmittel gegen auswärtige Feinde sind. Damit aber dieselbe weder neben noch über ihren Zweck gehen; so müssen sie wohl gehalten, besser ausgebildet, nicht zu zahlreich seyn, *ein Gegengewicht in den Bürgersoldaten finden, und der Heerführer darf ohne Einwilligung des Volks keine Kriegslasten auflegen.*" In der 3ten Abhandlung des 1ten Hefts, *Prüfung der vornehmsten Gründe, womit man die Rechtmäßigkeit des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Staate und den Schulen neuerlich zu bestreiten versucht hat*, wird mit Mäßigung und Würde gezeigt, dass man nicht wohl rathen könne, die Schulen gänzlich der Aufsicht des Staates zu entziehen. Das 2te Heft enthält: 1) *Ueber Gleichmüthigkeit.* Von *F. W. D. Snell.* Eine sehr lehrreiche Abhandlung. Die Erklärung von der Gleichmüthigkeit die Hr. *S.* giebt, ist aber eher eine Erklärung von der Festigkeit des Charakters als von der Gleichmüthigkeit, sie heißt so: „Gleichmüthigkeit überhaupt ist der herrschende Gemüthszustand desjenigen Menschen, welcher die Fertigkeit besitzt, in seinem ganzen Betragen, sowohl in Beziehung auf sich selbst, als auf andere Menschen, beständig einerley Maximen zu befolgen." Die Einheit der Maximen wird zur Gleichmüthigkeit nicht erfodert, dies ist Bedingung eines gleichen Charakters, sondern nur die Fertigkeit, sich in jeder Lage nach Maximen zu bestimmen und nicht blos durch Gefühle geleitet zu werden. Die Maximen können unbeschadet der Gleichmüthigkeit geändert werden. — 2) *Johannes der Vorläufer;* dramatisirte Geschichte von Hn. Prof. *Leonh. Meister* in Zürich. Der Dialog ist sehr poetisch wahr und ohne Steifheit. 3) *Ueber die Möglichkeit und Erfoderniße einer wissenschaftlichen Pathognomik*, von Hn. *Engelschall* in Marburg. Hr. *E.* zeigt sehr gut, worauf es ankomme, eine streng wissenschaftliche Pathognomik zu errichten, aber ein Versuch derselben wird wahrscheinlich gar viele Schwierigkeiten zeigen, die vor der Hand nicht leicht zu ahnden sind. Da wo Natur und Freyheit gränzt, ist es sehr unsicher, wissenschaftlich zu verfahren, weil das Wissen nur da Statt hat, wo man bestimmen kann, was in der Natur geschehen *muss*, und durch Freyheit geschehen soll. — 3ter Heft. 1) *Die sittliche Güte.* Eine Rhapsodie. Von Hn. Prof. *Justi* in Marburg. Bildersprache und Gedanken sind durchaus poetisch, edel und anziehend. Der Versbau hat aber weniger unsern Beyfall. Es sind grösstentheils reimlose Trochäen. Der langsame anhaltende Gang dieses Fusses schickt sich im Ganzen sehr gut zu einem Gedicht von geringem Umfang, dessen Gegenstand erhaben ist; aber wenn die Verse nicht gereimt seyn sollen, so müssen sie verschlungen seyn, sonst vermisst das Ohr den Reim. 3) *Ueber den Unterschied zwischen dem unwillkührlichen, aber durch Denkkraft modificirten, Begehren und dem eigentlichen Wollen;* oder zwischen dem sogenannten nicht sittlichen und dem sittlichen Wollen. An Hn. Prof. *Schmid* von Hn. Rath *Reinhold.* Es ist nun in dem 2ten Theil der Beyträge des Hn *R.* abgedruckt und wird also am schicklichsten dort beurtheilt. 4) *Ueber die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch die Araber.* Ein Fragment aus dem vierten Bande des Geistes der speculativen Philosophie von Hn. *Tiedemann.* Hr. *T.* sucht hier dies Factum gegen die Zweifel Gibbons und Hn. Reinhards zu retten. 5) *Ueber Sprachmängel in moralischer Hinsicht* von Hn. *M. Hauff.* Mit grosser Strenge, aber auch mit viel Wahrheit, wird hier gezeigt, wieviel die Moralität durch die Einführung von Redensarten verliert, die a) die Menschen in Ansehung ihrer wahren Bestimmung irre führen, b) die Begriffe vom sittlichen Guten und Bösen verwirren und verfälschen. 6) *Versuch einer nähern Würdigung des Gehaltes objectiver und subjectiver Gründe in der Lehre vom Daseyn Gottes* von Hn. *Schulz.* Eine gute Auseinandersetzung der Kantischen Lehre von diesem Gegenstand. 4tes Heft. 1) *Versuch zur Aufklärung über Menschenrechte.* Von Hn. D. *J. B. Erhard.* Dieser Versuch macht umgearbeitet die erste Abhandlung in des Vf. Schrift, über das Recht des Volks zu einer Revolution, aus. 2) *Philosophische Betrachtungen über moralische Welt, Gottheit, Unsterblichkeit und Religion.* Einleitung. Von *C. C. E. Schmid.* 3) *Ueber drey Grundfehler der Erziehung*, von ebend. Aus der Vorrede zu *Schwarz* Grundriss einer Theorie der Mädchenerziehung. 4) Ein Gemälde des *Thucydides* von den griechischen Staatsrevolutionen und politischen Clubs zur Zeit des Peloponesischen Kriegs, von Hn. *Schlosser.* 5) *Ueber Lebensgenuss.* Ein psychologisch-moralischer Versuch von *Carl Daub*, Major am Stipendium zu Marburg. Eine der vorzüglichsten Abhandlungen dieser Sammlung. Sehr richtig wird der Unterschied zwischen in Genuss leben, und des *Lebens* geniessen gezeigt. Zum letztern wird erfodert, dass der Mensch sein Genussvermögen vom Genuss unterscheide, und darüber reflectire. Eben so schön ist die Auseinandersetzung, in welcher Rücksicht man sagen kann, alles ist eitel, und in welcher Rücksicht alles wichtig ist. 5ter Heft. 1) *Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft.* Von Hn. *Niethhammer.* Die ausführliche Prüfung dieses Aufsatzes würde zu viel Raum erfordern. Rec. erinnert nur, dass, wenn angenommen wird, dass das moralische Gesetz an sich gebiete, und keinen andern Zweck beabsichtige, sich allerdings das Gesetz für die praktische Vernunft, nur in der Vernunft finden lasse; aber dass dadurch noch nicht bewiesen sey, dass die Vernunft an sich praktisch seyn könne. 2) *Ueber Todesstrafen*, und ob es zweckmäßig und erlaubt ist, selbige durch qualvolle Arten der Hinrichtung zu schärfen. Von Hn. Canzleydirector *Cella* in Weilburg. Hr. *C.* zeigt mit guten Gründen die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, und mit gleich starken die Unrechtmäßigkeit und Zwecklosigkeit der marternden Hinrichtungen. 3) *Ueber die Erwählung des Soldatenstandes.* Es wäre zu wünschen, dass jeder Jüngling diesen Aufsatz mit Ueberlegung lase, ehe er sich zu diesem Stande bestimmte. 6tes Heft. *Platos Briefe.* 3ter B. 1tes Stück. 1) *Ueber Charakterschwäche.* Von Hn. *Greiling.* Ein für Erzieher äußerst wichtiger Aufsatz. Die Pflicht, nach Stärke des Charakters im Guten zu streben, die Hindernisse der Selbstständigkeit und die Mittel, den Charakter zu bilden, sind mit Bestimmtheit und richtiger Menschenkenntniss angegeben und

das Ganze in einer allgemeinverständlichen lichtvollen Sprache vorgetragen. 2) Einige *Gedanken, aus und über Aeneſidemus* von Z. Sehr ſcharfſinnige Bemerkungen, die aber keinen Auszug verſtatten, weil ſie äuſſerſt gedrängt vorgetragen ſind. 3) *Die Idee der Gottheit im Verhältniſs zu den Grundtrieben des Menſchen* vom Hn. Herausgeber. Eine ächt philoſophiſche Darſtellung der Entwicklung der Idee der Gottheit nach Verhältniſs der Ausbildung des Menſchen. 4) Gedanken über die Frage: *Ob und in wie fern ſich behaupten laſſe, daſs der Atheiſt ein tugendhafter Mann ſeyn könne?* In einigen Briefen von Hn. *Snell*, fortgeſetzt im 4ten B. 3ten St. Das Reſultat iſt; daſs ein tugendhafter Atheiſt unter die Ausnahmen von der Regel gehöre, und daſs ein ſolcher Mann gewiſs einen Gott nicht *läugnen* wird, ſondern nur durch einen Fehlſchluſs in ſeiner theoretiſchen Erkenntniſs nicht zur Idee der Gottheit geführt wurde. 2tes St. 1) *Ueber einige merkwürdige Einrichtungen der menſchlichen Natur in Entwicklung der moraliſchen Anlagen.* Von Hn. Pred. *Schwarz* in Dexbach. Sehr intereſſant zeigt Hr. *S.*, wie die richtige Leitung der Triebe zugleich die Ausbildung der Moralität befördert. 3) *Grundzüge zu einer Geſchichte der Theologie* vom Herausg. 4) *Ueber den Begriff und die Hauptgrundſätze des Rechts.* Von Hn. D. *Löbel.* Rec. iſt ganz mit dem Vf. einig, daſs der Begriff des Rechts nicht auf dem, was das Moralgeſetz in mir befiehlt, beruhet, ſondern ſich auf die Kenntniſs deſſen gründet, was dies Geſetz dem andern mich zu hindern verbietet. 3tes St. 1) *Paramythetes* oder: über ein paradoxes Beruhigungsmittel. Von Hn. *Mauchart.* Ein Geſpräch, worinn gezeigt wird, daſs man die Beruhigung eines Tiefbetrübten damit anfangen müſſe, daſs man durch Sympathie mit ſeinem Schmerz ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Vertrauen gewinnt. 2) *Ueber die Padagogik* der deutſchen Erzieher. Von Hn. M. *Henſinger.* Eine Rüge verſchiedener Fehler des neuern Erziehungsweſens, mit gerechter Würdigung des Guten, das demungeachtet ſchon geſtiftet wurde. 3) *Erſte Linien einer reinen Theorie der Wiſſenſchaft.* Von dem Herausg. Ein wichtiger Aufſatz für jeden Logiker. 4) *Kurze Darſtellung der Lehre vom moraliſchen Glauben,* von Hn. *Klotzſch.* Ein Auszug aus deſſen Programm *de notione fidei moralis. Wittenb.* 1793. 4ter B. 1tes St. 1) *Von dem moraliſchen Glauben an Tugend,* von Hn. M. *Zacharia.* Es wird gezeigt, wie ſich die Gemeinſprüche: *Quilibet praeſumitur bonus* und *quilibet praeſumitur malus — donec probetur contrarium,* als bloſse Maximen der Sicherheit, die erſte, um in unſerm Betragen niemand Unrecht zu thun, und die zweyte, um unſere Wohlfahrt nicht aufs Spiel zu ſetzen, gar wohl mit einander vertragen. 2) *Verſuch über die Ausrottung der Blatternpeſt,* von Hn. D. *Fauſt.* Sonſt noch häufig abgedruckt. 3) *Ueber Irreligion und Indifferentiſmus* von Hn. Pred. *Schwarz* in Dexbach. „Kein anderes Mittel, ſagt Hr. *S.*, gegen den Indifferentiſmus läſst ſich aber (ſo ſehr auch jeder rechtſchaffene Mann ihm entgegen arbeiten ſoll) denken, als *freye Prüfung.* Denn ächte Religion läſst ſich nicht denken, ohne reine Achtung, reine Achtung nicht ohne vorhergehende unpartheyiſche Prüfung, und dieſe nicht ohne Freyheit des Geiſtes. Möchte doch dieſe Wahrheit genug erkannt werden! Es würde dann gewiſs beſſer um Religion ſtehen.“ 2tes St. 2) *Einige Gedanken über den Geiſt der Erziehung und ihr Verhältniſs zum Sittengeſetz,* von Hn. M. *Michaelis* in Leipzig. Eine Unterſuchung, worauf ſich die Pflicht zu erziehen gründe, und welchen Zweck die Erziehung haben kann. 3) *Ueber die Nothlüge* und was derſelben ähnlich iſt, von Hn. *L. H. Jakob.* Hr. *J.* glaubt, daſs man in dem Falle die Unwahrheit zu einem edlen Zweck gebrauchen könne, ſobald ſich die Falſchheit des Vorgebens nothwendig ſogleich ergeben muſs, wenn vorausgeſetzt wird, der Vorgebende laſſe ſich zu nichts gebrauchen, das offenbar unrecht ſey. 4tes St. 1) *Grundriſs zu einer neuen Theorie des Uebels.* Von Hn. Prorector *Snell* in Idſtein. Der Hauptſatz dieſer Theorie iſt: daſs ſich das Uebel als Gelegenheit zur ſittlichen Vervollkommnung darſtellen laſſe. Frey von Schwierigkeiten, beſonders was das moraliſche Uebel betrifft, iſt dieſe Theorie eben ſo wenig, als ſie neu iſt. 3) *Von dem der Jugend zu gebenden Unterricht, über die durch die franzöſiſche Revolution angeregten Ideen.* Von Hn. *C. G. Lenz* in Celle. 4) *Anmerkungen zu Schillers Lied an die Freude.* Von ebend. Jedem Heft dieſes Journals ſind kurze Anzeigen philoſophiſcher Schriften beygefügt.

Dieſe kurze Anzeige wird hinlänglich ſeyn, denkende Leſer auf den Gehalt dieſes Journals, von dem das nun von Hn. Prof. Niethhammer beſorgte philoſophiſche Journal als eine Fortſetzung anzuſehen iſt, aufmerkſam zu machen.

Leipzig, b. Hilſcher: *Aphorismen oder Sentenzen des Konfuz* enthaltend Lehren der Weisheit Ermunterungen zur Tugend und Troſtgründe für Leidende wie auch mancherley Erfahrungen und gute Grundſätze, mit einer Nachricht von Konfuzens Leben von *Chriſtian Schulz* A. A. L. M. 1794. 64 u. 196 S. 8.

Nach der Abſicht des Vf. ſoll dieſes Bändchen Aphorismen zur angenehmen und nützlichen Lectüre in müſſigen Stunden dienen, und er rechnet auf die in unſern Tagen zunehmende Liebhaberey an ſinnreichen Sprüchen und moraliſchen Maximen, daſs es mehreren Beyfall als ein fader oft mehr noch als Zeit verderbender Roman finden werde. Wenn dieſe Abſicht erreicht wird, ſo ſoll bald ein zweytes Bändchen folgen. Bey dieſem Zwecke hält es der Vf. für überflüſsig anzuzeigen, wie er zu dieſen Aphorismen gelangte, oder mit kritiſcher Genauigkeit Rechenſchaft zu geben, wie viel oder wenig davon ſein eignes Verdienſt ſey. Demungeachtet hätte es nichts ſchaden können, wenn der Vf. in der Vorrede die Quellen angegeben hätte, woraus dieſe Aphorismen geſchöpft ſind. Rec. kann nicht zugemuthet werden, dieſe aufzuſuchen, aber unbemerkt kann er nicht laſſen, daſs einige faſt wörtlich überſetzte Stellen aus Epictets Handbuch ihm vorgekommen ſind, z. B. S. 132, 133, 145, 146, 148, 150. Dem Leſer kann es freylich gleichgültig ſeyn, ob die Sätze von einem chineſiſchen oder einem griechiſchen Weiſen herrühren, wenn ſie nur wahr ſind, und ihn beſſer und klü-

ger machen können; aber in literarischer Hinsicht ist es etwas anders. Nach des Vf. Maxime hätte auch das vorangeschickte Leben des Confucius weggelassen werden können, oder vielmehr sollen, da es nicht von Hn. *Sch.* sondern nach seinem eignen Geständnifs von einem *altmodischen* Freunde herrührt, und in einer schleppenden unangenehmen Schreibart abgefafst ist. Er entschuldigt sich, dafs er sie wegen Kürze der Zeit nicht habe verbessern können, wofern dieses nicht etwa blofse Ziererey ist. Meynt er doch, dafs wenn auch manche Stelle den Leser zum Lachen bringe, dieses wenigstens etwas ganz unschuldiges und zugleich ein literarischer Beweis sey, wie sehr sich unsre Schreibart seit einem Jahrhundert gebessert habe. Dieser Beweis war hier aber unnöthig. Der Aufsatz enthält nur wenige Nachrichten von dem Leben dieses Mannes desto mehr aber von gelehrten Anstalten und den drey Sekten in China, aus Neuhof, Kircher, Martini und andern Jesuiten ohne Auswahl und Kritik. In den Aphorismen findet man viel gesunde Lebensphilosophie, treffliche Regeln der Moral und Klugheit unter einander gemischt, in einer guten Schreibart; sie können also in der That zur nützlichen Lectüre, zur Beschäftigung des Nachdenkens und zur Bildung des Charakters empfohlen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Neues Erbauungsbuch für Landprediger Privatlehrer und denkende Schulmeister.* Erster Theil. Auch unter dem Titel: *Blicke auf den sittlich religiösen Unterricht nach Katechismen am Ende des achtzehnten und Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.* Erstes Stück, welches die Vorbereitung enthält. XXVIII S. Dedic. u. Vorrede 228 S. Text. (16 gr.)

Schwerlich dürfte zu Anfang des 19 Jahrhunderts von gegenwärtigem Machwerk, das, wenn es so wild und planlos fortgeht, zu einer schwer zu berechnenden Dicke anzuwachsen droht, noch irgend eine Notiz genommen werden. Sehr füglich läfst das Wahre und Nützliche dieser XVI. Bogen sich in XVI. Seiten zusammenfassen. Es dreht sich nämlich alles um den sehr bekannten Gedanken, dafs das menschliche Geschlecht sich noch lange nicht auf einer so hohen Stuffe von Tugend und Glückseligkeit befindet, als es manchen gutmüthigen Schwärmern scheint, dafs die meisten Verbesserungen, deren es sich gegenwärtig rühmt, auf blofser Täuschung beruhen und auf blofses Interesse der Sinnlichkeit (was der Vf. abentheuerlich genug, mit einem Lieblings Ausdrucke: *Stomachalisisches Lustgefühl* — *Stomachalismus* benennt) berechnet sind — dafs man bey künftigen Versuchen einer gründlichern Ausbildung und Vervollkommnung von richtigern sittlichen Principien, als bisher geschehen ist, ausgehen müsse. In einer Folge, die der Logik des Vfs. Ehre macht, werden nun die unter den Menschen herrschende physische Lebensordnung und das Medicinalwesen · Gesetze · Kriegswesen · Eyd · Hebammenkunst, (als etwas von Medicinalwesen verschiedenes!) — Dienstbeförderungen, Heyrathen — Armenanstalten (weil sie das Daseyn von Armen voraussetzen) Brodneid — Ehelosigkeit — Zustand und Verhältnifs der Weiber — Aristocraten und Demokraten — Verbote wider den Luxus, das Lotto u. dgl. als Beweise angeführt, wie schlecht es mit uns stehe, und dafs die Cultur der Menschen nicht nur um nichts fortgerückt, sondern noch gar nicht angefangen sey. Dann kommt ein Schwall von Autoritäten, der das bekräftigen soll, woran vernünftig verstanden niemand zweifelt. Die *Blicke* über den Unterricht nach Katechismen, zu denen der Vf. hier noch gar nicht hat kommen können, sollen künftig noch folgen; allein man mufs ihn bitten, dafs er erst selbst richtiger sehen, und das Gesehene zusammenstellen lerne, ehe er seine Gesichte vor das Publicum bringt. Dafs es nicht in diesem buntscheckigen Gemengsel von schiefen Gedanken und Uebertreibungen auch neben bey manches Wahre und Brauchbare gebe, je nachdem etwa eben der Geist seiner Lehrer und Gewährsmänner auf den Vf. wirkte, will Rec. nicht läugnen; auch verzweifelt er nicht ganz an der Fähigkeit desselben, in Zukunft etwas besseres zu leisten — nur mufs er erst correct schreiben, selbst denken, das Gelesene verdauen, Unsinn, wie unter andern der ist, wenn er (eins unter vielen Beyspielen, mit deren Anführung wir die Leser verschonen) S. 176. von *trauriger Empirie der Aerzte, Wundärzte, Philologen und Astronomen* spricht, vermeiden lernen und endlich sich von der Ungezogenheit entwöhnen auf Bücher, wie *Reinhards Systeм der christlichen Moral* und *Schmids Versuch einer Moralphilosophie*, woraus er noch viel zu lernen hätte — und auf nützliche Institute, wie die *Schnepfenthaler Erziehungsanstalt*, verächtliche Seitenblicke zu thun.

Corvey, b. Ahl: *Briefe des Braminen Ali an seine Söhne.* Ein Taschenbuch für studirende Jünglinge zur Bildung für Kopf und Herz. 1795. 184 S. gr. 8. (10 gr.)

Der alte Bramine giebt seinen Söhnen recht heilsame, durchdachte und nicht gemeine Lehren der Lebensweisheit, aus langem Forschen der Wahrheit und vielen Lebenserfahrungen abgezogen und im Tone der morgenländischen Weisheit vorgetragen, die sich in einer gedrungenen, gedankenvollen Sprache und in Sinnsprüchen vernehmen läfst. Der Herausg. der Briefe (wahrscheinlich nur einer neuen Auflage einer ältern Schrift) berichtigt hie und da den heidnischen Braminen in christlichen Anmerkungen und weist die *deutschen christlichen Jünglinge* auf Mosen, die Propheten und Apostel hin.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Johann Ludwig Schmidts*, ehemaligen Herz. Sachs Cob. Hofraths u. o. öff. Lehrers der Pandekten auf der Univ. Jena etc., *hinterlaſſene Abhandlungen verſchiedener praktiſchen Rechtsmaterien*, gröſstentheils mit *Urtheilsſprüchen und Gutachten des Schöppenſtuhls und der Juriſtenfacultät zu Jena* erläutert. Herausgegeben von *Johann Chriſtian Wilhelm Faſelius*, Herzoglich - Sachſen-Weimariſchen Hof - Advocaten und Stadtſchreiber zu Jena. *Erſter Band.* 1795. 243 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyter Band.* 1795. 426 S. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe Sammlung einzelner Abhandlungen war ſchon vom Vf derſelben zum Druck beſtimmt; allein deſſen 1792 erfolgter Tod verhinderte die Ausführung des Vorhabens. Was der Vater unvollendet gelaſſen hatte, wollte der Sohn beendigen; aber auch dieſer ſtarb, ehe er Hand ans Werk legen konnte. Hr. F. übernahm daher nunmehr, aufgefodert von den Erben des jüngern *Schmidt*, die Beſorgung des Drucks, und liefs, nach ſeiner Verſicherung in der Vorrede, das Materiale zwar ganz unverändert; aber an Form und Stil beſſerte er, ſo viel ihm möglich war. Für dieſe letztere Bemühung wird gewifs jeder Käufer des Buches dankbar ſeyn, denn durch ſie hat daſſelbe, wenn man es mit den übrigen literariſchen Arbeiten des Vf. vergleicht, in Anſehung des Aeuſseren bedeutend gewonnen. Was aber den innern Gehalt der einzelnen Aufſätze ſelbſt betrifft, ſo können ſie freylich mit den Schriften eines *Pufendorf*, *Strubens* u. ſ. w. bey weitem nicht verglichen werden; tief eindringende Erörterungen ſchwieriger Rechtsfragen, neue hiſtoriſche, oder juriſtiſche Entdeckungen und Bemerkungen darf man hier nicht ſuchen; auch nicht einmal ſehr verwickelte, und in der Entſcheidung beſonders ſchwierige Rechtsfälle findet man hier aus einander geſetzt, vielmehr müſſen die aufgenommenen Rechtsſachen, bey weitem dem gröſsten Theile nach, zu den ſehr einfachen und keinen Zweifeln unterworfenen gezählt werden; dabey iſt die neuere Literatur faſt ganz vernachläſſigt, und hätte der Herausg. noch beym Zuſammentragen die einzelnen Aufſätze mit den neuern über dieſelben Gegenſtande erſchienenen Schriften ſorgfältiger vergleichen wollen, ſo würde zuverläſſig eine nicht unbeträchtliche Zahl derſelben ungedruckt geblieben ſeyn. Praktiſche Brauchbarkeit indeſſen, auf welche die Sammlung vorzüglich angelegt zu ſeyn ſcheint, kann man ihr doch nicht ganz abſprechen, und es iſt ein eigenthümlicher Vorzug derſelben, dafs bey den einzelnen Aufſätzen alle unnütze Weitläuftigkeit ſowohl bey Erzählung der ihnen zum Grunde liegenden Thatſachen, als bey Entwickelung der einſchlagenden Rechtsgrundſätze, gröſstentheils glücklich vermieden iſt. Uebrigens ſchlagen die aufgenommenen Abhandlungen in das bürgerliche Privat- und Lehnrecht, wie auch in die praktiſche Rechtsgelehrſamkeit und das peinliche Recht ein, und es liegt Rec. nun nur noch die Pflicht ob, einige Belege zur Rechtfertigung des gefällten Urtheils beyzufügen.

Unter den 75 Aufſätzen *des erſten Bandes* weifs Rec. auch nicht einen als vorzüglich intereſſant auszuzeichnen; faſt alle ſind ganz unbedeutend. So wird z. B. in Nr. 9. erwieſen, dafs auch dem Beichtvater der Haupteid zugeſchoben werden könne; in Nr. 18., dafs zum Genuſſe der Rechte und Verbindlichkeiten eines Gaſtwirthes das Aushängen eines Schildes eben nicht weſentlich nothwendig ſey; in Nr. 21., dafs wegen veneriſcher Krankheit zur Zeit der eingegangenen Ehe dieſe annulirt werden könne; in Nr. 33. wird ganz irrig behauptet: nach deutſchen Rechten ſey der Vater ordentlicher Weiſe keineswegs vollkommen verpflichtet, ſeine ſich verehlichende Tochter auszuſteuern u. ſ. w.

Aus den 118 Abhandlungen *des zweyten Bandes* hingegen verdienen folgende *beſonders bemerkt zu werden:* Nr. 71 — 76, wo die Frage unterſucht wird, wie man am ſicherſten, wegen auf der Poſt verloren gegangener Sachen, ſein Recht gegen die Poſtmeiſter verfolgen kann. Nr. 90. Von den Rechtshinderniſſen bey einer einzuführenden beſtändigen Stallfütterung. Nr. 93. Rechtliche Erörterung der Zeit bey der Beweisfriſt. Nr. 95. Von der Miethzeit bey einer ſtillſchweigenden Relocation. Nr. 103. Von der Vergleichung der Schrift, oder Recognition durch Zeugen im Executiv- oder Wechſelproceſs gegen die eidliche Diffeſſion. Nr. 107. Von der Berechnung der Verletzung über die Hälfte, beſonders in Anſehung des Kaufers. Nr. 114. Von dem Grundbirn - oder Kartoffel - Zehenden. Nr. 7. Wer in *poſſeſſorio ſummariiſſimo* gewonnen hat, kann demungeachtet, wenn er nachher *in petitorio* unterliegt, der erhobenen Nutzungen, verurſachten Schaden und Unkoſten halber, condemnirt werden. Nr. 12. Auch bey einer perſönlichen Klage, womit wir von jemanden in Anſpruch genommen werden, kann uns der Regreſs gegen einen Dritten zuſtändig ſeyn, alſo findet dabey ebenfalls eine Litisdenunciation ſtatt, es mag der Dritte uns aus einer erlaubten, oder unerlaubten Handlung zur Schadloshaltung verbindlich ſeyn. Nr. 17. Die Pfandcontractsklage (*actio pigneratitia directa*) iſt zuweilen einem Dritten wider einen Dritten zuſtändig. — *Unbedeutend* hingegen,

und zum Theil *fehlervoll* sind folgende Aufsätze: Nr. 2. Die vier Jahre, innerhalb welcher ein Minderjähriger Wiedereinsetzung in den vorigen Stand suchen muss, nehmen nicht von der Zeit der erlangten Volljährigkeit, sondern erst von der Zeit, da derselbe, nach erlangter Majorennität, von der Verletzung Nachricht erhalten hat, ihren Anfang. Nr. 4. Zur Gültigkeit eines gerichtlichen Testaments erfodern die Gesetze keinesweges, dass es bis nach des Testators Tode in den Gerichten beständig bleibe. Die Zurückfoderung des Testaments ist auch keine Handlung, woraus dessen Aufhebung mit Zuverlässigkeit gefolgert werden kann. Nr. 3 Die Appellation kann so gut bey dem Oberrichter, als bey dem Unterrichter interponirt werden. Nr. 110. Nach gemeinem deutschen Gerichtsbrauche ist ein verzichtleistender Erbfolgevertrag gemeiniglich ungültig, wenn er nicht durch einen körperlichen Eid bekräftigt worden ist. In Nr. 16., wo vom Zolle die Rede ist, geht der Vf. von folgendem Begriffe aus: — Der Zoll ist eine öffentliche Abgabe, welche die Reisenden *für den sichern Gebrauch der öffentlichen Wege* (!) entrichten müssen. In Nr. 18. wird die Frage aufgeworfen; wem bey Besetzung der Kirchendienste das Vorschlagungs- und Wahlrecht zustehe? und also beantwortet: wenn an einem Orte wegen Besetzung eines Kirchendienstes kein Gesetz, oder Gewohnheit, oder Besitz vorhanden ist, *so ist es billig, dass der Gemeinde bey den ihr von dem Kirchenpatron vorgeschlagenen dienstfähigen Personen das Wahlrecht zustehe.* In Nr. 19. wird von der Abfindung einer Geschwächten weitläufig gehandelt, und das Resultat des Ganzen am Ende ist, wie wohl vorauszusehen war: es trete hier die richterliche Willkühr ein, die sich nach den Umständen richten müsse. Die Nr. 21. ist überschrieben: Von einer vermeyntlichen Kasekorbs-Gerechtigkeit. — Bey näherer Beleuchtung findet man sodann, dass der ganze Streit darinn bestand, dass ein Hauseigenthümer in die Luft seines Nachbars einen Kasekorb bauen wollte. Eben so ist die Nr. 23. überschrieben: Von der Assecuration eines gekauften Seifentopfs — und am Ende zeigt sichs, dass der ganz einfache Fall dabey zum Grunde liegt, dass der Verkaufer eines eisernen Seifenkessels vier Jahre lang für dessen Güte Bürgschaft geleistet hatte In Nr. 26. kommt der sogar nicht zu bezweifelnde Satz vor, dass auch ein Hausohn aus einem Contracte, welchen er mit jemanden geschlossen hat, *caeteris paribus*, vollkommen verbindlich werde. In Nr. 29. wird vorerst die bekannte Rechtsregel weitläufig ausgeführt, dass Eideszuschiebung auch nach Ablauf des Beweistermins, wie auch nach völlig schlecht ausgefallenem Beweise noch statt finde; sodann aber folgende, nach unsrer Einsicht, ganz unrichtige, Ausnahme angegeben: wenn der Beweisführer sich ganz und gar an der vorgeschriebenen Beweisfrist versäumt, indem er entweder gar keine Beweisartikel binnen der Frist eingereicht, oder wenn er dieses zwar gethan, selbige doch auf den Beweissatz eigentlich gar nicht gerichtet hat In Nr. 32. wird bewiesen, woran wohl niemand zweifelt: dass Unterthanen, welche mit ihrer Landesobrigkeit in Processs gerathen, dieser über die Streitsache den Eid zuschieben können. Die Nr. 33. enthält die Bemerkung, dass vidimirte Abschriften, welche nicht mit der Urschrift bestärkt werden können, zu keiner Executivklage dienen. Die Nrn. 50. 51. 52. betreffen die paulianische Klage, aber auch nicht eine der neueren Schriften über diesen schwierigen Gegenstand ist dabey benützt worden. In Nr. 67. wird die, auch allen Schülern bekannte Wahrheit sehr weitläuftig ausgeführt, dass die von einem kaiserlichen Hofpfalzgrafen geschehene Legitimation eines unehelichen Kindes an sich die Wirkung nicht habe, dass das Kind seinem Vater succediren könne. Die Nr. 61. untersucht, ob die Anstellung einer Diffamationsklage vortheilhafter sey, als eine Injurienklage? Der Vf. muss also nicht bedacht haben, dass, der richtigern Lehre nach, von einer Diffamationsklage gar die Rede nicht seyn könne, wenn eine Injurienklage statt findet. Die Nr 62 endlich, wo von der gegen eine Injurienklage zum Vorwand genommenen Einrede der Wahrheit die Rede ist, würde zuverlässig ganz anders ausgefallen seyn, wenn einige neuere Schriften über diesen Gegenstand, und namentlich *Webers* vortreffliches Werk benutzt worden wären. — — Diese Proben werden hinreichend seyn, die Leser mit dem Geiste dieser Sammlung bekannt zu machen; wir enthalten uns daher aller weitern Auszüge, und bemerken nur noch, dass dem zweyten Bande ein Register über beide Theile angehängt ist, wofür die Käufer dem Herausg. Dank wissen werden.

LEMGO, b. Meyer: *Johann Heinrich Beermanns*, vorherigen hochfürstl. Hessischen Auditeurs, dermaligen Regierungs-Secretairs in Rinteln, *Grundsätze des heutigen deutschen Kriegs-Rechts. Ersten Theils erste und zweyte Abtheilung.* 1795. 1314 S. 8. (4 Rthlr. 3 gr.)

Ein *gemeines* deutsches Kriegsrecht *im juristischen Sinne* zu schreiben, ist ein eben so misliches Unternehmen, als ein *gemeines* deutsches Privatrecht *im juristischen Sinne* überhaupt aufstellen zu wollen. Eine Bedenklichkeit, die Hr. *B.* nicht genug erwogen zu haben scheint, wenn er im §. 12. ohne weiters also sich äussert: „Unter dem gemeinen deutschen Kriegsrecht sind, ausser den deutschen Reichsgesetzen, welche in Ansehung der Reichsarmeen ertheilt worden, zugleich alle diejenigen Kriegsgebräuche und Maximen, Sätze und Bestimmungen zu begreifen, nach welchen sich entweder *alle, oder doch die mehresten deutschen Kriegsstaaten* übereinstimmend zu richten pflegen. Das besondere hingegen fasst diejenigen Kriegsordnungen und Gebote unter sich, welche nur bey dem einen, oder andern einzelnen Heere eingeführt sind, und von den Ordnungen der übrigen deutschen Kriegsstaaten abweichen. Jenes, das gemeine deutsche Privatkriegsrecht ist es, wovon dermalen hauptsächlich gehandelt wird."

Da haben wir dann also wieder ein sogenanntes gemeines Recht nach *Selchowischer* Manier! und Hr. *B.* hat sich dabey die Sache so leicht gemacht, dass er fast durchaus blos die hessischen und preussischen besondern Kriegsrechte als Quellen anführt; nur sehr selten findet man allenfalls noch die österreichischen und hannöver-

növerischen Gesetze angezogen. Ausserdem aber scheint auch noch der Vf. nicht recht einig mit sich gewesen zu seyn, welche Grenzen er seinem Werke eigentlich zu ziehen habe. Im §. 11. drückt er sich ganz bestimmt also aus: „Unter dem deutschen Kriegsrecht darf man nicht die Bestimmung der natürlichen Verhältnisse eines Kriegsstaats gegen andere bewaffnete Mächte erwarten, denn diese gehören ins Völkerrecht; auch darf man sich darunter nicht etwa die Erklärung der zwischen einem Kriegsherrn und seinen Unterthanen bestehenden wechselseitigen Pflichten, noch die Beschreibung einer innern Verfassung eines deutschen Kriegsstaats, als Reichsstand betrachtet, gegen andere Reichsstände vorstellen, indem solche theils in das Natur-, theils in das deutsche *öffentliche* (!!) Staatsrecht gehörig sind. Das Kriegsrecht, wovon hier die Rede ist, und welches die Rechte und Pflichten der Soldaten überhaupt betrachtet und darstellt, kann vielmehr, wenn ihm sein scientivisches Fach angewiesen werden soll, nicht anders, als ein interessanter Theil des deutschen gemeinen Privatrechts angesehen werden." — Allein dessen ungeachtet sind, wie nachher aus der Inhaltsanzeige erhellen wird, sehr viele Materien aufgenommen worden, die offenbar lediglich in das Staats- und Völkerrecht gehören, und grade dies hätte Hr. *B.* um so sorgfältiger vermeiden sollen, da er besonders im staats- und völkerrechtlichen Fache eben nicht sehr bewandert zu seyn scheint. Ueber *Höpfners* Naturrecht, und *Pütters* Staatsrecht geht Hier, dem Ansehen nach, seine Bücherkenntniss nicht hinaus; denn sie sind seine beständigen, und fast einzigen Gewährsmänner. Hätte er nur wenigstens *Martens* Compendium zu Rathe gezogen; so würde er gar oft eines Besseren belehrt worden seyn. Aber auch selbst gegen privatrechtliche Principien findet man nicht selten sehr arge Verstosse. So heisst es, um nur Ein Beyspiel anzuführen, in dem §. 152.: „Da der Werbcontract durch die bestimmte Erklarung des Consenses vollendet wird; so ist solcher, seiner Natur nach, unter die Rubrik der Consensualcontracte zu setzen. Sobald aber die Berichtigung des Handgeldes zum Wesentlichen der Verbindlichkeit erfodert wird, *ist der Contract als real anzusehen.* Da nun ein Realcontract ohne die Tradition der Sache selbst nicht verstanden werden kann; so ist aus jener Voraussetzung zu schliessen, dass ein Werbcontract, wodurch ein Handgeld ausbedungen ist, *so lange noch als nicht vollendet anzusehen sey, bis die Darreichung des zur Bedingung gemachten Handgeldes vorausgegangen.*" — Welch eine Verwirrung der Begriffe! Eine systematische, aus richtigen allgemeinen Grundsätzen abgeleitete Darstellung des deutschen Privatkriegsrechts findet man hier folglich nicht; aber, als Materialiensammlung betrachtet, hat das Buch vor den mehresten seines Gleichen entschiedene Vorzüge. Ueberall erkennt man den Mann, der seine Notizen nicht blos aus Büchern geschöpft, sondern an Ort und Stelle selbst Erfahrungen gemacht, und mannichfahige Bemerkungen gesammelt hat. Zugleich leuchten überall milde, menschenfreundliche Gesinnungen hervor, dass alle angehende Auditeurs und Officiere zuverlässig das Werk mit grosem Nutzen gebrauchen werden. Der Inhalt des bis jetzt gelieferten ersten Bandes ist folgender: *Die erste Abtheilung* zerfällt in acht Abschnitte, worinn gehandelt wird: von der deutschen Kriegsrechtsgelahrtheit, derselben Quellen und Hülfsmitteln überhaupt; von den deutschen Kriegsgesetzen; von den Hauptbestandtheilen des deutschen Kriegstaates und dessen Bildung (hier ist von dem Rechte, Krieg zu führen in Deutschland, von den Bestandtheilen eines Kriegheeres, von der Anstellung der Soldaten zum Dienste und deren Subordination, von Volontairs, von Hülfstruppen, von der Landmiliz, den Cantonisten und dem allgemeinen Landaufgebote, und endlich von der Musterung die Rede,); von der Unterhaltung der Soldaten (hier will der Vf. bestimmen, in wie weit die deutschen Landesherrn ihren Unterthanen zur Erhaltung der Soldaten Steuern und andere Lasten aufzubürden berechtigt seyen, auch wird vom Fouragiren und dergleichen gehandelt); von der Familie der Soldaten; von dem Eigenthum und den besondern Rechten der Soldaten; von der Sauvegarde; endlich von den Verlustarten der Soldatenrechte. — *Die zweyte Abtheilung* behandelt das peinliche Kriegsrecht in drey Abschnitten, nämlich: von den Verbrechen und Strafen der Soldaten überhaupt; von verschiedenen gemeinen Verbrechen der Soldaten; von den besonderen militärischen Verbrechen. — Ausgeholt hat der Vf. immer sehr weit; er entschuldigt aber das wirklich ganz befriedigend damit, dass er sein Werk vorzüglich auch für Personen bestimmt habe, die der Rechte nicht kundig sind. Der noch zu erwartende zweyte Theil wird den Kriegsprocess entwickeln.

BERLIN: *Beyträge zu einem vernünftigern Denken und Verfahren in Rechtsangelegenheiten.* Zweytes Heft. 1795. 164 S. 8.

Die Vorschläge und Bemerkungen des ungenannten Vf. betreffen diesesmal hauptsächlich die Ordnung der Gläubiger bey Concursen, und die Abkürzung der Concursprocesse. Die Ursachen der langen Dauer der letzteren glaubt er theils in den Richtern, theils in den Gläubigern, theils in den Contradictoren und Güterpflegern, theils endlich und vorzüglich in der Unbestimmtheit und dem Widerspruche der Gesetze zu finden, und macht deswegen in Ansehung aller dieser Punkte mancherley Vorschläge zu Verbesserungen, die aber einzeln hier aufzuzählen zu weitläuftig seyn würde. Was hingegen die Ordnung der Gläubiger betrifft; so will er vorerst alle stillschweigende Unterpfander und alle allgemeine Hypotheken schlechterdings abgeschafft, und dann nur folgende drey Klassen aufgestellt wissen: *die erste Klasse* soll allein die gerichtlich consentirten Gläubiger, und zwar ohne Unterschied der Zeit, enthalten; in *die zweyte Klasse* sollen die privilegirten, d. h. diejenigen Gläubiger, und zwar auch ohne Unterschied der Zeit, gehören, die ohne ihre Schuld verhindert wurden, Vorsichtigkeit zu gebrauchen, denen mithin das Gesetz billig zu Hülfe kommt, z. B. Kinder in Ansehung ihrer Pathenge-

ſchenke und überhaupt ihres *peculii* auf das Vermögen des Vaters; Minderjährige, und die ihnen gleichgeachtet werden, auf das Vermögen ihrer Vormünder u. ſ. w.; in *die dritte Klaſſe* endlich ſollen die übrigen gemeinen, nachläſſigen, oder, wie man ſie insgemein nennt, die handſchriftlichen Gläubiger, und zwar auch wieder ohne Unterſchied der Zeit, fallen. — In den Vorſchlag, alle allgemeine und geſetzliche Unterpfänder abzuſchaffen, ſtimmt Rec. mit voller Ueberzeugung ein, und, ſeines Erachtens, liegt es auch klar am Tage, daſs, wenn eine neue Geſetzgebung nur die vorgeſchlagenen drey Klaſſen aufnehmen wollte, die jetzt ſo ſchwierige Lehre von Concurſen alsdann gar ſehr vereinfacht werden würde; allein auf der andern Seite ſieht er doch auch nur zu ſehr ein, daſs, ſobald man ſich in das Detail etwas genauer einläſst, ſich eine groſſe Menge bedeutender Schwierigkeiten äuſsern, die der Vf. dieſer Schrift weder vollſtändig genug aufgefaſst, noch auch die aufgefaſsten befriedigend genug aus dem Wege geräumt hat. — Die übrigen in dieſem Hefte noch vorkommenden kürzern Bemerkungen ſind zur Berichtigung einiger Stellen in dem neueren preuſsiſchen Landrechte beſtimmt, und folgenden Inhalts: I. Gedanken über die Frage, wann ſollen im Trunke geſchehene Erklärungen und geſchloſſene Verbindlichkeiten ihre Gültigkeit erlangen? II. Nähere Erörterung der Frage: wenn ein Vermächtniſs zu ſeiner Beſtimmung nicht hinreicht, ob der Erbe, oder der Bedachte das Fehlende zuzuſchieſsen habe? III. Wer mit der Erfüllung eines Contracts, wobey ein Reuſtrafgeld feſtgeſetzt worden iſt, bereits den Anfang gemacht hat, kann bey theilbaren Gegenſtänden, gegen Erlegung des Reugeldes, unter Einſchränkungen, der fernern Erfüllung ſich entziehen; ja auch ein Dritter kann auf das Reuſtrafgeld klagen. IV. Widerlegung der 301ten Bemerkung in D. Hommels Rhapſodien. V. Etwas von Schenkungen über die Hälfte beym Leben und auf den Todesfall. VI. Den Richtern wird Behutſamkeit empfohlen, den ſtreitigen Gegenſtand ſtatt der Strafe nicht dem beſchwerten Theile zuzuſprechen. — Ueberall zeigt ſich der Vf. als einen ſcharfſinnigen, ſelbſtdenkenden Mann, dem es weder an Erfahrung, noch an theoretiſchen Kenntniſſen fehlt, und der ſelbſt dann noch immer belehrend bleibt, wenn man auch in der Hauptſache ſeiner Meynung nicht beytreten kann.

PHILOSOPHIE.

Bayreuth, in Verlag der daſigen Zeitungsdruckerey: *Praktiſche Anleitung, Geiſt und Herz durch die Lectüre der Dichter zu bilden.* II. Theil. 1794. 294 S. 8.

Die äſopiſche Fabel und das lyriſche Gedicht werden in dieſem Theile eben ſo abgehandelt, wie im erſten das Epigramm. Der Vf. entwickelt nämlich verſchiedene Fabeln und lyriſche Gedichte, und ſucht dadurch die Eigenſchaften und Regeln dieſer Dichtungsarten deutlich zu machen. Rec. freut ſich, daſs dies in dieſem Theile mit etwas weniger Wortgepränge geſchehn iſt, und wiederholt ſeine Meynung über den erſten Theil, daſs dieſes Buch für alle, welche keinen förmlichen äſthetiſchen Unterricht erhalten haben, ſehr unterrichtend und nützlich ſeyn könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Frankfurt a. M.*, in der Andreäiſchen Buchh.: *Darſtellung der Amphibolie der Reflexionsbegriffe*, nebſt dem Verſuche einer Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen *Aeneſidems* gegen die Reinholdiſche Elementarphiloſophie. 1795. 116 S. 8. (8 gr.) Ob die Darſtellung der Amphibolie der Reflexionsbegriffe, dem, der die Kantiſche nicht faſst, faſslicher ſeyn wird, als dieſe ihm war, daran zweifelt Rec. Der Begriff der Reflexion iſt hier bey weitem nicht ſo ausführlich entwickelt, als in Kants Kr. d. r. V., und auch nicht einmal richtig beſtimmt, denn reflectiren heiſst nicht, wie der Vf. S. 2. angiebt: einen Vergleich über Dinge anſtellen, um uns ihres Verhältniſſes zu einander bewuſst zu werden; ſondern die Aufſuchung ihrer gemeinſchaftlichen Erkenntniſsquelle, um dann ſie vergleichen zu *können*. Wenn ich zwey Gröſsen meſſe, und mir ihrer Verhältniſſe dadurch bewuſst werde, ſo heiſst dies nicht reflectiren, aber wenn ich den gemeinſchaftlichen Maaſsſtab dazu aufſuche, z. B. auf welche Art ich Winkel mit Seiten, und dieſe mit jenen vergleichen könnte, dann reflectire oder *überlege* ich. Der Verſuch der Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen Aeneſidems gegen die Reinholdiſche Elementarphiloſophie, zeigt mehr Scharfſinn des Vf. und eine vertraute Bekanntſchaft mit der Theorie des Vorſtellungsvermögens. Zuerſt zeigt der Vf. die Ungereimtheit der Foderung des Aeneſidems, vor einer Theorie des Vorſtellungsvermögens die Unterſuchung vorausgehen zu laſſen, ob eine Erkenntniſs des Urſprungs unſrer Vorſtellungen a priori und a posteriori überall möglich ſey, und nicht vielmehr alle Fähigkeiten unſers Gemüths überſteige: da ja offenbar dies erſt durch die Kritik des Erkenntniſsvermögens ausgemacht werden könne. Dann ſucht er zu zeigen, daſs Aeneſidem nicht erwieſen habe; der Satz des Bewuſstſeyns qualificire ſich nicht zum höchſten Grundſatz der Philoſophie, daſs die Begriffe von Vorſtellung, Object und Subject nicht nach Reinholds Begriffen von Aen. aufgefaſst worden, daſs er eben ſo den Begriff von Vorſtellungsvermögen verwirre, und daſs Hume wirklich durch die Kr. d. r. V. widerlegt ſey. Der Vf. weiſs ſehr gut die Trugſchlüſſe des Aeneſidems aufzudecken, und die Sache der Theorie des Vorſtellungsvermögens durch feine Diſtinctionen zu retten. Er nimmt aber auch nur (welches bey Widerlegungen immer ſollte beobachtet werden,) allein auf die Einwürfe Aen. Rückſicht, ohne ſich über die Reinholdiſche Elementarphiloſophie übrigens näher zu erklären. Der Ton, der in der Widerlegung herrſcht, iſt durchgängig freymüthig und kaltblütig, und der Unterſuchung der Wahrheit angemeſſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Schrift und Vernunft für denkende Christen*, von D. *Gottlob August Baumgarten Krusius*, Konsistorialassessor und Stiftssuperintendent in Merseburg. Erstes Bändchen. 1793. 238 S. Zweytes Bändchen. 1793. 212 S. Drittes Bändchen. 1794. 223 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. will in dieser Schrift eine *zweckmäßig vollständige Darstellung der Vernunftmäßigkeit des Christenthums nach den Begriffen orthodoxer Lutheraner* liefern. (Dies hätte auf dem Titel etwas deutlicher sollen ausgedruckt seyn.) Er hat orthodoxe Theologen, unter andern Crusius zu Lehrern gehabt, ist eine Zeitlang Zweifler gewesen, aber hernach zur Gewissheit gekommen. Das Resultat seiner zwanzigjährigen ernstlichen und gewissenhaften Forschungen und Prüfungen ist denn *Orthodoxie* (im strengsten Verstande) und seine Ueberzeugung ist darinn so fest worden, dass ihn schwerlich etwas wankend machen kann. Durch diese Schrift, wovon noch drey Bändchen zu erwarten sind, hofft er nun andere auch dahin zu führen, und sieht sich dazu genöthigt, weil niemand es unternommen hat, gegen die sogenannten Neologen, seine Erzfeinde, zu Felde zu ziehen. Dagegen ist nun an sich nichts zu erinnern. Hr. *BC.* handelt darinn ganz recht, wenn er seiner subjectiven Ueberzeugung folgt, und Rec. schätzt seinen Glauben, den er durch anhaltendes redliches Forschen erlangt hat, und seinen Eifer für die Verbreitung desselben gegen die Meynungen anderer, die er sich als schädliche Irrthümer vorstellt. Aber durch die Art, wie er dieses thut, wird er schwerlich seine Absicht erreichen. Bey dem Kreis von Lesern, die schon der sogenannten Orthodoxie ergeben sind, wird er zwar wahrscheinlich ihren Glauben befestigen, aber Rec. zweifelt, ob er einen einzigen Andersdenkenden bekehren werde. Das lässt zuförderst der aufbrausende und imposante Ton nicht erwarten, mit welchem er von ihnen und von Recensenten in den Vorreden und in der Schrift selbst zu sprechen sich erlaubt hat. Man urtheile aus folgenden Stellen in der Vorrede zum 1. Bande, S. IX. „Man darf nur ein paar Journale und gelehrte Zeitungen mit lesen, ein paar neue Schriften durchblättern, um das, was die Herren, die den Ton angeben, als Wahrheit und Aufklärung *ausposaunt* haben, dreist und mit wegwerfender Verachtung derer, die das Gegentheil behaupten, nachsprechen: und man ragt über alle noch so gelehrte Orthodoxen, wäre man auch kaum bis zur *Tertianerweisheit herangegangelt*, gigantisch empor. Ursache genug, warum junge aufgeklärte Genie's und *hochweise heterodoxe* Schriftsteller von allen Seiten her, wie *Schwämme* nach einem fruchtbaren Regen aufwachsen! Man kann ja zum berühmten Namen nicht leichter kommen!“ Und S. X. „Orthodoxer Theologen Schriften sind, seitdem sie *jeder Knabe mit Kothe wirft*, wenn sie im Publicum zu erscheinen sich erkühnen, nicht sehr zahlreich. — Und die noch vorhanden sind, hat man zu unterdrücken und unbekannt zu erhalten oder herabzuwürdigen gewusst, — über jeden orthodoxen Lehrer wird der Stab gebrochen, er ist ein träger und unwissender Nachbeter des vernunftwidrigsten Unsinns.“ Und so werden die Andersdenkenden nie anders als *gelehrte Dictatoren*, *hochweise Herren*, *hochgepriesene Neologen* und *Heterodoxen* titulirt, und sogar beschuldigt, als wenn sie auf gewaltthätige Verfolgung der Christen und der Orthodoxen ausgingen und letztere nicht zum Worte kommen liessen. Ist das wohl der Geist der Sanftmuth, der einen christlichen Lehrer so sehr ziert? und meynt Hr. *BC.* wirklich, dass er durch solche Ausfälle und wiederholte Beleidigungen andere für seine Meynung gewinnen werde? Es sind doch unter denen, die nicht so orthodox sind, wie er, so viele würdige Theologen, die ebenfalls nach Wahrheit streben und Verbreitung ächter Religion und Sittlichkeit zur Absicht haben; es giebt so manche, die allgemein als Orthodoxe gelten, z. E. Morus, Rosenmüller, Seiler, die aber nicht alles in der Schrift und Vernunft finden, was er darinn gefunden hat; und es werden ja so manche gründliche Recensionen orthodoxer Schriften geliefert, die nur denen nicht gründlich scheinen, die als seichte Schriftsteller dem Publicum dargestellt werden. Diese alle mit denen in eine Klasse zu setzen, die der Vf. charakterisirt, ist doch grosse Ungerechtigkeit und Intoleranz, oder vielmehr, wie er S. XIII. sich auszudrücken beliebt, wahre Ungezogenheit. Wer kann denn dafür, dass der orthodoxen (d. i. nach dem alten System geformten) Schriften immer weniger werden und sie der Kraft der Wahrheit nicht wiederstehen können? Und was wird das Aufbrausen weiter helfen, da man es doch nur als das letzte Angstgeschrey und den Ton der Verzweiflung betrachtet. Zwar lenkt der Vf. am Ende der Vorrede des 2. Bandes wieder ein, und nimmt diejenigen von dieser verworfenen Klasse wieder aus, die bescheiden, ernsthaft und gründlich ihre Ueberzeugung der seinigen entgegensetzen. Aber er bestimmt doch gleich anfangs seine Gegner ganz im Allgemeinen als solche, die theils Deisten sind, theils solche, die *nicht alle* Glaubenslehren, welche ältere und neuere orthodoxe Protestanten für biblische Lehren und wesentliche Bestand-

theile des chriſtlichen Lehrgebäudes gehalten haben, noch dafür erkennen wollen, von denen durchaus ganz im Allgemeinen geſprochen und behauptet wird, daſs die Heterodoxen ſich in den Beſitz der gelehrten Zeitungsfabrik (?) geſetzt haben. Und warum erlaubt ſich denn der Vf. in ſeinem ganzen Buche ſo manche hämiſche Ausfalle auf alle diejenigen, die nicht in allem ſeines Glaubens ſind, wovon man B. 1. S. 29. und B III. S. 106. auffallende Beyſpiele findet. Sind aber nicht alle aufgeklärte Theologen gemeynt, ſo ſieht er nicht ein, wo denn die Leute ſind, die er hier ſo abſcheulich vorſtellt. Es müſsten denn Recenſenten gemeynt ſeyn, die elende orthodoxe Schriften nicht loben, bloſs deswegen weil ſie orthodox ſind, ſondern ſie kurz und gut als Produkte der Unwiſſenheit charakteriſiren, welches denn freylich von dem beleidigten Schriftſteller als ein Machtſpruch, als Intoleranz und Verfolgung angeſehen wird.

Unter dieſen Umſtänden iſt es eine ſehr miſsliche Sache, das Amt eines Recenſenten bey der Schrift des Vf. zu übernehmen. Recenſentenlob erwartet und begehrt er nicht, weil er als *unbärtiger Jüngling ein paar Wochen lang* Recenſent geweſen, und denn mit eben der Ueberzeugung aus dieſer ehrbaren Zunft getreten iſt, die Cicero der Augur von den Auguren erlangt hat. Mit Widerlegung iſts gefährlich, denn nach der Vorr. des 2. Bandes fürchtet er ſich vor keiner Art von Waffen, mit denen man ihn anzugreifen gedenkt, und ſeine Entſchlieſsungen ſind auf jeden möglichen Angriff ſchon gefaſst. Wenn es denn aber ſeyn ſoll, ſo werde denn das Werk begonnen. Rec., der ſchon längſt über die unbärtige Jünglingſchaft hinweg iſt und zwar nicht ſo früh, aber viel längere Zeit Recenſent geweſen iſt, fürchtet ſich vor den Entſchlieſsungen des Vf. auch nicht, und ſteht ſeinen Mann. Aber zuvor muſs die Capitulation mit dem Vf. erſt geſchloſſen werden; denn es hat ihm beliebt, den Kritikern ſeiner Schrift gewiſſe Punkte vorzulegen, die Rec. beantworten muſs. Nämlich: 1) ſie ſollen ſich höflich und beſcheiden aufführen etc. A. Accordirt, nur wäre zu wünſchen geweſen, daſs Hr. *BC.* ein beſſeres Beyſpiel gegeben hätte. 2) Daſs ſie bloſse Aufſtellung entgegengeſetzter Meynungen mit Machtſprüchen verbrämt nicht für Widerlegung anſehen. A. accordirt. 3) Daſs ſie keinen Satz für erwieſen ausgeben, wovon ſie nicht entweder auf der Stelle den Beweis führen, oder Buch und Seitenzahl angeben, wo der Beweis, den ſie nicht zu führen für nöthig erachten, zu finden iſt. A. Abgeſchlagen, weil dies die Grenzen einer Recenſion überſchreitet und manche Sätze ſchon ſo oft bewieſen ſind, daſs die Beweiſe und die Schriften, worinn ſie ſtehen, den mehrſten Leſern nicht unbekannt ſeyn können, oder wenigſtens nicht unbekannt ſeyn ſollten. Zudem iſt Rec. mit dem Vf in den Hauptprincipien ſo wenig einig, daſs zur Widerlegung ein ganzes Buch nöthig wäre. Z. E. der Vf. bekennt von ſich, daſs ſeine ganze Philoſophie *empiriſch* ſey und daſs er keinen Vernunftſatz anerkenne, der nicht auf Beobachtungen und Erfahrungen ſich gründe, und Rec. hält es in Abſicht auf Religion und Sittlichkeit bloſs mit der reinen Vernunft und glaubt, daſs die Lehren derſelben aus Erfahrung gar nicht hergeleitet werden können, weil die Erfahrung uns zwar lehrt, was geſchieht, aber nicht, was geſchehen ſoll. Auch würde eine Widerlegung durch Gründe gar nichts helfen, weil dem Vf. ſein Syſtem ſo gewiſs iſt, daſs er eine wirkliche Widerlegung für *gänzliche Unmöglichkeit* hält. Rec. hält es daher für das rathſamſte, den Leſern bloſs zu referiren, was er gefunden hat, ſeine Meynung im Allgemeinen zu ſagen und zuweilen nur einige Zweifel beyzufügen. Daſs der Vf. ſein Syſtem gut inne habe, daſs er dabey ſelbſt gedacht, viele Kenntniſſe beſitze, und ſich mit der Leſung vieler Schriften beſchäftigt habe, lehrt der Augenſchein. Seine Beleſenheit iſt aber noch lange nicht ſo ausgebreitet, als es nöthig war, um ſeine Abſicht zu erreichen und ſein Syſtem gegen alle Angriffe zu ſichern. Sollte dieſes geſchehen, ſo muſste er nicht nur die neueſten Schriften geleſen haben, ſondern auch mit der kritiſchen Philoſophie bekannt ſeyn, durch welche die Unterſuchung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion und der einzelnen Lehren derſelben eine ganz andere Wendung genommen hat, worauf das, was der Vf. vorbringt, gar nicht mehr paſſend iſt. Dies offenbart ſich ſogleich bey den philoſophiſchen Principien, von welchen er ausgeht. Gleich in der erſten Abhandlung iſt er ſehr verlegen darüber, was man eigentlich unter *Vernunft* zu verſtehen habe, wenn von *Vernunftreligion* die Rede ſey, und meynt, die Denkkraft ſelbſt könne ſie hier nicht bedeuten, ſondern entweder gewiſſe Regeln, nach denen unſere Seele denkt, oder gewiſſe Begriffe und Grundſatze, die wir ſchon für wahr erkannt haben, und dabey bleibt er auch in der Vorrede zum 3. Bande ungeachtet der Erinnerungen, die ein Rec. dagegen gemacht hatte. Hätte der Vf. die neueſten philoſophiſchen Schriften geleſen, ſo würde er bald aus ſeiner Verlegenheit gekommen ſeyn. Er würde auch bald einſehen, daſs nicht alles ausgemachte Wahrheit ſey, was er dafür hält, wenigſtens manches eine genauere Beſtimmung erfodere, als S. 17. *Alle* Schlüſſe und Beweiſe *a priori* gehen urſprünglich von Bemerkungen *a poſteriori* aus; faſt alle Vernunftwahrheiten, die ſelbſt Principe ſind, ſind Hypotheſen; (von Poſtulaten der Vernunft weiſs der Vf. nichts,) niemand darf ſich herausnehmen, ſeine Vernunft für allgemeine Menſchenvernunft auszugeben; (es können alſo nie allgemeingültige Wahrheiten ſtatt finden,) S. 157. Richtige Grundſatze und Dogmen der Philoſophie ſind Abſtractionen von Erfahrungen, und moraliſche Sätze ſind richtig und gut nur denn, wenn ſie im thätigen Leben anwendbar gefunden werden; (woher aber nun zuerſt moraliſche Sätze erkannt werden, iſt nicht gezeigt,) alle unſere Ueberzeugungen beruhen auf Auctorität unſerer Lehrer. Eben ſo geht der Vf. ſeinen eigenen Weg in Abſicht auf Offenbarung und Eingebung der Schrift, ohne auf die neueſten Gründe und Gegengründe im geringſten Rückſicht zu nehmen. Seiner Meynung nach iſt eine göttliche Offenbarung die wahre, *erſte* und *urſprünglich alleinige* Erkenntniſsquelle der Religion; gleichwohl darf keine Offenbarung einer allgemein anerkannten und jeder erweislichen Vernunftwahr-

wahrheit (die also doch aus einer frühern Quelle erkannt seyn muss,) widersprechen. (Der Glaube an das Daseyn Gottes muss also auch allein durch Offenbarung entstanden seyn, welches offenbar widersprechend ist, wie von neuern Philosophen, z. E. *Schmid*, augenscheinlich gezeigt worden ist.) Sobald der erste Mensch geschaffen war, erhielt er nach S. 52. und B. III. S. 159. von Gott einen weitläuftigen Religionsunterricht, (ungeachtet er da noch gar nicht zum Besinnen gekommen war, und von den gegenwärtigen Dingen noch gar keine Idee haben konnte,) und in der Vorrede des 3. B. wird genau beschrieben, wie die Offenbarung den ersten Menschen widerfahren, und wie spätere Offenbarungen geschehen, nämlich nicht durch äusserliche Sinne, sondern durch *Empfindung*. Die *objective* Gültigkeit erhalten sie durch Wunder und Weissagungen; und diese sind auch der beste Beweis für den *ersten* Unterricht. Auch hier ist die Materie nicht erschöpft, so viel Kenntnisse Hr. *BC.* auch dabey gezeigt *hat*. Den Einwurf, dass man alle Wunder natürlich erklären könne, hebt er S. 149. auf die Weise: „wer solche Begebenheiten natürlich erklären will, muss sie entweder *selbst nachmachen* oder ihre natürliche Möglichkeit *augenscheinlich* beweisen." Wie aber, wenn jemand von Hn. *BC.* einen *augenscheinlichen* Beweis fodert, dass sie nicht natürlich seyn könnten? Das möchte ihm wohl eben so schwer fallen, als die Foderung zu erfüllen, die er an seine Gegner thut. Bey den verschiedenen Bedeutungen des Worts *heil. Geist* θεοπνευστα und den Redensarten: *der heil. Geist ist über mir* etc. worauf der ganze Beweis von *Eingebung* sich gründet, würde der Vf. in neuern Schriften manche schwere Knoten aufzulösen finden, über die er mit vieler Leichtigkeit hinwegeilt. *Geheimnisse* nennt er B. II. S. 40.. Lehren, von deren Inhalte man sich zwar eine *deutliche* Vorstellung machen kann, die aber nichts ähnliches in der Natur haben, und doch gesteht er B. III. S. 80. selbst ein, dass die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht anschaulich und erklärbar gemacht werden könne. Doch hält er sie für vernunft- und schriftmässig. Obgleich Morus und andere orthodoxe Theologen keine Spur davon im A. Test. finden, so sieht er sie doch ganz deutlich darinn bezeichnet, und da werden denn alle die gewöhnlichen Beweise, die längst widerlegt sind, auch sogar die aus den Namen Gottes, die eine Mehrheit anzeigen, und der aus Ps. 2, 7. vollständig numerirt, ohne im Geringsten über die Gegengründe etwas zu bemerken. Eben so verfährt er auch mit den Beweisstellen des N. Test., wo sogar 1 Joh. 5, 7. aus sehr seichten Gründen noch in Schutz genommen ist. (Sollte Hr. *BC.* dies etwa einen Machtspruch erklären, so verweist ihn Rec. auf die neueste *Griesbachische* Schrift, worinn er die Beweise finden wird.) Zuweilen kommt er doch bey den Gegengründen etwas ins Gedränge, als bey Joh. 10, 34—36. wo Christus θεοι selbst von Obrigkeiten erklärt. Hier sucht er sich denn durch eine lange sehr künstliche Widerlegung zu helfen und nimmt am Ende ein *argumentum καθ' ἀνθρωπον* an, wovon er sonst nichts wissen wollte. Auch bey Joh. 17, 3. sucht er sich dadurch aus der Noth zu helfen, dass er sagt: ἀληθινος θεος bedeute hier nicht den *wirklichen*, sondern den *wahrhaftigen* Gott, wodurch doch immer der Gegensatz: *Gott* und *Gesandter Gottes* nicht aufgehoben wird. Um die Vernunftmässigkeit der Dreyeinigkeitslehre zu zeigen, geräth der Vf. auf sehr speculative Untersuchungen, die ihn aber immer mehr in Schwierigkeiten verwickeln. *Person* wird durch *Subject* erklärt, also wären *drey Subjecte* in Gott, und Gott ist doch auch *ein Subject*, also hätten wir ein Subject und drey Subjecte. Ferner werden sie ausdrücklich 3 *individua* genannt, welche 3 *subsistentias incompletas* haben. Man soll nicht sagen: die Existenz des Sohnes und heil. Geistes ist vom Vater *verursacht*, sondern: sie ist von Ewigkeit von der Existenz *determinirt*. (Wie fein? und doch soll diese Lehre zum Praktischen und zur Seelen Seligkeit unentbehrlich seyn!) Uebrigens muss Rec. bekennen, dass ihm der weitschweifige declamatorische Vortrag das Lesen der ganzen Schrift sehr lästig gemacht habe. Hr. *BC.* entschuldigt dies zwar mit seiner Wärme; aber bey solchen Untersuchungen ist der Affect offenbar schädlich, ein kaltblütiger mehr gedrängter Vortrag, der nur mit mässiger Wärme verbunden ist, und das ruhige Nachdenken nicht hindert, ist allein geschickt, Ueberzeugung zu bewirken und die Wahrheit im reinsten Lichte darzustellen.

GESCHICHTE.

Paris, b. Deroy: *L'antique Rome, ou description historique et pittoresque de tout ce qui concerne le peuple romain, dans ses costumes civiles, militaires et religieux, dans ses moeurs publiques et privees, depuis Romulus jusqu'à Augustule.* — Ouvrage orné de cinquante tableaux. Par *H. Grasset Saint-Sauveur*, ancien Vice-consul de France en Hongrie. 1796. 224 S. 4. (11 Rthlr.)

Noch immer scheint der Geist der Franzosen beynahe ausschliessend auf Politik gerichtet zu seyn. Werke, welche durch Gelehrsamkeit Anspruch auf den Dank der Nachwelt machen könnten, erwartet man seit der Revolution meist vergeblich. Auch das gegenwärtige, dem Titel nach viel versprechende, durch schönen Druck und eine Menge Kupfer sich auszeichnende Buch, erhebt sich nicht über die Klasse der gewöhnlichen Altagsbücher, die mit jedem Jahre zum Vorschein kommen, um bald auf immer zu verschwinden. Zwar an Zuversichtlichkeit fehlt es dem Vf. nicht; er spricht über alles mit so festen schneidendem Tone, als wenn es gar nicht möglich wäre, irgendwo anderer Meynung zu seyn; er weiss so viele einzelne Umstände in der Kleidung, in dem häuslichen Betragen der Römer etc. aufzuspüren, dass der Deutsche sich beschämt fühlen muss, in den Alten keine Angaben zu so wichtigen Aufschlüssen gefunden zu haben: aber freylich muss man dies alles auf das ehrliche Gesicht des Vf. glauben. Zuweilen beliebt es ihm doch die Quellen zu citiren aus denen er schöpfte, und er citirt — die französische Uebersetzung nicht blos griechischer Schriftsteller, sondern

dern selbst des Plinius. Bey allem dem möchte er sich, durch Anführung alter Inschriften die Miene des Kenners geben, ja er versichert sogar, wenn die gegenwärtige Arbeit guten Fortgang gewinnt, alle Nationen mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Der Titel des vorliegenden Werks verspricht den ganzen Umfang der römischen Archaeologie; wie viel müssten wir aber hersetzen, um nur das Fehlende nachzuholen, oder zu zeigen, was über einzelne Gegenstände schlechterdings hätte gesagt werden müssen, wenn der Leser einen erträglichen Begriff von dem vorgetragenen Gegenstande erhalten sollte. Allein auch das was man noch findet, ist voll von groben Nachlässigkeiten. Es kostet dem Vf. gar nichts bey Gelegenheit des Sabinerraubs zu sagen, dass jeder Römer sich im *Dunkel der Nacht* seine künftige Ehehälfte erbeutete. S. 118. Dass 10000 Sesterzen 10000 Livres betragen. S. 126. Dass Rom noch immer nur 100 Senatoren hatte, als es von der Monarchie zur Republik überging; dass man nur die ältesten Rathsherren *Patres*, alle übrigen durchgängig *Conscripti* nannte. Einmal däucht es ihm doch unschicklich noch nirgends den Grundtext angeführt zu haben; er citirt also V. Tac. I. — Die Hauptabsicht des Vf. ist eigentlich, die Römer seinen Mitbürgern im möglichst unvortheilhaftem Lichte zu schildern, vermuthlich um sie dadurch von den Vergleichungen zurück zu bringen, welche, wirklich oft unschicklich genug, in Frankreich bey der geringsten Gelegenheit zwischen beiden Nationen angestellt werden. Auch hier glückt es ihm nicht; schon deswegen nicht, weil er überall einen elenden Gedanken aufzuhaschen sucht, der nicht in der Geschichte, sondern in seiner verdorbenen Einbildungskraft liegt. Die jungen salischen Priester, sagt er, schlichen sich in die Häuser der jungen Patricierinnen, und dann bedeckte sie die Nacht mit ihrem Schleyer. — S. 10. spottet der Vf. über den Pontifex Maximus, welcher die vestalischen Jungfrauen mit der Ruthe strafen musste, wenn sie ihre Vorschriften übertraten. „Ein Pontifex M. von 19 Jahren geisselt ein Mädchen von 18 Jahren, das den willigen Rücken zur Strafe beut, und — auf der folgenden Seite versichert er selbst, dass die Stelle des Pontif. M. niemand erhalten konnte, als ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, und der die höchsten Würden des Staats schon bekleidet hatte. Und doch von 19 Jahren?

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Salzburg: Corbinian Gärtner*, J. U. D. et P. P. O. Progr. *De jure summi Pontificis in erectione academiarum Germaniae catholicarum.* 1795. 16 S. 4. — Im J. 1792 wies das Kapitel zu Lüttich einen Kandidaten deswegen ab, weil er die akademische Würde von der Universität zu Bonn erhalten hatte, diese aber, als von dem Pabst nicht bestätigt, für eine *katholische* Universität nicht gehalten werden könne, wie doch gleichwohl nach den Statuten des lütticher Domkapitels erfoderlich sey. — Dieser Vorgang veranlasste Hn. *G.*, die Frage zu untersuchen: ob die päbstliche Bestätigung wesentlich erfoderlich sey, um eine deutsche Universität für eine *katholische* halten zu können? Die Beantwortung ist verneinend ausgefallen, und durch allgemeine staatsrechtliche Gründe sowohl, als durch die Geschichte hinreichend gerechtfertigt worden.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Leo: *Beytrag zur Erkenntniss der Natur und Heilart des Kollers der Pferde*, von D. *Fr. Aug. Rober*, des Churfürstl. Sächs. Sanitätscollegii und der Leipz. ökon. Societät wirklichen Mitgliede und der Residenz Dresden Physikus. 1794. 88 S. 8. — Hr. *R.* liefert uns in dieser wohlgerathenen Schrift einen interessanten Beytrag zur Kenntniss der Natur und Heilart des Kollers der Pferde. Sie gründet sich auf Erfahrung und richtige Grundsätze der Arzneywissenschaft. Ausser *Wollstein* haben bis jetzt wenig Thierärzte über diese so häufig vorkommende Krankheit etwas gründliches geliefert, wir rathen daher jedem Thierarzte, diese kleine Schrift nicht unbenutzt zu lassen. — Einiges vom Inhalte: Zuerst eine Definition vom Koller; er besteht in einer Verstimmung der Lebenskraft, durch die es sich und seiner Handlungen unbewusst, bald in einem sehr muth- und kraftlosen, stumpfen, bald in einem, aber nur kurze Zeit dauernden, sehr energischen Zustande erscheint. Hierauf die wesentlichen Kennzeichen des Kollers, er ist jedesmal von Mangel an Fressluft begleitet, und ganz die nämliche Krankheit, die wir bey den Menschen unter den Namen Melankolie, — Tiefsinn und Manie — Wahnsinn, Raserey kennen. Nach des Vf. richtiger Bemerkung fallen die mehrsten kollerichten Pferde apoplektisch, wenigere mit schleichendem Fieber, hektisch. Mit Recht unterscheidet der Vf. S. 5. den Koller vom Sonnenstich, der hitzigsten Krankheit, die in einer Entzündung der Gehirnhäute, oder des Gehirns selbst besteht; — von einer Periode der Folgen des Bisses eines wüthenden Thieres, worinn, bevor die Wuth selbst ausbricht, das Pferd ebenfalls als vom Koller befallen dasteht, Fressen und Saufen versagt; — von gewissen Perioden der Schleim- und Faulfieber; — und von einigen Symptomen der Halsentzündungen, wo nämlich vom Antriebe des Blutes nach dem Kopf, leicht eine vorübergehende Raserey entsteht. Gründlich und lehrreich ist des Vf. Untersuchung der mannichfahigen Ursachen des Kollers. Nach den verschiedenen Ursachen glaubt er den Koller am schicklichsten eintheilen zu können: 1) in den hypochondrischen, 2) in den metastatischen, 3) in den Saamenkoller, 4) in den Krampfkoller, 5) in den Koller von organischen Fehlern der Hirnschale und des Gehirns, 6) in den angeerbten Koller. S. 33. folgt der Plan zur Kur, der ganz den Ursachen der Krankheit angemessen ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Schmidbauer u. Comp.: *Politischer Codex, oder wesentliche Darstellung sämmtlicher die K. K. Staaten betreffenden Gesetze und Anordnungen im politischen Fache.* Praktisch bearbeitet von *Ignatz de Luca*, K. K. Rath und Professor auf der hiesigen (hiesigen) Universität. Band I—XIV. 1789—1795. 8. (13 Rthlr. 16 gr.)

Ueber Zweck und Anlage dieses weitläuftigen Werkes äusert sich der Herausg. in der Vorrede also: „Der Zweck dieses Werkes ist, die politischen Gegenstände, worüber Gesetze bestehen, nach der Buchstabenfolge darzustellen, die auf einen Gegenstand sich gründenden Gesetze nach der Zeitfolge zu ordnen, und sowohl den Mann in Geschäften, als jenen ausser denselben, in den Stand zu setzen, über das, wonach er sucht, einen bündigen und kurzen Bescheid, ohne Zeitverspliterung, zu erhalten. Alle seit dem Jahre 1359 bis 1788 ergangenen Gesetze gehören in den Plan." — Der dreyzehnte und vierzehnte Band enthalten die Josephinischen Gesetze von 1789 bis den 20sten Febr. 1790, und nun soll noch ein chronologisches und Materialienrepertorium über alle österreichische politische Gesetze, unter dem Titel: *Anhang zum politischen Codex*, nachfolgen, über deren Inhalt der Vf. sich also äusert; „das chronologische Repertorium nimmt die politischen Gesetze von 1359 bis zum December 1794, nach der Zeitfolge gereiht, und ganz nach dem chronologischen Register des *Codicis austriaci* geformt, auf, und bey jedem ist die Quelle, mit Berufung auf den Band und die Seite, wo solches nach seinem ganzen Inhalt zu lesen ist, angezeigt. Das Materialien-Repertorium soll vorzüglich reichhaltig an Schlagwörtern ausfallen, zugleich aber auch Berichtigungen und Zusätze über den ganzen politischen Codex enthalten." — Bey der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks: *politische Gesetze*, ist es allerdings schwer, genau anzugeben, was man hier eigentlich zu suchen hat; doch sieht man bald aus dem Inhalte, dass der Hersausg. im Ganzen alle Gesetze über Polizey u. s. w., die nicht gerade in das Justizfach einschlagen, aufnehmen wollte. Ob er dieses Unternehmen *vollständig* ausgeführt habe, könnte man nur dann mit Gewissheit beurtheilen, wenn man zwischen dem Buche selbst und dem fast unübersehlichen Vorrathe der vorhandenen Gesetze eine sorgfältige Vergleichung anstellte; dazu aber fehlt es Rec. gänzlich an Gelegenheit. Grosser Fleiss leuchtet überall aus dem Werke hervor, und an häufigen Nachweisungen von einem Artikel zum andern hat es der Herausg. auch nicht fehlen lassen. Seine Sprache und Darstellung ist zwar weder gebildet, noch glücklich; allein hier, wo hauptsächlich von fleissiger Sammlung der Materialien die Rede ist, kommt es eben so genau nicht darauf an. Eine Hauptrücksicht war, bloss das noch gegenwärtig Brauchbare zu liefern, und dies geleistet zu haben, versichert Hr. *de L.* feyerlich. Uns bleibt demnach nur noch übrig, einige wenige Artikel zur Probe hier beyzufügen: *Brodtverkauf*, zu Abstellung des Verkaufes eines nicht in gehöriger Güte ausgebackenen Brodts wird in Böhmen den Bäckern die Austheilung der Geschenke zu den heiligen Zeiten, als: zu Weihnachten, zu Ostern, und am Wenceslausfeste, bey 50 fl. Strafe verboten. Der Anzeiger dieser gesetzwidrigen Geschenke erhält den Drittheil des Strafgeldes, der Rest fällt dem Polizeyfond zu. 1788. Oct. 7 S. Markt 1786 Dec. 24. *Glasermeisterstück* besteht in einem Fenster mit viereckigten und mit Bley durchgezogenen Tafeln. Die Verfertigung kann nach dem bestellten Maasse geschehen. 1783. Apr. 8. *Handmesse* nennt man jene Messe, welche täglich gelesen wird, und wofür das Geld dem Priester auf die Hand gegeben wird. S. Pfarrprovisor. 1787 März 10. *Handwerksbegünstigung*, Handwerker, welche sich in Galicien niederlassen, erhalten das Bürger- und Meisterrecht unentgeltlich, ferner, Befreyung von jeder persönlichen Steuerentrichtung auf zehen Jahre, und der Recrutenstellung für sich und ihre Söhne 1782. Sept. 27. *Herrenhuter*, die Absendung einiger Unterthanen an die Herrenhutergemeinde um Lehrer und Anweiser in ihrer Religion, wird verboten 1782 März 16. *Kameraladministration*, darunter gehören alle landesfürstliche-, Exjesuiten-, Religions-, Stifts-, Damenstifts-, Universitäts und andere dergleichen Fonds, s. Kreisamt 1785. Apr. 25. u. s. w.

Brünn, b. Gastl: *Vollständige Sammlung aller seit dem Jahre 1729 bis gegenwärtig ergangenen Generalien und Verordnungen für sämmtliche Innungen und Zünfte.* In systematisch-chronologischer Ordnung. 1793. 674 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Sammlung hat sich nicht genannt; auch weder über den Zweck seines Werkes überhaupt, noch auch insbesondere über den Grund der von ihm angenommenen Anfangsperiode des Jahres 1729 Rechenschaft gegeben. Die Anlage des Ganzen ist die, dass bis zur Seite 113 die allgemeinen, *die Zünfte und Innungen überhaupt*, von da an aber bis ans Ende die, *die einzelnen Zünfte* betreffenden Verordnungen geliefert werden. Durch beygefügte Marginalien und ein angehängtes Register wird der Gebrauch des Werkes sehr

sehr erleichtert, so dass alle östterreichische Geschäftsmänner dem Vf. für seine zweckmäfsige Arbeit zuverlässig sehr dankbar seyn werden. Ob die Sammlung vollständig ist, kann nur derjenige beurtheilen, der alle im Oesterreichischen in der angegebenen Periode über Handwerksachen ergangenen Verordnungen bey der Hand hat. Rec. war nicht im Stande, dazu zu gelangen, und mufs sich daher auch hierüber alles Urtheilens enthalten.

LEIPZIG, b. Vofs u. Comp.: *Von dem verderblichen Einfluss(e) des Lotteriewesens auf den Staat* in vorzüglicher Hinsicht auf die arbeitende und productive Volksklasse. Von *Christian Friedrich Roscher*. 1795. 334 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. untersucht und beurtheilt die Lotterien nach ihrem Ursprunge, ihren Endzwecken, gewöhnlichen Einrichtung und Wirkungen, und trägt hiernach theils die Beweise ihrer Schädlichkeit, theils auch Vorschläge zu ihrer Verbesserung vor. Alles dieses hat er unter den Rubriken von 15 Fragen und deren Beantwortung vertheilt.

Nach der nicht unwahrscheinlichen Hypothese des Vf. hat die wahrgenommene Unmöglichkeit, der herrschend gewordenen Neigung zu Hazardspielen durch Strafgesetze zu steuern, die erste Veranlassung zur Erfindung und Einführung der Lotterieen gegeben. Die Landesregierungen betrachteten sie als ein Auskunftsmittel, wodurch der nicht zu hemmenden Spielsucht eine minder schädliche Gelegenheit zu ihrer Befriedigung eröffnet, und einem grofsen Uebel durch die Duldung eines geringern abgeholfen werden könnte. Wie sehr und wie bald aber dieser ursprüngliche Zweck, durch hinzugekommene Nebenabsichten wieder vernichtet worden sey, wird in dem Folgenden gezeigt. Der Vf. beweist, dass die Lotterieen schon nach ihrer ersten Anlage das gar nicht leisten konnten, was man von ihnen erwartete; und dass sie vielmehr gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt worden, bewirken mufsten, seitdem man ihre Anzahl vermehrt, die Theilnahme daran, durch verkleinerte Loose, erleichtert, und die Gewinnsucht durch Vorspiegelungen aller Art zu reizen gewufst habe. Hiedurch werde hauptsächlich der mit den nöthigsten und nützlichsten Nahrungsgewerben beschäftigten Volksklasse geschadet, die doch billig durch erschwerte Theilnahme an Lotterien davon am weitesten entfernt gehalten werden sollte. Der Nachtheil der Lotterieen für die Privatpersonen sowohl als den Staat wird umständlich aus einander gesetzt, wobey der Vf. sein Räsonnement immer mit ausführlichen Berechnungen unterstützt, die dem Buche einen besondern Werth geben. So bemerkt er z. B., dass bey der Dresdner Zuchthauslotterie die Inhaber von 2116 ganzen, oder 8464 Viertellosen immer ihre Beyträge durch Nieten verlieren müssen, um 3 Lotteriespielern die 3 höchsten Gewinnste zu verschaffen. Aus den hier abgedruckten Balanzen einiger Lotterieen und den genauen Berechnungen des Vf. erhellt ferner, dass 10 deutsche Lotterieen, nämlich 9 sächsische und die hannöverische L., von Zeit der ersten bis zur letzten Ziehung der Circulation 27,976 Rthlr. 19 gr. 4 pf. entziehen, und dass die weiter aufgestellten 15 deutschen Lotterieen, seit ihrer Existenz, durch das Müfsigliegen der Einsatzgelder, 11 Millionen 8720 Thaler aufser Circulation gesetzt, und dadurch einen Verlust an Nutzung dieser Summe, zu 5 Procent gerechnet, von 550,436 Thaler verursacht haben; ein Verlust, der in manchen Zweigen der Industrie (z. B. bey dem verminderten Betrieb bergmännischer Kuxe) vielleicht noch näher nachgewiesen werden könnte. Hiernächst bringt es der Vf. durch die aus der verminderten Geldmasse in Deutschland, aus dem vergrösserten Unvermögen der gemeinen ländlichen und städtischen Einwohner, aus ihrem sich nunmehr verbreitenden Mifstrauen gegen die Lotterieen, und aus den getreu und umständlich beschriebenen mannichfaltigen Gewerben, die mit dem Absatze der Lotterielooſe getrieben werden, gezogenen Folgerungen zum hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, dass die Lotterieen, und zugleich die mit ihrem Betriebe beschäftigten Personen nach und nach immer mehr in Verfall gerathen werden. Zu den schlimmen Folgen der überhäuften Menge von Lotterieen wird nun noch mit Recht der dadurch veranlafste und sich darauf beziehende betrügliche Handel mit Loosen zum Ausspielen der Silber-Galanterie- u. a. Waaren gerechnet. Aus allem dem zieht der Vf. den Schluss, dass ein allgemeines Verbot der Lotterieen die gröfste Wohlthat für den Staat seyn würde. Da er jedoch zugleich gesteht, dass für jeden Staat eine einzige, nicht nur unschädliche, sondern auch für das allgemeine Staatsinteresse nützliche Lotterie zu errichten möglich sey; so beschliefst er sein Buch mit Vorschlägen über derselben Einrichtung. Diese bestehen in 14 durch hinzugefügte nähere Bestimmungen und Berechnungen hinlänglich aufgeklärten Grundsatzen, die von der Einrichtung und Beschaffenheit aller bisher geduldeten Lotterieen ganz abweichen, und das nicht zu bezweifelnde Verdienst der Ausführbarkeit und Nützlichkeit haben.

Schon aus dem vorhergehenden, genau nach der Folge des Inhalts des Buchs abgefafsten kurzen Auszuge wird es sichtbar, dass nicht alle Theile desselben an ihrer rechten Stelle stehen, und dass die Evidenz der Beweise durch eine schicklichere Ordnung merklich hätte verstärkt werden können. Wiederholte heftige und weitschweifige Declamationen hätten auch füglicher wegbleiben können. Indefs bleibt doch diesem Buche immer der unverkennbare Werth, dass darinn das Lotteriewesen mehr, als es bisher geschehen, durch genaue Zergliederung, sorgfältige Prüfung und Bestimmung seines wahren Gehalts ist aufgeklärt worden. Schade nur, dass diese Belehrungen den meisten von denen, welchen sie gerade am heilsamsten seyn würden, nämlich den lotteriespielsüchtigen gemeinen Bürgern und Landleuten, eben zuletzt bekannt werden, und, wenn dies auch geschiehet, doch den allerwenigsten von ihnen verständlich genug seyn dürften. Um so mehr ist zu wünschen, dass deutsche Landesregierungen selbst sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen,

und

und dadurch überzeugt, dem landverderblichen Lotterieunweſen von oben herab ſteuern mögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DEUTSCHLAND (Lübeck): *Unterſuchungen über wahre und fabelhafte Theologie* von *Thomas Paine*. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit Anmerkungen und Zuſätzen des Ueberſetzers begleitet. 1794. 287 S. 8.

Trüge dieſe Schrift (im Original: *The age of Reaſon, being an Inveſtigation of true and fabulous Theology*) nicht den Namen eines ſo berühmten oder verſchrieenen Namens auf der Stirne, ſie würde auch nicht ſo berühmt und ſo verſchrieen ſeyn. So aber meynte jeder, nach ſeiner Denkart, in ihr entweder ein groſses Labſal für ſeinen Durſt nach Wahrheit und Freyheit zu finden, oder ein tödtendes Gift für Chriſtenthum und Staatsordnung zu entdecken. Rec. kennt einen deutſchen Fürſten, in deſſen Lande man von Beſchränkung der Leſefreyheit ſonſt gar nichts weiſs, der aber den Verkauf dieſes Buchs, das er bey einer ſeiner Prinzeſſinnen gefunden hatte, ſogleich unterſagte, worauf nur noch mehr Nachfrage erfolgte. — Der Ueberſ. hat das ſeinige gethan, die Schrift noch merkwürdiger, für die eine Klaſſe von Leſern anziehender, für die andere abſcheulicher zu machen. Indeſſen iſt des Schreibens darüber und dawider in England viel mehr, als in Deutſchland, wo die Celebrität eines neuen Buchs jetzt faſt eben ſo flüchtig iſt, als die Neuheit einer Zeitungsnachricht.

Welch ein ernſthaftes Anſehn ſich nun auch der Vf. geben, und wie ſehr er ſeine Leſer, vielleicht auch ſich ſelbſt, überreden mag, er habe ehrlich und lange genug geprüft, ſo iſt doch dieſe Schrift offenbar das Werk einer flüchtigen Gemüthsbewegung, eine von ſeinen politiſchen Lieblingsmeynungen, und von den Begebenheiten des Tages ihm abgedrungene Herzensergieſsung. Dies läſst er ſelbſt merken, wenn er ſagt: „*Die Menſchheit* (er meynt nur die franzöſiſche Herrſcherparthey) *befindet ſich jetzt in einer gewiſſen Gefahr, bey dem allgemeinen Untergange des Aberglaubens*, (er meynt nur den Umſturz der Hierarchie in Frankreich) *und dem Umſturze aller falſchen Regierungsſyſteme*, (er meynt nur die Abſchaffung des Königthums in Frankreich) *die Moralität, die Humanität und die wahre Theologie zugleich mit aus dem Geſichte zu verlieren.*“ und wenn er hinzuſetzt, er folge hier dem Beyſpiele, welches ihm viele von ſeinen Amtsgenoſſen und Mitbürgern in Frankreich in der freywilligen Ablegung ihres perſönlichen Glaubensbekenntniſſes gegeben hätten. Und als ein ſolches unvorbereitetes Product des Augenblicks erſcheint nun auch das Ganze. Wenn daher auch der Schriftſteller aus dieſem Grunde, weil er unvorbereitet ſich erklären wollte oder muſste, keine Nachſicht von ſeinen Leſern erbittet, wenn er ſich übereilt haben ſollte, ſo wird man ihm doch Nachſicht wiederfahren laſſen, und ſich nicht wundern müſſen, daſs theologiſche Unterſuchungen unter ſolchen Umſtänden der Zeit und des Orts, wo der Vf. ſchrieb, eben ſo plötzlich, als politiſche, abgethan werden. Mit ſeiner Abſagung von allem Kirchenglauben, wie er Namen habe, jüdiſchen, türkiſchen, (ſtatt muhammedaniſchen; wie wenn er ſtatt chriſtlich, hollandiſch ſagen wollte,) chriſtlichen, iſt er bald fertig. Denn jede dieſer Kirchen berufe ſich doch auf göttliche Offenbarungen, die nur gewiſſen Perſonen mitgetheilt wären; daſs dies habe geſchehen können, ſey nicht in Zweifel zu ziehen, daſs es aber wirklich geſchehen ſey, beruhe auf dieſer Perſonen eignem Zeugniſs, alſo *auf Hörenſagen*. Und hiemit iſt die Unterſuchung geendiget. In dem Augenblick fällt ihm noch ein, daſs es vielleicht *innere* Kennzeichen einer Offenbarung gebe; dieſen Einfall beantwortet er aber nur in Abſicht der Juden: *Innere Kennzeichen der Gottlichkeit ſind an den heiligen zehn Geboten nicht zu finden; ſie enthalten zwar einige gute moraliſche Vorſchriften* (viel zu viel zugegeben!): *doch muſs ich hievon die Erklärung ausnehmen, daſs Gott die Sünden der Väter heimſuche an den Kindern* (und doch würde vielleicht der Vf. ſelbſt es nicht ungeſchickt geredet finden, daſs Gott die Sünden Ludewigs XIV an Ludewig XVI heimgeſucht habe!). — Was das Chriſtenthum betrifft, ſo erfodre ein ſo ſonderbarer Umſtand, daſs *die Jungfrau Maria ohne alle Gemeinſchaft mit einem Manne ſchwanger geworden*, und Jeſus *alſo Gottes Sohn* ſey, einen weit ſtärkern Beweis, als das Hörenſagen; zu der Zeit ſeiner Geburt wäre noch *viel heidniſcher Aberglaube* in der Welt, und vertrauter Umgang der Götter mit dem Frauenzimmer nach den Meynungen der Menſchen eine *alltägliche Sache* geweſen; eben daher aber auch von den Juden, *die alle Erzählungen der heidniſchen Mythologie verwarfen*, jene Geſchichte von Jeſu Geburt *nie für wahr angenommen* worden. Dieſe Stelle zur Probe der Behandlungsweiſe, welche ſich der Vf. in der hiſtoriſchen Kritik erlaubt. Doch räumt er auch gleich wieder ein, die Lehre dieſes Jeſus, *wiewohl Confucius und einige griechiſche Philoſophen viele Jahre vor ihm, und die Quäcker nach ihm, wie in der That alle rechtſchaffene Leute in jedem Zeitalter, eben daſſelbe gelehrt haben*, ſey nie von irgend einem übertroffen worden. Aber der Geſchichte von ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt ſey *das Siegel der Tauſchung und des Betrugs gar zu ſichtbar aufgedrückt; die chriſtlichen Mythologen, die ſich chriſtliche Kirche nannten*, haben aus *der ſimpeln Erzählung von dieſem tugendhaften Reformator und Revolutioniſten, der die Gleichheit predigte, der gegen die Prieſterſchaft eiferte, und vielleicht auch die Befreyung der jüdiſchen Nation von dem Joche der Römer zu Stande bringen wollte, eine Fabel zuſammengeſetzt, die an ausſchweifender Ungereimtheit von keinem einzigen Stück der Mythologie der Alten übertroffen wird.* — Genug, um zu zeigen, welche Streifzüge durch das ganze Gebiet der Lehre und Geſchichte des Chriſtenthums der Vf. unternimmt; wer Gedult hat, folge ihm dabey auf dem Fuſse nach, und ſehe, wie ſiegprahlend er dahin zieht, wenn er hier einem vermeynten Beweiſe ſeine Kraft genommen, dort eine Bibelerzählung, oder eine beſondre

sondre theologische Meynung und Erklärung dem Gelächter ausgesetzt, da einen schädlichen Auswuchs des Aberglaubens und des Fanatismus dem Christenthum aufgebürdet und an diesem bestraft hat. Da laufen denn auch in der Eile, mit welcher er daher fährt, manche solche ungesunde Urtheile mit unter, als: „der beste griechische Philolog, der jetzt in Europa lebt, versteht das Griechische nicht so gut, als es im Alterthum ein griechischer Ackerknecht oder eine griechische Milchmagd verstand; was die Aussprache und das *eigentliche Idiom* betrifft, so verstehn unsre Professoren nicht einmal so viel davon, wie die Kühe, welche von einer griechischen oder römischen Magd gemolken wurden;" oder auch solche historische Falschheiten, als: „Vigilius war zum Feuertode verdammt, weil er behauptet hatte, dass es Gegenfüssler gebe, oder dass die Erde eine Kugel sey etc.

Der Uebersetzer folgt seinem Helden auf diesen Zügen mit Bewunderung des Muths und der Kunst, die er beweiset, hat aber doch zuweilen etwas zu erinnern, und will seinen eigenen Gang gehen. Lächerliche Unwissenheit beweiset er nur noch mehr, als P., wenn er in einigen Aussprüchen und Gleichnissreden Jesu eine verderbliche Lehre findet, und ihn daraus schlechter moralischer Gesinnungen zeihet. Es ist ein schon abgenutzter Kunstgriff, wenn er sich das Ansehen giebt, er wisse alles, habe alles genau geprüft, und alles zu leicht gefunden, was zur Vertheidigung und Aufklärung dieser Reden Jesu gesagt und geschrieben sey.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Belehrungen über gemeinnützige Natur- und Lebenssachen für allerley Leser*, von *Johann August Ephraim Götze*. Ein *Anhang* zu dem Werke: *Natur, Menschenleben und Vorsehung*. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *Johann August Donndorff*. 1794. 326 S. 8. (16 gr.)

Dies ist die *letzte* Arbeit des sel. Götze. Er wollte auf diese Art in mehrern Bändchen ein dem beliebten Werke: *Natur, Menschenleben und Vorsehung* ähnliches Werk liefern, nur aber die Lehre von der *Vorsehung* weglassen, weil es so äusserst schwer sey, die Grenzlinien davon zu ziehen, und unter allen Umständen des menschlichen Lebens *bestimmt* zu sagen: *das hat die Vorsehung gethan!* — Allein der Vf. starb darüber, und hinterliess blos Materialien zu dem Einen Bande, der als *Anhang* zu dem eben genannten Werke herausgegeben worden ist, aber auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen und angeschafft werden kann. Kein Liebhaber der Natur wird diesen Nachlass ohne Vergnügen und Nutzen lesen. Vorzüglich unterhaltend sind die Abhandlungen von den *Wundern eines Fliegenflügels*; von der Kunst, ein *Fliegenauge* gut zu präpariren; von der Unschädlichkeit und Nützlichkeit der *Krähen*; von der weisen Structur des *Bienenstachels*; von der Behauptung, dass der *Aal Schuppen* habe; von der eigentlichen Ursache, warum die *Nesseln* so brennen; von den rothen *Blutkügelchen an den Rosenstielen*; von der Entstehung und dem Stiche der Flöhe; von den *Milben* der *Fledermäuse*; von der sogenannten *Läusesucht*; über das Geschlecht und die Fortpflanzung der Läuse, worüber Beobachtungen beygebracht sind, welche die Meynung, dass bey diesem Insekte kein Geschlechtsunterschied statt finde, widerlegen. Zu verwundern ist es, wie der sel. Mann unter den anhaltendsten schmerzhaftesten Zufällen mit so vieler Gedult beobachten, und das Beobachtete so unterhaltend niederschreiben konnte. Niemand wird seine Vorrede zu dieser letzten Arbeit, woraus der reinste Geist der Ergebung und Gemüthsruhe athmet, ohne Rührung und ohne den Wunsch aus der Hand legen: *sit tibi terra levis!*

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Meyer: *Abriss einer Regentengeschichte von Sachsen*. Der durchlauchtigsten Prinzessin, Maria Augusta, Frau von Sachsen unterthänigst zugeeignet von *Johann Gottlob Schulz*. 1795. (6 gr.) — Auf einem grossen Royalbogen liefert Hr. S. eine sächsische Regententafel, welche mit Markgraf Konrad zu Meissen, oder mit dem J. 1127 anfängt, und sich mit dem jetzt regierenden Kurfürsten zu Sachsen, Friedrich August III endigt. Von einem jeden, in diesem langen Zeitraum vorkommenden, Regenten werden die *merkwürdigsten Ereignisse* nur mit wenig Worten und blos nach Rubriken angeführt, und nebenher die *vorzüglichsten Personen*, die in die Regentengeschichte Einfluss haben, oder sonst merkwürdig sind, namhaft gemacht.

Da dergleichen Tabellen allerdings die geschwinde Uebersicht und Wiederholung der Geschichte erleichtern; so können wir den Gebrauch derselben demjenigen, der in der sächsischen Geschichte kein Fremdling mehr ist, empfehlen. Dass übrigens Hr. S. die Regenten der theils ausgestorbenen, theils noch jetzt blühenden sächs. Häuser, *Weissenfels*, *Merseburg*, *Zeitz*, *Weimar*, *Altenburg*, *Eisenach*, *Jena*, *Gotha*, *Coburg*, *Meiningen*, *Römhild*, *Eisenberg*, *Hildburghausen* und *Saalfeld* ganz mit Stillschweigen übergangen hat, können wir um so weniger billigen, da man, nach der Ueberschrift zu urtheilen, eine vollständige Anzeige der *sämmtlichen* sächsischen Regenten zu erwarten berechtiget ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Inſtitutionum Therapiae generalis. Pars altera*, Auctore *J. C. G. Ackermann* Prof. Altorf. 1795. XXXII u. 111 S. 8.

Dieſer 2te Theil der *Inſtitut. therap. gener.*, den Hr. *A.* bey Abfaſſung und Herausgabe ſeiner allgemeinen Therapie ſicherlich nicht hinzuzufügen gedachte, zerfällt in *prolegomena de principio et finibus therapeutices*, welche ſchicklicher als Einleitung zu dem ganzen Werk gedient hätten, und in einen *libellum de medicamentis eorumque formulis*, welches wir nur als einen fremdartigen, unzweckmäſsigen Zuſatz anſehen können. Es iſt bemerkenswerth, daſs der Vf. erſt jetzt gegen den Plan einer allgemeinen Therapie verſtöſst, da er über ihr Princip und ihre Grenzen Betrachtungen anſtellt, welche wir zwar bey dem eigentlichen Handbuche vermiſsten, in dem uns aber die Einrichtung und Ausführung mehr, als bey allen ſeinen Vorgängern Genüge that. Es iſt nicht nur gegen den Begriff einer allgemeinen Wiſſenſchaft, ſo ins Einzelne der Anwendung zu gehen, ſondern ſo wird auch ein zu auffallender Eingriff in den Bezirk der praktiſchen Vorleſungen gethan. Was aber dieſer groſsen Neuerung am meiſten entgegen ſteht, iſt die Betrachtung, daſs der mediciniſche Zögling in der Zeit, in welcher er allgemeine Therapie hört, noch nicht die Ausübung ſich nahe genug denkt, um ſolche beſtimmte Formeln, mit denen er nachmahls alle Gefahren des Clinikers beſtehen zu können wähnt, einen tiefen Eindruck auf ſich machen zu laſſen. Unmöglich kann und ſoll die allgemeine Therapie die vielen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten aus dem Wege räumen, welche auch dem in nichts verſäumten Arzt während der erſten Jahre der Ausübung oft ſo viele Noth machen, wenn er nicht aufs Reine bringen kann, in welcher Geſtalt und Gabe er ein Arzneymittel zu geben hat. Die Sache iſt zu vielen Veränderungen unterworfen und die praktiſchen Schriftſteller ſetzen ein Uebereinkommen voraus, das gar nicht ſtatt findet. Wünſcht doch oft der vollendete praktiſche Arzt hierüber einen Unterricht; ſo z. B. wer wird nicht mit Leidweſen vermiſſen, daſs Hr. Wichmann uns nicht geſagt hat, auf welche Weiſe er das untrügliche Mittel gegen eine der ſchrecklichſten Krankheiten, den Biſam gegen das von ihm ſo unverkennbar geſchilderte Millariſche Aſthma angewendet hat, ob in kleinen oft wiederholten Gaben oder nach Methode der Engländer, in groſsen Gaben und groſsen Zwiſchenräumen. Unbequem und unzureichend iſt, daſs Hr. *A.* nach Riems Beyſpiel am Ende nach den Nummern der Formeln angibt, was ihre kleinſte, gröſste und mittlere Gabe ſey. Beſſer wäre das doch bey jeder Formel ſelbſt anzuführen geweſen, und bleibt nicht ein Hauptpunkt unbeſtimmt, ob und wie oft in 24 Stunden dieſe Gaben zu wiederholen ſind? Daſs hier viele an ſich ſchätzbare Bemerkungen zuſammengeſtellt ſind, wird keiner bezweifeln. In den Formeln ſelbſt iſt nichts Unwirkſames aufgenommen und kein Verſtoſs gegen die Chemie. Aber der Vf. hat es mit unſern beſten Aerzten gemein, zu viele Mittel zuſammen zu miſchen. Dazu ſollte nur das Bedürfniſs eines complicirten Zuſtandes bewegen können. Allein man ſieht, es iſt eine feſte, aber ſehr tadelnswerthe Maxime geworden, die bey den einfachſten Anzeigen ſich nicht gern an ein Mittel hält, und da ſie ihnen getreu bleiben muſs, ähnlich wirkende Arzneyen häuft. Iſt nicht eine Vorſchrift, wie die 204te faſt lächerlich: *Rec. Radicum graminis, taraxaci, cichorei, ſaponariae etc.?* Kann es ein Lehrer verantworten, wenn er ohne angeführten Bewegungsgrund zu einer Gebrauchsart des Isländiſchen Mooſes Quaſſia hinzuſetzt? Welche groſse Hinderniſſe dies Verfahren unſrer Einſicht von der Wirkſamkeit einzelner Mittel in den Weg legt, verdient eine beſondere Auseinanderſetzung. Es gehe wirklich weit, wohin es damit unter uns gekommen iſt und um ein kurzes Beyſpiel anzuführen, hat nicht kürzlich ein geſchätzter Arzt Richters gegen Säure empfohlnes Mittel aus Ochſengalle und der Aſſa erproben und rühmen wollen, aber kein Wort darüber verloren, daſs er Rhabarber hinzuſetzte, wodurch die ganze Beobachtung ihre Beweiskraft verliert, da Rhabarber ſchon allein geholfen haben kann.

Darf in einer allgemeinen Therapie wohl die Rede ſeyn von einem *pulv. ad rhachitidem*, von einem *Electuar. antifebril.*? Es wird wiederholt gewarnt, nicht zu vergeſſen, daſs betäubende Mittel in Clyſtieren nicht anders wirken, als wenn ſie geſchluckt worden wären. Ob das auf die gewöhnliche Weiſe bereitete *oleum hyoſcyami* eine betäubende Kraft habe, wird bezweifelt. Einen augenblicklichen Tod ſahe der Vf. von einer Einſpritzung des Kirſchlorbeerwaſſers in den After und die Mutterſcheide. Im 475ten § werden die Verbindungen, unter denen Faulniſs eintritt, vortrefflich auseinandergeſetzt. Es wird gezeigt, daſs ſelten oder nie Umſtände da ſeyen, welche China und mineraliſche Säuren zugleich anzeigen, Mittel, welche unſre Praktiker bey jedem etwas bösartigen Blatterkranken zu vereinigen ſuchen, wovon die Mortalitätslisten den Erfolg zeigen. Ein der gröſsten Aufmerkſamkeit werthes Urtheil fällt Hr. *A.* über die Mittel gegen die Gicht. Es gebe keine Arzney gegen die Gichtſchärfe, ſie befalle

falle mit oder ohne Fieber. Wichtig ſey es indeſs, daſs alle reinigende Organe in Thätigkeit gehalten werden. Die Dulcamara ſey in Gichtzufallen, mit denen eine zu groſse Empfindlichkeit der Fieber verbunden ſey, erprobt; auch das *Aconitum* ſtumpfe das Gefühl gegen die Schmerzen ab und ſchaffe durch die Haut und Urinwege viel weg.

Wahrſcheinlich haben unſere Bemerkungen bey Beurtheilung des erſten Theils dieſes Werkes Hn. *A.* vorzüglich bewogen, uns ſeine Ideen über den Gang mitzutheilen, den eine allgemeine Therapie zu nehmen hat, ſo wie über ihren Inhalt und Umfang. Er hat nun das Verdienſt, die Unterſuchung eingeleitet und feſtgeſetzt zu haben. Er bringt alles auf die Frage zurück, ob ein allgemeiner pathologiſcher Zuſtand oder eine allgemeine Heilmethode der Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft ſeyn ſoll, wo er ſich dann für jenen erklärt und alſo einen Weg einſchlägt, den *Jo. de Gorter* zuletzt betrat. Wir ſind in dem Reſultat nicht mit ihm einſtimmig, ſehen auch nicht ein, wie er gegen ſeine Foderungen die Einrichtung ſeines eignen Werkes rechtfertigen kann, aber dürfen uns hier nicht erlauben, unſere entgegengeſetzte Meynung weiter auszuführen.

Die Latinität eines unſrer eleganteſten Aerzte bedarf keines Lobes. Aber den der Beſtimmtheit und feinern Auseinanderſetzung der Ideen ſo angemeſsnen Vortrag müſſen wir rühmen, da man ihn aus dem einſeitigen Geſichtspunkt getadelt hat, weil er nicht aphoriſtiſch ſey.

LEIPZIG, b. Cruſius: *J. T. V. Selig*, Medici Plavienſis, *Obſervationes medicae de morbis quibusdam difficilioribus.* 1795. 180 S. 8.

Zu einer je gröſsern Menge bereits die Sammlungen mediciniſcher Beobachtungen, die wir beſitzen, angewachſen ſind, deſto gröſser werden unſere Foderungen an einen Jeden, der jene Sammlungen mit einer neuen vermehren will. Entweder müſſen die Fälle, welche er beſchreibt, ſich durch ihre Seltenheit auszeichnen, oder, was auch wir für das gröſsere Verdienſt halten, er muſs, wenn er gewöhnliche und täglich vorkommende Krankheiten beſchreibt, dieſe beſſer, als andere vor ihm, beobachtet, die Merkmale ihrer verſchiedenen Gattungen genauer angegeben, ihre Urſachen ſorgfältiger erforſcht, und die Bedingungen richtiger beſtimmt haben, unter welchen Arzneymittel, die er angewendet hat, ſchadlich oder heilſam geweſen ſind. Die vor uns liegende Sammlung von Beobachtungen gehört unſtreitig zu der letztern Klaſſe. Die Fälle, die er beobachtet hat, ſind folgende: *Mania puerperarum moſcho curata. Mania a cauſſa biliosa acri orta, moſcho et evacuantibus curata. Melancholia ex atra bile, balneis tepidis, medicamentis viſceralibus diluentibusque curata. Melancholiae cauſſa biliosa-putrida, evacuantibus, diluentibus, acidis et demum extracto hyosciami ſanata. Melancholia extracto hyosciami et Pill. gummoſis ſanata. Melancholia a variis faciei retrogreſſis, infuſo ſemivinoſo roborante curata. Mania periodica balneis tepidis curata. Melancholia poſt puerperium roborantibus curata. Melancholia extracto hyosciami et aceto deſtillato curata. Melancholia tartaro tartariſato et mixtura camphorata acida curata. Mania ex atra bile curata. Haemoptoe ex cauſſa putrida, acido vitrioli curata. Phthiſis incipiens infuſo florum arnicae ſanata. Haemoptyſis curata. Haemoptyſis ex vitiis infimi ventris orta et curata. Obſervationes de diverſis dyſenteriae ſpeciebus. Dyſenteria exanthemate purpuraceo ſoluta. Malum iſchiadicum vomitorio curatum. Morbus iliacus cum ictero conſociatus, ſolutione ſalis amari et ſero lactis curatus. Hernia inguinalis decocto vinoſo foliorum rorismarini et aliis medicamentis internis curata. Exanthema faciei periodicum, extracto Cicutae et Aconiti ſanatum. Hernia inguinalis cum febre purpuracea conſociata, et ambae curatae. Chloroſis in feminis adultioribus inſolita et ſanata. Obſtructio lienis curata. Febris catarrhalis maligna ex tinea capitis regreſſa. Febris bilioſa cum delirio phreuitico. Phrenitis in femina 14 dierum ſpatio curata. Iſchuria veſicalis cum febre bilioſa rheumatica. De angina pectoris. Haemorrhagia uteri Ipecacoanha curata. Cephalalgia periodica laxante curata. Dyſuria et ſpaſmus veſicae in femina lactante abſceſſibus in brachiis ſanata. Dyſuria ſcorbutica in fabro ferrario. De febre purpurata ex ſcabie diſparente. Febris intermittentis ſoporoſae bini caſus. De epidemia febris ſcarlatinae. Febris eryſipelacea. Dolor circa talum pedis dextri rheumaticus poſt ſiphilitidem exortus et ſanatus. Ozaena ſ. ulcus phagedaenicum naſi tandem decocto ſaſſaparillae ſanatum. Haemorrhagia uteri cum fluore albo. Vires arnicae in extravaſatione ſanguinis interna probatae. Atrophia infantis curata. Pleuritis putrida ex regreſſa ſcabie. Ophthalmia ſeroſa curata in vetula. Ophthalmia aeſtiva curata. Puellus vomitu et diarrhoea laborans. Cardialgia e fomite putrido ſeceſſu vermium ſanata. Hemicraniae ſpecies evacuantibus ſanata. Convulſiones trium infantum a vermibus, et pilulis foetidis curatae. Convulſiones extracto hyosciami ſublatae. Symptomata hydrophobiam praecedentia et tamen prohibita. Staphyloma ex nimia lachrymatione poſt variolas exortum, et aqua vegeto-minerali Goulardi curatum. Scabies putrida acido vitrioli curata. Cephalaea hypochondriaca infuſo florum arnicae curata. Hiſtoria morbi varioloſi et miliaris Nobilis de N. 20 annorum 1778.* — Eine Menge intereſſanter Bemerkungen laden den Arzt zur Lectüre dieſer Sammlung ein, und das Vergnügen dabey wird ihm nicht, wie oft in mediciniſchen Schriften der Fall iſt, durch eine ſchlechte Schreibart vermindert.

LONDON, b. dem Vf. und Vernor: *Practical obſervations on the operation and effects of certain medicines in the prevention and cure of diſeaſes, to which Europeans are ſubject in hot climates, and in theſe Kingdoms.* — by *R. Shannon.* M. D. 1794. 558 S. 8.

Der ungleich längere Titel, der nun noch das Verſprechen enthält, ſich ſelbſt leicht zu helfen, ſich vor Scorbut etc. zu ſichern, würde hier zu viel Raum wegnehmen, die *certain medicines* verrathen ohnehin ſchon, in welche Klaſſe das Buch gehöre. Der Vf. iſt nämlich ein Geheimnifskramer von der feinern Art, der

bey

bey nicht gemeinen Kenntniſſen, und bey guter Lectüre ein antifebriliſches und antiſcorbutiſches Mittel von ſeiner Erfindung hier anpreiſet. Er liefert über alle auf Seereiſen und in heiſsen Himmelsſtrichen nur irgend bekannte Krankheiten Beſchreibungen von den beſten Schriftſtellern, *Lind*, *Moseley*, *Wade*, *Blane*, *Clarke*, *Roupe*, *Hunter*, *Milmann* etc. doch ſo, dafs man oft nicht weifs, ob er ſelbſt, oder ſein Vf. rede, und man alſo ſeine Meynung nicht unterſuchen kann. Mit dem Scorbut, als der auf Seereiſen gewöhnlichſten Krankheit, beſchäftigt er ſich am meiſten, ohne jedoch die Meynungen von andern zu widerlegen, oder zu beſtätigen. Ganz beylaufig ſagt er, mitten im Buche S. 353, es ſey gar nichts neues, dafs die gröfsten Aerzte ein Lieblingsmittel haben, und die Compoſition geheim halten, *Stahl*, *Hoffmann*, *Mead*, *Sloane*, *James* etc. (er hätte *Unzer*, *Herrenſchwand* etc. noch hinzuſetzen können) ja es wären einige dieſer Mittel ſogar in engliſche Diſpenſatorien aufgenommen, und andere zu einem hohen Preiſe von Königen angekauft worden. Wenn man auch über die Moralität dieſes Betragens weggehen will, wenn auch die Geheimniſskrämer es verantworten wollen, dafs der Mangel an Delicateſſe, und der Eigennutz mit dem Verlangen ſeinem kranken Nebenmenſchen zu helfen, verträglich bliebe, wenn auch die von dem Vf. angeführten Schriftſteller etwas zu ſeiner Rettung dienen, ſo heifst es doch, ſich an den Grundſätzen der Arzneywiſſenſchaft gröblich verſündigen, wider unzählige Krankheiten zugleich ein und daſſelbe Mittel empfehlen; der Vf. ſinket dadurch in die Claſſe der elendeſten Quackſalber, eines *Adhaud* etc. herab, und darf ſich nicht mit den oben genannten übrigens verdienſtvollen Aerzten in eine Reihe ſtellen. Denn nie wurden ſolche Geheimniſſe, die auf alle Krankheiten paſſen ſollen, ſo viel man weifs, angekauft. Er hätte auch erinnern ſollen, dafs *Sloane's* Augenſalbe niemals wider den Krebs etc. *Nufferts* Mittel nie anders als wider eine einzige beſtimmte Krankheit, *Stahls* und *Hoffmanns* Arzneyen gleichfalls nur wider eine gewiſſe Art von Krankheiten gerühmt, und von allen dieſen keine Univerſalarzneyen feil geboten wurden. Hätte der Vf. alſo ſein antiſcorbutiſches Pulver allein wider den Scorbut, und ſein antifebriliſches blos auf beſtimmte Falle oder Arten von Fiebern eingeſchränkt, ſo würden die Aerzte ihm ſolches leichter vergeben, und vielleicht ſelbſt bey Kranken Abſatz verſchafft haben. Was aufser der Allgemeinheit von glücklicher Wirkung, auch noch wirkliches Mifstrauen wider die angeprieſenen Mittel unterhalten mufs, iſt, dafs der Vf. in ſeinem dicken Werke ſie blos empfiehlt, ohne eine einzige Beobachtung anzugeben, wo ſie ſich wirklich hülfreich bewieſen hätten, aufser einmal bey dem tollen Hundsbiſſe, wo jedoch Opium, ſpaniſche Fliegen, Queckſilber zugleich mit angewandt waren, und das einzige, ohnehin nur kurz angegebene Exempel nichts weniger als Beweis werden kann. Aufserdem ſcheint der Vf. alle die hier beſchriebenen Krankheiten nicht einmal aus eigner Erfahrung zu kennen, ſelbſt nicht zur See geweſen zu ſeyn, redet auch ſelbſt nie von ſeiner eignen Erfahrung mit der ſonſt ſo gewöhnlichen Zuverſicht, die allenfalls hätte Vertrauen einflöſsen können. Aber das ärgſte iſt, dafs er ſein Pulver nicht allein einnehmen läſst, ſondern auch mit Clyſtieren, Senfumſchlägen, Cataplasmen und Salben aller Art vermiſcht, und man ſich durchaus keinen Begriff von den Beſtandtheilen deſſelben machen kann, wenn es nicht etwa, nach der höchſten Wahrſcheinlichkeit, ein ſehr unſchuldiges Mittel, wie *du Moulin's* Brodpillen, iſt, deſſen Kräfte entweder durch Beymiſchung andrer erſt verſtärkt werden müſſen, oder von der dabey beobachteten genauen Diät entſtehen. Wenn man aber einmal Zutrauen zu dieſen geheimen Mitteln gefaſst hat, ſo wird man ihm auch gerne glauben, dafs ſie vor andern gewöhnlichen einen Vorzug haben, dafs ſie alle die groſsen Kräfte der Fieberrinde beſitzen, ohne das Nachtheilige davon zu haben, z. E. Scirrhus, Entzündung, Gelbſucht, Hectic oder Waſſerſucht zu erregen — dafs ihr Vorzug vor antimonialiſchen und mercurialiſchen Präparaten, ſelbſt vor Opium etc. aufser allem Zweifel ſey. Sehr klüglich werden inzwiſchen die geheimen Mittel oft mit jenen vermiſcht — freylich um die Wirkung von Opium, China etc. nur zu verſtärken, oder die Schädlichkeit davon zu verbeſſern; eben ſo wichtig wird den Leſern auch die Bemerkung ſcheinen, dafs ſie bey einer Colic gegeben den Ileus und Entzündung verhütet haben — (wahrſcheinlich auch ſogar den Brand etc.). Wenn man dieſe, mehr bey Matroſen und Negern als bey Aerzten geltenden, Gründe von der Wirkſamkeit der geheimen Pulver ausnimmt, ſo hat doch das dicke Buch etwas Brauchbares; es ſind nicht nur die Meynungen der beſten Aerzte, die man hier geſammlet findet, ſondern die diäteriſchen Vorſchriften für eine Seereiſe in ein heifseres Clima, die ſehr anwendbar bleiben.

SALZBURG, b. Duyle: *F. A. Weber* d. A. Doct. Bürger und Stadtarzt in Heilbronn am Nekar, der correſpondirenden Geſellſchaft Schweizeriſcher Aerzte und Wundarzte Ehrenmitglied, *von den Scropheln einer endemiſchen Krankheit vieler Provinzen Europens.* Erſter Theil. *Pathologie und Semiotik des Uebels.* 1793. XXII und 224 S. gr. 8.

Dieſes nützliche Buch, iſt ohne Zweifel ſchon in den Händen aller Aerzte. Rec. zeigt es nur darum ſo ſpät an, weil er gerne die folgenden Theile erwartet hätte, um bey der Ueberſicht des ganzen, den inneren Gehalt deſto beſſer würdigen zu können. Der Vf. will eine vollſtändige Monographie der Scropheln liefern. Der gegenwärtige Theil enthält die Pathologie und Semiotik, die zwey folgenden werden die Therapie, *mat. medica*, und die Literatur enthalten. Sein Zweck iſt: alles vorhandene mit kritiſcher Wahl zu ſammeln, gehörig zu ordnen, und die Wichtigkeit, Nothwendigkeit, und Möglichkeit darzulegen, dem weiteren Einreiſſen des Uebels, nicht blofs durch die Privatbemühungen der Aerzte, ſondern auch durch zweckmäſſige öffentliche Sanitäts-Anſtalten, einen Damm zu ſetzen; nicht nur zu ſagen, was die Aerzte thun ſollen; ſondern auch, was ſie, verleitet von einem und dem andern Schriftſteller, nicht thun ſollen. Inſonderheit

war es ihm darum zu thun, auf das Entſtehen der Scr. aufmerkſam zu machen, weil der glückliche Erfolg der Kur, vorzüglich von der richtigen Erkenntniſs dieſes Stadiums abhängt. Dieſen Zweck hat er erreicht. Rec. wünſcht ihm Muſse und Hülfsmittel genug, um bald die anderen Bände erſcheinen zu laſſen. Dieſer erſte Theil zerfallt in ſechs Kapitel. *Begriffe und Beſchreibung des Uebels. — Kritiſche Sichtung der Begriffe, die einige andere davon aufgeſtellt haben, wie auch Geſchichte der Leichenoffnungen. — Aetiologie der Scr.; — Rettung der Hypotheſe, daſs die Scr. ein eigenes Miaſma zum Grunde legen. — Diagnoſis und Prognoſis der Scr. — Von den Krankheiten die ſich mit den Sc. zu compliciren pflegen.* Ob der Vf. viele Leſer von der anſteckenden Kraft der Sc. überzeugen werde, daran erlaubt ſich Rec., ſehr zu zweifeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig* u. *Gera*, b. Wilh. Heinſius: *Ueber die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Daſeyn und die Gültigkeit des natürlichen Rechts.* 1795. 117 S. 8 — Die mannichfaltigen Einwürfe gegen das Daſeyn und die Gültigkeit des Naturrechts, die in unſern Tagen, ſelbſt von ſehr ſcharfſinnigen Schriftſtellern, vorgebracht worden ſind, bewogen den Vf. zu dieſer Ausführung, um darinn die Urſachen zu zeigen, warum die bisherigen Angriffe von keiner Wirkung ſeyn konnten, und von welcher Seite ſie allein wirkſam zu führen wären. Er zeigt die Schwäche der Gegner bey den Argumenten, die aus der Erfahrung, aus der Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Rechtsurtheile, aus dem behaupteten gänzlichen Mangel des Gefühls von Menſchenrechten, aus der Unmöglichkeit der Anwendbarkeit aller oder doch einiger unter den deducirten Rechten u. ſ. w. hergenommen werden. Alle dieſe Erläuterungen ſind im Ganzen befriedigend, verſtändlich und überhaupt ſo beſchaffen, daſs ihnen allgemeinere Bekanntwerdung und Erwägung, beſonders von dem gröſsern Haufen der Leſewelt, zu wünſchen iſt, wenn gleich bey einigen Nebenerläuterungen z. B. über die Rechte des Adels und der Geiſtlichkeit (S. 65.), noch manche bedeutende Rückſicht übergangen ſeyn dürfte. Eben ſo ſind die S. 69. angegebnen Erfoderniſſe zu jedem gültigen Gegenbeweiſe gegen das Daſeyn und die Anwendbarkeit des Naturrechts ungezweifelt die einzig richtigen, — Die bald nachher folgende Prüfung einiger Darſtellungen des Naturrechts und die daran geknüpfte Entwickelung des dem Vf. eignen Syſtems können wir um ſo eher übergehen, da er ſelbſt in einem ſpätern Buche, in welchem er ſich zu dieſem bekennt, (D. *Feuerbachs* Kritik des natürlichen Rechts) ſeiner eignen Erklärung nach beides beſtimmter und vollſtändiger ausgeführt hat.

Staatswissenschaften. *Halle*, b. Gebauer: *Freymüthige Gedanken über die vorgeſchlagene Verbeſſerung der Juden* in *den Preuſſiſchen Staaten* von einem Juden mit Zuſätzen eines Chriſten. 1792. 56 S. 8. Die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, mit der man vor einigen Jahren in Preuſſen umging, war nicht nur manchen Chriſten, — denen die Erweiterung der Rechte einer fremden Nation ein Eingriff in die ihrige zu ſeyn ſchien, — zuwider; ſondern auch ſelbſt viele Juden boten alle ihre Kräfte auf, ſolche zurückzuhalten und wo möglich ganz zu hintertreiben. Damals erſchien auch *dieſe* kleine Schrift. Rec. war anfangs ungewiſs, zu welcher Nation der angeblich jüdiſche Vf. eigentlich gehöre und würde ihn noch immer zu der chriſtlichen zu rechnen geneigt ſeyn, wenn ſeine Anekdotenjagd, ſeine häufig angebrachten Gleichniſſe von Pflaſtern, Palliativen und Purganzen und überhaupt das ganz eigene des Stils nicht wirklich einen Juden und wahrſcheinlich einen *ſtudioſum medicinae* verriethen. Ihres winzigen Inhalts und Umfanges wegen hätte ſie wohl keine Anzeige verdient, wenn nicht ein berühmter Schriftſteller darauf beſondre Rückſicht genommen und ſolche — weil ſie von einem Juden herrührt — als eine authentiſche Quelle in Sachen der bürgerlichen Verbeſſerung der Juden angeſehen hätte.

In einem Briefe an ſeinen chriſtlichen Freund kramt dieſer jüdiſche Schriftſteller (v. S. 1 bis 34) ſeine Meynung, über den wichtigen Gegenſtand der neuen Reform aus, die darin beſteht, daſs die Juden, *als Juden*, nicht im Stande ſind, Profeſſionen etc. zu treiben, es thürmen ſich ihnen unüberſteigliche Schwierigkeiten aus ihrer Religion entgegen: ſie müſsten alſo vieles von ihren Ceremonien vorher fahren laſſen, ehe ihnen ein weiterer Kreis bürgerlicher Gewerbe eröffnet werden dürfte. Dem einzelnen darf es aber nicht überlaſſen werden, ſeine Religion der politiſchen Exiſtenz anzupaſſen, „*weil* dadurch *alle* Moral bey ihm zu Grunde gehen würde. „Ich erblicke ſchon," ruft er im heiligen Eifer aus," das fürchterliche Ungeheuer in der Ferne. Ich fürchte ſeine Klauen! Eiſen und Henker mögen es von mir entfernen!" und dieſes fürchterliche Thier iſt doch im Grunde weiter nichts als ein armer Jude, der ſich mit ſeinem Gewiſſen darüber vereiniget hat, noch vor der religiöſen und politiſchen Total-Reform ein Stückchen Schweinefleiſch zu eſſen. Sondern es ſoll alles ſo lange in dem jetzigen Zuſtande bleiben, bis durch neu angelegte beſſere Schulen die Juden zu einer religiöſen Reform tauglich gemacht ſind, um ſie dann politiſch reformiren zu können, ohne die Moral aufs Spiel zu ſetzen.

Sein Freund, der Chriſt, geht (v. S. 35—56) etwas tiefer ins Einzelne der Erziehung ein. Unſtreitig iſt dieſer kleine Aufſatz auch beſſer, als der erſte, geſchrieben und enthält manche richtige Bemerkung, beſonders über die jetzt überhand nehmende einſeitige und ſchiefe Bildung vieler reichen Juden, aber auch einige ſehr lächerliche, z. B. daſs man ſich nie mit einiger Sicherheit verſprechen dürfe, der äuſsre Zuſtand der Juden werde ſich verbeſſern, *ſo lange ſie noch etwas ſingendes* in ihrer Sprache hätten.

Rec iſt nach ſeiner durch lange Erfahrung erworbenen Einſicht überzeugt, daſs gar keine gleichzeitige, allgemeine, innere Reform bey ihnen zu hoffen ſey; aber er weiſs, daſs es ſehr viel aufgeklärte Juden giebt, und daſs es deren bald noch mehrere geben würde, wenn man ihnen einen weitern bürgerlichen Wirkungskreis verſtattete. Gefühl von Menſchenwürde, innere Empfindung der Bruderliebe gegen Chriſten haben dieſen beſſern Juden die jüdiſchen Gewerbe, Hauſiren, auf Pfänderleihen u. ſ. w., längſt zum Eckel gemacht. Aber was ſollen ſie treiben, wenn man ihnen keine andere Gewerbe verſtatten will? So werden ſie, gezwungen, (weil ſie davon leben müſſen), ein Gewerbe zu treiben, deſſen Unwürdigkeit ſie einzuſehen angefangen haben, und gerade durch dieſen ihren Vorſprung, den ſie vor ihren noch zurückſtehenden Brüdern in der Aufklärung gemacht haben, ſelbſt unglücklicher als dieſe. Will man ſo lange warten, ihnen eine beſſere Beſtimmung anzuweiſen, bis erſt *alle* Juden Chriſten oder Naturaliſten geworden ſind; ſo iſt zu befürchten, daſs gerade dieſe beſſern, von welchen Aufklärung ſich verbreiten ſollte, durch ihr eignes trauriges Schickſal belehrt, ſtatt für eine gute Erziehung ihrer Kinder zu ſorgen, darauf bedacht ſeyn werden, dieſen nicht mehr Bildung zu geben, als ſich mit ihrer unglücklichen Lage zu vertragen ſcheint; und ſo werden ſie offenbar gezwungen, in ihrer Cultur eher zurück als vorwärts zu gehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Julius 1796.

PAEDAGOGIK.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Aufsätze pädagogischen und philologischen Inhalts*, von M. J. H. P. Seidenstücker, 1795. VII u. 136 S. gr. 8. (9 gr.)

Diese durchaus von einem denkenden Schulmanne zeugenden Aufsätze beziehen sich, bis auf einen über die Batrachomyomachie, auf die Verbesserung des Schulunterrichts in alten Sprachen und in der Geschichte. In dem gehaltreichen Aufsatze über lateinische Stilübungen auf Schulen wird zum gesammten lateinischen Sprachunterricht ein Zeitraum von 6 Jahren angenommen, wovon die ersten zwey dem Lesen, Declíniren und Conjugiren ohne Schreiben; die zwey folgenden dem Lesen mit der Sprachlehre und mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische zur Hervorbringung grammatischer Richtigkeit; die beiden letzten dem Lesen mit abwechselnden freyen Ausarbeitungen und Uebersetzungen zur Bildung des Stils gewidmet sind. Der Vf. dringt darauf, dass in der dritten und höchsten Ordnung wenigstens täglich ein paar Blätter lateinisch geschrieben werden, und er theilt sehr beherzigungswerthe Vorschläge mit, wodurch die Correcturen nützlicher gemacht und mit weniger Zeitverlust als gewöhnlich besorgt werden können. (Dennoch möchte auch die hier vorgeschlagne und von der Döringschen in der Vorrede angegebnen weit entfernte Methode in zahlreichen Klassen zu viel Zeit wegnehmen). In Nr. 2. über den Geschichtsvortrag auf Schulen wird der sehr richtige Gedanke ausgeführt, dass die Geschichte nach einem aphoristischen und tabellarischen Handbuch, welches der Jugend zur Vorbereitung und zum Leitfaden diene, und wovon hier eine Probe gegeben wird, in einem freyen Vortrage gelehrt werde, so dass die Schüler blos zuhören und zu Hause das Gehörte niederschreiben. Die Wiederholungen bestehen theils in mündlicher, freyer Erzählung des Vorgekommenen, theils in Ablesung der darüber verfertigten Aufsätze, welche zugleich als deutsche Stilübungen anzusehen sind. In Nr. 3. wird die Batrachomyomachie dem Homer aus innern Gründen abgesprochen. Dieser Aufsatz ist ein nicht unwichtiger Beytrag zu der höhern Kritik jener Schrift, aber der Vf. thut seinen Vorgängern Unrecht, wenn er behauptet, sie hätten über den Vf. jenes niedrig-komischen Heldengedichts blos nach den Zeugnissen der Alten entschieden, wovon er das Gegentheil in *Goefs* gelehrter Abhandlung *de Batrachomyomachia Homero vulgo adscripta Erlang.* 1789 würde gefunden haben, wenn er sie gekannt hätte. Die beiden letzten Aufsätze beschäftigen sich mit der hebräischen und griechischen Conjugation. In jenem wird die Entstehung und Bildung der Wandelzeiten und der Personen, und der Bedeutung derselben psychologisch und grammatisch entwickelt, und in diesem der Anfang gemacht, die schwere und verwickelte Lehre von der eigenthümlichen Bedeutung der *Temporum* und *Modorum* der griechischen Conjugation auf bestimmte und deutliche Begriffe zurück zu führen, wobey sich der Vf. als einen einsichtsvollen Gegner des Trendelenburgischen Systems zeigt, ohne, wie es scheint, die scharfsinnige Primisserische Schrift gegen Trendelenburgs System der griechischen Conjugation zu kennen, die der Vf. bey der versprochnen Fortsetzung seiner gelehrten Untersuchungen über diesen Gegenstand ja nicht übersehen darf.

BERLIN, b. Lagarde: *Esquisse d'un Plan d'Education par A. H. Dampmartin.* 1796. 256 S. gr. 8.

Der Vf. dieser Skizze, ein ehmaliger französischer Officier *Dampmartin*, hat schon verschiedne Werke herausgegeben; nur der Wunsch nützlich zu seyn hat ihn, wie er versichert, bey dieser Schrift die Feder geführt. Es bringt immer einem alten Officier Ehre, dass er sich so viel mit dem Erziehungswesen beschäftigt und ihm einen grosen Theil seines Nachdenkens und seiner Forschungen widmet. Zwar haben wir beym Lesen dieses Werks keine neuen Aufklärungen, keine genaue und vollständige Ausführung der Gegenstände, kein tiefes Eindringen in das Wesen der Erziehungskunst wahrgenommen, und wir glauben nicht, dass der Erziehung der Deutschen ein reiner Gewinn durch die angekündigte Uebersetzung zufliesen werde: aber der Vf. zeigt doch über viele Dinge einen richtigen Blick, eine gesunde Einsicht und eine über manches Vorurtheil erhabene Denkungsart. Er selbst nennt seine Abhandlung nur einen *Discours oratoire.* Dies möge ihm denn zur Entschuldigung dienen, wenn seine Abhandlung im declamirenden Prunktone abgefasst, mit Stellen aus den Alten ausgeputzt, mit einer Menge Abschweifungen und Einschaltungen, über die man bisweilen den Hauptgegenstand ganz aus den Augen verliert, durchflochten ist. Seine Sprache hat ihre Schönheiten, am meisten, wenn er im Affect redet, z. B. S. 40 f. über die Vaterfreuden und über den Verlust seiner Söhne, und anderwärts über das Glück der Freundschaft. Hier nur eine kleine Probe, wie er seine Gesinnungen gegen Rousseau ausdrückt S. 17.: „*La postérité reconnoissante élèvera l'Emile sur de magnifiques autels, tandis que les coeurs sensibles couronneront Heloïse de myrtes, et que les sages ensevelironf sous des monceaux*

de lugubres cyprès ce trop fameux Contrat social dont la profondeur étonne le metaphysicien, arrête le politique, égare l'homme du commun, et favorise le monstre hypocrite. Ideen, die ſich auf die franzöſiſche Revolution beziehen, drängen ſich dem Vf. häufig auf.

Der Vf. handelt zuerſt von der phyſiſchen Erziehung, wobey er auf Geſundheit, Stärke und Schönheit geſehen wiſſen will. Er verlangt dauerhafte Geſundheit, aber nicht Scythiſche Abhärtung und Eiſenfeſtigkeit. Bildung zur Schönheit empfiehlt er vorzüglich darum, weil ſie ein offnes Empfehlungsſchreiben bey Jedermann ſey, und nie verfehle Eindruck zu machen. Daher wünſcht er ſie vorzüglich den Groſsen der Erde und empfiehlt ihnen äuſsern Anſtand, Grazie und Würde. Er giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daſs die franzöſiſchen Ausgewanderten gröſstentheils die Theilnahme und Unterſtützung, die ſie gefunden, ihrer *angenehmen Figur* zu danken gehabt haben, wiewohl er dagegen an einer andern Stelle den Kaltſinn, den ſie hie und da erfahren, aus ihrer *unverzeihlichen* Unwiſſenheit in allen Sprachen auſser ihrer vaterländiſchen herleitet. Die intellectuelle und ſittliche Erziehung iſt unter folgende Titel gebracht: *Geiſt*, Vernunft, Gedächtniſs, Einbildungskraft, Talente, Wiſſenſchaften. *Herz*, Religion, ziemlich gemäſsigt, Tugenden, Laſter, Bildung für Freundſchaft. *Der ganze Charakter.* Hier auch eine Abhandlung über das Duell, weder kalt noch warm, unter Einſchränkungen wird es in Schutz genommen. Zum Beſchluſs über die beſte Art der Erziehung; die häusliche wird aus guten Gründen nach Locke vorgezogen. Bey jedem Abſchnitt werden die Ideen und Einrichtungen der Griechen, Römer und neuerer Völker in Erziehungsſachen vorausgeſchickt. Angehängt ſind Goldſmith's Verſuch über die Erziehung; Swifts Brief an ein junges Frauenzimmer nach ihrer Verheirathung und drey Briefe aus Johnſon's *Rambler*, aus dem Engliſchen überſetzt.

GOTHA u. HALLE, b. Gebauer: *Der Pädagoge*, oder compendiöſe Bibliothek des für Aeltern und Erzieher Wiſſenswürdigſten über Menſchen-Ausbildung. Heft I u. II. 1793. 184 S. (12 gr.) Heft III. 1794. 96 S. 8. (6 gr.)

Der Pädagog will das Wiſſenswürdigſte *über die Erziehung der Jugend* in Auszügen liefern, nicht aber, wie man nach dem Titel verführt werden könnte zu glauben, das Wiſſenswürdige über *Menſchenausbildung* überhaupt, welches nicht Angelegenheit des Erziehers, als eines ſolchen, ſondern des Volkslehrers und überhaupt des Gelehrten iſt, in ſofern dieſem an der Cultur und Aufklärung der Menſchen zu arbeiten obliegt. Es ſoll dieſer Pädagog aber alle ſeit 1785 erſchienenen Schriften, welche Belehrungen über Gegenſtände der Erziehungskunde enthalten, in ſyſtematiſch geordneten Auszügen umfaſſen. Welch einen Umfang von Bänden dies erfodern dürfte, läſst ſich leicht berechnen, wenn man erſtlich die beträchtliche Anzahl der Schriften, welche die Pädagogik zum Gegenſtande haben, in Erwägung zieht, von denen in den erſten drey Heften nur *neun*, gröſstentheils nur Abhandlungen, im Auszuge geliefert werden; wenn man dazu nimmt, daſs ſelbſt alle in Zeitſchriften zerſtreuten kleinen Aufſätze hier einen Platz finden ſollen; daſs faſt alle ausgezogenen Schriften mit Kritiken, Berichtigungen, Zuſätzen begleitet, und endlich, daſs auch Originalaufſätze geliefert werden.

Dieſe drey Hefte enthalten einen *Originalaufſatz* über das Eigenthümliche der bürgerlichen, phyſiſchen, moraliſchen und intellectuellen Lage der Erzieher und Schullehrer; Auszüge aus folgenden Büchern: *Gedicke* Ordnung und Folge der Gegenſtände des jugendlichen Unterrichts, mit vielen erheblichen Erinnerungen und Erläuterungen; *André* erſtes Lehrbuch des Zeichnens, Schreibens, Leſens, Rechnens etc.; *Lieberkühns* Leben; Auszüge aus folgenden *Abhandlungen: Campe über Belohnungen und Strafen* im Reviſionswerk mit einer Auswahl der Anmerkungen der Reviſoren und eignen bedeutenden des Hn. *André; über den Endzweck der Erziehung aus dem Archiv der Erziehungskunde*, und: *Ueber 3 Grundfehler der Erziehung*, von *Schmid; über die heutige Erziehung* und den jetzigen Unterricht gegen vormals, aus dem *Schlesw. Journal; vom jetzigen Zuſtand des Pädagogiums zu Kloſter Berge*, aus dem Archiv der Erziehungskunde, mit Andrés Zuſätzen, welche das Uebertriebne und Unwahre in manchen Behauptungen jenes Tadlers darthun; endlich Anfragen und Antworten aus dem Reichsanzeiger.

Die Beobachtung folgender Regeln würde die Ausführung dieſes faſt ungeheuren Unternehmens in etwas erleichtern. 1) Die Auszüge müſsten nach der Zeitfolge der herausgekommenen Schriften veranſtaltet werden, wo dann bey den jüngern Schriften nur das ausgehoben würde, was an neuen Aufklärungen zu dem Vorhandenen hinzugekommen; eine Methode, durch welche auch die ſtufenweiſe Vervollkommnung der Wiſſenſchaften ſelbſt beſſer in die Augen fiele. 2) Man müſste nach genauer Berechnung des wiſſenſchaftlichen Werths nur von ſehr wichtigen Werken weitläuftigere, von weniger wichtigen ganz kurze Auszüge machen. 3) Allgemein geleſene Werke wie das Reviſionswerk, welches in den Händen von Tauſenden iſt, lieber aus dem Plane ausſchlieſsen. 4) Eben ſo mit den Schriften und Aufſätzen, die mehr Declamation als Bereicherung der Wiſſenſchaft enthalten, verfahren. 5) Kleine fliegende Blätter, wenn ſie nicht von ganz beſondrer Erheblichkeit ſind, nicht aufnehmen. 6) Originalaufſätze und vielleicht auch alle (in andrer Abſicht freylich nützliche) Zuſätze der Herausgeber weglaſſen.

GESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Sittenlehren durch Beyſpiele aus der Weltgeſchichte erläutert.* Zur Vorbereitung auf den Unterricht in der chriſtlichen Religion in den lateiniſchen Schulen. Erſtes Bändchen. Von *Jac. Chr. Weland*, Prediger an der An-

Andreaskirche und öffentl. Lehrer der Relig. am Karol. und Katharineum zu Braunschweig. 1795. XXVI u. 209 S. 8. (10 gr.)

Dieses Buch soll Moralität unter Kindern durch Beyspiele aus der wirklichen Geschichte verbreiten, wodurch der Vf. ungleich grösern Eindruck zu machen glaubt, als durch Erzählungen, welche zu demselben Endzweck blos erdichtet sind. Seine Gründe, dass wahre Begebenheiten auf das Herz der Jugend ungleich kräftiger wirken, als die schönste Fiction haben genug Einleuchtendes; nur möchte die Geschichte nicht immer hinlängliche Gegenstände darbieten, welche man als Muster einer reinen Moralität aufstellen könnte. Diese erste Abtheilung begreift blos solche Erzählungen, aus denen wahre Liebe und Zärtlichkeit der Aeltern für das Wohl ihrer Kinder hervorleuchtet. Sie sind aus biblischen und Profan-Schriftstellern gröstentheils vorsichtig gewählt; nur wenige scheinen nicht ganz passend zu seyn. Das folgende Bandchen wird vom Verhalten gegen Geschwister, Gespielen, Hausgenossen etc. handeln, und hoffentlich so wie dieses erste empfehlungswürdig seyn. Einzelne historische Fehler, deren sich freylich manche finden, dürfen hier natürlich nicht nach der Strenge genommen werden. Der Vf. schickt z. B. ein chronologisches Verzeichniss berühmter Namen alter und neuer Zeiten voraus, setzt in demselben Hannibals Kriege in Italien zum J. 287 vor Chr. Geb., und gleich darauf das Ende des zweyten punischen Kriegs unter das J. 200. Er erzählt Josephs Geschichte nicht genau, wie sie uns die Bibel giebt; er setzt S. 97. das alte Babylon an die Stelle des heutigen Bagdad etc.

Augsburg, b. Wolff: *Joseph Binghams Alterthümer der Kirche.* Ein Auszug nach der englischen Ausgabe. B. I. 1788. 236 S. B. II. 1790. 316 S. B. III. 1794. 349 S. gr. 8. m. K.

Schon zwey Ungenannte haben an diesem Werke gearbeitet; und vielleicht muss noch ein dritter und vierter zutreten, wenn es vollendet werden soll. Der zweyte ist mit dem ersten gar nicht zufrieden; und vielleicht wird er, wenn ihm der dritte folgt, dasselbe Schicksal haben; ja, wenn die Arbeit auch je auf diesen Fuss zum Ende gebracht würde, so mochte sie von der eigensinnigen Kritik (nur nicht eben von der augsburgischen) für übel angelegt und verunglückt erklärt werden. Der zweyte Uebersetzer kündigt sich in der Vorrede zum 3. B. seinen Lesern als einen Mann an, *der zwar* (vermuthlich ein Seitenblick auf den ersten) *auf keiner protestantischen Universität seinen Studienlauf vollbracht, doch mit Binghams Schriften gegen zwanzig Jahre sehr genau bekannt ist. Doch,* sagt er, *wird man selben nicht verdenken können, wenn ihr seine Orthodoxie so weit treibt, dass er die irrigen Meynungen des Binghams bemerke, und selbe aus den nämlichen Zeugnissen, die dieser Schriftsteller für sich anwendet, kurz widerlegt.* Schon der erste hatte versprochen *die Abweichungen des Bingham von dem Katholicismus zu bemerken, und sie nach den Grundsätzen der katholischen Kirche zu erklären, auf dass die Orthodoxie des katholischen Theologen nicht verkrüppelt werde.* Der zweyte macht hierüber folgende bittere Anmerkung: *In welchem Tone diese Worte klingen, begreift jeglicher, der nur einen schwachen Menschenverstand hat.*

Durch die Anführung dieser Stellen glauben wir unsre Leser schon zu dem Urtheil vorbereitet zu haben, dass die Arbeiten beider Fabrikanten, die hier über den Vorzug mit einander wetteifern, augsburger Probe halten. Sie werden auch, wenn sie nur mit Binghams Werke etwas bekannt sind, leicht ermessen, wie dürftig dieser Auszug sey, wenn wir ihnen sagen, dass der erste Band acht Bücher des Originals enthalte. Die folgenden zwey Bände enthalten jedes nur zwey Bücher; sehr verhältnisswidrig gegen den ersten. Die Abkürzung besteht vornehmlich in Weglassung der Zeugnisse aus den Kirchenschriftstellern, die hier in den Noten blos angezogen werden, und so, dass wer sie aufschlagen will, lange suchen wird; z. E. *Chrysost. hom. XX.* (*in act.* ist ausgelassen). Vinzenz B. III. (*Vincent. Bellouac. specul. hist.* etc.) und so auf allen Seiten. Doch ist auch der Text in den ersten Büchern fast nur eine Inhaltsanzeige dessen, was Bingham abhandelt. Bey dem allen fügt der Uebers. zuweilen noch etwas von dem seinigen bey; die Abhandlung von Schimpfnamen der alten Christen (B. I. C. 2.) hebt er so an: *Die Juden und Heiden suchten das aufkeimende Christenthum, das wie die goldene Sonne an einem heitern Sommermorgen hervorging, und sich durch Nebel und Wolken der Verfolgung drang, in seinem Keime zu ersticken und es ganz zu vertilgen;* und schliesst also: *Da nun uns die lange Geschichte zeigt, mit was listigen Ranken die Juden und Heiden sowohl als Ketzer das wahre Christenthum zu unterdrücken suchten, so sehen wir abermals, dass Gott seinen der Kirche versprochenen Beystand immer leistet; wir erkennen, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allmacht die niedrigen Ranke umschrieben und die Verfolgungen bezirkt habe.* Von dem allen hat Bingham nichts; mehrere solche Zusätze verrathen sich gleich durch eine eigne gezierte Abgeschmacktheit. — Das ganze Unternehmen, Binghams Werk in einen deutschen Auszug zu bringen, halten wir für zwecklos; denn für wen taugt es? — Wie dem aber auch sey, so ist es hier unter vier Hände gerathen, die nicht unglücklicher gewählt werden konnten, die es aber auch, dem Anscheine nach, nicht vollbringen werden.

Freyberg, in der Crazischen Buchh.: *Ursprung Geschichte und Verfassung der Consistorien in den Churfächsischen Landen.* Ein Beytrag zur Statistik von Churfachsen. 1794. 240 S. 8.

Unter der Vorrede nennt sich der Vf. *J. S. Göbel.* Nach einer kurzen Einleitung wird im I. Hauptstücke vom geheimen Consilio in Ansehung seiner Gewalt in geistlichen Sachen, im II. vom Kirchenrathe, im III. vom Oberconsistorio zu Dresden, im IV. vom Consistorio zu Leipzig, im V. von dem zu Wittenberg, im VI. von den Stiftsconsistorien zu Wurzen, Merseburg und Zeitz, im VII. von den Consistorien in den unter

kurſächſiſcher Landeshoheit ſtehenden Graf- und Herrſchaften zu Schleuſingen, zu Ebeleben, zu Glaucha, zu Rosla, in der Niederlauſitz, und endlich zu Frohndorf gehandet. Dann folgt eine ſtatiſtiſche Berechnung über die geiſtlichen Perſonen in den kurſächſiſchen Landen. Es werden 2000 Prediger angenommen, welche ſich nach der Vorausſetzung, daſs die Halfte der Gebornen nicht das 26. Jahr erreiche, gegen die lebenden ältern Perſonen männlichen Geſchlechts 1 : 250 verhielten. Wenn Hn. Fix ſeit dem zum Theil im Druck erſchienene kurſächſiſche Kirchenverfaſſung vollendet ſeyn wird, ſo kann dieſe Rechnung noch genauer gemacht werden. Rec. ſcheint zur Zeit jenes Verhältniſs zu klein und die angenommene Zahl von Predigern zu groſs. Am Ende ſind 5 Befehle abgedruckt, wovon nur die beiden letzten von Wichtigkeit ſind. Hr. G. hat bey der ganzen Schrift den Begriff eines Conſiſtorii im eingeſchränkteſten Sinn von Verſammlungen von Männern, die als geiſtliche Gerichte zu berathſchlagen haben, nicht in dem weitläuftigern von der Art, wie jedes Orts die Conſiſtorialrechte verwaltet werden, genommen. Dadurch verliert die Schrift doppelt an Intereſſe. Alsdenn hätte erſtlich in die ältere Geſchichte und dann in die oberlauſitziſche Conſiſtorialverfaſſung weiter eingegangen werden müſſen. Denn wenn gleich eigne Conſiſtorialgerichte in der ſächſiſchen Geſchichte erſt ſpäter vorkommen und bis jetzt in der Oberlauſitz nur in Moskau bekannt ſind, ſo wurden und werden doch allezeit die Conſiſtorialrechte, der That nach, verwaltet. Es ändert nur den Namen, daſs der Beſitzer der Herrſchaft Moskau hergebracht hat, ſeinem Patrimonialgericht in geiſtlichen Sachen einen Geiſtlichen beyzuſetzen. Die andern oberlauſitzer Vaſallen haben deswegen in geiſtlichen Sachen nicht weniger Rechte. Indeſſen giebt Hn. G's. Schrift eine ſehr brauchbare Ueberſicht und manche bisher nicht allgemein bekannte Nachrichten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Paris: Confeſſions de J. J. Rouſſeau.* Noms qui ne ſont indiqués que par des lettres initiales dans les éditions imprimées. — Morceaux inédits ou différences qui ſe trouvent entre le manuſcrit offert à la Convention par *Thérèſe Levaſſeur*, et les éditions de Rouſſeau. — Le Manuſcrit de Thérèſe Levaſſeur porte l'épigraphe ſuivante, qu'on ne trouve dans aucune des éditions. *Intus et in cute.* 1796. 93 S. 8. (8 gr.) — Kein Abdruck von Rouſſeau's Bekenntniſſen, ſondern Auszeichnung der Abweichungen in der dem Convent übergebnen Handſchrift der Bekenntniſſe von der Genfer Ausgabe. Da es den Herausgebern nicht gefallen hat, das Nöthige über die Geſchichte dieſer Handſchrift zu ſagen, ſo wollen wir dieſe Lücke ergänzen. Rouſſeau verfertigte von der erſten Handſchrift der Bekenntniſſe noch eine veränderte Abſchrift, nach welcher letztern die Bekenntniſſe in der Genfer Ausgabe und weit vollſtändiger in der Neuchateller von *du Peyrou* abgedruckt wurden. Die Urhandſchrift fand ſich nach Rs. Tode unter ſeinen Papieren und ſollte in die Hände des Marquis v. Gerardin gekommen ſeyn, ohne daſs man etwas von ihren weitern Schickſalen erfuhr, bis Rs. Witwe die Handſchrift dem Convent überreichte, die ſie vermuthlich von Gerardin zurück erhalten hatte. Aus du Peyrous Schilderung jener ältern Handſchrift (im *Diſcours préliminaire* zu ſeiner Ausgabe der *Confeſſions*), die er geleſen hatte, ſieht man, daſs es dieſelbe war, deren Verſchiedenheiten hier bekannt gemacht werden. Sie enthielt eine Menge charakteriſirender Anmerkungen, die R. in der ſpätern Abſchrift weggelaſſen. Dies findet ſich hier wirklich ſo.

Sehr zu tadeln iſt es, daſs die Herausgeber die Handſchrift mit der unvollſtändigen Genfer und nicht vielmehr mit der vollſtändigern Neuchateller Ausgabe, die ein treuer Abdruck der Abſchrift iſt, verglichen haben, indem ſich in der letztern ſchon mehrere der Stellen finden, die hier als Eigenheiten der erſten Handſchrift ausgehoben werden. Die Anzahl der abweichenden Stellen iſt überall nicht groſs, und die Zuſätze ſind von geringem Belang; etwa einige Partien von weiterm Umfang ausgenommen, die gewiſſe Vorfälle in Rs. Jugendjahren betreffen, und ſelbſt hier nicht vollſtändig abgedruckt ſind, weil ſie etwas ſchmutzig und nicht bedeutend genug ſchienen. Nur die erſte Geſchichte iſt ganz aufgenommen, worinn R. berichtet, er habe im Catechumenenhauſe zu Turin von einem Päderaſten Anfechtungen gehabt, die er mit Unwillen zurückgewieſen und über die er ſich laut geäuſsert habe. Dies habe ihm einen Verweis von einem der Vorſteher zugezogen, der ihm erklärt, es liege ja nichts ſo Beleidigendes und Anſtöſsiges darinn, von einem Manne liebenswürdig gefunden zu werden; er ſelbſt habe ſich in ſeiner Jugend in dieſem Falle befunden! Noch ein paar Anekdoten ſind ähnlichen Inhalts. Merkwürdig, aber ekelhaft, iſt die Art, wie R's. wollüſtige Einbildungskraft nach S. 10 f. ſpielte.

Weit anziehender ſind die den ausgeſchriebenen Namen der Perſonen, welche in den Bekenntniſſen vorkommen, beygefügten kleinen Charakteriſtiken S. 26 – 93., welche als eine wahre Bereicherung der gedruckten Ausgaben der Confeſſions anzuſehen ſind. Die in den franzöſiſchen Ausgaben meiſt nur mit den Anfangsbuchſtaben angedeuteten Namen waren freylich ſchon gröſstentheils durch den dazu herausgekommenen Schlüſſel bekannt: aber die kleinen charakteriſtiſchen Bemerkungen über jene Perſonen waren, wie ſchon geſagt, meiſt aus der jüngern Abſchrift weggelaſſen worden, und fehlten folglich auch in den aus dieſer Abſchrift gemachten Ausgaben.

Noch enthält dieſe Schrift, was der Titel verſchweigt, einige Verſchiedenheiten der Handſchrift des *Emil* von den gedruckten Ausgaben, die durch die Strenge der Cenſur entſtanden ſind.

Es wäre zu wünſchen, daſs die literariſche Betriebſamkeit in Frankreich, die ſeit der neueſten Ordnung der Dinge ſo manche unterdrückte oder in Vergeſſenheit gerathne Werke groſser Männer ans Licht gezogen hat, noch wichtigere Anekdoten als dieſe von Rouſſeau auffpüren und bekannt machen möchte. Das würde nicht ſchwer fallen. Du Peyrou hat ſchon langſt zu einer neuen Sammlung von Briefen Hoffnung gemacht. Wie lehrreich und unterhaltend müſste nicht allein R's. Briefwechſel über die N. Heloiſe ſeyn, der in den Händen der Frau v. *Nadaillac* war, wie R. in den Bekenntniſſen erzählt!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Ohne Druckort: *Die Nachtmenschen* oder *moralisch-medicinische Bekenntnisse eines reisenden Italieners*, ans Licht gestellt durch *Felix Pantolphi*, Leibarzt in Apulien. 1795. 298 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ohne Druckort: *Die entlarvten Nachtmenschen* und ihre moralisch-medicinischen Bekenntnisse zur Schau gestellt durch *Christian Pantolphi* päbstlichen Hofmedicus und Exilluminaten in Rom. 1795. 230 S. 8.

Einen Theil des Lebens eines Arztes darf ohne Zweifel jeder Sachverständige, in der Absicht nützliche Wahrheiten zu sagen, zum Gegenstande einer öffentlichen Beurtheilung machen. Warum sollte man nicht die falsche Behandlung einer Krankheit ans Licht ziehen und durch den Tadel, den Unwissenheit oder Leichtsinn trifft, ein Bestreben nach mehrern Kenntnissen oder mehr Ueberlegung bey wichtigen Angelegenheiten veranlassen dürfen? Kein Arzt erhielt ein Recht zur Klage, in dessen Recepten das Fehlerhafte oder Lächerliche der Zusammensetzung aufs bitterste in einer Druckschrift gerügt wurde. Es läfst sich gewifs gegen die Befugniss zu dieser Art von Kritik weniger sagen, als man gegen die bekannten Predigtkritiken angeführt hat. Erwägt man, dafs so viele Aerzte, stolz auf den erschlichnen oder doch nichts beweisenden Beyfall ihres kleinen oder grofsen Publicums, in frühen Jahren aufhören, zu lesen, welches man falschlich nennt, nicht mit der Literatur fortgehen, als wenn nicht alle Schätze der Vorzeit damit auch verloren und Vernachläfsigung alles Denkens und Wissens davon die traurigen Folgen wären, so mufs man wünschen, dafs häufiger Untersuchungen angestellt würden, wie unsre Aesculape ihren grofsen Beruf erfüllen. Nun dürfte kein anderer dieses Geschäft übernehmen, als ein Mann von eben so vieler Einsicht als Billigkeit und der wohl zu entscheiden wüfste, was für die Publicität geeignet sey, denn auch viele Mängel mufsten mit Stillschweigen übergangen werden, weil sie wegen ihrer Allgemeinheit dem Einzelnen nicht angerechnet werden können, weil sie mit vielem Guten in nothwendiger Verbindung stehen oder sich ihre Verbesserung von der Zeit erwarten läfst. Es gehört wenig Erfahrung dazu, um zu wissen, dafs mancher an sich gerechter Tadel ein Uebel erst unheilbar macht oder mehr schadet, als er nützen kann, indem er in andern wohlthätigen Verhältnissen stört. Dafs übrigens so wenig die Geheimnisse des Privatlebens verletzt, als auf Hörensagen und ohne genügende Prüfung etwas gesagt werden müfste, versteht sich von selbst. Wie sehr haben die zu beurtheilenden beiden Schriftsteller diese Rücksichten aus den Augen gesetzt, wie wenig irgend einer Foderung dieser Art Genüge gethan! In Städten, wo sie nur im Fluge oder, ihrer Versicherung zuwider, gar nicht waren, nennen sie uns doch Aerzte, welche dem Spiele, dem Tanz, dem Trinken und den schändlichsten Ausschweifungen und Lastern ergeben sind. Man sieht, sie kennen das Gewicht solcher Beschuldigungen nicht oder sind gleichgültig, sie auf jemand zu wälzen, unbekümmert, ob sie ihn verdient oder unverdient damit moralisch vernichten. Es ist ein Glück für alle, die hier gemifshandelt sind, dafs keinem entgehen kann, wie sehr es beiden Verfassern an der Fähigkeit fehlt, den sittlichen und medicinischen Werth eines Menschen zu ergründen, dafs keiner das grofse Vergnügen verkennen kann, mit dem sie Gemählde von Schändlichkeiten und Laster genannter lebender Personen entwerfen, dafs keiner so unbekannt mit seinen Zeitgenossen und der Literatur seyn wird, um nicht häufig grobe Verstofse gegen die Wahrheit zu finden, welche ihm das nöthige Mifstrauen gegen alle andere Nachrichten einflöfsen werden. Nicht ohne Beweis und daher ohne Wirkung auf die Leser, so wie sie verdammen, soll unser Ausspruch über die Vf. bleiben, ob wir gleich sehr anstehen werden, durch Widerlegung einer falschen Beschuldigung sie erst im Umlauf zu bringen. Wir werden nur Stellen anführen, welche die Vf. selbst kenntlich machen, aus denen ihre Unwissenheit bekannter Thatsachen erhellt, die die Schiefheit ihres Urtheils darthun, und die Niedrigkeit ihrer Denkart beweisen.

Sie haben beide noch von andern Seiten für die Unterhaltung ihrer Leser sorgen wollen. Der apulische Leibmedicus gefällt sich in Schilderung der Lagen und Ansichten von Städten, ist sehr umständlich und wie es scheint nicht unzuverläfsig in seinem Urtheil über die Wirthe eines Ortes (das sich oft auf ihre Person nur bezieht, ob sie lesen und schreiben können, ob sie in der Kantischen Philosophie eingeweiht sind, was von einem versichert wird u. d. m.) Es geht auch ein Liebeshandel durch die ganze Schrift mit einer Tochter von Cottunni in Neapel, welcher dem Vf. mit seiner reichen und schönen Tochter nachreifet und durch Henslers Vermittlung ihn in Kiel überrascht. Es kömmt zur Verlobung, aber die Braut stirbt an den Blattern, und der Bräutigam macht seinem Leben selbst ein Ende. Es ist nicht wenig Schade, dafs diese unverschämte Erdichtung so wenig Wahrscheinlichkeit hat, dafs sie einem die Freude über diesen bestmöglichen Ausgang

für alle, vorzüglich für solche achtungswürdige Gelehrte als Cottunni und Heusler, verdirbt. Der päbstliche Hofmedicus ist mehr mit geheimen Gesellschaften als mit Aerzten beschäfftigt. Er lafst sich in Mysterien einweihen, entdeckt den geheimen Gang vieler Dinge, warnt davor, giebt aber auch allenthalben zu verstehen, dafs er für einen Orden Geschafte habe und werbe. Seine Person ist so wichtig, dafs er kein Gebirg und keine Höhle passirt, wo nicht Wunder seinetwegen geschehen und weitläuftige Reden gehalten werden, so hohen Inhalts, dafs sie für uns unverständlich sind. Wie sehr er Menschen zu compromittiren sucht, mag darthun, dafs er in der Pyrmonter Allee einem sehr geachteten Arzt begegnet, welcher in dem Jahr, in welchem dieser Mensch reisete, gewifs da nicht zu treffen war, von dem er unter andern Lieblosigkeiten anführt, was in gegenwärtigen Zeiten doch allerdings üble Gerüchte in Umlauf bringen kann: „Da er ein — Freydenker ist und von keiner Religion was hält, — so addressirte ich mich, Kraft der Punkte No. 5 u. 8. meiner Instructionen an ihn und fand ganz meinen Mann. Wozu er zu gebrauchen ist, werde ich im 1ten Chiffer melden." „Nichts richtet meinen Geist auf, als wenn ich einen Arzt erblicke, heifst es in der ersten Schrift. Alle Traurigkeit schwindet aus meiner Seele u. s. w. sobald ich einen oder den andern von diesen meinen Kunstbrüdern *in die Arbeit nehme.* S. 25 schliefst eine Charakteristik mit den Worten: *Pfui über den Saugel.* Was sagen unsere Leser zu einem Urtheil, wie dieles: er ist in seinen Reden ein Patriot, *in seinem Herzen* ein geheimer Aufwiegler? Hier kann selbst ein Hoffmann in Wien lernen. Tralles wird der elendeste Arzt genannt, den jemals die Sonne beschien. Kann eine Unwissenheit weiter gehen, als wenn man vom Mainzer Hoffmann sagen kann, er glaube steif und fest an alles, was Boerhave und Hamberger gelehrt haben u. s. w. Als die nützlichste medicinische Zeitschrift nennt er Mullers und Hoffmanns medicinisches Wochenblatt. Stein soll mit Faldinger zugleich nach Marburg gekommen seyn. Der Lindemannsche Abdruck der Brendelschen Hefte, deren sich Richter bey seinen Vorlesungen bedient habe, habe diesem einen grofsen Strich durch seine Rechnung gemacht. Nunmehr behelfe er sich mit Stoll u. s. w.

Berlin, b. Schöne: *Erfahrungen und Mittel, wie man schöne, gesunde und mit guten Anlagen begabte Kinder zeugen könne.* 1795. 159 S. 8.

Ein in so vieler Rücksicht elendes Product, als diese vermeynten Erfahrungen und Mittel sind, verdient eine scharfere Rüge. Die Einleitung enthält ein sehr alltägliches Geschwätz über die Vortheile der Schönheit. Schöne Mädchen werden nicht so leicht als häfsliche verführt; schöne junge Männer gelangen eher zu Diensten und Würden; häfsliche Mädchen haben viel Temperament, weil sie nicht so wie die schönen vorgezogen werden und dieis ihnen viel Galle ins Blut treibt; u. s. w. Im Buche selbst wird keck behauptet, wenn Eltern sich schöne Kinder wünschen, so können sie dieselben gewifs erzeugen. Sie sollen sich nämlich nur ein schönes Ideal lebhaft denken, oder ein schönes Kind oft ansehen, es lieb gewinnen, oder ein schönes Gemälde neben das Ehebette hängen, dieses schwach erleuchten u. s. w. Das Gemälde mufs ein Kind vorstellen, sonst werden allkluge, mit starken Zügen bezeichnete Kinder gebohren. Sehr nützlich soll es seyn, *kleine Wachsengelchen* auf Zitternadeln in Schachteln beständig bey sich zu tragen, die auf dem Berliner Christmarkte verkauft werden. Der Vf. preist sie so sehr, dafs man glauben sollte, er wolle seine eigne Waare an den Mann bringen. Es werden in diesem Buche auch Vorschriften gegeben, wie man heldenmüthige, schwärmerische, heitere Kinder, ja sogar Dithyramben Dichter erzeugen könne. S. 136. Merkwürdig ist, was der Vf. über die Zeit der ehelichen Umarmungen sagt; z. B. Nach einem Conzerte oder unter dem Gesange der Nachtigallen unter Gottes freyem Himmel, werden Kinder erzeugt, welche Talent zur Musik haben. Hingegen nach einem Bier oder Weinrausche entstehen, rechte *vichische Kinder*, oder *Bullen*, welche blofs auf Befriedigung thierischer Triebe ausgehen. Die eheliche Umarmung nach langen Studiren habe stumpfe Dummköpfe zur Folge. Nach dem Empfange eines frohen Briefes, nach einer vollbrachten guten That könne man, heitere, wohlthuende, tugendhafte Kinder zeugen. — Auch ein paar Gespräche als Einleitungen zur ehelichen Umarmung, die in der That einen schlechten Begriff von des Vf. Stärke im Dialog geben. Ueberhaupt ist sein Styl oft sehr kauderwelsch, z. B. S. 74. *ungerufen wird Wohlwollen und Liebe und Lust durch dein Blut gleichsam tanzen.* S. 79. *die ersten Pinselstriche die das Auge gleichsam zu ihr hinwarf.* Ebend. *angewirkt*, anstatt, berührt oder angeführt. S. 3. *geglättete* (?) Kinder. Wir bemerken nur noch, dafs, aufser der abgeschmackten Einkleidung, dem Vf. in dem ganzen Buche beynahe gar nichts eigen ist. Er hat ein anderes schlechtes Buch, *Dr. A. Jungmanns Kunst schöne Kinder zu zeugen Frankf. und Leipz.* 1792. ausgeschrieben. Von S. 32 bis 36 wörtlich, nur mit ganz unbedeutenden Aenderungen. S. 36. fagt er erst: nun auch einige Beyspiele die ein gewisser Jungmann gesammelt hat, aber darauf schreibt er wieder wörtlich bis S. 66., dann von S. 131—133 ab u. s. f.

Leipzig, b. Schwickert: *James Moore(s) Abhandlung über die Arzneymittellehre*, oder Beleuchtung der Theorien des D. Cullen, Hunter und anderer berühmten Schriftsteller über die Wirkungsarten der Arzneymittel. 1794. 206. S. gr. 8. (14 gr.)

Der Vf. bestreitet *Cullen's* Theorie der Temperamente sehr leicht, und tadelt (S. 9.) dafs C. den Einfluss der Seele von der Bestimmung des Temperaments ausschliefst. S. 20. Zusätze zu den äussern Unterscheidungsmerkmalen der Temperamente; der Erfahrung gemäfs. S. 29. Die rothen Kügelchen würden wahrscheinlich zur Galle vorzüglich verwendet. Was der Vf. S. 69. gegen die Lehre, dafs es für den Körper zu

sammen

sammenziehende Mittel gebe, anführt, ist Sophisterey. S. 80. die bittern Dinguen wären tonisch, indem sie die Absonderung des Magensaftes durch Reitz vermehrten und verbesserten. Ihr lang anhaltender Gebrauch schwäche daher (S. 83.) den Magen, wie jeder lang anhaltende Reitz. Sie vermehrten die Stärke der Aderschläge, wenn auch ihre Geschwindigkeit nicht. S. 119. Der Schmerz irgend eines Theils sey blos im Gehirne; durch Gegenreiz auf das Gehirn stille Mohnsaft die Schmerzen. Dieser Satz wird gut ausgeführt. Mohnsaft vermehre in mäfsiger Gabe die Stärke der Pulse und mindere (?) ihre Geschwindigkeit; daher seine ermunternde und Kräfte erhebende Eigenschaft. Die betäubenden Mittel machen nicht an sich, (S. 130) sondern nur in dem Falle Schlaf, wenn sie eine den Schlaf verhindernde Aufregung des Gehirns überstimmen können. Die Erscheinungen der venerischen Krankheiten will der Vf. (S. 142) durch die verbundenen Theorien der Reitzung und Gährung erklärt wissen. Die Krankheiten von Einpflanzung eines fremden Zahns unterscheiden sich (S. 149) von den venerischen vorzüglich dadurch, dafs die Natur sie in einigen Fällen selbst zu heben im Stande ist; eben dieser Art, meynt der Vf., wären die venerischen Krankheiten der Kinder, welche von angesteckten Ammen gesäugt, und die der Ammen, welche von solchen Kindern angesteckt worden. Es sey eine ausgeartete Gattung venerischer Krankheiten. Er nimmt (S. 156.) mit *Hunter* an, das Queckfilber heile die venerische Krankheit durch einen an agonistischen Reitz. Wenn er aber dann hinzusetzt, dafs ebendesshalb die schärfsten Queckfilberbereitungen jene Krankheit wirksamer heilten, als die mildern, so versündigt er sich an der Erfahrung gröblich, wenigstens konnte er sich durch *Hahnemanns* auflösliches Queckfilber des Gegentheils überzeugen. Alles was der Vf. noch über diesen Gegenstand sagt, ist nicht empfehlenswerth und könnte zu schädlichen Irthümern verleiten. S. 169. *Von den Auswurf befördernden Mitteln* wohl durchdacht. Eben so durchdacht und reif ist der Aufsatz (S. 179) *von den Brechmitteln.*

WIEN, b. Camesina: *Antonii de Haen opuscula quaedam inedita.* Accedunt historiae morborum a *Stollio* in collegio clinico *Haenii* annis 1770—1772 consignatae. Editionem curavit et praefatus est *Joseph Eyerel* 1795. Pars I. XXIV und 368 S. Pars II. 368 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Hr. *Eyerel* wird, wie man sieht, nicht müde, uns den Nachlafs des unsterblichen *Stoll* mitzutheilen, so oft ihm auch gesagt worden, dafs nicht jedes von einem berühmten Mann beschriebene Papier werth ist, auf die Nachwelt zu kommen. Und was würde auch aus unserer Literatur werden, wenn man die Hefte, die ein gepriesener Schriftsteller, als Jüngling, in den Vorlesungen seiner Lehrer nachgeschrieben, herausgeben wollte. Die im ersten Theil enthaltenen Beobachtungen sind grofstentheils aus *Haen's* Briefen an *Swieten* genommen, und, wenige ausgenommen, ziemlich unwichtig. Rec. will nur auf die dreyzehnte Beobachtung aufmerksam machen. Ein langwieriges beschwerliches Schlucken schien von einem Scirrhus zu entstehen, und war mit Geschwülsten der Parotiden und des Larynx verbunden. Neben dem Schildknorpel brach, nach der Anwendung des Queckfilbers, ein Geschwür auf, welches die heftigsten Zufälle und endlich den Tod erregte. Unter den *Stollischen* Krankheitsgeschichten, die den zweyten Theil anfüllen, merkt Rec. z. B. die 22te an, wo eine Wunde der Hornhaut zwar zur Vernarbung gebracht, aber das Sehvermögen doch nicht wieder hergestellt wurde. Uebrigens ist es unverantwortlich, dafs die Geschichte jedes Durchfalls, jeder Braune, die *Stoll*, als Student, behandelte, hier abgedruckt steht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Sommer: *Katechetisches Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien*, zunächst für Schulmeister und dann für christliche Hausväter, von *Gottlieb Gepfert*, Diaconus in Neukirchen bey Krimmitschau. 1792. 778 S. 8.

Die Absicht des Vf., Schullehrern ein Buch in die Hände zu geben, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, den Kindern die Sonn- und Festtagsevangelien katechetisch zu erklären, ist unstreitig sehr zu billigen, theils weil diese biblische Abschnitte doch einmal die gewöhnlichen Texte sind, und in den Schulen gelesen und erklärt werden, theils weil die mehresten Schullehrer sie nicht verstehen und mit der katechetischen Methode wenig oder gar nicht bekannt sind. Der Vf. ist auch auf dem rechten Wege, wenn er meynt, dafs unter Examiniren und Katechisiren ein Unterschied sey, und wenn er das letzte so beschreibt: Man müsse die Fragen so einrichten, dafs der Lehrling glaube, er habe es schon gewufst, und müsse ihn so leiten, dafs er wenigstens die meistenmale die Antwort selbst geben könne. In der Ausführung ist derselbe diesem Grundsatze zum Theil treu geblieben, zum Theil aber auch nicht, er spricht zu viel dazwischen, was ebenfalls durch Fragen hätte sollen abgelockt werden, z. E. S. 279 ff. auch der Text wird nicht genug in einzelne Sätze zergliedert. Freylich würde dies das Buch, wie der Vf. sagt, etwas weitläuftiger gemacht haben, und ein geübter Katechet wird auch das Zusammenhängende mehr in Fragen zergliedern können. Aber ein geübter Katechet braucht solche Hülfsmittel gar nicht, und der Ungeübte kann diese weitere Zergliederung nicht bewerkstelligen. Für diese sind eben ganz ausführliche Katechisationen ein grofses Bedürfnifs. Wenn das Buch dadurch etwas weitläuftiger geworden wäre, hätte es dagegen wieder abgekürzt werden können, wenn die Fragen und Antworten nicht in Absätzen, sondern im Zusammenhange wären abgedruckt worden. In Absicht auf die Erklärungen hat der Vf. neuere Schriften benutzt und sie auf eine leichte und fafsliche Weise vorgetragen. Die Teufelsbesitzungen werden daher immer als Krankheiten vorgestellt und nicht al-

Digitized by Google

les wird als Weissagung angesehen, was man ehemals dafür hielt. Nur zuweilen hängt er noch zu sehr am Alten. So heifst es S. 212. f. bey der Versuchung Christi: „Jesus sollte das wieder gut machen, was Adam böfse gemacht hatte. Er ward als der *Stellvertreter des menschlichen Geschlechts* geprüft und bewahrt erfunden, und als ein solcher dargestellt, der Leben und Seligkeit wiederherstellen konnte. Der Versucher war der Teufel, der vermuthlich die Gestalt eines frommen Israeliten, eines Heiligen annahm, der da in der Einnode etwa als ein Eidsiedler lebte." Dabey macht der Vf. die Anmerkung: " Giebt uns das neue Testament die gröfste Wahrscheinlichkeit (?) an die Hand, um zu glauben, dafs bey der Verführung der ersten Menschen dieser böfse Geist geschäftig gewesen, so kann ja wohl auch bey Jesu, der nun auch im Begriff war, das durch den Fall verlohrne Glück der Menschen (?) herzustellen, ebenfalls dieser Geist geschäftig gewesen seyn, um zu versuchen, ob er diesen *zweyten Adam* auf irgend eine Weise zur Sünde verleiten könnte. Sollte Jesus die Werke des Satans zerstören, so war es doch wohl der Absicht Gottes nicht zuwider, dafs er die Anfälle des Satans in seiner Stärke fühlte." (??) Das vorzüglichste dieses Handbuchs ist die praktische Anwendung einer jeden Perikope, die in mannichfaltigen ungesuchten, zur Beförderung guter Gesinnungen sehr zweckmäfsigen Folgerungen besteht, und auf eine ungezwungene Weise katechetisch entwickelt ist, so dafs der Text immer auf verschiedenen Seiten betrachtet wird. In allem Betracht wird also dieses Buch Schullehrern sehr nützlich seyn, und auch Hausväter werden es sehr gut gebrauchen können, die Ihrigen mit dem Inhalte der evangelischen Texte vertrauter zu machen, manche gute Lehre ihnen mitzutheilen und ihnen die Anhörung und das Behalten der Predigten zu erleichtern.

Berlin, b. Hayn: *Kleine Schriften in Briefen (?) zur Beförderung der Christl. Erkenntnifs, des Glaubens und der wahren Gottseligkeit.* Von *H. S. Oswald.* K. G. R. 1795. 253 S. 8. (18 gr.)

Die Denkart und den Vortrag des Vf. zu charakterisiren mag für die mehresten unserer Leser genug seyn, wenn wir folgende Stellen auszeichnen: S. 108. „Wohl uns wenn unser Sündenelend das drückende Creuz ist, welches wir unserm Heilande, ob zwar seufzend, doch gern ruhig und willig nachtragen. Es ist das Joch, die Last die sein blutiges Versohnopfer, durch Hinwegnahme dessen was verdammlich und strafbar an uns ist, zu einem sanften Joch — zu einer leichten Last für uns gemacht hat, und durch die wir allein auf dem Wege seiner Nachfolge, gerade und sicher bis zum Ziele unsers Glaubens geleitet werden. Statt aller Kritik, die hier verlohrne Arbeit wäre, wollen wir eine Stelle aus dem 19ten Briefe hersetzen, woraus man den aufgeklärten, gutmüthigen und beredten Vf. hinlänglich kennen lernen wird. „O lassen Sie uns unermüdet den Herrn für Ihn (den *König*) um Kraft flehen, dafs er sein, *in Ihm und durch Ihn* angefangenes, Werk zum Heil der Menschheit fortsetze! Dafs er seinen Glauben mit Freudigkeit und Kraft ausrüste, sich mit Ernst und unverzagtem Muthe gegen die Feinde des Evangelii J. C. zu setzen; die jetzt herrschende schadliche und (wie sie David nennt) *erlogene* Lehre auszurotten, *den schadlichen Lehrstuhl, welcher das Gesetz des Herrn übel deutet* und mit welchem Gott nicht Eins ist, umzustofsen und mit königlicher *starker Hand* die Riegel zu zerbrechen, mit denen *die Lehre des Unglaubens im trüglichen Lichtgewande der Vernunftweisheit und sogenannten Aufklärung* den Weg des Lebens denen Seelen verschliefsen, die *mit dem Blute Jesu erkauft sind, sein Eigenthum zu seyn* und durch den Glauben an seinen Namen die Seligkeit zu erlangen." —

Ohne Druckort: *Kirchweypredigten und Homilien für das Landvolk.* 1794. 264 S. 8.

Diese Predigten, welche, wie verschiedene Stellen zeigen, zum Theil von Katholischen Verfassern herrühren, verdienen empfohlen zu werden, als ein Beytrag zu den wohlgelungenen Bemühungen, den Landleuten in einer fafslichen, aber nicht unedlen, Sprache, heilsame Lehren, (hier besonders an einem Feste, das in den Dorfgemeinen so leicht zu Ausschweifungen gemifsbraucht wird,) zu ertheilen. Es sind dieser Predigten 17 und 4 kurze Homilien über dergleichen Sätze als: Was ist christl. Gottesdienst? vom Aberglauben am Kirchweyfeste, wie sich ein Christ am K. F. beschaftigen solle, warum wir Gotteshauser haben u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Dresden*, b. Hilscher: *Das goldene Buch fur Kinder.* Mit Kupfern. 1795. 80 S. 8. (14 gr.) Mit grofser Selbstgenügsamkeit, wovon auch schon der Titel zeiget, kündigt Hr. *J. G. A. Klube* in der Vorerinnerung an: „Der Lehrer, oder derjenige, welcher Kindern dieses Buch in die Hände giebt, müsse den Inhalt desselben *selbst verstehen*, d. h. alle darinn vorkommenden Materien seinen Kindern erklären können." „So mufs er z. B. wifsen, was das heifst, *zur See gehen, in eine Schwermuth verfallen*, u. d. g. Man sieht der Vf. nimmt Lehrer an, die selbst noch Kinder sind; und er schreibt, möchte man sagen, als das älteste Kind von allen. Gleich aus der vierten der hier zusammen gedruckten Erzählungen geht die goldene Lehre hervor, „dafs man sich vor Vornehmen *fein tief bucken* solle;" wie denn, nach der Geschichte, der *höfliche Karl*, der diese *schone Tugend* an sich hatte, eines Tages mit einer goldnen Uhr dafür beschenkt worden sey. Die Kupfer scheinen ebenfalls sehr jugendliche Versuche, oder wenigstens von Kindern zum Zeitvertreib illuminirt, zu seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Celle, b. Schulze dem Jüng.: *Jeremias, aufs neue aus dem Hebräiſchen überſetzt*, und mit kurzen Anmerkungen für unſtudirte Leſer oder ſolche, die keine Theologen ſind, begleitet, von D. *Johann Carl Vollborth*, königl. kurfürſtl. Superintendenten und erſtem Prediger zu Giſſhorn. 1795. 224 S. 8.

Die Abſicht und die Grundſätze, welche der Vf. bey der Ueberſetzung der 12 kleinen Propheten, Ezechiels und Daniels vor Augen gehabt hat, ſind auch bey der gegenwärtigen beybehalten. Das verdienſtliche jener kann auch dieſer nicht abgeſprochen werden. Die Ueberſetzung iſt groſsentheils getreu, und in einer reinen und verſtändlichen Sprache. Sie iſt mehr nach dem Muſter des ſel. Michaelis, als nach dem, welches ſpätere von dem Feuer ihres Originals durchdrungene Erklärer gegeben haben, verfertiget. Ungelehrte Leſer werden in ihr mehr Licht und Wahrheit finden, als in der lutheriſchen; aber auch Urſache haben, über Dunkelheiten und Härten zu klagen. Wir wollen nur ein paar Exempel aus dem 15ten Kap., das uns von ungefähr in die Hände fällt, geben. Vers 7.: *Ich will — vertilgen mein Volk um ſeines Lebens willen — ſie bekehren ſich doch nicht.* Statt *Lebens* hätte es *Betragens* heiſsen müſſen. Allein מרכיהם kann dieſen Sinn nicht haben. Es gehört auch zu dem gleich folgenden לוא שבו v. 10. *Ich habe ihnen kein Geld geliehen, und ſie mir nicht, und doch flucht mir Jeder*, erfoderten eine Erläuterung aus den moſaiſchen Geſetzen, die aber fehlt. v. 11. *Ich will in der böſen Zeit — den Feind zu dir neigen.* Wie viel deutlicher überſetzt nicht Michaelis: *Ich will machen, daſs ſelbſt der Feind ſich deiner annehme.* v. 14. *Ich will deinen Feind durch ein Land, welches du nicht kennſt, dringen laſſen.* Für *durch* iſt *in* zu leſen. Selten, aber doch nicht ohne Beyſpiel iſt es, daſs der Vf. in die Ueberſetzung mehr hineingetragen hat, als im Originale liegt, 7, 22. 23. *Meine Befehle an eure Väter, als ich ſie aus Aegypten führte, bezogen ſich nicht ſowohl auf die Brandopfer und andere Opfer, als vielmehr folgendes war der Hauptinhalt meiner, ihm gewordenen Befehle* u. ſ. ohne eine Anmerkung zur Entſchuldigung der Freyheit, die ſich der Vf. mit dem Texte genommen hat. Die Anmerkungen ſind durchgehends zu kurz, als daſs ſie den Propheten viel aufklären könnten. Sie ſcheinen Fragmente aus einem über den Jerem. geleſenen Collegio des Vf. zu ſeyn, die gerade für den unwiſſendſten Theil ſeiner Zuhörer beſtimmt waren, und denen er das gelehrte Gewand, worinn ſie doch auch für dieſen Theil der Zuhörer erſcheinen muſsten, abgeſtreift hat. Mit unter läuft eine auf dem Katheder zu entſchuldigende Bemerkung, die aber, wenn man nicht das Publicum und Auditorium für einerley Geſellſchaft hält, nicht gedruckt werden ſollte, als 8, 20. wird die Hoffnung der Juden auf den Beyſtand der Aegyptier mit der Hoffnung der Patrioten in Holland 1787 auf die Hülfe der Franzoſen verglichen. Der in der Vorrede geäuſserte Wunſch, daſs die Menſchen fleiſsig angehalten werden möchten, das Wort Gottes zu leſen, und das Lob, daſs kein Buch mehr als dieſes die Ruhe der Seelen, die Zufriedenheit in den Familien, das Glück der Unterthanen, die Mäſsigung der Obrigkeiten und die Ruhe des Staates erhalten und befördern könnte, ſcheint uns hier, wo bloſs vom Jeremias die Rede war, an der unrechten Stelle zu ſtehen.

Zürich, b. Orell, Geſsner, Füſsli u. Comp.: *Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. Erſter Band.* 1792. 415 S. *Zweyter Band.* 1793. 534 S. 8.

Sehr wohl bemerkt der Vf. dieſes Werks, daſs es kaum ein wirkſameres Mittel gebe, den Menſchen richtige Begriffe von Religionsſachen beyzubringen, als eine mit Wahrheitsliebe geſchriebene Kirchengeſchichte, weil ſie dieſelben ſo überzeugend belehrt, durch wie mancherley und ſehr groſse Veränderungen, Religion und Kirche gegangen ſind; wie manches, das man hie und da als einen Befehl Gottes betrachtet hatte, nur die Wirkung eines Zufalls, oder bloſs Menſchenwerk geweſen iſt. Sie flöſst ihnen eben dadurch eine gemäſsigtere Denkungsart, mehr Beſcheidenheit und Duldung gegen anders Denkende ein. Aber um dieſe Abſicht bey einem groſsen Theil der Chriſten zu erreichen, iſt die chriſtliche Kirchengeſchichte noch wenig bearbeitet worden. Man hat ſie meiſtentheils nur für Gelehrte, oft in polemiſcher Rückſicht, und wenn man auch zuweilen ſeinen Plan dadurch nicht verengte, doch entweder zu weitläuftig, oder zu kurz, zu arm an Thatſachen, vorgetragen. Daſs gute Köpfe ſogar der Verſuchung nicht haben widerſtehen können, ihr ein witziges und launigtes Gewand umzuhängen, iſt bekannt; aber auch eben ſo ſehr, daſs ſie, anſtatt ihr dadurch eine gemeinnützliche Einkleidung zu geben, vielen Leſern nur halb verſtändlich geworden ſind; bey andern auch nicht wenig von ihrem Vertrauen verloren haben. Unſer Vf. will in 5 mäſsigen Bänden eine Kirchengeſchichte liefern, „wodurch ſich ſowohl der Unſtudirte, als der Studirte, der aber die Kirchengeſchichte nicht zu ſeinem beſondern

Studium machen kann, ohne Weitläuftigkeit fruchtbar belehren könne." Dazu gehört ſtrenge Wahl und glückliche Zuſammenſtellung der Begebenheiten, zweckmäſsige Auszeichnung der merkwürdigſten Veränderungen der Religion, des theologiſchen Syſtems, der Lehrer u. dgl. m. und ihrer Urſachen; eine leicht zu überſehende Ordnung, und ein lichtvoller Vortrag. Von dieſem allen hat der Vf. zwar etwas, aber doch nicht ſo viel, als man nach ſo mancher guten Vorarbeit erwarten kann. Die Geſchichte geht in dieſen beiden Bänden bis zur Entſtehung der muhammedaniſchen Religion. Die Schilderung der politiſchen und übrigen Verfaſſungen der Welt, zur Zeit, da die chriſtliche Religion in dieſelbe eintrat, womit das I Buch beginnt, iſt in Anſehung des römiſchen Reichs, des nachmaligen Schauplatzes des Chriſtenthums, gar zu ſeicht gerathen, indem von demſelben kaum etliche Zeilen vorkommen. Der Abriſs von der Religion *Jeſu* iſt ziemlich befriedigend; doch könnte noch mancher Umſtand angeführt, mancher, z. B. vom Barnabas dagegen weggelaſſen worden ſeyn. — Für die Heiden, ſagt der Vf. S. 55., ſey es eine Triebfeder zur Annahme dieſer Religion geweſen, daſs ſie ſolche für eine Art von Philoſophie, (eine Wiſſenſchaft alſo, welche ſie ſehr verehrten) gehalten hätten; dieſes beweiſe die Bekehrungsgeſchichte *Juſtins* in ſeinem Geſpräche mit *Tryphon*." Allein hier hat ſich der Vf. wohl geirrt. Zu *Juſtins* Zeiten bekümmerten ſich die gelehrten Heiden um das Chriſtenthum noch ſehr wenig; ſie ſahen mehr verächtlich und ſpöttiſch auf daſſelbe herab. Auch nachher findet man in den zahlreichen Fragmenten von dem Werke des *Celſus* wider die Chriſten, keine Spur einer ſolchen Vorſtellung. Vielmehr war es eben *Juſtin* zuerſt, der dieſer Religion den philoſophiſchen Mantel, den er ſelbſt trug, anzupaſſen verſuchte. Und was ſeine Bekehrungsgeſchichte anlangt: ſo hat ſie, wie das ganze Geſpräch, worinne man ſie lieſt, zu ſehr die Geſtalt eines Uebungsſtücks, gleich den Sokratiſch-Platoniſchen Dialogen. Wie weit das Chriſtenthum am Ende der erſten Periode verbreitet geweſen ſey, hätte S. 88 ff. etwas beſſer ins Licht geſetzt werden ſollen. Unter andern wird geſagt, nach *Tertullians* Zeugniſſe wäre es *ſogar in Germanien ſchon im 3ten Jahrh.* geweſen; allein bekanntlich hat es *Irenäus* ſchon im 2ten daſelbſt angetroffen. Die Gründe *wider* die Aechtheit der Offenb. Joh. nennt der Vf. S. 97. eben nicht unbedeutend; er hätte jedoch, um der Unpartheylichkeit willen, auch die Gründe *für* dieſelbe darnebenſtellen ſollen. Woher der Vf. die Nachricht habe, daſs es gleich nach den Zeiten der Apoſtel *gar viele Chriſten von ſehr verſchiedener Art, phariſaiſche, eſſäiſche, therapeutiſche* gegeben habe (S. 128.), wiſſen wir nicht. „Einige," fährt er fort, „ſuchten ſich von jeder Secte, jedem Partheygeiſt, *jeder vorgefaſsten Meynung* gleich weit *entfernt* zu halten, und erhielten den Namen der *Katholiken*." Wie ſchön wäre es doch geweſen, wenn ſich die *Katholiken* von jeder vorgefaſsten Meynung zu entfernen geſucht hätten! Doch der Vf. ſpricht gleich darauf „von der feſten Anhänglichkeit an ererbte Meynungen," und nimmt alſo das Erſtere wieder zurück. Ueberhaupt hätte er beſſer gethan, hier zu zeigen, woher der Name *Katholiſche* entſtanden ſey, und was der *Katholicismus* der alten Kirche alles bedeutet habe. So iſt es auch ein Misverſtand, wenn er S. 129 ff. die Chriſten ſchon im 2ten Jahrh. *ihre Verehrung zwiſchen Gott und einigen Geſchöpfen theilen* laſst, und in der Feyer des Andenkens *Polykarps*, (deſſen Tod 148, mithin ungefähr 20 Jahre zu früh geſetzt wird,) zu Smyrna, *die erſte Spur vom Heiligendienſte* ſieht. Von den erſten *Aſceten* macht der Vf. S. 134. eine Beſchreibung, die mehr auf die ſchwärmeriſchen Mönche des 14ten Jahrhunderts paſst; er legt ihnen *beynahe alle Arten der Selbſtpeinigung* bey. Er ſcheint ihren Urſprung auch erſt ins 3te Jahrh. zu ſetzen; da doch *Athenagoras*, der *alexandrin. Clemens* und *Tertullianus* ihrer bereits gedenken. Er nennt ſie ohne Grund *die erſte Secte*, die *aus der Mitte der orthodoxen Chriſten* ſelbſt hervorgetreten ſey, und die wahre Lehre verfälſcht habe. Eine Anzahl ſchwermüthiger Eiferer für die chriſtliche Tugend kann nicht wohl eine eigene Secte genannt werden, wenn gleich in den folgenden Jahrhunderten die geglaubte verdienſtliche Heiligkeit ihrer Lebensart der chriſtlichen Sittenlehre ſehr nachtheilig geworden iſt. Was S. 139. von dem hohen Werthe *der Meſſe*, „welche nun allmählich als *ein beſonderer Theil des Gottesdienſtes* betrachtet wurde," geſagt wird, verſtehen wir nicht recht. Ohne Zweifel meynt der Vf. das Abendmahl; aber dieſes war ja ſehr zeitig ein Theil des Gottesdienſtes. Allerley Muthmaſsungen über die Urſachen der nach und nach einreiſſenden Abneigung chriſtlicher Lehrer gegen den Eheſtand hat der Vf. eben daſelbſt zuſammengeſtellt. „Vielleicht," meynt er, „trug ein gewiſſer Oppoſitionsgeiſt gegen die weltliche Macht, den man an den Chriſten dieſer Zeit unmöglich verkennen kann, vieles dazu bey. Die Eheloſigkeit war bey den Römern ſogar bürgerlichen Strafgeſetzen unterworfen; vielleicht hielten es die Chriſten für ein Verdienſt, anders zu handeln, als die Römer geboten, in der Meynung, was den Heiden misfalle, müſſe Gott nothwendig gefallen. Auch fiel der Unterhalt ſo vieler Prieſterwittwen und Waiſen mancher ärmern Gemeine von Tag zu Tag mehr zur Laſt; und überdies konnte man in den Verfolgungen, welche vorzüglich die Geiſtlichen trafen, von eheloſen Prieſtern weit mehr Standhaftigkeit erwarten, als von beweibten." Ziemlich gezwungene Vermuthungen, da weit natürlichere und hiſtoriſche Urſachen: die Wirkſamkeit der aſcetiſchen Grundſätze, der Vorzug, den der chriſtliche Clerus vor den jüdiſchen Prieſtern haben ſollte, übel verſtandene Stellen der Schrift, u. a. m. ſich darbieten. Uebrigens hatte der Vf. nicht nöthig, die Weitläuftigkeit überhaupt zu entſchuldigen, mit welcher er die erſte Periode behandelt hat; wohl aber hätte manches noch in eine vortheilhaftere Ordnung geſtellt; für die Ueberſchauung der Zeitfolge mehr geſorgt; manche Ketzerey oder Spaltung kürzer oder gar nicht erörtert, und dafür Hauptperſonen oder Hauptbegebenheiten noch etwas mehr Platz eingeräumt werden ſollen. — Das *zweyte Buch* dieſer Geſchichte geht von *Conſtantins des Groſſen*

ſſen Alleinherrſchaft im römiſchen Reiche bis zur groſſen *Völkerwanderung*. (B. II. S. 1—341.) Abermals wird zuerſt der politiſche Zuſtand der Welt, ingleichen der Zuſtand der Gelehrſamkeit und Religion bey Heiden und Juden; ſodann die äuſſerliche Ausbreitung des Chriſtenthums, und darunter *Julians* vergeblicher Verſuch, es zu unterdrücken, beſchrieben. Hierauf folgen ausführliche Nachrichten von den chriſtlichen Dichtern, Rednern, Geſchichtſchreibern und Theologen dieſes Zeitraums. Für die beſtimmten Leſer des Werks ſind dieſe Nachrichten gar nicht zweckwidrig: denn wie konnten ſie die Begebenheiten verſtehen und beurtheilen, ohne die Männer genauer zu kennen, durch deren Gaben, Leidenſchaften, Streitigkeiten, Schriften etc. ſie bewirkt worden ſind? Aber ein gewiſſes Mifsverhältnifs fällt hier auf, wenn man dieſe öfters zu umſtändlichen Nachrichten mit den zu mangelhaften gleichartigen aus dem ersten Zeitraum vergleicht. Die arianiſchen und andere ketzeriſche Handel; die Geſchichte des Mönchslebens und des Aberglaubens überhaupt; endlich die hierarchiſche Geſchichte machen die übrigen Gegenſtände dieſer Periode aus. — Im *dritten Buche*, das bis zum J. 612 reicht, nimmt die Geſchichte ungefähr einen gleichen Gang, und endigt ſich mit der Beſchaffenheit der Concilien. Das Werk kann immer vielen Leſern brauchbar werden. Iſt es gleich mehr aus neuern Büchern über die chriſtliche Kirchengeſchichte gezogen, als aus den Quellen ſelbſt, die auch nur ſelten angeführt werden; und läſst gleich die Methode, ſo wie manche einzelne Stellen deſſelben noch beträchtliche Verbeſſerungen zu; ſo giebt es doch, im Ganzen genommen, einen richtigen Begriff von den kirchlichen Revolutionen; auch iſt die Schreibart — welches man bald hiſtoriſchen Schriften als einen Vorzug anrechnen wird — rein hiſtoriſch.

AUGSBURG, in der Wagnerſchen Buchh.: *Kurze Ueberſicht der allgemeinen Kirchengeſchichte* durch alle Jahrhunderte, nebſt Bemerkungen über die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten der alten Chriſten und die Kirchenzucht; wie auch über die in dieſer Zeit entſtandenen Hauptketzereyen, und Kirchenverſammlungen, welche ſie verdammten. Von *Franz Anton Herlemann*. 1794. 279 S. 8.

Der Sohn eines ſteifkatholiſchen Vaters bittet denſelben, er möchte ihm ſagen, „durch was für Mittel die erhabene Religion Chriſti allgemein ausgebreitet worden, und durch was ſie ſich ſeit ſo vielen Jahrhunderten erhalten habe?“ Was iſt billiger, als dafs der Vater „den Eifer und die gerechte Wifsbegierde des Sohns, über dieſen groſſen Gegenſtand belehrt zu werden,“ mit Vergnügen aufnimmt, und ſein Begehren erfüllt? Er legt ihm in 7 ſogenannten, hier im uneigentlichſten Sinn zu nehmenden, hiſtoriſchen Gemälden der Zeitordnung nach, Fragmente aus der Kirchengeſchichte von der Ankunft des heiligen Geiſtes an, wie es heifst, bis auf das gegenwärtige Jahrhundert herab, vor, und damit nichts abgehe, werden jedem Gemälde noch kleine Abſchnitte mit allgemeinern Bemerkungen über die Sitten, Glaubenslehren, Ketzereyen, Kirchendiſciplin und *res curioſas* von ihm beygefügt. Den Geiſt, die Kunſt und Kenntniſſe, welche in dieſem Unterricht zu ſuchen ſind, wird man aus folgenden Stellen, zu denen ſich faſt auf jeder Seite würdige Gegenſtücke finden, abziehen können; wir bedauern unſere Leſer und uns, dafs wir ihnen nichts Beſſeres mittheilen können. S. 2. „Jeſus Chriſtus von armen Aeltern und ohne Anſehen in einem Winkel von Judäa geboren, nachdem er ein dreyſsigjähriges verborgenes und mühſames Leben durchlebt, unternimmt es, der ganzen Welt eine andere Geſtalt zu geben, indem er da einen andern Gottesdienſt einführt, und wozu er nur etwas mehr Zeit, als drey Jahre verwendet, die Welt dazu zubereiten, und dieſes groſse und kühne Vorhaben auszuführen.“ S. 4. „Die Lehre Chriſti trug Geheimniſſe vor, die man nicht begreifen konnte, die weder die Weltweiſen, noch die Redner oder andere nachforſchende Menſchen zu ergründen fähig waren, und die noch zugleich die Freyheit im Denken beſchränket.“ S. 8. „Alle Synagogen waren (damals, als Chriſtus auftrat) mit Gelehrten angefüllt, die ihre Schule zu unterweiſen ſich beeiferten, und ihre heiligen Schriften auslegten. Selbſt ein groſser Theil unter ihnen legte ſich auf die Wiſſenſchaften der Griechen und der Römer — Unter dieſen ſtudirten ſie die Grammatik, die Redekunſt und die Weltweisheit.“ Dieſe eben genannten Wiſſenſchaften waren nach S. 9. von den Griechen und Römern zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit gebracht, „dafs niemal ein anderes Volk ſie übertreffen wird.“ Diokletian, heifst es S. 72., nachdem er die Bekehrung Konſtantins vernahm, konnte ſich nicht entſchlieſen, den Sieg der Religion zu überleben: er hungerte ſich zu todt, und ward ſo ſein eigener Henker, als er ſo eine Menge Gläubige aufblühen ſah. Wie über Luther und Calvin (Zwingli wird übergangen) geurtheilt ſeye, wollen wir nicht auszeichnen, jeder Leſer kann es errathen; der Vf. ſagt, es ſey eine Menge Ketzereyen von ihnen abzuleiten, die Wiedertäufer, Zwinglianer oder Sacramentarier, die Sozinianer, die Armenianer, welche alle Religionen gedulden, nur die wahre allein nicht. Alle dieſe Unglücklichen, fährt er dann S. 219. fort, verabſcheuen die römiſche Kirche und ihren Glauben, indeſſen dafs die Kirche nicht aufhört, Gott zu bitten, dieſe Verirrten in ihren Schoofs zurückzuführen. Die geheimen Zuſammenkünfte (S. 208.) der Freymaurer, in welchen nicht ſelten die Rede von Religion und Fürſten war, bleiben auch davon abgeſehen, immer unerlaubte *Eidſchwüre* — deswegen hat ſie ſchon Benedict XIV, Klemens XII und Karl König beider Sicilien verboten. „Man erinnere ſich nur, was Jeſus Joh. III, 20. geſagt: Jeder Laſterhafte haſſet das Licht, und nahet ſich ihm nicht, damit ſeine Handlungen nicht an den Tag kommen.“ —. Möchten doch auch Unwiſſende, wie der Vf. iſt, keine Schriften mehr an den Tag kommen laſſen!

PHILOLOGIE.

1) DARMSTADT, b. Wittichs Erben: *Lateiniſche Anthologie* aus den alten Dichtern für mittlere Klaſſen.

Herausgegeben von *Joh. Ge. Zimmermann*, Prorect. d. Gymnaſ. z. Darmſtadt. 1793. IX u. 182 S. gr. 8. (7 gr.)

2) Salzburg, b. Duyle: *Selecta latini ſermonis exempla* ex auctoribus probatiſſimis collecta et notis illuſtrata a *P. Greg. Vonderthon*, Schol. Praefecto et Rhetor. Prof. in Gymnaſ. Univerſit. Salzburgenſis, *uſui rhetorices ſtudioſorum*. 1795. XCII und 486 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Für Schulen, deren Zeit oder andere Verhältniſſe nicht erlauben, daſs ganze Dichter oder doch groſse Partien aus denſelben geleſen werden, iſt eine Blumenleſe, wie Nr. 1., ſehr zu empfehlen, da in ihr Reichthum und Mannichfaltigkeit des Inhalts und der benutzten Dichter ſich mit einander vereinigen, aus denen, nach gewiſſen Abtheilungen, bald kleinere, bald gröſsere Stücke ausgehoben und hieher verſetzt worden ſind. Man ſieht ſich hier nicht bloſs von den Dichtern, die in Schulen faſt ausſchlieſsend auf der Ordnung des Tages ſind, dem Horaz, Virgil und Ovid umgeben, ſondern auch Lucrez, Juvenal, Marzial, Lucan, Auſon und Claudian ſind in dieſe Geſellſchaft aufgenommen.

Der Herausg. von Nr. 2. hat zur Einleitung und Vorbereitung in das nach Cicero's Muſter einzurichtende Studium der Rhetorik vorausgeſchickt; einige erzählende Stücke aus dem Livius; aus dem Salluſt. Marius Rede an die Quiriten und über die Einrichtung der Republik, und drey Reden des Eumenius. Nach dieſer Vorbereitung folgen zwölf Reden des Cicero; den Catilinariſchen iſt ſtatt einer Einleitung Salluſts Catilina vorgeſetzt. Zuletzt Cicero's erſtes Buch von den Pflichten und Plinius Panegyricus. Kleine beygefügte Anmerkungen erläutern zur Nothdurft den Sachinhalt. Durch Druckfehler iſt manche Stelle, vornehmlich in den Anmerkungen, ſehr entſtellt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Erlangen*, b. Kunſtmann: *Von der Inteſtaterbfolge nach poſitiven und natürlichen Rechten.* Eine Probeſchrift bey Erlangung der höchſten Würde in der Philoſophie, von *Georg Wilhelm Strampffer*, der R. B. aus Windsheim. 1795. 74 S. 8. — Der Vf. bemerkt in der Einleitung S. 1 — 10., daſs alle irrdiſche Güter nicht ſelbſt als Zweck, ſondern nur als Mittel zum Zweck, deren der Menſch ſich bedienen kann, anzuſehen ſind. Hieraus flieſst das Recht des Menſchen, ſich ſolche Güter, die ihm wahrhaft dienlich ſeyn können, und der Zueignung gerade jetzt nicht unfähig ſind, eigen zu machen. Das Eigenthumsrecht ſetzt der Vf. daher, nachdem er die Meynungen mehrerer Rechtslehrer angeführt hat, in dem Recht auf die Subſtanz der Sache, verbunden mit dem ausſchlieſsenden Gebrauchsrecht derſelben. Die Ausübung deſſelben ſetzt eine unſchädliche, nicht beliebige, durch gültige Erwerbtitel unterſtützte Zueignung voraus; ſie ſchlieſst aber allen Miſsbrauch aus (aber doch nicht die gänzliche Zerſtörung der eigenen Sache? wodurch bisweilen auch ein guter Zweck befördert werden kann). Die Titel ſowohl als Erwerbhandlungen ſind nach Verſchiedenheit der erwerblichen Güter ſelbſt verſchieden; ſind dieſe ſchon einem andern eigenthümlich, ſo ſind Verträge die ausſchlieſsenden Erwerbmittel: ſind ſie noch ganz herrenlos, ſo iſt der unmittelbare Menſchheitszweck des Erwerbers und die Tauglichkeit des Guts zur Förderung des Zwecks der Rechtstitel der Zueignung; ſind ſie aber erſt herrenlos geworden, und zwar durch den Tod des Eigenthümers, ſo iſt die Succeſſion die Zueignungsart. Dieſe kann nach des Vf. Meynung weder durch Teſtament, noch Vertrag oder poſitive Geſetze, ſondern gleichfalls nur durch die Dienlichkeit der Verlaſſenſchaft und die Bedürftigkeit eines Menſchen begründet werden, indem jene Stücke allenfalls nur den Staat auf die das Erbe vorzüglich bedürfende Perſon aufmerkſam machen, keinesweges aber einen rechtlichen Grund zum Erwerbe enthalten könnten. Die natürliche, oder Inteſtaterbfolge ſey alſo die einzige rechtliche Succeſſionsart, die keine Klaſſe, keine Grade der Nähe, ſondern nur die Bedürftigkeit, als den einzigen Maaſsſtab kenne. — Zuerſt nun liefert der Vf. in der erſten Abtheilung S. 13 — 39. eine concentrirte Darſtellung der Inteſtaterbfolge nach gemeinen poſitiven Rechten, die meiſt nach *Koch* geformt, übrigens aber ihrem Zwecke gemäſs, eine gute Ueberſicht über das Ganze giebt. Nur eine Anmerkung. Nach S. 32 u. 33. ſoll der eine überlebende Ehegatte eine Virilportion erhalten, wenn *mehr als* 4 Agnaten mit ihm erben; dieſes muſs aber heiſsen, wenn 4 *oder mehrere*, oder auch, wenn *mehr als* 3 concurriren; gleich unrichtig iſt, daſs derſelbe nur ein Nutzungsrecht an jenem Erbtheil habe, wenn Aſcendenten oder andere Verwandten vorhanden ſind, denn die Geſetze verordnen dieſes bloſs, wenn er mit eigenen Kindern oder Enkeln zuſammentrifft. Hingegen dünkt die S. 37. von der Succeſſion gewiſſer Collegien gemachte Bemerkung Rec. vollkommen richtig zu ſeyn. In der *zweyten Abtheilung* S. 39 — 58. ſtellt nun der Vf. eine Prüfung der verſchiedenen Meynungen der Rechtslehrer über die natürliche Erbfolge nach ſeinen Grundſätzen an. Er ſelbſt nimmt daher in der *dritten Abtheilung* 2 Gattungen von natürlichen Erbfolgearten an, nämlich die Familien- und die Inteſtaterbfolge im engern Sinn. Jene gründet er auf ein Familienverhältniſs, dieſe auf irgend einer andern rechtlichen Verbindungsart mit dem Verſtorbenen zu einerley Zweck. Endlich leitet er aus beiden obigen Grundſätzen einige Regeln ab, die die natürliche Erbfolge noch genauer beſtimmen. Lebte der Verſtorbene in gar keiner beſondern Verbindung, ſo tritt nun ein allgemeines Occupationsrecht ein, wobey derjenige am meiſten begünſtigt wird, der die meiſten Bedürfniſſe und die beſſere Tauglichkeit der Güter zu ſeinen Zwecken erweiſen kann. Wie dies alles bewieſen ſey, iſt nicht abzuſehen, und vollends in die Idee, dieſe Sätze zur Grundlage der poſitiven Succeſſion zu machen, wie der Vf. hin und wieder S. 11 ff. S. 64. andeutet, kann Rec. ganz und gar nicht eingehn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Philoſophiſche Verſuche über die metaphyſiſche Naturlehre, Seelenlehre, Welтlehre und Gotteslehre*, und über den Unterricht in der Philoſophie in Gelehrtenſchulen und die Lehrbücher dazu, von *Joh. Georg Nehr*, Rector an dem Gymnaſium in der Reichaſtadt Windsheim. 1. Theil. 1795. VIII und 312 S. 8. (1 Rthlr. 1 gr.)

Es liefs ſich zwar vermuthen, dafs der Dogmaticismus noch oft Verſuche machen würde, die ihm von der Kritik der reinen Vernunft beſtimmten Schranken zu durchbrechen; dafs er aber es wagen ſollte, die Wahrheiten der Kritik, die ihn ſtürzen, ſogar als neue Stützen ergreifen zu wollen, das war kaum zu glauben. Unterdeſſen iſt es doch wirklich geſchehen, und die vorliegenden Verſuche liefern ein Beyſpiel. Es ſind nicht, wie der Titel anzeigt, Verſuche über die darauf genannten Gegenſtände, ſondern Verſuche, die metaphyſiſche Naturlehre, Seelenlehre u. ſ. w. ſelbſt in einem kurzen Entwurf zu liefern. Das Unternehmen an ſich iſt rühmlich und groſs. Aber eben deswegen erfodert es eine genaue Prüfung ſeiner Kräfte, um, anſtatt Ruhm einzuärndten, nicht bloſs Vermeſſenheit zu zeigen. Der Verſuch einer Metaphyſik ſetzt eine vollendete Kritik der reinen Vernunft voraus. Wer Kants Kritik nicht für vollendet annimmt, dem liegt es ob, eine eigene anzuſtellen. Wer ohne Kritik ſich an Metaphyſik wagt, der wagt ſich an etwas auf gut Glück, das nur nach einem genauen Plane gelingen kann. Hr. N. ſcheint die Kantiſche Kritik für hinlänglich zu halten, und baut nach dem Grundriſs, den ſie für die Philoſophie lieferte, ein Syſtem auf, das ihr gerade widerſpricht. Er nimmt Reſultate der Kritik an, während er die Gründe dieſer Reſultate umſtoſsen will, und nimmt Grundſätze der Kritik an, während er die Reſultate läugnet. — Eine nähere Anzeige dieſer Verſuche wird dies Urtheil beſtätigen. In der metaphyſiſchen Naturlehre folgt Hr. N. meiſtens wörtlich Kant, giebt aber mit unter Erklärungen, die Kant gerade widerſprechen. Z. B. Erfahrung iſt die Empfindung, welche durch ein materiales veranlaſst wird. (Durch dieſen Begriff von Erfahrung wird die ganze Analytik des Verſtandes umgeſtoſsen. Kant ſagt zwar, nur dasjenige kann erfahren werden, was ein Object der Empfindung iſt, dies iſt aber offenbar eine ganz andre Behauptung als die des Hn. N.) Raum iſt die Ordnungsweiſe des Aufser- und Nebenſeyns eines Etwas aufser und neben andern Etwas. (Durch dieſen Begriff wird die Kantiſche Phoronomie aufgehoben, denn die Verhältniſſe können dann nicht als das im Raum gegebene, ſondern nur als das den Raum erzeugende angeſehen werden.) Der Beweis des Satzes von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung iſt Hn. N. eigen, erweiſt aber den Satz nicht. Denn Hr. N. nimmt den Satz an, dafs ſich der Körper *a* dem Körper *b*, und dieſer jenem immer gleich viel nähere, und daher gleiche Bewegung habe, welches aber nur eine phoronomiſch richtige Behauptung iſt. So bald man die Körper ungleich ſetzte, und der Beweis mathematiſch geführt würde, ſo würde ein Q. N. E. D. erfolgen. Aus der Metaphyſik der Natur, wo Hr. N. faſt gänzlich K. abſchrieb und doch ſolche Widerſprüche beging, kann man ſchon ſchlieſsen, was man von den übrigen Theilen der Metaphyſik zu erwarten hat, aber man wird doch nicht vermuthen, dafs die künftigen Theile eine gänzlich indirecte Widerlegung der Kritik der reinen Vernunft enthalten. Die Seelenlehre iſt, nach Hn. N., die Wiſſenſchaft von dem Ich (von dem ſich ſeiner bewuſsten, vorſtellenden und fühlenden Ichweſen) in ſoferne es ein Gegenſtand des innern Sinnes iſt. — Warum dieſe Wiſſenſchaft metaphyſiſch heifst, iſt nach dieſer Erklärung ſchwer zu errathen, und eben ſo wenig, warum die Wiſſenſchaft von dem Ichweſen nur auf den innern Sinn allein beſchränkt ſeyn ſoll? noch weniger aber, was folgende Sätze für Eigenſchaften der Seele ausſagen ſollen die durch den innern Sinn allein erkennbar wären: Das Ich iſt eine Subſtanz — (bezieht ſich Subſtanz nur auf den innern Sinn?). Es iſt eine einfache Subſtanz eine Monade mit Beſeelung, — (was iſt einfach für den innern Sinn?). Aber was will die ganze Erklärung ſagen? Was ſpielt das Wort Ich hier für eine Rolle? *Ich* hatte in der deutſchen Sprache nie eine andere Bedeutung, als dafs es die Identität des Bewuſstſeyns anzeigte, es iſt eine Erſcheinung am denkenden Subject, an dem es ſehr wenig zu analyſiren giebt. Das Subject, dem das Ich als Prädicat zukommt, heifst Seele, und ein Ichweſen iſt eben ſo wenig mit der Seele ſynonym als ein Denk- oder Fühlweſen. Nun aber, was ſoll gar der Beyſatz in ſoferne es (das Ich) ein Gegenſtand des innern Sinnes iſt: — kann das Ich je ein Gegenſtand des äuſsern ſeyn? Kaum hat Hr. N. ſein Ich auf den Thron geſetzt, ſo tritt auch §. 4. das Nicht-Ich auf. Es heifst: eine Seelenveränderung iſt das Bezogenſeyn eines Nicht-Ich's auf das Ich durchs Bewuſstſeyn. Was iſt das Nicht-Ich und wie kommt Hr. N. zu dieſem Begriffe? Iſt es eine bloſse logiſche Negation, ſo bedeutet es Nichts — es wird von etwas das Prädicat Ich aufgehoben, ohne dafs irgend Etwas geſetzt wird. Denn es iſt falſch,

dafs Nicht-A das objectiv entgegengefetzte von A fey, dadurch dafs ich das Prädicat A aufhebe, wird kein anderes reelles Prädicat gefetzt. Wenn man glaubt, es werde durch ein A ein Nicht-A aufgehoben, fo verwechfelt man die logifche Entgegenfetzung mit der reellen. Nur wenn die Sphäre des Begriffs durch zwey Prädicate erfchöpft ift, fo wird durch Nicht-A etwas Reelles gefetzt, und durch dies Setzen etwas Reelles ausgefchloffen. Z. B. An einer Linie wird durch die Setzung des *Geraden* das Krummfeyn ausgefchloffen, und eine nicht krumme Linie ift nothwendig eine gerade, aber durch das Prädicat Nichtcirkel wird gar nichts an einer Linie gefetzt, fondern ihr Begriff nur limitirt. Logifch alfo giebt mir das Nicht-Ich entweder gar kein Pradicat, oder ich mufs bewiefen haben, dafs es das einzige überbleibende reelle Pradicat fey, das einem Ding zukommen kann und mufs. Wie will ich aber ohne andere Gründe überhaupt beweifen, dafs Nicht-Ich ein reelles Prädicat, dafs es nicht eine blofse Negation fey? Soll das Nicht-Ich, das durch einen Reflexionsbegriff Entgegengefetzte vom Ich feyn, fo hindert mich zwar Nichts, dies zu fupponiren, aber dann ift das Nicht-Ich etwas das das Ich aufhebt, und ich mufs mich vor der Amphibolie hüten, das Entgegengefetzte im blofsen Begriff, mit der realen Entgegenfetzung zu verwechfeln. Z. B. Der Bewegung ift im Begriff die Ruhe entgegengefetzt, aber in der Erfcheinung kann die Bewegung keineswegs durch Ruhe, fondern nur durch eine andere Bewegung aufgehoben werden. Ich mufs alfo hier beftimmen, ob ich unter Nicht-Ich eine blofse Negation des Ichs oder ein negatives Ich verftehe. Letztere Bedeutung kann aber, wie fchon gefagt, ohne weitern Grund nicht angenommen werden, denn ich weifs ja durch das Ich nicht, ob das Nicht-Ich ein reales Prädicat ift. Es bleibt alfo nicht einmal, wenn man Nichts erfchleichen will, die Limitation übrig: Etwas ift ein Nicht-Ich, weil ich ohne andere Gründe nicht weifs, ob es aufser dem Ich noch etwas reales giebt, und wenn man auch diefe Limitation annimmt, führt fie doch auf kein weiteres reelles Prädicat weder vom Ich noch vom Nicht-Ich. Das Nicht-Ich ift alfo ein durch Amphibolie der Reflexionsbegriffe erfchlichener vager Begriff, durch den das Dafeyn der Gegenftände aufser mir, als contreband in die Philofophie eingeführt wird, das man doch auf legalem Wege hineinbringen follte und könnte. Ganz fonderbar contraftiren mit dem Sprachgebrauch die Sätze: Ich ift das in der Zeit Veränderliche, das die Zeit erfüllende; dasjenige an welchen in der Zeit Seelenveränderungen vorkommen u. f. w. Auf folche Begriffe gründet fich eine Pfychologie, die den Paralogismen der reinen Vernunft Wahrheit verfchaffen und fie als richtige Schlüffe aufftellen will. Die Cosmologie ift den übrigen Theilen völlig ähnlich, und es verlohnt fich der Mühe nicht, die Vertheidigung der Antinomien gegen fie zu übernehmen. Die Theologie fcheint der Kritik der reinen Vernunft recht zum Trotz gefchrieben zu feyn. Wir wollen aber nur einen Satz näher beleuchten. „§. 21. Lehrfatz. Gott hat ein wirkliches Dafeyn, weil eine Welt exiftirt, welche nur als das Werk Gottes kann gedacht werden. Beweifs. Es exiftirt wirklich eine Welt; diefer Satz ift in der Welterfcheinungslehre bewiefen worden. (Dies ift dorten nicht erwiefen worden, §. 22. heifst es wohl: Das Weltall ift ein Gegenftand einer wirlichen Erfahrungskenntnifs, allein der Beweis thut nur dar, wie es auch nicht anders möglich ift, dafs *etwas erfahren* wird.) Diefe Welt ift ein All von bedingtdafeyenden Dingen, deren letzter Grund nur in dem fchlechthin nothwendigen Dinge gefucht werden kann. (Der Beweis hievon ift nicht citirt, foll er §. 16. ftehen? Diefen würden die Spinoziften gänzlich entkräften, durch die Behauptung, es giebt nur *ein* wahres reelles Wefen.) Gott giebt fich uns alfo durch das Dafeyn der Welt als wirkend zu erkennen, d. h. weil Gott eine erfahrbare Welt hervorgebracht hat, fo mufs er mit einem wirklichen Dafeyn gedacht werden. (Wenn fich uns Gott als wirkend zu *erkennen* giebt, fo find die metaphyfifchen Beweife feines Dafeyns eine höchft überflüfsige Sache.) In der Anmerkung fallt Hn. N. bey, man könnte diefen Beweis für den von Kant widerlegten kosmologifchen halten; er fucht daher zu zeigen, dafs er es nicht fey, und darinn hat er auch recht, denn der von Kant widerlegte Beweis hat wirklichen dialektifchen Schein, der feinige aber beweift gar nicht einmal das Dafeyn Gottes, vorausgefetzt dafs er etwas beweift, fondern nur das Dafeyn einer nothwendigen Urfache, aber die Art wie er dies darzuthun fucht, zeigt offenbar, dafs er nicht einfah, was zu einem kosmologifchen Beweis gehört. Er halt fich darüber auf, dafs Kant fchon die Exiftenz eines Wefens, die eigene, zu diefem Beweife für hinlänglich hält, und fieht alfo nicht ein, dafs der Beweis gar nicht von der Quantität, fondern von der Modalität der exiftirenden Dinge abhängt. Dann findet er es fehr überflüfsig, dafs Kant noch den Beweis führt, das nothwendige Wefen müffe auch das allerrealefte feyn. — Er halt fich alfo für berechtigt zu fagen: „Man darf mir viel Fremdartiges in meinen Beweis bringen und ihn fchief ftellen, um ihn leicht widerlegen zu können. Diefes ift hier der Fall. Wenn diefer Beweis von Hn. Kant nicht ausdrücklich der kosmologifche genannt würde, fo dürfte wohl nicht leicht jemand errathen, dafs er es feyn foll, und dafs durch die Widerlegung des letzten Theils deffelben, denn auf diefen bezieht fich alles, was der würdige Vf. der Kritik der reinen Vernunft dagegen einwendet, die Möglichkeit mit Hülfe des Weltbegriffs das Dafeyn Gottes zu erweifen, (aus einem Begriff läfst fich gar kein Dafeyn erweifen,) foll beftritten werden." Wie kann man fo etwas niederfchreiben? Verftand es Kant nicht, das Fremdartige von dem Nothwendigen des Beweifes zu unterfcheiden, und hat er ihn aus Unwiffenheit fchief geftellt, fo war er kein würdiger, fondern ein arroganter Mann, wenn er fich bey diefer Befchränktheit des Verftandes anmafste, die Vernunft felbft einer Kritik zu unterwerfen. Hat er aber in einer Sache von folcher Wichtigkeit den Beweis abfichtlich fchief aufgeftellt, fo ift er ein fehr unredlicher Mann. Woher aber kann Hr. N. Kanten das letztere zutrauen? Was das erfte betrifft, fo hat ja K. gezeigt, dafs er den kosmologifchen Beweis in allen feinen Darftellungen kenne, und bewiefen,

dafs

dafs die von ihm widerlegte die ſtärkſte und den gröſsten dialectiſchen Schein hervorbringende ſey. Hr. N. beliebe nur das Kapitel hierüber in der Kritik der reinen Vernunft mit Bedacht durchzuleſen. — Die Abhandlung hat aufser dem Verſprechen eine Logik des Gefühls zu liefern, nichts Eigenes. Da Hr. N. ſagt: „Wer, wie ich faſt befürchten muſs, es lächerlich finden ſollte, dafs ich hier von einer Logik und Metaphyſik des Fühlens ſpreche, den muſs ich bitten, ſeinen Satyr nur bis zur Erſcheinung des zweyten Theils dieſer Verſuche Zaum und Gebiſs in den Mund zu legen," ſo wäre es voreilig, darüber einige Anmerkungen zu machen.

Leipzig, in d. Weygandſchen Buchh.: *Karl Heinrich Heydenreichs*, ordentl. öffentl. Prof. der Philoſophie in Leipzig, *Propädeutik der Moralphiloſophie nach Grundſätzen der reinen Vernunft.* 1. Th. 1794. 206 S. Mit D. Hume's Bruſtbild als Vignette. 2. Th. 1794. 244 S. 3. Th. enthaltend ein kurzgefaſstes Wörterbuch der moraliſchen Sprache. 1794. 122 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Eigentlich bedarf die Moralphiloſophie keiner andern Propädeutik als der Kritik der praktiſchen Vernunft; denn das Uebrige, was ſie noch vorausſetzt, iſt andern Doctrinen angehörig, auf welche ſie ſich nur zu beziehen braucht; allein wenn man nicht blofs darauf ſieht, was in die Propädeutik einer Wiſſenſchaft gehört, in ſofern ihr Gebiet in ſeine genauen Grenzen eingeſchloſſen iſt, ſondern nur darauf, was vorzüglich nothwendig zu wiſſen iſt, ehe man ſich an das Studium einer Wiſſenſchaft wagt, und ehe man den Begriff von ihr beſtimmt faſſen und ihren Umfang vorläufig erkennen kann, ſo erweitert ſich der Begriff einer Propädeutik einer Wiſſenſchaft und alſo auch der Propädeutik der Moralphiloſophie. In dieſem weitern Sinne liefert Hr. *H.* hier eine Propädeutik der Moralphiloſophie. Sie enthält, nach einer Einleitung über die Nothwendigkeit einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Behandlung der Moralphiloſophie: 1) Kritiſche Prolegomenen über die Möglichkeit der Erkenntniſs ſittlicher Gegenſtände, ihren Umfang und ihre Grenzen. 2) Pſychologiſche Prolegomenen über die Natur des menſchlichen Begehrungsvermögens überhaupt. 3) Zergliederung des ſittlichen Bewuſstſeyns im Menſchen. 4) Kritik der verſchieden Moralprincipien, welche nicht aus der reinen praktiſchen Vernunft hergeleitet ſind. 5) Unterſuchungen, welche ſich bey angelegentlicher Betrachtung der ſittlichen Geſetzgebung der Vernunft in Beziehung auf die menſchliche Natur unwiderſtehlich aufdringen; ſie ruhen auf folgenden Fragen: a) Beſitzt der Menſch das Vermögen uneingeſchränkter Freyheit des Willens, wie daſſelbe durch die moraliſche Geſetzgebung der Vernunft vorausgeſetzt wird? b) Welches iſt nach der Geſetzgebung das höchſte, unbedingte Gut? c) Welches iſt die unbedingte Triebfeder, das moraliſche Geſetz zu erfüllen und nach dem höchſten Gute zu ſtreben? d) Wie vereinigen wir unſre ſtrenge Verpflichtung durch das moraliſche Geſetz mit unſern rechtmäſsigen Anſprüchen (wenn ſie rechtmäſsig ſind, ſo iſt dieſe Vereinigung ſchon geſchehen) auf Glückſeligkeit? 6) Entwurf des Syſtems der Moralphiloſophie. 7) Die Würde der Moralphiloſophie. 8) Die vorzüglichſten Hülfsmittel zum Studium der Moralphiloſophie. 9) Da die Beſtimmtheit der Sprache ſonderlich auch für die Moralphiloſophie wichtig iſt, ſo iſt ein Wörterbuch der moraliſchen Sprache, ein wichtiges Hülfsmittel zum Studium der Moralphiloſophie. Dieſe Gegenſtände ſind ſämmtlich ſehr gut und deutlich abgehandelt, und dieſe Propädeutik kann von jedem, dem es um ein gründliches Studium der Moralphiloſophie zu thun iſt, mit vielem Nutzen als eine Einleitung in dieſelbe gebraucht werden. Da aber Rec. weder etwas wichtiges Neues, in Rückſicht auf die Gegenſtände, die Kant auch behandelte, für den, der mit Kants Schriften vertraut iſt, gefunden hat, und das Uebrige von Hn. *H.* an andern Orten ſchon ſelbſt ausführlicher abgehandelt wurde, ſo findet er es unnöthig, eine nähere Anzeige des Inhalts zu geben, und fügt nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen bey. 2. Theil S. 29. und ferner glaubt Hr. *H.*, dafs Hn. Titels Tadel der Kantiſchen Beyſpiele in der Metaphyſik der Sitten zur Beleuchtung des Sittengeſetzes nicht ungegründet ſey, in ſoferne man nur auf die Art ſieht, wie Kant dieſe Beyſpiele behandelt hat, und ſucht die dort aufgeſtellten Pflichten auf eine andere Art als Kant abzuleiten; aber Hr. *H.* ſcheint hier nicht genug Rückſicht auf die Typik der moraliſchen Urtheilskraft genommen zu haben, und hat ſich durch Hn. Titels unpaſſende Einwürfe zu einer unzulänglichen Vertheidigung Kants verleiten laſſen. Kant ſagt, um über eine moraliſche Maxime zu urtheilen, dürfe man nur fragen, ob ſie als Naturgeſetz gedacht werden könne? Auf welche Art nun dieſe Probe angeſtellt wird, das hat in die Moralität keinen Einfluſs, die Probe kann ganz empiriſch angeſtellt und doch durch ſie die Reinheit der Maxime erwieſen werden, weil es ja nicht um die theoretiſche Reinheit der Maxime als Regel für die wirkliche Handlung, ſondern um die praktiſche Reinheit der Geſinnung, in der ich etwas als Maxime aufnehme, zu thun iſt. Wenn ich alſo frage: iſt es recht Geld zu *borgen*, mit dem Vorſatz es nicht wieder zu bezahlen? ſo kann ich rein moraliſch durch die Ueberlegung der Folgen, die eine ſolche Maxime als allgemein angenommen haben müſste, über die Güte der Maxime entſcheiden, denn findet ſich, dafs die Folgen die Maxime, ſobald ſie allgemein würde, gänzlich zwecklos machen würden: ſo ſehe ich, dafs eine ſolche Maxime, als unnachläſsliches, als Naturgeſetz, ſich widerſpricht. Ich entſcheide hier nicht über die Moralität der Maxime nach den Folgen, die ſie materialiter hat, ſondern nur aus dem formalen Widerſpruch, der ſich zwiſchen den Folgen, die die Maxime als allgemein gedacht haben muſs, und dem Zweck, der durch ſie erreicht werden ſoll, findet. Die Zweckloſigkeit einer Maxime, im Falle ſie als allgemein angenommen gedacht wird, entſcheidet ſicher auch über ihre Moralität, in ſoferne das, was nicht einmal vernünftig iſt, auch nicht moraliſch ſeyn kann. Wenn Hr. *H.* glaubt, die Pflicht ehrlich zu ſeyn, beſſer aus der Formel zu beweiſen, dafs man kein ver-

nünftiges Wesen zu einem blossen Mittel herabwürdigen dürfe; so hat er übersehen, dass er doch hier auch nur aus den Folgen beweisen kann, dass durch Versprechungen, die man nicht halten will, ein anderer Mensch zum blossen Mittel gemacht wird; denn dieser Beweis beruht darauf, dass ich nach einer Maxime handle, die ich nicht will, gegen mich, von ihm angenommen haben. Man kann eben so gut sagen, dass durch diese Versprechung niemand als Mittel gebraucht wird, so bald er nur der Versprechung nicht traut, als Hr. *H.* gegen Kants Ableitung sagte, dass ein System von Wesen gar wohl bestehen könne, wo kein Versprechen gehalten würde, wenn sich nur keiner auf das Versprechen des andern verliesse. Eben so richtig leitet Kant die Pflicht, seine Talente auszubilden, aus dem Widerspruch ab, der sich in der Maxime findet, wenn sie allgemein gedacht wird: Es sollen Anlagen, deren Ausbildung dem Wesen, das sie hat, nützlich und nothwendig ist, unter der Bedingung ertheilt werden, dass diese Anlagen nicht ausgebildet werden. Es ist wirklich schwer, die Einwürfe eines Mannes, der eine Sache gar nicht gefasst hat, zu widerlegen, ohne in dieser Widerlegung selbst etwas Schiefes zu sagen. S. 51. glaubt Hr. *H.*, es könne etwas nach dem absoluten Werthe des Wollens gut seyn, das nach einer verwerflichen Maxime geschehe. Auch hier scheint Hr. *H.* nicht auf das geachtet zu haben, was Kant in der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft über das Gewissen sagt. Die Maxime, ihrem theoretischen Ausspruche nach, kann wohl gut, und der Wille schlecht, aber nicht umgekehrt die Maxime schlecht und der Wille gut seyn. Die Subsumtion eines bestimmten Falles kann wohl durch Unwissenheit falsch geschehen; aber die Maxime kann nie ohne Gewissenlosigkeit unmoralisch werden. Hr. *H.* giebt unter mehrern folgendes Beyspiel: Cajus verfolgt Mitmenschen, welche unrichtige Begriffe von Gott hegen, um sie zu bestimmen, dieselben gegen richtigere aufzugeben, mit der innigen Ueberzeugung, die Maxime, die er befolgt, könne allgemeines Gesetz werden, und mit der festen Vorstellung der vernünftigen Wesen als Zwecke an sich. Diese Handlung ist also nach dem absoluten Werth des Wollens gut, obgleich die Maxime verwerflich ist. Rec. behauptet, dass der Wille hier so schlecht sey als die Maxime: denn wie kann sich Cajus mit aufrichtigen Gewissen überzeugen, die Maxime; dein subjectiver Glaube giebt dir das Recht, andere wegen ihres subjectiven Glaubens zu verfolgen, könne allgemein werden? In soferne der Glaube von objectiven Gründen abhangt, so müssen ja die andern eben so gut zum Glauben gebracht werden, als er. Er mufs also entweder annehmen, er habe ein Recht sein subjectives Dafürhalten, für mehr gelten zu lassen, als das anderer moralischer Wesen, und sich als einen Erleuchteten betrachten, d. h. verrückt seyn, oder er mufs die andern für so boshaft halten, dass sie die Wahrheit, die sie erkennen müssen, doch nicht anerkennen wollen, und dann sucht er durch Verfolgung sie zur Anerkennung der Wahrheit zu bringen, die sie schon erkennen, ohne dass er den Beruf dazu legitimiren kann, sie zu diesem Geständnifs zu zwingen, und er mufs also nach der Maxime handeln: ich mache Menschen, die Wahrheit erkennen, blofs dadurch besser, dass sie *mir* gestehen, dass sie sie erkennen, und ich darf sie deswegen martern und verfolgen, blofs weil ich will. Er handelt daher entweder unsinnig, oder er ergreift nur die Gelegenheit, ungestraft andern Boses zu thun, und handelt boshaft. In jedem Fall ist er also verrückt, oder gewissenlos. Dass ein toleranter Mensch eben so schlecht als er seyn könne, das ist freylich nicht zu läugnen. In allen übrigen Beyspielen läfst sich auch zeigen, dass die so handelnden entweder verrückt oder gewissenlos seyn müssen. Im Falle der Verrückung sind sie freylich nicht unmoralisch, aber auch nicht moralisch.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Dresden* u. *Leipzig*, in der Hilscherschen Buchh.: *Lesebuch fur gute Kinder von einem Kinderfreunde.* 1795. 88 S. 8. (5 gr.) Zuerst Regeln der Aussprache und des richtigen Lesens, oft nur nicht bestimmt genug abgefasst. Z. B. *G* hinter dem *n* und *r*, am Ende und vor allen stummen Buchstaben, wie ein *k*. Sehr richtig ist es zwar, dass das *g* hinter dem *r* dem *k* an Härte sich annähert, aber *gleich hart* sollte es doch nicht ausgesprochen und noch weniger Anweisung dazu gegeben werden. Wer fühlt nicht den Unterschied zwischen *Werg* und *Werk*, *Sarg* und *Stark* in einer genauen Aussprache? Die so weitläuftige Anweisung S. 21. wenn man am Ende eines Wortes *g* oder *ch* setzen solle, hätte viel kürzer und dabey gründlicher durch die Bemerkung gegeben werden können, dass eigentlich keine Endsylbe *ich* vorhanden sey, wohl aber *lich* und *rich*, woraus es schon an sich und viel deutlicher erhellt, warum man nicht *ich* schreiben dürfe, wenn das vorhergehende *l* zur Stammsylbe gehört, als in *heilig* von *Heil*. Die zur Leseübung angehangten Erzählungen haben uns ihrer Zweckmäfsigkeit halber weit besser gefallen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Gemeinnützige Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands* für allerley Leſer vorzüglich für Forſtmanner, Jugendlehrer und Oekonomen, von *Joh. Mat. Bechſtein*, Gräflich Schaumburg-Lippiſchem Bergrathe etc. Dritter Band. Mit Kupfern. 1795. 946 S. 8.

Dieſer Theil enthält die *Singvögel (Paſſeres Lin.)*. Man kann ſich aus dem groſsen Umfange dieſes Bandes ſchon vorſtellen, dafs die Naturgeſchichte dieſer Thiere einen groſsen Zuwachs erhält. Rec. hat das Werk mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, mit der Natur, ſoviel er konnte, verglichen, und iſt mit wahrer Dankbarkeit gegen die wirklich groſsen Bemühungen dieſes ſo aufmerkſamen Beobachters erfüllt worden. Neben den Ordnungen der Sumpf- und Waſſervögel iſt die der Singvögel eine der verwickeltſten. Gleich die Gattung der *Lerche* giebt einen ſprechenden Beweis davon. Die *Pieplerche* n. 4. iſt öfter unter ſo verſchiedenen Namen von den Schriftſtellern beſchrieben, dafs man es kaum für möglich halten ſollte. Hr. B. hat die Naturforſcher zuerſt darauf aufmerkſam gemacht. Rec. will einiges aus eigenen Bemerkungen hinzufügen. So gewifs es iſt, dafs Linné ſelbſt nicht frey von allen Vorwürfen wegen einer Verwirrung in der Geſchichte der Lerchen bleibt, ſo glauben wir doch nicht, dafs er die *A. pratenſis* noch einmal unter dem Namen *trivialis* beſchrieben hat. Ein vorzügliches Kennzeichen der *Pieplerche* iſt der kurze ſtark gekrümmte Sporn, der ſogar einige Naturforſcher verleitete, ſie zu den Motacillen zu rechnen. Linné aber ſagt ausdrücklich von der *A. pratenſis* in der Fn. Sv. 210: *unguis poſticus longus*, wozu noch *rectus* gehört, das durch ein in der zweyten Ausgabe der Fn. Sv. leider nur zu gewöhnliches Verſehn, vergeſſen iſt. Eben ſo iſt in *Pennant's* Britt. Zool. 1. n. 138. die Pieplerche nicht beſchrieben, wie man aus den Worten: *der Sporn iſt ſehr lang*, deutlich ſieht. Dagegen mufs *Pennants Brachlerche* Arct. Zool. II. 368. D. hieher, und nicht, wie unſer Vf. es thut, zur *Brachlerche A. campeſtris* n. 3. gezogen werden. Wir bringen noch ein Citat in Vorſchlag, das gewagter zu ſeyn ſcheint, als es iſt, nemlich: *Cetti Stor. nat. Ucc. Sard.* p. 150. Latham. Ueberſ. II. 2. 395. 34; die Hr. Hofr. Gmelin Lin. S. N. I. 2. 801. 32 *obſcura* nennt. — Bey *A. criſtata* merken wir nur an, dafs mehrere Lerchenarten die Eigenſchaft haben, die Scheitelfedern emporzuſträuben, wodurch mancher ſchon irre geführt iſt, in einem ſolchen Vogel die *criſtata* zu erkennen. — Der *Waſſerſtaar Sturnus Cinclus. Lin.* mufs gewifs in eine eigene Gattung gebracht werden. Der ganz abweichende Bau ſeines Schnabels, welcher hinlängliche Gattungskennzeichen darbietet, zeigt dies ſchon; eben ſo deutlich aber die ganz abweichende Lebensart, die Buffon und Briſſon ſogar bewogen, ihn zu den Sumpfvögeln zu zählen. Er iſt wahrſcheinlich in der untern Figur von t. 47. Penn. Br. Zool. vol. I. unter dem falſchen Titel des einen Geſchlechts des *T. Merula* abgebildet. — *Turd. arundinaceus.* S. 255 giebt ſich der Vf. Mühe, es zu erklären, wie Linné zu den Unterſcheidungskennzeichen dieſes Vogels: *remigibus faſciis apice rufeſcentibus* — ſetzen konnte. Allein ſeiner Erklärung bedarf es nicht, denn es iſt ſicher ein Druckfehler ſtatt: *rem. fuſcis ap. ruf.* Dieſe Vermuthung würden wir in Gewifsheit verwandeln können, wenn wir eine der frühern Ausgaben des Syſt. Nat. hatten vergleichen können. Im Meklenburgiſchen nennt man dieſe Droſſel *Riedmeiſe.* — *Lox. curviroſtra a. maior.* Rec. freute ſich, einen ſo genauen und im Deuten ſo glücklichen Naturforſcher, wie Hr. B. iſt, bey einer Vermuthung auf ſeiner Seite zu haben, die ihm ſchon lange aufgefallen iſt, dafs nemlich Otto unter dieſer angeblichen Abart nichts, als den *L. Enucleator Lin.* beſchreibt. Alles ſtimmt genau damit überein, nicht allein die Beſchreibung, ſondern auch die Beobachtung, dafs der *L. curv. maior* im May brütet, und von dem Föhrenſamen (*Pin. ſylveſtris. L.*) ſich nährt. Nur das einzige iſt ſonderbar, dafs weder Beſeke (Vög. Kurlands. t. 7.) noch Linné den Fall bemerken, dafs der Schnabel des *L. Enucl.* ſich nur etwas kreuzt; und dafs Hr. Otto mit keinem Worte der zwiſchen beiden Statt habenden Aehnlichkeit erwähnt, da er doch einige Seiten weiter den Enucleator mehreremale geſehn zu haben verſichert. Auch dieſe Widerſprüche lieſsen ſich heben; denn ſeine Beſchreibung ſagt eigentlich nicht, dafs der Schnabel ſich kreuzt; allein die gegebene Abbildung (Büff. Ueberſ. X. t. 3.), die freylich ſchlecht genug iſt, zeigt dies doch deutlich, und Kopf und Schnabel ſind gerade das, was O. darinn natürlich dargeſtellt findet! Soviel iſt gewifs, dafs keine Abart des Kreuzſchnabels gemeynt ſeyn kann. — Die Gattung *Fringilla* theilt der Vf. in drey Familien; allein die angegebenen Kennzeichen ſind weder ſicher, noch genau genug. So müſste der Kanarienvogel wegen des dickern, runden, kegelförmigen Schnabels zur erſten Familie gebracht werden, da er doch dem Zeiſig u. a. beygeſellt iſt. Eben dieſer Vorwurf trifft auch die Familien der Gattung *Motacilla.* Die Auseinanderſetzung der Arten dieſer äuſserſt verwickelten Gattung verdient ſchon allein den ausgezeichneteſten Beyfall. Wer alle die Schwierigkeiten kennt, mit denen der Forſcher

bey diesem zahlreichen Heere kleiner, in der Farbe und dem Körperbaue so wenig unterschiedener Vögel zu kämpfen hat, der wird gewifs gestehn, dafs hierdurch ein helles Licht über einen grofsen Theil derselben verbreitet ist. — *Mot. alba* Frisch. t. 23. f. 4. Bey dem Citate aus Büffon merken wir noch an, dafs in der Uebersetzung das Weibchen zweymal abgebildet ist; einmal XV. t. 17 und einmal XIV. t. 6. unter dem Namen *Ortolanen-Pivote*. Ein Schreibfehler scheint daran Schuld zu seyn, und Hr. Otto ist uns die Copie von Pl. enl. 654. f. 2. noch schuldig. — *Mot. flava* 14. Frisch t. 23. f. 2. a. ist im 2ten Bande S. 607 unrichtig zu *Boarula* gezogen. Auch Rec. sah nie eine gelbe B. mit schwarzgefleckter Kehle, obgleich Brisson, der doch diese und die Boarula sorgfältig unterscheidet, und Pennant sie so beschreiben. Vielleicht sind die Beschreibungen nach ausgestopften Exemplaren gemacht, wo die schwarze Wurzel einiger Halsfedern leicht zum Vorschein kommen konnte. — 26. *M. Fitis* ist unserer Meynung nach der wahre Linnéische *Trochilus* Fn. Sv. 264. Dagegen fällt dieses Citat bey n. 28. *Sibilatrix* weg, und vertauscht seinen Platz mit dem zur *M. rufa* 27. gerechneten *M. Acredula* L. Fn. Sv. 263. Die Abbildung des *Pouillot* Buff. gehört sicher zu der *M. Sibilatrix*; die Beschreibung aber umfafst diese sowohl, als die *Fitis*. Ob der *Scotch Wren* Penn. auch hieher gehört, wagen wir wegen Kürze der Beschreibung nicht zu entscheiden. — 6. *Parus caudatus*. Die Abbildung des Nests liefert Frisch t. 31. Suppl. unter der falschen Benennung des Pirolnests. Auch unser Vf. erkannte in dieser Darstellung ein Pirolnest, welches es doch gewifs nicht ist. Vielleicht gehört auch Titius t. III. das dem *Par. pendulinus* zugeschrieben wird, und worinn eine Zeisigfamilie angetroffen ist, hieher.

Im ersten Anhange ist ein Vögelkalender geliefert; der zweyte enthält Zusätze und Berichtigungen zu diesen drey Bänden. S. 828 wird es wahrscheinlich gemacht, dafs *Strix passerina dasypus* eine selbstständige Art sey. Ueberdem wird von der dort beschriebenen *passerina* angemerkt, dafs sie nicht gelbe, sondern saftgrüne Augenringe hatte. Dies verdient wirklich alle Aufmerksamkeit, da Frischs t. 100. eben solche Augenringe zeigt, woran schon Buffon diese Abweichung bemerkte. Wir wünschten darüber noch mehr Aufschlufs zu erhalten, da es uns nicht unwahrscheinlich ist, dafs man zwey Arten mit einander verwirrt. — Ein dritter Anhang liefert eine bestimmtere Terminologie nach Borkhausens Anleitung, worinn freylich noch manches Unbestimmte ist. So sind, um gleich auf der ersten Seite ein Beyspiel zu bemerken, *die Zügel, lora*, nicht nackt; dies ist nur eine zufällige Eigenschaft; es sind überhaupt die Streifen von der Schnabelwurzel jeder Seite zum Auge. — In dem vierten Anhange ist eine Ankündigung einer vom Vf. zu errichtenden Bildungsanstalt für junge Jäger, Forstmänner und Kameralisten; der wir den glücklichsten Fortgang wünschen. Ein Register über alle drey Theile schliefst das Werk.

Die Abbildungen sind im Ganzen recht gut; einige erinnern freylich an das ausgestopfte Urbild; indessen sind sie doch getreu. Dafs t. 4. *Turd. torquatus* abgebildet ist, scheint durch einen Irrthum veranlafst, man vergl. nur S. XIII. XIV.

Mit diesem Bande ist die Geschichte der Vögel Deutschlands geschlossen. Nach unserm Urtheile ist es das wichtigste und reichhaltigste ornithologische Werk unsers Zeitalters, das nebst der genauesten Beschreibung einer grofsen Anzahl von Vögeln, eine Menge von Berichtigungen der vielen Irrthümer enthält, welche die Geschichte dieser Classe des Thierreichs vorzüglich verdunkeln. Nicht allein der Jäger und Forstmann, auch der Naturforscher von Profession wird sich desselben mit dem gröfsesten Nutzen bedienen. Der Vf. giebt durch seine jedem Theile angehängten Berichtigungen und Zusätze den Beweis, dafs er unermüdet fortfahren wird, seine Erfahrungen zu vermehren, die bisherigen fernerhin zu prüfen, zu berichtigen und in einem Supplementbande oder einer neuen Ausgabe alles dieses nachzutragen. In dieser Absicht legen wir dem Vf. noch einige zur gröfsern Vervollkommnung des Werks abzweckende Wünsche zur Beherzigung vor. Er scheue sich nicht, von den Linneischen Gattungen abzuweichen, und, wenn seine Ueberzeugung es fodert, neue zu bilden, alte eingehn zu lassen, eine Art in eine angemessenere Gattung zu versetzen. Es ist gewifs ein Irrthum, wenn man glaubt, durch Abweichung von dem Linn. Systeme dem Anfänger die Sache zu erschweren. Nach unsrer Ueberzeugung verhält sich dies gerade umgekehrt. Je natürlicher die Gattungen sind, desto leichter wird das Auffinden einer Art; deswegen wünschten wir auch, dafs Hr. B. sich nicht mit den von Andern oft nur zu flüchtig angegebenen Kennzeichen der Gattungen begnügte, sondern durch sorgfältige Vergleichung mit der Natur *sichere* und *wirklich unterscheidende* selbst lieferte. Ferner, dafs er bey jeder Gattung, oder bey jeder Familie die ganze Lebensweise der darinn enthaltenen Vögel angebe, und bey der Geschichte jeder Art nur die nähere Bestimmung, oder die Abweichung von dieser allgemeinen Regel anführe. Dadurch wird das Werk wirklich wissenschaftlich; es wird in engere Grenzen zusammengerückt, ohne einen Verlust seines Gehalts zu leiden. Endlich wünschten wir, dafs der Vf. alle *ausländische* Abarten anzuzeigen unterliefse. Vielfältige Erfahrungen haben uns sehr mifstrauisch gegen alle diese oft auf dürftige Beschreibungen gegründeten Varietäten gemacht, und wir haben sie fast allemal da, wo uns eine Untersuchung verstattet war, als gänzlich verschiedene Arten gefunden. Buffon hat eigentlich vorzüglich die Naturforscher auf diese falsche Bahn geleitet, und unsere Nachkommen werden einst Mühe haben, sich wieder auf den rechten Weg zu finden. Bey den angeführten Citaten wünschten wir Theil, Seitenzahl und Nummer der Art angegeben; Frischs Abbildungen sahen wir allenthalben gern angezogen, und überhaupt wäre die Angabe einer oder einiger guten Abbildungen bey jeder Art nicht unzweckmäfsig.

WIEN, b. Wappler: *Icones Piscium Austriae indigenorum, quos collegit vivisque coloribus expressos edidit Carolus Lib. Baro a Meidinger*, sacratissimae Caes.

Caef. Reg. Apoft. Majeſtati a ſecretis etc. Decuria IV. 1790.

Ebend. — — — Decuria V. et ult. 1794. (Jede Dec. mit 10 ausgemalten K. und einer ausg. Vign. a. d. Titelbl. Fol. max.) (beid. 8 Guld.)

Die Frage, warum Hr. v. *M.* zu einer Zeit, da Bloch die deutſchen Fiſche vollſtändig abhandelte, und getreue Abbildungen davon lieferte, noch dieſes Werk unternahm, kommt jetzt zu ſpat, da es bereits geendigt iſt. Es iſt wahr, viele Blochiſche Abbildungen laſſen noch manche Wünſche übrig, allein nach unſrer Ueberzeugung hat auch der Vf. dieſelben nicht ganz erfüllt. In dem Texte ſuchen wir vergebens nach Bereicherungen der N. G der Fiſche, und es ware in mancher Hinſicht beſſer geweſen, wenn es Hn. v. *M.* gefallen hatte, ein bloſses Verzeichniſs der Oeſterreichiſchen Fiſche, allenfalls mit Hinzufügung von Abbildungen derjenigen Thiere dieſer Claſſe zu geben, die Bloch gar nicht, oder nicht kenntlich genug dargeſtellt hatte. Dann würde ſein Unternehmen auch bey andern den Beyfall gefunden haben, den es jetzt wohl nur in Oeſterreich haben kann. In den beiden vor uns liegenden Decurien, den einzigen, die Rec. von dieſem Werke ſah, ſind folgende Fiſche abgebildet.

IV. 31. *Muraena Anguilla L.* nicht ſo natürlich, als bey Bloch t. 73. — 32. *Cobitis Taenia L.* Die charakteriſtiſchen Kennzeichen ſind in dieſer Abbildung gar nicht ſichtbar. Eine ſo hochgelbe Farbe, wie der hier vorgeſtellte an der Seite hat, haben wir noch an keinem Fiſche dieſer Art wahrgenommen. — 33. *Salmo Thymallus L.* Die Abbildung iſt vielleicht von einem aufgetrockneten Exemplare genommen? — 34. *Salmo Lavaretus L.* ob wirklich einerley mit dem von Bloch t. 25. vorgeſtellten? — 35. *Cyprin. Aſpius. L.* möchte man beynahe für Copie von Bl. t. 7. halten; ſo ſehr ſind beide Zeichnungen ſich gleich. — 36. *Cypr. Idus L.* Hier tritt der Fall ein, wo man eine nahere Beſchreibung der abgebildeten Thiere ſehr vermiſst. In der Abbildung iſt die Schwanzfloſſe braunroth gefarbt. Alle Schriftſteller, die dieſer leicht mit ähnlichen zu verwechſelnden Art erwähnen, beſchreiben ſie grau. — 37. *Cyp. amarus. L.* — 38. *Cyp. Vimba. L.* Der Vf. macht die Anmerkung, daſs Linné in der Afterfloſſe 24, Kramer 13 bis 18, er aber bey vielen Karpfen dieſer Art nur 12 Strahlen gezählt habe. Bloch hat ſchon dargethan, daſs Kramers von M. angeführter Fiſch nicht der *Vimba*, ſondern der *Naſus* ſey. Die vom Vf. unterſuchten Thiere ſind alſo wohl nicht der *Vimba L.* und *Bl.* geweſen, allein ob ſeine Abbildung nicht dahin gehört, können wir deswegen nicht entſcheiden, weil ſie wider Hn. v. M's. eigene Angabe nicht 12, ſondern wenigſtens 16 Strahlen in der Afterfloſſe zeigt. — 39. *C. Phoxinus L.* Der Blochiſchen Abbildung ſo ähnlich, daſs man ſie beynahe für Copie, wenigſtens für Nachbildung halten möchte. — 40. *C. Grislagine. L.*

V. 41. *Cypr. macrolepidotus. Meid.* Der bekannte Spiegelkarpfen, deſſen Unterſcheidung wir ſehr billigen. — 42. *C. Jeſes. L.* — 43. *C. Brama. L.* — 44. *C. Leuciſcus. L.* — 45. *Salmo Hucho. L.* — 46. *Salmo Fario. var.* — 47. *Cobitis foſſilis. L.* — 48. *Acipenſer Sturio. L.* Die Abbildung iſt im Ganzen befriedigender, als die Blochiſche; allein auch bey ihr hat der Kenner noch manche Foderungen zu machen. Die Kopfſchilder, die Bl. doch gewiſſermaſsen, wenn gleich nicht der Natur gemäſs, angiebt, ſind gar nicht angedeutet. Den untern Lappen der Schwanzfloſſe hat Rec. noch nie ſo lang geſehn, wie er hier dargeſtellt wird. — 49. *Acip. Huſo. L.* iſt denn doch wohl weiter nichts, als Copie von Bloch t. 129. die nicht einmal angeführt iſt. — Dieſem Hefte iſt die Vorrede und ein Regiſter der ſyſtematiſchen Namen beygefügt.

Es gewahrt einen ſonderbaren Anblick, wenn man auf einem groſsen Royalblatte ein nicht fingerlanges Fiſchchen, wie der Bitterling iſt, in der Mitte ſchwimmen ſieht. Eben ſo ſind *C. Phoxinus* u. a. kleine Fiſche einzeln vorgeſtellt, ein Aufwand, der gewiſs nicht wenig zur Vertheurung des Werks beygetragen hat.

Nürnberg, b. Felſeckers: *Faunae Inſectorum Germaniae Initia. Deutſchlands Inſecten* herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer.* I. II. III. jedes in einem Pappfutterale, worin 24 illum. Abbild. mit eben ſo viel Blättern Text. 8. (jed. Hft. 12 gr.) (Zweyte Auflage).

Der ſprechendſte Beweis von dem Beyfalle, den Panzers Inſectenfaune fand, iſt die Erſcheinung einer neuen Ausgabe, von der wir drey Hefte vor uns haben. In dieſer ſind manche kleine Flecken vertilgt, die dem Werke noch anklebten, und Abbildungen und Text ſind hin und wieder bereichert. Die Kupfertafeln mit dem Eindrucke ſind ausgefallen, und durch neue erſetzt. Manche ſchlechter gerathene Figuren ſind verworfen, und an ihrer Stelle beſſer gezeichnete eingerückt worden. z. B. *Blaps mortiſaga.* Zu den in natürlicher Gröſse vorgeſtellten Bupreſten: *candens* und *Salicis* ſind vergröſserte Darſtellungen gekommen. Die neuere Synonymie iſt benutzt; ſo ſteht gleich unter dem erſten Blatte nicht mehr *Scarabaeus* ſondern *Staodendron cylindric.* Kurz das Beſtreben, dieſes ſchöne Denkmal deutſcher Kunſt der Vollkommenheit immer näher zu bringen, iſt unverkennbar.

Rec. hat noch zwey Wünſche, deren Erfüllung er von der bekannten Denkungsart des Vf. und der Verlagshandlung ſicher hoffen darf. Der Eine iſt der, daſs für die Beſitzer der erſten Ausgabe alle die *wirklich verbeſſerten und vermehrten* Kupfertafeln in eigene Hefte geſammelt, und ihnen für den gewöhnlichen Heftspreis überlaſſen würden. Und dann, daſs doch allemal vor die Nummer jedes Blatts auch die Zahl des Hefts geſetzt werde. Dieſes wünſcht er auch in der Folge bey der Fortſetzung der erſten Ausgabe ins Werk geſetzt. Es iſt billig, die Gründe dieſer Foderung auseinanderzuſetzen. Man hat ſehr oft dieſer Faune den Vorwurf gemacht, daſs ihre Abbildungen auf einzelnen Blättern ſtänden; allein, nach der Meynung des Rec. iſt dieſe Methode gerade die beſte. Sie laſst Jedem völlige Freyheit, ſeine Abbildungen nach dem

Syſteme zu ordnen, welches ihm am Beſten gefällt; ſie macht, daſs alle Arten einer Gattung vollſtändig neben einander geſtellt werden können, welches bey jeder andern Einrichtung nur ſehr ſchwer, und vielleicht auf Koſten der Güte mancher Abbildung zu erlangen war. Sie verſtattet es jedem, die Inſekten aus einer Gattung, wo ſie nicht an ihrem rechten Platze ſtehn, in eine andere zu verſetzen. Von einem andern Hauptnutzen führt dieſe neue Ausgabe den beſten Beweis: es iſt ſo am leichteſten, minder gut getroffene Figuren durch beſſere zu erſetzen. Rec. hat die Inſecten ſeines Exemplars nach den Gattungen zuſammengelegt, hat dieſe Gattungen nach dem Alphabete geordnet, und ſie in Capſeln vertheilt, an denen der Gattungsnamen bemerkt iſt, und die geräumig genug ſind, einen beträchtlichen Zuwachs zu faſſen, ohne beſtändig verändert werden zu müſſen. Auf dieſe Art wird die Faune erſt recht nutzbar; jetzt iſt es möglich zu überſehn, ob ein zu unterſuchendes Inſect nicht ſchon in der Abbildung vorhanden iſt, welches zu beſtimmen, bey der Durchſicht von 34 Heften gewiſs keine leichte Sache war. Um nun aber allemal gleich angeben zu können, in welches Heft dieſe Abbildung gehört, haben wir uns auf jedem Textblatte die Nummer des Hefts bemerkt, die wir, auch in anderer Hinſicht, freylich lieber gedruckt ſähen. Vielleicht wäre es auch wohl zweckmäſsig, wenn auf den Kupfertafeln ſelbſt die Nummer des Hefts mit der Zahl des Blatts bemerkt wäre.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Nauck: *Kleine Kinderbibliothek.* Herausgegeben von *F. P. Wilmſen.* 1s Bändchen. 1795. 154 S. 12. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Berliniſcher Kinderalmanach auf das J. 1795 oder *Weihnachtsgeſchenk für Kinder* von *F. P. Wilmſen.*

Das Büchlein zeichnet ſich vor vielen ſeiner Art dadurch aus, daſs ſein Inhalt nicht abgeſchrieben und aus andern Schriften entlehnt iſt, ſondern meiſt aus neuen Aufſätzen theils des Herausgebers, theils, was die geſchichtlichen Aufſätze betrifft, eines Hn. *Hartungs* beſteht. Die Waare iſt gut und unverdächtig. Geſchichte, Anekdoten, Erzählungen, Briefe, Fabeln, Proſe und Poëſie, auch Räthſel wechſeln mit einander ab. Die Räthſel ſind geographiſchen Inhalts und meiſt mehrere Seiten lang. Das iſt nicht übel. Durch ſolche gröſsere Aufgaben wird der Scharfſinn und das Divinationsvermögen gewiſs mehr geübt als durch kurze, leicht zu überſehende Räthſel. Das Titelkupfer ſtellt die Bildſäule Peters des Groſsen in Petersburg vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaft. *Schwerin*, b. Bährenſprung: *Gedanken über die Kornausfuhr von Mecklenburg.* Als ein patriotiſcher Beytrag über die Materie von Schiffbarmachung der Elbe 1792. 45 S. 8. (4 gr.) Die Abſicht dieſer kleinen Schrift iſt, *zuerſt* den Betrag und die Arten des aus dieſem Lande bisher jährlich ausgeführten Getreides zu beſtimmen, und *dann* einige hierauf geſtützte Bedenklichkeiten gegen die, zur Beförderung dieſer Exportation, angerathene Schiffbarmachung der Elbe bemerklich zu machen. Den erſten Zweck hat er jedoch nur in Abſicht der Getreideausfuhr aus den drey Städten Roſtock, Boizenburg und Dömitz erreichen können. Die hierüber von den daſigen Acciſe- und Zollbedienten geführten Regiſter ergeben, daſs in den zehen Jahren von 1782 bis 1791, im Durchſchnitte jährlich, aus Roſtock 6255 Laſt 60 Scheffel, aus Boizenburg theils zu Waſſer, theils zu Lande, 1846 Laſt 66 Scheffel, und aus Dömitz 276 Laſt 86 Scheffel, zuſammen 8379 Laſt 2 Scheffel Getreide, jede Laſt zu 100 Scheffel gerechnet, ſind ausgeführet worden. Die Ausfuhr des Winterkorns war gedoppelt gröſser, als die des Sommerkorns, und die Summe des Rockens gegen die des Weizens ging noch über dieſes Verhältniſs hinaus. Da nun, wie bekannt, in Mecklenburg wie in allen nördlichen Provinzen Deutſchlands, auch der inländiſche Verbrauch des Rockens den inländiſchen Verbrauch des Weizens weit übertrifft; ſo ſieht man, daſs der Anbau des Rockens weit ſtärker, als der des Weizens, daſelbſt betrieben werde. Das ſtimmt auch mit der Beſchaffenheit des daſigen Bodens gut überein: denn, nach des Vf. Angabe (S. 30) wird dort nur ⅓ der Aecker für tauglich zum Weizenbaue allgemein angenommen. Da der Vf. ferner bemerkt, daſs der Ertrag der daſigen Erndten von Winter- ſowol als Sommergetreide nicht einmal aufs fünfte Korn, im Durchſchnitte jährlich, ſicher geſchätzt werden könne, und ein groſser Theil von Mecklenburg mit Waldungen und Landſeen angefüllt iſt; ſo wird die Behauptung, daſs dieſes Land *gröſſtentheils aus fruchtbaren* und *cultivirten Feldern*, beſtehe, ſehr zweifelhaft gemacht. Wenigſtens würde es hiernach nicht zu den vorzüglich kornreichen Gegenden Deutſchlands gerechnet werden können.

Minder zuverläſſig iſt die nun folgende Beſtimmung der Exportation aus den übrigen Städten des Landes und ihres Totalbetrags: denn ſie beruht auf bloſsen Wahrſcheinlichkeiten, und beſteht darinn, daſs von dieſen letztern ⅓, von den erſtgedachten drey Handelsplätzen aber ⅔ jenes Betrages jährlich ausgeführet werden, und daſs die Kornexportation des ganzen Landes 21,094 Laſt 7 Scheffel, oder 2 Millionen 109,407 Scheffel, jährlich, und zwar zu ⅔ an Winter- und zu ⅓ an Sommerkorne zu ſchätzen ſey. Hiezu müſste nun eigentlich noch die in allen ſolchen Berechnungen, zu ihrer nöthigen Vollſtändigkeit, erfoderliche, aber gemeiniglich eben ſo, wie hier, mangelnde Summe des in ausgeführte Branteweine, Biere, Stärke etc. verwandelten Getreides hinzukommen.

Auf dieſe Vorderſätze gründet der Vf. ſeine Zweifel gegen die Richtigkeit des in zwey Schriften unter dem Titel: *unmaaſsgebliches politiſches Bedenken über die Schiffbarmachung der Elbe*, und *noch etwas über die Schiffbarmachung der Elbe*, angegebenen Betrages ſowohl des auf der Elbe auszuführenden Getreides, als auch der davon erfolgenden Einkünfte. Da nämlich jene Exportation nicht höher als auf ⅓ des obigen ganzen Betrags, und ſonach nur auf 550,000 Scheffel gerechnet werden könne; ſo würden durch das in Anſchlag gebrachte Schleuſengeld nur 29,791 Thaler jährlich zu erheben ſeyn, hievon, die nothwendigen Ausgaben abgerechnet, für die Actionärs 12,701 Thaler, und folglich auf die von ihnen, nach dem Anſchlage, zu verwendende Summe von 700,000 Thalern nur eine Verzinſung zu 1⅘, keinesweges aber zu 10 Procent übrig bleiben.

Der Vf. geſteht ſelbſt; dieſen für Mecklenburg überaus wichtigen Gegenſtand nicht in ſein völliges Licht geſetzt, ſondern nur einzelne, dazu dienliche Materialien geliefert zu haben. Als ſolche verdienen ſie auch allerdings geſchätzt, und von ſachverſtändigen Männern näher geprüft und berichtigt zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Cruſius: *Fordern groſse Tugenden oder groſse Verbrechen mehr Geiſteskraft?* Ein philoſophiſches Geſpräch von *Georg Henrici*. 1795. 1ter Th. 192 S. 2ter Th. 136 S. 8.

Der Gang der Schrift iſt dieſer: In der ganzen Frage, ſo wie ſie auf dem Titel und am Eingang des Geſprächs aufgeſtellt iſt, liegt eine kleine Unbeſtimmtheit, die der Vf. wie er verſichert, abſichtlich nicht wegnehmen wollte. Die Begriffe von groſsen, tugendhaften Thaten und groſsen Verbrechen ſind nämlich äuſserſt ſchwankend, denn ſelbſt Gröſse hat verſchiedene Grade; es giebt viele tugendhafte Thaten und viele Verbrechen, welche an intenſivem Gehalt ſehr verſchieden und gleichwohl alle groſs ſeyn können, und da es bey jeder groſsen That vorzüglich auch auf die Menge von äuſserlichen Schwierigkeiten ankommt, welche von der geiſtigen Kraft überwunden werden müſſen: ſo wird nach Maasgabe dieſer in manchen Fallen eine groſse tugendhafte That, und wieder in andern ein groſses Verbrechen mehr Geiſteskraft fodern; man wird nie im allgemeinen ſagen können, daſs zu einer groſsen tugendhaften That mehr Geiſteskraft gehöre als zu einem groſsen Verbrechen. Um nun dieſen Zweydeutigkeiten auszuweichen, ſetzte der Vf. bey den groſsen tugendhaften Thaten, wie bey den groſsen Verbrechen die er mit jenen vergleichen wollte, gleiche äuſserliche Schwierigkeiten voraus — und nahm blos auf die verſchiedene Wirkſamkeit der Seelenkräfte, wie ſie bey beiden Arten von Handlungen ſichtbar wird, und auf die Art des Eindrucks, welchen die Triebfedern der Tugend und des Laſters auf die innern Kräfte des Gemüths machen, Rückſicht. Daher ſuchte er vor allen Dingen den Begriff von Tugend und Laſter aufs ſchärfſte zu beſtimmen, um die Veränderungen zu beobachten, welche die Vorſtellungen von Tugend oder von Laſter in dem Gemüth des Handelnden wirken; die Triebfedern ſind nemlich (ſo lehrt er) frey von ſelbſtſüchtigen und groben eigennützigen Zwecken, und müſſen von der Achtung fürs Geſetz, von einer vernünftigen Freude an den guten Thaten hergenommen ſeyn; da hingegen die Triebfedern des Laſterhaften nicht von vernünftigen und wohlthätigen Maximen, ſondern von leidenſchaftlichen grobſinnlichen Zwecken entlehnt ſind. Nun liegt es in der Natur unſers ſinnlich vernünftigen Weſens, daſs jede Leidenſchaft und folglich auch jede leidenſchaftliche Vorſtellung einen ſtärkern Eindruck auf unſere denkende und vorſtellende Subſtanz macht, als die reinen Motive der Vernunft und blos vernünftige Vorſtellungen; die vernünftigen Triebfedern der Tugend können alſo die Kraft zum Handeln nicht ſo ſtark reizen, als die leidenſchaftlichen Zwecke des Laſters. Eine Kraft aber, die bey gleich äuſserlichen Schwierigkeiten in der bloſsen Vorſtellung des Gegenſtandes weniger innern und ſinnlichen Reiz findet, muſs bey Ausführung dieſer Handlung mehr innere und geiſtige Kraft aus ſich ſelbſt nehmen. Die Frage iſt alſo entſchieden; da bey den überſinnlichen und geiſtigern Motiven zur Tugend jener innere und ſinnliche Reiz viel geringer iſt, als bey leidenſchaftlichen Vorſtellungen des Laſters, ſo muſs mehr innere und geiſtige Kraft aus uns ſelbſt genommen werden; die tugendhafte Handlung fodert alſo mehr Geiſteskräfte. So ſehr wir mit dem Vf. in Rückſicht auf das letzte Reſultat ſeiner Unterſuchung einſtimmig ſind, ſo ſcheint uns doch der Gang, den er bey ſeinen Unterſuchungen gewählt hat, nicht der beſte; auch ſind die hier ſo nöthigen Unterſcheidungen nicht genau genug, und die Begriffe und Schlüſſe, durch die er auf ſeine Reſultate geführt worden, nicht immer richtig. Hier nur einige Beyſpiele des letztern. Der Vf. nennt 1ſten Th. S. 36 Sünde eine illegale Handlung, die der Menſch aus unreinen Abſichten unternimmt: unreine Abſichten aber ſind nach ihm nicht ſowohl böſe Abſichten, als vielmehr ſelbſtſüchtige Zwecke, Befriedigung der Leidenſchaften, der herrſchenden Neigungen; dagegen tadelt er die Definition einiger neuen Philoſophen, welche Sünde für eine illegale Handlung aus Mangel an Achtung gegen das Geſetz erklären, weil ſie zu weit ſey, in dem ihr zufolge auch illegale Handlungen aus Unwiſſenheit, die doch in vielen Fällen keine Verſchuldung haben, unter den laſterhaften begriffen ſeyn müſsten. Uns dünkt vielmehr die Definition des Vf. viel unrichtiger, denn wenn er Sünde eine illegale Handlung aus unreinen Abſichten nennt, ſo fragt ſich 1) ob nicht auch eine legale Handlung, wenn ſie aus Mangel der Achtung fürs Geſetz, oder wie ſich der Vf. ausdrückt, aus unreinen Abſichten entſprungen, Sünde heiſse, denn, ſeiner eigenen Ueberzeugung nach, kommt es ja auf die Geſinnung oder die Quelle an, aus welcher die Handlung gefloſſen iſt; daſs ſie legal und nicht illegal iſt, hebt daher das Sündhafte derſelben nicht auf. 2) der Ausdruck: *unreine Abſichten*: fodert eine neue Erläuterung, worinn denn dieſe beſtehen, und nach der Meynung des Vf. ſind ſie nicht ſo wohl böſe, als ſelbſtſüchtige Zwecke, Befriedigung der Leidenſchaften etc. Allein entweder geſchieht dieſe Befriedigung der Leidenſchaft, ohne daſs dadurch die Achtung gegen das Gebot verletzt wird, dann iſt die Handlung nicht ſündhaft, ſonſt müſste alles, was aus Sinnlichkeit flieſst, bloſs ſofern und weil es daraus flieſst, ſündhaft ſeyn, was der Vf. ſelbſt nicht annimmt. Oder die Befriedigung geſchieht

nicht, ohne dafs durch dieselbe die Achtung gegen das Gesetz verletzt wird; dann ist die Handlung allerdings sündhaft; aber dann ist der Vf. genöthigt, diese Bestimmung in seine Definition hinein zu tragen, nicht aber sie zu verwerfen. Der Einwurf gegen dieselbe, dafs sie zu weit sey, indem sonst auch illegale Handlungen, die aus unverschuldeter Unwissenheit stammen, sündhaft genannt werden müssen, ist gar nicht passend, denn weis man nicht, was Vernunft gebietet, und ist dieses Nichtwissen selbst unverschuldet, so findet Mangel der Achtung gar nicht statt, und die Handlung kann also unmöglich sündhaft seyn. Die Triebfedern des Lasters setzt der Vf. darein, dafs sie nicht von vernünftigen und wohlthätigen Maximen, sondern von leidenschaftlichen, grobsinnlichen Zwecken entlehnt seyn; dahingegen die Triebfedern der Tugend frey von selbstsüchtigen und groben eigennützigen Zwecken, von der Achtung fürs Gesetz, von einer vernünftigen Freude an der guten That hergenommen seyen. Allein das feinere sinnliche ist immer auch sinnlich und also von grobsinnlichen nicht wesentlich und der Art nach unterschieden; auch wohlthätige Handlungen, wenn ich sie blofs um das süfse Vergnügen des Wohlthuns zu geniessen vornehme, haben daher keinen moralischen Werth, und selbst vernünftige Handlungen sind desselben beraubt, so lange ich unter solchen blofs diejenigen Handlungen verstehe, welche mich nach richtigen Begriffen zu gröfseren Glücke führen. S. 48 heifst es: „Eine That wird den Charakter der Gröfse tragen, wenn ihre beiden wesentlichen Bedingungen, die sichtbaren Veränderungen in der Sinnwelt, und ihre Kausalität, sich über die gewöhnlichen Erscheinungen *der* Art erheben" und gleich nachher „die sichtbaren Veränderungen, welche das Materiale ausmachen, können nur dann grofs genennt werden, wenn sie mehr als einen gewöhnlichen Einfluss auf den sinnlichen oder intelligiblen Zustand der Menschen haben." Allein warum soll eine Handlung nicht schon dann grofs genennt werden, wenn die Kraft, welche sie hervorbringt, ungewöhnlich grofs ist, oder doch in diesem Fall mit nicht gemeiner intensiver Stärke handelt; da ja die daraus erfolgenden sichtbaren Veränderungen in der Sinnenwelt nur etwas Zufälliges sind; wenn ein Mensch, der mit einer einzigen, von niemand entdeckbaren, Lüge seinen höchsten Wunsch befriedigen, (z. E. die Macht über Königreiche erlangen könnte) die Lüge nicht sagt, und dann gegen seine Erwartung jene Wünsche dennoch befriedigt werden, alles dieses aber weiter niemand erfährt, so ist nach dem Vf. dieselbe (aufser dem, was im intelligiblen des freyen Willens vorging) gar keine, vielweniger eine über die gewöhnlichen Erscheinungen sich erhebende Veränderung in der Sinnenwelt vorgegangen; allerwenigstens wäre es nöthig gewesen, diese Sätze näher zu bestimmen, so wie überhaupt eine ausführliche und genauere Bestimmung dessen, was sich über die gewöhnlichen Erscheinungen der Art erhebt, (worinn der Vf. eben die Gröfse setzt) sehr nützlich gewesen seyn würde. S. 28 derjenige, der lügt und betrügt, um sein Vaterland, seine Eltern, seinen Freund zu retten, ist ein schätzenswerther Bürger, ein nützlicher und tugendhafter Mensch. Nur vor einem unsinnigen Tribunale kann er verdammt werden." Welche Vorstellungen! Lebon ist also ein schätzenswerther Mann, indem er blofs, um seinen Freund, das Ungeheuer Robespierre, zu retten, gelogen, betrogen, gestohlen und gemordet hat, und wie kann man denn bey dieser Vorstellungsart noch von Verbrechen, die dem Staat nützlich seyen, reden, wie der Vf. S. 52 thut. Unter dieser Voraussetzung sind sie ja nicht mehr Verbrechen, beständiger und fortdaurender Nutzen ist der einzige Charakter, woran wir das Wahre, Gute und Schöne erkennen, alle drey haben einerley Criterien, sie, die doch wesentlich von einander verschieden und alle etwas ganz anders als das nützliche sind? Wie kann z. B. Schönheit, die sich eben dadurch unterscheidet, dafs sie ohne Interesse gefallt, blofs durch den Nutzen bestimmt werden? Das Kapitel, welches von der Moral der Religionen handelt, ist äufserst seicht und verworren. — Alles — nicht nur die unter sich so unterschiedenen geoffenbarten Religionen, sondern auch geoffenbarte und Vernunftreligion werden in eine Klasse geworfen und verdammt, und die Begriffe, welche die aufgeklärtesten Philosophen aufgestellt haben, nicht unterschieden von denjenigen, welche der dummste Aberglaube ausgeheckt hat. So sagt der Vf. ganz im Allgemeinen, S. 45. „die Religion, statt den Menschen aufzuklären, richtete immer ihr Bestreben dahin, ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten." So seicht die Begriffe unsers Philosophen von Moralität und Religion sind, so seicht und falsch sind auch seine Begriffe vom Schönen. S. 119 sagt er: „Diese Bemerkungen können dazu dienen, uns zu zeigen, wie die Begriffe vom Guten und Schönen, *welche das nämliche bedeuten*, und die immer etwas bezeichnen, das Wesen unserer Art *nützlich*, *angenehm*, *vortheilhaft* interessant ist, sich bilden, und gleich nachher: wir nennen das Schön, das unsere Augen auf eine so angenehme Art rührt, dafs wir die Fortdauer wünschen." — Doch wir glauben nun genug bewiesen zu haben, dafs des Vf. Philosophie über die wichtigsten Gegenstände, Moral und Religion, seicht und sogar häufig widersprechend sey; desto mehr erregt die Keckheit, mit welcher er den verdientesten Moralisten und Religionslehrern Hohn spricht, Unwillen und Verachtung und desto lächerlicher werden die Declamationen, in die er sich gerade bey solchen Materien am meisten verliert.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwartigen Zeitalters* von *Josias Friederich Christian Löffler* Oberconsistorialrathe und Generalsuperintendenten zu Gotha. 1795. 232 S. 8.

Ausgesuchte Materien aus dem Gebiete der Sittenlehre im weitläuftigen Sinne; diese Themata in einer lichtvollen Ordnung, mit allem dem Scharfsinne und aller der Gründlichkeit ausgeführt, deren Kanzelvorträge nur immer fähig seyn können; ein Vortrag, der im Ganzen nur auf den Verstand gerichtet ist, aber dessen ungeachtet der beabsichtigten Wirkung auf das Herz nur selten verfehlt; eine Menge fruchtbarer Beobachtungen über den Geist des Zeitalters in Rücksicht auf Religion

und

und Sittlichkeit; eine kraftvolle mit Würde verbundene edle Schreibart, die jede müssige Tirade, jede Blume die nur Blume ist, deren man aber doch oft selbst bey den besten Kanzelrednern zu bemerken Gelegenheit hat, jede rednerische Wendung, deren Wirkung nur für das Ohr berechnet seyn dürfte, durchaus verschmähet, und eine männliche Freymüthigkeit in Vertheidigung der heiligen Rechte der Wahrheit und der zweckmäfsigen Aufklärung des menschlichen Verstandes in der Religion — dies zusammengenommen machen die Vorzüge dieser kleinen Predigtsammlung aus. — Der Inhalt derselben ist folgender: I) *Von dem Werthe der Erleuchtung in der Religion.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1793. II) *Die enge Verbindung der Wahrheitsliebe und der Tugendliebe.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1794. III) *Der Werth einer gewissenhaften Obrigkeit besonders in unserer Zeit.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes. 1793. IV) *Was die Freunde der Religion zu thun haben, um das Christenthum auf immer in Achtung zu erhalten.* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. V) *Die obrigkeitliche Gewalt ist von Gott.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes. 1794. VI) *Dafs der herrschende Geist des Christenthums die Ruhe jeder bürgerlichen Gesellschaft sichere und sie vor gewaltsamen Erschütterungen bewahre.* Am 23sten Sonntage nach Trinitatis. VII) *Ueber die Frage: Woran kann der Verfall der Religion in irgend einem Zeitalter erkannt werden?* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. 1794. VIII) *Die Freude eines sich glücklich fühlenden Volkes am ersten Tage des Jahres.* Am Neujahrstage. 1795. IX) *Rede bey der Ordination des bey dem Herzogl. Reichscontingente ernannten Feldpredigers.* Am zweyten Osterfeyertage. 1795. Schon aus dieser Inhaltsanzeige kann der Leser abnehmen, wie in diesen Vorträgen ganz eigentlich auf die Vorfalle und den herrschenden Geist des gegenwärtigen Zeitalters Rücksicht genommen worden. Es wird, hofft Rec., niemanden für welchen jene Aufgaben das gehörige Interesse haben, gereuen, sie mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. In der Vorrede untersucht der Vf. die Frage: Ob und in wiefern der Prediger auf wichtige Begebenheiten und herrschende Meynungen der Zeit Rücksicht nehmen könne und solle. Die Gränzen scheinen Rec. genau angegeben zu seyn, innerhalb welchen er sich hierbey halten müsse. Der Religionslehrer darf sich bey dem Kampfe verschiedener Parteyen über politische Gegenstände an keine anschliefsen, sondern mufs allen ihre Pflicht vorhalten und sie an die Mäfsigung erinnern, bey welcher allein Vereinigung der Gemüther und ein dauerhafter Friede möglich ist. „Dabey, sagt der Vf. S. VII. kann ihm zwar begegnen, dafs er den wärmern Mitgliedern aller Parteyen mifsfalle, deren Leidenschaft sich keinen Begriff davon machen kann, wie man unter Parteyen ohne Partey seyn könne. Aber diese Besorgniss darf ihn, nach meiner Einsicht, nicht von dem ihm obliegenden Berufe abschrecken, die Begriffe zu berichtigen, und beide Theile an ihre Pflicht zu erinnern." Und diesen Grundsatz hat Hr. *L.* durchaus auf das strengste befolgt. Die Rede bey der Ordination des Feldpredigers *Lange* ist ein Muster, wie eine solche Handlung erbaulich gemacht werden könne. Rec. kann sich nicht enthalten eine Stelle daraus abzuschreiben. „Diese Lehren (S. 222 ff.), über die kein Christ zweifelhaft seyn kann, diese Lehren, die unser Herz bessern und veredlen, die den Lasterhaften beschämen, die uns gerecht, menschlich und demüthig machen, die, bey einem guten Gewissen, uns Trost und Beruhigung gewähren, die uns mit Muth und Heiterkeit selbst im Tode erfüllen — *diese* Lehren, die Jesus selbst lehrte, *über die kein Streit ist*, und die zu ernsthaft sind, als dafs sie einen Spott erlaubten — *diese* sind es, die Sie, als christlicher Lehrer, immer im Andenken erhalten, an die Sie in allen Vorträgen erinnern, deren Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit Sie überall fühlbar machen, und deren Wirksamkeit Sie befördern sollen. Je wichtiger Ihnen dieser Rath ist, je sorgfältiger Sie alle jene unfruchtbaren Fragen, welche mehr Gegenstände einer müfsigen Neugier, als des kirchlichen Unterrichts sind, von Ihren Vorträgen ausschliefsen, und je mehr Sie dagegen die ewigen Wahrheiten der Religion, von welchen die Heiligung und Beruhigung der menschlichen Gemüther abhängt, zu Ihrem beständigen Inhalte wählen; um desto gewisser werden Sie Ihren Beruf, als christlicher Lehrer, erfüllen; um desto mehr wird es Ihnen auch in unserer Zeit gelingen, das Christenthum in Achtung und Würde zu erhalten. — Aber Sie sind nicht blofs Lehrer des Christenthums überhaupt, sondern Sie sind es mit der besondern Bestimmung, als *protestantischer* Lehrer, nach den Kirchengesetzen unseres Landes. — Es ist wenig, woran ich Sie in dieser Rücksicht zu erinnern habe, weil ich überzeugt bin, oder vielmehr, weil es nothwendig ist, *dafs Sie ein so viel besserer protestantischer Lehrer seyn werden, ein je besserer christlicher Sie sind.* Ich setze daher blofs einen Wunsch und eine Warnung hinzu: Möge Sie stets der Geist und das Beyspiel der Männer beseelen, die die ehrwürdigen Stifter unserer Kirche sind! Mögen Sie stets ihr unsterbliches Verdienst ehren, und, mit ehrerbietiger Rücksicht auf ihre Schriften und unsere öffentlichen Bekenntnifsbücher, sich nie verleiten lassen, *da von ihnen abzuweichen, wo die heilige Schrift auf ihrer Seite ist, wo das Ansehen Jesu selbst für sie streitet!*"

1) Dessau, b. Heybruch, auf Kosten des Verfassers: *Kommunionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, nebst einem kleinen *Gesangbuch* von einigen vorzüglich guten Liedern. Der Köllnischen Vorstadtgemeine in Berlin bey der Feyer ihres hundertjährigen Kirchenjubiläums gewidmet von *Karl Rudolph Richter*, zweytem Prediger an genannter Kirche. 1795. Kommunionbuch, 103 S. Vorbericht XXIII S. Gesangbuch 79 S. Vorber. VI S. nebst 1 Kupfer. (16 gr.)

2) Schweinfurt, b. Morich, auf Kosten des Vf.: *Beicht- und Kommunionbuch für Freunde Jesu*, von *Johann Peter Voit*, Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Johann, wie auch Professor an dem Gymnasium zu Schweinfurt, und des königlich-preufsischen Instituts der Moral und schönen Wissenschaften auf der Akad. zu Erlangen ordentl. Mitgl. 1795. 280 S. 8.

Beide Vf. bemerken mit Recht, dafs neue Kommunionbücher nicht für überflüssig zu halten sind, wenn wir

gleich jetzt verschiedene gute Bücher dieser Art besitzen, weil ein jedes in seinem Kreis mehr Gutes wirken kann, als ein anderes, das weniger bekannt ist. Freylich wird N. 2. gegen N. 1. sehr im Schatten stehen, und Rec. muss bekennen, dass er erst bey N. 1. sich von der etwas ermüdenden Lesung von N. 2. wieder erhohlt habe. Besonders ist die Anweisung zur Selbstprüfung sehr unvollständig, da Hr. *V.* nichts von den Gesinnungen, welche man zu prüfen hat, bemerkt, nur einige Pflichten nach den besondern Ständen durchgeht, ohne die übrigen zu berühren. Weit mehr Lehrreiches wird der Leser bey Hn. *R.* finden. Den vorzüglichsten Inhalt machen bey ihm sehr zweckmäfsige und fafsliche Abhandlungen aus, ein Dialog Christi mit seinen Schülern bey Einsetzung des heil. Abendmahls, den Rec. weniger zusammengezogen gewünscht hätte, von dem Zweck des heil. Abendmahls, Ermunterung zur christlichen Selbstprüfung, Trost und Beruhigung für erweckte Lasterhafte, Ermahnung an junge Christen, die zum erstenmal das heil. Abendmahl feyern wollen, und das Verhalten Jesu in den 6 letzten Stunden seines irdischen Lebens. Etwas vorzügliches bey N. 2. ist der reiche Vorrath von Beichtformeln, Gebeten und Selbstbetrachtungen, den der Vf. geliefert hat, woraus der gröfste Theil des C. B. besteht. Diese haben das Gute, dass für die verschiedenen Fälle sehr gesorgt ist, dass sie sehr fafslich und frey von mystischen Ausdrücken und Vorstellungen sind. Aber dagegen sind sie mehrentheils ziemlich matt und kraftlos, und es herrscht in ihnen eine unangenehme Einförmigkeit, alle haben den gewöhnlichen Zuschnitt. Die Selbstbetrachtungen drücken mehr Wärme und Empfindung aus, eben so auch einige Gebete, z. E. S. 140 das Gebet für einen Hausvater (eines Hausvaters) in der Stille. Aber das Gebet S. 108 für einen bekümmerten Christen ist besonders sehr fade und nonsenfikalisch. Gebete sind in N. 1. nicht befindlich, wie Rec. doch sehr gewünscht hätte, da von Hn. *R.* nichts Gemeines zu erwarten war, und Gebete mit Geist und Würde für den gemeinen Christen wirklich Bedürfnifs sind und viel Gutes stiften können; aber die paranetischen Anreden, z. E. an seine Katechumenen und die Selbstbetrachtungen als die über das Andenken an den Tod etc. S. 99 sind defto herzerhebender und rührender. Der Stil ist in N. 2. der gewöhnliche Postillenton, viele biblische Stellen besonders aus dem alten Testamente sind ohne alle Erklarung eingewebt, und nicht selten stofst man auf folgende unverständliche Ausdrücke: *hinterstelliger Zeit*, die *Rechte* Gottes halten, seine Glieder zu *Waffen der Ungerechtigkeit* gebrauchen, Gott *prüfet* Herzen und *Nieren* u. d. g. In N. 1. zeichnet sich dagegen der Stil durch einen hohen Grad von Simplicität, Popularität und Annehmlichkeit aus, und die in den angeführten Schriftstellen vorkommenden unverständlichen Ausdrücken und Sachen sind alle kurz oder weitläuftiger erklärt worden.

Beiden Communionbüchern ist eine *Sammlung von neuen geistlichen Liedern* beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris*, b. Onfroy: *Le bon Jardinier, Almanach pour l'an quatrieme de la republique francoise* (1795), contenant ce qui concerne la culture générale de toutes les plantes potagéres, des arbres fruitiers, des Oignons, plantes á fleurs etc. avec un Supplement pour la presente année. Par. J. F. *de Grace* 16me XX S. 503 S. Dieser Almanach, der bereits seit vielen Jahren in Paris jährlich herauskömmt, und eine geraume Zeit lang sich von den gewöhnlichen Gartenbüchern nicht unterschied, hat seit ein paar Jahren sehr beträchtliche Vermehrungen und Verbesserungen erhalten, so dafs in seiner jetzigen Gestalt er nicht allein dem gemeinen Gärtner, für welchen er anfänglich bestimmt war, sondern auch den Liebhabern der feinern Gärtnerey nützlich werden kann.

Zuerst der neue französische Kalender, nebst der gemeinen Zeitrechnung gegenüber, und einer kurzen Einleitung. Alsdann im ersten Kapitel einige allgemeine Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die verschiedenen Arten des Düngers, Anlage der Mistbeete, die beste Zeit zum Saen und Pflanzen nach dem alten französischen Kalender und dem Klima von Paris, zuweilen mit Rücksicht auf die südlichen Provinzen Frankreichs. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich blofs mit dem Küchengarten; die Pflanzen sind nach dem Alphabet geordnet; zuerst der französische Trivialnahme, alsdenn der Linneische systematische; die Art der Vermehrung, der einer jeden Pflanze zuträglichste Boden; die verschiedenen Abarten, die durch die Kultur hervorgebracht werden. Die Gewürzhaften Pflanzen, die man in einem französischen Küchengarten gewöhnlich anzutreffen pflegt, nebst den vornehmsten bisher in Frankreich eingeführten Futterkrautern, worunter sich auch einige Grasarten befinden, machen den Beschluss dieses Kapitels. Das dritte Kapitel hat den Frucht- und Obstgarten zum Gegenstand; im Anhange eine sehr gute Anleitung zur Anlage eines Treibhauses für Ananas und ähnliche Pflanzen. Die Obstarten sind nach den französischen Trivialnahmen in alphabetischer Ordnung aufgeführt; bey den Hauptsorten, die nicht blofs Spielarten sind, die lateinische Nomenclatur nach Linné. Das vierte Kapitel ist den Blumen und Lustgärten bestimmt, und das weitläuftigste und ausführlichste. Im ersten Abschnitte die verschiedenen Zwiebel und Knollengewächse der französischen Lustgärten; sehr umständlich über ihre Cultur, und die beste Weise, sie nach holländischer Art aus dem Saamen zu erziehn. Der zweyte Abschnitt *Plantes d'agrement* überschrieben, enthält nach des Rec. Meynung doch mehrere Pflanzen, die weit eher in einen botanischen, als blofsen Lustgarten gehören, und die sich durch kein in die Augen fallendes Ansehn besonders auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält ein alphabetisches Verzeichniss solcher Bäume und Stauden, deren man sich zur Anlage der sogenannten englischen Gärten, die der Vf. lieber *Jardins Paysagistes* nennen will, zu bedienen pflegt. Da unter den angeführten Gewachsen viele ausländischen Ursprungs sind; und sich nur nach und nach an das Klima von Frankreich gewöhnen, so hat der Vf. die dabey zu beobachtende Wartung zum Theil sehr umständlich angeführt. Rec., der öfters Gelegenheit gehabt hat, die Pariser Gärten zu besuchen, kann der Methode, die man daselbst, besonders in dem ehemaligen königlichen Garten bey Wartung vieler ausländischen Gewächse befolgte, keinesweges seinen Beyfall schenken. Die meisten werden zu weichlig gehalten, schiefsen zwar anfänglich schnell in die Höhe, bleiben aber in der Folge Krüppel, und viele gehen aus, noch ehe sie zur Blüthe kommen. Dieser unzweckmäfsigen Behandlung ist es wahrscheinlich beyzumessen, dass viele von Dombey aus Peru gebrachten Bäume und Stauden, noch ehe sie eine gewisse Starke erreicht, umgekommen und für die Pariser Gärten, wenigstens vor der Hand verlohren sind. Die nämlichen Gewächse sahe Rec. im königl. Garten zu *Kew* im schönsten Wachsthum, viele dauern dort sogar im freyen bey einer sehr mäfsigen Bedeckung aus, und tragen jährlich Früchte. In den Gärten, die der Herz. v. Orleans zu Monceaux und Raincy vor der Revolution, durch englische Gärtner unterhalten liefs, war die Behandlung weit zweckmäfsiger, und hätte verdient von den französischen Gärtnern nachgeahmt zu werden.

Den Beschluss dieses Almanachs machen verschiedene Register über die darin abgehandelten Materien; das Supplement enthält einige einzuschaltende Zusätze und Verbesserungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Fordern grosse Tugenden oder grosse Verbrecken mehr Geisteskraft?* Ein philosophisches Gespräch von *Georg Henrici*. 1795. 1ter Th. 192 S. 2ter Th. 136 S. 8.

So reich unser Zeitalter an jungen philosophischen Schriftstellern ist, welche die treu fleisig erlernten Dogmen ihrer mündlichen oder schriftlichen Lehrer in trockner Kürze oder in wäsriger Ausdehnung wiederholen, und dem Freunde einer den Geist stärkenden und die Phantasie belebenden Lectüre, bald durch magere Dürftigkeit, bald durch geist- und geschmacklosen Wortschwall die Lust an Lesung sogenannter philosophischer Schriften, (wenige Originalwerke ausgenommen) verleiden: so klein ist dagegen die Zahl der Schriftsteller über philosophische Gegenstände, die mit einem Reichthum geläuterter Begriffe, mit der Gabe der Deutlichkeit und Bündigkeit des Räsonnements jene lebhafte Phantasie und den veredelten Geschmack, mit einem Worte das Talent einer Darstellungsgabe vereinigen, die eben so sehr den Ungeübten in das Interesse der philosophischen Untersuchung hineinzieht, als den Geübtern mit Lust bey einem Gegenstande verweilen läst, der zwar schon öfter sein Nachdenken beschäfftigt hat, der aber durch neue Beziehungen und Verhältnissen, worinn er erscheint, ihm neues Interesse und eine wiederholte Betrachtung abgewinnt. Wir freuen uns, den Lesern der A. L. Z. an Hn. *Henrici* eine so interessante Bekanntschaft verschaffen zu können, dessen erster schriftstellerischer Versuch dem Rec. Anlass gegeben hat, seine Anzeige mit dieser allgemeinen Anmerkung einzuleiten.

Die Frage, welche der Vf. zu lösen versucht, ist nicht nur wichtig für die Speculation, sondern auch in hohem Grade praktisch interessant. Die *Grösse* hat für den Menschen überhaupt, vornehmlich für den jungen, feurigen Kopf, etwas Anziehendes und manche Ausschweifung des Geistes, manches Verbrechen hat vielleicht sein Daseyn diesem Triebe und dem, durch Leidenschaft erzeugten und durch einseitige Vernünftley unterstützten, ja selbst von unbedachtsamen Schriftstellern, z. B. von *Pitaval* in seinen *denkwürdigen Rechtsfällen* begünstigten Wahn einer vorzüglichen Grösse und Stärke des Geistes, welche sich in grosen Verbrechen offenbaren soll, zu verdanken. Die Aufklärung des Verstandes über diese der Leidenschaft öfters willkommene Meynung, und die Berichtigung derselben durch mehrseitige Ansicht des Gegenstandes, welche Hr. *H.* unternommen hat, ist daher nicht nur für die Psychologie, sondern selbst für die Moralität verdienstlich.

Um diesen Endzweck auszuführen, schickt der Vf. vorerst eine sehr scharfsinnige Entwicklung und fassliche Erläuterung der Begriffe von Tugend, von Verbrechen, von Gröse, von Kraft und Geisteskraft voraus, und indem er den Gedanken einleuchtend macht, dass das grose Verbrechen mehr durch äusere Kraft der Leidenschaft und des Temperaments unterstützt wird, die grose tugendhafte That aber jedesmal mit mehrern und grössern, äusern und innern, Hindernissen zu kämpfen hat, welche der Thäter lediglich durch innere eigenthümliche Kraft überwinden mus, führt er endlich seine Untersuchung zu dem Resultat hin, dass ächte Tugend allein wahre Grösse des Geistes verrathe.

Eine solche Materie in dialogischer Form auszuführen, würde wenigen jungen Schriftstellern in dem Maass gelungen seyn, als dem Vf., welcher wirkliches Talent zur Sokratischen Methode besitzt. Kürzer hätte sich die Untersuchung freylich abthun lassen, wenn es blos um einen logisch aufgestellten Beweis des Hauptsatzes zu thun gewesen wäre; ein angenehmerer Weg zur Ueberzeugung ist aber unstreitig derjenige, welchen der Vf. gewählt hat, und gewis ist er auch derjenige, welcher zu mehrern interessanten Erörterungen wichtiger Nebengedanken führte.

Von einer Seite dürfte sich vielleicht noch mehr Licht auf den abgehandelten Gegenstand werfen lassen. Eine weiter fortgesetzte Zergliederung des Begriffes von Moralität, als diejenige, welche Hr. *H.* vorausschickt, würde auf die Merkmale des absoluten höchsten Zwecks und der freyen, selbstständigen Ausführung desselben, und dadurch zu gewissen Charakteren der Grösse geführt haben, wogegen die Zwecke und Maximen des Verbrechers durchaus als kleinlich und eingeschränkt erscheinen. Der beträchtliche Aufwand von physischer Kraft, den der sogenannte grose Bösewicht macht, um seine kleinen Zwecke zu realisiren und seine niedrigen Maximen zu befolgen, verräth mehr als irgend etwas die Kleinheit der eigenthümlichsten Kraft des Geistes, nämlich des Beurtheilungsvermögens, welches den Werth der Mittel und Zwecke mit einander zu vergleichen und gehörig zu schätzen weis.

Ueber die Definition der *Sünde* streitet sich der Vf. (Theil I. S. 35 f.) mit den neuern Philosophen. Bey diesem Streite scheint einiger Misverstand obzuwalten. „Auch bey dem Laster (sagt er), wie bey der Tugend, wird uns die *blose Illegalität* einer Handlung nicht berechtigen, sie unter die Lasterhaften zu zählen. Man begnügt sich zwar gewöhnlich damit, dass man Laster und Sünden auf diese Illegalität einschränkt, oder man

ſetzt höchſtens noch hinzu: „wenn ſie *aus böſen Abſichten* geſchehen.“ Allein auch dieſer Zuſatz befriedigt mich nicht. Der Menſch begeht die wenigſten böſen Thaten, bloſs *um Böſewicht zu ſeyn*, oder mit dem ausdrücklichen boshaften *Vorſatz, zu ſchaden*, es ſind gewöhnlich Leidenſchaften und die Reize des Laſters, wodurch ſich ſeine Sinnlichkeit verführen läſst. Einige neuere Philoſophen erklären eine Sünde für eine illegale Handlung *aus Mangel an Achtung gegen das Geſetz*; eine Beſtimmung, die ſchon vielmehr Wahres enthält, nur daſs ſie mir etwas zu weit ſcheint, daſs ſie auch alle illegale Handlungen aus Unwiſſenheit, die doch in vielen Fällen *keine Verſchuldung haben*, unter den Laſterhaften begreift; denn Mangel an Kenntniſs des Geſetzes ſchlieſst immer einen *nothwendigen* Mangel an Achtung in ſich. Laſſen Sie uns daher lieber ſagen, eine Sünde iſt eine illegale Handlung, die der Menſch *aus unreinen Abſichten* unternimmt. Sie wiſſen ſchon, was wir unter unreinen Abſichten verſtehen, nicht ſowohl *böſe* Abſichten, als vielmehr ſelbſtſüchtige Zwecke, *Befriedigung der Leidenſchaften*, der herrſchenden Neigungen. So erhalten wir auch einen reinen Gegenſatz gegen den Begriff von Tugend *Verbrechen* iſt eine Sünde gröberer Art.“ Bloſse Illegalität und ſelbſt der bloſse Mangel an Achtung für das Geſetz, wenn derſelbe nämlich unverſchuldet und bloſse Folge der ebenfalls unverſchuldeten Unwiſſenheit des Geſetzes iſt, machen eben ſo wenig eine Handlung zur Sünde, als der Umſtand, daſs ſie aus unreinen Abſichten, d. h. nach der Erklärung des Vf., zur Befriedigung einer Leidenſchaft geſchieht; denn dies kann in manchen Fällen ſehr wohl mit der Achtung für das moraliſche Geſetz beſtehen. Der poſitive Wille, ein Böſewicht zu ſeyn, oder der Vorſatz, jemanden zu ſchaden, iſt keineswegs zur Sünde erfoderlich; der erſtere iſt ſogar widerſprechend. Nennt man aber eine jede Abſicht *böſe*, in ſofern ihr der moraliſche Zweck und deſſen Foderung untergeordnet wird, ſo charakteriſirt dies allerdings eine jede ſündliche Handlung eben ſo als das Merkmahl des freyen, d. i. *ſelbſt verſchuldeten* Mangels an Achtung fürs Geſetz (wie ſich unter den neuern Moraliſten, z. B. *Schmid* in ſeinem Verſuch einer Moralphiloſophie. Dritte Ausg. S. 617. und *Jakob* in ſeiner Moralphiloſophie §. 250. darüber erklärt hat), woraus eine, es ſey dem Buchſtaben nach illegale oder auch legale, Handlung entſpringt. Der Begriff von einem *Verbrechen* hätte aber vornehmlich eine genauere Erklärung verdient, da das Merkmal der Grobheit nicht nur relativ, ſondern auch an ſich ſehr unbeſtimmt und zur Begränzung verwandter Begriffe völlig unzureichend iſt.

Um auch von dem Stil des Vf. den Leſern noch einen Begriff zu geben, wollen wir eine Stelle aus dem zweyten Theile des Buchs (S. 40.) zur Probe mittheilen. Der Vf. will den Einwurf widerlegen, der von dem moraliſchen Gefühl und dem Gewiſſen, als einer Kraft hergenommen wird, zu deren Ueberwindung groſse Geiſteskraft in der Seele des Verbrechers erfodert werde. Zu dem Ende zeigt er den groſsen Einfluſs unſrer Einſichten auf unſre moraliſche Gefühle und der Leidenſchaften auf unſre Urtheile. Dieſe Wahrheit erläutert er unter andern auch durch die Verſchiedenheit in den Urtheilen, die in den verſchiedenen Perioden des menſchlichen Alters ſichtbar iſt. Er ſagt: „Mit unſern Leidenſchaften verwandeln ſich unſre Urtheile. Wir urtheilen über Einen Gegenſtand zu verſchiedenen Zeiten oft verſchieden, bloſs — weil wir ihn zu einer Zeit liebten, und nachher haſsten, wir glauben an dieſe Urtheile, und ſehen in unſern Fehlſchlüſſen keine Lücke. Das Gewiſſen des Jünglings und des Greiſes — wie abweichend! aber auch wie verſchieden ihre Begriffe, ihre Urtheile, ihre Leidenſchaften! Genuſs, *Genuſs* iſt die Loſung, womit der Jüngling ungeſtüm in die Welt rennt; die Ausſchweifungen der Liebe, des ſinnlichen Vergnügens, der Wolluſt im Eſſen und Trinken — o welche kleine Vergehen! Er ſieht in ſeiner Jugend ſelbſt eine Aufforderung, ſeine Jugend zu nützen, weil ſie nie wieder zurückkehrt, dieſe goldne Zeit, er muſs ſeine jugendliche Beſtimmung erfüllen, er muſs ſeinen Schöpfer ehren, indem er ſeine Wohlthaten nützt. Ihr wollt ihm begreiflich machen, daſs er nur manche gefährliche Klippe vermeiden, daſs er zwiſchen Genuſs und Uebertreibung eine Gränzlinie ziehen. — — Ihr verſchwendet eure Beredſamkeit; ein feuriger Blick zieht keine Gränzlinien und eine erhitzte Einbildungskraft lacht über Diſtinctionen. Er ahndet nicht einmal das Gewicht dieſer Sünden, die oft unter allen ſeinen Vergehen die ſchwerſten ſind, weil ſie ihm Kraft und Geſundheit auf ſein ganzes Leben rauben. Schon kalter und mit gemäſsigtern Schritten tritt der Mann auf die Bühne der Welt — ſchon ſind ſeine Gefühle etwas abgenutzt und ermüdet u. ſ. f. — Die angehängte *Geſchichte der Frau Tiquet* nach *Pitaval* kann als Beyſpiel die wiſſenſchaftlichen Erörterungen des Vf. erläutern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Predigten mit Rückſicht auf die Begebenheiten und den Geiſt des gegenwartigen Zeitalters*, von *Joſias Friederich Chriſtian Löffler*, Oberconſiſtorialrathe und Generalſuperintendenten zu Gotha. 1795. 232 S. 8.

Ausgeſuchte Materien aus dem Gebiete der Sittenlehre im weitläuftigen Sinne; dieſe Themata in einer lichtvollen Ordnung, mit allem dem Scharfſinne und aller der Gründlichkeit ausgeführt, deren Kanzelvorträge nur immer fähig ſeyn können; ein Vortrag, der im Ganzen nur auf den Verſtand gerichtet iſt, aber deſſen ungeachtet die beabſichtete Wirkung auf das Herz nur ſelten verfehlt; eine Menge fruchtbarer Beobachtungen über den Geiſt des Zeitalters in Rückſicht auf Religion und Sittlichkeit; eine kraftvolle mit Würde verbundene edle Schreibart, die jede müſsige Tirade, jede Blume die nur Blume iſt, deren man aber doch oft ſelbſt bey den beſten Kanzelrednern zu bemerken Gelegenheit hat, jede redneriſche Wendung, deren Wirkung nur für das Ohr berechnet ſeyn dürfte, durchaus verſchmähet, und eine männliche Freymüthigkeit in Vertheidi-

theidigung der heiligen Rechte der Wahrheit und der zweckmäfsigen Aufklärung des menschlichen Verstandes in der Religion — diese Vorzüge zusammengenommen geben dieser kleinen Predigtsammlung einen ausgezeichneten Rang. — Der Inhalt derselben ist folgender: I) *Von dem Werthe der Erleuchtung in der Religion.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1793. II) *Die enge Verbindung der Wahrheitsliebe und der Tugendliebe.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1794. III) *Der Werth einer gewissenhaften Obrigkeit besonders in unserer Zeit.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1793. IV) *Was die Freunde der Religion zu thun haben, um das Christenthum auf immer in Achtung zu erhalten.* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. V) *Die obrigkeitliche Gewalt ist von Gott.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1794. VI) *Dafs der herrschende Geist des Christenthums die Ruhe jeder bürgerlichen Gesellschaft sichere und sie vor gewaltsamen Erschütterungen bewahre.* Am 23sten Sonntage nach Trinitatis. VII) *Ueber die Frage: Woran kann der Verfall der Religion in irgend einem Zeitalter erkannt werden?* Am zweyten Weihnachtsfeyertage 1794. VIII) *Die Freude eines sich glücklich fühlenden Volkes am ersten Tage des Jahres.* Am Neujahrstage 1795. IX) *Rede bey der Ordination des bey dem Herzogl. Reichscontingente ernannten Feldpredigers.* Am zweyten Osterfeyertage. 1795. Schon aus dieser Inhaltsanzeige kann der Leser abnehmen, wie in diesen Vorträgen ganz eigentlich auf die Vorfälle und den herrschenden Geist des gegenwärtigen Zeitalters Rücksicht genommen worden. Es wird, hoffentlich niemanden, für welchen jene Aufgaben das gehörige Interesse haben, gereuen, sie mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. In der Vorrede untersucht der Vf. die Frage: Ob und in wiefern der Prediger auf wichtige Begebenheiten und herrschende Meynungen der Zeit Rücksicht nehmen könne und solle. Die Gränzen scheinen Rec. genau angegeben zu seyn, innerhalb welchen er sich hierbey halten müsse. Der Religionslehrer darf sich bey dem Kampfe verschiedener Parteyen über politische Gegenstände an keine anschliefsen, sondern mufs allen ihre Pflicht vorhalten und sie an die Mäfsigung erinnern, bey welcher allein Vereinigung der Gemüther und ein dauerhafter Friede möglich ist. „Dabey, sagt der Vf. S. VII. kann ihm zwar begegnen, dafs er den wärmern Mitgliedern aller Parteyen mifsfalle, deren Leidenschaft sich keinen Begriff davon machen kann, wie man unter Parteyen ohne Partey seyn könne. Aber diese Besorgnifs darf ihn, nach meiner Einsicht, nicht von dem ihm obliegenden Berufe abschrecken, die Begriffe zu berichtigen, und beide Theile an ihre Pflicht zu erinnern.“ Und diesen Grundsatz hat Hr. *L.* durchaus auf das strengste befolgt. Die Rede bey der Ordination des Feldpredigers *Lange* ist ein Muster, wie eine solche Handlung erbaulich gemacht werden könne. Rec. kann sich nicht enthalten eine Stelle daraus abzuschreiben. „Diese Lehren (S. 222 ff.), über die kein Christ zweifelhaft seyn kann, diese Lehren, die unser Herz bessern und veredeln, die den Lasterhaften beschämen, die uns gerecht, menschlich und demüthig machen, die, bey einem guten Gewissen, uns Trost und Beruhigung gewähren, die uns mit Muth und Heiterkeit selbst im Tode erfüllen — *diese* Lehren, die Jesus selbst lehrte, *über die kein Streit ist*, und die zu ernsthaft sind, als dafs sie einen Spott erlaubten — *diese* sind es, die Sie, als christlicher Lehrer, immer im Andenken erhalten, an die Sie in allen Vorträgen erinnern, deren Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit Sie überall fühlbar machen, und deren Wirksamkeit Sie befördern sollen. Je wichtiger Ihnen dieser Rath ist, je sorgfältiger Sie alle jene unfruchtbaren Fragen, welche mehr Gegenstände einer müfsigen Neugier, als des kirchlichen Unterrichts sind, von Ihren Vorträgen ausschliefsen, und je mehr Sie dagegen die ewigen Wahrheiten der Religion, von welchen die Heiligung und Beruhigung der menschlichen Gemüther abhängt, zu Ihrem beständigen Inhalte wählen; um desto gewisser werden Sie Ihren Beruf, als christlicher Lehrer, erfüllen; um desto mehr wird es Ihnen auch in unserer Zeit gelingen, das Christenthum in Achtung und Würde zu erhalten. — Aber Sie sind nicht blofs Lehrer des Christenthums überhaupt, sondern Sie sind es mit der besondern Bestimmung, als *protestantischer* Lehrer, nach den Kirchengesetzen unseres Landes. — Es ist wenig, woran ich Sie in dieser Rücksicht zu erinnern habe, weil ich überzeugt bin, oder vielmehr, weil es nothwendig ist, *dafs Sie ein so viel besserer protestantischer Lehrer seyn werden, ein je besserer christlicher Sie sind.* Ich setze daher blofs einen Wunsch und eine Warnung hinzu: Möge Sie stets der Geist und das Beyspiel der Männer beseelen, die die ehrwürdigen Stifter unserer Kirche sind! Mögen Sie stets ihr unsterbliches Verdienst ehren, und, mit ehrerbietiger Rücksicht auf ihre Schriften und unsere öffentlichen Bekenntnifsbücher, sich nie verleiten lassen, *da von ihnen abzuweichen, wo die heilige Schrift auf ihrer Seite ist, wo das Ansehen Jesu selbst für sie streitet!*“

1) Dessau, b. Heybruch, auf Kosten des Verfassers: *Kommunionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, nebst einem kleinen *Gesangbuch* von einigen vorzüglich guten Liedern. Der Köllnischen Vorstadtgemeine in Berlin bey der Feyer ihres hundertjährigen Kirchenjubiläums gewidmet von *Karl Rudolph Richter*, zweytem Prediger an genannter Kirche. 1795. Kommunionbuch, 103 S. Vorbericht XXIII S. Gesangbuch 79 S. Vorber. VI S. nebst 1 Kupfer. (16 gr.)

2) Schweinfurt, b. Morich, auf Kosten des Vf.: *Beicht- und Kommunionbuch für Freunde Jesu*, von *Johann Peter Voit*, Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Johann, wie auch Professor an dem Gymnasium zu Schweinfurt, und des königlich-preufsischen Instituts der Moral und schönen Wissenschaften auf der Akad. zu Erlangen ordentl. Mitgl. 1795. 280 S. 8.

Beide Vf. bemerken mit Recht, dafs neue Kommunionbücher nicht für überflüfsig zu halten sind, wenn wir gleich jetzt verschiedene gute Bücher dieser Art besitzen, weil ein jedes in seinem Kreis mehr Gutes wirken kann, als ein anderes, das weniger bekannt ist. Freylich wird N. 2. gegen N. 1. sehr im Schatten stehen, und Rec. mufs bekennen, dafs er erst bey Nr. 1. sich von der etwas ermüdenden

Lesung von N. 2. wieder erholt habe. Besonders ist die Anweisung zur Selbstprüfung sehr unvollständig, da Hr. *V.* nichts von den Gesinnungen, welche man zu prüfen hat, bemerkt, nur einige Pflichten nach den besondern Ständen durchgeht, ohne die übrigen zu berühren. Weit mehr Lehrreiches wird der Leser bey Hn. *R.* finden. Den vorzüglichsten Inhalt machen bey ihm sehr zweckmäfsige und fafsliche Abhandlungen aus, ein Dialog Christi mit seinen Schülern bey Einsetzung des heil. Abendmahls, den Rec. weniger zusammengezogen gewünscht hätte, von dem Zweck des heil. Abendmahls, Ermunterung zur christlichen Selbstprüfung, Trost und Beruhigung für erweckte Lasterhafte, Ermahnung an junge Christen, die zum erstenmal das heil. Abendmahl feyern wollen, und das Verhalten Jesu in den 6 letzten Stunden seines irdischen Lebens. Etwas vorzügliches bey N. 2. ist der reiche Vorrath von Beichtformeln, Gebeten und Selbstbetrachtungen, den der Vf. geliefert hat, woraus der gröfste Theil des C. B. besteht. Diese haben das Gute, dafs für die verschiedenen Fälle sehr gesorgt ist, dafs sie sehr faslich und frey von mystischen Ausdrücken und Vorstellungen sind. Aber dagegen sind sie mehrentheils ziemlich matt und kraftlos, und es herrscht in ihnen eine unangenehme Einförmigkeit, alle haben den gewöhnlichen Zuschnitt. Die Selbstbetrachtungen drücken mehr Wärme und Empfindung aus, eben so auch einige Gebete, z. E. S. 140. das Gebet für einen Hausvater (eines Hausvaters) in der Stille. Aber das Gebet S. 108. für einen bekümmerten Christen ist besonders sehr fade und nonsensikalisch. Gebete sind in Nr. 1. nicht befindlich, wie Rec. doch sehr gewünscht hätte, da von Hn. *R.* nichts Gemeines zu erwarten war, und Gebete mit Geist und Würde für den gemeinen Christen wirklich Bedürfnifs sind und viel Gutes stiften können; aber die paränetischen Anreden, z. E. an seine Katechumenen und die Selbstbetrachtungen als die über das Andenken an den Tod etc. S. 99. sind desto herzerhebender und rührender. Der Stil ist in N. 2. der gewöhnliche Postillenton, viele biblische Stellen besonders aus dem alten Testamente sind ohne alle Erklärung eingewebt, und nicht selten stofst man auf folgende unverständliche Ausdrücke: *hinterstelliger Zeit*, die *Rechte* Gottes halten, seine Glieder zu *Waffen der Ungerechtigkeit* gebrauchen, Gott *prüfet* Herzen und *Nieren* u. dgl. In N. 1. zeichnet sich dagegen der Stil durch einen hohen Grad von Simplicität, Popularität und Annehmlichkeit aus, und die in den angeführten Schriftstellen vorkommenden unverständlichen Ausdrücke und Sachen sind alle kurz oder weitläuftiger erklärt worden.

Beiden Communionbüchern ist eine *Sammlung von neuen geistlichen Liedern* beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris*, b. Onfroy: *Le bon Jardinier, Almanach pour l'an quatrieme de la republique françoise* (179⅝), contenant ce qui concerne la culture générale de toutes les plantes potagéres, des arbres fruitiers, des Oignons, plantes à fleurs etc. avec un Supplement pour la presente année. Par *J. F. de Grace* 16me XX S. 503 S. Dieser Almanach, der bereits seit vielen Jahren in Paris jährlich herauskömmt, und eine geraume Zeit lang sich von den gewöhnlichen Gartenbüchern nicht unterschied, hat seit ein paar Jahren sehr beträchtliche Vermehrungen und Verbesserungen erhalten, so dafs in seiner jetzigen Gestalt er nicht allein dem gemeinen Gärtner, für welchen er anfänglich bestimmt war, sondern auch den Liebhabern der feinern Gärtnerey nützlich werden kann.

Zuerst der neue französische Kalender, nebst der gemeinen Zeitrechnung gegenüber, und einer kurzen Einleitung. Alsdann im ersten Kapitel einige allgemeine Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die verschiedenen Arten des Düngers, Anlage der Mistbeete, die beste Zeit zum Säen und Pflanzen nach dem alten französischen Kalender und dem Klima von Paris, zuweilen mit Rücksicht auf die südlichen Provinzen Frankreichs. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich blofs mit dem Küchengarten; die Pflanzen sind nach dem Alphabet geordnet; zuerst der französische Trivialnahme, alsdenn der Linnéische systematische; die Art der Vermehrung, der einer jeden Pflanze zuträglichste Boden; die verschiedenen Abarten, die durch die Kultur hervorgebracht werden. Die Gewürzhaften Pflanzen, die man in einem französischen Küchengarten gewöhnlich anzuziehen pflegt, nebst den vornehmsten bisher in Frankreich eingeführten Futterkräutern, worunter sich auch einige Grasarten befinden, machen den Beschlufs dieses Kapitels. Das dritte Kapitel hat den Frucht- und Obstgarten zum Gegenstand; im Anhange eine sehr gute Anleitung zur Anlage eines Treibhauses für Ananas und ähnliche Pflanzen. Die Obstarten sind nach den französischen Trivialnamen in alphabetischer Ordnung aufgeführt; bey den Hauptsorten, die nicht blofs Spielarten sind, die lateinische Nomenclatur nach Linné. Das vierte Kapitel ist den Blumen und Lustgärten bestimmt, und das weitläuftigste und ausführlichste. Im ersten Abschnitte die verschiedenen Zwiebel und Knollengewächse der französischen Lustgärten; sehr umständlich über ihre Cultur, und die beste Weise, sie nach holländischer Art aus dem Saamen zu erziehn. Der zweyte Abschnitt *Plantes d'agrement* überschrieben, enthält nach des Rec. Meynung doch mehrere Pflanzen, die weit eher in einem botanischen, als blofsen Lustgarten gehören, und die sich durch kein in die Augen fallendes Ansehn besonders auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält ein alphabetisches Verzeichnifs solcher Bäume und Stauden, deren man sich zur Anlage der sogenannten englischen Gärten, die der Vf. lieber *Jardins Paysagistes* nennen will, zu bedienen pflegt. Da unter den angeführten Gewächsen viele ausländischen Ursprungs sind; und sich nur nach und nach an das Klima von Frankreich gewöhnen, so hat der Vf. die dabey zu beobachtende Wartung zum Theil sehr umständlich angeführt. Rec., der öfters Gelegenheit gehabt hat, die Pariser Gärten zu besuchen, kann der Methode, die man daselbst, besonders in dem ehemaligen königlichen Garten bey Wartung vieler ausländischen Gewächse befolgte, keinesweges seinen Beyfall schenken. Die meisten werden zu weichlich gehalten, schiefsen zwar anfänglich schnell in die Höhe, bleiben aber in der Folge Krüppel, und viele gehen aus, noch ehe sie zur Blüthe kommen. Dieser unzweckmäfsigen Behandlung ist es wahrscheinlich beyzumessen, dafs viele von Dombey aus Peru gebrachten Bäume und Stauden, noch ehe sie eine gewisse Stärke erreicht, umgekommen und für die Pariser Gärten, wenigstens vor der Hand verlohren sind. Die nämlichen Gewächse sahe Rec. im königl. Garten zu *Kew* im schönsten Wachsthum, viele dauern dort sogar im freyen bey einer sehr mäfsigen Bedeckung aus, und tragen jährlich Früchte. In den Gärten, die der Herz. v. Orleans zu Monceaux und Raincy vor der Revolution, durch englische Gärtner unterhalten liefs, war die Behandlung weit zweckmäfsiger, und hatte verdient von den französischen Gärtnern nachgeahmt zu werden.

Den Beschlufs dieses Almanachs machen verschiedene Register über die darinn abgehandelten Materien; das Supplement enthält einige einzuschaltende Zusätze und Verbesserungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1796.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Matrikel öfwer dem af Svea Rikes Ridderskap och Adel, som ifrån år 1782 til narwarande tid blif vil introducerade samt adopterade och i Riddare-Classen flyttade; författad och utgifven med historiska och genealogiska Anmärkningar*, af Baron *Joh. Adam Rehbinder*, Lagman. (*Matrikel über schwedische Ritterschaft und Adel*, die vom J. 1782 an bis jetzt introducirt, adoptirt und in die Ritterclasse versetzt sind; verfasst und herausgegeben von Bar. J. A. Rehbinder, Provinzialrichter. 1794. 1 Alph. 8 Bog. 4.

Wir haben bisher noch keine Geschichte des schwedischen Adels, so grosse Rollen der Adel auch in der schwedischen Reichshistorie gespielt hat. Das was Messenius in seinen *Theatro nobilitatis Suec.* 1616, Wexionius in seiner *Epitome descript. Suec.* 1650, Henel in dem florirenden Schweden 1729, auch der Vf. eines Aufsatzes im 24. u. 25. St. des hannöverschen Magazins von 1753 haben, ist theils unvollständig, theils unzuverlässig, theils unrichtig. Der sonst sehr geschickte Vf. des *Försom til en pragmatism Historie om Frälse ståndet i Swerige, ifrån de äldsta til wåra tider* (Versuch einer pragmatischen Historie des schwedischen Adels von den ältesten bis auf unsere Zeiten) Stockholm 1769 auf 104 S. in 8., ist auch zu kurz, besonders in neuern Zeiten; doch ist dieser Versuch immer die beste Schrift darüber. *Ugglas Svea Rikes Råds-Längd*, oder Verzeichniss der schwedischen Reichsräthe, mit historischen und genealogischen Anmerkungen, liefert einige gute Beyträge dazu. Die *Thignamän*, als die ältesten Reichsbedienten, waren die Stammväter des schwedischen Adels schon seit Ingialds Zeit. Unter den Königen Magnus Ladulås und Albrecht, während der Calmarschen Union, unter Erich XIV, Karl IX und Gustav Adolph, wurden viele ausländische von Adel unter die schwedische Ritterschaft aufgenommen; andere erwarben sich den Adel durch den Rossdienst, durch Verdienste im Kriege und sonst um das Vaterland, wozu in neuern Zeiten noch kam, dass die Kinder der Bischöfe in den Adelstand aufgenommen wurden. Der Adel theilte sich in die *Riddare* (Ritter), *Wäpnare* (*milites*) und *Knapar* (die blos auf ihren Gütern lebten). Mit dem Pabstthum entstand der geistliche Adel, der sich bald mit dem weltlichen verband, und mit ihm zu einer mächtigen Aristokratie erwuchs, die sich oft gegen Volk und Könige vereinigte. Gustav I benahm dem ersten die Macht. Gustav Adolph vertheilte den Adel in 3 Klassen, die *Herrenklasse*, wohin die Grafen und Baronen gehörten, die *Ritterklasse*, worinn die sassen, derer Vorfahren königl. Räthe gewesen waren, und die der *übrigen Edelleute*. Beym Stimmengeben auf Reichstägen entschied die Mehrheit der Klassen, und daher hatte der vornehmere Adel in den beiden ersten Klassen das meiste zu sagen. Diese Klassen wurden durch die Regierungsform von 1719 aufgehoben, und der ganze Adel sollte künftig nicht nach Klassen, sondern nach Köpfen, votiren. Gustav III führte nach der Regierungsveränderung zwar die Klassen wieder ein, und versetzte, weil die Anzahl der sonst in die zweyte Klasse gehörigen so klein war, die Commandeurs der königl. Orden und die ältesten Geschlechter aus der dritten Klasse in selbige; übrigens aber votirt der Adel vor wie nach, nicht nach Klassen, sondern nach Köpfen.

Das erste schwedische Wappenbuch gab Hinr. Keyser, zur Zeit der Königin Christina 1650 in 4. heraus, es enthielt aber nur 300 Wappen in Kupfer gestochen, und hatte manche Fehler. Es ist jetzt selten, da der Vf. im Eifer die meisten Exemplarien selbst ins Feuer warf. Der Assess. C. L. von Schantz verfertigte darauf ein mit der Feder gezeichnetes Wappenbuch, das er der Ritterschaft zwar überreichte, aber doch nicht ganz zu Stande brachte. Dies gab Anlass, dass 1734 der erste Theil eines Wappenbuchs, das die gräflichen und freyherrlichen Wappen enthielt, herauskam, wozu der Assess. D. G. Cedercrona 1745 den zweyten Theil mit den übrigen adelichen Wappen herausgab. Aber da sich darinn viele Fehler eingeschlichen hatten; so gab Cedercrona mit Beyhülfe des Kanzleyraths Peter Carlskiöld noch in selbigem Jahr ein neues in Buchsbaumholz geschnittenes zuverlässiges Wappenbuch heraus. Dies ward 1746 in Kupfer gestochen. Allein es ward im Concurs, nach Cedercronas Absterben, versiegelt auf dem Rathhause zu Stockholm deponirt, wo es in der grossen Feuersbrunst 1753 theils verbrannte, theils zerstückelt und auseinander gerissen ward. Der Assess. Carlskiold sammelte die Ueberbleibsel davon, und gab 1764 in fol. eine vermehrte Auflage, mit allen bis dahin auf dem Ritterhause introducirten Familien heraus, deren Anzahl sich damals auf 86 gräfliche, 231 freyherrliche und 1949 adliche Geschlechter belief. Von diesem Wappenbuch ist 1781 eine bis dahin fortgesetzte neue Ausgabe erschienen.

Die erste schwedische Matrikel ward 1625 bey Errichtung des Ritterhauses gemacht. Im J. 1754 u. 55 gab der Kanzleyrath A. A. von Stiernman, in 2 Bänden in 4. eine Matrikel der schwedischen Ritterschaft und des Adels mit vielen historischen und genealogi-

schen Anmerkungen heraus, wobey er über 2000 Adelsbriefe und viele handschriftliche und gedruckte Nachrichten nutzte. Im J. 1770 trat eine neue *Matrikel öfver Svea Rikes Riddarskap och Adel* in einem mäfsigen Octavband ans Licht, welche Hr. C. von Schönfeld herausgab, und worinn bey jedem adlichen Geschlecht, nur blofs, woher das Geschlecht stammte, das Jahr wann es geadelt und introducirt, oder wenn es etwa ausgestorben war, mit kurzen Worten angezeigt ward. Die Anzahl der gräflichen Geschlechter belief sich bey ihm auf 88, der freyherrlichen auf 243 und der adelichen auf 1979. Im J. 1781 gab der königl. Secr. Hr. J. A. Rehbinder eine Fortsetzung der Stiernmanschen Matrikel von 1755, gleichfalls mit historischen und genealogischen Anmerkungen, so wie Stiernmann, in 4. heraus, der er noch besonders 1782 eine Fortsetzung der introducirten und adoptirten, auch in die Ritterclasse versetzten Familien beyfügte. Und hievon ist nun das Buch, dessen Titel Rec. oben ausführlich angezeigt hat, eine neue Fortsetzung. Darinn ist nun die Anzahl aller gräflichen Geschlechter bis zu 104, der freyherrlichen bis zu 310 und der adelichen bis zu 2156 angewachsen, doch sind die Numern der ausgestorbenen Familien hierunter mit begriffen. Waren bey Stiernman bisweilen Fehler eingeschlichen; so ist Rehbinder noch weniger ganz davon frey; dergleichen Rec. z. E. S. 66. bemerkt hat, wo in Ansehung der frequentirten Akademien Vater und Sohn verwechselt sind. Indessen ist es immer die beste und neueste schwedische Adelsmatrikel, die wir zur Zeit haben. Statt eigentlicher Proben daraus hat Rec. in dieser kurzen Anzeige des Buchs selbst lieber eine manchem Leser vielleicht nicht unwillkommene literarische Nachricht vom schwedischen Adel und dessen Wappenbüchern und Matrikeln überhaupt, mittheilen wollen.

Leipzig, b. Crusius: *Altes und neues Vorder- und Mittel-Asien, oder pragmatisch-geographische, physische und statistische Schilderung und Geschichte des Persischen Reichs*, von den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag. Herausgegeben von *S. F. Günther Wahl*, königl. preufs. Interpr. und Prof. zu Halle. Erster Band, mit Kupfern und einer Karte. 1795. 944 S. 8. (4 Rthlr.)

„Ich übergebe dem Publicum, sagt der Vf. in der Vorrede, den Anfang eines längst versprochenen Werks, in der schmeichelhaften Hoffnung, dafs dasselbe, wenn es vollendet seyn wird, seiner Bestimmung, einen grofsen Theil der alten und neuen Geschichte von Asien aufzuklären, und den Geist der Gesetze, Kunst und Wissenschaft einer der merkwürdigsten Nationen des Menschengeschlechts in ein nähers Licht zu stellen, auf eine *vorzügliche Art* entsprechen werde. Es ist die Frucht einer mühsamen Arbeit, nicht der Zeit von Messe bis wieder zur Messe, sondern einer Reihe von Jahren. — Ich glaube daher zu der billigen Erwartung berechtigt zu seyn, dafs denkende Leser weder über die Vollständigkeit, noch über das Unterhaltende des Ganzen, selbst nicht über den Plan und Methode, schon jetzt ein entscheidendes Urtheil fällen werden.“ Diese Foderung scheint uns billig; wir schränken uns daher blofs auf eine allgemeine Anzeige von dem ein, was dieser erste Band enthalt, und der zweyte enthalten wird. Die Einleitung sucht den Vorzug der orientalischen Quellen zur Beschreibung Persiens vor den griechischen und lateinischen einleuchtend zu machen. Ein sehr umständliches Verzeichnifs neuerer Karten, Reisebeschreiber und anderer Schriftsteller, nebst beygefügter Beurtheilung ihrer mehrern oder mindern Wichtigkeit folgt bis S. 105. Auf diese die Anzeige und Würdigung der alten Klassiker; unter welchen auch viele aufgeführt sind, die nur hin und wieder einzelne Aufklarungen über Persiens Angelegenheiten geben. S. 144. beginnt die Darstellung der orientalischen Schriftsteller, welche Hr. *W.* theils selbst gebraucht hat, theils nur aus anderweitigen Nachrichten kennt; nicht blofs gedruckte Werke, sondern eine betrachtliche Menge von Handschriften kommen hier vor. Das zweyte Hauptstück giebt den chorographischen Umrifs der persischen Monarchie, welche hier in einem sehr ausgedehnten Umfang genommen wird, nach den allgemeinen Namen, einzelnen Provinzen, Seen, Flüssen, Gebirgen etc. Das dritte spricht von der physikalischen Beschaffenheit, in Rücksicht auf Klima (so weit dieser Band) Bewohner und Produkte. Der zweyte Theil wird hauptsachlich die wichtigen Artikel Topographie und Geschichte umfassen, von welcher wir allerdings viel erwarten, da selbst Hr. *W.* wichtige Aufklärungen verspricht; ferner die ganze Oekonomie, Staatsverfassung und Gelehrsamkeit. — Schon diese trockene Anzeige lafst auf die Ausführlichkeit und auf die Vorzüge eines Werks schliefsen, welches alles umfafst, was ältere und neuere Schriftsteller nicht blofs über Persien, sondern über den grofsten Theil des übrigen Asiens gesagt haben; weder unser Vaterland noch das übrige Europa können ein ähnliches Werk diesem an die Seite stellen. Desto mehr ist zu wünschen, aber auch zu hoffen, dafs es den erregten Erwartungen entspreche. Eigentliche Beurtheilung gehört nicht hieher; doch sind vielleicht Hinweisungen über einige Gegenstände nicht unnütz, die dem wichtigen Werke bey einer etwas verschiedenen Behandlung in den Augen der Lesewelt mehrern Eingang verschaffen würden. Wir finden nicht die Anlage, wohl aber die Ausführung zu weitschweifig. Ware es denn nicht besser, wenn statt des Verzeichnisses aller Karten, nur die wichtigern mit den nöthigen Erinnerungen ihren Platz gefunden hätten, und wenn dagegen Hr. *W.* über die Zeichnung seiner eignen sich etwas umständlicher hätte erklaren wollen? Doch hierüber wird wohl der topographische Abschnitt mehrere Aufklarung geben. Die arabischen Zahlen am Rande der Karte sind doch nur Spielwerk, das aber Manchen irre machen kann, der nichts von der fremden Sprache versteht und doch gern das Blatt gebrauchen möchte; die Klimata der Alten durften ja immer unbeschadet zur Seite verzeichnet seyn. Wozu dienen ferner die, wenn auch meist nur kurzen Lebensläufe der griechischen und lateinischen Schriftsteller, oder auch die

grofse Häufung arabischer unbekannter Namen, ohne alle weitere Aufklärung, oder das unendliche Etymologisiren aller fremden Wörter, wo man doch so selten auf das Reine kommt? Manchen Leser, deren sich doch Hr. *W.* viele wünscht, könnte leicht der blofse Anblick zurück schrecken. Doch wahrscheinlich hatte der Vf. seine gegründeten Ursachen zu diesem allen, und vielleicht fand er gerade hierinn selbst die Ursache, warum er eine voreilige Beurtheilung sich verbat.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.* Herausgegeben von *Joh. Ge. Müller.* III. B. 1795. 402 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, dafs der Herausg. für diesen Band der Bekenntnisse das Leben des in so vielfacher Hinsicht höchst merkwürdigen Grafen *Zinzendorf* wählte, das er gröfstentheils nach Zinzendorfs eignen vielen Schriften und mit Beybehaltung der eignen altväterischen, aber kräftigen Worte desselben erzählt. Man sieht, dafs sich der Vf. ganz in den Geist und die Individualität jenes, sowohl in Ansehung des sonderbaren Ganges, den die Entwicklung seines Geistes und Herzens nahm, als in Rücksicht seiner Unternehmungen und Schicksale, aufserordentlichen Mannes einstudirt hat, und dafs seine Würdigung desselben sich im Ganzen gleich weit von überspannten Lobpreisungen seiner Jünger, als vom liebloſen Tadel seiner Widersacher entfernt hält. Der gröfsre Theil dieses Bandes ist den Manen dieses Mannes gewidmet, und das verdiente er wohl. Dennoch würde die Biographie durch gedrungnere Kürze noch les- und geniefsbarer geworden seyn, und der Vf. würde viel Raum erspart haben, wenn er sich nicht so lange bey der Widerlegung von Zinzendorfs Gegnern verweilt hätte, wenn er dem Drange, seine eignen Meynungen über göttliche und menschliche Dinge mitzutheilen, mehr hatte widerstehen können, und wenn er nicht so gern mit anders Denkenden, auch Recensenten, polemisirte. Ein schönes Gegenstück zu Zinzendorfs Leben würden Spangenbergs Bekenntnisse von sich geben, wenn der Herausg. diese im nächsten Bande nach nothwendiger Beschneidung und Abkürzung des weitläuftigen Werks aufstellen wollte. Aufser Zinzendorf enthält dieser Band nur noch das Leben des Bischofs *Huet* nach dessen *Commentarius de rebus ad eum pertinentibus*, vorzüglich lehrreich für den Literator, indem es treffende Bemerkungen über den damaligen Zustand der Wissenschaften und Künste in Frankreich, und viele Anekdoten über Gelehrte jener Zeit enthält. Am Ende des Bandes werden noch ein paar Beyspiele aufgeführt, dafs junge Leute oft durch zufällige Umstände eine entschiedene Richtung für ihr ganzes Leben bekommen, nämlich Rich. *Haklayt*, der Herausg. einer allgemeinen Sammlung von Reisen der Engländer in fremde Welttheile 1589, der seinen Eifer für die Erdkunde einem Besuche bey einem Vetter verdankte, bey dem er eine Weltkarte und Bücher über die Kosmographie aufgeschlagen sah, und der sich mit ihm über diese Gegenstände in eine Unterredung einliefs, und Heinrich *Etienne*, dessen Liebe zur griechischen Literatur angefacht wurde, als er einen Lehrer die Medea des Euripides vorlesen hörte.

PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Encyklopädisches Handbuch der Vorbereitungswissenschaften zu einem gründlichen Studium der römischen Classiker.* Angefangen von *P. Fr. Ach. Nitsch*, fortgesetzt und herausgegeben von *Joh. Friedr. Degen.* I. Bandes 1. Abtheilung. *Die Archaologie der Römer nebst der Kenntnifs ihrer Länder.* 1796. XXXIV u. 564 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der über der Ausarbeitung dieser Encyklopädie verstorbene Vf. zeichnet in der Vorrede mit der ihm eignen Geschicklichkeit, aber auch mit gewohnter Weitschweifigkeit den Plan des Werks vor. Unter den Vorbereitungswissenschaften zum Studium der alten Klassiker versteht er eine genaue *Bekanntschaft mit den ehmaligen Sachkenntnissen der Alten.* (Ist nicht, da von *den Alten* die Rede ist, das Wort *ehmaligen* überflüfsig?) Diese werden in drey Klassen eingetheilt. Sie betreffen nämlich: I. die *geschichtlichen* Kenntnisse, Archäologie der Nation, Beschreibung der Länder, die zu ihrem Gebiet gehören, Geschichte des Volks, seiner Eigenheiten, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche; II. *wissenschaftliche* Kenntnisse, alte Philosophie, Theologie, Mythologie, Rechtsgelahrtheit, Arzneywissenschaft, Gröfsenlehre, Naturlehre und Naturgeschichte, Aesthetik etc.; III. *literärische und grammatische* Nachrichten von den klassischen Schriftstellern, ihren Verdiensten, und von den Eigenheiten und Schönheiten der Sprache, in der sie schrieben. (Also doch nicht blofs Vorbereitung zur Kenntnifs der Sachkenntnisse, sondern, wie es sich versteht, auch der Sprachkenntnifs.) Von welchem Umfange dieses Unternehmen war, lehrt ein noch so flüchtiger Ueberschlag des Ganzen, dessen Ausführung nach diesem Plane gewifs eine Reihe von Bänden erfodern wird. Dem Vf. würde sie indefs nicht allzu schwer geworden seyn, da sich seine zahlreichen Schriften meist um diese Gegenstände herumdrehen und er bereits ungefähr dasselbe, nur nach einer andern Methode, in seiner *Einleitung in die klassischen Schriftsteller der Römer* ausgeführt hatte. Der I. Band sollte die erste Klasse oder die geschichtlichen Kenntnisse begreifen; allein der Vf. beendigte nur das erste Hauptstück, die Archäologie der Römer, d. h. Geschichte ihrer Entstehung, Absonderung von andern und frühesten Ausbildung, und einen Theil des zweyten Hauptstücks, die Völkerkunde der Römer, den Hr. Pr. Degen auf Bitten des Verlegers von S. 393. an fortgesetzt und beendigt hat. Es bleiben also für die folgenden Bände nicht nur die ganze zweyte und dritte Klasse der Sach- und Sprachkenntnisse der Alten, sondern auch die gröfsere Hälfte der ersten Klasse, nämlich die Geschichte und Alterthümer der Römer, zu bearbeiten übrig, deren Besorgung Hr. Degen theils selbst übernehmen, theils andern übertragen wird. Die Arbeit des sel. Nitsch brauchen wir nicht näher

zu charakterisiren. Seine Manier ist bekannt, und dem Verdienstlichen und Brauchbaren seiner mit Urtheil gemachten Compilationen hat man volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Herausg. hat indefs die Handschrift noch einmal genau durchgesehen, kleine Anmerkungen untergesetzt, und den häufig vernachläfsigten Stil verbessert. Noch jetzt kommen sonderbare Ausdrücke darinn vor, z. B. S. 1. wir gehen in das Gebiet der römischen *Romanze* und Fabel zurück. 369. das alte Troja, nach Le Chevaliers *verewigter Wiedererfindung* bey dem Dorfe Bunar Baschi. Der Fortsetzer dieses Werks hat gewifs gethan, was sich in kurzer Zeit und an einem fremden Werke, in dessen Geist man sich erst versetzen mufs, und zu dem man nicht unmittelbar vorbereitet ist, thun läfst. Die Kaufer werden nicht Ursache haben den ersten Unternehmer zu vermissen. Wir bemerken nur Einiges bey dem Abschnitt über Aegypten. Der Vf. erwähnt nur Herdern und Savary über die Ureinwohner Aegyptens, ohne der viel weiter gehenden und gründlichen Untersuchungen von *Meiners* in den Abhandlungen der göttingschen Gesellschaft der Wissenschaften und von *Heeren* in dem Werke über die Politik und den Handel der alten Welt zu gedenken, welches letztre auch über die Verfassung, Religion und Handlung in Aegypten wichtige Aufschlüsse gegeben haben würde. Die Literatur über die Papyrusstaude wird genau angeführt, aber die neuesten und vollständigsten Nachrichten im 3. Th. von Bartels Briefen über Sicilien werden nicht genannt. Ueber die Pyramiden spricht der Vf. S. 467. so, dafs er der Witte'schen Hypothese nicht alle Wahrscheinlichkeit abzusprechen scheint.

Nördlingen, b. Beck: *Sammlung ausländischer Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen*, zum Gebrauch für Bürgerschulen und Unstudierte, nebst angehängten Declinations- und Conjugationstabellen der deutschen Sprache. Von *Dan. Eberh. Beyschlag*, des Lyceums in Nördlingen Rector. 1794. 156 S. gr. 8.

Zufolge der Zueignungsschrift hat der Magistrat zu N. durch die *landesvaterliche* Ratification des neuen Schulplans die gegenwärtige Sammlung ausländischer Wörter für das Lyceum anbefohlen, und der Vf. hält die Zueignung für den natürlichsten Weg, zu zeigen, wie er diesen Befehl vollzogen habe. Nach der Vorrede ist Heynatz zu (zum) Grunde gelegt, aber, „dem Vorwurfe des Nachdrucks zu entgehen" mit Roths, Brauns und anderer Sammler Arbeiten verglichen, und so eine im Grunde eigene Sammlung veranstaltet. Beym Vergleichen haben wir dies richtig, und die Compilation mit guter Einsicht gemacht gefunden. Zusätze lassen sich freylich eben so wohl machen, als sich bey manchen Artikeln nach dem Grunde ihrer Aufnahme fragen liefse. *Trutzbündnifs* mit lateinischen Buchstaben geschrieben, und durch *Offensivallianz* mit deutschen Buchstaben, erklärt, gehört wohl nicht in eine Sammlung *ausländischer* Wörter. Hier ist offenbar eine Verwechslung vorgegangen. Die angehängten Flexionstabellen sind aus Adelung, und nur blofs in Ansehung der „*Conjugation der irregularen Verborum*" etwas zu kurz gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Ueber die Gesetze der Ideenassociation und insbesondere ein bisher unbemerktes Grundgesetz derselben*, von *C. G. Bardili*. 1796. 76 S. 8. — Die verschiedenen Gesetze der Ideenassociation zu vereinfachen und auf höhere bestimmte Gesetze zurück zu führen, ist ein für die Psychologie sehr nützliches Unternehmen, und Hr. *B.* hat sich dadurch nach dem Urtheil des Rec. kein geringes Verdienst um diese Wissenschaft erworben. In der Einleitung macht Hr. *B.* einige allgemeine Bemerkungen über ein allgemeines Gesetz der Ergänzung, das durch die ganze Natur hindurch zu laufen scheint. Dies Gesetz ist zwar kein andres, als die Idee der Vollendung, welche allen unsern Bemühungen zum Grunde liegt, und also kein neues Gesetz, aber die Anwendung dieser Idee auf die Ideenassociation zur bestimmtern Angabe des Gesetzes derselben ist Hn. *B.* eigen. Der erste Abschnitt enthält eine Betrachtung der Eindrücke, welche unser Gemüth in sich aufgenommen hat, nach den verschiedenen Arten ihres nächsten organischen Zusammenhangs, oder von den Gesetzen der Ideenassociation überhaupt. Die bisher beobachteten Gesetze werden darinn kurz und deutlich angegeben. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Gesetze der Ergänzung, als einem Grundgesetze der Ideenassociation. Hr. *B.* führt hier folgende Gesetze auf dies Grundgesetz zurück. 1) Die Gesetze der Ordnung und Gewohnheit. Beide dringen bey Gelegenheit auf die Erneuerung schon einmal gehabter Eindrücke, also auf Ergänzung, wird nur ein Theil von einem gewissen Ideenganzen wieder gegeben, so führen sie dies Ganze selbst in das Bewufstseyn zurück. 2) Das Gesetz des Gegensatzes erfüllt, durch Satz und Gegensatz, die Sphäre unsers Nachsinnens über einen Gegenstand. 3) Das Gesetz der Aehnlichkeit ergänzt eine Erscheinung, durch die Beziehung derselben auf eine andere, vermittelst der Gemeinschaft ihrer beiderseitigen Merkmale. 4) Das Gesetz der Coexistenz führt das Ganze einer Erscheinung, bey einem gegebenen Theile derselben, nach Raum und Zeit, wieder in das Bewufstseyn zurück. 5) Das Gesetz der Leidenschaften dringt auf die Totalität der auf sie beziehbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der dritte Abschnitt handelt von denjenigen Verbindungen unserer Vorstellungen, welche unter gar keiner Regel zu stehen scheinen. Am ersten bietet sich hier das Träumen dar. Hier geschieht die Verbindung der Vorstellungen öfter nur organisch, und nur deswegen weil 1) ihre Hervorbringung im Gemüthe unter einerley Bedingung, d. i. unter demselben Grade der Nervenspannung stand, oder deutlicher, weil zu ihrer ursprünglichen Erzeugung eine gleiche Anstrengung, ein gleiches Kraftmafs, von Seiten unserer Organisation erfodert wurde. 2) Weil ihre Wiederholung im Gemüthe unter einerley Grad der Fertigkeit steht; sie liegen gleichsam in einerley Polhöhe gegen das Bewufstseyn. Die mit dem Schlaf verbundene Unfähigkeit zu überlegen, versetzt uns in Absicht auf die Auslegung der innern Veränderungen, die wir während des Schlafes manchmal an unserm Körper gewahr werden, in eben die Lage, worinn sich der ursprüngliche Mensch befand, wenn er sich die Erscheinungen der Welt überhaupt erklären sollte, und sie doch aus Begriffen (Naturgesetzen), nicht erklären konnte. Wir ersinnen eine äussere Ursache, eine Geschichte, die diese Empfindungen veranlassen konnte. Bey Abndungen und dergleichen hat sich die leitende Vorstellung aus dem Gedächtnifs verloren, und wir finden daher die Vorstellungen wunderbar. Der Vortrag dieser Schrift ist so fafslich, dafs wir sie auch blofsen Dilettanten in der Philosophie empfehlen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden, in eignem Verlage: *Syſtem des in Kurſachſen geltenden Privatrechts*, von D. *Johann Nicolaus Schwarz*. Erſter Theil. 1795. 487 S. Zweyter Theil. 1796. 507 S. 8.

Um von dem Plane und Zwecke dieſes Werks, welches nach dem vorliegenden Anfang eine ziemliche Anzahl von Bänden begreifen wird, einigen Begriff zu geben, und den Gang des Syſtems vollſtändig darzulegen, muſs Rec. den Inhalt dieſer beiden Bände ausführlich anzeigen. *Einleitung. Cap. I.* Vorkenntniſſe und Hauptbegriffe von der Rechtsgelehrſamkeit §. 1—5., vom Recht, deſſen Abtheilungen in göttliches und menſchliches, das erſtere wieder in geoffenbartes und Vernunftrecht, das letztere in Staats- und Privatrecht §. 6.; bey dem Privatrecht von der geſetzlichen Kraft der fremden Rechte, Statuten etc. in Sachſen §. 6—36.; vom geſchriebenen und ungeſchriebenen Rechte §. 37—55.; von Privilegien §. 56—79. *Cap. II.* Von der Auslegung der Geſetze überhaupt §. 80—84. *A.* des römiſchen Rechts §. 85—93.; insbeſondere der Inſtitutionen §. 94, 95, Pandecten §. 96—100, des Codicis §. 101—105, der Novellen §. 106—112. *B.* Auslegung des kanoniſchen §. 113, 114, *C.* des Lehnrechts §. 115, *D.* des deutſchen §. 116, *E.* des ſächſiſchen Rechts §. 117, der Privilegien §. 118, der Verträge §. 119. *Cap.* III. Von der Anwendung der Geſetze, der Praxis überhaupt und der Billigkeit. Hiebey wieder von der Anwendung der fremden und einheimiſchen Rechte §. 120—129, von der praktiſchen Rechtsgelahrtheit nach der §. 130 gemachten Eintheilung „in *die Kunſt mit Acten umzugehen*, und in die *ſogenannte eigentliche praktiſche Rechtsgelahrtheit*, wovon jene in die Referir- und Decretirkunſt und Regiſtraturwiſſenſchaft, dieſe in die Staats- und Privatpraxis eingetheilt wird. Unter der Referirkunſt von Abfaſſung der mündlichen Vorträge und der Berichte, und in welchen Fällen letztere zu erſtatten ſind §. 131—151. Bey der Decretirkunſt wird alles abgehandelt, was der Richter in allen Proceſsarten, in *unſtreitigen* Rechtsgeſchäften §. 156, und in peinlichen Sachen zu beobachten hat, von der *competentia fori*, von Abfaſſung der Urthel §. 152—266, dabey z. B. §. 265, 266, ob Verbrechen, wegen deren der Inculpat ſchon einmal Strafe erlitten, ob Erlaſs und Erſatz die Strafen mildern? Von der Regiſtraturwiſſenſchaft §. 267—276, in welchen Fällen Regiſtraturen aufzunehmen ſind? Von der aufsergerichtlichen Privatpraxis §. 278, 279, weil über die gerichtliche ſchon viel Schriften vorhanden wären. Von der Billigkeit §. 280—284. *Th. II. Cap. I.* Generaltheorie des Rechts als *Vermögen, ſeine Handlungen den Geſetzen gemäſs einzurichten* und nach dem *Charakteriſtiſchen als Gegenſatz des Unrechts* (§. 1.:) Eintheilungen, Erlangung und Verluſt eines Rechts §. 1—41, unter andern §. 19—24. von Proteſtationen, Reproteſtationen, Anlegung eines Arreſts, Sequeſtrationen. *Cap. II.* Generaltheorie von der Verbindlichkeit §. 42—81, dabey §. 59—66. verhältnifsmäſsig ziemlich weitläuftig von der Frage: in wiefern eine Verbindlichkeit durch die Zahlung aufgehoben werde? *I. Hauptabtheilung, von dem Perſonenrecht.* Was iſt Perſon? §. 83—95, was und wie vielerley iſt der Zuſtand, in dem ſich eine Perſon befinden kann? §. 96., wie kann eine Perſon Gegenſtand des Rechts werden? §. 97. *I. Abſchnitt, von dem natürlichen Zuſtande* §. 98. *Cap.* 1. von denen Rechten, die aus der Geburt flieſsen. §. 99—120. *Cap.* 2. Von denen Rechten, welche aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers und der menſchlichen Seele herflieſsen. §. 121—133., von Mifsgeburten §. 121—123, öffentlichen Verordnungen zur Geſundheit der Menſchen—126, von Blinden und Kranken etc., Blöden, Trunkenen, Verſchwendern—133. *Cap.* 3. Von denen Rechten, die aus dem natürlichen Zuſtande des Lebens und des Todes herflieſsen. §. 134—204., vom Wegſetzen der Kinder, wieder von verſchiedenen Polizeyanſtalten zur Sicherheit des Lebens §. 134., (z. B. von Peſtanſtalten, von dem Verbot der Weinverfälſchung wird im 2. Cap., hier im 3. Cap. von der Feſſelung des durch die Stadt durchzuführenden Rindviehes, von Abwendung der Hungersnoth gehandelt), vom Mord und Todesſtrafen, Giftmiſchen, von der Nothwehr §. 135—180, von Abweſenden und Verſchollenen §. 181—188, von dem *wirklichen Tod und den daher entſpringenden Rechten* §. 189. wegen todtſcheinender Perſonen §. 190, des Begräbniſſes §. 193—201, der Trauer §. 202—204. *Cap.* 4. Von denen Rechten, die aus dem Geſchlechte herflieſsen §. 205—210. 1. *Abtheilung*, von den Rechten der Frauenzimmer überhaupt, insbeſondere der unverheiratheten §. 211—279, von der Kleidung §. 212, von öffentlichen Aemtern §. 213, der Lehnsfähigkeit der Frauenzimmer §. 214, von geſchwächten Perſonen §. 215, von der Nothzucht §. 217—219, Entführung §. 220—224, vom Ehebruch §. 225, Brautkranz §. 227, von der Geſchlechtsvormundſchaft §. 229—250, vom Vellejaniſchen Rathsſchluſs §. 251 etc. 2. *Abtheilung*, von den beſondern Rechten der Eheweiber §. 280—298. 3. *Abtheilung*, von den beſondern Rechten der Wittwen §. 299, 300. *Cap.* 5. Von den Rechten, die aus dem Alter herflieſsen

ſen §. 301—304. In dieſem Kapitel hätte ſich zwar ſehr viel Vortreffliches und Ausgezeichnetes ſagen laſſen, weil Sachſen 1782 eine Vormundſchaftsordnung erhalten hat, die auch auswärts als Muſter geachtet wird; aber der Leſer erfährt in der Vorrede, daſs dieſes fünfte und die beiden letzten Abtheilungen des vierten Kapitels aus dem Grunde kürzer ausgefallen ſeyen, weil — es der Raum nothwendig gemacht habe. Nach dieſer Anzeige des Inhalts und des durch die Paragraphenzahlen angedeuteten Verhältniſſes der Bearbeitung greift Rec. wahrſcheinlich dem Urtheile der Leſer nicht vor, wenn er dieſem Werke, ſo weit es im Drucke vorliegt, Beurtheilung, Kritik, Ordnung und alles das, wodurch eine ſolche Schrift allein nützlich werden kann, ganz abſpricht. Das Beſte iſt noch die Literatur, obwohl, vornehmlich im erſten Theil, die neue nicht hinreichend benutzt iſt. Des Vfs. Abſicht war ohne Zweifel, das ganze heutige kurſächſiſche Privatrecht in der Ordnung abzuhandeln, wie dabey neuere oder ältere einheimiſche Geſetze, oder die fremden Rechte zum Grunde liegen. Die ſächſiſche Geſetzgebung iſt zu verſchiedenen Zeiten ſo mannichfaltig erneuert, erläutert und geändert worden, daſs ſchon die richtige Beſtimmung deſſen, was davon noch jetzt gilt, groſse Kritik und ausgebreitete Kenntniſs und Erfahrung vorausſetzt; um wie viel nothwendiger ſind dieſe Erfoderniſſe bey dem ſchweren Prüfſtein der Rechtsgelehrten, bey der Anwendung der fremden und gemeinen deutſchen Rechte in einem einzelnen Lande! *Bergers Oeconom. Jur.* giebt hierinn ein vorzügliches Muſter, wenn ſie ſchon ihre ſchwachen und mangelhaften Seiten hat; und man darf von Hn. Haubold in Leipzig nach ſeiner Ausgabe von Schotts *Inſtitut. Jur. Saxon.* erwarten, daſs er in der verſprochnen neuen Ausgabe von *Berger* denſelben eben ſo kritiſch ergänzen wird. — Das Syſtem des Vf. wird dadurch ſchwer zu überſehen, daſs er ſeine Grundſätze von den Quellen des Rechts und der Kraft der Geſetze im erſten Theile unter dem Hauptbegriff der Rechtsgelahrtheit, und auch da ziemlich zerſtreut vorgetragen hat, und erſt im zweyten Theile die bey jenen ſchon zum Grunde liegenden Begriffe von Recht und Verbindlichkeit folgen. Ob dieſe und ähnliche Anordnungen hinlänglich durch die vom Vf. (Th. I. Vorr. S. II.) angeführte Furcht des Vorwurfs allzugroſſer Neuerungsſucht entſchuldigt werden, mögen die Leſer beurtheilen. Noch am beſtimmteſten erklärt ſich der Vf. beyläufig in einer Note zu den Grundſätzen von der Billigkeit S. 84. Th. I. „Zwangspflicht heiſst, wenn einer von denen Vollkommenheiten, die ein andrer beſitzt, ihm darum nichts entziehen darf, weil derſelbe ſich dieſem Attentate zu widerſetzen und ihm dagegen wieder Vollkommenheiten zu entziehen berechtigt wird.“ Wenn der Vf. nach S. 2. Th. I. die Rechtsgelahrtheit um deswillen nicht als Kenntniſs derer Wahrheiten, welche vollkommene Rechte und Verbindlichkeiten betreffen, beſchrieben hat, weil nicht alle durch Geſetze beſtimmte Rechte urſprünglich und nach der Vernunft vollkommene, oder Zwangsrechte wären, ſondern erſt durch das Geſetz dazu erhoben würden, und dann Th. I. S. 9, 11, 195, 484, Th. II. S. 2, 41 etc. das Naturrecht, wie billig, auch unter der Summe der Geſetze begriffen wird, ſo ſind dieſe Stellen ſchwer zu vereinigen. Durch die Eintheilung des Rechts in §. 6. in göttliches und menſchliches, und des erſtern wieder in geoffenbartes und Vernunftrecht, fällt der Vf. bey dem Begriff des Staatsrechts §. 10. in lauter Widerſprüche mit §. 6. Niemand hat wohl noch behauptet, wie hier S. 6. und Vorrede S. IV. geſchieht, und wovon die Grenzen des ganzen Werks abhängen, daſs „Rechte und Obliegenheiten, die nicht das ganze Volk, ſondern ein gewiſſes Individuum im Staate treffen, allemal zum Privatrechte zu rechnen wären, weil hier nicht die Handlungen, Rechte und Verbindlichkeiten des ganzen Volks, die eigentlich Gegenſtände des Staatsrechts wären, betrachtet würden.“ Um aber doch dieſes Verhältniſs, das nicht ganz nach den Lehren des Privatrechts beurtheilt werden könne, einigermaſsen zu unterſcheiden, ſo nenne der Vf. ſolches das Privatverhältniſs der Unterthanen zum Staate, und hoffe dadurch alle Lücken auszufüllen, welche die Privatrechtslehrer mit aller Kunſt nicht zu verſtecken vermöchten.“ Beſonders die Sätze von der Anwendung der alten deutſchen und römiſchen Rechte in Sachſen, z. B. des Sachſenſpiegels, von den noch geltenden, oder ganz, oder zum Theil aufgehobenen ſächſiſchen Geſetzen, von der Competenz der ſächſiſchen Inſtanzien und Collegien, (von der der Leſer zufällig in der Decretirkunſt bey den Fällen, in denen nothwendig Bericht zu erſtatten ſey, etwas erfährt,) von der Vormundſchaft, von Polizeyanſtalten und Geſetzen in Abſicht auf die Sicherheit, Geſundheit und das Gewerbe der Unterthanen, welche doch auch jenes Privatverhältniſs betreffen; alle dieſe Sätze ſind ſo unvollſtändig und oft ſo einſeitig vorgetragen, daſs die Widerlegung eine eigne Schrift erfodern würde. Ordnung des Plans einer Schrift, Ordnung der einzelnen Sätze und Gedanken und Präciſion im Ausdruck ſind genau mit einander verbunden, weil ſie aus einer und derſelben Quelle entſpringen, und man kann aus dem Daſeyn, oder Mangel einer, oder der andern dieſer Eigenſchaften immer auf die übrigen ſchlieſsen.

Dresden: *Joh. Nicolaus Schwarzens*, Rechtsconſulentens zu Dresden, *Wörterbuch über die Kurſächſiſchen, auch Ober- und Nieder-Lauſitziſchen Geſetze bis zum Jahr* 1792. Erſter Theil *A—D.* 1792. 384 S. Zweyter Theil *E—G.* 1793. 986 S. Dritter Theil *H—O.* 1793. 368 S. Vierter Theil *P—T.* 1794. 379 S. Fünfter Theil *V—Z.* 1794. S. 204 u. 200 S. Anhang. 4.

Der Vf. erklärt es in der Vorrede als den Zweck dieſes Werks: „durch Beziehungen verſchiedene Geſetze und Materien in Verbindung zu bringen, die zu weiterm Nachdenken und Reſultaten Veranlaſſung geben können.“ Dieſer Zweck iſt bey der ſächſiſchen Geſetzgebung von vielen Seiten ſehr wichtig: erſtlich weil dieſelbe durch ſehr viel einzelne ältere und neuere Mandate und Verordnungen zerſtreuet iſt, die ſich ein-

einander oft ganz, oder in einzelnen Sätzen, widersprechen, aufheben, erläutern, oder solches nur scheinen, dafs es schon Gewinn ist, die verschiedenen zusammentreffenden Stellen bald zusammen zu finden; zweytens, weil die kursächsischen Lande eine vielfach verschiedene Justiz- und Polizeyverfassung, keine, oder doch nur sehr wenig allgemeine, sondern nur Provincialgesetze haben, mithin überall die Frage ist: in wiefern gilt das einzelne Gesetz der einen Provinz auch in der andern durch besondere Publication oder durch Gerichtsbrauch, und was gilt in dieser, oder jener Provinz in dem oder jenem Falle? Demnächst gewährt die alphabetische Ordnung, in welcher der Vf. sein Wörterbuch ausgearbeitet hat, allerdings manche Bequemlichkeit im Nachschlagen, wozu dergleichen Werke zunächst bestimmt sind. Allein sie verwirrt auch die nach jener Beschaffenheit der sächsischen Gesetze nur durch zweckmäfsige Zusammenstellung zu erlangenden Resultate noch mehr, so bald die Materien zu sehr nach der Terminologie zerstreuet, nicht nach richtigen Gesichtspuncten unter Rubriken geordnet, und diese nicht wieder in sich selbst mit Ordnung ausgearbeitet sind. Von allen diesen Seiten hat der Vf., nach Rec. Urtheil, der Sache kein Genüge geleistet, und dem Bedürfnifs nicht abgeholfen. Nur einige Beyspiele, und zwar nicht die wichtigsten, weil die wichtigern für die Grenzen dieser Anzeige zu viel Raum einnehmen würden. Dafs bey der Hülfe Vieh und Samen möglichst geschont werden sollen, sucht niemand unter *Ackerbau*, sondern unter *Hülfe*, wo darüber keine Nachweisung steht. Von der Hülfe in Gleits- und Postsachen wird unter *Hülfe*, in Steuersachen unter *Execution* geredet, an beiden Orten das Verfahren in Accissachen, und das Hülfsverfahren in den Lausitzen übergangen. Unrichtig wird unter *Processordnung* behauptet, dafs die alte in allen denen Provinzen gelte, wo die neue nicht eingeführt sey. Von den oberlausitzischen Sechsstädten ist Zittau die einzige, welche sich nach der alten P. O. richtet. Die Verordnungen, dafs Bauergüter immer bey Personen vom Bauernstand bleiben sollen, sind unter *Adel*, *Bauergut*, *Bürger*, aber nirgends alle, und die darinnen enthaltenen einzelnen Sätze vollständig angeführt. Unter *Pfand*, *Pfandung*, *Unterpfand*, *Verpfandung* ist eine Menge zusammengehöriger Sätze zerstreuet. Aus den Rubriken *Brandbeschädigte — Brandversicherungsnumern*, (wo sich hauptsächlich auf den Artikel *Generalbrandkasse* bezogen wird, den Rec. im ganzen Buche nicht gefunden hat,) dürfte schwerlich jemand ersehen, in welchen Gegenden die erblandische Brandcasse etwa eingeführt ist, wie davon die oberlausitzer Anstalt und die niederlausitzer Brandvergütung verschieden sind; denn die hierüber angezogenen Rubriken: *oberlausitzer Brandversicherung* und *niederlausitzische Brandkasse* hat Rec. im ganzen Buche vergeblich gesucht. Unter *Abzug* steht von dem Inhalte der IV. Decis. von 1746 nichts weiter, als dafs das *jus retorsionis* nur dann statt habe, wenn die Unterthanen aufserhalb Landes zögen, nicht die Hauptsache, in wie fern dadurch die Erhebung des Abzugsgeldes innerhalb Landes bestimmt sey. Die unordentliche Disposition der einzelnen Rubriken beweisen fast alle längere Aufschriften. Man sehe z. B. *Appellation*. Es ist in der That nicht so leicht, und erfodert geübten Scharfsinn und mehr Zeit, als der Vf. sich genommen zu haben scheint, ein brauchbares Register zu machen. Indefs bleibt das Werk von der Seite ganz nützlich, dafs sich die Sammlung der sächsischen Gesetze mit dem J. 1771 endigt, und man also an die seitdem ergangenen Mandate und Generalien erinnert wird, wem sonst das Glück wohl will, die Rubrik zu treffen, unter welcher der Vf. dieselben aufgeführt hat. Noch macht es aber die Fortsetzung der bekannten *Digestorum Juris Saxon.* nicht überflüssig, die allerdings zweckmäfsiger bearbeitet sind. Dem letzten Theile hat Hr. *S.* auf 181 S. eine ganz gute systematische Uebersicht der sächsischen Gesetze angehängt.

GOTHA, b. Ettinger: *E. D. v. Liebhaber*, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Geheimen Justiz- und Regierungsraths, *Beyträge zur Erörterung der Staatsverfassung der Braunschweig-Lüneburgischen Kurlande.* 1794. 240 S. 8.

In Ansehung des Inhalts ein sehr schätzbarer Beytrag zu einem so wenig bearbeiteten Territorialstaatsrechte, dem die Einmischung unbekannter Urkunden noch einen vorzüglichen Werth giebt. Allein durch Form, Schreibart, Druckfehler und auch durch einige Unrichtigkeiten ist jener Werth so verdunkelt, dafs es doppelte Pflicht des Rec. ist, auf das Gute aufmerksam zu machen. Vieles von dem veralteten Kanzleystil ist zwar wohl nicht auf die Rechnung des Vf. zu setzen, weil er die Worte der Recesse und Rescripte selbst anführt. Allein manches ist auch ihm eigen, und besonders leicht wäre es gewesen, die im Text ohne Absatz angehäuften Citationen in den Noten anzubringen.

Die Schrift ist in 10 Abhandlungen vertheilt. Die vier letztern, von *Domänen*, von *Landständen*, von des *Adels Gerichtsbarkeit*, und vom *Steuerwesen* beziehen sich auf die innere Landesverfassung. Merkwürdig sind S. 107. die Verordnungen, dafs die Domänen nur *wegen des Nothstandes und der Einlösung von Kriegsgefangenen*, und in diesen gleichgeachteten Fällen veräufsert werden dürfen. Also schon ein Vorbild der neuesten Herzoglich-Braunschweigischen Verordnung. Die Namenverzeichnisse der Landtagsfähigen S. 138. 170. 179. und der Vasallen S. 12 — 16. waren künftig selbst in den hannöverischen Staatskalender aufzunehmen. Sehr praktisch ist der Auszug aus dem Landtagsabschiede von 1697, welcher die von Adel zu fürstlichen Bedienungen empfiehlt, *wenn sie dazu geschickt befunden werden.* Gegen eine solche Einschränkung würde selbst die neueste Staatsrechtslehre nicht viel zu erinnern wissen.

Die sechs ersten Abhandlungen beziehen sich mehr auf das *auswärtige* Staatsrecht der Kurlande. Die erste *von der Lehnsverbindung* liefert einen Auszug des noch nicht authentisch bekannten Kurtractats vom 22. Marz 1692, wodurch Herzog Ernst August sich verbind-

lich machte, mit dem Erzhause bey Kaiserwahlen *gleich* zu votiren, und dem Erstgebornen dieses Hauses die Stimme zu geben. S. 12. findet man die Liste der mit Regalien belehnten Vasallen, den König von Dänemark, Waldeck, Stollberg, Nassau-Diez, Platen u. s. w. — In der Abh. *von Regalien* ist theoretisch die ältere Beyziehung der Landstände zu Kriegserklarungen und Friedensschlüssen, und in praktischer Hinsicht der Abschnitt vom *Postwesen* interessant. — Die Verhältnisse *der Grafschaft Hohnstein* sind in denen der dritten Abh. beygedruckten Recessen vom 18. und 29. May 1733 enthalten. Nach dem letztern nimmt Georg II die Grafen von Stollberg zu königlicher Huld und Gnade wiederum auf, und lässt die über das bisherige Verfahren geschöpfte *Ungnade* völlig schwinden. Minder gründlich ist unter Nr. IV. und V. das Verhältnifs der *Grafschaft Spiegelberg* und des *Amtes Sternberg* erläutert. In dem Abschnitt von den *Gemeinschaften mit dem Hessencasselschen Hause* zeigt keine Rubrik den bekannten und wichtigen Streit wegen der Herrschaft Plesse an. Der hier abgedruckte Recefs vom 11. März 1538 wirft aber über dessen Entstehung einiges Licht.

Der Reichsgrafschaft Bentheim, welche dem Kurhause mit völliger Landeshoheit verpfändet ist, und dem Mitbesitze der Grafschaft Sayn-Altenkirchen hat Hr. v. L. in diesen Beyträgen nichts gewidmet. In der Vorrede verspricht er aber die Herausgabe kleiner Schriften über die Familienrechte des Kurhauses, und es wäre daher zu wünschen, dafs er durch eine ähnliche Ausführung der oberwähnten beiden staatsrechtlichen Verhältnisse sein schriftstellerisches Verdienst um das Braunschweig-Lüneburgische Staatsrecht vollständig machen möge.

MATHEMATIK.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke*, für Liebhaber und Künstler in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften. Von *J. G. Geisler*. V Theil. 1796. 154 S. mit VI Kupfertafeln. gr. 8. (18 gr.)

Hr. G. giebt in diesem Theile zuerst eine Beschreibung älterer und neuerer *Dampfmaschinen*, vermittelst deren durch Wasserdämpfe ein Pumpenwerk in Bewegung gesetzt werden kann, und extendirt sich besonders über die von Hn. Watt an solchen Maschinen angebrachte Verbesserungen. Nr. II. enthält das Wollastonsche Durchgangsinstrument, wobey Rec. bemerkt, dafs das Verfahren, Theile des Kreises durch Mikrometer in Mikroskopen zu messen, bereits schon von Brandern angewandt worden, ehe man noch in England davon Gebrauch machte. Nr. III. beschreibt das Schmeisserische Instrument zu Bestimmung des specifischen Gewichts flüssiger Körper. Hr. Schmeisser schleift nämlich in ein gläsernes Gefäfs einen Pfropf, und küttet in diesen ein Thermometer ein, um die Flüssigkeiten bey einerley Wärmegrad abwägen zu können. Rec. findet aber für zweckmäfsiger, die Thermometerröhre unmittelbar in den Pfropf luftdicht hinein zu schleifen, dieselbe zu graduiren, und nachgehends etwas zu levigiren, weil es mit dem Kütt und der messingenen Scale immer eine eigne Sache ist, wo man mit Säuren zu thun hat.

Unstreitig aber ist neben der Wattschen Dampfmaschine die Beschreibung des *Thompsonschen Photometers* das beste Stück dieses fünften Theils. Zwey schwarzgemachte, in einem Kästchen senkrecht neben einander, in gegebenen Abstand stehende Cylinder, machen nämlich die Hauptstücke dieses Photometers aus: sie werden durch zwey Lichter erleuchtet, deren Entfernung von dem Photometer veränderlich ist, und ihr Schatten trifft auf eine an der Rückwand des Kästchens befindliche senkrechte Ebene. Der Beobachter richtet sein Augenmerk auf ihre Berührungsebene, und wenn die Schatten bey gegebener Entfernung der Lichter an dieser Berührungsebene sich gleich dichte zeigen, so ist die Erleuchtung beider Cylinder gleich; und es ergiebt sich das Verhältnifs der Erleuchtung der Lichter aus ihrer comparativen Entfernung von Photemeter. Auf diesem Wege erwähnt Hr. Thompson Graf von Rumford, zuerst das Gesetz über die Abnahme des Lichts nach der Entfernung; er untersucht ferner die Schwächungen des Lichts, das durch gläserne Platten geht, und von Spiegeln zurückgeworfen wird, und findet für feines, helles, durchsichtiges, vollkommen *polirtes* Spiegelglas, das Verhältnifs des auffallenden und hinten herausgehenden Lichts wie 10000 : 8136; im Mittel aber ergiebt sich der Lichtverlust = 0, 1869; bey Fensterscheibenglas hingegen war der Verlust = 0, 1263. Rec. hat diese Versuche mit jenen, welche Lambert ehedem in gleicher Absicht nach einem ihm eigenen sehr sinnreichen Verfahren angestellt hat, verglichen, und findet, dafs sie so ziemlich zusammentreffen. Letzterer giebt nämlich für gewöhnliches Spiegelglas den Lichtverlust = 0, 1373 an. Eben so zeigt sich auch Hn. Thompson der Lichtverlust für einen vortrefflichen Ramsdenschen Spiegel = 0, 3494; für einen gewöhnlichen = 0, 4548; für einen solchen findet hingegen Lambert den Verlust = 0, 4648. Die Vergleichung der Lichtstärke und Consumtion einer Argandschen Lampe mit andern leuchtenden Materien, welche Hr. Thompson in der Folge anstellt, ist schätzbar: so wie die angestellten Versuche über die gefärbten Schatten manchen Aufschluss über die Theorie der Farben erwarten lassen. Es sind zwar die Hauptversuche des Hn. Th. nicht so ganz neu, als er glaubt; denn Rec. findet sie schon von dem Abbe *Mazeas-Bouguer* und insbesondere von *Beguelin* angestellt; aber die Art, wie Hr. Th. den farbigten Schatten durch gefärbte Gläser veränderte, lässt in Rücksicht der Farben eine nähere Erklärung dieses Phänomens hoffen, als man bisher hatte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Julius 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, in der amerik. Poſtexpedition b. Hencke, und in LEIPZIG in Comm. b. Reinicke: *Nordamerikaniſcher Staats-Kalender* oder *ſtatiſtiſches Hand- und Addreſsbuch der Vereinigten Staaten* von Nordamerika. Von *J. J. C. Timaeus*, Hofmeiſter und öffentlichem Lehrer an der Ritterakademie in Lüneburg. 1796. XXXVIII u. 544 S. 8. nebſt 2 Tabellen.

Wer ſich aus dem erſten Theil des Titels eine unſern gewöhnlichen Staatskalendern gemäſse Idee von dieſem Buche machen wollte, der würde ſich ſehr irren. Es enthält weit mehr, und der Titel eines ſtatiſtiſchen Hand- und Addreſsbuchs iſt dem Inhalte weit angemeſſener. Zur Grundlage dient das zu Philadelphia herauskommende *United State's Regiſter*. Da Hr. T. aber den glücklichen Gedanken faſste, zugleich dem deutſchen Publicum eine gedrängte Ueberſicht von der natürlichen Beſchaffenheit, den Staatskräften, den Producten, dem Handel, der gegenwartigen Verfaſſung und Cultur, dem Religionszuſtande, der Civil Einrichtung und dem Perſonale der erſten Staatsbeamten des ganzen Nordamerikaniſchen Freyſtaats zu geben; ſo ward aus dem Staatskalender ein *ſtatiſtiſches Handbuch*, welches jedem, der dieſen Staat in allen ſeinen Theilen nach ſeinem gegenwärtigen Zuſtande im allgemeinen kennen zu lernen wünſcht, als das beſte Hülfsmittel empfohlen zu werden verdient. Aus dem amerikaniſchen Werkchen wurde nur das Perſonale beybehalten; alles übrige hingegen ganz neu ausgearbeitet. Unter den in der Vorrede genannten Quellen ſtechen Belknap, Morſe's neueſte und Guthries philadelphiſche von Carey beſorgte Ausgabe beſonders hervor.

Das Werk zerfallt in zwey Haupttheile, wovon der erſte den ganzen Staat oder die *Union*, der zweyte aber die *einzelnen Staaten* betrifft. In jenem wird nach einer allgemeinen Anmerkung von *Grenzen*, *Gröſse* und *Bevölkerung* der V. St. das *Namenregiſter* der amerikaniſchen Gewalthaber geliefert, und zwar zuerſt von der *höchſten ausübenden*, dann von der *geſetzgebenden* (dem Congreſs) und endlich von der *richtenden* Gewalt. Hierauf folgt die *vollziehende Macht*, die ſich in das *Staats-Amt*, *Finanz-Amt* und *Kriegs-Amt* theilt. Bey dem erſtern wird eine vollſtändige Liſte der ſämmtlichen Miniſter und Conſuln ſowohl der V. St. bey fremden Mächten, als auch fremder Mächte bey dieſen, gegeben; dem zweyten iſt eine Tabelle der ſämmtlichen Zollbedienten nach ihren Diſtricten und Häfen, und der Acciſebedienten nach ihren Diſtricten und Inſpectionen, wie auch ein alphabetiſches Verzeichniſs aller geſetzmäſsigen Einfuhrzolle auf alle Güter, Waaren und Handelsſachen, die in die V. St. eingeführt werden, beygefügt, und dieſem ſind noch wichtige Bemerkungen über Rückzoll, Pflichten der Capitaine, Rheder, Empfänger der Waaren und Zollbediente, von Bezahlung der Zölle und der Art, wie Güter eingeführt werden müſſen, dann Liſten vom Werth der Güter, die jeder Staat vom 1 Oct. 1792 bis 30 Sept. 1794 ausgeführt, und endlich eine Nachricht von der öffentlichen Staatsſchuld angehängt. Beym Kriegsamte aber wird der monatliche Zahlungsfuſs der Armee mitgetheilt, und beym Münzamte Nachrichten von den Münzſorten, dem Münzfuſse und den vier verſchiedenen Courſen in den V. St. An das Generalpoſtamt ſchlieſst ſich ein Aufſatz über Brieftaxe und ein Verzeichniſs der Poſtſtädte in den V. St. nebſt ihren Entfernungen desgleichen eine Tabelle von der aſtronomiſchen Lage der vornehmſten Städte nach dem Meridian von Philadelphia. Hierauf folgen Nachrichten von den Banken und von einigen gelehrten Geſellſchaften; von Zeit und Oertern, wann und wo die Gerichte in den V. St. gehalten werden, und zuletzt von der Verfaſſung des weſtlichen Gebiets.

Die Beſchreibung eines jeden der einzelnen Staaten iſt unter folgende Rubriken gebracht: Lage und Gröſse, Clima, Beſchaffenheit des Bodens, Gewäſſer, Producte, Einwohner, Staatsverfaſſung, Finanzweſen, Kriegsweſen, Religion, Schulanſtalten und Gelehrſamkeit, Handwerke und Manufacturen, Handlung, Ortbeſchreibung, vorzügliche Städte und Ortſchaften. Den Beſchluſs machen Tabellen über die Leuchtthürme auf den Küſten der V. St. über den Werth der vom 1 Oct. 1790 bis 30 Sept. 1795 ausgeführten Waaren, ein Meilenzeiger von den 30 vornehmſten Platzen in N. A. von Penſacola und St. Auguſtine an bis Quebec und Halifax, und ein Regiſter, das ſich aber nur über die Oerter, nicht über die Perſonen erſtreckt.

Schon aus dieſer magern Inhaltsanzeige muſs die Reichhaltigkeit des Werkes einem jeden einleuchten. Es iſt zu concentrirt, als daſs es einen weitern Auszug vertrüge. Doch wollen wir die Nachrichten hier zuſammenſtellen, die es uns von den literariſchen Anſtalten in N. A. mittheilt. Die meiſten derſelben ſind erſt ſeit dem Frieden geſtiftet. Man hat zweyerley Inſtitute für den Unterricht, *Colleges*, welche die Stelle unſrer Univerſitäten vertreten, auch zum Theil Univerſitäten genannt werden und die akademiſchen Würden ertheilen, und *Academies* oder Vorbereitungsanſtalten zur Univerſität, mehrentheils Privatunternehmungen, die aber der Staat, wie billig, ſeiner Aufſicht unterzieht. Von beiden ſind die niedern Schulen, die faſt allenthalben

Digitized by Google

halben in hinreichender Menge vorhanden sind, unterschieden. Lateinische Schulen hingegen, die sich blos mit Unterricht, ohne Erziehung, beschäftigen, giebt es wenige. Beynahe alle diese Anstalten sind nach den englischen geformt. Maryland hat die meisten Collegien, nämlich 2 protestantische, zu Chestertown und Annapolis, 1 katholisches zu Georgetown, und 1 methodistisches zu Abington, und überdiess mehrere Akademien. Pennsylvanien hat 3 Collegia, zu Philadelphia, Carlisle und Lancaster, und viele, zum Theil vortreffliche, Akademien in verschiedenen Gegenden des Staats, wovon 9 nahmhaft gemacht werden. Virginien hat 2 Collegien, zu Williamsburgh und das Hampden Sydney-College, und mehrere Akademien; New-Jersey 2 Collegien, zu Princetown und Brunswick, 7 Akademien und einige lateinische Schulen. Massachusetts und Maine haben 2 Collegien, zu Cambridge und Williamstown, und 16 incorporirte Akademien und gelehrte Schulen. New-York hat nur 1 Collegium in der Hauptstadt, aber 10 Akademien; New-Hampshire hat das einzige Dartmouth-Collegium, und 7 Akademien; Rhode-Island 1 Collegium zu Providence und 1 Akademie zu Newport; Connecticut 1 Collegium zu Newhaven, und mehrere Akademien. Süd-Carolina hat zwar 3 Colleges dem Namen nach, aber eins derselben ist nichts mehr, als eine gute Academy, und ein anderes eine blosse Schule, ausser diesen auch noch mehrere sehr gut eingerichtete Schulen. In Nord-Carolina sollte mit dem Jan. 1795 eine ganz neue Universität auf der Anhöhe Chapel-Hill, welchen Namen die Anstalt wohl behalten wird, eröffnet werden, ausser welcher mehrere sogenannte Academies im Lande sind. Auch Vermont hat schon eine Universität, zu Burlington, aber, wie es scheint, keine Academy, hingegen sehr zweckmäfsig eingerichtete Schulen. In Georgia soll jede Grafschaft eine Academy haben; auch giebt der Vf. diesem Staate ein College oder Universität zu Louisville, allein nach S. 528. war im J. 1793 mit dem Bau dieser Stadt noch nicht der Anfang gemacht. Unter allen V. St. scheint Delaware den Wissenschaften die wenigste Aufmerksamkeit zu widmen. Hier sind blos 2 Academies, wovon man, dem Carey zufolge, die eine auch noch verfallen lafst. Der freylich noch junge und entlegene Staat Kentucky hat weder Colleges noch Academies, sondern blos verschiedene gut eingerichtete und wohl unterhaltene Schulen. Auch das südwestliche Gebiet des Ohio oder das Gouvernement des Teneffi hat schon eine Academy. Man denkt auf die Errichtung einer allgemeinen Universität für alle V. St. wozu Washington schon ein ansehnliches Geschenk angewiesen hat, und es ist sehr zu wünschen, dafs der Vorschlag, den Virginien vorzüglich unterstützt, zur Ausführung komme. In einem aus so vielen unabhängigen Theilen bestehenden Staate kann man der Vereinigungs-Puncte nicht zu viele haben. An gelehrten Gesellschaften fehlt es den V. St. nicht. Auser der bekannten *American Philosophical Society* in Philadelphia hat Pennsylvanien eine politische und 2 medicinische Societäten, Massachusetts eine Akademie der Künste und Wissenschaften, eine historische und eine medicinische Societät; Connecticut eine Gesellschaft der Wissenschaften und eine medicinische Societät. Auch New-Hampshire und Süd-Carolina haben jedes 1 medic. Soc. und New-York mehrere literarische Gesellschaften. Unser Vf. hat zu ihnen auch die vielen Societäten zur Verbesserung des Nahrungsfleifses, zur Ausübung der Mildthätigkeit und zur Ausbreitung des Evangeliums gezogen, die doch eben so wenig als die Freymaurerlogen dahin zu gehören scheinen. Mit Druckereyen sind die V. St. mehr als hinlänglich versehen; auch Kentucky hat schon eine Druckerey und eine Zeitung. Auser den Bibliotheken und Instrumenten-Sammlungen mehrerer Collegien, worunter die zu Cambridge zu den besten und auserlesensten in ganz N. A. gehören, besitzt Philadelphia eine öffentliche, jedoch einer Gesellschaft von Privatpersonen gehörige Bibliothek, die dem grofsen Franklin ihren Ursprung verdankt, täglich offen und schon über 12000 Bände stark ist. Mit derselben ist ein Kunst- und Naturalien Cabinet verbunden. Weit wichtiger aber, als dieses, ist Peale's Museum, eine der schätzbarsten Naturalienfammlungen in ganz Amerika, die man auch gewissermaafsen als öffentlich ansehen kann. (Der allgemeinen Stadt-Bibliothek zu New-York wird hier nicht gedacht.)

Die sehr wünschenswerthe Fortsetzung dieses Handbuchs soll eine allgemeine Uebersicht des ganzen Freystaats nebst einer Darstellung seiner Constitution, die Veränderungen im Personale etc. verbunden mit allerhand gemeinnützigen Aufsätzen und Nachrichten, N. A. betreffend, enthalten. Unter den letztern wünschten wir eine gründliche und unpartheyische Abhandlung vom Länderkauf, über welchen die Klagen immer lauter und zahlreicher werden, zu lesen. Druck und Papier ist so schön, wie man es in Deutschland selten zu sehen pflegt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Costumes des Representans du Peuple, Membres des deux Conseils, du Directoire executif, des Ministres, des Tribunaux, des Messagers d'Etat, Huissiers et autres Fonctionnaires publics* etc. dont les desseins ont été confiés par le Ministre de l'Interieur au *Cit. Grasset* S. *Sauveur*; gravées par le Cit. *Labrousse*, et coloriées d'après nature. Chaque figure est accompagné d'une Notice historique. An 4me de la Republique Françoise 1795. 8. (450 Livr. in Assignaten.)

Das Titelkupfer stellt den Rath der 500 vor, in welchem ein Staatsbothe dem Präsidenten eine Bothschaft überreicht. Die Trachten selbst mit ihren Notizen folgen in nachstehender Ordnung: 1) *Mitglied des Raths der 500.* Das lange Gewand in der Form einer Toga weifs bis an die Schuhe reichend, (wo es eine rothe Bordure hat; der Gürtel blau und der Mantel scharlachroth mit einer blauen Bordüre. Alles von Wolle. Die blaue, sammtne Mütze hat einen Ueberschlag mit rothen Streifen. 2) *Mitglied des Raths der Alten.* Die männliche antike Tracht. Das Gewand violet blau, der Gurtel scharlachroth, der Mantel weifs; alles

alles von Wolle. Die Bordüre des Unterkleids, so wie die des Mantels roth. Die samtne Mütze blau. 3) *Mitglied des vollziehenden Directoriums* in *gewöhnl.* Tracht und 4) im *Ceremonienkleide* Mantelkleid, das bis an die Knice reicht, mit Ueber- und Aufschlagen, ersteres nacrefarbig, letztere, wie das Unterfutter, weifs; aufsen und auf den Ueberschlägen reich mit Gold gestickt. Eine lange, übergeschlagene Weste weifs und mit Gold gestickt. Die umgürtende Scharpe mit goldnen Franzen; der Pantalon oder die bis auf die Schuhe gehenden Hosen weifs; alles von Seide. Der Hut schwarz, rund auf einer Seite aufgestülpt und mit einen dreyfarbigem Federbusche geziert. Der Degen über der Weste an einem nacrefarbigem Schultergehänge. Das Ceremonienkleid von der nämlichen Form blau und über demselben ein nacrefarbiger Mantel. Uebrigens alles so wie in der gewöhnlichen Tracht; in beiden die Schuhe mit einer blauen Schleife, statt der Schnallen. 5) *Secretair des vollziehenden Directoriums.* Die nämliche Tracht, welche das Directorium gewöhnlich hat, nur durchaus schwarz, im Federbusche nur eine einzige rothe Feder; auf der Brust hängt, wie ein Orden, ein Petschaft 6) *Minister.* Eben die Kleidung des Directoriums; aufsen schwarz, das Unterfutter, die Auf- und Ueberschläge und der Pantalon ponceaufarbig; die Scharpe weifs mit schwarzen Franzen. Alles von Seide und mit farbiger Seide gestickt. Der Hut schwarz mit einem ponceaufarbigen Federbusche; das Schultergehäng schwarz; die Schuhschleifen ponceaufarbig. 7) *Staatsbothe.* Lange, weifse Weste; blauer Gürtel und Pantalon; kurzer, blauer Mantel mit rothem Unterfutter und Ueberschlag. Runder, schwarzer, vorne aufgestülpter Hut mit einem weifsen, blau und roth gestreiften Federbusche. Halbstiefeln. 8) *Pedell (Huissier) des Directoriums und des gesetzgebenden Corps.* Lange, schwarze Weste, Hosen und Strümpfe oder einen Pantalon schwarz. Rothe umgürtende Schärpe. Rothe Mütze mit einer rothen Feder. kurzer schwarzer Mantel. In der Hand einen schwarzen, mannshohen Stock mit einem elfenbeinernen Knopfe. 9) *Mitglied des Criminalgerichts.* Gewöhnliche Kleidung mit einem kurzen Mantel; durchaus schwarz, mit eben solchem, vorne aufgestülpten Hut und Federbusche; auf der Brust an einem rothen, blau und weifs eingefafsten Bande Fasces mit einer Hacke, wie einen Orden, tragend. 10) *Mitglied des Civilgerichts;* die nämliche Tracht; auf der Brust an einem weifsen roth und blau eingefafsten Bande ein silbernes Auge. 11) *Friedensrichter.* Gewöhnliche Kleidung; runder vorne aufgestülpter Hut ohne Federbusch mit der dreyfarbigen Kokarde; auf der Brust, als Orden, ein Olivenzweig von Metall an einem weifsen sehr schmal blau und roth eingefafsten Bande, in der Hand einen weifsen, mannshohen Stock mit einem elfenbeinernen Knopfe, auf welchem ein schwarzes Auge eingeschnitten ist. 12) *Mitglied des Oberjustizhofes.* Die nämliche Tracht des gesetzgebenden Corps, aber durchaus weifs, mit einem dreyfarbigen Bande besetzt. Die Toga und die Mütze der beiden öffentlichen Ankläger an diesem Tribunale sind hellblau, der Gürtel roth, der Mantel weifs. 13) *Mitglied des Cassationstribunals.* Gleiche Tracht mit den beiden eben beschriebenen Anklägern. Die Kleidung eines Commissairs des vollziehenden Directoriums ist wie die des Directoriums, nur ganz schwarz. 14) *Mitglied der Departementalverwaltung.* Schwarzes Mantelkleid mit hellblauem Unterfutter, Ueber- und Aufschlägen; lange, übergeschlagene, blaue Weste, weifse umgürtende Schärpe, Hosen und Strümpfe oder Pantalon schwarz; blaue Schuhschleifen. Runder vorne aufgestülpter Hut mit dem farbigen Federbusche, worinn blau die Hauptfarbe ist. Die Schatzmeister tragen ein gewöhnlich schwarzes Kleid, auf der linken Seite einen kleinen goldgestickten Schlüssel. 15) *Präsident der Municipalverwaltung.* Die Municipalbeamten tragen die dreyfarbige Scharpe, wie bisher, von der rechten Schulter über die Brust hinab, die Präsidenten haben einen runden Hut mit einer kleinen dreyfarbigen Scharpe und einem dreyfarbigen Federbusche.

Ueber die politische Seite dieser Civiluniform mögen wir uns hier nicht verbreiten. Die Vermischung der antiken, modernen spanischen und französischen Kleidung ist aber im Ganzen doch etwas abentheuerlich; dennoch sind einzelne unstreitig geschmackvoll und der Anblick dieser Trachten im Ganzen hat Rec. viel Vergnügen gewährt; er glaubte also, den Lesern dieser Blätter, welche das Werkchen nicht zu Gesicht bekommen, dies Vergnügen mittheilen zu müssen, so gut es sich in einer gedrängten Beschreibung ohne Kupfer bewirken liefs. Die Kupfer sind mit vielem Fleifse illuminirt. Der schön gedruckte Text erläutert die abgebildeten Trachten, jedoch nicht ganz so genau, als sie die Kupfer darstellen; übrigens giebt er von den Staatsbedienungen, deren Costüme geliefert wird, eine kurze Notitz, welche, schon unter uns bekanntere, Nachrichten enthält.

Dresden, b. Hilscher: *Dresdner Briefsteller*, zum Gebrauch für Stadt- und Landschulen. Nebst einer Anweisung zur Orthographie, einem Titularbuche und einem Verzeichnisse französischer im gemeinen Leben oft vorkommender Worter. 1795. 207 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. unterschreibt sich J. G. A. K. Es schien ihm an einem Buche dieser Art zu fehlen, das *auch dem unwissendsten Bauer* zum richtigen und vernünftigen Schreiben Anleitung geben könnte, und er glaubt seinen Zweck erreicht zu haben. Schwerlich aber wird ihm sein Leser, er mag Städter oder Bauer seyn, dies glauben. Kurz genug ist die Abhandlung von Briefen, da sie alles in allem nur 23 Seiten füllt, und mit einer ungeheuern Menge von Briefmustern hat er seine Leser noch weniger belästigt, da ihrer in allem keine dreyfsig vorhanden sind, einen niemals *mit gedruckten* Brief Gellerts *an ein paar Frauens* eingerechnet. Wenn aber die Briefe nur zweckmäfsiger und musterhafter eingerichtet wären! Mehrentheils sind sie von Personen von mehr als mittlerm Stande geschrieben. Von dieser Seite betrachtet konnten sie besser seyn; z. B. wenn S. 114 ein Frauenzimmer einem andern seine bevorstehende

Eheverbindung mit dem Sohne eines Hofraths meldet, und dabey in die Worte ausbricht: O Freundinn! Sie wiſſen, wie ich mich jederzeit *vors Heyrathen* gefürchtet habe; und die Freundinn in der Antwort ſich die Aeuſserung erlaubt: Denken Sie nur daran, es laſſen ſich auch Millionen *durchbringen*. Ungefähr von eben dem Gehalte, als der eigentliche Briefſteller, ſind die übrigen Theile des Buchs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Strafsburg*, b. Levrault: *Kurzgefaſste Anweiſung über die Wartung der Pferde*, um ſie auf den Reiſen und in den Lagern geſund zu erhalten, und den Zufällen, die ihnen begegnen könnten, abzuhelfen. Auf Befehl des Niederrheiniſchen Departement-Directoriums ins deutſche überſezt. 1793. 133 S. mit dem franzöſiſchen Text, der neben der Ueberſetzung ſteht 8. (10 gr). Die häufigen Transporte von Fuhrweſen und Remontepferden, die während des Krieges aus Frankreich nach den Armeen geſchickt und bey denſelben geführt werden müſſen, und der Mangel an Führern dieſer Transporte die, (wie es in der Verordnung heiſt:) die nöthige Kenntniſs von der Behandlung der Pferde hatten, bewogen den Wohlfahrtsausſchuſs zu Paris, der Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte aufzugeben, dieſe Anweiſung als eine beſtimmte Vorſchrift zu entwerfen, die denn auch bey allen Armeen, wie ſie es verdient, eingeführt worden iſt. Sie beſchäftigt ſich zuerſt mit zwar gröſstentheils ſchon bekannten, aber doch ſehr guten und zweckmaſsigen Regeln über die Pflege der Pferde auf der Reiſe. Und damit, bey entſtehenden Zufällen der Pferde, kein Transport ohne alle Hülfsmittel unterweges ſey, ſo ſoll jeder Führer, wo möglich, eine Klyſtierſpritze, ein Pfund Salpeterſalz oder pulveriſirten Salpeter in Päckchen von 2 Loth, eine Flaſche mit Eſsig u. dgl. bey ſich haben. Um das Drucken der Pferde zu verhüten, ſollen Sättel und Geſchirre immer in gutem Stande erhalten, jederzeit gereinigt und letztere oft mit Fett eingeſchmiert werden; auch ſoll nicht gelitten werden, daſs die Fuhrleute auf den Pferden einſchlafen. Bey Raſttagen werden die Hufe ordentlich gereinigt und der Beſchlag nachgeſehen. Auf die Fütterung der Pferde wird die gröſste Aufmerkſamkeit verwendet und die Reinigung des Hafers und des Heues ernſtlich empfohlen. Hat dieſes Futter einen fremden Geruch an ſich, ſo ſoll es mit Waſſer, worinn eine Hand voll Küchenſalz aufgelöſt iſt, angefeuchtet werden. Jedes Pferd bekommt, ſo viel es thunlich iſt, ſeine Portion allein, damit ſie ihm nicht von andern weggefreſſen wird. Auf freyem Felde ſoll den Pferden der Hafer nie, aus Nachläſsigkeit, auf den bloſsen Boden geſchüttet werden, wodurch ſie ſehr verlieren und viel Erde und Steine mit freſſen müſſen. Es ſollen deswegen, in ſolchen Fällen, Futterbeutel gebraucht werden u. ſ. w. S. 17 folgen nun Vorſichtsregeln für den Sommer. Bey groſser Hitze ſollen die Transporte ſehr langſam und des Nachts ziehen, am Tage aber an einem kühlen Orte ſtille liegen. Letzterem kann Rec. nicht beypflichten, weil er, durch Erfahrung überzeugt worden iſt, daſs dieſes den Pferden nachtheilig iſt. Am Tage kann das Pferd, wegen der Fliegen und des Geräuſches, das um daſſelbe vorgeht, nicht gehörig ruhen, und es erträgt weit eher die Tageshitze, als daſs es ſich die nächtliche Ruhe entziehen laſſen ſollte. Am beſten iſt es wohl, im Sommer frühe auszumarſchiren, um zeitig ins Nachtquartier zu kommen. Was ferner über die Behandlung der Pferde in dieſer Jahrszeit geſagt wird, daſs bey der Ankunft den Pferden das Maul, die Naſe, der Kopf und alle Theile, wo Sattel und Geſchirre gelegen, mit Waſſer, worin ein Glas Eſsig gegoſſen iſt, gewaſchen werden und die Pferde, ehe man ſie an einen zu kühlen Ort ſtellt, auch ehe man ihnen das Futter vorzüglich das Trinken giebt, völlig vom Schweiſse trocken ſeyn müſſen, iſt ſehr richtig und der Sache angemeſſen. Eben ſo ſehr empfiehlt ſich die Vorſchrift: bey heiſsen Tagen lieber die Pferde auf einer guten Streu in den Höfen, oder unter Schopfen, als in dumpfigen warmen Ställen ruhen zu laſſen. Wenn ein Pferd vor den übrigen beſonders abgemattet zu ſeyn ſcheint, ſo ſoll es nicht zum Freſſen genöthigt, ſondern ihm ein halber Eimer mit Gerſten- oder Kleyenmehl angerührtes Waſſer, worin ein wenig Salpeterſalz aufgelöſst iſt, hingeſtellt werden. Will das Pferd dieſes nicht von ſelbſt genieſſen, ſo ſoll ihm ein Trank von 1½ Schoppen Waſſer mit 2 Loth Salpeterſalz langſam eingeſchüttet werden. Hat ſich das Thier nach zwey Stunden, wo dieſes Mittel wiederholt wird, noch nicht gebeſſert, ſo ſoll ihm eine Flaſche Wein eingegeben und es unmittelbar darauf mit einem Strohwiſche gerieben werden. Der Transport ſoll lieber ſtille liegen oder kleine Tagereiſen machen, als ſich wieder auf den Marſch begeben, ehe ſich die Pferde vollkommen erholt haben. Trift der Zug auf tiefſendes Waſſer, ſo ſollen die Pferde nicht nach Durſt, ſondern blos zur Erfriſchung ein wenig ſaufen und weiter marſchiren. Auch ſind S. 25. Vorſichtsregeln für den Winter gegeben. Bey der Ankunft im Quartiere ſollen die Pferde wohl abgerieben und vorzüglich die Beine gleich mit kaltem Waſſer abgewaſchen werden, damit die Eiszapfen, die ſich daran geſetzt haben, zerſchmelzen, „denn es iſt gefährlich (heiſst es hier) „ſie von ſelbſt zergehen zu laſſen, ſie machen die Beine „ſteif, nehmen die Ausdünſtung, und es entſtehen daraus oft „Mauken oder bösartige Geſchwüre, die ſchon viele Pferde ge„tödtet, oder ſie gelähmt und zum Dienſte unbrauchbar gemacht „haben." Wenn Pferde durch den Marſch abgemattet ſind, zittern und nicht freſſen wollen, ſo werden ſie mit einem Strohwiſche gerieben und wird ihnen ein Trunck, der aus einem Schoppen warmen Waſſers, worin eine Handvoll gemeines Salz auf eloft iſt, und 1½ Schoppen Wein beſteht, eingeſchüttet, das Futter ihnen aber erſt wieder gegeben, wenn ſie ſich erholt haben. Verſchiedene andre hierher gehörige Vorſchriften, nämlich, daſs man den Pferden im Winter nicht zu kaltes Waſſer zu trinken geben und bey dem Marſchiren im Schneewetter den Schnee nicht zu ſehr auf den Pferden ſich anhäufen und auf denſelben ſchmelzen laſſen (das hier als ſehr nachtheilig angemerkt wird) die Hüfe oft vom Schnee reinigen, damit ſie haften können, die Pferde wohl geſchärft halten, bey groſser Kälte, wo möglich nicht unter freyem Himmel bleiben, kleine Tagereiſen in einem Futter machen, und dann auch darauf ſehen ſoll, daſs die Pferde nicht zu enge in warmen Ställen ſtehen, wodurch ſie nur deſto empfindlicher gegen die Kälte gemacht werden, beſchlieſsen dieſen Artikel. Von S. 31—81. wird von den Zufällen, denen die Pferde unterweges ausgeſetzt ſind, und deren Folgen die Conducteurs vorbeugen können, gehandelt.

„Die Conducteurs (heiſst es gleich anfangs) ſollen in keinem „Falle und unter keinerley Vorwand zugeben, daſs die Schmiede „den Halsfeifel bey Leibſchmerzen der Pferde klopfen, die „Hungerzize oder die Kröte unter dem Vorwande wegſchneiden, „daſs ſie die Thiere am Trincken hindern, den Froſch weg„ſchneiden oder brennen, wann ſie einen Widerwillen vor „dem Freſſen haben, oder, bey böſen Augen, das Nagelfell „im Auge wegreiſsen. Nur die gröbſte Unwiſſenheit, in Ab„ſicht auf den Bau und die innere Beſchaffenheit des Pferdes „kann ſich dergleichen Operationen erlauben." Auffallend war Rec. dieſe Warnung. Sie zeigt, daſs die franzöſiſchen Schmiede den Unſrigen vollkommen gleichen, und gibt wieder einen traurigen Beweis, mit welcher Leichtigkeit ſchädliche Irrthümer und Vorurtheile ſich durch alle Länder verbreiten, wann die Wiſſenſchaft ſelbſt nur ſehr mühſame Fortſchritte machen kann. Es folgt nun eine Reihe von Zufällen und Krankheiten der Pferde, und Mitteln dagegen. Den erfahrnen Arzt werden die hier angegebenen Arzneymittel zwar nicht immer befriedigen; Allein in den Händen ſolcher Leute, denen ſie als Vorſchrift dienen ſollen, ſind ſie wohl die angemeſſenſten, und mancher mit eigenen Pferden Reiſende ſollte ſich ihrer weit eher bedienen, als ſich einem Dorfſchmiede anvertrauen. Einige Artikel noch, wie ſich die Conducteurs, im Falle ihnen ein Pferd krepirt, zu verhalten haben, und wie die darüber beyzubringenden Atteſtate beſchaffen ſeyn ſollen, desgleichen eine Anweiſung die Vertreibung des Rotzes bey den Pferden zu verhüten, machen den Beſchluſs dieſer Anweiſung. Die Ueberſetzung iſt (einige wenige Kunſtwörter ausgenommen) treu und ganz gut gerathen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Muſei Leveriani explicatio*, anglica et latina. Opera et ſtudio *Georgii Shaw*, M. D. R. S. S. Adduntur figurae elegauter ſculptae et coloratae. Impenſis *Jacobi Parkinſon*. — *Muſeum Leverianum*, containing ſelect Specimens from the Muſeum of the late Sir *Ashton Lever*, Kt. with deſcriptions in latin and engliſh, by *George Shaw*. Publiſhed by *James Parkinſon*, Proprietor of the above collection. 1792. fünf Stück, jedes von 12 illum. Kupfern nebſt dem dazu gehörigen Text, zuſammen 248 S. in Med. Quart.

Bey dieſem koſtbaren Werke ſind die Kupfer die Hauptſache, der Text iſt von geringem Werthe. Er iſt Lateiniſch und Engliſch. Bey jenem iſt unter dem, gewöhnlich linneiſchen Namen der Art zuerſt der Gattungscharakter, dann das Kennzeichen der Art, mehrentheils nach Linné, und dann ein paar Synonymen lateiniſcher Naturforſcher; beym engliſchen Texte der Pennantiſche oder Lathamiſche Name, dann das Gattungskennzeichen nach jenem, das aus dem Lateiniſchen überſetzte Kennzeichen der Art, und einige engliſche und franzöſiſche Synonymen angegeben. Der lateiniſche und engliſche Text ſtehen nicht, wie ſonſt bey Büchern dieſer Art gewöhnlich iſt, gegen einander über, ſondern folgen auf einander. Sie enthalten eine kurze und oberflächliche Beſchreibung, die Anzeige des Vaterlandes, und ſelten irgend eine merkwürdige Anmerkung.

Die Kupfer unterſcheiden ſich von den meiſten, die man ſonſt in naturhiſtoriſchen Werken antrifft, dadurch, daſs die mehreſten vollkommene Thierſtücke darſtellen, in welchen der Hintergrund und die Luft ausgearbeitet und ausgemalt ſind. Nur wenige ſind hievon ausgenommen. Sie ſind in laſurirter Manier illuminirt, und thun oft treffliche Wirkung, oft ſind aber in der Landſchaft die Farben ganz falſch, beſonders das grüne mehr blau oder grau als grün, und die Haltung fehlet. Die Zeichnungen ſind von verſchiedner Güte; oft unübertrefflich ſchön, oft gänzlich verfehlt, ſteif und unnatürlich. Manche voller Leben, andern dagegen ſieht man es an, daſs ſie nach ziemlich ſchlecht ausgeſtopften Exemplaren gemacht ſind. Die mehrſten und maleriſch ſchönſten ſind von einem *Ryley* gezeichnet, doch hat die Stellung die er wählte, ihnen oft ein unnatürliches Anſehen gegeben, und andere ſind ganz verzeichnet. Dies Werk verdient wohl, daſs wir einzeln die Gegenſtände, die es enthält, näher durchgehen. Die Kupfer ſind nicht numerirt, die hier angegebenen Zahlen zeigen aber die Ordnung, in der ſie auf einander folgen.

1) Den Anfang macht eine neue Geyerart, den Hr. Shaw *Vultur magellanicus*, *the Magellanic Vultur* nennt, und ſo beſtimmt *Vultur niger*, *remigibus ſecundariis albis nigro terminatis*, *gula nuda*; er miſst mit ausgebreiteten Flügeln neun Fuſs; im lateiniſchen Texte ſteht: „*Alae ejus ab apicibus dimenſae, circiter nouem pedes ſunt longae*," welches einen falſchen Begriff giebt. Hr. S. hielt ihn für ein weibliches Junges der Condors, weil er kleiner als der bey Reiſebeſchreibern vorkommende Vogel dieſer Art iſt, und ihm der Kamm fehlt. Rec. der alle die verſchiedenen Beſchreibuugen des Condors mit der gröſsten Sorgfalt unter einander verglichen hat, iſt vollkommen überzeugt, daſs unter dieſem Namen, wenn nicht drey, doch gewiſs zwey verſchiedene Geyerarten des ſüdlichen Amerika vorkommen, und daſs der mit dem Kamme, von welchem *Garcilaſſo de la Vega*, *Dapper*, *Frezier* und *Byron* die ausführlichſten Beſchreibungen als Augenzeugen gegeben haben, weſentlich von dem ohne Kamme verſchieden ſey, den *Feuillee* am umſtändlichſten beſchreibt, und welcher vielleicht, vielleicht auch nicht vom Condor des *Vidaure* und *Molina* weſentlich verſchieden iſt. Ob zu dieſer letzten kleinern Art der hier abgebildete Vogel gehöre, iſt ſchwer zu entſcheiden, doch zweifelt Rec. daran, und hält ihn vielmehr für eine eigne, bis jetzt nicht beſtimmte Art. 2) Der *Serbar*; gänzlich verzeichnet, der Rumpf viel zu lang, der Kopf viel zu klein. 3) *Moſchus Moſchiferus*; eine ſchone Abbildung des Männchens, bey dem wir jedoch den Biſambeutel vermiſſen. Vielleicht fehlte er dem ausgeſtopften Exemplare, nach welchem die Zeichnung gemacht wurde. 4) *Pipra Rupicola*. Ein treffliches Gemählde. 5) *Moſchus Grimmia*, oder richtiger *Antilope Grimmia*, eine auſserordentlich gute Abbildung des Männchens. Warum Hr. S. den Gattuugsnamen *Moſchus* beybehalten hat, da er doch die gröſsere Aehnlichkeit dieſes Thieres mit den Antelopen ſelbſt eingeſteht, läſst ſich nicht wohl einſehn. 6) *Didelphis Marſupialis? Pennant's Virginian Opoſſum*. Dieſe und die zwölfte Tafel ſind wahre Meiſterſtücke der Mahlerey, und beſonders dieſe unübertrefflich. In einem dicken Walde ſteht ein weiblicher Opoſſum, mit einigen Jungen im Beutel auf einem Aſte, im Begriff einen höhern Aſt zu erſteigen. Ein aus dem Beutel herausgekrochnes Junges richtet ſich gegen die Mutter in die Höhe. Junge und Mutter ſind mit einem ausdrucksvollen Leben abgebildet. Im Hintergrunde ſteigt ein andrer Opoſſum mit Hülfe ſeines Schwanzes von einem andern Baume herunter. 7) *Pſittacus ſplendidus*, *Latham's f. Pennanti*. Die Nebenſachen

sind hier weggelassen, und die Farben nicht richtig, besonders ist das mit Mennig gemahlte Roth hart, und falsch, da das Roth dieses Papageyen ein hohes Scharlach ist, das sich dem Carminrothen nähert; Hr. S. nennt es selbst *sanguineous*. Auch ist das Blaue unter der Kehle und an der Handwurzel viel zu weiss. 8) *Cervus Alces*, das Männchen; vermuthlich nach einem Europäischen. 9) *Simia Mormon*, eine ganz vortreffliche Tafel. 10) *Phasianus Argus*, eine durch die Stellung ganz verunglückte Abbildung dieses schönen und seltnen Vogels. 11) *Capra Angorensis*, der Bock. Der Rumpf ist viel zu lang gezeichnet. 12) Eine unverbesserliche Abbildung eines alten liegenden *Wolfes*, den Sir *Ashton Lever* in einem hohen Grade gezeichnet hatte.

Das *zweyte Stück* enthält: 13) *Simia longimana* und zwar die weisslich-fahle Abänderung oder Art, mit schwarzem Gesichte. Sollte dies letztere nicht zu menschenähnlich seyn? 14) *Psittacus Augustus*, *Latham's S. Hyacinthinus*, ein merkwürdiger Papagay, dem Schnabel nach vollkommen ein Ara, wie er denn auch hier *Hyacinthine Macaw* genannt wird, aber seine Wangen sind bedeckt. Das hier abgebildete soll das einzige bis jetzt in Europa vorhandene Exemplar dieses Vogels seyn. 15) *Coracias? Militaris. Crimson Roller?* eine neue Vogelart aus Cayenne, die Hr. S. so bestimmt „*C.? Phoenicea, remigibus caudaque nigris.*" Dieser Vogel befindet sich nicht in dem Leverschen Museum, sondern die hier gegebene Abbildung ist nach einen von Monsr. *d'Orcy* mitgetheiltem Gemählde copirt. Hr. S. zweifelt ob es ein Coracias und nicht vielmehr ein *Ampelis* sey. Wenigstens scheint dieser Vogel mit den Cotengaarten nahe verwandt zu seyn. 16) *Pipra Parcola*, eine sehr gute Abbildung. 17) *Simia ferox*, Linnés *Simia Silenus*, eine schöne, und die erste unverstümmelte Figur dieses Affen. Nach dem Schwanze ist es, wie Hr. S. mit Recht bemerkt, zweifelhaft, ob er zu den Pavianen oder sogenannten Meerkatzen zu rechnen sey. 18) *Pavo bicalcaratus* das Männchen; vortrefflich. 19) *Bradypus didactylus* der Kopf ist durch die Stellung ganz und gar unkenntlich geworden, und in der That hässlich. 20. *Paradisea Apoda*. 21. *Psittacus australis Latham's Southern brown Parrot*. 22) *Anas Galericulata*, das Männchen. 23) *Ursus Luscus*. 24) *Myrmecophaga iubata*. Alle diese hier zuletzt genannten Thiere sind sehr gut abgebildet.

Das *dritte Stück* enthält die mehresten verunglückten Abbildungen. 25) *Phasianus curvirostris*. *The Impeyan Pheasant* des *Latham's*. Der lateinische Trivialname ist in der That sehr passend. Die Abbildung scheint nicht so gut zu seyn, wie die Lathamische, welche nach demselben Exemplare gemacht ist. 26) *Capra Ibex*; eine ganz verzeichnete, unnatürliche Figur. 27) *Mustela Lutris*; abscheulich. 28) *Turdus Orpheus*, eine gute Abbildung. 29) *Strix Bubo* schlecht; nach einem durchs Ausstopfen entstellten Exemplare. 30) *Certhia Senegalensis*, gut, einmal von oben, das andre mal von vorn und unten. 31) *Trochilus ornatus*, von vorn und von den Seiten gut abgebildet. 32. *Phoenicopterus ruber* äusserst mittelmässig, das Rothe fällt zu sehr ins gelbe. 33) *Caprimulgus maximus*, *Gmelin's C. grandis*, mittelmässig. 34) *Psittacus atropurpureus*, *the Pompadour Parrot Latham's Tabuan Parrot*; offenbar schlechter als bey dem letztern abgebildet, und die Schwungfedern der ersten Ordnung ganz falsch gezeichnet. 35) *Pinguinaria Patachonnica*. Warum der einmal angenommene Gattungsname *Aptenodytes* mit dem hier angegebenen vertauscht sey, lässt sich nicht wohl begreifen, und überdem ist eine jede solche Veränderung schädlich. Die Abbildung ist gut. 36) *Moschus delicatulus*; Hr. S. ist zweifelhaft, ob das hier abgebildete Thier, welches er so bestimmt: „*Moschus fusco-ferrugineus, supra maculis albis notatus*" *Seba's Cervula Surinamensis fubrubra, albis maculis notata?* und vielleicht eine Varietät von *Pennant's Brasilian Musk* sey. Das erste scheint es Rec. in der That, das zweyte nicht zu seyn. Das Thierchen ist nicht viel grösser als der *Moschus pygmaeus*, mit dem es auch in Absicht der Zähne übereinstimmen, eben so gebildete Vorderzähne, und keine hervorragende Eckzähne haben soll. Diese letztern sind aber doch in der Figur vorhanden. Ob es Afterklauen habe, wird nicht bemerkt; die Abbildung deutet aber an den Vorderfüssen welche an, an den Hinterfüssen nicht. Dies mag zu einem Beweise dienen, welche Verwirrungen unzulängliche Beschreibungen, und unvollkommene Abbildungen in der Naturgeschichte anrichten können.

Das *vierte Stück* liefert. 37) *Vultur angolensis*, gut. 38) *Cuculus cupreus*, eine neue dem *C. auratus* verwandte Art, von dem sie besonders durch den längern Schwanz sich unterscheidet. Das Kennzeichen ist nach Hrn. S „*Cuculus aureo-cupreus, abdomine femoribusque flavis.*" Das Vaterland ist unbekannt. 39) *Viverra Ichneumon*, die Farbe der Haare ist gut ausgedrückt. 40) *Cuculus regius*. Hr. S. hält ihn für eine neue Art von Vögeln, von der er zweifelt, dass sie mit Recht unter der Gattung der Kukuke stehe, sondern mit *C. Persa* davon getrennt werden müsse. In der That ist dies auch schon von Hrn. *Isert* geschehen, dessen im neunten Bande der Schriften der berl. Gesellsch. naturf. Freunde beschriebene und abgebildete *Musophaga violacea* zuverlässig wohl kein anderer Vogel, als eben dieser ist, so sehr auch Hrn. *Iserts* Abbildung und Beschreibung von der hier gelieferten zum Theil abweicht. Rec. muss indess gestehen, dass aus der blossen Vergleichung der Kupfer untereinander, und mit der Beschreibung, und aus der Analogie, ohne den Vogel selbst gesehn zu haben, zu schliessen, die hier gegebene Darstellung der Natur gemässer zu seyn scheint. Nach Hn. *Isert* hat dieser Vogel Gangfüsse, hier sind Kletterfüsse gemahlt, und obgleich die Beschreibung des Hn. S. ihrer nicht erwähnt, so bestätigt doch seine Benennung *Cuculus* die Beschaffenheit der Füsse im Bilde. Aber Hr. *I.* vergleicht diesen Vogel selbst mit den Gattungen *Crotophaga* und *Trogon*, die Kletterfüsse haben. Vielleicht ist die eine Hinterzehe wie bey den Papageyen ein *digitus versatilis*, und so konnte Hr. *I.* leicht Steigefüsse für Gangfüsse ansehen. In den Isertschen Abbildungen sieht der Schnabel aus, als wenn die hornartige Haut darauf geschoben wäre, und nicht dicht anschlösse,

anſchlöſſe; die Beſchreibung erwähnt davon nichts; hier ſchlieſst ſie dicht an, und bedeckt den Kopf bis zum Scheitel. Die Hauptfarbe iſt nach Hrn. *I.* violet, nach der Abbildung deſſelben aber weiſslich-lilienfarben; hier ſchwarz ins blaue glänzend. 41) *Simia Pithecia* ſehr gut. 42) *Viuerra Mephitica*, ganz vortrefflich. 43) *Trogon Leverianus*, er ſoll eine neue Art, und ſein Kennzeichen folgendes ſeyn: *T. violaceus viridi-aureo nitens, alis nigris, abdomine albo, remigibus tribus exterioribus nigris, apice albis;* er iſt aber höchſtens eine Abänderung des Gmeliniſchen *Trogon violaceus*. 44) *Cervus Capreolus*. Das Männchen mahleriſch ſchön und voll Leben. 45) *Pſittacus Rodocephalus, Gmelins P. Erythrocephalus Var. β.* 46) *Cancroma Cochlearia* beide Varietäten, die mit und die ohne Helle auf derſelben Tafel, nach nicht am beſten ausgeſtopften Exemplaren. 47) *Lacerta Chamaeleon*, mittelmäſsig. 48) *Coracias ſcutata, nigra, iugulo pectoreque coccineis*, eine neue Art, deren Vaterland unbekannt iſt.

Fünftes Stück. 49) *Simia ſylvicola, Pennant's Wood. Baboon.* 50) *Phaſianus pictus*, ein auſserordentlich ſchönes Stück. Der Hahn, nebſt einem eben ausgefallenem, und einem etwas groſsern Küchlein im Vordergrunde, das Weibchen im Hintergrunde. 51) *Pelecanus trachyrhynchos, Gmelins P. erythrorhynchos*, gewiſs nur eine Abartung der gemeinen Kropfgans, trefflich abgebildet. 52) *Otis Houbara* ſehr ſchön. 53) *Pſittacus terreſtris, Latham's P. formoſus;* ſcheint ſehr gut zu ſeyn. 54) *Tetrao Urogallus*, bey allen maleriſchen Verdienſten dieſes Blattes iſt beſonders das Männchen doch nichts weniger als ſchön und natürlich abgebildet. 55) *Columba Chalcoptera Lath.* fliegend, ganz von oben. 56) *Anas Gambenſis*, die Stellung unnatürlich, ſonſt ſchön. 57) *Pſophia Crepitans*, trefflich. 58) *Callaeas cinerea Lath.* und 59) *Lanius Leverianus* ſcheinen beide gut abgebildet zu ſeyn. 60) *Daſypus novemcinctus*, und 12 — *cinctus* beide auf einer Tafel, ſehr mittelmäſsig.

Berlin, in der Buchh. der königl. Realſchule. *Lehrbuch der Naturgeſchichte.* Ein Auszug aus dem Reccardiſchen Lehrbuche, welcher die Abſchnitte von der menſchlichen Seele, der Naturlehre und der Naturgeſchichte enthält. Durchgeſehen und verbeſſert *von Johann Philipp Hobert*, Lehrer der Mathematik und Phyſik am Padagogium der königl. Realſchule. 1792. 181 S. 8.

Hr. *H.* iſt bey der Verbeſſerung und Vermehrung dieſes nützlichen Buches, das durch die Erklärung eines geſchickten und mit den Gegenſtänden vertrauten Lehrers beym Schulunterrichte eine Menge nothwendiger und wiſſenswürdiger Kenntniſſe in Umlauf bringen muſs, ſehr angelegentlich, und mit Auswahl zu Werke gegangen. Die Erſcheinung, daſs in kurzer Zeit einige tauſend Exemplare der erſtern Auflage durch Abnahme in den Schulen vergriffen wurden, iſt gewiſs jedem, der wahre Aufklärung liebt, erfreulich, indem ſie deutlich zeigt, daſs es den Schulen nicht ſo ſehr an dem Beſtreben fehlt, mit der Zeit fortzurücken, als es wohl leider, hie und da das Anſehen hat. Alle Kenner ſollten das ihrige beytragen, um ein ſolches Buch, wenn es zumal ſchon in den Volksſchulen zu einem Rufe gekommen wäre, zu verbeſſern, und zweckmäſsige Data hierzu beyzubringen. Denn der beſte Wille eines Einzelnen iſt das nicht auszuführen im Stande. Die ſpecielle Naturgeſchichte iſt auch hier, wie in ſo vielen ähnlichen Schriften, zu ſehr abgeſchrieben, da doch hier eine allgemeine Ueberſicht der intereſſanteſten Wahrheiten an ihrer Stelle geweſen wäre. Wer das Linneiſche Pflanzenſyſtem, und etwas von der Terminologia botanica als erſten Vorſchmack der Kenntniſs des Pflanzenreichs, als einladenden, und geiſtvollen Proſpect des ganzen Feldes aufſtellen will, der iſt mit ſeinem Gegenſtande wenig bekannt, und verfehlt ſeinen Zweck. Petrefacten dürfen nicht als Anhang des Mineralreiches angeſehen werden, das iſt ganz falſch, ſie gehören zur Zoologie und Geographie. Der Heliotrop iſt nicht durchſichtig und wirft keinen weiſſen Schein zurück. Das Beſtimmte in den Sittenregeln, ſo wie in der muthmaaſslichen Witterung, macht in dem Buche gegen das Uebrige eine etwas ſonderbare Wirkung, und die Behandlung hat ein fremdes Anſehen. Eine Anzeige der Abtheilungen des Ganzen wäre nicht überflüſſig geweſen, da ſie ſo erſt mit Mühe müſſen aufgeſucht werden. Dies waren nur einige Bemerkungen, die Rec. machte, weil er wünſcht ein ſolches Buch noch vollkommner zu ſehen.

Presburg u. Comorn, b. Sim. Pet. Weber: *Univerſa Hiſtoria phyſica Regni Hungariae* ſecundum tria regna naturae digeſta. Tomus IV. Auctore *Joan. Bapt. Groſſinger* Art. L. L. et Philoſophiae Doctore, Archidioeceſeos Strigonienſis Presbytero. Regni animalis Pars IV. Entomologia ſive Hiſtoria inſectorum. 1794. 32. Bog. gr. 8.

Einer unſerer Mitarbeiter fällte unlängſt das Urtheil von einem der erſtern Theile dieſer Schrift, daſs man ein Werk aus dem ſechzehnten Jahrhunderte vor ſich zu ſehen glaubte; und dieſes Urtheil findet Rec. auch bey dieſem Theile ſehr paſſend.

Das Buch enthält ein Gemiſch von faſt alle dem, was Aeltere und Neuere über die Inſecten und Würmer geſagt haben, ohne hinlängliche Sachkenntniſs zuſammengeſchrieben. Hr. Gr. unterſcheidet nicht einmal Inſecten und Gewürme von einander. Schon Seite V der Vorrede beweiſt dies. Hier heiſst es in einer Vertheidigung der Entomologie: „*Inſectis debemus ceram, „mel, ſericum et nitidiſſimos colores; quid eſt purpura, „qua regum fulgent paludamenta, niſi ſanies Muricis?*“ Von einem Manne, der im Jahre 1794 dieſe beiden Thierklaſſen nicht zu unterſcheiden weiſs, läſst ſich nicht viel erwarten. Es könnte zwar immer ſeyn, daſs die neuen Bemerkungen und Beobachtungen das Buch intereſſant machten. Rec. geſteht freymüthig, daſs er es nicht ganz geleſen hat; allein das, was er las, waren längſt bekannte, in ein abentheuerliches Gewand gekleidete und ohne Ordnung unter einander geworfene Sachen. Auch nicht einmal das Verdienſt hat dies

Werk, das man doch nach dem Titel zu fodern berechtigt wäre: alle in Ungern bis jetzt gefundenen Inſekten und Würmer aufgezählt zu haben. Das alphabetiſche Regiſter der lateiniſchen, deutſchen und ungeriſchen Namen aller im Buche vorkommenden Inſekten und Gewürme nimmt nicht einmal Einen Bogen ein, ungeachtet es weitlauftig gedruckt iſt. Auch hierin ſind eine Menge von Unrichtigkeiten.

Halle, b. Hendel: *Entomologiſches Bilderbuch für junge Inſektenſammler* von *Johann Heinrich Auguſt Dunker*, Prediger zu Rathenau. 1tes Heft, welches 41 Inſekten enthält. 1795. 8. 2. Bog. und 2 K. (illum. 10 gr. ſchwarzen 6 gr.)

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, was man ſchlechter nennen ſoll, den Text oder die Kupfer. Auf zwey von H. D. ſelbſt verfertigten Kupfertafeln in 8. ſtehen 41 gekritzelte Figuren, welche Inſekten aus allen Ordnungen vorſtellen ſollen. Sie ſind ohne alle Ueberlegung gewählt, und ohne Ordnung untereinander geworfen. So viel ſieht man wohl, daſs Panzers Faune die Urbilder hat hergeben müſſen; allein dieſe Copien ſind ſo ſchlecht, daſs Sturm erröthen muſs, zu ſolchen Sudeleyen die unſchuldige Veranlaſſung gegeben zu haben. In den illuminirten Exemplaren ſind von den darauf befindlichen 41 Figuren nur 25 illuminirt. Auch hiervon ſieht Rec. den Grund nicht ein. Warum wurde *Elat. ſanguineus*, *Leptura haſtata* u. a. unbeleuchtet gelaſſen, da doch Silphen u. a. ſchwarze Käfer gefärbt wurden, die am Erſten der Farben entbehren konnten.

Rec. glaubt mit Zuverſicht behaupten zu können, daſs der Vf. die wenigſten hier vorgeſtellten Thiere geſehen habe. Wie könnte er ſonſt vom *Sinodendr. cylindricum* n. 4. ſchreiben, ſeine Farbe ſey ſchmutziggrau. Dies iſt nicht ſo in der Natur, wohl aber in der erſten Panzeriſchen Abbildung. Um eine Probe von den Beſchreibungen zu geben, ſetzen wir her: Fig. II. *Der Balkenſchroter. Lucan. parallelepipedus.* Seine Farbe iſt ſchwarz. Die Kinnbacken ſtehn hervor, und ſind gezähnelt. Man findet ihn im Jun. Jul. auf Weiden Linden und Eichen, wo er mit ſeinem harichten Saugrüſſel (?) den Saft aufleckt." So, und zum Theil noch ärmlicher, ſind auch die übrigen. Und doch iſt dies Werk für Anfänger beſtimmt. H. D. will dadurch den jungen Inſectenliebhabern die *theurn* Werke eines Panzers, Herbſts u. a. erſetzen. Sein Heft mit 25 ſchlecht illuminirten und noch 16 andern über alle Vorſtellung ſchlecht gezeichneten Inſekten, koſtet 10 gr; ein Heft von Panzers Deutſcher Inſectenfaune mit 24 vortrefflich gezeichneten, und eben ſo ſchön ausgemalten Abbildungen, kommt 12 gr., alſo 2 gr. theurer, und dafür den reichhaltigen Panzeriſchen Text gegen dieſe ſeichte, von andern Schriftſtellern entlehnte und noch dazu verſtümmelte Schmiererey. Hier wird gewiſs die Wahl nicht ſchwer.

Leipzig, b. Barth: *Joan. Nepom. Laicharding, ab Eichelberg et Luzelgnad*, Oenopomi Prof. Hiſt. Nat. *Manuale Botanicum*, liſtens Plantarum Europaearum characteres generum, ſpecierum differentias, nec non earum loca natalia. Sect. I. et II. 1794. 631 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hiemit liefert Hr. L. den verſprochenen Auszug aus ſeinem gröſsern Werk über die Gewächſe Europens, das aus zwey Octavbanden beſteht, um vornehmlich jungen Botanikern dadurch ein tragbareres Handbuch zu verſchaffen. Er hat ſich auch hier ſtreng an die Claſſen des Linneiſchen Syſtems gehalten. Es empfiehlt ſich nach Maasgabe ſeiner Sphäre, vor der gmeliniſchen Ausgabe hauptſächlich dadurch, daſs faſt von jeder Art der Wohnort, die Dauer, unter den Trivialnamen aber am Rande durch das Merkurzeichen der officinelle Gebrauch und durch ein Dreyeck der gebürgigte Stand angegeben worden iſt. Und ob der Vf. gleich die von verſchiedenen Botanikern in verſchiedenen Schriften neuerlich angegebenen Arten auch aufgenommen hat, ſo ſtellt er ſie doch allemal unter der gewiſſern und bezeichnet ſie mit einem auch wohl zwey Kreuzern, wenn ſie ihm doppelt zweifelhaft ſchienen. In der Cryptogamie ſtellt er zwar das Lycopodium nicht unter die Farrenkräuter, ſondern die Laubmooſe; befolgt aber übrigens durchaus den Gmelin wörtlich, mithin auch Schritt vor Schritt die Fehler. — Dem alphabetiſchen Verzeichniſs der Gattungen ſind auch die deutſchen Gattungsnamen beygefügt, die oft nicht übel gewählt ſind. Der Druck iſt ſchön und correct; der zweyte Abſchnitt hebt mit der elften Claſſe an.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Deutſchlands kryptogamiſche Gewächſe*: oder *botaniſches Taſchenbuch auf das Jahr* 1795. von *C. S. Kunze* 1795. 102 S. 8. (8 gr.) „Weder auf Bitte ſeiner Freunde noch weniger auf Anrathen eines geehrten oder gelehrten Gönners; ſondern ganz aus eigenem Triebe" und im guten Vertrauen, daſs Hr. Pr. Hoffmann dieſen Theil ſeines Taſchenbuchelchens dem Publicum ſchuldig bleiben werde, entſchloſs ſich der Vf. dieſe Arbeit zu übernehmen: nämlich das linneiſche Syſtem (aber nicht nach der gmeliniſchen Ausgabe), in Taſchenformat abzuſchreiben, um den Botanikern die Mühe zu erſparen, einen octav Band auf ihren Pflanzenjagden bey ſich zu führen. Ob ſie es ihm aber auch Dank wiſſen werden, wenn ſie z. B. das Phaſcum *acaulon* L. die einzige hier angeführte Art, finden, und gegen die alte ganz unrichtige von Hr. v. Schreber aber längſt berichtigte Definition des Linne *ore ciliato*, *Caliptra nulla* halten, iſt wohl zu zweifeln. Schon daraus, daſs der Vf. keine andere Art Sphagnum mehr in Deutſchland wuſste und aus der beygefügten Note, „*D. Schmidel dat huic caliptram*" kann man ſich einen Begriff von dem Werthe dieſer acht Bogen machen. Indeſſen verſpricht der Vf. doch am Ende der Vorrede, ſich zu beſſern und bey einer neuen Auflage ſich zu beſtreben, alles, was neu entdeckt iſt, hinzu zufügen. Nur zweifelt er ganz richtig ſelbſt, daſs dies Büchelchen die Erneuerung erleben möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Weigel u. Schneider: *Johann Lathams allgemeine Ueberſicht der Vögel.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehn von *Johann Matthäus Bechſtein*, Gräfl. Schaumburg-Lippiſchem Bergrath, Lehrer der Mathem. und Naturg. an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal u. ſ. w. *Erſten Bandes erſter Theil.* Mit 20 ausgem. Kupfertafeln. 1793. — *Erſten Bandes zweyter Theil.* Mit 16 K. 1793. mit fortlaufenden Seitenzahlen und einem *Anhang zum erſten Bande von Lathams allgemeiner Ueberſicht der Vögel, welcher Zuſätze, Bemerkungen und Berichtigungen der deutſchen Benennungen enthält*, von *J. M. Bechſtein.* m. 2 K. zuſammen 738 S. in gr. 4. — *Zweyten Bandes erſter Theil.* m. 15 K. 1794. — *Zweyten Bandes zweyter Theil.* m. 23 K. 1795. zuſammen 775 S.

Latham's Synopſis iſt unſtreitig in Verbindung mit ſeinem *Index ornithologicus* das vollſtändigſte Verzeichniſs der Vögel, das wir bis jetzt haben, und wenn gleich die Beſchreibungen mangelhaft ſind, doch deswegen ſchätzbar, weil ſie gröſstentheils nach der Natur ſelbſt gemacht ſind. Daſs alſo dies für jeden Naturforſcher unentbehrliche Buch den Deutſchen zu einem wohlfeilern Preiſe, als das Original zu ſtehen kommt, in die Hände geliefert wird, verdient allen Dank, ob gleich der Naturforſcher von Profeſſion ſich ſchwerlich gern mit der Ueberſetzung begnügen wird. Dieſe hätte indeſſen nicht leicht einem beſſern Ornithologen, als Hn. *B.* in die Hände fallen können. Des erſten Bandes erſter Theil hat einen andern Herausgeber, ob auch einen andern Ueberſetzer, daran möchte Rec., aus der Vergleichung zu urtheilen, faſt zweifeln. Wie der erſte Band herauskam, war *Lathams Index Ornithologicus* noch nicht da; in dem Anhange zum erſten Bande ſind daher die lateiniſch-ſyſtematiſchen Namen aus dieſem aufgeführt, mit der Anzeige der Zuſätze und Abänderung nach demſelben. Ueberdies enthält dieſer Anhang, und die Noten des zweyten Bandes die Anzeige von der Ueberſetzung des Büffon, Zuſätze und Berichtigungen aus des *Vf.* Naturgeſchichte Deutſchlands, ſeinen Abbildungen und einigen wenigen naturhiſtoriſchen Schriften andrer Verfaſſer, wobey doch nicht immer hinlängliche Kritik angewandt iſt. So iſt hier Loxia Colius unter dem Namen Merops Cafer; Upupa Promerops als Ceſthia longicauda, und Alcedo Galbula als Trochilus maximus aus Hn. Karſtens Muſeum Leskeanum aufgeführt. Auch die Zahl der Abbildungen iſt durch die des groſsen Baumfalken, des braunrothen Falken, des rubinköpfigen Colibri, des kleinen Fliegenfängers, des Zaunammers, des getiegerten Bengaliſten, des ſchwarzſtirnigten Saugers, und eines jungen der weiſsen und gelben Bachſtelze vermehrt, ohne die Zahl der Kupfer zu vergröſsern, weil oft mehrere Abbildungen des Originals auf Eine Platte gebracht ſind. Statt der ſchlechten Abbildung des Wendehalſes im Original hat Hr. *B.* eine beſſere geliefert, welche doch der von Friſch oder in den *Planches enluminées* nicht gleich kommt. Das Supplement iſt gehörigen Orts eingeſchaltet. Die Ueberſetzung iſt nicht ganz ſo, daſs ſie den völligen Beyfall des Rec. haben könnte. Erſtlich müſste in Abſicht der Trivialnamen nothwendig dieſelbe Einrichtung wie im Originale bleiben, und dieſe zur Seite, nicht oben ſtehen; zweytens hat der Vf. die gedrängte Kürze des Originals nicht, wonach ſich gewöhnlich jede Beſchreibung mit *Lenght* ..... oder *Size of* .... anfängt, wogegen in der Ueberſetzung jedesmal „*Seine Lange iſt* ... *hat die Groſse des* ... ſteht, welches ekelhaft-langweilig iſt; drittens iſt immer Gmelins Syſtem ſtatt des im Original angeführten, und im Index ornithol. ſorgfältig unterſchiedenen Linnéiſchen Syſtems, und noch dazu als das letztere aufgeführt, welches eine ſchädliche und noch dazu unerlaubte Abänderung iſt; viertens ſind einige Wörter, beſonders der Farben ſtets falſch überſetzt; z. B. *dusky* durch *dunkelfarben*, welches in der That nichts heiſst, ſtatt *Nuſsbraun* (*biſtre*), oder oft auch *ſchwärzlich; tawny* durch *lohgelb* ſtatt *Lohbraun*, *Tannetbraun* der Färber, *fuchsroth; buffcolour* durch *ſohlenlederfarben, buff* iſt aber nicht Sohlenleder, ſondern ſämiſch Leder, die ſehr in der Farbe verſchieden ſind. Unbegreiflich iſt es, daſs Hn. *B's.* ornithologiſche Kenntniſſe ihn nicht hierbey anders überſetzen lieſsen, da doch dieſe Farben bey ſo manchen bekannten Vögeln, z. B. die beiden letztern beym Rebhuhn genannt werden, wo er doch gleich ſehen müſste, daſs ſie das nicht heiſsen konnten, was er daraus macht; überdem hätte er ja leicht aus dem Index ornithologicus, in dem dusky gewöhnlich durch nigricans, tawny durch fulvus, und buffcolour durch flaveſcens überſetzt iſt, ſich belehren können. Uebrigens hat dieſe Ueberſetzung durch Hn. *B.* Anmerkungen und Zuſätze beſonders für diejenigen, welche ſeine übrigen Schriften nicht beſitzen, weſentliche Vorzüge vor dem Originale.

LONDON, auf Koſten des Vf., u. F. u. C. Rivington's: *The Natural Hiſtory of British Birds;* or a *Selection of the moſt rare, beautiful and intereſting Birds, which*

Digitized by Google

which inhabit this Country: The descriptions from the Systema Naturae of Linnaeus with general *Observations*, either original or collected from the latest and most esteemed english Ornithologists; and embellished with *Figures*, drawn, engraved, and coloured from the *Original Specimens*. By *E. Donovan*. 1794. Vol. II. 1795. (Bis jetzt 22 Stück, jedes von einem halben bis ganzen Bogen Text und 2 illum. Kupfern. Die ersten 12 Stücke machen den ersten Band aus. In medium Octav, auf geglätteten Velin-Papier jedes Stück 2 Shillings 6 Pence.)

Dieses Werk, dessen Plan der weitläuftige Titel hinlänglich anzeigt, übertrifft an Schönheit und Nettigkeit alle naturhistorische Werke, welche Rec. kennt, ob er gleich fast alle Werke der Art, die von irgend einiger Wichtigkeit sind, gesehen hat. Es soll in allem aus 50 Stücken bestehen, wovon monatlich eins erscheint. Die Kupfer gleichen den schönsten Miniaturgemälden; die Zeichnung ist mahlerisch schön, treu, und die Stellungen sind lebhaft und natürlich gewählt. Der Stich ist nicht vielmehr als ein mit leichter Nadel radierter Umriss, und da wo der Schatten oder Federn angegeben sind, ist dies mit solcher Kunst geschehen, dass dadurch die beste Wirkung hervorgebracht wird. Alles übrige hat der Pinsel gethan, mit dem sie nicht illuminirt, sondern vollkommen ausgemahlt sind; die Farben sind der Natur aufserordentlich treu, und nur sehr selten weichen sie schwach von derselben ab, wie beym Eichenheher, Seidenschwanze und Grünspechte. Zum Ausmahlen der Vögel selbst sind mehr Deckfarben als Wasserfarben angewandt, und diese schattiert oder aufgehellt, nachdem es die Umstände erfoderten. Das zu dem Aufhellen angewandte Weiss ist jedoch zu sehr mit Gummi versetzt, und der dadurch entstehende Glanz oft schädlich. Rec. würde diese Abbildungen allen ihm bekannten, selbst den Seppischen bey weitem vorziehn, wenn sie nicht zu klein wären, oft kleiner als es das gewählte Format erfoderte; denn auch kein einziger der hier abgebildeten Vögel, selbst der Zaunkönig nicht, hat seine natürliche Gröfse behalten, obgleich auf jeder Tafel nur Ein Vogel dargestellt ist. Selten sind auch die eben so schön gezeichneten, aber gleichfalls stark verkleinerten Nester und Eyer beygefügt. So viel von den Kupfern im Allgemeinen.

Zu jedem Kupfer gehören gewöhnlich zwey, selten ein oder drey Blätter Text, die keine Seitenzahlen haben, aufser im ersten Stücke. Dieser Text enthält unter der Nummer der Tafel den linnéischen und englischen Namen, den der linnéischen Ordnung und ihr Kennzeichen, das Gattungskennzeichen, und die Unterscheidungsmerkmale der Art, die oft in eine förmliche Beschreibung ausarten; ferner die Synonymen. Den Beschluss machen Anmerkungen, den Aufenthalt und die Lebensart, oft auch die Beschreibung des Vogels betreffend. Die folgende Probe wird dies am deutlichsten zeigen, und zugleich beweisen, dass der Vf. in keinem Kennzeichen, und eben so wenig in der Beschreibung dem Linné, noch sonst irgend einem andern Schriftsteller streng folge, sondern in denselben oft willkührliche Veränderungen vorgenommen habe, und dass also der Zusatz auf dem Titel: *the Descriptions from the Systema naturae of Linnaeus* nicht ganz der Wahrheit gemäss sey.

Plate II.

Corvus Glandarius.

Jay.

Pleae.

Bill compressed, convex, or a little curved.

Generic Character.

Bill strong, conic, with bristles at its base reflected downwards. Tongue bifid.

Specific Character and Synonyms.

Head covered with long feathers. Forehead white with black strokes. From the angles of the mouth a broad streak of black, under each eye. The head, sides, neck, breast, back and scapulars, vinaceous buff colour. Coverts of the wings fine blue, barred with black. Rump white. Tail black-brown.

Nun folgen die Synonymen, welche so wie dieser Specific Character, aus Latham und der *British Zoology*, und die Anmerkungen welche aus eben diesen beiden Werken, *Albin. Edwards*, der *Arct. Zool.* und wenigen andern entlehnt sind, und selten eigne Beobachtungen enthalten.

Da dies Werk seines hohen Preises wegen schwerlich vielen deutschen Naturforschern in die Hände kommen wird, so glauben wir ihnen einen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen die abgebildeten Vogel der Ordnung nach nennen, und hin und wieder einige Bemerkungen ausheben, welche dem Vf. eigenthümlich zu seyn scheinen. 1) *Parus biarmicus.* (das Männchen) dieses soll sehr zärtlich gegen das Weibchen seyn, und jenes des Nachts mit seinen Flügeln bedecken. 2) *Corvus Glandarius.* 3) *Turdus Roseus.* 4) *Motacilla Regulus.* 5) *Motacilla alba* mit Nest und Eyern. 6) *Podiceps ruficollis Lath.* Ein in England seltner Vogel, und daher nach demselben Exemplare abgebildet, welches Hr. Latham in seinen Supplementen abzeichnete. Auch in Deutschland ist er einheimisch, wenigstens erhielt Rec. vor einigen Jahren einen am Rhein geschossenen Taucher dieser Art: der, den Jacquin abbildete, war von der Donau, und aus Buffon erhellet, dass er auch in Frankreich einheimisch sey. Der Vf. schränkt also das Vaterland desselben zu sehr ein, wenn er aufser England, Dännemark, Norwegen und den caspischen See als dasselbe angiebt. 7) *Oriolus Galbula* (das Männchen). 8) *Alca arctica.* 9) *Upupa Epops.* 10) *Sylvia Dartfordiensis* Lath. 11) *Ampelis Garrulus.* 12) *Tetrao Lagopus.* 13) *Picus Martius.* 14) *Motacilla Trochilus.* 15) *Motacilla flava.* 16) *Parus caudatus* (mit Nest und Eyern). 17) *Loxia enucleator* (das Männchen). 18) *Charadrius Hiaticula.* 19) *Tringa Pugnax* (das Männchen). 20) *Mergus Albellus* (das Männchen). 21) *Anas Querquedula* (Männchen). 22) *Muscicapa Atricapilla.* Er ist nach des Vf. Beobachtung sehr vielen Abänderungen in der Farbe unterworfen, und hat daher Veranlassung gegeben, dass man mehrere Arten daraus ge-

Digitized by Google

macht hat. Bey des Vf. Exemplar, welches hier abgebildet ist, sind alle Ruderfedern gänzlich schwarz; bey einigen ist der Steifs schwarz und weifsbunt, bey andern ganz schwarz. 23) *Sterna hirundo.* 24) *Sturnus Cinclus.* Diese 24 Vögel machen den ersten Band aus, welchem die Kennzeichen der Linnéischen Ordnungen vorgesetzt sind, und welcher ein vierfaches Register hat, nämlich eins nach dem Linnéischen System, eins nach *Lathams Synopsis of Birds*, eins nach *Pennant's British Zoology*, und ein Alphabetisches.

Die Stücke des zweyten Bandes, welche wir noch vor uns haben, enthalten folgende Vögel: 25) *Tringa Vanellus.* 26) *Parus cristatus.* Dieser Vogel ist in Grofsbritannien so selten, dafs ihn weder Latham noch Pennant als einen brittischen Vogel anführen. Des Vf. Exemplar war in Schottland geschossen, wo er sich nach Walcot zu Zeiten sehen lassen und einst in einem starken Zuge dahin gekommen seyn soll. 27) *Emberiza nivalis.* 28) *Colymbus Troile.* 29) *Colymbus auritus.* 30) *Falco apivorus.* Der Vf. bemerkt, dafs der hier abgebildete Vogel sehr genau mit Lathams Beschreibung übereinstimme, aber wesentlich von denen des Linné, Brisson, Pennant und Albin verschieden sey. Dies ist auch in der That so. Latham machte schon dieselbe Bemerkung. Die hier gelieferte Abbildung, wenn gleich die unbrauchbarste im ganzen Werke, weil der Vogel ganz von vorne dargestellt ist, und Füfse, Schwanz und Ende der Flügel versteckt sind, scheint dies aufzuklären, denn sie ist die Abbildung eines alten Habichts *F. palumbarius*, nicht eines Wespenfalken. 31) *Lanius Collurio* (das Männchen). 32) *Tringa Cinclus.* 33) *Coracias Garrula.* 34) *Ein weifser Haher.* Er war aus einem Neste mit 4 andern Jungen, welche die gewöhnliche Farbe hatten, genommen. 35) *Strix brachyotos.* 36) *Picus minor* (das Männchen. Die Schwanzfedern sind unrichtig gezeichnet). 37) *Picus viridis.* 38) *Mergus Serrator* (Männchen). 39) *Loxia curvirostra* (Männchen). 40) *Motacilla boarula* (Weibchen). 41) *Cnoulus canorus* (Männchen). 42) *Charadrius Morinellus.* 43) *Loxia Coccothraustes.* 44) *Podiceps nigricans.*

Gotha, b. Ettinger: *Naturgeschichte der Stubenvögel* oder Anleitung zur Kenntnifs und Wartung derjenigen Vögel, welche man in der Stube halten kann, von *Johann Matthäus Bechstein.* Mit (4 illuminirten) Kupfern (und einem ill. Titelkupfer). 488 S. ohne Vorrede, Register und einer Tabelle. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Buch, welches allen Liebhabern der Stubenvögel, die des Vf. gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nicht besitzen, sehr willkommen seyn mufs, ist ein zweckmäfsiger Auszug des genannten Werks mit einigen Zusätzen und Abänderungen, welches billig in der Vorrede hätte bemerkt werden sollen, damit die Besitzer jenes Werks, welche die ohnehin nicht vollkommene Beschreibung der wenigen angeführten ausländischen Stubenvögel nicht interessirt, es nicht doppelt zu bezahlen genöthigt werden. Auch hätte das, was dieses Buch über die Wartung der Vögel und ihre Krankheiten mehr als jenes enthält, füglich jenem beygefügt, und manche neue Beobachtung des Vf. in den Zusätzen mitgetheilt werden können.

Die Einleitung liefert den Begriff der Stubenvögel, etwas weniges über den Gesang, besonders den künstlichen, den Aufenthalt, den man den Vögeln in den Zimmern zu geben hat, die ihnen zu gebende Nahrung (wobey besonders des Vf. beide schon in der Naturgeschichte Deutschlands erwähnte Universalnahrungsmittel Aufmerksamkeit verdienen), ihre Krankheiten und die Mittel dawider, nämlich den Pips, den Schnupfen, die Darrsucht, die Verstopfung, den Durchfall, die Darre, die fallende Sucht, das Mausern, Fehler an den Füfsen, die Windsucht und das Drehen (die vorgeschlagenen Mittel sind einfach und gut), über ihr Alter, ihren Fang (zu kurz für den Zweck des Buchs) und ihre Ordnung.

Von den 115 angeführten Arten theilt Hr. B. zuerst eine Beschreibung, doch mehr der Farben als des Vogels, mit, redet dann von ihrem Aufenthalte im Freyen und in der Stube, das soll heifsen, dem Behälter worinn man sie zu setzen habe; ferner von ihrer Nahrung im Freyen und in der Stube, ihrer Fortpflanzung, oft von ihren Krankheiten, ihrem Fange, und empfehlenden Eigenschaften; alles fast wörtlich bis auf das, was den Aufenthalt der Vögel in den Stuben und ihre Nahrung in diesen betrifft, aus des Vf. Nr. G. abgeschrieben. Die Beschreibungen scheinen aber doch oft neu verfertigt zu seyn, und sind gewöhnlich kürzer als in jenem Buche. Die deutschen Provinzialnamen sind sehr vollständig angeführt.

Der Vf. läfst die beschriebenen Arten nach der Ordnung des linnéischen Systems folgen. Dafs hier die Raubvögel, Wasservögel und Sumpfvögel also ganz ausfallen müssen, wird man leicht von selbst erwarten. Doch hat Hr. B. von den beiden letztern einiger Arten in einer langen Note ausführlich Erwähnung gethan. Unter den als Stubenvögel angeführten Arten sind doch manche, die man nicht darunter erwarten wird, und die wohl mit Recht nicht hieher gezählt werden können, z. B. der Grauspecht, Wiedehopf, das gemeine Rebhuhn, das rothfüfsige Rebhuhn u. a. Bey den ausländischen Arten ist der Preis derselben bey dem gothaischen Vogelhändler oft bemerkt, doch ist dieser mehrentheils gegen ihren Preis in Holland aufserordentlich hoch, z. B. für den gemeinen Amazonenpapagey, welchen Rec. mehr als einmal für 1 Ducaten aus Amsterdam erhalten hat, werden hier 3 bis 4 Louisd'or als Preis angegeben. Von ausländischen Vögeln finden wir angeführt: den rothen und den blauen Ara, den illinesischen Sittich (sollte Parkit heifsen), den gemeinen und gelbhäubigen Kakatu, den gemeinen aschgrauen Papagey, den geschwärzigen Lary, den weifsköpfigen und gemeinen Amazonenpapagey, den Pf. pullarius und passerinus, den Mino, die Lachtaube, den Kardinal, Reisvogel, Senegalist, Bengalist, Paradies-

Digitized by Google

dieskernbeisser, Dominikanerkernbeisser, verschiedne Wittwen und andre Ammer, den Kanarienvogel und einige andre Finken.

In der angehängten Tabelle sind die Stubenvögel nach ihren empfehlenden Eigenschaften classificiert. Dieser Klassen sind zehn. 1) Seltenheit, Schönheit, Gesang oder Sprechen. 2) Schönheit und Gesang. 3) Gesang oder Sprechen. 4) Schönheit und Seltenheit. 5) Schönheit. 6) Seltenheit. 7) Gesang und artiges Betragen. 8) Schönheit und artiges Betragen. 9) Artiges Betragen. 10) Ausfüllung. Manche Vögel stehen hier doch am unrechten Orte, z. B die Kakatus unter 1.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien*, b. Rötzl: D. *Paskal Joseph Ferro über die Wirkungen der Lebensluft.* 1795. 52 S. 8. — Gegen die Schrift des Hn. D. *Scherer* gerichtet, welcher die vom Vf. beobachtete gute Wirkung der Lebensluft in gewissen Krankheiten der Brust in Zweifel gezogen hatte. Wenn Hr. *S.* beweise, dass das Einathmen der Lebensluft in *Lungenentzundungen* schade, so treffe dieses seine Behauptungen nicht: denn gegen die *Neigung der Lungen zu Entzundungen* habe er die Lebensluft heilsam gefunden, und es sey (allerdings!) ein grosser Unterschied zwischen Neigung zur Entzündung und Entzündung selbst. So vertreibe z. B. das Waschen mit kaltem Wasser die Neigung zur Entzündung in den Augen eines Menschen, der viel gelesen habe, obwohl es in der Entzündung selbst schädlich sey. Drey seiner Kranken haben durch das Einathmen der Lebensluft die Neigung zu Lungenentzündungen verloren: den gegenseitigen Erfolg würde er mit eben so kaltem Blute aufgezeichnet haben, als diesen. In vier Kranken sey durch eben dieses Mittel die Engbrüstigkeit gänzlich gehoben, welche nach Lungenentzündungen zurückblieb; seine Vermuthung über die Art dieser Wirkung könne irrig gewesen seyn, habe aber auf die Thatsache keinen Bezug. Bey Kranken, die mit abzehrendem Fieber und trocknem Husten behaftet waren, wie diejenigen seyen, in deren Leichen man gewöhnlich Knoten in den Lungen antreffe, habe er ebenfalls die Lebensluft heilsam gefunden: ob übrigens diese Krankheiten wirklich die knotige Lungensucht gewesen, wolle er nicht entscheiden. Der folgende Theil der Schrift ist gegen die antiphlogistische Chemie gerichtet, deren Theorie der Vf. verwirft. Wenn man auch dieselbe annehme, so folge doch nicht, dass die reine Lebensluft die Lungen mehr erhitze, als die atmosphärische, wenn nicht zugleich eine grössere Menge Kohlenstoff zugegen sey (der nämlich das Oxygene anziehen könne). Er habe *Fourcroy's* und *Lavoisier's* Beobachtungen über das Athmen der Thiere in Lebensluft wiederholt, und dabey immer gefunden, dass die Thiere in reiner Lebensluft viel länger lebten, als in gemeiner Luft. Schwitzen habe er kein Thier unter der Glocke in Lebensluft gesehen, welches auch nicht möglich sey, weil man das Thier unter Wasser tauchen müsse, um es unter die Glocke zu bringen. (Letzteres ist wohl bey kleinen Thieren und hinlänglich grossen Glocken nicht unumgänglich nöthig, wenn man Glocken mit zwey Mündungen hat, deren eine man ohne sonderlichen Nachtheil öffnen kann, da die Lebensluft nicht specifisch leichter ist, als die atmosphärische Luft; und weniger bedenklich, als das Untertauchen unter Wasser.) Weder Hitze, noch roth angelaufene Augen habe er an den in der Lebensluft eingesperrten Thieren bemerkt. In den Leichen derer, welche in Lebensluft erstickt waren, fand er das Fleisch roth, das Herz blass und gross, die Lungen blass: in denen, welche in gemeiner Luft erstickt waren, das Fleisch blasser, das Herz klein und sehr roth, die Lungen roth mit kennbaren Adern. Wenn die Thiere auch in der reinsten Luft endlich schwer athmen, so sey dieses zum Theile der Verdünnung zuzuschreiben. (Doch offenbar wohl mehr dem kohlensauren Gas, welches hier in viel grösserer Quantität entsteht, ehe das Thier erstickt, als bey gemeiner Luft, da nämlich schon das Stickgas derselben die Erstickung bewirkt. Vielleicht rührt von dieser Verschiedenheit auch jener vom Vf. selbst bemerkte Unterschied her.) Die Angaben, dass man bey dem Einathmen der Lebensluft eine ausserordentliche Wärme und ein Brennen in der Brust empfinde, dass das Gesicht darnach roth werde, dass die Leute mit weiter Brust den Entzündungen mehr unterworfen seyn, — diese Angaben seyen alle falsch. Die Kranken empfinden hingegen Kühle, und werden auch nicht roth im Gesichte, wenn sie nicht etwa die Luft durch enge Röhren mit Anstrengung einziehen. Auch haben die Menschen mit enger Brust viel leichter Lungenentzündungen, als die mit weiter. (Vorhin war aber von Entzündungen, nicht der Lungen allein, sondern überhaupt die Rede.) Chaptals Krankengeschichten seyen nicht vollständig genug, und wahrscheinlich nicht ohne Partheylichkeit für das neue System, beschrieben; dennoch finde man hie und da in denselben Bemerkungen über gute Wirkung dieses Mittels, indem es heisse, es habe den Husten gestillt, und den Athem freyer gemacht. Am Ende klagt der Vf. darüber, dass der Braunstein ihm zu wenig Lebensluft gebe, und er sich daher genöthigt gesehen habe, zum Salpeter zurückzukehren. (Allerdings ist der Gehalt des Magnesiums an überschüssigem Sauerstoffe sehr verschieden, und Rec. hat auch schon einigemale unbeträchlich wenig Lebensluft aus ihm erhalten. Doch giebt der Ilfelder ziemlich viel.) Den ganzen Beyfall des Rec. hat der Vf., wenn er S. 44. gegen die Meynung eifert, dass die verdorbene Luft in Faulfiebern schädlich sey. Es ist ja ein grosser Unterschied zwischen der zerstörenden Kraft der Lebensluft bey todtem Fleische und der stärkenden belebenden Kraft derselben bey lebendigen!) Zuletzt versichert er noch, dass er so eben wieder eine gute Wirkung der Lebensluft bey einer langwierigen Brustkrankheit (welcher?) beobachte. Sie mache jedesmal eine angenehme Kühle in der Brust, erleichtere den Auswurf und vermindere den Krampfhusten, der bisher hartnäckig allen Mitteln widerstand. Ungeachtet Rec. dem neuen Systeme der Chemie zugethan ist, so kann er doch dieser gründlichen und im anstandigen Tone geschriebenen Schrift das gebührende Lob nicht versagen. Uebrigens ist jeder gute und unpartheyische Arzt überzeugt, dass die Sätze des neuen Systems der Chemie wahr seyn können, wenn gleich nicht alle Folgerungen wahr sind, die man aus ihnen für die Arzneykunst zieht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *Die göttliche heilige Schrift des alten und neuen Teſtaments in lateiniſcher und deutſcher Sprache*, durchaus mit Erklärungen nach dem Sinne der heil. römiſch-katholiſchen Kirche, der heil. Kirchenväter, und der berühmteſten katholiſchen Schriftausleger nebſt eigenen Bemerkungen, erläutert von *Heinrich Braun* etc. VIII. Band, der Prophet Jeſaias, Jeremias und Klagelieder Jeremiä, mit Erlaubniſs und Gutheiſsung des hochw. Ordinariats. 1795. 854 S. gr. 8.

Dieſer 8te Band hat mit dem vorhergehenden einerley Verfaſſer und Einrichtung. Doch wird dem Jeſaias 1) eine Tafel der gleichzeitigen Könige in Juda und Iſrael zu leichterer Erklarung der Propheten, 2) ein tabellariſcher Inbegriff der Geſchichte des Reichs Juda und Iſrael bloſs in Rückſicht auf die Erklärung der groſsen Propheten entworfen, 3) ein tabellariſcher Entwurf der Thronfolge in dem aſſyriſchen, babyloniſchen, mediſchen und perſiſchen Reiche zur Erklärung der vier gröſsern Propheten vorausgeſchickt. In dem tabellariſchen Inbegriff der Geſchichte folgt der Vf. der frankiſchen Chronologie, die er mit Recht für weit richtiger hält, als die bisher von Hn. Braun gebrauchte Chronologie des Carrieres. In dieſem Bande hat ſich der Vf. nicht ſo genau an die Brauniſche deutſche Ueberſetzung gehalten, als im vorhergehenden, weil ſie ihm bey einer poetiſchen Schrift viel zu proſaiſch und matt vorkam; ein Grund, den jeder Kenner für entſcheidend halten wird. Wir wollen bloſs eine Stelle aus Jeſ. 9, 4. ff. zur Probe herſetzen: *Denn du haſt zertrümmert das Joch, das ſie drückte, und den Zuchtſtab, den ihre Schulter fühlte. Du zerbrachſt den Scepter ihres Unterdrückers, wie am Tage Midians. Denn alle mit Gewalt und Ungeſtüm eroberte Beute; alles mit Blut beſprengte Gewand wird des Brandes Raub, des Feuers Nahrung. Denn ein Kind iſt uns geboren, und ein Sohn geſchenkt worden. Herrſcherwürde ruht auf ſeinen Schultern. Sein Name wird ſeyn: der Wundervolle, der Rathgeber, Gott, der Mächtige, der Vater künftiger Zeiten, der Friedefürſt.* Gegen dieſe Ueberſetzung, die in der That ſehr poetiſch klingt, läſst ſich nur wenig mit Grunde erinnern, etwa dies, daſs *wie am Tage Midians*, anſtatt, *wie zur Zeit, da Midian beſiegt ward*, zu hebräiſchartig, und die Stelle: *ein Sohn* (iſt uns) *geſchenkt worden*, anſtatt: *ein Sohn iſt uns geſchenkt*, zu matt ausgedrückt iſt. Denn die Worte: *Denn alle mit Gewalt und Ungeſtüm eroberte Beute*, ſind eine Ueberſetzung der in der Vulgata vorkommenden Worte: *Quia omnis violenta praedatio cum tumultu*, welche, wie der Vf. erinnert, das Original nicht richtig ausdrücken. Denn er bemerkt ſehr richtig, daſs סְאוֹן nicht *Beute*, ſondern nach dem Chaldäiſchen und Syriſchen vielmehr *Stiefeln, Bedeckung der Füſse mit Eiſen oder Erz* bedeute. Er führt auch hiebey *Herders* Ueberſetzung dieſer Worte an: *Und alle Waffen der rauſchenden Kriegesſchlacht.* Die Worte: *Der Vater der künftigen Zeiten*, ſtimmen auch mit *pater futuri ſaeculi* in der Vulgata überein. Allein die Erklärung: *der Herr der künftigen Zeiten*, iſt unrichtig. Denn עַד heiſst hier wohl *Ewigkeit;* und wie nach ſeiner Bemerkung im Arabiſchen *Vater der Schönheit* einen *Schönen* bedeutet: ſo muſs *Vater der Ewigkeit* ſo viel, als der *Ewige* heiſsen. Dem Vf. ſind die Gründe bekannt, warum die Neuern dem Jeſaias viele Weiſſagungen, die wir unter den ſeinigen finden, abſprechen, ſie ſcheinen ihm aber nicht entſcheidend zu ſeyn. Daher ſchreibt er auch die, vom 40ſten Kap. an, dem Jeſaias zu, der ſich nach dem Untergange des iſraelitiſchen Staates leicht in das, den Juden künftig bevorſtehende, Exil im prophetiſchen Geiſte verſetzen konnte; und dies nicht ohne allen Grund, weil, wie ſchon die Sprüchwörter Salamonis beweiſen, die Hebräer die Gedichte neuerer Verfaſſer, wenn ſie dieſelben ältern Gedichten anhiengen, durch beſondre Ueberſchriften auszeichneten. Allein ältere Gedichte, die ihren Zeitgenoſſen bekannt waren, pflegten ſie wohl in ihre Gedichte mit einzuweben. Daſs hat auch nach unſers Vf. Meynung Jeſaias Kap. 2, 1—4. ſo, wie Michas, K. 4, 1—3, und nach Rec. Ueberzeugung Moſes im erſten Buch Moſis ſehr oft gethan. Daſs viele Stellen des Jeſaias im N. T. in einem andern Sinne angeführt werden, räumt der Vf. ein; er findet aber bey dem Jeſaias viel deutliche Weiſſagungen vom Meſſias, z. B. K. 11. K. 52 u. 53., wo er den 9ten V. alſo überſetzt: *Bey Miſſethätern ward ihm ſein Grab beſtimmt; er fand aber ſeine Grabſtätte bey den Reichen.* Richtig dem Sinne nach, aber, wenn er im zweyten Satz nicht einer andern Lesart folgt, zu frey. Es ſollte heiſsen: *Aber in ſeinem Tode ward er den Reichen beygeſellt.* Bey dem Jerem. findet er den Meſſias nur in einigen Stellen. Das 52ſte Kap. hält er für einen hiſtoriſchen Zuſatz, dergleichen man auch ſchon am Ende des 5ten Buchs Moſis findet. Die Klagelieder hat, wie er mit Recht behauptet, der Prophet nicht bey dem Tode des Königs Joſias, ſondern bey dem Untergange des jüdiſchen Staates und der Stadt Jeruſalem geſungen. Nur wenige Provinzialismen hat Rec. in dieſem Bande bemerkt; z. B. *nacher* für *nach*, *farcht* für *fürchtete*, *darfte* für *dürfte*, *mit ſamt* den Wurzeln, *Rinnſal* und *Unbilden*. Uebrigens bereth-

berechtigt dieser Band, der die vorhergehenden noch übertrifft, von neuem zu der Hoffnung, dafs das Werk in der katholischen Kirche viel Nutzen ftiften werde.

Erfurt, b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauche in Gymnasien und mittleren Schulen.* Von M. *Christian Gotthilf Herrmann*, aufserordentl. Prof. der Philos., ordentl. der Religion am evangel. Raths-Gymnasium u. s. f. Mit Bewilligung E. Hochedl. u. Hochw. Stadtraths A. C. als Lehrbuch im Gymnasium eingeführt. 1796. 174 S. 8. (6 gr.)

Die Beurtheilung eines solchen Buches, das zur Grundlage des Religionsunterrichts für die Jugend, vornehmlich in einer öffentlichen Schule bestimmt, und für diesen Zweck auf ausdrückliche Vorschrift der Obrigkeit geschrieben worden ist, fodert eben so viel unpartheyische Strenge in der Würdigung seines innern Gehalts an und für sich selbst, als schonende Billigkeit in Rücksicht auf seinen Verfasser. Für den Rec. der gegenwärtigen Schrift liegt sehr viel Angenehmes in dem Geständnisse, welches er nach seiner geprüften Ueberzeugung ablegen kann, dafs Hr. *Herrmann* als Vf. der billigen Nachsicht eben so wenig bedarf, als seine Schrift eine unpartheyische Strenge der Untersuchung scheuen darf. Bey einem Lehrbuche der Religion für junge Leute von vierzehn bis achtzehn Jahren (denn für solche ist es nach Angabe der Vorrede bestimmt), kommt es vor allen Dingen darauf an, dafs es die wichtigsten und ausgemachtesten Resultate, selbst der neuesten Untersuchungen über die Religion, so fern dieselbe den Bedürfnissen der Bildung ihres Geistes und Charakters entsprechen, mit gründlichen und doch der Fassungskraft und den Vorkenntnissen angemessenen Beweisen unterstützt, in ihrer praktischen Beziehung vollständig, deutlich und zweckmäfsig geordnet, und zwar in derjenigen Kürze vortrage, die zwar der Verständlichkeit für den blofsen Leser keinen Abbruch thut, gleichwohl aber auch dem Lehrer hinlänglichen Stoff zu passenden Erklärungen und Erläuterungen darbietet. Glücklicherweise wurde der aufgeklärte Vf. in Ausführung eines solchen Plans, dem seine Einsicht und Geschicklichkeit vollkommen gewachsen war, durch Rücksicht auf Obere keinesweges so beschränkt und verhindert, als es sonst bey Abfassung solcher Schriften für öffentlichen Schul- und Kirchengebrauch wohl zu geschehen pflegt. Gleich entfernt von blinder Anhänglichkeit an das alte Kirchensystem, und von unbehutsamer Neuerungssucht, wandelt der Vf. in dem dogmatischen Theile mehrentheils den bescheidenen und praktisch angemessenen Weg eines *Griesbach* (in dessen populärer Dogmatik), in dem moralischen aber benutzt er vornehmlich die theologische Moral des D. *Joh. Wilh. Schmid* (Jena 1794), unterläfst dabey nicht, auf manche treffliche Winke *Niemeyers* in dessen populärer und praktischer Theologie Rücksicht zu nehmen, ohne bey allen diesen Führern eigne Prüfung, Auswahl, Anordnung und Bestimmung zu versäumen.

Die gröfste Schwierigkeit bey einem Lehrbuche der Religion ist mit der Einleitung zu dem ersten Begriffe von Religion überhaupt, und mit dem Uebergange von dieser zu der christlichen Religionslehre insbesondere verknüpft. Hierauf kommt bey Begründung eines festen Religionsglaubens in den Gemüthern junger Leute, die vielleicht bald die Schule mit der Welt vertauschen, und darinn auf manche Veranlassungen zum Zweifel und zum Unglauben stofsen, unendlich viel an. Wird der Lehrer hier durch bedenkliche Rücksichten auf ein politisch sanctionirtes Lehrsystem eingeschränkt und verhindert, mit Würde und Bescheidenheit zu sagen, was der Aufklärung des eintretenden Zeitalters vollkommen gemäfs ist; wird er genöthigt, seine Lehrlinge für jetzt mit Behauptungen und Beweisen hinzuhalten, die das hellste Licht der Zeit nicht ertragen können: so befördert er unfehlbar Zweifelsucht und Irreligion seiner Schüler, und verfehlt durchaus seine auf das künftige praktische Leben hinaussehende und durchaus nicht auf die wenigen Schuljahre beschränkte, praktische Absicht. In dieser Hinsicht verdient zwar die Einleitung des Vf., welche von der moralischen Natur des Menschen, nicht blofs von dem Triebe nach Glückseligkeit allein ausgeht, ein Lob des Vorzugs vor allen bisherigen Lehrbüchern der christlichen Religion (dasjenige ausgenommen, welches den dritten Theil von J. W. Schmid's katechetischen Lehrbuche ausmacht); sie bedarf aber gleichwohl eines weisen und aufgeklärten Interpreten, welcher dasjenige, was über geoffenbarte Religion überhaupt, über das Christenthum und die Beweise seiner Göttlichkeit und über den göttlichen Ursprung der heiligen Schriften darinn gesagt wird, auf eine bescheidene und unanstofsige Manier nach den neuesten Aufklärungen und Berichtigungen zu modificiren, und das ganze Gebäude der religiosen Ueberzeugung gegen solche Angriffe, die auf schwache Stützen gerichtet leicht siegreich werden könnten, zu befestigen versteht. Ein unbedingter Gebrauch aller Beweise für das Christenthum, z. B. aus den Wundern, Weissagungen, und die unbedingte Erhebung dieser Religionsform über die sogenannte natürliche Religionslehre dürfte leicht der guten Sache für die Zukunft mehr schaden, als beförderlich seyn. — Im *ersten* Abschnitte, *von Gott dem Schöpfer der Welt, dessen Daseyn, Eigenschaften und Wesen*, braucht der Vf. sowohl den physikotheologischen als den moralischen Ueberzeugungsgrund. Sehr zweckmäfsig; nur mufs der mündliche Lehrer unterscheiden, *was* eigentlich durch jeden dieser Gründe begründet wird, weil sonst gar zu leicht Zweifel entstehen können. Die *höchste* Vollkommenheit Gottes finden wir bey Hn. H. weder biblisch noch philosophisch erwiesen. Von den einzelnen göttlichen Eigenschaften kommen Beweise vor, die aber nicht mit dem moralischen Hauptbeweise des göttlichen *Daseyns* zusammenhängen. Die Lehre von der Dreyeinigkeit ist so vorgetragen, wie man gewöhnlich annimmt, dafs es die neutestamentliche Lehre mit sich bringe. Besser würde es unstreitig gethan seyn, wenn man in dem *allgemeinen* Religionsunterrichte für Menschen, welche sich die morgenländische Vorstellungsart von einem hypostasirten Worte Gottes (λογος oder πνευμα, welches man anfangs nicht unterschied)

nicht

nicht im Voraus schon geläufig gemacht haben, blofs das Praktische und allgemein Verständliche von Gott als Vater, von Jesu und von seinen überall verbreiteten wohlthätigen Wirkungen aus einander setzte, und der ältern und neuern transcendenten Metaphysik über die praktische wohl gegründete Sache nur in einer Anmerkung historisch gedächte, wie der Vf. in Ansehung der minder bedenklichen und biblisch nicht minder gegründeten Lehre von den Engeln gethan hat. Vielleicht erlaubten es aber äufsere Verhältnisse nicht, dies hier zu thun, und dann soll diese Erinnerung des Rec. kein Tadel für den Vf., sondern nur ein Wink für künftige Verfasser solcher christlicher Lehrbücher seyn. — Der *dritte* Abschnitt: von der Natur und Bestimmung der Menschen zur Tugend, so wie der *vierte* bis *sechste*, welcher die Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere abhandelt, bieten dem Rec. keinen Stoff zum Tadel an, vielmehr findet er sie vortrefflich, und man wird es gewahr, dafs der Vf. hier gar keine bedenklichen Rücksichten nehmen durfte, seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Im *siebenten* Abschnitte wird, wie gewöhnlich, die Sinnlichkeit als *Ursache* der Sünde und der Sündhaftigkeit der Menschen angegeben, da diese doch, wenn anders Zurechnung statt finden soll, nur die Veranlassung und die Bedingung ihrer Möglichkeit, ein unerklärbarer Akt der Freyheit aber der einzige wahre Grund der Sünde und selbst des Hanges zum Sündigen seyn kann. Sinnlichkeit und ihre Stärke gehört wesentlich zu unsrer Natur, die wir von dem Schöpfer erhalten haben; so würde also Gott durch Natur Ursache der Sünde seyn, welches in der That alle Moralität aufhebt. *Achter* Abschnitt. Jesus der Erlöser der Menschen. Ganz nach *Griesbach* bearbeitet. *Neunter* Abschnitt. Fortdauernde Veranstaltungen und Herrschaft Jesu. Christliche Kirche, Lehramt, Taufe und Abendmahl. Alles nach gewöhnlichen Vorstellungsarten, doch mit vieler Mäfsigung. Was von dem *grofsen Nutzen* der Kindertaufe gesagt wird, bezieht sich eigentlich alles auf die christliche Lehre, ist aber nicht gerade Wirkung dieses äufserlichen Gebrauchs. „Wir werden bey der Feyer des Abendmahls des Leibes und Blutes Jesu theilhaftig." Eine Redensart, bey der man sich ohne nähere Erklärung gar nichts denken kann. Wie denn dieser Fall da, wo man keiner Parthey Anstofs geben will, gewöhnlich eintritt. *Zehnter* Abschn. Wie wird der Christ seiner *grofsen Bestimmung zugeführt*. *Eilfter* Abschn. Von dem Beystande des *Geistes Gottes* (warum nicht lieber statt dieser orientalischen Formel in unser Sprachweise geradezu: dem Beystand *Gottes?*) zu unsrer Besserung. *Zwölfter* Abschn. Schicksal der Menschen nach diesem Leben. — Diese Lehrstücke sind recht gründlich, deutlich und praktisch bearbeitet. Im Ganzen verdient überhaupt dieses Lehrbuch Beyfall, und unsre Erinnerungen zwecken nicht darauf ab, das Verdienst seines Vf. zu schmälern, sondern andere zu noch vollkommenern Versuchen dieser Art aufzumuntern. Vielleicht kann auch der Vf. selbst bey einer neuen Ausgabe, welche das Buch wahrscheinlich erleben wird, manches Fehlerhafte noch verbessern. Möchte doch dies Buch auch von vielen andern Gymnasien den unfruchtbaren, theologisch-dogmatischen Unterricht verdrängen, der so viel dazu beyträgt, dafs der moralische Werth der reinen vernünftigen und christlichen Religion, selbst in den höhern Ständen, häufig verkannt, und ihr wohlthätiger Zweck für die Bildung des Geistes und Herzens vereitelt wird. Auf die Art, wie man gerade in diesen Jahren der erwachenden Freyheit und Vernunft eine Sache ansehen und gebrauchen lernt, kömmt für das ganze Leben unendlich viel an.

Hildburghausen, b. Hanisch: D. *J. Georgii Rosenmülleri historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana* inde ab Apostolorum aetate usque ad Origenem. Pars I. 251 S. 8.

Was der Vf. von dem Jahr 1789 an in fünf Programmen nach und nach über die Exegese der ersten griechischen Kirche bekannt machte, ist hier zusammengetragen. Zum Glück besitzt Rec. alle 5 Programme, dafs er sie mit dem neuen Abdruck vergleichen konnte, und die Leser dürfen es glauben, er hat die Collation wirklich angestellt und gefunden, dafs Hr. R. mit Grund der Wahrheit versichern konnte, was in der Vorrede steht: *recognovi et in ordinem redegi ipsas meas commentatiunculas, emendavi, quae emendanda, et addidi quaedam locis, quae illustrationem desiderare videbantur, amputatis iis, quae propter occasiones scribendi addita erant.* Schon 13—40 ist ein ganzer Abschnitt, den Rec. bey den Programmen ungern vermisste „*Apostolorum ratio libros sacros V. T. interpretandi*" hinzugekommen; S. 46 ff. ist die ganz richtige Bemerkung: der Verfasser des Briefs, der unter Barnabas Namen läuft, habe, unerachtet er einerley Materie mit dem Apostel Paulus behandelte, desselben und des N. T. überhaupt nirgends Erwähnung gethan, denn die Reden Christi, die er anführe, seyen aus einem *evangelio apocrypho* geflossen, eingeschoben; S. 211 ff. aber — um nicht mehrere anderweitige Verbesserungen anzuführen — ist der Zusatz beygefügt: Klemens von Alexandrien habe nicht nur alle alttestamentliche, sondern auch alle zum N. T. gehörige Schriften gebraucht, daneben habe er noch überdies allerley Apokrypha und Sagen benutzt, ohne ihnen jedoch gleichen Werth mit den kanonischen Büchern beyzulegen (Stromat. III. S. 389. ed. Sylburg. Lugd. Batav. 1616.). Man bekommt also durch die vorliegende Schrift wirklich mehr, als in den Rosenmüllerischen Programmen: *de fatis interpretationis sacrarum litterarum in eccl. christ.* enthalten ist, und diejenigen, welche die Quellen und Subsidien, aus welchen Hr. R. schöpfte, nicht benutzen können oder wollen, und doch wissen mochten, wie es um die Erklärung der Schrift in der ältern griech. Kirche stand, werden hier sich durch eine eben so gründliche als lichtvolle Darstellung befriedigt finden. Folgendes ist das Resultat seiner Bemerkungen über die ganze Periode. 1) Die griechischen Väter des ersten Jahrhunderts gebrauchten unsere Evangelien und apostolischen Briefe, wie es scheint, niemals; was sie aus der Geschichte Jesu anführen, ist aus irgend ei-

nem andern Evangelium oder der Tradition genommen. Klemens von Alexandrien ist, wie oben schon erinnert wurde, der erste, der alle neutestamentliche Bücher benutzte. Dass es andere Väter vor und zu seiner Zeit nicht thaten, davon liegt der Grund theils darinn, weil sie zur Parthie derer gehörten, denen das A. T. wichtiger, als alle andern, auch apostolische Schriften zu seyn schien, theils darinn, weil noch kein bestimmter Kanon N. T. vorhanden war. Vor Justin dem Märtyrer existirte die Sammlung, welche unter dem Namen ὁ ἀποστολος und το ἀποστολικον bekannt ist, gewiss nicht. 2) Unerachtet die meisten christlichen Lehrer das A. T. über alles hochschätzten, so gab es dennoch Einige unter den Katholiken, welche einen sehr niedrigen Begriff damit verbanden. Zwar verwarfen sie es nicht so, wie die Gnostiker, aber sie wollten sich doch lieber an die neutestamentlichen Schriften halten. 3) Es waren unter den griech. Vätern dieser Per. manche, welche die allegorische Erklärung der Schrift nicht gut hiessen, namentlich der Verfasser der Recognitionen. 4) Es war Sitte, mosaische Gesetze, welche die Juden allein angehen, auch als verbindlich für die Christen anzunehmen. Besonders trugen sie die Verordnungen, welche dem jüdischen Priesterstand gelten, gerne auf sich über, um ihren Klerus dadurch zu heben. 5) Beynahe alle griechischen Schriftsteller des Zeitraums dachten arianisch in der Lehre von Christus. 6) Die elende, besonders allegorische Erklärungsart der ältesten Kirche schadete dem Christenthum ungemein, gleichwohl nahm man kein Beyspiel daran, sondern fuhr nachher und selbst nach der Reformation fort, auf die nämliche Art zu exegesiren. Der Vf. erinnert an Coccejus und seine Anhänger, an die Quacker, an Thomas Woolston und die neuesten Tage, in denen man auf Kants Ansehen hin der grammatischen Interpretation auch wieder zu nahe zu treten sich vermisst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Görlitz*, b. Hermsdorf u. Anton: *Zuruf an meine Oberlausitzer Mitburger*, die sehr nöthige Verbesserung *einiger unsrer Volksschulen* betreffend, von M. *Karl Friedrich Bretcius*, Hof- und Mittagsprediger in Muskau. 1795. 56 S. gr. 8. (3 gr.) Der Vf. entwirft ein Gemälde von der Verfassung der meisten Bürgerschulen in der Oberlausitz, das keinen vortheilhaften Begriff von der Einsicht der dortigen Obrigkeiten und Bürgerschaften in das, was Noth ist, erweckt, wozu man aber freylich in jeder Provinz einige Gegenstücke auffinden könnte. Die Vorschläge zu Verbesserung einiger wesentlicher Mängel derselben verdienen, so wie sie aus einem guten Herzen kommen, auch in gut gesinnten Gemüthern Eingang zu finden.

Erdbeschreibung. *Würzburg*, b. Blank: *Topographie des Fürstlich-Würzburgischen Amtes Bischofsheim an der Rhöne.* Von *Sebast. Stumpf.* 1796. 62 S. 8. Unsere statistischen und topographischen Kenntnisse der fürstl. würzburgischen Stiftslande sind, gegen andere deutsche Provinzen, noch weit zurück, und um so vielmehr verdient jeder Beytrag, wodurch wir dieses, in statistischen und topographischen Hinsichten, noch wenig bekannte Land, etwas genauer kennen lernen, unsern Dank. Die gegenwärtige Schrift enthält zwar nur eine Beschreibung des würzburgischen Amtes *Bischofsheim*; der Vf., Hr. Bibliothekar Stumpf zu Würzburg, giebt uns aber die angenehme Hoffnung, diese verdienstliche Arbeit fortzusetzen, und vielleicht gelingt es ihm, den Freunden der Länderkunde künftig eine vollständige historisch-geographisch-statistische Beschreibung in die Hände zu liefern, und zugleich aus den reichhaltigen, aber noch wenig benutzten, würzburgischen Klosterarchiven manche Urkunde mitzutheilen, wodurch die Geschichte dieses Landes einen beträchtlichen Zuwachs erhalten könnte. Der Plan, nach welchem Hr. St. seinen Gegenstand behandelt, lässt sich aus folgenden Rubriken beurtheilen: 1) *Grenzen des Amts*, 2) *Klima, Wälder, Berge*, dahin gehört besonders der grosse Reichsforst, den K. Otto III im Jahre 1000 dem Stifte Würzburg schenkte. 3) *Die Moore auf dem Gebirge; das rothe Moor.* Rec. vermisst hier eine Beschreibung des Rhöngebirges, welches für den Naturforscher viel Merkwürdiges enthält. Aus Fabris neuem Magazin 1 Band 3 St. und aus Vogts mineralogischen Reisen hätte Hr. St. diese Lücke sehr gut ausfüllen können. 4) *Versuche über die Gebirgsproducte und deren Veredlung.* Unter dieser Aufschrift werden von den Eisenhämmern auf dem Holzberg, von der Ofengiesserey bey Bischofsheim, der Glashütte im Sinngrunde, der Stahlhütte, Eisenschmelze und Krugbäckerey bey Oberbach, und von dem Kohlenbergwerke auf dem Bauersberg, gute Nachrichten mitgetheilt. Hierauf folgt 5) *die Geschichte des Amtes und seiner einzelnen Theile.* Ausser der Stadt Bischofsheim besteht dasselbe im 15 Ortschaften, die hier, so viel ihre Geschichte und politische Verfassung betrifft, beschrieben werden. Im ganzen Amte zählt man 132 Feuerstellen, und 6737 Seelen beiderley Geschlechts. Gut wäre es gewesen, wenn der Vf. die Zahl der Häuser und Einwohner bey jedem Orte besonders angegeben hätte. 6) *Sitten und Nahrungsstand der Einwohner.* Die Beschreibung des Feld-, Wiesen- und Flachsbaues, des Viehstandes, der Tuchmanufactur zu Bischofsheim und der Pottaschensiederey zu Silberhof sind die vorzüglichsten Gegenstände dieser Rubrik, welche uns mit dem innern Zustand dieses kleinen Districts bekannt machen. Den Beschluss machen 6 Beylagen, welche theils die Geschichte, theils die Jurisdictionsverfassung des Amtes betreffen. Dass übrigens der Verleger diese, aus so wenigen Bogen bestehende Schrift durch graues Papier und schlechten Druck verunstaltet hat, verdient gerügt zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Himburg: *Verſuch einer Theorie des deutſchen Styls* (Stils), verbunden mit einer praktiſchen Anweiſung zur zweckmäſsigen Ausbildung unſers Denk- und Sprachvermögens. Von Dr. *Wilh. Kosmann*, Profeſſ. des deutſch. Styls an der kön. Akad. der Artillerie und Gouverneur am adelichen Kadettenkorps in Berlin. *Erſter Theil*, welcher auf die eigentliche Darſtellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. 1794. 302 S. 8. *Zweyter Theil*, welcher auf die eigentliche Darſtellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. 304 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was er da ſo ſpricht, thut er ſelber nicht, könnte man von dieſem Lehrer des Stils ſagen. Denn man mag in dieſem Buche aufſchlagen, wo man will, ſo ſtöſst man auf Stellen in Menge, wo die Schreibart nichts weniger als gut iſt. Einige wenige Beyſpiele vorläufig zur Probe! Th. I, S. 2. „*Die Hoffnung er-*„*muntert die Seele.* Dieſer Satz drückt eine angenehme „Empfindung, während eines, wenigſtens unbehagli„chen Zuſtands, *von uns* aus, als Folge gewiſſer Aus„ſichten in die Zukunft, denen gemäſs es einſt nicht „ſo, ſondern beſſer mit uns ſeyn wird.“ Alles übrige bey Seite geſetzt, iſt *von uns*, hier Deutſch? Und geſetzt, es wäre, wozu gehört es? Zu *Zuſtands*? Davon iſt es durch ein Komma getrennt? Zu *Empfindung*? Auch davon entfernt es die Wortſtellung. S. 30. „Unſere Hauptabſicht bey allen unſern ſchriftlichen „Aufſätzen gehet dahin, unſere Gedanken und Em„pfindungen zu einem beſtimmten Zweck *auf andere* „*zu übertragen.*“ Wenn es noch *überzutragen* hieſse! Warum aber nicht natürlicher und landüblicher: *andern mitzutheilen*? S. 177. „Die Barbarismen ſtieſsen „gegen die Etymologie an, die Solöcismen gegen die „Regeln der Wortfügung, der uneigentliche *Brauch* „verletzt den Sinn *aber*, welchen der Sprachgebrauch „einem Ausdruck beilegt.“ Th. 2, S. 52. „*Es iſt un*„*ſicher, in dem Wahn zu ſtehen*, etc. S. 159. Statt den „Ausdruck zu beleben, entkräften ſie ihn *dahero.*“ S. 304. „Wenn der Zuſammenhang der Gedanken ſehr „gering und kaum merkbar iſt, ſcheint mir die Kon„junction abgeſchmackt, und wenn er ſehr genau iſt, „überflüſſig zu ſeyn. Aus dem erſten Grunde treffen „wir im Anfange eines Kapitels oder Abſchnitts, *die* „*Bibel ausgenömmen*, ſelten *mit ihnen* (*mit ihr* müſste es „wohl heiſsen, da nicht die Konjunktionen, ſondern „die Konjunktion vorherging) zuſammen. (Eigentlich „*treffen* wir die Conjunctionen wohl nur *an*, nicht aber „*mit ihnen zuſammen.*) „Und aus dem zweyten Grunde „werden ſie häufig *im geſelligen Tone* ausgelaſſen, wo „die Verbindung ſich ſo ſehr von ſelbſt ergiebt, daſs „ſie ganz unnütz ſind.“ Jedoch Hr. K. fordert vielleicht, daſs man ſich über alle dieſe zahlreichen Nachläſſigkeiten und Ungewöhnlichkeiten als über Kleinigkeiten hinwegſetzen ſolle, und wendet ein ſeine Theorie des deutſchen Stils oder vielmehr die in dieſen beiden erſten Bänden dazu gelieferte Vorbereitung, der noch ein dritter Theil oder die Theorie ſelbſt folgen ſoll, könne deshalb doch richtig und gut ſeyn. Nun ſo laſſen wir den Stiliſten gehn, und halten uns an den Theoriſten.

Das ganze Werk iſt in Vorleſungen getheilt, deren dieſe zwey Theile 17 enthalten. I. *Verſuch einer nähern* (genauen oder richtigen) *Beſtimmung des Begriffs von einer Theorie des Stils.* Hr. K. beantwortet die Frage: Giebt es eine *Kunſt*, die uns lehren könnte, *richtig* und *ſchön* zu ſchreiben? im Allgemeinen mit Nein, weil es ſonſt (S. 10) Regeln geben müſste, nach welchen Geiſtesproducte mechaniſch vervielfaltigt werden könnten. Aber wenn es gleich eine ſolche *Kunſt* nicht giebt, ſo muſs es doch (S. 13) eine Summe von Grundſätzen geben, die uns anleiten könnten (können), das Schöne zu bemerken, vom Häſslichen und Nichtſchönen zu unterſcheiden, und dadurch unſerm Gefühl und Empfindungsvermögen eine gute Richtung zu geben, d. i. es giebt eine Anleitung zur Kunſt ſchön und richtig zu ſchreiben. *Stil* will er von *Schreibart* unterſchieden wiſſen, und verſteht darunter im Allgemeinen die Art unſre Gedanken zu ordnen, vorzutragen und darzuſtellen, in engerer Bedeutung aber — was glaubt man wohl? — das Eigenthümliche in der Schreibart originaller Geiſter. Die zweyte Vorleſung handelt von dem *Unterſchiede zwiſchen Stil und Schreibart* ausführlicher, und zugleich vom *Sprachgebrauch.* Die wiſſenſchaftlich geordnete Summe derjenigen Grundſätze (S. 24), welche ſich auf Zweckmäſsigkeit und die Gedanken beziehen, bildet die Theorie des Gedankenſtils oder des *eigentlichen Stils;* diejenigen Grundſätze aber (S. 25), welche auf das Mechaniſche und den bloſsen Ausdruck gehen, machen die Theorie des Wortſtils oder *der Schreibart* aus. *Stil* verhält ſich zur Schreibart, wie Grund zur Folge. Nur dem gebohrnen Genie, das alles aus ſich ſelbſt wird (S. 27), und dem gebildeten Kopf wurden Eigenthümlichkeiten zu Theil, allen andern kommt weder Stil noch Schreibart zu, und ſie ſind *Stümper.* (Viel geſagt!) Das durch die Gewohnheit feſtgeſetzte (S. 32) macht den Sprachgebrauch. Jede Anomalie ſteht auf demſelben Grunde, auf welchem die allgemeinen Sprachre-

geln ſtehen. Hr. K. erläutert dies durch *ich ſchone dich, ich ſchöne deiner* und *pareco tibi* (ſo ſteht dreymal da, daſs es alſo wohl ſchwerlich Druckfehler iſt). Es giebt einen guten und einen ſchlechten Sprachgebrauch, welcher letztere richtiger (S. 37) Sprachverderb heiſsen ſollte. Nur der Sprachgebrauch kann gut genannt werden, welcher (S. 42) den obern Volksklaſſen angehört. Uebrigens muſs er 1) *national* (S. 45) ſeyn, und alles fremdartige und provinzielle ausſchlieſsen, 2) der Meiſsniſchen oder Oberſachſiſchen Mundart folgen. Dieſer Sprachgebrauch geht in ſubjektive Fertigkeit über, wenn die ſubjektive Kultur (S. 60) in der geſelligen Verbindung mit den höhern Volksklaſſen und durch das Leſen der *Wielandſchen*, von *Gothe*ſchen und *Leſſing*ſchen Schriften in uns hervorgeht. III. *Ueber die Natur und den Nutzen einer Kritik des Ausdrucks, beſonders in Fällen, welche der Sprachgebrauch unentſchieden laſst.* Einzelne Wörter (S. 64) gebrauchen wir ſprachrichtig, wenn wir ihnen keinen andern Sinn unterſchieben, als welchen der Sprachgebrauch für ſie feſtgeſetzt hat. Hr. K. erläutert dies mit den beiden Wörtern *vor* und *für*, deren Bedeutung er feſtſetzt. Er meynt, wenn man ſich dieſe Begriffe einmal deutlich gemacht habe, könne man nie ungewiſs ſeyn, welchen von beiden Ausdrücken man in jedem einzelnen Fall ſetzen müſſe. Gleichwohl leſen wir bey ihm ſelbſt S. 21: Jeder Aufſatz gehört *für* das Forum dieſer drey Richter; und hingegen S. 72: Dieſe Unterſuchung gehört *vor* das Forum des eigentlichen Stils. Iſt etwa gar beides recht? Wenn der Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern oder ganzen Redensarten getheilt iſt (S. 76), verdient derjenige Ausdruck den Vorzug, in welchem gar keine oder die mindere Zweydeutigkeit liegt, welcher der Analogie der Sprache entſpricht, ſich durch Kürze und Präciſion empfiehlt, am angenehmſten ins Ohr fällt; ſeine Abſtammung von einem guten und ſprachrichtigen Wurzelwort darthun kann; und, wenn dies alles die Wahl noch unentſchieden laſſen ſollte, den ältern Sprachgebrauch für ſich hat. Wider den gröſsten Theil dieſer Regel wird niemand etwas haben; aber es kömmt auf die Anwendung an. Hr. K. meynt, man nenne den offnen Raum vor den Zimmern (was in Niederſachſen häufig die *Diele* heiſst) beſſer *Saal* als *Flur*, weil *Saal* blos ähnliche, *Flur* aber verſchiedenartige Begriffe bezeichne. Aber wird nicht eben deshalb *Saal* viel häufiger Schwierigkeiten verurſachen? Eine Frau, welche *die* (oder, wie in dieſer Bedeutung viele Gegenden ſprechen, *den*) *Flur* rein zu machen befiehlt, wird ſicher nicht miſsverſtanden, welches mit *Saal*, wegen ſeiner zu nahverwandten anderweitigen Bedeutung eines gröſsern Zimmers, viel leichter der Fall ſeyn kann. Noch weniger werden viele ſich überzeugen können, daſs *es koſtet mich* eine Zweydeutigkeit mache, und daſs man alſo aus dieſer Urſache ſprechen müſſe, *es koſtet MIR einen Friedrichsdor.* (S. 82. 91. 93.) Nagelneu iſt die Nachricht (S. 92), die Gottſchedianer hätten wollen geſagt und geſchrieben wiſſen: *es ſchmäuchelt MICH.* Daſs Adelung im Lehrgebäude ſagt, man gehe mit *MIR dünkt* am ſicherſten, hat zwar ſeine Richtigkeit; aber in den neueſten Ausgaben des Wörterbuchs und der Sprachlehre entſcheidet er doch für *mich dünkt.* IV. *Iſt alles, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth, beybehalten zu werden?* Hr. K. breitet ſich hier zuerſt über die unperſönlichen Zeitwörter aus, die nach ihm eine Veränderung in der Natur bezeichnen, ohne dabey die Kraft zu beſtimmen, welche ſie hervorbrachte. Die Regel ſelbſt heiſst: wenn der durch ſie bezeichnete Zuſtand durch etwas auſser uns bewürkt (bewirkt) wird, haben ſie den dritten, und wenn er zum Theil von unſrer Willkühr abhängig gedacht werden kann, oder in der Natur des Subjekts ſelbſt gegründet iſt, den vierten Fall bey ſich. Warum wendet Hr. K. dies nicht auf den vornehmſten unter den ſtreitigen Fällen an, nemlich auf *es kömmt mir* oder *mich etwas an?* Hernach entſcheidet er, es gebe vieles, was der Sprachgebrauch gut heiſst, das nicht in aller Rückſicht beybehaltens- und nachahmenswerth ſey. Verbannenswerth wird ein jedes entbehrliche Wort 1) durch Schwerfälligkeit und Härte (S. 126), z. B. *Erfahrungsſeelenkunde* (nicht von Moritz, ſondern von Mendelſohn gemacht), wofür er blos *Seelenkunde* geſagt wiſſen will, *Machtvollkommenheit, Stundenunterſchied, geſellſchaftslos, ſchmerzs* (was heiſst das?), *ſchmilest* (müſste wohl heiſsen *ſchmelzt* für *ſchmelze es*), *ſchneidts* (d. i. *ſchmeids*, für *ſchneide es*, welches nicht härter iſt, als *treibs*), *ſchneits* 2) durch eine Bedeutung, die gänzlich von derjenigen abweicht, welche ſie der Etymologie gemäſs haben ſollten. Hier werden *kannengieſsern* (wovon Hr. K. glaubt, daſs man es künftig einmal vielleicht blos gebrauchen werde, wenn man anzeigen will, daſs jemand wie ein Betrunkener rede), *ſtockſtille, Liebſte* für *Buhlerinn, gehalten* für *ſchuldig* oder *verpflichtet* u. a. angeführt. Auch Verbindungsweiſen, welche mit der logiſchen Wortfolge in geradem Wiederſpruche ſtehen, verdienen verworfen zu werden. Beyſpiele ſetzt Hr. K. hier nicht hinzu, ſondern geſteht blos, daſs es ſchwer ſey, die logiſche Folge zu beſtimmen, und erinnert (S. 144), daſs wir uns wegen Vernachläſsigung derſelben an die (an der) Schreibart eines Platners ſtoſsen. V. *Von der Reinigkeit der Sprache.* Er rechnet dahin 1) die einzelnen Worte (Wörter?) und Ausdrücke müſſen deutſch ſeyn, 2) die Konſtruktion und Wortfolge muſs deutſch ſeyn (das iſt ja Richtigkeit und nicht Reinigkeit!), 3) Ausdrücke und Redensarten müſſen nur in derjenigen Bedeutung genommen werden, welche ihnen der (gute) Sprachgebrauch beygelegt hat. Man hat (S. 153) die Ausdrücke *Schlacht* und *Scharmützel* den veralteten beyzählen und (ſie) ausmerzen wollen (wer hat das gethan?); aber ſie ſind von *Gefecht* und *Treffen* unterſchieden. (Die Ableitung des Worts *Scharmützel* von *Schaar* und *metzeln* würde man Hn. K. gern geſchenkt haben.) Das S. 160 empfohlne Wort *weitſchichtig* wird Rec. ſo lange für entbehrlich halten, bis ihm eine Stelle angeführt wird, in der es mit Nachdruck ſteht, welches hier nicht geſchehen iſt. Es iſt eine prächtige, *weitſchichtige* Rede, pflegte ein gewiſſer alter Schulmann zu ſagen, wenn er eine Rede des Cicero loben wollte, und dachte ſich dabey eine Rede, worinn alles mit redneriſcher Ausführlichkeit behandelt iſt. Aber

das

das Wort hat kein Glück gemacht, und ist daher auch von Adelung nicht aufgenommen worden. Wenn Recensenten einem Schriftsteller etwas durchaus verbieten könnten, so sollte Hn. K. das Etymologisiren schon darum auf immer untersagt werden, weil er S. 165 ganz unbefangen behauptet, das Wurzelwort von *entspringen* laute *Sprung*. Und doch will er (S. 167) von Worterfamilien schreiben! Ueber die Lehre von den Solöcismen eilt Hr. K. sehr schnell hinweg, ob er gleich S. 172 f., wo von Barbarismen die Rede war, solche Fehler mit aufgeführt hat, die eigentlich *Solöcismen* sind; aber er selbst schliefst das, was er über die Solöcismen sagt, mit einem wahren Solöcism. Es wäre ein vergebliches und endloses Geschäft, sagt er, alle Arten von Solöcismen anführen zu wollen, (;) es giebt ihrer so viele, *als gegen die Regeln der Wortfügung gebraucht werden kann*. VI. *Von den allgemeinen Eigenschaften einer schönen Schreibart*. Es werden dahin Deutlichkeit, Lebhaftigkeit, Anmuth, Fülle des Ausdrucks und Wohlklang gerechnet, wobey vorzüglich zu bemerken ist, dafs die meisten Redekünstler die Deutlichkeit nicht mit zur Schönheit rechnen. Hr. K. handelt hier von der Deutlichkeit kürzer. S. 183—185, von der Dunkelheit weitläuftiger S. 186—216, wo auch vom Gebrauch der Wörter in mehrern Bedeutungen, von den technischen Ausdrücken, von dem zu gekünstelten Periodenbau und von zu langen Perioden besondere Unterabtheilungen vorkommen. VII. *Von der Zweydeutigkeit des Ausdrucks*, und zwar sowohl von derjenigen, welche aus einzelnen Worten, als der, welche aus der gewählten Wortfügung entsteht. Dafs die erstere von den Römern *aequivocatio* genannt worden, wird Hr. K. mit wenigstens einer Stelle eines Römers zu belegen gebeten. VIII. *Vom Unsinn*. Man sollte es kaum denken, sagt er, dafs sich ein Mann von Kopf, *sobald er seiner Sprache gewachsen wäre*, ganz unverständlich ausdrücken könnte; und dennoch ist dies öfterer (öfters) der Fall. Was bald darauf folgt, ist schwer hiemit zu vereinigen, wiewohl es mit einer guten Portion Dunkelheit tingirt ist. Ich habe noch nie, heifst es S. 246, einen Schriftsteller auffinden können, der frey von Affektation und nicht fähig gewesen wäre, sich in seiner Muttersprache verständlich über eine Sache auszudrücken, die ihm begreiflich war, selbst wenn er die Sprache wenig in seiner Gewalt hatte, und nur eine schlechte Wahl des Ausdrucks treffen konnte. Uebrigens gehört diese achte Vorlesung mit zu denjenigen, die am besten ausgearbeitet sind. IX. *Woher kommt es, dafs Unsinn so oft der Bemerkung sowohl des Schriftstellers als des Lesers entgeht?* Wir finden hier nicht sowohl die Ursachen angegeben, als die Fälle, in welchen man Gefahr läuft, durch Unsinn getäuscht zu werden. So weit der erste Theil. Im zweyten fragt Vorles. X: *Sollte es nicht Fälle geben, in denen die Dunkelheit eine ebenso wesentliche Eigenschaft eines guten Stils wäre, als es die Deutlichkeit im andern ist?* Hr. K. scheint mehr die Frage beantwortet zu haben, mufs man nicht zuweilen mit Fleifs *dunkel schreiben?* als, ist Dunkelheit zuweilen zum guten Stil erfoderlich? In mehrern von ihm angeführten Beyspielen ist auch nicht sowohl Dunkelheit, als Zweydeutigkeit und das sogenannte Oxymoron bemerklich. XI. *Von der Lebhaftigkeit des Ausdrucks*. Sie hängt von der Auswahl, dem Numerus (in der hernach anzuführenden merkwürdigen Bedeutung) und der Anordnung der Worte ab. Hier wird unter andern von den Tropen geredet, wo S. 49 folgendes auffällt. „Diese Tropen sind also ver„mischter Natur. Sie werden in einem *figürlichen* Sinn „genommen, und hängen in demselben nicht weniger „wie (als) in ihrer ursprünglichen Bedeutung zugleich „vom Sprachgebrauch ab.“ Man sagt freylich oft, ein Wort steht im *figürlichen* (statt im tropischen) Sinn; aber dafs ein Tropus (oder, wie es Hr. K. nennt, eine *Trope*) in einen *figürlichen* Sinne genommen werde, ist so neu als sonderbar. XII. *Von den Wörtern, in sofern sie als Töne betrachtet werden*. XIII. *Von der Lebhaftigkeit des Stils in wiefern sie vom Numerus der Worte, d. i. von der Kürze des Ausdrucks, abhängt*. So verworrene Begriffe auch mancher von dem *Numerus* hat, so ist doch wohl schwerlich schon jemand darauf verfallen, ihn mit der Kürze des Ausdrucks für einerley zu halten. XIV. *Bemerkungen über die vorzüglichsten Verletzungen der Kürze des Ausdrucks*. Hier wird von Tautologie, Pleonasm und übergrofser Wortfülle gehandelt. Bey dieser Gelegenheit ein Ausfall auf die Paraphrasten, besonders der Bibel, von S. 170 bis 175, wo Hr. K. „den Faden, den er hatte *schwinden* lassen, „wieder anknüpft.“ XV. *Von der Lebhaftigkeit, in wiefern sie von der Anordnung der Worte abhängt*. XVI. *Ueber die minder zusammenhangende* (zusammenhangenden) *Sätze*. Hier werden Bemerkungen über die Vergleichung der neuern Sprachen mit der griechischen und lateinischen angehängt. XVII. *Ueber die Art und Weise, ganze Satze mit einander zu verbinden*. — Wir hätten sehr weitläuftig werden müssen, wenn wir bey diesem Werke mehr ins Einzelne hätten gehen wollen. Unsere Leser werden nun wenigstens die Anordnung übersehen, und von der Ausführung zum Theil urtheilen können. Fleifs und einige nicht ganz zu verachtende Belesenheit hat Hr. K. gezeigt; aber es fehlt seinem Vortrage häufig an Licht, höchst wahrscheinlich deshalb, weil er das Vorzutragende nicht genug überdacht hat. Hin und wieder ist auch wohl seine Kenntnifs zu mangelhaft. Daher mufs man sich auch über einige orthographische und andre Sprachfehler nicht wundern. Er schreibt *Triumpf* (II, 153), *Reflection, Aesthethik, Methapher, Eschines, entquillen, von keinem nicht geringen Ansehen*, (I, 67) *öfterer* nicht blofs für *öfter*, sondern auch sogar für *ofters* oder *oft*, eine gänzliche *mathematische Unkunde*. II, 52 wird von einem im Neuen Testamente vorkommenden Worte σκληροκάρδιος gesprochen, welches ihm *ungelehrig* und *ungefällig* zu heifsen scheine. I, 134 wird *Splitterrichten* dem Griechischen κρουόλεγμος gleichbedeutend genannt, da dieses doch bekanntlich eine Art der Schmeicheley anzeigt. An Stoff zu Veränderungen und Verbesserungen bey einer neuen Auflage kann es also auf keine Weise fehlen.

Digitized by Google

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Bieling: *J. J. Meyniers praktiſche franzöſiſche Sprachlehre* in Beyſpielen und Uebungen über alle Theile der Grammatik. 1796. 448 S. 8. (14 gr.)

Bey dieſer Sprachlehre liegt ein Werk des verſtorbenen *J. J. Meynier*, welches *Les Regles par les Exemples* betitelt war, zum Grunde, und *H. J. H. Meynier* zu Erlangen hat dieſen Nachlaſs ſeines Vaters, der eigentlich der praktiſche Theil der bekannten *Grammaire françoiſe reduite à ſes vrais principes* ſeyn ſollte, der Jugend zum Beſten herausgegeben, aber das Ganze mit Regeln, auf welche ſich die Beyſpiele beziehen, und mit deutſchen Aufgaben zum Ueberſetzen ins Franzöſiſche vermehrt, auch die Declinationen und Conjugationen eingerückt, und hier und da auf die Peplierſche Sprachlehre hingewieſen. Man kann dieſem Buche ſeine Brauchbarkeit nicht abſprechen, wenn gleich die Uebungen nicht ſo angenehm ſind als in der Chreſtomathie, welche 1791 bey Wever in Berlin erſchienen iſt. Doch war eine ſolche Anordnung und Auswahl hier nicht wohl möglich, weil jede Regel ihre Beyſpiele haben ſollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Göttingen*, b. Dietrich: *G. F. Muhry diſſ. inaugural. de aeris fixi inſpirati uſu in phthiſi pulmonali.* 1795. 68 S. 4. Der geſchickte Vf. eines von *Girtanner* in *Hufelands* Journ. d. prakt. Heilk. B. 1. St. 2. bekannt gemachten Verſuches mit Einathmen der fixen Luft bey Lungenſüchtigen liefert hier noch 5 andre, die bey dem jetzigen Streite über dieſe Sache jedem Arzte willkommen ſeyn müſſen. *Sect. I.* handelt er zuvor den ältern Gebrauch luftförmiger örtlicher Heilmittel in dieſer Krankheit ab, nämlich der Räucherungen, des Wohnens in Ställen und des Erdbades, wohin auch das Gehen hinter einem aufwühlenden Pfluge gehört, wovon Hufeland zweymal ſehr gute Wirkung ſah. *Sect. II.* Aeltere Beobachtungen über die Anwendung der fixen Luft in der Lungenſucht. Mit vieler Beleſenheit ſind hier die Fälle geſammelt, da man ſie, entweder verſchluckt, oder eingeathmet, anwandte. Hier erfahren wir auch, daſs der einzige Kranke, der neuerlich dadurch in Deutſchland wirklich geheilt ſeyn ſollte, nämlich von Herrn Girtanner (ſ. Hufel. Journ.) *noch in demſelben Jahre zu Koburg geſtorben iſt.* Hoffentlich wird uns Hr. G. mittheilen, was er von der Art ſeines Todes erfahren hat. *Sect. III.* Beddoes Lehre von der Lungenſucht kurz dargeſtellt und geprüft. Hr. M. ſetzt ihr nicht unwichtige Zweifel entgegen, z. B. daſs auch Skorbutiſche an der Schwindſucht leiden, da ſie ſich doch nach B. Syſteme in dem gerade entgegengeſetzten Zuſtande befinden; daſs auf jeden Fall ſeine Kurart nur ſymptomatiſch ware, da ſie nur die jedesmalige Ueberfüllung mit Sauerſtoff, nicht aber die Urſache derſelben, fortnähme. (Gründlicher müſste ſich die Krankheit nach B. Syſteme wohl ſelbſt heilen, nämlich dadurch daſs ein Theil der Lungen unbrauchbar gemacht würde. — Es iſt Schade, daſs Hr. M. ſich nicht der 2ten Ausgabe (Briſtol, 1795.) bediente, in welcher B. manche ſeiner Behauptungen ſchon ſehr einſchränkt, z. B. als gewiſs annimmt, daſs die hochrothe Farbe des Blutes und der feſten Theile auch *ohne* Uebermaaſs an Sauerſtoff entſtehen könne. Hier finden ſich auch die ſchönen Verſuche von *Ingenhouſs*, da ihres Oberhäutchens beraubte Stellen im Sauerſtoffgas heftig, im Stickgas und Kohlenſaueren Gas faſt gar nicht ſchmerzten, welches den Nutzen dieſer und den Schaden jener Luftarten ſo gut erklärt, ohne die Hypotheſe von Ueberſauerung des Körpers nothwendig zu machen.) *Sect. IV.* Des Vf. Verſuche mit der fixen Luft. Vier andre Schwindſüchtige und einen Aſthmatiſchen lieſs er mehrere Wochen lang ſie athmen, aber ohne Nutzen. Er bediente ſich *Menzies* von *Girtannern* verbeſſerten Maſchine, die freylich noch immer die bequemſte iſt, bey kranken Lungen aber doch zuweilen Schwindel erregt, wenn man auch gemeine Luft durch ſie athmet. Die Kranken fühlten ſich nach dem Einathmen gemeiniglich freyer in der Bruſt, aber nur auf eine Viertelſtunde, der Puls wurde härter und etwas zuſammengezogen) aber auch durch Einathmen der *gemeinen* Luft durch dieſe Maſchine (die Wärme blieb gemeiniglich unverändert, ſo wie auch Farbe und Menge des Auswurfs, der Huſten wurde zuweilen danach ſtärker, gemeiniglich blieb aber auch er unverändert, die Schweiſse lieſsen einige Male nach, aber auch nur auf kurze Zeit; *wirkliche Beſſerung erfolgte bey Keinem.* Verſuche mit dem Luftgütemeſſer und mit Kalkwaſſer zeigten, daſs die von den Schwindſüchtigen ausgeathmete Luft mehr fixe und weniger dephlogiſtiſirte enthielt, hatten ſie aber die künſtliche Luft eingeathmet, ſo enthielt ſie wieder ausgeathmet doch nur ½ Luftſäure, da die gewöhnliche ſchon ⅓ enthält. — Bey den vielfachen Urſachen und Graden der Schwindſucht kann die fixe Luft natürlich nicht als Univerſalmittel dienen; als örtliches Mittel nimmt ſie der Vf. als nützlich an in der Schleimſchwindſucht von Reizloſigkeit der Lungen, nach geplatzter Vomica, bey Eiterung von äuſsern Urſachen, und um den Geſtank des Athems zu verbeſſern. Bey entzündlichem Zuſtande der Lungengeſchwüre hält er ſie für ſchädlich, (lieſs ſich aber wohl durch *Lalouette's* Verſuche irre leiten, ſie für zu reitzend zu halten.) Wendet man ſie auf reizbare Hautgeſchwüre an, ſo werden Entzündung und Schmerz freylich heftiger; dieſs wiederſpricht aber den obengenannten Verſuchen von Ingenhouſs gar nicht, macht auch das Einathmen der Luftſäure bey entzündlichem Zuſtande der Lungen nicht verdächtig. *Jede* Luft reizt das Geſchwür, deswegen muſs man, wenn Reizen nicht angezeigt iſt, ſie davon zu entfernen ſuchen; bey Lungengeſchwüren geht dieſs nicht (und hierin liegt der Hauptgrund ihrer Gefährlichkeit) deswegen muſs ſie nur des reizendſten Beſtandtheiles, des Sauerſtoffgas, wenig enthalten.) So lange man die Kranken nicht ohne Maſchine und lange ſolche Luft athmen laſſen kann, wie in den von Bedd. vorgeſchlagenen Zimmern, verdient *Wichmann's* Gedanke, ſolche Kranke nach der Schwefelhöle zu Pyrmont und ähnlichen Oertern zu ſchicken, befolgt zu werden.

J. Schulz hat eine Vignette beygefügt, die aber nicht paſslich gewählt iſt. Der Tod, dem man an dem in Verhältniſs des Kopfes ſehr kleinen Becken anſieht, daſs es *mors praematura* iſt, flieht nämlich vor der Reſpirationsmaſchine des Kranken, unter Hohngelächter ſeiner Aſſiſtenten. Als Spott paſst dieſs nicht zu dem ruhigen Forſchungsgeiſte des Vf., und als Ernſt kaum zu Beddoes erſter Schrift.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Robinsons: *An Inquiry into the nature and properties of Opium;* wherein the component principles, mode of operation and use or abuse in particular diseases are experimentally investigated and the opinions of former authors on these points impartially examined, by *Samuel Crumpe*, M. D. M. o. t. R. J. A. 1793. 300 S. Vorrede und Einleitung. 9 S.

Bey dem sich fast täglich noch mehrenden Vorrathe von Arzneymitteln weifs der Arzt in unsern Zeiten kaum, ob er dem Erfinder eines neuen Mittels, oder dem der ein längst bekanntes Mittel genau und zweckmäfsig untersucht und dessen Gebrauch und Wirkungsart mit möglichster Gewifsheit bestimmt, mehr danken solle. Das Opium ist ein so wichtiges Mittel, dafs es allerdings der Mühe lohnte, darüber zweckmäfsige und genaue Untersuchungen anzustellen. Zu diesen wurde der Vf., wie er in der Einleitung sagt, vorzüglich durch die Bemerkung veranlafst, welche er bald bey seinem Studium der Arzneykunde machte, dafs nämlich kein Mittel häufiger angewandt werde, mächtiger auf den Körper wirke, und demungeachtet seiner Natur nach weniger gekannt sey, als eben das Opium. Er gab sich Mühe die Meynungen der vorzüglichsten Schriftsteller über diesen Gegenstand zu vergleichen, da ihn aber auch diese über die Wahrheit ungewifs liefsen, so schlug er selbst den Weg eigner Untersuchung ein; ob er aber die Wahrheit so ganz durchaus in jeder Rücksicht gefunden habe, davon mögen die deutschen Aerzte aus Folgendem urtheilen. Kap. 1. *Naturgeschichte des Opiums.* Nach Hn. *Ker's* Erfahrungen werde das Opium gewöhnlich durch Ritzen der Samenkapseln des *Papaver somnifer.* gewonnen. Der Vf. versichert, dafs er aus *P. rhoeas* ein Opium gewonnen habe, welches dem orientalischen völlig gleich gewesen sey, und dafs man wahrscheinlich alle andere Mohnarten mit gleichem Erfolge benutzen könne? Die Stücken, welche aus dem Orient nach England kommen, wiegen von 4 Unzen bis 1 Pfund, sind oft mit Mohnblättern, aber öfter mit den Samenhülsen und Samen einiger Arten des Lapathum bedeckt. Nach *Ker* pflanzt man den Mohn in Ostindien 6 bis 8 Zoll von einander entfernt, und macht Wasserrinnen dazwischen, um die jungen Pflanzen reichlich zu wässern, bis sie 6 bis 8 Zoll hoch sind; dann werden sie mit Mist, Asche und salpeterhaltiger Erde gedüngt und kurz vor dem Blühen wieder gewässert. Die dunkelbraune Farbe komme von dem eisernen Geräthe, welches bey der Gewinnung des Opiums angewandt werde. Kap. 2. *Wirkung des Opiums auf den lebenden Körper.* Der Vf. sagt hier nichts Neues; äufserlich auf die Haut gebracht, traut er ihm nur sehr geringe Kräfte zu: er hatte eine starke Portion 18 Stunden lang um den Arm gebunden, und bemerkte nicht die geringste Veränderung danach. An empfindlichere Theile gebracht, bewirkte es immer im Anfange Reiz und Entzündung. Innerlich verhindere es die Ausscheidung der abgeschiedenen Flüssigkeiten. So werde die Urin- und Gallenblafse bey Thieren, welche viel Opium zu sich genommen haben, immer angefüllt gefunden. Die Ausdünstung und den Puls vermehre es immer. Beyspiele von der berauschenden Wirkung: unter andern aus *Russells*, *Chardins* und Baron *Totts* Schriften; letzterer beschreibt die Scenen der öffentlichen Häuser, wo ausschweifende Türken blofs zusammenkommen, um sich in Opium zu berauschen, lächerlich genug. Merkwürdig scheint Rec. Chardin's Erzählung, dafs die Perser, um sich zu tödten, ein Daumengrofses Stück Opium und gleich nachher ein Glas Weinessig hinunterschlucken, da doch sonst die Pflanzensäuren nur als Gegengifte bekannt sind. Kap. 3. *Analysis und Wirkung der verschiedenen Bestandtheile des Opiums.* Diese sind Harz, Gummi, etwas Salz (wie bey allen Pflanzenprodukten) und ein wenig, nämlich $\frac{1}{12}$, unauflösbare heterogene Subsianz. Das Verhältnifs des Harzes und Gummis sey beynahe gleich; das Harz enthalte den wirksamen Bestandtheil und etwas Zusammenziehendes, das Gummi den bittern Stoff, dieses zeigte zwar auch bey den Versuchen des Vf. an sich selbst, noch einige Wirksamkeit, welche er aber den noch anklebenden Harztheilchen, die man, aus angeführten Gründen, nie ganz davon scheiden könne, zuschreibt. Das destillirte Wasser vom Opium zeigte gar keine Kräfte. Mit Recht wird das Baumesche Extract getadelt, welches durch eine langwierige Digestion von drey Monaten bereitet wird. Der Vf. fand das Harz von doppelter Art: nämlich ein dünnes, welches schon in der Siedhitze verfliegt, (also eigentlich das wesentliche Oel) und ein dickeres. Eine Trennung der Bestandtheile zum Arzneygebrauche ist nicht anzurathen; denn der gummichte Bestandtheil macht das ganze mit unsern Säften mischbarer. Kap. 4. *Uebersicht der verschiedenen Meynungen von der Wirkungsart des Opiums.* Hier ist aufser den ältesten längst vergessenen Meynungen nur Cullens, Browns und Fontanas Meynung besonders erwähnt. Der Vf. führt alle die verschiedenen Meynungen auf drey Punkte zurück: 1) Wirkung durch Veränderung im Blute, 2) durch Beruhigung (*sedative power*) oder durch Reiz und Beruhigung verbunden, 3) durch Reiz allein. Kap. 5. *Meynungen derer, welche die Wirkung des Opiums*

in den veränderten Säften suchen. Der Vf. sucht in diesem Kapitel die Lebenskraft des Blutes zu widerlegen, wobey er aber zum Theil von sehr unrichtigen Principien ausgeht. Das einzige Zeichen des Lebens, sagt er, sey Bewegung auf angebrachte Reize?? — Die Häute der Blutgefäfse zeigen Empfindung, Schmerz und Bewegung, wenn man sie mit einem scharfen Instrumente reize; aber ein noch so scharfes Instrument werde, wenn man es durch das Blut dieses Gefäfses führe, weder Empfindung noch Bewegung darinn hervorbringen; deswegen soll das Blut keine Lebenskraft besitzen?? — Deutsche Aerzte werden damit die neuen Ideen über verschiedene Modification der Lebenskraft vergleichen, welche vorzüglich *Hufeland* bekannt gemacht hat. Er geht *Hunters* und *Carries* Gründe für die Vitalität oder Lebenskraft des Blutes einzeln durch; seine Gegengründe sind aber gar nicht hinreichend, um diese Lehre zu widerlegen, wenn auch die Gründe der beiden angeführten Schriftsteller nicht durchgehends gleich befriedigend für die Sache zeugen. Er widerlegt nun Fontanas Meynung über die Wirkungsart des Opiums. Gegen ihn und Haller behauptet er durch viele Versuche belehrt, dafs Thierherzen, in Auflösungen von Opium getaucht, die Reizbarkeit viel schneller als andre verloren, welche blofs in reines Wasser getaucht waren. Ferner unterband der Vf. alle Gefäfse eines Frosches in der Hüftengegend, spritzte nun wäfsrige Auflösung von Opium zwischen die Haut und die Muskeln der Schenkel ein, worauf dieses Thier, in wiederholten Versuchen, immer fünf bis sieben Stunden früher starb, als ein andres, welches eben so präparirt, aber nicht mit Opium behandelt, war. Kap. 6. *Uebrige Meynungen und Versuch, die wahre Wirkungsart zu erklären.* Zuerst über Nervenwirkung; der Vf. widerlegt die Meynung vom Nervensafte. Auch kein elektrisches Fluidum nimmt er an; denn dies werde sich nicht durch Unterbindung hemmen lassen. Er giebt selbst keine Erklärung über diesen Punkt. Darauf zeigt er nach *Browns* Grundsätzen, dafs der Körper mit Reizfähigkeit (*excitability*) begabt sey, dafs die Reize selbst verschiedene Grade der Dauer und Verbreitungsfähigkeit (*diffusibility*) besitzen, dafs die, welche sich am schnellsten verbreiten und am frühsten wieder aufhören, die gröfste indirecte Schwäche zurücklassen, und dafs auf diese Art also das Opium einzig und allein reizend wirke. Diese Wirkung sey bey dem Opium so schnell vorübergehend und doch so heftig, dafs daraus gleich nachher die gröfste Unempfindlichkeit gegen gewöhnliche Reize des thierischen Körpers entstehe, eben so wie ein Mensch, der einem starken Sonnenlichte ausgesetzt gewesen sey, und nun auf einmal in ein nur dämmerndes Licht komme, zuerst nichts sehe, oder wie ein Theil des Körpers aus einer Flüssigkeit, deren Temperatur 100° Fahrenheit war, in eine andre, welche nur bis zu 50 erwärmt ist, diese letzte Wärme nicht als solche, sondern als Kälte percipirt. Andre reizende Mittel haben eben die beruhigende Kraft wie das Opium, als Weingeist, flüchtiges Laugensalz, Elektricität. Versuche darüber an Fröschen, denen diese drey Mittel äufserlich angebracht in sehr kurzer Zeit alle Empfindung und Bewegung raubten. Nach dem Vf. liegt also die gröfsere betäubende Kraft des Opiums gegen die gleiche Kraft der geistigen Mittel, in der gröfsern Verbreitungsfähigkeit und dem schnellern Aufhören des Reizes, und hierinn liegt zugleich allein das neue der Theorie des Vf.; denn diese dem Weine ähnliche Wirkung des Opiums war ja längst vor ihm angenommen. Kap. 7. *Anwendung und Misbrauch des Opiums in verschiedenen Krankheiten* Zuerst von den verschiedenen Zubereitungen. Die Reinigung des Opiums sey unnöthig und nehme, wenn irgend ein beträchtlicher Wärmegrad dabey angewandt werde, zu viel von den wirksamen Bestandtheilen. Zu der *Tinct. theb.* sey rohes Opium am besten. Als Reizmittel solle man Opium in oft wiederholten kleinen Dosen, als besänftigendes Mittel eine starke Portion auf einmal geben. In allen anhaltenden Fiebern sey Opium angezeigt, sobald der entzündliche Zustand vorüber und Schwäche eingetreten sey. Ferner im Delirium; dies entstehe meist von Schwäche, erfodre gewifs nur sehr selten Aderlasse. Das Opium sey hier am hülfreichsten. Bey Diarrhöen, sobald die Entzündungsperiode des Fiebers vorbey sey. Auf gut englisch verwirft hier der Vf. die kritischen Durchfälle als blofs hypothetisch; es sey immer schwacher Puls dabey zugegen, sie entstehen blofs von Schwäche, man solle daher zusammenziehende Mittel mit dem Opium verbinden. Hievon wird Rec. sich nie überzeugen; denn wie oft hebt sich der Puls, wenn der schädliche Stoff durch die Diarrhoe ausgeführt ist, und wie viel Schaden würden in solchen Fällen zusammenziehende Mittel bewirken? — Der Fall, wo der Vf. einer Schwangern Opium und Wein gab, um das Delirium und nachher eintretende Flechsenspringen zu entfernen, ist wenig lehrreich; sie abortirte und Rec. glaubt aus den wenigen angeführten Symptomen, dafs Unreinigkeiten der ersten Wege da gewesen sind. In den intermittirenden Fiebern solle man nicht eine oder einige Stunden vor dem Anfalle, (den könne man überhaupt nicht einmal so genau bestimmen) sondern unmittelbar vor demselben Opium geben, wenn der Kranke die ersten Vorläufer des Fieberfrostes fühle, weil das Opium so schnell wirke. Im hitzigen Rheumatismus solle man Opium immer erst nach Blutausleerungen geben und zwar so, dafs es Schweifs hervorbringe; sonst nehme der Schmerz nur zu. In der Art des hitzigen Rheumatismus, welchen Skeete *acute rheumatism with irritability* nennt, wo ausser der entzündeten schmerzhaften Stelle der ganze übrige Körper sehr an Schwäche leide, sey Opium gleich angezeigt. Bey den zusammenfliefsenden Blattern empfiehlt der Vf. das Opium vorzüglich bey dem zweyten Fieber nach dem Ausbruche, auch bey dem hier erfolgenden Durchfalle; sollte dieser aber wohl so unbedingt Opium erfodern? — In den Masern diene Opium nur selten, der Husten lasse sich in der frühern Periode durch Aderlassen weit besser besänftigen, bey dem Durchfalle, der in den Masern gewöhnlich heilsam sey, müsse man das Opium nicht geben; dies ist gewifs bey den Blattern weit öfter der Fall als bey den Masern. Bey den passiven Blutflüssen sey es sehr angezeigt, vorzüglich bey Weibern nach der Geburt; hier können

doch

doch unendlich viele andre Urſachen vorhanden ſeyn, welche nichts weniger als Opium erfodern! — Bey der Ruhr empfiehlt der Vf. das Opium vorzüglich auf *Sydenhams* Autorität, man müſſe es nur in groſsen Doſen und ofter wiederholt geben als gewöhnlich geſchehe, wo man es nur des Abends, um Schlaf zu bewirken, anwende, und des Morgens, wenn nach beendigter Wirkung der Patient wieder an Schmerzen leide, oft ein reizendes Abführungsmittel, ſtatt des zu wiederholenden Opiums gebe. In Limerik ſey die Ruhr faſt endemiſch. Unſre neuen lehrreichen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſcheint der Vf. noch nicht zu kennen. Bey Koliken nur, wenn ſie krampfhaft ſeyen, und nachdem man die erſten Wege gereinigt habe, in der Gallenkolik müſſe man nicht zu lange mit dem Gebrauch des Opiums zaudern. Was hier von der Erregung neuer gallichter Unreinigkeiten durch zu öftere Brechmittel geſagt wird, billigt Rec. ſehr. Bey einer Cholera gab der Vf., da nichts die ſchrecklichen Ausleerungen hemmen wollte, 2 Drachm. Vitriolaether auf einmal? Die Zufälle wurden plötzlich beſſer. Das hätte Rec. nicht erwartet! Der Vf. wundert ſich, daſs nach einem Brechmittel in der Manie eine verhältnifsmäſsig weit geringere Gabe von Opium hinreichend ſey, als ohne Brechmittel. Rec. erklärt ſich das ſehr leicht, denn wenn die Wände des Magens durch Brechmittel von den anhängenden, bey Maniacis gewifs oft vorhandnen, zähen ſchleimigten oder andern Unreinigkeiten, befreyt ſind, ſo kann natürlich das Opium leichter auf die Nerven derſelben einwirken. Der Vf. habe auch gehört, daſs Opium vor dem Brechmittel die Wirkung deſſelben ſehr befördere. Die gute Wirkung, welche Michaelis dem Opium in ſtarken Doſen und ohne allen Queckſilbergebrauch bey der Luſtſeuche zuſchreibe, könne er nicht beurtheilen, glaube aber, daſs Queckſilber gehörig angewandt, eben ſo hülfreich und weniger ſchadlich vielleicht in ſeinen Folgen ſey.

MATHEMATIK.

Jena, in d. Crökerſchen Buchh.: *Theoretiſch-practiſcher Unterricht das Waſſer durch Röhrwerke zu leiten*, für Cameraliſten, Bau- und Brunnenmeiſter, wie auch Oekönomen auf dem Lande, abgefaſst von *Joh. Laurent. Jul. von Gerſtenbergck.* — Erſter Theil. 1795. 154 S. 8. nebſt 2 Kupfertaf. u. 37 S. Tabellen: Fallhöhe und zugehörige Geſchwindigkeit und Schwere von Waſſerſäulen betreffend.

Der Gegenſtand, den der Vf. hier zu behandeln anfängt, iſt bekanntlich für unſere Bedürfniſſe zu wichtig, als daſs nicht eine weitere gründlich und zweckmäſsig eingeleitete Verbreitung der hiezu gehörigen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe zu wünſchen wäre. Eigne Schriften hierüber hat man, ſo viel Rec. weifs, und der Gegenſtand ſelbſt mit ſich bringt, nur wenig, doch aber fehlt es nicht an Schriften, wo dieſer Gegenſtand beylaufig abgehandelt worden, und noch neuerlich iſt ſolches von Hn. *R. Langsdorf* und Hn. *H. Scheyer* auf eine dem Zwecke ihrer Schriften angemeſſene Art geſchehen. Indeſſen fehlt es uns doch noch an einem Buche, wo das theoretiſche und praktiſche der Unterſuchung und Leitung eines geſunden Trinkwaſſers auf eine gemeinfaſsliche und brauchbare Art ohne Einmengung überflüſsiger Sachen und zu weite Ausholung, vorgetragen iſt. Der Vf. hat dies zu leiſten *geſucht*. Er handelt daher in dem vor uns liegenden erſten oder theoretiſchen Theile: von der Natur des Waſſers, den verſchiedenen Arten deſſelben, den Waſſerproben und der chemiſchen Unterſuchung der Gewäſſer; dann von dem Drucke und der Bewegung des Waſſers beſonders durch Röhren. — Der 2te Theil ſoll hauptſächlich von den Waſſerleitungen durch Röhrwerke handeln, und dieſelben, ſofern ſie das Brunnenweſen betreffen, umſtändlich beſchreiben, wozu die Gründe ſich in dieſem erſten Theile vorfinden werden. Bey der Bewegung des Waſſers durch Röhren hat der Vf. vorzüglich auf Belidor Rückſicht genommen. Obgleich er andere Hydrauliker auch nicht ganz übergangen hat: ſo würde ihm doch Boſſuts Hydrodynamik, beſonders der zweyte Theil, ſo wie auch *Bnats Principes d'Hydraulique* oder Hn. Langsdorfs Lehrbuch der Hydraulik — zu ſeiner Abſicht ſehr dienlich geweſen ſeyn. Auch würde Rec. manches nicht mit beygebracht haben, was der Vf. umſtändlich ausführt, z. E. die Urſache der Flüſſigkeit; die Geſtalt der Elementartheile des Waſſers, ſo vieles über die Elaſticität des Waſſers u. ſ. w. Was vom freyen ſenkrechten Falle der Körper geſagt iſt, hätte ebenfalls wegbleiben, und vielmehr die S. 120 u. f. aufgeſtellten Grundlehren als Erfahrungsſätze vorgetragen und verſinnlicht werden können. — Doch dies benimmt der Brauchbarkeit des Buches nichts, beſonders wenn der 2te Theil bald und ſo praktiſch und gemeinverſtändlich ausgearbeitet erſcheint, als der Vf. dazu Hoffnung giebt. Doch wäre ſehr zu rathen, daſs die Kupfer zu dem 2ten Theile beſſer, als die zu dem erſten, geſtochen würden.

Mannheim, b. Schwan u. Göz: *Betrachtungen über den Conusſchnitt der Hyperbel*, analytiſch und geometriſch ausgeführt von *C. L. Schübler.* In drey Heften. 1793. 122 S. 8. 2 K.

Hr. *S.*, Senator in Heilbronn, iſt ein eifriger Liebhaber der Mathematik, der ſie nicht bloſs erlernt, ſondern der den erhaltenen Stoff ſelbſtthätig verarbeitet und ſich zu eigen macht. Daher hat ſein Vortrag etwas eigenthümliches, nicht ſelten in dem Ausdrucke befremdendes, ſogar in Abſicht auf das Grammatiſche. Seine Lebhaftigkeit macht, daſs er ſich immer an den Leſer wendet, da ſonſt ein Mathematiker bey der ſchriftlichen Darſtellung ſeiner Unterſuchungen ſich ganz zu iſoliren pflegt. Hr. *S.* erzählt, daſs bey ſeinem Selbſtſtudium der höhern Mathematik die Theorie der Kegelſchnitte ihn wohl über ein Jahr beſchäftigt habe, bis er ſie nach und nach ſo faſste, daſs er ſich ſelber ein Genüge leiſtete. Unzählige Zweifel und Bedenklichkeiten beunruhigten ihn, und hielten ihn auf. An mündlichen Beſprechungen in dieſem Fache fehlte es

es ihm gänzlich, weil die Liebhaberey an höherer (der höhern) Geometrie in seiner Gegend ganz fremd ist, wie in den meisten Gegenden von Deutschland. Hr. S. scheint den analytischen Weg zu früh betreten zu haben, und ist vielleicht auch anfangs kein geduldiger Lehrling gewesen. Rec. erinnert sich nicht, dafs ihm die Kegelschnitte bey dem Anfange seines mathematischen Studium Schwierigkeiten gemacht hätten. Aber er erlernte sie aus einem rein synthetischen Lehrbuche, nachdem er Euklidens Elemente sich geläufig gemacht hatte, ohne etwas von Algebra zu wissen, und giebt allen jungen Liebhabern der Mathematik den Rath, es eben so zu machen. Die analytische Methode läfst anfangs, wegen der Allgemeinheit der zum Grunde gelegten oder herausgebrachten Gleichungen, wegen der symbolischen Bezeichnung und Verbindung der Gröfsen, wegen ihrer algebraischen Relationen und wegen des Gebrauchs der trigonometrischen Gröfsen eine Dunkelheit. Zur Anwendung der Sätze von den Kegelschnitten in der Astronomie und sonst ist die analytisch-trigonometrische Darstellung vorzüglich brauchbar und gegenwärtig nothwendig.

Der Vf. zeigt zuerst, wie die Hyperbel durch den Schnitt eines gedoppelten Kegels entsteht, setzt aber ohne Beweis hin, dafs die entgegengesetzten Schnitte gleich und ähnlich sind. Dieses hat er erst in einem Anhange von einem halben Bogen, der 1794 ausgegeben ist, gewiesen. In dem dritten Hefte wird erst dargethan, was der Schnitt für eine Figur habe; hier springt der Vf. zu der Zeichnung in einer Ebene über, und nennt die entstandene Linie auch eine Hyperbel, ohne dafs der Leser belehrt wird, wie man auf diese Verzeichnung der vorher gefundenen krummen Linie kommen möge. So ist es auch der Fall bey der Verzeichnung mittelst der *Directionslinie* §. 10. Es wäre nöthig gewesen zu zeigen, wie diese aus der durch jene Verzeichnung gefundenen Gleichung fliefst. Man sieht auch gar nicht, was die Benennung zweyte Axe sagen will, da es in dem Mittelpunkte der Hyperbel keine Ordinate giebt. Die erstere Verzeichnung ist von der Eigenschaft der Hyperbel hergenommen, dafs der Unterschied der von den Brennpunkten an einen Punkt der Hyperbel gezogenen Linien der Entfernung der Brennpunkte gleich ist. Diese wird zur Erfindung einer Gleichung zwischen Abscissen auf der Hauptaxe und rechtwinklichten Ordinaten gebraucht. Hernach kommt der Vf. auf Asymptoten, Tangenten, Subtangenten, Normal- und Subnormallinien, entwickelt auch die Eigenschaften der conjugirten Diameter. Er zeigt hiebey guten Scharfsinn, möchte aber einem ersten Anfänger nicht verständlich genug seyn. Die Kupfer sind sehr schlecht und nachläfsig gezeichnet und gestochen. Die Hyperbeln in Fig. 2 u. 3. sehen aus wie Parabeln. Richtigkeit der Zeichnung für geometrische Untersuchungen mufs ja nicht vernachläfsigt werden. In Fig. 6 u. 7. fehlen Linien. Die Holzschnitte zu dem letzten Hefte mufs sich derjenige, der es lesen will, nothwendig zeichnen. Die Behauptung §. 30. am Ende ist ganz falsch, so wie ganze darauf gegründete Demonstration S. 148.; obgleich der Schlufssatz richtig ist. Der Beweis S. 116. 117. hätte besser abgefafst werden können. Durch einen Schreibfehler steht Z. 6. S. 117. länger statt kleiner. Es ist gar nicht erwiesen, dafs die Endpunkte der conjugirten Diameter in eine Hyperbel fallen. Diese sogenannten conjugirten Hyperbeln §. 49. scheinen ganz überflüssig zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. 1) *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Etwas uber den Nutzen und die Methode des geographischen Unterrichts fur Frauenzimmer*; nebst dem Plane eines eigenen Lehrbuchs fürs weibliche Geschlecht. Von *C. C. Dassel*, Lehrer an der königl. Töchterschule in Hannover. 1794. 3½ B. 8.

2) *Danzig*, b. Troschel: *Vorschläge zur Methodik in der Geographie fur Anfänger und Geübtere*. Ein Handbuch (?) für Lehrer in Bürgerschulen von *Carl Benjamin Schmidt*, des Pred. A. Cand. Mit den nothwendigsten (?) Charten und Zeichnungen. 1795. 3 B. 8.

Der Vf. von Nr. 1. glaubt, dafs die weibliche Bestimmung eine ganz andere Wahl und Folge geographischer Sachen erfodere, als die männliche. Um diese festzusetzen, sucht er vorher die Frage zu beantworten: was nützt Geographie dem Frauenzimmer? und auf was für Art und in wie weit kann diese Wissenschaft die Bestimmung des weiblichen Geschlechts befördern? Die Folge der Materien ist doch fast ganz dieselbe, wie sie Hr. *D.* in seinem frühern Vorschlag zu einer neuen Methode sowohl des schriftlichen als mündlichen geographischen Unterrichts angegeben hatte. Wozu also ein besonderes Lehrbuch fürs weibliche Geschlecht?

Nr. 2. ist in drey Abschnitte getheilt: Vergleichung, um Verwechslungen zu verhüten; Richtung, um sich die Lage und Entfernung einzuprägen; und vermischte Uebungen. Neben manchem, aber schon bekannten, Guten kommen viele unnütze Spielereyen vor, mit denen man nur die Zeit verschwenden würde. Der vielen Kupfer war die unbedeutende Schrift, die der Vf. zu stolz ein Handbuch für Lehrer nennt, gar nicht werth. Dafs er (S. VI.) den Aequator die *Mittagslinie* nennt, und (S. 16.) glaubt, dafs sich die Meridiane gegen die Pole hin *verkürzen*, sind für einen geographischen Schriftsteller arge Fehler.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Johannis drey Briefe, hebraismenfrey übersetzt und philosophisch erklärt von Eucharius Ferdinand Christian Oertel*, der Weltweisheit Doctor. 1795. 12 u. 158 S. gr. 8.

Der Vf., (jetzt Lehrer am Gymnasium zu *Ansbach*,) der schon durch seine *Christologie* und durch seinen *philosophischen Commentar über den Brief an die Römer* als ein talentvoller, aber auch als ein zu rasch absprechender Exegete bekannt ist, betritt auch hier in der Erklärung der Briefe Johannis eine ganz neue Bahn, und verwirft alle vorhergegangenen Uebersetzungen und Erklärungen dieser Briefe als unrichtig und untauglich. Seine Absicht ging also, nach der Vorrede, dahin, nicht nur eine ganz hebraismenfreye und lesbare Uebersetzung zu liefern, sondern auch die Erklärung nicht aus fremden Phantasien, sondern aus den eigenen Grundideen Johannis, und aus den allgemein anerkannten Religionsmeynungen des ersten christlichen Jahrhunderts selbst abzuleiten. Er verwirft daher *alle* Anspielung des Apostels auf gewisse *gnostische* Meynungen, und gründet seine Erklärungen blos auf die Lieblingsmeynungen der damaligen *Juden* und der jüdisch gesinnten Christen, von denen die Ideen des Apostels als passende Gegensätze anzusehen wären.

Nach diesem Plane steht nun die neue und freye *Uebersetzung* der 3 Briefe Johannis voran, deren jedem eine kurze Einleitung vorausgeschickt ist; darauf folgen die erklärenden *Anmerkungen*, und am Ende stehen noch drey Anhänge: 1) über 1 Joh. 5, 7. gegen *Hezel*; 2) summarische Uebersicht und Erklärung aller Johanneischen Briefstellen, die man sonst aus gnostischen, cerinthischen und andern Irrthümern erklärt hat; 3) Verzeichniss (und Erklärung) der vorzüglichsten Wörter und Redensarten des Grundtextes.

Da der Vf. hier eine *ganz neue* Bahn geöffnet, und den *einzig wahren Sinn* Johannis nach *ächt historischer* Erklärungsart (Vorr. S. 9.) gefunden zu haben glaubt, und überdies sehr absprechend und wegwerfend von den ältern exegetischen Versuchen urtheilt: so verdient wohl diese Schrift eine genauere Prüfung. Rec. verkennt gewiss nicht die Talente, die gelehrten Kenntnisse, und die feine Darstellungsgabe des Vf.; aber er kann weder den von ihm gefassten Gesichtspunkt der Briefe Johannis für den *einzigwahren* halten, noch seiner ganzen Erklärungsmanier beypflichten, und ausserdem muss er noch so manches andre, was ihm in dieser Schrift aufstiess, misbilligen. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass man sonst auf das Ansehen *Bruckers*, *Mosheims*, *Michaelis* u. a. nicht nur *zu viel* Anspielungen auf gnostische Irrthümer in dem ersten Briefe Johannis fand, die freylich der unbefangene Ausleger darinn nicht finden kann, sondern dass man auch den Johannes auf *solche* Gnostiker anspielen liess, auf die er *der Zeit nach* gar nicht anspielen konnte; aber es ist doch, auch nach den neuesten gelehrten Untersuchungen des Hn. Dr. *Paulus* in seiner *Historia Cerinthi*, eben so unläugbar, dass Johannes wirklich auf eine *damalige* Gnosis angespielt habe, wenn gleich nicht auf Cerinth. Der Vf. verwechselt nur *frühere* und *spätere* Gnosis, *jüdische* und *heidnische* Gnostiker. Eine schon zur Zeit der Apostel vorhandne falsche Gnosis ist nach so vielen Stellen des N. T. gar nicht zu läugnen, wenn man ihnen nicht den gröfsten Zwang anthun will: Paulus spricht ausdrücklich von einer ψευδωνυμος γνωσις, 1 Tim. 6, 20. Nur darf man nicht gerade an *Cerinth*, noch an die *vollständigen Systeme* der spätern Gnostiker, und überhaupt nicht an *heidnische* Gnosis denken; sondern vielmehr an eine *jüdische Gnosis* der *Essener* und *Therapeuten*, wodurch das Christenthum zur Zeit der Apostel verfälscht und untergraben wurde. Nach Rec. Meynung nahm also Johannes sowohl auf die *gemeinen* jüdischen Vorurtheile (woran der Vf. *ausschliessend* in diesen Briefen gedacht wissen will), als auch auf die *besondere* Secten-Philosophie (*Gnosis*) der Juden, die dem Christenthume so nachtheilig wurde, in seinen Schriften Rücksicht. An *diese* Vorstellungsart scheint der Vf. gar nicht gedacht zu haben, sonst hätte er sich so manche die Meynung des Rec. gar nicht treffende Polemik, und so viele gezwungene Erklärungen des Briefs sicher erspart. Auch ist die Meynung, dass in diesem Briefe, so wie in dem N. T. überhaupt, keine Anspielung auf gnostische Meynungen vorkomme, nichts weniger als neu; wie doch der Vf., nach der Vorrede, zu glauben scheint: schon längst hat dies *Ernesti*, und noch mehr *Tittmann* in seiner *bekannten* Abhandlung *de vestigiis Gnosticorum in N. T. frustra quaesitis* (Lips. 1773.) aus einem ähnlichen Misverstande behauptet. — Auf diese Hypothese, dass der erste Brief Johannis *blos* gegen die *gemeinen* Vorurtheile der *Juden*, und nicht gegen gewisse *besondere* Meynungen gerichtet sey, gründet sich nun die ganze neue Uebersetzung und Erklärung des Vf., und aus dieser unrichtigen Voraussetzung flos die willkührlichste und gezwungenste Deutung der Ausdrücke: *Finsterniss*, *Welt*, *Lust der Welt*, und so manche andre Verirrung in den Anmerkungen und in dem angehängten Clavis.

In der *Einleitung* zu dem ersten Briefe sagt der Vf. S. 3.: „Der Ausdruck *letzte Stunde*, 1 Joh. 2, 18. *kann durchaus von nichts anderem*, als vom *Ende der jü-*

diſchen Republik verſtanden werden." Warum ſoll denn εσχατη ωρα nicht die *letzten Zeiten der Welt* hier bedeuten? Das iſt ja doch die natürlichſte Erklärung. Man erwartete damals die feyerliche παρουσιαν Chriſti; die Zerſtörung des jüdiſchen Staats war freylich nach der Erwartung der Chriſten damit verbunden, aber die παρουσια der Chriſten wird nirgends darauf allein bezogen, wie der Vf. S. 4. meynt; dieſes iſt ja in neuern Zeiten von mehrern Gelehrten gezeigt worden. So bedeutet auch κοσμος gewiſs nicht ausſchlieſsend das Judenthum: es ſtehet dem Chriſtenthume überhaupt entgegen. — Wenn ferner der Vf. meynt, der Brief ſey *nur* an Judenchriſten gerichtet, ſo ſteht dies offenbar mit K. 5, 24. in Widerſpruch, wo die erſten Leſer vor dem *Götzendienſt* gewarnt werden: das bedurften gewiſs die Judenchriſten nicht; und mit dem Vf. S. 116. unter κοσμος den *Geiſt des Judenthums* zu verſtehen, iſt gegen allen Sprachgebrauch des N. T. Der Brief war wohl an gemiſchte Gemeinen in Kleinaſien gerichtet. Nicht wenig wunderte es uns, daſs der Vf. die alte lateiniſche Sage (kein Grieche hat ſie), der Brief ſey an die Parther geſchrieben, wieder aufwärmt. Dieſe Sage iſt bekanntlich entweder eine bloſse Vermuthung, oder gar, nach Semlern, aus einem Schreibfehler bey Auguſtin (*ad Parthos* für *adapertius*) entſtanden. — So fallen die neuen Hauptdata der Einleitung von ſelbſt weg. — Bey der Literatur S. 9. hätten doch auch Zachariä's Paraphraſe der katholiſchen Briefe, die ſich beſonders durch gute Anmerkungen auszeichnete, und Michaelis Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung des N. T. nicht übergangen werden ſollen. — Ueber die Kritik der Stelle 1 Joh. 5, 7. hätte man eigentlich nach dem Plane des Vf. keine beſondere Literatur erwartet, wie ſie S. 12—14. doch geliefert wird. Da aber nun einmal der Vf. auch dieſe aufführen wollte, ſo hätten doch die Bücher nicht bloſs zur Parade aufgeſtellt, ſondern beſtimmter nachgewieſen, und keine ſo groſsen Lücken gelaſſen werden ſollen. Wenn z. B. Semler's Ausg. der Weſtſteiniſchen Prolegomenorum angeführt wird, ſo verdiente Moſchens Erklärung der Sonntagsepiſteln; Götzens Vertheidigung der Complutenſiſchen Bibel, und vorzüglich *Schmidii hiſtoria et vindicatio canonis* noch weit mehr eine Stelle unter den Vertheidigern der Aechtheit der Stelle. Ferner wird unter dieſen der jüngere Bengel angeführt; aber des ältern berühmten Bengels wichtiger Excurs über die Stelle in ſeinem *adparatu critico* iſt ausgelaſſen. Und wenn Wagners Schrift gegen Michaelis noch eine Stelle verdiente, ſo gehörte auch Maſch hieher in der Vorrede zu ſeiner latein. Ueberſetz. der Abhandl. Benſons über d. St., ſo wie unter den Gegnern der Aechtheit Benſon ſelbſt. Wenn endlich von Literatur über die Stelle die Rede iſt, ſo hätte doch auch *Kettner's hiſtoria dicti Johannei* nicht ausgelaſſen werden ſollen. Ein ſonderbarer Einfall iſt es auch S. 14., Griesbachs neue kritiſche Ausgabe des N. T., woran noch gedruckt wird, ſchon in das J. 1795 zu ſetzen.

Die Ueberſetzung iſt ganz in Bahrdtiſcher Manier gearbeitet, und hat daher alle Tugenden, aber auch alle Fehler der Bahrdtiſchen Ueberſetzung: der Vf. folgte hier meiſt — ohne es freylich zu ſagen — Bahrdts neueſter Ueberſetzung des N. T. (Berlin 1783.) und der analytiſchen Erklärung der Briefe der Apoſtel (B. III. Berlin 1789.). Von einem ſolchen Muſter und von den eigenen Talenten des Vf. läſst ſich ſchon erwarten, daſs die Ueberſetzung frey und flieſsend ſey, und ſich ſehr gut leſen laſſe; wenn ſie nur auch zuverläſſig wäre! So ſehr aber auch der Vf. in der Vorrede verſichert, die wahren Grundideen des Apoſtels aufgeſucht, und den achthiſtoriſchen Sinn dargeſtellt zu haben; ſo wird doch jeder Unbefangene ſich bald vom Gegentheil überzeugen, wie ſchon ohnehin die falſche Hypotheſe, von welcher der Vf. ausgegangen iſt, und das aus ſeinen andern Schriften bekannte Syſtem des Vf. vermuthen läſst. Einige Beyſpiele, mit hin und wieder beygefügtem griechiſchen Texte, mögen dieſes Urtheil rechtfertigen. — K. I, 7. wird ſo überſetzt: „Wandeln wir aber wirklich im Lichte der Wahrheit „und Tugend, deren *hochſtes Ideal* Gott ſelbſt iſt (ὁ „αυτος εστιν εν τω Φωτι); nur dann können wir der wah„ren Vertrautſchaft mit Gott und Religion uns rüh„men, und der Ueberzeugung uns freuen, *daſs der ver„nünftige Glaube an den moraliſchen Zweck des Todes „Jeſu* uns von aller ſittlichen Verdorbenheit (nach der „Anmerkung S. 60. vom *jüdiſchen Wahnglauben an Ge„ſetz und Meſſias*) *noch* heilen werde (και τ. αιμα Ιησου „του υιου αυτου καθαριζει ημας απο πασης αμαρτιας). — „K. II, 1. 2. Hat jemand noch Aberglauben und Laſter „an ſich (εαν τις αμαρτη): ſo *komme er nur in die Tu„gendſchule unſers Jeſu*; den uns der Allvater *als das „Muſter der Weisheit und Tugend* zu unſerm *Beyſtande „gegeben* hat (παρακλητον εχομεν προς τ. πατερα" [der Vf. — oder vielmehr Bahrdt, dem der Vf. hier folgt, — muſs alſo wohl, um dieſen Sinn herauszubringen, ΠΑΡΑ πατρος geleſen haben; auf welche kritiſche Autorität wohl? Oder nach welchem Sprachgebrauche kann προς τ. πατερα heiſsen *vom Vater?*] Ιησ. χ. του δικαιου) „*Seine Lehre* hat *die beſeligende Kraft*, nicht nur unſere „(der Chriſten aus dem rohen Judenthume, vergl. S. „66.), ſondern der ganzen Welt Verdorbenheit (der „übrigen Juden und Heiden religiöſe Irrthümer und „Laſter *durch moraliſche Beſſerung*) wegzunehmen (ο „αυτος ιλασμος εστι περι των α' αρτιων ημων, κ. τ. λ.)." — Das heiſst nun freylich recht *philoſophiſch erklären*, und ſo hat der Vf. ſein Verſprechen auf dem Titel des Buchs redlich erfüllt; deſto weniger aber mochte dies den achthiſtoriſchen Sinn des Johannes darſtellen heiſsen (Vorr. S. 9). Der Apoſtel dachte in dieſen Stellen ſicher an jüdiſche *Sühnopfer*, und an einen Beyſtand bey Gott *im Himmel;* und hier muſs er ſich's gefallen laſſen, als ein moderner Philoſoph aufzutreten! Daſs doch ſo mancher neuer Exegete nicht die Ideen alter Schriftſteller, und unſere Philoſophie darüber, ſo wie über den von ihnen nach ihren Zeitbegriffen behandelten Gegenſtand unterſcheiden lernt! In der claſſiſchen Literatur würde man ſolche moderne exegetiſche Operationen ſehr lächerlich finden; aber die gute Bibel muſs ſich alles gefallen laſſen. — Eben ſo Bahrdtiſch muſs ſich auch die bekannte ſchwere Stelle 1 Joh. V, 6.

V, 6. von dem Vf. deuten laſſen, vergl. Anmerk. S. 104., ὕδωρ ſoll die Taufe Jeſu ſeyn, *in ſo fern* er ſich dadurch vor allem Volke *feyerlichſt verpflichtet habe, den gangbaren Grundſätzen des Judenthums zu entſagen*, und nur im reinern Lichte der Wahrheit und Tugend zu leben. Αἷμα bedeute die Hinrichtung Jeſu, in ſo fern er dadurch *das Judengeſetz für vernichtet erklärt*, und die Wahrheit ſeiner Lehre beſtätigt habe; und πνευμα ſey der *Geiſt der Religion Jeſu, der neue moraliſche Sinn*, welchen die Lehre Jeſu in dem Menſchen erweckt habe, die *groſſe moraliſche Reforme*, oder Umbildung der Menſchheit durch die Lehre Jeſu, ſo weit ſie ſchon damals gediehen ſey. Die letzten Worte: ὅτι τ. πνευμα ἐστιν ἡ ἀλήθεια, welche übrigens der Vf. ganz richtig von den vorhergehenden: καὶ τ. πνευμα ἐστι τ. μαρτυρουν, durch ein Colon abſondert, ſollen den Sinn haben: „Dieſer Geiſt der Religion Jeſu iſt die achteſte, „lauterſte, vernunftmäſsigſte und beſeligendeſte Wahrheit.“ Lauter ſchöne Deutungen; nur für den guten Johannes zu philoſophiſch! Den acht hiſtoriſchen Sinn muſs wohl Sprachgebrauch und Zuſammenhang geben. Nach v. 9. ſoll offenbar ſchon v. 6. eine μαρτυρια θεου enthalten ſeyn, daſs Jeſus der Meſſias ſey; folglich muſs man doch wohl unter ὑδωρ, αἷμα und πνευμα gewiſſe *Vehikel* (inſtrumenta) *des göttlichen Zeugniſſes* verſtehen: alſo unter ὑδωρ die Taufe Jeſu, *in ſo fern* dort die *Stimme Gottes* erſcholl: das iſt mein lieber Sohn etc.; unter αἷμα den Tod Jeſu, *in ſo fern* er von *wunderbaren Umſtänden* begleitet war, und unter πνευμα die *Wunderkraft Jeſu* (nicht der Apoſtel, wie andre wollen; denn alles bezieht ſich auf die Perſon Jeſu ſelbſt), in ſo fern *Gott* dadurch ſeine *Meſſiaswürde beſtätigte*. Πνευμα iſt ja ſo oft in den Evangelien die in Jeſu wirkſame Gotteskraft; und dieſe Wunderkraft iſt nach Johannis Urtheil ein ſicherer und unverwerflicher Beweis der Würde Jeſu (ὅτι τ. πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια). Dies iſt wohl nach den, auch aus ſeinem Evangelium bekannten, Lieblingsideen des Johannes der wahre Sinn der allerdings ſchweren Stelle: aber freylich ſo philoſophiſch iſt er nicht, wie der vom Vf. angegebene. Wer heiſst uns aber die Apoſtel, die als Juden philoſophirten, zu Philoſophen unſers Jahrzehends machen? Mag immerhin der philoſophiſche Theologe nur die Grundideen aus den Schriften der Apoſtel als Materialien zu einem philoſophiſchen Syſtem der Theologie für unſer Zeitalter ausheben, und nach der Zeitphiloſophie weiter ausbilden, wie dies ohnehin in jedem chriſtlichen Zeitalter geſchehen iſt, mag immerhin der Prediger nach ſeinen Zeitbedurfniſſen die Worte des Johannes nach der Manier des Vf. moraliſch deuten, und zu moraliſchen Zwecken anwenden; nur Exegeſe, nur Darſtellung deſſen, was der Schriftſteller wirklich bey ſeinen Worten gedacht hat, iſt dies gewiſs nicht: und zu dieſer hat ſich doch der Vf. in der Vorrede anheiſchig gemacht.

In den *Anmerkungen*, welche mehr Sach als Worterklärung enthalten, und ſich mehr auf die Gedanken, als auf die Sprache Johannis beziehen, zeigt der Vf. allerdings gute exegetiſche Kenntniſſe, Scharfblick und Eifer für reine Religion; aber er trägt auch darin, wie ſchon aus den oben bey der Kritik der Ueberſetzung anticipirten Erklärungen des Vf. erhellt, ſehr viel gewagtes, unerweisliches, und offenbar unrichtiges vor, und zwar alles, ganz in der Bahrdtiſchen Manier, mit dem Tone der völligen und entſchiednen Evidenz, wodurch freylich der Nichtkenner getäuſcht wird, alles für Orakelſprüche anzunehmen. Nicht nur gehören dahin alle die Anmerkungen und Erklärungen, die ſich auf den oben geprüften falſchen Geſichtspunkt des Vf. beziehen, ſondern auch ſo manche andere, wovon wir doch einige Beyſpiele als Belege unſers Urtheils anführen müſſen. K. III, 9. erklärt der Vf. τ. σπερμα αυτου (του Θεου) εν αυτω μενει: „der Saame der Religion *wurzelt* in ſeinem Herzen,“ da doch von einem ganz andern Saamen hier die Rede iſt, und der ganze Zuſammenhang auf das Bild der *Zeugung* hinweiſt. Denn vorher heiſst es: πας ὁ γεγεννημενος εκ του θεου ἁμαρτιαν ου ποιει; und ſogleich nachher: ου δυναται ἁμαρτανειν, ὁτι εκ τ. Θεου γεγεννηται. Alſo bezieht ſich offenbar der Satz darauf, daſs der rechtſchaffene Chriſt *göttlichen Sinn* hat, ſo wie der leibliche Sohn ſeine Abſtammung (das *Blut* ſeines Vaters ſagen wir, anſtatt daſs der Hebraer ſagte: den *Saamen* ſeines Vaters) nicht verläugnen kann. — K. IV, 1. δοκιμαζετε τα πνευματα ſoll heiſsen: prüfet die *Religionsgrundſätze*; denn πνευμα ſtehe oft für Geiſt der Religion, Religionsgrundſatz *alſo* im Plural. πνευματα, Religionsgrundſätze! Welche Hermeneutik! Müſſen uns nicht bey dieſer Stelle die διακρισεις πνευματων, 1 Cor. 12. 10. und die πνευματα πλανα 1 Tim. 4, 1. beyfallen? Die πνευματα ſind alſo offenbar die *Religionslehrer* ſelbſt, wahrſcheinlich *in ſo fern* ſie in ihren Lehren und Grundſatzen unter dem Einfluſs *guter oder böſer Geiſter* von der alten Welt gedacht wurden. — Von dieſen Anmerkungen des Vf. iſt der am Ende befindliche *Clavis* gleichſam ein kurzes Reſultat. Da nun jene von ſo willkührlichen Ideen ausgehen, ſo läſst ſich leicht ſchlieſſen, von welchem Gehalte dieſer ſeyn müſſe. Doch nur einige Proben daraus. Ελθων εν σαρκι, als moraliſcher Retter der Menſchheit ſchon aufgetreten. Ἱλασμος für ἱλαστης, Gutmacher, Austilger, περι της ἁμαρτιας, der ſittlichen Verdorbenheit. Σαρξ, Geiſt des Judenthums. — Ueberhaupt iſt der ganze Clavis im Geſchmack des *Bahrdtiſchen Lexicons* und *Regiſters* zum N. T. nach der dritten Ausgabe abgefaſst. Und ſo läſst ſich auch mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen, daſs in dem *griechiſch-deutſchen Wörterbuche* des N. T. *dogmatiſch* und *philoſophiſch bearbeitet*, das der Vf. am Schluſs der Vorrede verſpricht, das ſeichte Bahrdtiſche Lexicon weit mehr, als das gründliche Schleusneriſche benützt ſeyn werde.

Auf die Anmerkungen folgen noch *zwey Anhänge*. Der erſte verſpricht eine Kritik über die von Hn. Hezel behauptete Aechtheit der Stelle, 1 Joh. V, 7. Nach dieſer Aufſchrift ſollte man eine kritiſche Prüfung der Hezel'ſchen Meynung erwarten, die freylich nach Griesbach ziemlich überflüſſig geweſen wäre. So aber folgt nach einer kurzen Aufzählung der kritiſchen

Gründe gegen die Aechtheit der Stelle aus Griesbach's Ausgabe des N. T. nur eine, übrigens ganz gute, exegetische Prüfung und Widerlegung der von Hn. Hezel aufgestellten *Erklärung* des Abschnitts, und der daraus entlehnten Gründe für die Aechtheit der Stelle. — Der zweyte Anhang enthält eine summarische Uebersicht und Erklärung aller Johanneischen Briefstellen, die man sonst aus gnostischen, cerinthischen und andern Irrthümern erklärt hat. Der Vf. liefert hier kurze Resultate der vorher in den Anmerkungen gegebenen Erklärungen der Stellen, worinn man sonst Rücksicht auf die Gnosis gefunden hat. Befriedigen aber jene Anmerkungen nicht, so können auch diese Resultate nicht überzeugen; so gern man auch dem Vf. zugiebt, dass man sonst, wie es bey solchen Dingen zu gehen pflegt, *zu viel* Anspielungen auf die Gnosis bey Johannes gesucht habe.

Zum Beschluss noch eine kleine Herzenserleichterung, und eine angelegentliche Bitte an den Vf. aus wahrer Achtung für seine Talente (denn ohne diese würde sich Rec. gewiss nicht so lange bey dieser Schrift verweilt haben). Der anmassende, wegwerfende, egoistische Reformatorton, so ganz in der Manier des unglücklichen Bahrdt, den der Vf. in allen seinen Schriften anstimmt, macht gewiss auf jeden Leser von feinerem Gefühl einen sehr widrigen Eindruck, und bringt dem Vf. selbst weder Ehre noch Vortheil. Nur der Unwissende wird durch einen solchen Ton gewonnen, und nur der Leichtsinnige findet daran Vergnügen; dem gelehrten und gesetzten Manne hingegen dringt ein solcher imposanter oder gar frivoler Ton entweder ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken ab, oder erregt gar seinen gerechten Unwillen. Die Wahrheit gewinnt nur durch Gründe, nicht durch Machtsprüche. — Dahin gehört auch eine seyn sollende Kraftsprache des Vf., z. B. S. 10. der Ausdruck: *veranmerkungisiren*, und die eigene Manier, sich selbst in der *dritten* Person zu citiren, die so oft vorkommt; z. B. S. 58.: „Ueber diesen wichtigen Gegenstand (vom Zweck des Todes Jesu) hat sich ganz neuerlich *Oertel* in seiner Erklärung des Briefs an die Römer umständlich erklärt." — Möchte doch der wackere junge Mann, der sich durch gelehrte Thätigkeit und Talente so vortheilhaft auszeichnet, und noch so viel Gutes wirken kann, sich diesen unanständigen und beleidigenden Reformatorton, der ohnehin in unserm denkenden Zeitalter seine Absicht ganz verfehlen muss, ablegen, und dafür *bescheidene exegetische Versuche* liefern, die die gelehrte Welt gewiss mit Dank annehmen wird. Aber mit Bahrdtischer Witzeley, Seichtigkeit und Frivolität sind sicher keine Lorbern zu erringen.

Basel, b. Flick: *Die ganze Theologie der neuen Kirche* von *Emanuel Swedenborg*, nebst dem Anhange derselben, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen und Registern begleitet. 1795. Th. I. 916 S. Th. II. 904 S. Inh. Anh. und Reg. etwa 15 Bogen. 8.

Rec. würde dies Buch lieber in das Fach der *Geschichte*, als der *Theologie* setzen, nicht als wenn er glaubte, das letzte dadurch zu beschimpfen, indem ja wohl schon Unsinn genug in dies Bücherfach eingetragen, und noch täglich mehr einzutragen ist; sondern weil das Buch allerdings seine ganze literarische Merkwürdigkeit daher bekommt, dass es ein Actenstück zur Geschichte des menschlichen Verstandes in dem letzten Viertel unsers Jahrhunderts ist, und die Geistesgeburt eines Mannes ist, den viele Grosse unserer Zeit für einen überirrdischen Kopf ansahen, und der jetzt von einer vornehmlich in Schweden und in England sehr zahlreichen Parthey für den wahren und letzten Wiederhersteller der Kirche Gottes gehalten wird. Rec. glaubt aber auch seine ganze Pflicht erfüllt zu haben, wenn er die Existenz und Herkunft dieses Buchs vermeldet; denn über jede Beurtheilung erhaben werden die, welchen Swedenborg ein grosser Prophet ist, und keiner Beurtheilung würdig, die, welchen er ein Phantast ist, dies Werk halten; keinem Theil also dürfte das Urtheil, wie es auch ausfalle, gerecht seyn; Denen aber, die noch nicht mit Swedenborg, oder nicht mit dem Geiste der neuen Kirche, des himmlischen Jerusalems hinlänglich bekannt sind, wird gar leicht, wenn sie nach dieser Bekanntschaft trachten, eine bequemere und vollständigere Beschreibung des Charakters dieser Secte, als wir hier geben dürften, nachgewiesen werden können, oder wollen sie aus der Quelle schöpfen, so mögen sie das vorliegende Buch selbst lesen. Denn dasselbe begreift den Kern und Saft aller Weisheit, die in den lateinischen Schriften Swedenborgs eingewickelt lag. Die Hauptschrift war seine *Vera Christiana religio, continens universam theologiam Novae Ecclesiae a Domino apud Danielem* cap. VII, v. 13. 14. *et in Apocalypsi* cap. XXI, v. 1. 2. *praedictae.* (Amst. 1771. 4.) Sie war schon seit mehrern Jahren selten geworden, und man musste sich mit einer von den verschiedenen Uebersetzungen und Auszügen, die in deutscher, englischer und holländischer Sprache veranstaltet wurden, begnügen, wenn man von Swedenborg lernen, oder über ihn lachen wollte. Der gegenwärtige Uebers. hat nun aber alle diese Arbeit für das gesammte deutsch verstehende Publicum verdrängt. Er hat seinen Autor nicht nur lesbarer gemacht, sondern auch sein System völliger, als man es aus jener Schrift allein erkennen konnte, vorgelegt. Denn man findet hier Stellen und ganze Abhandlungen der übrigen Schriften Swedenborgs, die das, was im Hauptbuche nur berührt ist, weiter aus einandersetzen und erläutern, entweder an den Orten eingeschaltet, wo er sich darauf bezog, oder angehängt. Da er auch die Lehre *vom Ende der Welt, von der Vollendung der Zeit und dem letzten Gerichte* am Schlusse des Buchs nur obenhin entworfen, in einer besondern Schrift aber, die zu London 1780 unter dem Titel: *Coronis seu Appendix ad veram relig. Chr.* gedruckt ist, *in zweckmässiger Weitläuftigkeit* (so sagt der Uebers.) abgehandelt hatte, so ist auch diese als ein Anhang hinzugekommen,

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bristol, b. Belgie u. Rofser: *Considerations on the medicinal use and on the production of factitious airs.* Part. I By. *Thom. Beddoes* M. D. Part. II By *James Watt*, Engineer. Edit. 2 to which are added communications from Doctors *Carmichael, Darwin, Ewart, Ferriar* etc. 1795. 172 u. 40 S. 8. 5 Kupfertafeln.

Die erſte Auflage war in 4 Monaten vergriffen. Der Vf. trug in ihr auf Unterzeichnung zu einem mediciniſch-pneumatiſchen Inſtitute an, damit man die Verſuche durch Füllung ganzer Zimmer mit dieſen Luftarten, an kranken Thieren, als Pferden etc. im Groſsen anſtellen könnte. Zum Theil machte man dieſen Vorſchlag lächerlich, zum Theil erhob man ihn ſehr hoch in leeren Briefen; die unterzeichnete Summe beträgt bis jetzt etwa 600 Pf., und erſt wenn ſie bis auf 1500 Pf. geſtiegen iſt, ſoll, in Erwartung, daſs die übrigen Summen nachkommen werden, angefangen werden. Schon 1792 kamen aber *W.* und *J. Reynolds* und der W. A. *Tonge* mit B. dahin überein, daſs jeder ſich zu einer Summe von 200 Pf. verpflichtete, wofür die gehörigen Vorrichtungen veranſtaltet und die in dieſem Buche enthaltnen Verſuche angeſtellt wurden.

Th. I. *Verſuche, Vorſichtigkeitsregeln und Krankheitsfälle, den Arzneygebrauch der künſtlichen Luftarten und andrer neuer Mittel betreffend.* Uebermaaſs des Sauerſtoffgas in der einzuathmenden Luft bewirkt entzündliche Erhitzung und nach dem Tode findet man Entzündung und Brand, beſonders in der Lunge. Das Venenblut erſchien in mehrern Fällen nicht heller, gerann aber ſchneller, und die Muſkeln zeigten mehr Kraft, waren gekocht härter und ſaftloſer. Der Sauerſtoffgas geht alſo wahrſcheinlich nicht in die Venen über, ſondern wird in die Muſkelfaſern abgeſetzt. *Hunters* und *Heuſons* Bemerkung, daſs das Blut bey entſtehender Ohnmacht heller abfliefst und ſchneller gerinnt, paſst hiezu trefflich. — Verſuche beſtätigten eine von B. in ſeinem Briefe an *Darwin* geäuſserte Muthmaſsung, daſs Thiere im Waſſer ſpäter erſtickten, wenn man ſie vorher eine ſtärker mit Sauerſtoff verſetzte Luft hatte athmen laſſen; ſolche die vorher Waſſerſtoff geathmet hatten, wurden im Waſſer ſehr ſchnell bewegungslos, und erholten ſich ſehr ſchnell im Sauerſtoffgas. (Mit unter kommen wieder einige ſehr gewaltſam herbeygezogene Beweiſe vor, z. B. S. 23 wird die blaue Geſichtsfarbe der Erhenkten dem Mangel an Sauerſtoff zugeſchrieben! Die, aus der Bewegung leicht erklärbare Vermehrung der Engbrüſtigkeit in Fällen, wo wegen des widernatürlichen Baues des Herzens nicht alles Blut durch die Lungen geführt wurde, ſoll beweiſen, daſs ohne hinlänglichen Sauerſtoff die Muſkelbewegung ſehr ſchwach ſey!) Muſkelbewegung verzehrt den Sauerſtoff; deswegen ſtarben in eingeſperrter Luft diejenigen Thiere 7—22 Minuten früher, die vorher durch Jagen abgemattet waren, oder ſich während der Einſperrung heftig bewegten. — Mit Sauerſtoff überladene Thiere erfroren ſpäter. — In das Zellgewebe getriebenes Sauerſtoffgas ſchien munter zu machen; von Kohlenſtoffgas wurde viel eingeſogen, das Thier befand ſich aber dabey wohl; Salpeterſtoffgas, auf eben die Art eingebracht, tödtete mit Convulſionen in wenigen Minuten. — *Prieſtley's* Behauptung, daſs inflammable Luft eben ſo ſchnell tödte, als fixe, iſt nach vielen Verſuchen unrichtig; die letzte tödtet dreymal ſchneller als reines Waſſerſtoffgas und auch als Stickluft. (Da nach *Carminati's* u. a. Verſuchen die fixe Luft nicht durch Lungenkrampf tödtet, ſo iſt das Miſsverhältniſs zwiſchen ihrer und der Stickluft Tödtlichkeit in den Lungen und in dem Zellgewebe auffallend, und man muſs wohl glauben, daſs bey den obigen Verſuchen unreine Stickluft in das Zellgewebe getrieben worden iſt. — Das Venenblut der durch kohlenſaures Waſſerſtoffgas (welches Hr. B. nach *Watt* aus glühenden Kohlen und Waſſer bereitet, und zweymal durch Waſſer gehen laſst) getödteten Thiere war hellroth. — *Ingenhouſs* ſchrieb dem Vf., daſs die Schmerzen, die man an einer durch ein Blaſenpflaſter ihres Oberhäutchens beraubten Stelle bey Berührung der atmoſphäriſchen Luft fühlte, im Sauerſtoffgas ſehr zunehmen, im Stickgas oder kohlenſauern Gas hingegen ſehr abnehmen, oder ganz verſchwinden. B. fand es nach vielen Verſuchen richtig. Der Sauerſtoff iſt alſo der reizende Theil der Luft, und rother Präcipitat u. a. m., die man gegen ſkrophulöſe Geſchwüre anwendet, in denen die Lebenskraft zu ſchwach iſt, wirken wahrſcheinlich durch dieſen Stoff, den ſie in groſser Menge enthalten. Ein dortiger Pächter heilt die hartnäckigſten ſkrophuloſen Geſchwülſte und Geſchwüre durch aufgelegte *oxalis acetoſella*, die wahrſcheinlich auch auf dieſe Art wirkt. (Und der Nutzen, den eine ſolche Luft, die wenig von dieſem reizenden Beſtandtheile enthält, in Lungengeſchwüren äuſsert, wird groſstentheils auch hierauf beruhen.) Nun folgt eine Reihe zum Theil ſehr weitſchweifiger Briefe, die nach den Luftarten, welche man an Kranken verſuchte, einigermaſsen geordnet ſind. S. 55—81 Nachrichten von *durch Sauerſtoffgas bewirkten* (oder wenigſtens verſuchten) *Kuren.* Von Dr. *Thornton:* Ein Jahr alte, groſse, ſchlecht eiternde Fuſsgeſchwüre

schwüre, die ein Zehrfieber verursachten, wurden binnen 4 Wochen durch Einathmen des Sauerstoffgas völlig geheilt. (Aus einigen Umständen zu schliefsen waren sie gichtisch); skorbutische Flecke, Geschwüre und Blindheit eines Seemannes verloren sich nach vier monatlichen Gebrauche des Sauerstoffgas; 18jährige Lähmung eines Fufses mit einem schmerzhaften Geschwüre an demselben, welches *Pott* und *Sharp* fruchtlos behandelt hatten, binnen vier Wochen durch dasselbe geheilt; auch heftige Krämpfe wurden dadurch gehoben. — *Barr* behandelte ein Geschwür fruchtlos auf diese Art. — Dr. *Carmichael* erzählt eine Krankheitsgeschichte, die für ihn gewifs nicht rühmlich ist. Bey einer Amaurosis des einen Auges (die man den angegebenen Umständen nach für den Nachlafs eines apoplektischen Anfalles halten mufs) wandte er das Sauerstoffgas an, machte dadurch ein starkes Entzündungsfieber, zapfte Blut ab, liefs immerfort Sauerstoff athmen, zapfte wieder Blut ab, u. s. f. bis der Kranke bewegungslos wurde; da meynte er, es wäre doch wohl nicht rathsam, ferner Sauerstoff zu geben, und liefs ihn nun kohlensaures Wasserstoffgas athmen. Nach einigen Tagen bekam der Kranke den Schlagflufs. In solchen Händen wird jedes neue Arzneymittel gefahrlich. — Eine Amblyopie wurde während des Gebrauchs des Sauerstoffgas zur völligen Blindheit. Die chlorotischen Beschwerden bey mangelnder Menstruation verschwanden, die Menstruation stellte sich aber nicht ein. Dasselbe sah Dr. *Pearson*. Ein Asthma erleichterte *Thornton* durch Sauerstoffgas. Ein anderer Asthmatischer, der sich in vollgestopften Zimmern immer am besten befand, wurde durch Sauerstoffgas schlimmer, durch Wasserstoffgas besser. S. 81—103 *Fälle, in welchen man die nicht athembaren Luftarten gebrauchte.* Diejenigen Fälle, wo man die Schwindsucht wegen des plötzlichen Ausbruchs mit Blute vermischten Eiters etc. für eine wahre Lungenvereiterung halten kann, wurden durch Einathmen des Wasserstoffgas immer nur erleichtert, tödteten aber doch, z. B. 10 Fälle von *Darling*, 2 von *Carmichael*, 1 von *Ferriar*, 1 von *Garnet* etc.; und diejenigen, wo gänzliche Heilung dadurch schien bewirkt zu werden, sind alle von der Art, dafs man, wie *Ewart* bey einem solchen Falle selbst gesteht, nicht mit Gewifsheit behaupten kann, dafs es kein Lungenkatarrh war, z. B. eine Schwindsucht, die *Garnet* dadurch will geheilt haben, bey der aber nur 96 Pulsschläge in 1 Minute waren. — *James Watt* giebt (S. 103 f.) eine neue Erklärungsart der Heilkraft der künstlichen Luftarten. Sie sollen nämlich einen Theil der Körper, aus welchen sie bereitet sind, in der feinsten Zertheilung und Auflösung enthalten, als Eisen, Zinkkalk, Kohlen, Mittel die in Geschwüren örtlich nützten, und auf diese Art in die Lungen gebracht werden könnten. Diese Art wäre denn freylich besser, als die *Darwinsche* (S. 144) da man durch eine Staubbüchse, die B. auch verbessert abbildet, fein gepülverte Kohle, Bley, Zinkkalk, China in die eiternden Lungen hineinstäuben soll!! Mochten wir dafür doch gelernt haben, die Müller, Friseurs etc. vor solchen Staubwuchten zu schützen! — *Muthmafsungen, die wirksamen Heilmittel chemisch zu finden.* (S. 115 147) *Garnet* glaubt, dafs man durch innerlichen Gebrauch der Schwefelleber dem Körper der Sauerstoff entziehen könnte, selbst so sehr, dafs er skorbutisch würde. Als er an sich den Anfang der *florid consumption* mit Husten, Brustschmerzen etc. bemerkte, und seinen Körper durch vieles Gehen (welches doch viel Sauerstoff consumirt) bey hohem Barometerstande für übersäuert hielt, heilte er sich sehr schnell durch den Gebrauch der Schwefelleber (die er aber auch alle Stunden in Form eines Lungendampfbades nahm!) Eine Schwindsucht erleichterte sie doch blofs. Salivation vergeht nach der Schwefelleber in 1—2 Tagen (so geht es der Erfahrung nach auch nicht immer) weil der Wasserstoff sich mit dem Sauerstoff des ☿ zu Wasser verbindet, und der Schwefel mit dem ☿ dann den unwirksamen Mohr bildet. Auch die Bleykolik wurde dadurch geheilt, wahrscheinlich auf dieselbe Art. — *Sandford* macht aufmerksam (?) dafs die beym kalten Brande heilsamsten Umschläge *gährende* Breye sind. Von der trefflichen Wirkung des Kohlenpulvers in Geschwüren führt er viele Beweise an. Als Pulver eingestreut schmerzt es zu sehr, weswegen er es mit einem warmen Hafermehlbrey vermengt auflegt, täglich 1—2 mal. Wenn das Geschwür ein besseres Ansehen bekommen hat, wendet er ein Pulver aus China, Myrrhen, und Zinkblumen an (letztere wirken doch nach dieser Theorie der Kohle gerade entgegengesetzt.) Kohlenpulver ʒij mit *Syrup. rosar.* ʒij heilten Aphthen und faulichte Mundgeschwüre. — Dr. *Johnstone* schwankt mit seinem Zutrauen zwischen Kohlenpulver und Salpeter. Ersteres that zuweilen in Geschwüren und Faulfiebern gut, da aber Salpeter die Fäulnifs des (todten) Fleisches besser hemmt, als zweymal so viel Kohle, und Sauerstoff im Faulfieber doch heilsamer als Kohlensäure ist, so zieht er bey ihnen doch den Salpeter vor!! (Hoffentlich werden sich wenig Anhänger finden, die so sehr die Vernunft unter dem Glauben, die Erfahrung unter einer neuen Hypothese gefangen nahmen, dafs sie um des Sauerstoffs willen in diesen Krankheiten das schwächendste Mittel gäben, welches zugleich in ihnen so gefährliche Durchfälle leicht erregt.) Waschen mit Geist soll die Hitzblattern im Gesichte schnell vertreiben. Gegen ranziges Aufstofsen empfiehlt *Bed.* nach vielfältiger Erfahrung Kohlenpulver, etwa von Korkholz. — S. 147 u. d. f. kommt dann noch eine *Recapitulation mit einigen* bemerkenswerthen *Zusatzen*, worin der V. bedeutende Schritte von seinen bisherigen Glauben zurückgeht. Kohlensaures Wasserstoffgas färbt eingeathmet und auch aufser dem Körper das Blut heller. S. 156 sagt er: „da es gewifs ist, dafs das Blut und die festen „Theile ein höheres Roth bekommen können durch Ver„fachen, wobey kein Sauerstoff gegenwärtig ist, so „verlieren meine Muthmafsungen über die Beschaffenheit „des Körpers in einigen Fällen der Schwindsucht ihre „Stütze. Aber, *ob ich gleich nun nicht mehr glauben* „*kann, dafs die Röthe des Rachens bey Schwindsüchtigen* „*und andre analoge Erscheinungen Uebermaafs des Sauer*„*stoffs anzeigen*, so denke ich doch noch immer, dafs „Uebermafs dieses Stoffs Krankheiten verursachen „kann." Wer wird ihm nun nicht beystimmen? Auch

Digitized by Google

beym Skorbut hält er jetzt (S. 159) die Anwendung des Sauerſtoffgas für gefahrlich, weil dieſe Kranken häufig plötzlich ſterben, wenn ſie an freye Luft gebracht werden. — Daſs öfteres Einathmen des Sauerſtoffgas das Leben verlängere, wie B. will, glaubt Rec. nicht; was ſchnelles Leben bewirkt, bewirkt gewiſs kein langes. — Die Kur des Waſſerbruchs von einem ſpaniſchen Wundarzte, der nämlich Luft aus ſeiner Lunge in die Scheidenhöhle bläſt, gehört gar nicht hieher. Es iſt die Monro'ſche Operationsart; er läſst das Rohrchen liegen, und dieſs macht die Entzündung, ſo daſs die eingeblaſene, ihres Sauerſtoffs ſchon in den Lungen beraubte Luft gewiſs unnütz iſt. — Auch von ſeinen Erwartungen einer gründlichen Heilung der Schwindſucht durch dieſe Luftarten, läſst *Bed.* nach und nach ab, beſonders ſo lange man die Kranken nicht in mit denſelben ganz angefüllten Zimmern erhalten kann; es empört ihn aber, daſs man ſich ſo heftig einem Mittel widerſetzt, welches Huſten Fieber, Schweiſs und alle quälende und entkräftende Symptome ſo ſehr mindert, als der vielbeliebte Mohnſaft. „Die Sprache," ſchlieſst er, „hat keinen „Ausdruck; der ſchimpflich genug wäre, für ſolch ein „Betragen, welches alles Verächtliche und Haſſens„werthe der Trägheit, Unwiſſenheit, Beſchränktheit „des Verſtandes und Hartherzigkeit in ſich faſst. Hier „fodre ich alle meine Leſer auf, nachzudenken, und „ihre Meynung zum Bekanntmachen ſtets bereit zu „halten; denn obgleich kein Geſetz dieſes groſse Ver„brechen gegen die Menſchheit beſtrafen kann, ſo „kann doch das Richteramt der aufgeklärten Volks„ſtimme daſſelbe verhüten." *Bed.* hat erfahren, daſs jeder Schwärmer *für* eine Sache ſicher mehrere findet, die mit, wohl eben ſo ſehr zu tadelnder, Eiferſucht ſich *gegen* ſie ſtellen. Die Wiſſenſchaft hat aber gemeiniglich den Gewinn, durch dies Aufbrauſen ſchneller zu reinen Reſultaten zu kommen, und verdankt den verſpotteten Schwärmern jeder Art doch immer viel, ſollte es auch nur die *Ueberzeugung* von dem ſeyn, was man vorher mehr oder weniger blind *glaubte*.

Th. II. *Beſchreibung eines pneumatiſchen Apparates, nebſt Anweiſung, die künſtlichen Luftarten zu bereiten, von Jam. Watt.* Dieſe Abhandlung iſt bey dieſer 2ten Auflage viel verändert, aber ohne die dazu gehörigen Kupfer nicht verſtändlich. — *Watt* hat mit *Boulton* eine Fabrik dieſes Apparates angelegt, von welcher man z. B. den zur Privatpraxis mit Ofen, Blaſen u. ſ. w. für 10—11 Pf. bekommen kann.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weydmann: *Nützliches Wörterbuch ſolcher Wörter, die in der Ausſprache faſt gleichen Ton, aber eine verſchiedene Bedeutung haben, und oft verwechſelt werden.* Zur richtigen Belehrung in der Rechtſchreibung. Von *J. A. E. Goze.* 1794. 267 S. 8.

Hr. *J. A. Domdorf* ſagt in der Vorrede, er wiſſe nicht, ob der ſel. Göze dies Buch, ſo wie es hier iſt, dem Drucke würde übergeben haben, und geſteht der Vf. habe demſelben noch nicht die letzte Vollkommenheit gegeben; indeſſen finde er keinen Grund, es dem Publico vorzuenthalten u. ſ. w. Dies Verzeichniſs hat die Tugenden und Fehler ſeiner Brüder. Wer *Aale, Ahle* und *alle* nicht unterſcheiden kann, wird es durch die Formeln: wir haben *Aale* gefangen; mit der *Ahle* ſticht der Schuſter Löcher durchs Leder; *alle* Thiere im Walde ernähret Gott; ſchwerlich unterſcheiden lernen. Und wie viel hundert Wörter ſind nicht mit aufgezeichnet, die nie ein Menſch, und ſollte er ein Kind ſeyn, verwechſeln wird, z. B. *abbeiſſen* (wofür hier unrichtig *abbeiſen* ſteht) und *abbeizen, abblaſen* und *ablaſſen, abbringen* und *abdringen, Abel* und *Adel, aber* und *Haber, brüten* und *Braten.* Mit unter kommen auch Artikel, wie folgender, vor: „Adam, der „erſte Menſch; Adam ein Vornahme; Adam an einigen „Orten das Gefängniſs, *der* Carzer; Adam, der alte — „Bild der Erbſünde." An den Erklärungen iſt auch zuweilen viel auszuſetzen, z. B. *Biſchof*, der erſte Vorſteher eines Diſtricts; *Ceder*, ein *indianiſcher* Baum; *Fläche*, die Oberſeite einer Sache; *Köcher*, das Behältniſs, worinn die *Wilden* ihre Pfeile tragen; *Watte, geſtreifte* Baumwolle. Mit der eigentlichen Rechtſchreibung der Wörter kann man wohl zufrieden ſeyn. Beſonders macht es dem ſeligen Manne Ehre, daſs er von unnützen Unterſcheidungen nichts hält. Er kennt nur *mahlen, weiſs, wohl*, und läſst *malen, weis, wol*, wie billig, unerwähnt. Deſto mehr fiel uns der Unterſchied zwiſchen *Blaſſe* und *Bleſſe* auf, deren leizters ganz zu verbannen iſt.

Leipzig: *Rechtfertigung der Schreibart, Teutſch*, von *Chr. Gotthold Schocher*, Mag. d. Philoſ. u. Privatl. zu Leipzig. 1793. 4 B. u. 2 B. Tit. u. Vorr. (6 gr.)

Hr. *Sch.* iſt ein guter Declamator, der jedoch für ſein Fach etwas zu viel Begeiſterung zu zeigen ſcheint. Er will darüber ſchreiben, und ſeine Pränumeranten ſollen erlauben, daſs, eh er noch mit der Declamation ſelbſt erſcheint, er dieſe grammatiſche Abhandlung vorausſchicken dürfe. Noch hören wir nichts von Erſcheinung des Werks über die Declamation, und ſo ſollte man beynahe glauben, daſs ihr der Vorläufer geſchadet hätte, welches uns leid thun ſollte, da Kenner mit Hn. Sch's ausübender Declamation ganz ungemein, und mit ſeinen Grundſätzen wenigſtens im Allgemeinen ſehr zufrieden ſind. Faſt möchten wir daher rathen, von dieſer Schrift nur die Vorrede allein zu leſen, die ſich hauptſächlich mit der Declamation beſchäftigt. Gellert und Leſſing wünſchten ein Mittel die Declamation *anſchaulich* (anſchaulich) zu lehren, und zwar, wie wenigſtens Hr. Sch. glaubt, weil ſie ihren Gefühlen nicht trauen, den Rede keinen ſolchen Gang geben konnten, wo ein jeder Fuſstritt bezeichnet, und jeder Gedanke, jedes Glied, jeder Satz als beſtimmter Theil eines Ganzen da war. (Vermuthlich wünſchten ſie die declamatoriſche Zeichenkunſt nur, damit Unwiſſenden das Declamiren durch Zeichen erleichtert werden könnte.) Darinn wird Hn. *S.* wohl

ein jeder Recht geben, dafs man von einem Kunſtredner nicht verlangen müſſe, dafs er *prima viſta* declamiren ſolle. Wenn er hingegen behauptet, Gellert habe die herrlichſten Meiſterſtücke in Gradationen und Degradationen geliefert, *ohne zu wiſſen, dafs er ſie ſchrieb*, ſo möchte man ihm das ſchwerlich glauben. — Was die Schreibart *Teutſch* betrifft, ſo kämpft Hr. S. eigentlich gegen Gottſched, der ſich zur Vertheidigung der Schreibart *Deutſch* etwas ſonderbar auf die Ableitung, mit mehrerm Rechte aber auf die Ausſprache und den Schreibgebrauch berief, welcher letztere ſeitdem noch weit gemeiner geworden iſt. Gottſcheds Anhänger werden lächeln, wenn ſie ihren Erzvater beſchuldigt ſehen, er habe unter die von ihm genannten Länder, welche *Deutſch* und nicht *Teutſch* ſprechen, Städtenamen gemiſcht, da *Brandenburg*, *Lüneburg*, *Magdeburg*, *Halberſtadt* u. ſ. w. ja unſtreitig auch Namen von Ländern ſind. Gottſched hat unendlich viel Blöſsen gegeben; aber Hr. Sch. giebt ihrer nicht minder; z. B. wenn er S. 59 ſagt: „Hager, ebenfalls (wie Geſner) „ein *groſser* Schulmann, ſchreibt *nach Gewohn-*„*heit der Geſchicht- und Erdbeſchreiber* nicht von Deutſch-„land, ſondern von *Teutſchland*.“ Die unbeſchreiblich witzige Wendung S. 59 unten werden *die erſten Köpfe Teutſchlandes* die immer *Teutſch* fortſchrieben, mit Dank erkennen.

Frankfurt a. M., bey dem Vf.: *Praktiſche italiäniſche Grammatik*, wodurch man dieſe Sprache auf eine ganz neue und ſehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. Von *J. V. Meidinger*, Lehr. der franz. und ital. Sprache. 1796. 503 S. 8. (16 gr.)

Der Titel verſpricht viel, beſonders da eine gute praktiſche Anweiſung zur italiäniſchen Sprache noch in Deutſchland vermiſst wird. Wir wollen daher das Buch ein wenig näher beleuchten. Zuerſt findet Rec. die Definitionen, oder vielmehr Beſchreibungen der Redetheile ſonderbar genug. „Ein Hauptwort iſt (S. 10) ein Wort, vor das man im Deutſchen nur eins von den drey Geſchlechtswörtern, *der*, *die*, *das*, ſetzen kann, ein Beywort aber iſt das, welches ſie alle drey annimmt.“ Ohne das Unphiloſophiſche dieſes Satzes zu erwähnen, will Rec. den Vf. nur an die Subſtantive erinnern, welche in mehr als einem Geſchlechte üblich ſind, z. B. *der* und *das* Band, *die* und *der* Leiter u. ſ. w. auch an die Beywörter, welche als Subſtantive gebraucht werden können, z. B. *der Arme*, *die Arme* — *das Gras* u. ſ. w. Eben ſo ſeltſam werden die Arten der Zeitwörter erkläret, wovon wir nur einen Beweis anführen wollen. „Die ſich beziehende (beziehenden) Zeitwörter haben Bezug auf ſich ſelbſt, im Infinitivo *ſi* nach ſich, und durch alle Perſonen und Zeiten den Accuſativo von einem perſönlichen Fürwort.“ Welches Verbum hat je Bezug auf ſich ſelbſt? Und giebt es denn nicht *verba pronominalia*, welche den *Dativo* (um die ital. Terminologien des Vf. beyzubehalten) von einem (eines) perſönl. Fürwort verlangen, als *proporſi qualche coſa*? — Mit der Erklärung der Beygetalle ſieht es nicht beſſer aus. „Der *dativo* (heifst es S. 20) wird gebraucht wann man fragen kann *wenn? wo? woran? wohin?*“ Ganz in der alten Leyer der trivialen Grammatiken. Hätte der Vf. geſagt: die Präpoſ. *a*, welche die Bewegung zu einem Orte anzeigt, den Aufenthalt an den Gränzen und den unbeſtimmten Aufenthalt in oder auſser den Gränzen eines Dinges (zum Unterſchiede von *in*) deutet auch den Dativ an, weil bey ihm der *Terminus ad quid* oder eine Bewegung des Objekts (vermittelſt des handelnden Subjekts) zu einem andern Gegenſtande zum Grunde liegt — ſo würde er, ſtatt der dunkeln und ſchwankenden Partikeln, deren Stelle mehrere Präpoſitionen vertreten können, den ganzen Umfang des *a* deutlich gemacht und erſchöpft haben. Doch genug von dem Theoretiſchen des Buches. Das Praktiſche iſt brauchbarer, obgleich die Uebungen oft von der Art ſind, dafs ein geſchickter Lehrer leicht paſſendere und angenehmere wählen wird. Man findet auch darin Geſpräche, Briefe, Erzählungen und faſt ein halbes Lexicon.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Göſchen: *Ueber die Freyheit des menſchlichen Willens.* Eine philoſophiſche Abhandlung von M. *Chriſt. Friedr. Michaelis* Privatlehrer der Philoſophie zu Leipzig. 1794. 132 S. kl. 8. Dieſe kleine ſehr niedlich gedruckte Schrift iſt eigentlich die Ueberſetzung der Doctordiſputation des Vf. mit einigen als Anmerkungen hinzugefügten Zuſatzen. Die Frage: was iſt Freyheit des Willens, und iſt die Ueberzeugung von derſelben gegründet oder nicht? welche ihren Inhalt ausmacht, wird in dem erſten Theile hiſtoriſch, in dem zweyten philoſophiſch erörtert. In dem erſten zeigt der Vf. kurz, wie die natürliche (gemeine) Ueberzeugung von der Freyheit des Willens entſtehe, und wie dieſelbe in Zweifel übergehe. Neu iſt der Gedanke, dafs dieſe Zweifel durch das Gefühl der Reue und die Achtung für Sittlichkeit erregt würden, indem die Menſchen, um ſich der moraliſchen Zurechnung zu entziehen, ihre Zuflucht zu einer abſoluten Nothwendigkeit der Handlungen nähmen; aber gewifs hält er keine Prüfung aus. Dann werden die philoſophiſchen Syſteme aufgeführt, mit welchen die Freyheit nicht beſtehen kann. Der zweyte Theil iſt eine faſsliche Darſtellung der Reinholdiſchen Theorie von der Freyheit des Willens, bey der wir uns alſo nicht aufzuhalten brauchen. Am Schluſſe werden noch die vorzüglichſten neuen Schriften über dieſen Gegenſtand angezeigt und kurz beurtheilt. So ſehr auch die Schrift von den Talenten und den Kenntniſſen des Vf. zeugt, ſo hat ſie doch, das Intereſſe des Gegenſtandes abgerechnet, zu wenig Eigenthümliches, als dafs nicht die meiſten Leſer mit uns der Meynung ſeyn ſollten, der Vf. hätte eben nicht nöthig gehabt, ſeine Diſputation zu überſetzen. Unterdeſſen kann ſie doch nützlich für diejenigen ſeyn, welche Reinholds Ideen über die Freyheit in einer concentrirten und klaren Darſtellung kennen lernen wollen.

Druckfehler. Nro. 218. S. 127. Z. 29. 34. und S. 128. Z. 43. 44. 45. iſt ſtatt *Elbe* zu leſen *Elde*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZÜRICH: *Museum der Heilkunde*, herausgegeben von der Helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. 3. Band. 1795. 343 S. 8.

Memoire et Observation sur une Tumeur cancereuse à la tete avec carie de l'os pariétal; par Ricou. Ein sehr gut beschriebner, merkwürdiger Fall. Gegen welche Reize die *dura mater* unempfindlich bleibt, und dass ein Theil des Gehirns ohne Nachtheil kann verloren gehen, lieset man hier von neuem mit Erstaunen. *Observations sur le danger, qu'il y a de manger de la chair et de toucher des animaux péris de maladie contagieuse telle que le Quartier ou Charbon*, von *Demselben*. Aus den Reichenbachischen Papieren werden uns ferner Wahrnehmungen, das Ausziehen des grauen Staars betreffend, mitgetheilt. Eine Krankheit des Unterleibes bey einer Kindbetterin mit einem darauf folgenden Abscefs, der sich durch den Nabel ausleerte, von Dr. Sulser. Späte Verwicklung einer Lungenentzündung mit einem gallichten Faulfieber, von Dr. Wetter. Hr. Mieg liefert aus dem Munde eines nicht genannten Wundarztes eine Geschichte von einem exfoliirten und regenerirten Oberarmbein, als einen Beytrag zu einer Beobachtung im 1. Theil des Museums. Geschichte eines operirten Wasserbruches, von Dr. Aepli, verdient wegen einiger merkwürdiger Umstände gelesen zu werden. Plötzliche und gewaltsame Verrenkung des Schenkelkopfes auf und auswärts von Prof. *Mieg*. Einige medicinische Actenstücke, Personen, die von muthmäfslich wüthenden Hunden gebissen worden, betreffend, von Dr. *Elwert*. Lehrreich, um auf die höchstnöthige genaue Untersuchung, ob der beifsende Hund wirklich toll sey, aufmerksam zu machen, während dass man keine Maafsregel versäumt, die die Möglichkeit des Falles erfodert. Zu viel Gewicht scheint uns aber Hr. E. darauf zu legen, ob die Verletzung an sich bedeutend und den Speichelgängen nahe oder entfernt, oder der Biss durch die Kleidungsstücke abgestumpft worden sey, worauf es in keinem Fall durchaus ankommen kann, da das Gift immer durchzudringen vermag. Unter einer Aufschrift, die eine leicht zu beantwortende moralische Frage enthält, theilt Hr. Dr. *Wegelin* die Resultate seiner grofsen Erfahrung als Geburtshelfer mit. Das meiste Unglück ward dadurch veranlafst, dass er zu spät gerufen wurde. Die Geschichte eines zu Zeiten eintretenden Wahnsinns ist zur Consultation aufgenommen. Geschichte einer Zurückbeugung einer nicht schwangern Gebärmutter, sammt einem Mutterscheidenvorfall und anhaltender Harnverhaltung von *Büchele*. Von Demselben, Geschichte einer, durch eine Ansammlung von Schleim entstandnen, grofsen Ausdehnung der Kinnbackenhöle, mit einem Beytrag dazu von *Ammann*. Beobachtung einer gänzlichen Zurückhaltung des Urins, von Dr. *Obertauffer*. Man vermuthete einen Blasenstein als Ursache nach genauer Untersuchung, fand aber bey der Zergliederung am Halse der Blase, einen harten, einer mittelmäfsigen Birne an Gröfse und Gestalt ähnlichen Körper, von welchem die Harnröhre ganz eingeschlossen war, und der sich einen Zoll lang in dieselbe hinein erstreckte. Von den Gichtern der Kinder, von Dr. *Thuessinck* im Haag. Wann Kinder in Convulsionen liegen, so könne man sie augenblicklich stillen, wenn man den After einer Taube genau an den After des Kindes bringe. Die Convulsionen gehen so in die Taube über und tödten sie. Man hat oft mehrere Tauben nöthig, mufs aber, wie der Vf. zu verstehen giebt, keine zu alte und starke Tauben bey einem zu schwachen Kinde nehmen, weil, wenn die Taube den Convulsionen nicht erliegt, diese desto heftiger das Kind wieder befallen. Man könne hiermit aber nur Zeit gewinnen; denn gegen die Ursachen der Convulsionen vermöge dieses Verfahren nichts, und daher wäre das Wiedereintreten der Convulsionen damit nicht zu verhüten. Wir gestehen, dass wir uns berechtigt glauben, die völlige Richtigkeit dieser Versuche stark zu bezweifeln, ohne die Wahrheitsliebe des Vf. verdächtig zu finden. Da die Gesellschaft schweizerischer Aerzte unter ihrer Autorität diese sympathetische Cur ins Publicum gebracht hat, so liegt ihr die Verantwortlichkeit auf, ihre Wahrheit aufs Reine zu bringen. Im 54. Stücke des Reichsanzeigers von 1796 hat ein Arzt in Pforzheim, Hofrath Gyfzer, die Thatsache bestätigt. Hr. Dr. *Behrends* in Frankfurt am Mayn erzählt von einem Kaiserschnitt, durch den Zwillinge auf drey Tage Existenz bekamen. Die Mutter starb nach 26 Stunden. Zwey Beobachtungen von geheilten Lungenwunden von Dr. *Brunner*. Auch ein Beyspiel einer Lungenschwindsucht (besser: von Brustzufällen) hypochondrischen Ursprungs von Dr. *Gohl*. Geschichte eines brandigen Schenkeldarmbruches mit zurückgebliebner Kothfistel von *Mieg*. Vortrefflich erzählt, beurtheilt und geheilt. Der Zustand war durch die gröbste Mishandlung so arg geworden. Derselbe von einer *luxat. spontan. ossis femoris*. Nutzen der Blasenpflaster beym Blutbrechen, von Dr. *Toggenburger*. Beobachtung über die giftige Eigenschaft des Fischfettes, von Dr. *Thuessinck*. Die Miefsmuscheln erregen häufig giftige, wenn auch nicht tödtliche Wirkungen. Man hat bisher noch kein Merkmal ausfündig machen können, um die schädliche von den unschädlichen Mu-

ſcheln zu unterſcheiden; nur will man bemerkt haben, daſs wer die Eingeweide des Thieres nicht iſst, nie krank wird. Weit ſeltner ſind die Beyſpiele, wo von giftigen Auſtern dieſelben Zufälle entſtanden, welche aber dann immer bedeutender waren. Die Schaalthiere wirken aber nicht allein ſo. Im Haag entſtanden vor kurzem vom Genuſſe der Aſſeln heftige Krankheitszufalle, wie von einem Gifte. Es werden hier ferner Geſchichten aus holländiſchen Zeitſchriften geſammelt, von ähnlichen Folgen durch fetten Aal, durch das Fett der Eingeweide von geſalznen Heeringen, durch das Fett und die Eingeweide eines Pärſch. Man habe ſich alſo nur vor dem Fette und den Eingeweiden dieſer Fiſche zu hüten. Ueber den Nutzen der Saamen von der Baumwollenſtaude zur Vermehrung der Milch in den Brüſten, von Dr. *Reuſing* in Amſterdam. Die indianiſchen Frauen ſollen dieſen Gebrauch des *Sem. Goſſypii herbacei* ſehr gut kennen. Hr. *R.* lieſs ihn gelind röſten, zu gleichen Theilen mit Kaffee vermiſchen, und den Aufguſs davon trinken. Er ſahe deren Wirkung in 3 Fällen. Etwas über Pocken und Einimpfung, von Dr. *Thueſſinck*. Verſchluckte Pockenpuſteln könnten anſtecken, gegen Camper, mit einer Geſchichte aus einer holländiſchen Zeitſchrift belegt, die nichts beweiſet, denn die Anſteckung, welche ihnen zugeſchrieben wird, ſie habe nun zum erſten oder zweytenmal befallen, iſt viel wahrſcheinlicher von dem frühern Umgang mit Pockenkranken entſtanden, da, was hier als erſtes Zeichen der Einwirkung angenommen wird, ſich ſchon als viel ſpäter eintretende Erſcheinung, als erſtes Stadium der Pockenkrankheit charakteriſirt. Ueber den Nutzen warmer Umſchläge, der Bäder und einer ſtärkenden Diät bey rohen kryſtalliniſchen Blattern, auch in dem Zeitpunkt der Eiterung. Nachricht von Gaiſz und von dem daſelbſt üblichen Gebrauch der Ziegenmolken, von Dr. *Ernſt*. Dieſer im Canton Appenzell gelegne Marktflecken, wird ſeit einigen Jahren ſelbſt aus dem benachbarten Deutſchland häufiger, als ſonſt beſucht, ſo daſs man da oft an einer Tafel von 50 Gaſten ſpeiſet. Man geht von der Idee aus, daſs die Alpenpflanzen der Ziegenmilch wohlthätigere Beſtandtheile geben. Die Molken werden am untern Meſsmer, einem Berge 3 Stunden von Gaiſz, bereitet. Der Aufſatz giebt keinen mediciniſchen Aufſchluſs. Von einem Abſceſs unter dem *muſculus pſoas*, der einen glücklichen Ausgang hatte, von *Bodmer*. Krankengeſchichte eines Hypochondriſten von Dr. *Lindt*. Nur der ſchnelle Todt hat etwas auffallendes. In der ausgedehnten, einem mit Waſſer ausgefüllten Darm ähnlichen Gallenblaſe waren fünf Unzen einer halb durchſichtigen, den Molken gleichen, an Geſchmack ſäuerlichen Feuchtigkeit. Auch fand ſich ein 30 Gran ſchwerer Stein im *duct. cyſt.* am Orte der Vereinigung mit dem *duct. hepat.* — *De Aſphalti olei in phthiſi uſu Obſervationum Triga.* Auct. *Siebold*. Denkmal dem verſtorbnen Am Stein geſtiftet vom Hofr. *Aepli* und Altrath *Scherb*. Erfüllt mit Liebe und Achtung für den unter ſehr widrigen Umſtänden ſich erhebenden Am Stein. Aber ob 116 S. dieſes Muſeums, das ſeines praktiſchen Inhalts wegen nur gekauft wird, nicht zweckmäſsiger angefüllt werden konnten, als mit dieſen Materialien zu einer Lebensbeſchreibung, welche wir gern Schlichtegrolls Nekrolog beſtimmt geſehen hätten, geben wir Hn. Rahn zu überlegen.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Phyſiologiſche und pathologiſche Zeichenlehre*, zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen, von D. *Chriſt. Gottfr. Gruner*, — zu Jena. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 1794. 330 S. 8.

Wer dieſes Werk mit dem lateiniſchen vergleicht, welches der Vf. ſchon vor 20 Jahren über dieſelbe Materie geſchrieben hat, der darf ſich nicht wundern, das lateiniſche 687 S. ſtark, und dieſe jetzige Ausgabe nur von 330 zu finden; was es an Seitenzahl verloren, hat es an innerm Gehalte gewonnen, indem nämlich das entbehrliche, mehr gelehrte als praktiſch brauchbare, z. E. die Zeichenlehre der Chineſen aus dem *Cleyer* etc. hier weggelaſſen, und das Ganze dadurch der Vollkommenheit immer näher gebracht worden. Von einem Compendium erlaubt inzwiſchen die A. L. Z. keinen langen Auszug, wenn nicht etwa grobe Irthümer zu rügen ſind; wir dürfen alſo nur im allgemeinen erinnern, daſs Hr. *G.* alles, was bisher nützliches geſagt war, auf das glücklichſte geordnet hat, und überhaupt ſeine Vorgänger übertrifft. Wie mangelhaft jedoch dieſe Wiſſenſchaft überhaupt, wie ſchwankend, und relativ das meiſte darinn vorgetragene noch ſey, das iſt eine Klage, in welche wohl alle andre Aerzte mit Hn. *Gr.* einſtimmen werden, und noch gewiſſer werden ſie den Wunſch mit ihm hegen, daſs die Aerzte ſich vereinigen, und an die ſpecielle Semiotik denken möchten. Denn in der That giebt es hier doch ſelten etwas allgemeines, auf alle Fälle paſſendes, was nicht in unzähligen eine Einſchränkung erfoderte, oder erſt durch das Individuelle bey dieſem oder jenem Kranken beſonders beſtimmt würde. Was in den neueſten Zeiten über *Diagnoſtik* geſchrieben wird, bringt uns hoffentlich der Erfüllung jenes Wunſches allmählich näher, und muſs gleichſam als ein neuer Zweig der Arzneywiſſenſchaft angeſehen werden, dem die aufmerkſame Pflege erfahrner Aerzte und genauer Beobachter zu wünſchen iſt, da er ungleich mehr, und genieſsbarere Früchte verſpricht, als der ſo ſehr dürre Zweig der allgemeinen Semiotik. Es dürfte übrigens den Leſern vielleicht auffallen, wenn ſie finden, daſs der Vf. S. 263. die *Bösartigkeit* als ein Zeichen aufführt, da ſie vielmehr erſt die Zeichen aufſuchen, um Bösartigkeit herauszubringen; man würde ja mit eben ſo groſsem Rechte auch Gefahr als ein Zeichen annehmen müſſen, und nicht erſt Zeichen ſammeln, um Gefahr zu entdecken! Nicht weniger muſs es befremden, obgleich manchen Schwindſüchtigen ſehr erfreulich ſeyn, wenn man S. 288. bemerkt, daſs *hole Zähne vor Lungenſucht verwahren*. Doch, wie geſagt, für eine detaillirte Beurtheilung eines Compendii fehlt hier der Raum; und man muſs auch nicht von einem einzigen Arzte erwarten, daſs er eine ganze Wiſſenſchaft, zumal eine ſolche, wie die allgemeine

Zei-

Zeichenlehre, durchaus verbeſſern, oder aus ſeiner Erfahrung allein bereichern, und alles irrige entdecken ſolle. Wenn nur alle Nachfolger von Hn. *Gr.* immer in demſelben Verhältniſſe mehr, oder eben ſo viel leiſten, ſo gewinnt die Wiſſenſchaft ſchon genug. Bey der bekannten groſsen Beleſenheit, die er auch hier bey jedem Kapitel nützlich angebracht hat, vermiſst man doch *Klein's* brauchbaren *Interpres clinicus* und *Tiſſot's* Ausgabe von *Vater*. Auch ſcheint der Vf. nicht dringend genug überhaupt erinnert zu haben, dafs man nie aus einem einzigen Zeichen allein, ſelbſt dem ſchlimmſten, ſchlieſsen, ſondern mehrere zuſammen nehmen müſſe, ob er es gleich in der Einleitung berührt.

PHILOLOGIE.

Zürich u. Leipzig, b. Ziegler u. Söhnen: *Muſeum für die griechiſche und römiſche Litteratur.* Herausgegeben von *Carl Phil. Conz.* II. St. 200 S. III. St. 132 S. 1795. gr. 8. (1 Rthlr. 1 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortſetzung einer Zeitſchrift an, die mit Kraft und Eifer für die gute Sache der humaniſtiſchen Studien in dem höhern Sinne, wie er im erſten Aufſatze des 2ten Stücks entwickelt wird, arbeitet. In dieſem Aufſatze werden nämlich die Ausdrücke: *artes liberales* und *humaniores*, von den ſchönen Redekünſten gebraucht, theils nach den Alten, theils nach Kants Kritik der Urtheilskraft erläutert. *Freye Künſte* heifsen ſie, weil die Beſchäftigung mit ihnen ein freyes Spiel des Geiſtes gewährt; weil ſie ſich auf ein freyes, abſichtloſes, uneigennütziges Gefühl des Schönen gründen; weil in Rückſicht auf die Vermögen der Seele, die dabey wirkſam ſind, die meiſte Freyheit bey ihnen anzutreffen iſt, endlich weil ſie die Seele frey machen von der Eingeſchränktheit der Begriffe und der Knechtſchaft niedriger Neigungen und Begierden; *Humaniora* heifsen ſie, weil die ſchönen Künſte Nahrung von der Geſelligkeit (worinn nach Kant die Humanität beſteht) ziehen und hinwiederum den Anbau der Geſelligkeit und Humanität befördern (nicht auch, weil ſie ein Erzeugniſs höherer, blofs menſchlicher Vermögen ſind?). — *Bemerkungen über die hiſtoriſche Kunſt der Alten*, ein anziehendes Gemälde des hiſtoriſchen Charakters und Plans des Herodot, Thucydides und Tacitus. (Bey der Würdigung des Herodot würden Böttigers Abhandlungen *de Herodoti hiſtoria ad carminis epici indolem propius accedente* gute Dienſte geleiſtet haben.) Im 3. St. *Ueber die Satire der Römer und über Juvenal*, ein des Dankes werther Beytrag zur Aufklärung dieſer Dichtart, um die ſich neulich die Hn. Eichſtadt und König vorzügliche Verdienſte erworben haben. Der Aufſatz mit der Ueberſchrift: *die Erinnyen* führt die Idee aus, dafs unter der Fabelhülle jener ſtrafenden Gottheiten die hypoſtaſirten Wirkungen des böſen Gewiſſens zu verſtehen ſind. Ueber die Vorſtellungen der alten Kunſt von den Furien, hätte der Vf. ſeine Abhandlung aus *Heeren* über ein altes Relief im vaticaniſchen Muſeum in Bibl. d. a. Literatur St. 3. bereichern können. Alle übrigen Abhandlungen in beiden Stücken ſind (durchaus fleifsig gearbeitete) Ueberſetzungen, Auszüge, Bearbeitungen nach den Alten. Ueberſetzungen: der Beſchluſs von Cicero's 1. B. der Tusculan.; Ariſtoteles über die Dichtkunſt, die Hälfte; Tacitus Geſchichte der piſoniſchen Verſchwörung; Juvenals 7. Satire; Quinctilian B. 10. von der Nachahmung oder Nachfolge. Auszüge in der Ueberſetzung aus Polybius B. 6. und aus Ariſtoteles Ethik über die verſchiednen Regierungsformen kommen in einer Abhandlung vor, die unter dem Titel: *Politiſche Meynungen der Alten* angelegt iſt und fortgeſetzt werden wird. Autonius und Cleopatra iſt eine freye Bearbeitung nach dem Plutarch. Die meiſten Abhandlungen ſind von dem Herausgeber; unter den Mitarbeitern ſind nur Prof. Drück als Ueberſetzer des Cicero und Prof. Buhle als Ueberſetzer von Ariſtoteles Dichtkunſt genannt. Auf griechiſche Schrift mufs die Druckerey, welche dieſes Muſeum beſorgt, nicht eingerichtet ſeyn: denn die griechiſchen Stellen ſind erbärmlich verhunzt. Der Herausgeber wird hoffentlich darauf Bedacht nehmen, dieſem Uebelſtande künftig abzuhelfen.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Teatro, o ſia Scelta di Drammi facili, ad uſo de' giovani ſtudioſi della lingua italiana, di Giov. Enrico Emmert*, Dott. e Prof. 1794. 264 S. 8.

Für Anfänger im Italieniſchen wird dieſe Sammlung leichter Dramen von groſsem Nutzen ſeyn, indem ſie ihnen nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewähren, ſondern ſie auch vorbereiten dürften, die Schauſpiele eines *Gozzi*, *Goldoni* u. a., ohne viele Schwierigkeit zu verſtehen. Beſonders empfehlen wir ſie denen, welche einen Vorſchmack von der Umgangsſprache dieſer Nation zu haben wünſchen, und rathen ihnen, nachher die von *Fraporta* gemachte Auswahl der Goldoniſchen Comödien zu leſen, in welcher das ſchlechte Italieniſche der Bedienten, Harlekins, und überhaupt die Provinzialiſmen des Originals in die toskaniſche Sprache überſetzt worden ſind. Die vor uns liegenden ſechs Stücke haben alle nur einen Act, und ſind betitelt: *l'Orgoglio umiliato, l'Incendio, la Vanità punita, il Ginoco della cieca, la Fanciulla che ſpigola*, und *il Sonatorello di violino*. Schade, dafs noch weit mehr Druckfehler darinn vorkommen, als der Herausg. angezeigt hat. Auch iſt die Interpunktion oft fehlerhaft, und man ſtöſst nicht ſelten auf Wörter, welche die Probe des ächt Toskaniſchen nicht aushalten. Statt der abweichenden Formen der Zeitwörter, die freylich bey manchen italieniſchen Schriftſtellern gefunden werden, beſonders im *Boccaccio* und in Poeſien, hätten, dem Anfänger zum Beſten, die gewöhnlichen Formen gewählt, oder doch zum wenigſten unter den Text geſetzt werden ſollen; z. B. *andò* für *andiede*, *ci è* oder *vi è* für *havvi*, *vuole* für *vnò*, u. ſ. w.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Weimar, in Comm. im priv. Induſtrie-Comtoir: *A B C des Zeichners*, von *G. M. Kraus*. 2te Aufl. 1796. 16 S. 8. m. X Kupfert. (8 gr.)

LEIPZIG, b. Kayen: *Nöthigſte Anweiſung in der Zeichenkunſt, wie die Theile des Menſchen durch geometriſche Regeln und nach dem vollkommenſten Ebenmaſſe ganz leicht zu zeichnen, zuſammen zu ſetzen, und die Geſtalt eines Ganzen vorzuſtellen.* 3te Aufl. 1795. 144 S. 8. m. K. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, in der Andräiſchen Buchh.: *Bemerkungen über eine neue Geburtszange*, von D. *Johann Georg Klees*, mit einer Kupfertafel. 36 S. kl. 8. — Hr. *K.*, der ſich den Geburtshelfern ſchon durch die Erfindung eines Kopfbohrers bekannt gemacht hat, beſchreibt hier eine von Hn. Prof. *Mulder* zu Leeuwarden in Friesland erfundene Geburtszange, und liefert einen Umriſs davon in ihrer ganzen Gröſse. Die Beſchreibung fängt an: „In den ältern Zeiten (in welchen?) wurde die Gegenwart bey gebährenden Weibern nur allein dem weiblichen, *keines wegs* aber dem *männlichen* Geſchlechte verſtattet.“ Man darf eben nicht weit in der Geſchichte gekommen ſeyn, um zu wiſſen, daſs dies eine Unwahrheit iſt. Der zweyte Paragraph widerlegt ſchon den erſtern. „In Athen, heiſst es dort, gab es zuerſt Männer, welche, auf dem Wege des Studiums der Natur und einer beſſern Erfahrung geleitet, ſich dieſes Theils der Arzneykunde beſonders befliſſen etc. Dieſe Männer waren alſo doch bey Gebärenden zugegen. Alles was von der Geſchichte der Entbindungskunſt angeführt wird — zeugt von einer gänzlichen Unbekanntſchaft des Hn. D. *Klees* mit derſelben, z. B. noch: die erſte männliche Geburtshülfe habe allein in Anwendung innerlicher Arzneyen und der Hülfe mit den Händen beſtanden. Und doch hatten die Griechen auſser den innerlichen, ſo viele äuſserliche Mittel, z. B. eine Menge reizender, Wehen erregender und Geburt befördernder Peſſarien, Salben u. dgl. — Ferner: von der Entſtehung des erſten Geburtswerkzeugs an habe man ſolche in unglaublicher Menge erfunden. Es iſt hier nur von der Erfindung in altern Zeiten die Rede; und da iſt uns eben keine unglaubliche Menge davon bekannt; und die Entſtehung des erſten Werkzeugs weiſs niemand. Anfänglich ſollen *alle* dieſe Werkzeuge ſcharf geweſen ſeyn, und auf Verringerung der Gröſse des Kindes abgezweckt haben. Auch dies iſt unwahr. Die Reductionsinſtrumente der Alten waren nicht ſcharf, und ſie hatten auch ſtumpfe Hacken. Nachher ſey man auf den Gedanken gekommen, die Gröſse des Kopfes ohne Gefahr für das Leben des Kindes nur in etwas zu vermindern, und *Jakob Ruff*, ein deutſcher Wundarzt, habe zuerſt eine Zange bekannt gemacht, welche dieſe Eigenſchaften haben ſollte. Zwey Unwahrheiten. Jac. Rüff war kein Deutſcher, ſondern ein Schweizer; und ſeine Zangen waren nicht zum Ausziehen lebender Kinder beſtimmt, ſondern todter. Die eine Zange war eine, offenbar zum Ausziehen der Blaſenſteine beſtimmte Zange (Rüff war Steinſchneider), die andere eine Zahnzange, „womit, wie er ſelbſt ſagt, die Scherer Zän aufſprechen.“ Beide Zangen ſchlägt Rüff den Hebammen ſeiner Zeit zum gewaltſamen Ausziehen todter Kinder und Nachgeburten vor. Und wer glauben kann, man habe mit einer ſolchen Zange je ein lebendes Kind ohne Gefahr für ſein Leben ausziehen wollen oder können, muſs die Stelle in Rüffs Hebammenbuch nie geleſen und das Inſtrument nie geſehen haben, oder in der Geburtshülfe ganz unwiſſend ſeyn. Solche Kopfzerdrücker hatten ſchon die Griechen. „Dieſes (des Rüffs) Zange heiſst es ferner, war *bald darauf* mancherley Verbeſſerungen unterworfen.“ Und doch ſtand es nicht weniger, als ungefähr über *hundert Jahre* an, bis *Chamberlain* an eine unſchädliche Kopfzange dachte. Es wäre gegen den Zweck der Anzeige einer ſo kleinen Schrift, alle übrigen Unrichtigkeiten, die darinn vorkommen, zu berichtigen. Denn dadurch würde unſere Recenſion gröſser werden, als das Büchlein ſelbſt, weil faſt keine Seite von ſolchen notoriſchen Unrichtigkeiten, wie wir ſchon angeführt haben, frey iſt. Wir begnügen uns, nur noch einige anzuführen, um zu zeigen, wie wenig Hr. *Mulder* ſowohl als Hr. *K.* weiſs, was zu einer vollkommenen Geburtszange gehört, und nach welchen falſchen Grundſätzen die Mulderiſche Zange eingerichtet iſt. S. 15. „Aller Druck der Zange muſs auf den hintern Theil des Kopfs, keineswegs aber auf die Geſichtsknochen wirken; jener allein kann vermöge ſeines Baues nachgeben, dieſe nie, ſie würden eher brechen.“ Dieſes iſt gegen alle Erfahrung. Der Kopf einer Frucht läſst ſich mit der ächten Levretiſchen Zange ſo gut ohne Nachtheil von vornen nach hinten, als von beiden Seiten zuſammendrücken. Die Levretiſche Zange ſey in Rückſicht der Länge dem Becken ganz angemeſſen. *Sie noch länger machen, wäre überflüſſig, und eine kürzere würde nicht hinreichen.* Und doch iſt die Mulderiſche Zange beynahe drey Zoll kürzer als die Levretiſche. Wie ſoll ſie nun beſſer ſeyn als die Levretiſche? Der Levretiſchen Zange ſtellt Hr. *K.* die Coutuly'ſche gleich, und doch muſs jeder deutſche Geburtshelfer aus der Mitthoſiſchen und Danziſchen Diſſertation wiſſen, daſs die Coutuly'ſche Zange nur dann zu gebrauchen iſt, wenn der Kopf ſchon vor der untern Beckenöffnung ſteht. Was er von der Ausdehnung der Geburtstheile durch die Zangenlöffel ſagt, verräth eben ſo viele Unwiſſenheit. Die Löffel ſollen nicht gleich von dem Schloſs an auseinander gehen, ſondern erſt da, wo ſie den Kopf *umgeben (?)*. Je kleiner der Winkel ſey, unter dem die Löffel vom Schloſs abwärts auseinander weichen, deſto weniger laufe man Gefahr, durch gewaltſame Ausdehnung die Geburtstheile zu beſchädigen. Die Löffel ſollen alſo nicht zu frühe und nicht zu weit von einander abſtehen. Was das frühe *mäſsige* Abſtehen, wie bey der Levretiſchen Zange, ſchaden kann, wird niemand abſehen können; daſs es aber wegen der Kopfgeſchwulſt nützt, weiſs man wohl. Was aber das weitere Abſtehen der Zangenblätter überhaupt anbelangt, ſo ſtehen die Blätter der Mulderiſchen Zange ohne alle Noth über einen halben Zoll weiter von einander ab, als die Levretiſchen. Denn daſs die Levretiſche Zange nicht zu eng iſt, lehrt die vieljährige glückliche Anwendung derſelben von Geburtshelfern, die aber freylich beſſer wiſſen, was zu einem guten Bau und zu geſchickter Anwendung der Zange gehört, als es von Hn. *Mulder* und *K.* aus der vorliegenden Schrift erſichtlich iſt. Um den Damm zu ſchonen, hat *M.* ſeine Zange über dem Schloſs, wie die Johnſonſche, gekrümmt. Mulders Zange reicht in Abſicht ihrer Länge bey weitem nicht hin, einen Kopf in das Becken herein, oder aus der obern Beckenöffnung herab zu ziehen. Zu was ſoll nun dieſe Krümmung? und geſetzt ſie wäre auch länger, ſo müſste (wenn ja der Kopf, ohne daſs die Zange den Damm berühren ſollte, in das Becken herein zu ziehen wäre) die Zange nicht ſo monſtrös, wie die Johnſonſche und Mulderiſche, ſondern wie die Wrisbergiſche gebogen ſeyn. Allein auch bey dieſer ſtarken halbcirkelförmigen Biegung treten dann andere Unbequemlichkeiten und Nachtheile ein, die keinen Kenner zu einer Veränderung der Biegung der Levretiſchen Zange verleiten werden. Rec. glaubt genug angeführt zu haben, um zu zeigen, auf welchem Mangel an ächter geburtshelferiſcher Kenntniſs die Einrichtung der Mulderiſchen Zange, die Hr. *K.* als vorzüglich anpreiſt, beruhe. Möchte dies doch angehende Geburtshelfer im Erfinden neuer Werkzeuge, und in ihrem Urtheil über andere behutſamer machen! Dies iſt der Grund, warum wir bey dieſer kleinen Schrift ſo weitläuftig waren. Denn die Sucht des Erfindens und des unreifen Urtheilens hat in unſern Tagen unter den angehenden Geburtshelfern gar zu ſehr überhand genommen, und droht, uns eher in dieſer Wiſſenſchaft rückwärts als vorwärts zu bringen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Kaiserer: *Kurzgefaßte Geschichte des römischen Rechts;* als Einleitung und Vorbereitung zum Studium desselben — nach dem Lehrbegriff des Freyherrn von *Martini* und dem *Geist der öffentlichen Vorlesungen* auf der Wiener hohen Schule. 1794. 232 S. gr. 8.

Dem literarischen Publicum ist der im Ganzen geringe Werth mancher neuerlich zu Wien erschienenen Bücher über einige Theile der Rechtsgelahrheit und einige juristische Hülfswissenschaften bekannt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man diese Schrift mit jenen in eine Classe stellen wollte. Sie verdient in ihrer Art Auszeichnung! Es ist nemlich nicht genug, dafs man hier ein dürftig nachgeschriebenes Collegienheft findet, (S. 9. z. B. heifst es: Beyspiele *sehe* im Autor) in dem selbst der auf dem Titel verheifsne *Geist* nicht sichtbar ist; sondern es ist der Herausgeber desselben mit einem wirklich sublimen Grad von Unwissenheit und Mangel an Einsicht begabt. Er ist würdig, seinen Platz unter den Autoren einzunehmen, welche bey Kennern ihrer Wissenschaft oft sichrer auf das Zwergfell wirken, als der Sammler eines Vademecums für lustige Leute. Unsre A. L. Z. hat sonst schon Gelegenheit gehabt, ihren Lesern Bücher dieser Art zu empfehlen und sie durch Probchen daraus zu belustigen. Es ist also wohl billig, dafs sie ihrer Weise getreu bleibe. Nur Schade, dafs wir uns der gröfsern Proben, wo die Verbindung und Stellung oft gar zu spafshaft ist, enthalten müssen. Dennoch wird hoffentlich folgendes zum Beweis der behaupteten Sublimität genug seyn. — S. 5. 6. Romulus hat „300 *junge* edle *Jünglinge* aus den Patriziern, *so wie* die Senatoren, *errichten lassen*, und ihnen einen Heerführer *aufgestellt*, sie aber auch in drey *vitterliche* Zenturien abgetheilt. — Also schon zu Romulus Zeiten waren die Römer in *drey* Classen abgetheilt. Es gab *Patres* (*Patricii*), *Equites* und *Plebeji*." — Schon unter Romulus kommt vor, dafs der Senat „die Aufsicht über die öffentlichen Cassen, Gesandschaften, *Verwaltung der Provinzen*, etc." hatte. — S. 10. Servius Tullius führte, *statt* der Kurien, die Schätzung ein, — *wodurch* er zugleich die alte *Art und Weise* über neue Gesetze zu votiren veränderte, *weil* nun in *Comitiis centuriatis* votirt wurde. Itzt hatten nur *Zenturialstimmen* statt, *nicht mehr* die Kurialstimmen. Daher die Gesetze jetzt — hiefsen *Zenturgesetze*. *So* wurden die Steuern proporzionirter vertheilt. — (Eine weise Einrichtung!)" — S. 17 sind einige Gesetze der 12 Tafeln mit der alten Rechtschreibung angeführt. Dabey steht unten folgende Note: Man kann viel gelesen haben, ohne diese Schrift lesen zu können. Man bemerke daher, dafs die *grofsgeschriebenen* Buchstaben oder Sylben doppelt gelesen werden müssen; z. B. *Man* lese *si in jus* etc." — Wie schwer es dennoch wohl werden mochte, die hier aufgeführten durch arge Druckfehler verstellten Fragmente zu lesen, mag folgende Zeile beweisen:

Adversus hostem atern Aucta toritus esto,

S. 35 „*Der* Militztribun" (nämlich in der freyen Republik) „war Oberster der *verschiedenen Garden*." — S. 68 (nachdem bey mehrern Gesetzen das Jahr, in dem sie gegeben worden, angezeigt ist) steht bey *Lex Rhodia de jactu* in der Note: „*Das Jahr ist ungewifs.*" — Von den Cornelischen Gesetzen ist der Inhalt angegeben. Darunter heifst es S. 70: „Wider Injurien: Gegen alle Raufer, *Klopffechter* und Plünderer soll mit aller Strenge vorgegangen werden. Gegen Verfalscher der Münzen, Testamente u. s. w. Man *wird* sie *mit Wasser und Feuer richten*" (*aquae et ignis interdictio*). — „Caesar ist (S. 71) zehn Jahre Gouverneur in *Italien* gewesen." S. 73 ist *Lex Antonia* das *Antoninische* Gesetz genannt. (Dagegen heifsen die bekannten Kaiser S. 115 u. 116. Aurelius *Antonius* und Markus Aurelius *Antonius*). Jenes Gesetz nun hat verordnet, „Dafs in Zukunft kein Diktator mehr seyn solle. Der Tod dem! der davon *nur reden* wird." — S. 76. „Wir kommen zu der *wichtigsten Epoche*, zur Regierung der Kaiser. Kaiser sind *sich viele* auf einander gefolgt. Die merkwürdigsten darunter sind:" (man übersehe doch ja nicht die schöne chronologische Ordnung): „*Augusk Tiber, Hadrian, Theodos der Jüngere, Constantin der Grofse, Justinian, Aurel der Philosoph, Basil Macedo.*" — S. 78 Im J. 731. „erhielt August das Recht im Senat zu *stimmen*, *obschon* er kein *Consul* war." — „Der Titel *Princeps* war im Staate nicht ungewöhnlich und bedeutete einen *Vorzug vor andern Bürgern*." — S. 83: „Nun folgen einige *minder wichtige* (Aemter unter August) als *Triumviri monetales, capitales, decemviri, Kurz der ganze Vigintiviratus* und die *curatores operum publicorum*, die ich als *minder wichtig* übergehe." — S. 85: „Endlich war ein neuer Magistrat *Juridicus Alexandrinus*. *Juridicus*, dieser *Beyname* war den *Alexandrinischen Rittern eigen*." — S. 90 heifst *lex Julia de ambitu*, das Julische Gesetz von der *Umfrage*." S. 93 steht der *Silianische* Rathschlufs und *SCtum Silianum* statt *Silianum*. S. 94: „Diese beiden R. Gelehrte nun suchte August zu gewinnen. Bey Capito gelang es ihm. Bey Labeo waren alle Anerbietungen vergebens; dieser liefs *keine Gelegenheit* vorbey, den Hafs gegen die Monarchische Regierung an den Tag zu legen — daher *blieb* er auch *sein Lebelang* Prätor — indefs der Schmeichler

Capitus zur Würde eines Conſuls emporkroch. — *So ging es unter Auguſt zu.*" — S. 102 findet ſich eine ſehr wichtige Entdeckung. Nämlich „unter *der* unruhigen Regierung *Otto's, Galbas, Vitellius*" — „haben *doch* die Rechtsgelehrten *neue* Rechtsſätze eingeführt; ſo iſt nach dem Beyſpiel des Fabridiſchen Geſetzes des Pflichttheil eingeführt worden." — S. 104 ſteht *viermal Setum Peſſianum.* — S. 105. „Durch den Brand des Kapitols ging viel zu Grunde *von der Jurisprudenz.*" — Unter „Flavius Domizian" waren anfangs „*die Magiſtrate ſehr ſittſam* und gerecht." — S. 107. „Trajan — hat mit einer ſolchen Herablaſſung regiert, daſs das römiſche *Recht, welches durch* ſo viele Jahre *zu Grunde gerichtet* war, unter ihm von neuen zu blühen anfieng. Unter ſeinen *ſchönen* Verordnungen wollen wir einige ausheben. Die Gebäude ſollen nicht über 60 Fuſs hoch ſeyn etc." — S. 108: ſteht bey der *actione ſubſidiaria adverſus magiſtratus* die Note: „Was für ein *flebile remedium* dieſe Subſidiarklage ſey, iſt Gott und aller Welt bekannt." — S. 109: „Hadrian war zwar von veränderlicher Gemüthsart, jedoch *in allem Guten* und in den Wiſſenſchaften *bewundert.*" — S. 114: „Was einige von einem beſtändigen Edikt *für* die *Prokuratoren* in den Provinzen und *für* die Aedilen *reden*, iſt ungewiſs." — Septimius Severus und Alexander Severus heiſsen Sept. *der Strenge* und Alex. *der Strenge.*" Letzterer „theilte (S. 127) die *Künſte und Wiſſenſchaften* in *Klaſſen.*" — Von Makrinus handeln (S. 125) 16 Zeilen, von *Diocletian* und Maximian (S. 128) zuſammen *nur zehn.* — Das ſiebende Hauptſtück iſt (S. 131) überſchrieben: *Proſpekt* des römiſchen Rechts von Conſtantin d. G. bis auf Juſtinian. — Ebendaſ. die Stadt Biſanz, „weil ſie nach dem *Modell* von Rom *erbaut* worden iſt, nannte man auch *nova Roma!*" Nach S. 134 *iſt* Conſtantinopel „*in Perſpective* von Europa, Aſia und Afrika." — S. 137. „*Die* Rechtsgelehrten zu Juſtinians Zeiten *waren:* Dorotheus und *Anatoles.* — Nach S. 145 gehören zum Antejuſtinianiſchen Rechte folgende *Stücke:* Die *Ueberbleibſel* der Königl. Geſetze, die *Fragmente* der XII T., die *Ueberreſte* einzelner römiſcher Geſetze, die *Bruchſtücke* des beſtändigen Edicts, die *Brocken* der alten römiſchen Juriſten, die *Reſte* des Gregor. und Herm. Codex etc. — Nach S. 154 kommt der Name Pandekten „von *den* Griechiſchen παν (alles) εχειν (ich ſetze zuſammen)." S. 157: „Man unterſcheide wohl den Text der Pandekten und das Compendium derſelben." — *Editio vulgata* „nannte man ſonſt jede Ausgabe, die in einer gewiſſen Periode *die laufende* war." — S. 159 „Verſchiedene neue Rechtsgelehrte haben die 50 Entſcheidungen aus dem Codex geſammelt und erklärt. Vorzüglich ſind *die des* Edmund Merilius, und Johann Strauchs Arbeiten." — S. 168. „*Im Jahre* 1200 wurden kurze Anmerkungen über das Corpus juris geſchrieben, die man Gloſſen nannte." S. 174 iſt von den Baſilicis die Rede und gleich da auf heiſst es: „*Dieſe* Verordnungen Leo's heiſsen die Leoniſchen Novellen." — S. 190. „Wir müſſen in dieſem Zeitpunct viererley Schulen bemerken, die Irneriſche, die Akkurſianiſche, *die Kujazianiſche und Bartholiniſche* Schule. — S. 189 „Die Lehrart (von Bartolus) bekand darinn: daſs er nicht mehr nach Irner *mit* kurzen Bemerkungen, auch nicht mehr nach Akkurſius *mit weitläuftigen Bemerkungen vorlas; ſondern* daſs er die *weitläuftigſten Kommentare* über das römiſche Recht *ſchrieb*, und zugleich die arabiſche Philoſophie in die Jurisprudenz einführte, wodurch er viele Streitigkeiten in den Gerichten *veranſtaltete.*" — S. 188 heiſst die Randſchrift: „*Sachen*, welche in Deutſchland ein geſetzliches Anſehen haben" — und im Text ſteht: „1. Die Inſtitutionen und Pandekten. Aber *wie geſagt*, nur den Text, *nicht die Compendien.*" — S. 194: Unter den vielen Ausgaben des Korpus Juris iſt *die beſte, die* Gothofrediſche. — Angehängt ſind nun noch *Fragen — zur bequemen Ueberſicht und Selbſtprüfung.* Davon nur noch einige: S. 200: „Wenn man einen Dieb bey Nacht erwiſcht, darf man den *Kerl auf den Kopf ſchlagen?*" — „Wenn ich jemand ein Depoſitum gebe, und der *Kerl* leugnet mirs ab? — Wie lautet das Wucher *Patent?*" — S. 202. „*Wie iſts* mit dem herabfallenden Regenwaſſer?" — S. 203: „Wer war *der Richter zum Fuſs* judex pedaneus?" — S. 204: „Gilt der Schluſs von einigen ſchlechten *Kerls* unter den Prätoren auf alle?" S. 207: „War der Baum der Geſetzgebung fruchtbar im 4ten Jahrhundert?" — S. 209: „Wie *lautet* das Aquiliſche Geſetz?" (Die Antwort darauf muſs wieder eine neue Entdeckung unſers Vf. enthalten). — S. 217. „War Hadrian *Liebhaber* von Reiſen?" — Doch wir erinnern uns eben, daſs man auch in der luſtigſten Anekdotenſammlung nicht zu lange in einem fortleſen darf, wenn ſie ihre Wirkung nicht verlieren ſoll.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schleswig, b. Röhſs: *Ueber den Werth der Aufklärung unſerer Zeit.* Ein Verſuch, die holſteinſche Geiſtlichkeit bey jetziger Gährung der Meynungen zur Beförderung der wahren Aufklärung, eines thätigen Chriſtenthums, und der Ruhe in unſerm Vaterlande zu vereinigen, von *Joh. Leonh. Callſen* Generalſuperintendent(en) und Oberconſiſtorialrath(e) des Herzogthums Holſtein. 284 S. 8.

Es iſt traurig, daſs ſich Hr. C. gewöhnlich an Gegenſtänden verſucht, die er nicht zu umfaſſen vermag. Er iſt, nach allen ſeinen Schriften zu urtheilen, ein bloſser Prediger, und will doch über Gegenſtände urtheilen, die ſehr gelehrte Kenntniſſe und reife Einſichten voraus ſetzen. An ſeinem Eifer für die gute Sache iſt nicht zu zweifeln, allein wenn dieſe einen ſchlechten Vertheidiger gewinnt, ſo wird ſie eben dadurch verſchlimmert. Die Schrift ſelbſt zerfällt nach der voraus geſchickten Ueberſicht in *drey* Theile. *Erſter Abſchnitt* über den Werth philoſophiſcher Aufklärung. *Zweyter Abſchnitt* über den Werth chriſtlicher Aufklärung unſerer Zeit. *Dritter Abſchnitt* über den Werth politiſcher Aufklärung, nur oberflächlich berührt, ſtatt ergründet, und mit Unrichtigkeiten überſäet, ſtatt zu richtigen Reſultaten hinaufgeführt. Z. B. So urtheilt Hr. C. S. 26. folgendermaſsen über natürliche Religionslehre: „Aber alles Nachdenken, alle

„die

„die abſtracteſten Unterſuchungen weiſer Männer, kön„nen uns keine Gewiſsheit geben von der beſondern „Abſicht Gottes, kein Mittel etwas von ihm zu erhal„ten (?), keine Verheiſſungen, keinen Rath, wie wir „Vergebung unſerer Sünden erlangen, und von der „Gewogenheit unſers Schöpfers gewiſs werden können. „Alle Begriffe, die wir uns von ihm machen, ſind „mehr verneinend (?) als bejahend, und lange nicht „beſtimmt genug, als daſs daraus *Religion* entſtehen „könnte!!“ Was mag ſich Hr. C. für Begriffe von der natürlichen Theologie und der Religion ſelbſt machen? Und was iſt denn das für eine Religion, die Hr. C. will? Verlangt ſie Mittel, von Gott etwas zu *erlangen* — ſo iſt ſie eigennützig, alſo verwerflich. Verlangt ſie Vergebung der Sünden als nothwendige Bedingung: ſo kann ihr die nach den Begriffen eines allerheiligſten gerechteſten Weſens nicht eingeräumt werden, ohne dieſe Begriffe ſelbſt zu zerſtören. Wenn die Vergebung der Sünden im Chriſtenthume etwas mehr ſeyn ſoll, als Zuſicherung der Vaterliebe Gottes, der die Vergebungen des Menſchen nicht härter ſtrafen wird, als es zu ihrem moraliſchen Wohl nothwendig iſt — ſo ſteht der Ablaſs vor der Thür, und die allerheiligſte Gerechtigkeit Gottes, alſo ein Hauptbegriff ſeines Weſens, iſt vernichtet. Wie wir endlich des Beyfalls Gottes ſicher werden können, weiſs die natürliche Theologie ſehr gut. Ihr Gebot heiſst: *handle moraliſch gut, ſo wirſt du ſelig!* S. 64. u. f. verſichert der Vf., daſs er ſich ehemals auch bloſs der Vernunft habe überlaſſen wollen: aber mit ſeiner Philoſophie, die doch gewiſs nicht zu verachten war, nicht habe ausreichen können. Selbſt zur Beobachtung der gewöhnlichſten Pflichten konnte er ſich nicht beſtimmen, ſondern er that bloſs das, was ihm angenehm war d. h. mit andern Worten: er handelte bloſs nach Eigennutz. Er warf ſich alſo aufs Neue in die Arme der Offenbarung und verdankt jetzt, was er iſt, alles Chriſto. Dabey ſetzt er ſeine Amtsbrüder in eine arge Verlegenheit durch die Frage: ob ſie ihre Vernunft ſtärker gefunden hatten? Wenn es nun gleich der Generalſuperintendent ſelbſt iſt, der ſo fragt: ſo werden doch gewiſs einige Männer von wahrer Philoſophie unter den Brüdern nicht anders antworten können, als daſs es eine elende Philoſophie geweſen ſeyn müſſe, der ſich Hr. C. ergab, denn ſie muſs aller ächten Moralprincipien ermangelt haben, wenn man dadurch nicht einmal zum Begriff der reinen Pflicht kommen konnte. Der Uebergang aber aus dem Zuſtande, wo er nichts war, zu dem Zuſtande, worin er alles iſt, was er iſt, ſcheine einen ziemlichen Anſtrich von Myſtik und Schwärmerey zu haben. Dazu paſst denn auch ganz gut die Stelle S. 167. „Aber wir müſſen auch bey unſerer Unterſuchung davon überzeugt ſeyn, daſs ſie allein uns noch nicht das *rechte Licht* giebt, daſs wir es von dem Geiſte Gottes erhalten, erwarten, und ſuchen müſſen.“ Im dritten Abſchnitte wird natürlicher Weiſe der Hang zu Revolutionen von dem verminderten Glauben an Offenbarungen abgeleitet, wenn ſich gleich gar kein Zuſammenhang dazwiſchen denken läſst, und alle Geſchichte dawider iſt. Als ſich die Schweizer, Niederländer und Amerikaner von dem Druck der Deſpotie losriſſen, behielten ſie immer noch den Glauben an geoffenbarte Religion in ihrer vollen Kraft. Ueberhaupt ſoll die chriſtliche Religion ihrer Natur und Anlage nach nichts mit Staatsveränderungen zu thun haben. Sie ſoll in jeder Staatsverfaſſung gute Bürger bilden, die für ihr moraliſches Heil, alſo auch für die Beobachtung ihrer Pflichten in ihren jedesmaligen Verhältniſſen ſorgen, ſie mögen nun in einer Democratie, Ariſtocratie oder Monarchie leben. Allein Hr. C. der ſo viel von den Inconſequenzen der Neologen ſpricht, nimmt ſich es gar nicht übel, ſelbſt die gröſsten Inconſequenzen zu begehen. Er geſteht z. B. ein, daſs allerdings jüdiſche Begriffe im N. T. ſind, die uns nicht weiter angehen, und dennoch verwirft er die Meynung der neuern Theologen, daſs die Begriffe vom Meſſias und den böſen Dämonen auch zu den jüdiſchen Vorſtellungen gehören, die uns nicht weiter intereſſiren. Er hält es ferner für unmöglich, daſs man bey einer gelauterten Exegeſe den ſymboliſchen Büchern noch wörtlich folgen könne: allein in der Hauptſache ſoll man ihnen doch folgen, und dennoch muſs nach eben jener Regel einer beſſern Einſicht in den Geiſt der Bibel auch die Hauptſache der ſymboliſchen Bücher wegfallen, wenn ſie nicht *bibliſch wahr* iſt. Iſt das nicht eine Inconſequenz über die andere? Endlich noch eine Probe von der theologiſchen Gelehrſamkeit dieſes Schriftſtellers. S. 165 „die Lehren von der Hoheit Chriſti, von ſeinem verſöhnenden Tode, von ſeinem Geiſte (?) von ſeiner Wiederkunft wurden ſo allgemein anerkannt, wo nur der Nahme Chriſti genannt wurde, wurden für ſo weſentlich gehalten, daſs die *Homoiuſität* (?) eines *Arius* (??), obgleich er Chriſtum über alles erhob, eine allgemeine Unruhe in der ganzen Chriſtenheit erregen konnte.“ Welche Verwirrung der Geſchichtsumſtände und Begriffe!

SCHLESWIG, b. Roehs; *Lehrbuch der Moral und Religion nach reinen Grundſatzen für* die gebildetere Jugend, von *Dett. Joh. Wilh. Olshauſen*, d. W. W. D. und Prediger in Oldesloe im Holſteiniſchen. 1796. 228 S. 8. (12 gr.)

Unter der *gebildetern Jugend* verſteht der Vf. junge Menſchen, die ein ſolches Maaſs von Kenntniſſen und Geiſtescultur beſitzen, wie gewöhnliche Köpfe bey einer ſorgfältigen Erziehung und Unterweiſung bis zu der Periode vom dreyzehnten bis ſechszehnten Jahre erlangen können. Als Lehrbuch für dieſe, bey dem Privatunterrichte ſowohl als in öffentlichen Schulen, iſt die gegenwärtige Schrift ſehr zweckmäſsig abgefaſst. Die Grundſätze, Erklärungen und Anordnung ſind groſsentheils aus der *Schmidiſchen* Moralphiloſophie entlehnt (wie der Vf. in der Vorr. ſelbſt geſteht) alle bloſs gelehrte oder gar ſpitzfindige Unterſuchungen, alle Polemik und Schulterminologie ſind aber glücklich entfernt worden. Das *Schwarziſche* Lehrbuch: *die moraliſchen Wiſſenſchaften*, hat vor dieſem Grundriſſe des Hn. O. den Vorzug der Reichhaltigkeit, praktiſcher Anſchaulichkeit und Beyſpiele; daher wird es immer

dem Lehrer selbst bey dem Gebrauche dieser Olshausischen Schrift sehr nützliche Dienste leisten. Vielleicht erleichtert aber die Kürze und Wohlfeilheit von diesem seinen Gebrauch und die Einführung in öffentliche Lehranstalten. Neue Behauptungen hat Rec. eben so wenig, als auffallend tadelnswürdige Stellen darinn gefunden; erstere auch nicht gesucht. Die Vorrede enthält treffliche Winke für den Lehrer, welcher nach diesem oder irgend einem andern Buche moralischen und religiösen Unterricht geben will, zu deren Befolgung aber leider! nur wenige die erfoderliche Einsicht und Geschicklichkeit besitzen dürften.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Zu finden in allen europäischen Staaten und in der asiatischen Türkey: *Die viermal vier Zeichen* oder *das Buch über die Krankheiten der Könige.* Ein Manuscript in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochdeutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 2tes Quartal. 82 S. 8. (7 gr.)

Leipzig, in d. v. Kleefeldischen Buchhandl.: *Kleopatra, Königinn von Aegypten.* Dramatisch bearbeitet von *Albrecht*, 3ter Th, 1796. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Schleswig, b. Rohss: *Karl von Elendsheim* oder *Sinnlichkeit und Philosophie.* Von H. v. *Hedemann.* 3ter Th. 1796. 168 S. 8. (14 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrheit. *Berlin*, in d. Buchh. d. Realschule: *Einige Gedanken über die zweckmäßigste Methode, die Candidaten des Predigtamts zu examiniren.* Womit zu einer mit dem Padagogium der Königl. Realschule anzustellenden Prüfung einladet *Andr. Jacob Hecker*, Königl. Oberconsistorial- und Oberschulrath etc. 1794. 31 S. 8. (2 gr.) Es wäre ein Wort zu seiner Zeit geredet gewesen, wenn ein Mann, wie Hr. *H.*, den man doch der Neologie wohl nicht beschuldigen wird, ausführlich und freymüthig dargethan hätte, dass zu einer vernünftigen und zweckmässigen Prüfung angehender Religionslehrer etwas mehr erfodert werde, als ihre schulgerechten dogmatisch-polemischen Kenntnisse oder gar nur ihre symbolische Orthodoxie nach einem steifen und dürren *Schemate examinis Candidat. S. S. Minist.* auf die Probe zu stellen. Was aber eigentlich zu einer solchen Prüfung gehöre, das liess sich auf so wenigen Seiten — denn der grössere Theil der angeführten kleinen Schrift ist nicht einmal dieser Materie, sondern einer Anzeige der Lectionen in der Berl. Realschule etc. gewidmet — wohl nicht erörtern; auch mochte der Vf. seine guten Gründe haben, sich auf eine genaue Erörterung der Sache für jetzt nicht einzulassen. Er giebt also nur Winke. Aber auch diese Winke verdienen bemerkt und beherziget zu werden. Aus dem Begriffe eines Examens überhaupt wird die allgemeine Folgerung hergeleitet, dass man es dabey meistens mit *Anfangern* zu thun habe, darauf werden die billigen Regeln gegründet, dass man bey einem jeden Examen, 1) auf das, was von dem Examinanden vor seiner Prüfung geleistet werden *konnte*, 2) auf das, was in seinem künftigen Amte von ihm geleistet werden *kann* und *soll*, und 3) auf die Umstände, unter welchen er *als künftiger Geschäftsmann* wirken soll, Rücksicht genommen werden müsse, woraus denn 4) die Nothwendigkeit eines verschiedentlich modificirten und graduirten Examens sich von selbst ergebe. Dann zeigt der Vf., wie man bey einem Examen mündliche Unterredungen, schriftliche Aufsätze und praktische Uebungen mit einander verbinden könne, wie die Gegenstände, worüber examinirt werden soll, nach den rechtmässig erfoderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten des Examinanden gewählt werden müssen, wie das Examiniren vom Catechisiren unterschieden sey, in welchen Fällen jenes in der lateinischen, und in welchen es in der Muttersprache geschehen solle; und geht nun zu den *speciellern Regeln* für das Examen *eines angehenden Predigers* über. Diesen, sagt er, müsse man prüfen 1) als *Prediger* im engern Sinne des Worts, 2) als künftigen Geschäftsmann, 3) als Menschen. — Als *Prediger*, nicht sowohl in Hinsicht auf seine Fertigkeit, eine gute Predigt zu *halten*, (die er erst durch fortgesetzte Uebung erlangen könne) als vielmehr in Rücksicht auf seine Fähigkeit, eine gute Predigt zu *entwerfen*. Hier wird doch das Predigen zu einseitig und zu wenig nach den Bedürfnissen unsrer Zeit betrachtet, wenn der Vf. verlanget, dass eine gute Predigt *einzig und allein* aus Materialien des göttlichen Worts (der heil. Schrift) zusammengesetzt, und durchaus eine Homilie nach dem Geiste der ersten christlichen Kirche und nach dem Beyspiele Luthers seyn solle; die Zeiten ändern sich, und die Bibel enthält offenbar nicht alle Moralen für unser Zeitalter. Auch ist es zu viel verlangt, dass man, um solche Homilien halten zu können, die Ursprache des göttlichen Worts, oder richtiger zu reden, der Bibel, *eben so gut, als seine Muttersprache* verstehen, und in dem Vaterlande und dem Zeitalter ihrer Verfasser, wie in seinem eigenen Vaterlande und in seinem eigenen Zeitalter zu Hause seyn müsse. Wer kann das? und wer war das je? Mit Recht will aber Hr. *H.*, dass eine jede Predigt in gewissem Betrachte gelehrt, (also doch in gewissem Betrachte eine philosophische Abhandlung, wogegen er vorhin eiferte) und in jedem Sinne popular und praktisch, auch, so viel möglich, lebhaft, herzlich und für jeden Zuhörer interessirend seyn solle. Das Letzte wird sie aber auch ohne Philosophie selbst für den gemeinsten Zuhörer nicht werden. — Als künftigen *Geschäftsmann*, fährt der Vf. fort, könne man den Candidaten in einem Zeitraum von wenigen Tagen unmöglich prüfen; seine Vorschläge hierüber würden also bey der verjährten Einrichtung der eingeführten Prüfungen unausführbare Ideale seyn. Aber er wollte ja eben zeigen, wie diese Einrichtung verbessert und eine *zweckmässigere Methode*, die Candidaten des Predigtamts zu prüfen, eingeführt werden könne. Kam es dabey nicht gerade auf diesen Hauptpunkt an? bestand nicht eben darinn der Hauptfehler der bisherigen Art zu examiniren, dass man den Candidaten nur als Gelehrten, als Theologen, nicht als angehenden Geschäftsmann betrachtete, und also mehr seine schulgerechten Kenntnisse, als seine Fähigkeit und Geschicklichkeit zu Amtsgeschäften zu erforschen suchte? und liessen sich denn über die Untersuchung und Bewährung der letztern nicht auch *ausführbare* Vorschläge thun? Diese hätten wir von einem Sachkundigen, wie Hr. *H.* ist, gern gehört, so wie wir auch gewünscht hätten, dass die Mittel zur Erforschung der *Humanität* und des moralischen Charakters der Candidaten genauer von ihm wären beurtheilt worden. Jetzt bleibt uns nichts anders übrig, als mit dem Vf. zu hoffen, dass ein andrer Sachkundiger „durch seine Ge„danken werde veranlasset werden, das Mangelhafte dieses Auf„satzes zu ersetzen, und das mit mehrerer Freymüthigkeit dar„zustellen, wozu er nur Fingerzeige gab."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Schultz: *Examen armamentarii Lucinae* dissertatione inaugurali instituit *Johannes Sylvester Saxtorph*, artis obstetriciae Lector. 1795. 200 S. 8.

In der Vorrede sagt der Vf., dass er bereits acht Jahre die Entbindungskunst, sowohl in dem grosen Hospital zu Kopenhagen, als in der Stadt, praktisch getrieben, und sich unter seinem Vater — dem berühmten und um die Kunst sehr verdienten Geburtshelfer — gebildet habe. Der Gegenstand, welchen er sich bey dieser Probeschrift zur Bearbeitung gewählt hat, erfoderte Fleiss, Gelehrsamkeit, praktische Kenntnis und Beurtheilung; Rec. freut sich, bey Durchlesung derselben bemerkt zu haben, dass der Vf. diese Eigenschaften in einem solchen Grade besitzt, dass er, seiner Jugend ungeachtet, allerdings befugt war, sich an diese Arbeit zu wagen. Er hat sie auch so ausgeführt, dass sie ihm und dem Namen, welchen er führt, Ehre macht.

Die Instrumente, welche hier beschrieben werden, sind unter drey Klassen gebracht worden: 1) *ferramenta acuta*, 2) *ferramenta obtusa*, 3) *linteamina*. Die Mutterkränze, Polypenunterbinder und die Instrumente zum Kaiserschnitt und zur Schoosbeintrennung hat er weggelassen, weil sie nicht zu den gewöhnlichen Operationen der Geburtshülfe gehören. (Der Vollständigkeit wegen hätte Rec. sie doch hier gern aufgeführt gesehen.) Die einzelnen Instrumente, bey welchen allemal die Abbildungen angeführt sind, hat Hr. *S.* in Unterabtheilungen zusammengestellt, und sie nach dem Vaterlande ihrer Erfinder chronologisch geordnet, so, dass man gleich übersehen kann, was für Instrumente einer gewissen Art, von Franzosen, Deutschen u. s. w. erfunden worden sind. Am Ende jedes Abschnitts ist eine *Epicrisis* hinzugefügt, in welcher Hr. *S.* mit anständiger Freymüthigkeit sein Urtheil über die Instrumente angegeben und mit Gründen belegt hat. Dabey ist er mit so vieler Bescheidenheit zu Werk gegangen, dass man ihn eher einer zu grosen Nachsicht in einzelnen Fällen, als der Strenge, beschuldigen dürfte, wenn diese Nachsicht nicht eine so seltene Tugend bey jungen Männern wäre, dass sie, wo sie vorkommt, doppelt lobenswürdig ist.

Zur Perforation des Kopfs empfiehlt er vorzüglich die spitzen Scheren, und unter diesen besonders die Smellische, weil sie nicht blos zur Perforation, sondern auch zum Schneiden anwendbar ist. Unter den zur Herausziehung des Kopfs empfohlnen Haken giebt er den krummen den Vorzug, besonders aber dem doppelten zangenförmigen Smellieschen Haken, welchen sein Vater durch die angebrachte bewegliche Spitze verbessert hat. Die gezähnten Zangen werden mit Recht verworfen. Eben dieses gilt auch von den spitzen und stumpfen Kopfziehern, Zurückstosern, Wasserspreugern und schneidenden Haken. Bey den Zangen, deren eine lange Reihe hier vorkommt, giebt er zuerst die erfoderlichen Eigenschaften eines brauchbaren und vollkommenen Instruments dieser Art im Allgemeinen an, und beurtheilt darnach die einzelnen, zumal die neueren. Das Ueberziehen mit Leder, welches ohnehin aus der Mode gekommen ist, wird als unnütz und schädlich verworfen. Die verbesserte Friedsche Zange, welche mit Levretschen Armen und mit einem Smellieschen Griff versehen ist, zieht er allen andern vor, und erwähnt dabey der von seinem Vater gemachten Abänderung, zufolge welcher der Griff, um das Instrument bequemer bey sich zu tragen, zusammengeschlagen werden kann. (Bey der Zange, wie bey den mehrsten andern Instrumenten, kommt es am meisten auf die Geschicklichkeit und Behutsamkeit des Operators an, auch überwindet die Uebung alle diejenigen Schwierigkeiten, welche sich sonst bey der Anwendung eines minder vollkommenen Instruments darbieten. In dieser Hinsicht hat Rec. gar nichts dagegen einzuwenden, dass Hr. *S.* die Friedische Zange braucht, wenn er sich einmal an dieselbe gewöhnt hat. Ein Mann, wie er, wird zuverlässig allemal mit derselben glücklich und vortrefflich operiren. Wenn indessen, bey völlig unpartheyischer Prüfung, diejenige Zange den Vorzug verdient, welche *alle* Vollkommenheiten auf die möglichste Weise vereinigt; so ist wohl nicht zu leugnen, dass die Levretsche den ersten Rang vor allen übrigen verdient. Rec. hat verschiedene, und besonders auch die Friedische, mehreremale angewandt, ist aber wieder auf die Levretsche zurückgekommen, und wird immer bey derselben bleiben. Alle angebliche Verbesserungen derselben sind, nach Steins richtiger Bemerkung, mehr oder weniger als Verschlimmerungen anzusehen. Freylich aber ist hier nur von einer äuserst sorgfältig gearbeiteten und vollkommenen Levretschen Zange die Rede, dergleichen es wohl nur wenige giebt. Rec. erinnert sich, unter vielen sogenannten Levretschen Zangen kaum ein Paar gesehen zu haben, welche der bewährteste Kenner derselben, Hr. O. H. R. *Stein*, für ächt erkennen, oder der er sogar das schriftliche Zeugnis geben würde, welches er dem Exemplar, worauf Rec. sich beruft, ertheilt hat; dieses aber ist von Hn. *Breithaupt* zu Cassel mit

mit einem Fleifse gearbeitet, welchen nicht leicht ein Künftler auf ein Inftrument verwendet, wenn er nicht für feine Mühe hinlänglich belohnt wird. Rec. nennt den Namen diefes Künftlers abfichtlich, um die dabey intereffirten Lefer auf ihn aufmerkfam zu machen.) Die bey der doppelten Geburt anzuwendende Zange hält Hr. *S.* für fehr entbehrlich, worinn ihm jeder Sachkundige beypflichten wird. Dem Hebel ift er im Ganzen genommen nicht günftig, ob er gleich deffen Anwendung in den von ihm angegebenen Fällen nicht gänzlich verwerfen will, wenn nämlich der Hebel von Stahl gemacht, und gehörig gekrümmt, auch mit einem Fenfter verfehen ift. (Der von Lowder, welcher in diefer Schrift nicht vorkommt, ift unftreitig der vorzüglichfte, und Rec. ift von deffen Nutzbarkeit aus Erfahrung überzeugt. Es giebt Fälle, in welchen das nicht mit der Zange bewirkt werden kann, was mit dem Hebel gefchieht; es müfste denn feyn, dafs man einen Arm der Zange als Hebel braucht, welches aber immer mit einiger Unbequemlichkeit verbunden ift.) Von den bisher erfundenen Beckenmeffern (es find aber auch nicht alle hier namhaft gemacht) urtheilt Hr. *S.*, dafs fie ihrer Beftimmung nicht Genüge leiften. Des Steinifchen Kliseometers wird nur im Vorbeygehen Erwähnung gethan. Die Beutel, Schleudern und andere folche Kopfzieher hält der Vf. für unnütz, und leugnet mit Recht die Möglichkeit der Anwendung einiger derfelben. Den Gebrauch der Schlinge, oder des Wendebandes, fchränkt er, wie billig, darauf ein, dafs fie nur an die Füfse gelegt werden foll; das Führungsftäbchen hält er für überflüffig, allenfalls aber empfiehlt er das Friedifche. (Rec. hat fich von dem Nutzen diefes Stäbchens durch öftere Erfahrungen überzeugt, und findet das von Stein abgebildete am bequemften.) Sehr richtig fagt er am Ende der Schrift, dafs der Apparat eines praktifchen Geburtshelfers fich auf fehr wenig Inftrumente, die bey diefer Anzeige ausgezeichnet werden, einfchränken laffe.

Hr. *S.* giebt einige Hoffnung, dafs er künftig ein gröfseres und vollftändiges Werk über die Inftrumente mit Abbildungen liefern werde. Er ift dazu vollkommen qualificirt, und die Erfüllung feines Vorhabens ift daher fehr zu wünfchen.

GÖTTINGEN, im Vandenhoek Ruprechtifchen Verl.: *Juftus Arnemann*, D. der Arzneywiff. Prof. ord. zu Göttingen, *Ueberficht der berühmteften und gebräuchlichften chirurgifchen Inftrumente alterer und neuerer Zeiten.* 1796. 23½ S. 8.

Der fortfchreitenden Vervollkommnung der Wundarzneykunft felbft, und der Sucht mancher, zumal franzöfifcher, Wundärzte, fich durch Erfindung neuer und Abänderung alter Inftrumente einen gewiffen Namen zu machen, ift es zuzufchreiben, dafs die Anzahl der chirurgifchen Werkzeuge bis zu einer faft unglaublichen Menge geftiegen ift. Es erfodere daher ein eignes Studium, diefe kennen zu lernen, und fehr viele Sachkenntnifs, diejenigen auszuwählen, welche in der That brauchbar und unter den übrigen am vollkommenften find. Zu dem erften wird in der gegenwärtigen Schrift, welche Hr. *A.*, zufolge der Vorrede, zum Behufe feiner Vorlefungen entworfen hat, vortreffliche Anleitung gegeben; die Kritik der einzelnen Inftrumente aber hat er wohl dem mündlichen Vortrage vorbehalten. Wer die Schwierigkeiten diefer Kritik kennt, und dabey bedenkt, wie leicht es möglich ift, durch ein freymüthiges Urtheil einen grofsen Theil der Wundärzte zu beleidigen, dem wird es nicht auffallend feyn, dafs Hr. *A.* fich deffen hier enthalten hat.

So wie aber die Schrift ihrem Plane gemäfs ift, fo wird fie gewifs jedem Wundarzt und Inftrumentenfammler ungemein willkommen und von unläugbarem Nutzen feyn. Sie hat das Verdienft einer grofsen Vollftändigkeit, guten Ordnung und forgfältigen Nachweifung auf die beften Abbildungen. Bey folchen Inftrumenten, welche noch gar nicht abgebildet worden, find die Schriftfteller, in deren Werken Befchreibungen vorkommen, oder wenigftens die gedruckten Verzeichniffe der vorzüglichften Künftler angeführt; bey folchen aber, die weniger bekannt, oder die zufammengefetzt find, ift aufserdem die Structur mit wenigen Worten, aber doch deutlich, angegeben worden.

Voran fteht eine kurze Abhandlung über das Aufbewahren und Conferviren der chirurgifchen Inftrumente. Alle, zumal die von Stahl, follen in einem geheizten Zimmer in Schranken auf wollenem Zeug liegen. Das befte Mittel gegen den Roft ift, wenn fie, gleich nach dem Gebrauche, mit Branntwein oder Weingeift, nicht mit Waffer, gereinigt werden. Der fchon angehende Roft wird durch das Reiben mit Schmirgelpulver vermittelft eines Stücks von weichem Holz weggebracht; hernach wird die Politur durch das Reiben mit einem feinen Tuch und trockner Afche hergeftellt. Um die Inftrumente gut zu erhalten, müffen fie nicht mit thierifchem Fett, fondern mit Oel, hauptfächlich mit Perrets Bleyol, überftrichen werden.

Das Verzeichnifs der Inftrumente felbft ift fo geordnet, dafs zuerft die allgemeinen und hernach die befonderen angegeben find. Die letztern find fo zufammengeftellt, wie fie bey den Operationen an den verfchiedenen Theilen des Körpers gebraucht werden. Uebrigens hat fich Hr. *A.* nur auf die eigentlichen chirurgifchen Inftrumente eingefchränkt, und die Bandagen fowohl, als die zur Geburtshülfe gehörige Geräthfchaft weggelaffen. Die Inftrumente zum Kaiferfchnitt, zur Synchondrotomie und zur Unterbindung der Mutterpolypen kommen indeffen hier doch vor, weil fie mehr zur Chirurgie, als zur Geburtshülfe gehören.

Da Hr. *A.* die vortreffliche göttingfche Bibliothek zur Hand hat, fo war es ihm möglich, feiner Schrift fchon jetzt einen hohen Grad von Vollftändigkeit zu verfchaffen; auch wird es ihm nicht fchwer fallen, das hin und wieder fehlende bey einer zweyten Auflage oder in einem Nachtrage zu fupplireu. Einige Inftrumente hat Rec. in diefem Verzeichnifs vermifst, z. B. den Zahnheber von Vogel, die in Richters chir. Bibl. Band … abgebildeten neuen Zahninftrumente, Thomafins Kugelzieher, Percy's holzerne Hohlkugel, und Weidmanns Unterbindungsinftrument zur Gefäfsftiftel, und

und ebendeff. Dilatatorium für den Bauchring. (S. von dieſen und einigen andern aus der *Loderſchen* Sammlung zu Jena genommenen Inſtrumenten *Köhlers Anleitung zum Verband*, in der ſie auch zum Theil abgebildet ſind.)

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm: *Anleitung und Materialien zu einem logiſch-praktiſchen Inſtitut.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Abicht*, D. u. Prof. d. Philoſophie. 1796. 140 S. 8. (8 gr.)

Hr. A. hat zu Erlangen ein Inſtitut errichtet, in dem Studirende unter ſeiner Anleitung die Logik praktiſch anwenden lernen, dergleichen es vielleicht auf jeder Univerſität geben ſollte. Die theoretiſche Erkenntniſs, (die bey den meiſten nur hiſtoriſch iſt,) der logiſchen Regeln bleibt meiſtentheils unfruchtbar, wenn nicht der abſichtliche praktiſche Gebrauch hinzukommt, durch den jene erſt Leben und Geiſt erhält. Gute Köpfe brauchen keine Anweiſung dazu, aber die gröſsere Zahl der mittelmäſsigen, und für dieſe muſs doch auch geſorgt werden. Für dieſen Zweck iſt das Inſtitut errichtet, und gegenwärtige Schrift enthält ſowohl eine Anweiſung als Materialien zu dieſen praktiſchen Uebungen in der Logik. Die letzten ſind verſchiedene Aufſätze aus der Erfahrungsſeelenlehre, aus der Moral, Rechtswiſſenſchaft, metaphyſiſchen Seelenlehre, natürlichen Theologie, Aeſthetik, einige Dispoſitionen und zwey Geſchichtserzählungen, alle aus andern Schriftſtellern. Die Sammlung hat den Vorzug, daſs ſie Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit an Stoff zur Uebung im Denken und Anwendung der logiſchen Urtheilskraft mit dem Intereſſe der Gegenſtände verbindet; ſie ſollte aber vielleicht weniger ſolche Aufſätze enthalten, welche nach wiſſenſchaftlichen Principien und nicht bloſs nach logiſchen beurtheilet werden müſſen, da man dieſe wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe wohl nicht allgemein bey den Jünglingen vorausſetzen darf, für welche dieſe Schrift beſtimmt iſt. In der Anweiſung entwirft der Vf. erſt den Plan und die Einrichtung ſeines Inſtituts, und zeigt, wie die Materialien bearbeitet werden. Der Hauptzweck iſt dabey, das Selbſtdenken und das Selbſtprüfen zu befördern, und alles iſt dazu zweckmäſsig eingerichtet. Der vorausgeſchickte *Inbegriff der Wahrheitslehre* iſt eine kleine Logik, die das Eigene hat, daſs ſie hauptſachlich die Punkte angiebt, auf welche es bey Beurtheilung der Wahrheit in den Vorſtellungen, Urtheilen und Schlüſſen ankommt, und nur Reſultate ohne Beweiſe liefert. So zweckmäſsig dieſes im Ganzen iſt, ſo können wir es doch nicht billigen, daſs dieſe Anleitung die Grenzen der Logik überſchreitet, und die Beurtheilung der objectiven Wahrheit mit der formalen, die bloſs für dieſe Wiſſenſchaft gehöret, hineinziehet. Dahin gehöret z. B. S. 14—16. die Reihe von Schlufsgeſetzen, welche gröſstentheils aus metaphyſiſchen Sätzen beſtehen; die Eintheilung der Vorſtellungen in Empfindungs-(empiriſche und Nichtempfindungs-(metaphyſiſche) Vorſtellungen, die Eintheilung der Urtheile in Gedankenurtheile, Denkurtheile und Erkenntniſsurtheile, und dieſer in Empfindungs- und metaphyſiſche Urtheile. Auf der andern Seite findet man die erſten logiſchen Geſetze nicht einmal erwähnt. Dieſe und andere Fehler vermindern die allgemeine Brauchbarkeit dieſer Anweiſung, wenn ſie auch den ſubjectiven Zwecken des Vf. entſprechen ſollte.

Leipzig, b. Keil: *Ueber die Humanität.* Von *Ferdinand Delbrück.* 1796. 134 S. 8. (12 gr.)

Das Wort *Humanität* gehört unter die vieldeutigſten, und daher für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch unbequemſten Wörter. Es wäre daher verdienſtlich, dieſer Unbeſtimmtheit abzuhelfen, und dem Sprachgebrauche mehr Feſtigkeit und Präciſion zu verſchaffen. Man kann eben nicht ſagen, daſs die neueſten Schriftſteller für und über Humanität dieſes Verdienſt ſich zugeeignet hätten. Am wenigſten hat wohl unſer Vf. zur logiſchen Aufklärung dieſes Begriffes beygetragen. Er nimmt an, daſs unſre gröſsten und berühmteſten Schriftſteller diejenige Ausbildung des Kopfes und Herzens damit bezeichnen, welche ihnen die wünſchenswürdigſte ſcheint, und daſs wir Deutſchen unter einem humanen Manne ungefähr eben das verſtehen, was die Griechen unter einem καλοκαγαθος, die Römer unter einem *vir bonus et prudens* verſtanden. „Die Vorzüge „des Körpers und Geiſtes, welche auf der einen Seite „Menſchen über das Thier erheben, und auf der an„dern Seite ihnen allen gemein ſind, ſo, daſs ſie ſich „in Abſicht derſelben nur dem Grade nach unterſchei„den, machen das Eigenthümliche der menſchlichen „Natur aus. Wer die Anlagen und Kräfte, die das Ei„genthümliche der menſchlichen Natur ausmachen, „verhältniſsmäſsig entwickelt, und nach Maaſsgabe „des Einfluſſes, den jede derſelben auf unſere Beſtim„mung hat, ausbildet, dem legen wir Humanität bey.“ Der Vf. laſst hier unbeſtimmt, ob Humanität der Gegenſtand eines *Erfahrungsbegriffes* oder einer bloſsen *Idee* ſeyn ſoll. Wenn er die Züge der Humanität hiſtoriſch ſchildert, und die meiſten aus dem griechiſchen Alterthume, beſonders aus dem Charakter des Sokrates und ſeiner edelſten Schüler entlehnt — und dies geſchieht in dem gröſsten Theile ſeines Buches —; ſo muſs man vorausſetzen, daſs dieſe Humanität ein wirklicher Gegenſtand der Erfahrung ſey. Sieht man dagegen auf die Grundmerkmale des Begriffes ſelbſt; ſo entdeckt ſich darinn etwas Idealiſches, welches kein wirklicher Gegenſtand völlig erreichen kann, und worauf nur das Beſtreben der Menſchen gerichtet ſeyn kann. — Beſſer als mit dem allgemeinen *Begriffe* kann man mit der *Schilderung* eines humanen Mannes zufrieden ſeyn, welche den gröſsten Theil der Schrift einnimmt, und manche treffende, ſchöne Züge in einer Manier darſtellt, die wir vielleicht ſelbſt mit dem Ausdrucke der Humanität am paſſendſten bezeichnen könnten. Hr. *D.* iſt nicht ohne Anlage, ein guter Schriftſteller zu werden; er verräth Kenntniſs, Beleſenheit, Beobachtungsgabe, und weiſs ſich mit Würde und gutem Anſtand, ohne ſchulgerechte Formeln

über seinen Gegenstand auszudrücken. Aber ein wenig mehr Schärfe der Begriffe und Bestimmtheit der Sprache, ein wenig mehr Gebrauch des philosophischen und selbst speculativen Geistes würde erfoderlich seyn, um seine künftigen Schriften für denkende Leser interessant zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Paris*, aus der Nationaldruckerey: *De l'huile de faine.* Par *J. A. Baudin*, deputé a la Convention nationale, etc., imprimé par ordre du comité de salut Public. An 3me de la R. (1794.) 22 S. 8.

2) *Paris*, in der Druckerey der feuille du cultivateur: *Instruction sur la recolte et l'extraction de l'huile de faine*; publiée par la commission d'Agriculture et des arts. An 3me d. l. R. (1794.) 32 S. 2 Kupf. 4.

Die Menge des Olivenöls, welches die südlichen Provinzen Frankreichs jährlich liefern, reicht doch, selbst in ergiebigen Jahren, zum inländischen Verbrauch bey weitem nicht zu; in den nördlichen Provinzen dieses Landes hat man daher seit undenklichen Zeiten verschiedene ölichte Saamen zum Oelschlagen angewandt, davon einige bey einer schicklichen Behandlung ein sehr gutes und zur Speise dienliches Oel gaben. In den vor uns liegenden beiden Schriften, davon die letztere durch die erste ist veranlasst worden, wird von der Einsammlung der Buchnüsse, und der Art, wie daraus das Oel zu erhalten ist, sehr umständlich gehandelt.

Der Vf. von Nr. 1) ist Deputirter eines Departements, in welchem das Buchöl von den Landleuten in grosser Menge verfertigt wird; der Hauptendzweck seiner Schrift zielt dahin ab, die Gewinnung dieses inländischen Products auch denjenigen Departementern zu empfehlen, wo die Menge der Buchen einen sehr einträglichen Gewinn jährlich darbietet, und das Einsammeln der Buchnüsse und die Verfertigung des Oels nicht viele Mühe kostet. Wenn das Buchöl mit der gehörigen Vorsicht verfertigt wird, giebt es dem besten Mandelöl nichts nach, wird nicht leicht ranzig, gewinnt sogar durch das Alter, und an einem kühlen Ort aufbehalten, ist es nach 6 — 8 Jahren noch vollkommen wohlschmeckend. Da diese Schrift zu einer Zeit erschien, wo man in Paris an mehreren unentbehrlichen Nahrungsmitteln grosen Mangel litte, so ertheilte das *Comité de salut public*, der zur Verbesserung des Ackerbaues und der Künste bestellten Commission den Befehl, eine umständliche Instruction zu entwerfen, worinn nicht nur die beym Einsammeln der Buchnüsse zu beobachtende Vorsicht, sondern auch die Auspressung des Oels selbst enthalten seyn sollte. Zugleich wurden verschiedene sachkundige Männer in die Departementer gesandt, die ausser der Instruction auch die zum Auspressen des Oels gehörigen Geräthschaften, so wie die Modelle der Oelmühlen, unentgeltlich austheilten.

Die Schrift Nr. 2. enthält daher alles, was der Titel besagt, genau und mit der gehörigen Deutlichkeit abgefasst. Zuerst vom Einsammeln der Buchnüsse, und der dabey zu beobachtenden Vorsicht. Am besten sey es, die Zeit abzuwarten, wenn durch den ersten eintretenden Frost die Buchnüsse abfallen. Durch das Schütteln der grösern Aeste könne zwar das Abfallen beschleunigt werden; aber dadurch fallen auch zu gleicher Zeit eine Menge unreifer Nüsse mit ab, die nur wenig, und überdem ein schlechtes Oel liefern. Das Schlagen mit Stangen und Knütteln wird durchaus widerrathen, weil dadurch die jungen für die Zukunft tragbaren Zweige beschädigt werden. Das Einsammeln muss, so viel möglich, bey trocknem Wetter geschehn; wo man Kinder und Weiber um geringen Lohn haben kann, sey das Auflesen mit den Händen vorzuziehn; doch kann man sich auch da, wo es die Beschaffenheit des Bodens zulässt, eines Besens bedienen, da denn die Buchnüsse durch ein Sieb von den Unreinigkeiten gesäubert werden müssen. Buchnüsse, die bey nassem Wetter gesammelt werden, erhitzen sich leicht, und das daraus gepresste Oel erhält einen scharfen Geschmack, und kläret sich nur sehr langsam. Dahingegen erhält sich die bey trocknem Wetter eingebrachte Frucht einige Jahre lang, wenn man selbige nur auf einen luftigen Boden zum völligen Austrocknen ausbreitet. Um gutes und vieles Oel zu erhalten, müssen die aus der Fruchtkapsel gefallenen Nüsse auch von der braunen Schale, und den filzartigen, den Kern unmittelbar bedeckenden, Häutchen gereinigt werden. An mehreren Orten in Frankreich, wo das Buchöl im Grossen von den Landleuten verfertigt wird, gab man sich bis dahin nicht die Mühe, die braune Schale von den Kernen zu trennen; das Verfahren tadeln die Vf., weil nach ihrer Bemerkung fast ein Drittel des Oels von der Schale eingesogen, und in dem Oelkuchen zurückbleibt, und selbst weder durch das Erwärmen desselben, nach dem stärksten Pressen zu trennen ist, also geradezu verloren geht. Wenn die Buchnüsse völlig trocken sind, lasse sich die braune Schale nebst einem grosen Theil des filzigten Häutchens durch den blosen Druck der Finger von dem Kerne trennen, da aber diese Manipulation nur im Kleinen anwendbar ist, so sey es weit besser, diese Frucht zwischen zwey, in der gehörigen Entfernung von einander gestellten Mühlsteinen, wie bey den Graupenmühlen durchlaufen zu lassen. Dass zu dieser Arbeit eine jede Art von Mühlen eingerichtet werden kann, wird zugleich beyläufig erinnert. Die auf diese Weise zerknirschten Schalen lassen sich zum Theil durch blosses Schwingen von den Kernen trennen; doch scheint den Vf. das von Duhamel vorgeschlagene Windsieb (*Tarare*) hiezu am bequemsten. Durch das Schütteln der Kerne in einem leinenen Sack kann man selbige zuletzt von den noch übrigen Theilchen des Filzhäutchens völlig reinigen.

Zum Zermalmen der Kerne wird hier eine gewöhnliche Stampf- oder Lohmühle vorgeschlagen, die zugleich nach allen ihren Theilen und Verhältnissen genau abgebildet ist. Vortheilhafter sey diese Arbeit, so wie selbige in den holländischen Oelmühlen gewöhnlich ist, da nämlich ein vertikaler Mühlstein auf einer steinernen mit einem erhabnen Rande versehenen Platte herumläuft, und den aufgeschütteten Samen zerdrückt. Der Reinlichkeit wegen würde, wie die Vf. meynen, eine eiserne Platte vorzuziehen seyn, auf welcher ein eiserner Cylinder sich im Kreise herum bewege. Beym Auspressen des Oels sey ein Zusatz von warmem Wasser nöthig, man erhalte dadurch ein besseres und mehreres Oel, als wenn man die zermalmten Kerne erwärme. Das Erwärmen könne indessen beym zweyten Pressen des Oelkuchens von Nutzen seyn, doch müsse man das zweyte Oel, weil es dadurch leicht einen etwas brenzlichten Geschmack erhalte, niemals mit dem ersten als dem feinsten vermischen. Die Oellade oder Presse ist auf der zweyten Kupfertafel mit allen Theilen abgebildet, unterscheidet sich aber von der in Deutschland hinlänglich bekannten durch keine besondre Einrichtung. Aus hundert Pfunden reiner Buchkerne hat man durch zweymaliges Pressen 13 Pfund Oel erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklarung der Hogarthiſchen Kupferſtiche*, mit verkleinerten, aber vollſtändigen, Copien derſelben von *E. Riepenhauſen*. *Dritte Lieferung*. 1796. VI und 368 S. 8. und von der dritten Lieferung der dazu gehörenden Kupferſtiche ein Heft von 8 Blättern in fol.

Mit Recht blieb der verdienſtvolle Herausgeber dieſer Erklärungen und Kunſtdarſtellungen ſeinem Grundſatze getreu, *Hogarth's* launigem Spotte gegenüber nie ernſthafte Moral predigen zu wollen, wenn er gleich hier, zwar nicht oft, aber doch öfter als vorher, in einem ernſthaften Tone reden muſste. Denn nicht weniger verbindlich ſchien ihm ein zweyter Grundſatz, ſich bey dieſen Erklärungen überall in einem Tone auszudrücken, den, nach einer gewiſſen Vorausſetzung, *Hogarth* ſelbſt würde gewählt haben, wenn er ſeine Satiren nicht gemahlt, ſondern geſchrieben hätte. Wo der Vf. ernſthaft redet, hat auch *H.* ernſthaft gezeichnet, und oft im hohen Grade; wenigſtens war es ſeine Abſicht. Auch kam dadurch mehr Mannichfaltigkeit in den Vortrag. Gegen ſich ſelbſt iſt er übrigens ſtrenge genug, um einige Wortſpiele, Gleichniſſe, Anſpielungen etc. wegzuwünſchen. Indeſſen wurde ja der Künſtler ſelbſt nicht ſelten durch die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeines Witzes etwas über die Gränzen der Nüchternheit der Kritik hinausgeführt; und ſo durfte auch ſein Erklärer nicht hinter ihm zurückbleiben. Weniger Ueppigkeit der Phantaſie und des Witzes wäre hier auffallender Mangel oder vorſetzlicher Eigenſinn und übel angebrachte Prüderie geworden. Nach Rec. Meynung iſt es die Manier des Vf. in ihrem ganzen Umfange, und mit allen dieſen kleinen Ueppigkeiten, die ihm zum Erklärer Hogarthiſchen Witzes in ſeinen Augen um ſo mehr Beruf zu geben ſcheint. Gerade die übertriebene Sittenziererey und der abſichtliche Moraliſtenton läſst die engliſchen Erklärer in ſo weitem Abſtande hinter unſerm Vf. zurück, der ihnen doch in der Kunſt, ächte und wirkungsvolle Sittenlehre, wenn auch zuweilen indirect, zu geben, ſo weit überlegen iſt, und das *ridendo dicere verum* ſo vollkommen und ſo wirkſam verſteht.

Die acht Kupfertafeln, welche diesmal geliefert und erläutert werden, ſind die, welche *Hogarth The Rake's Progreſs* überſchrieben hat; im Deutſchen: *Der Weg des Liederlichen*. Dies letzte Wort behielt Hr. *L.*, als bey dieſer Kupferfolge einmal gewöhnlich, bey, ob er gleich ſehr richtig bemerkt, daſs zwar jeder *Rake* ein *Liederlicher*, aber nicht jeder *Liederliche* ein *Rake* iſt. „Die *Liederlichkeit* hat ihre Gattungen, wie die „*Poeſie*, und, was ſonderbar iſt, auch faſt ähnliche. „Im Leben des *Rake* iſt durchaus etwas *Lyriſches*, (beſtimmter vielleicht noch etwas *Dithyrambiſches*) zumal „wenn man mit *Sulzer* den Charakter des Lyriſchen „in den Umſtand ſetzt, daſs durchaus leidenſchaftliche „Laune darinn herrſche, Vorſtellungskraft aber und „Verſtand etwas zufälliges ſey.“ Das Wortſpiel mit der Benennung des Vaters, *Rakewell*, von *to rake*, zuſammenſcharren, ging freylich im Deutſchen verloren; freylich aber iſt der Name hier nur eine erträgliche *Species* von einem Witz, wovon das ganze *Genus* nicht viel taugt.

So viel wäre zur Anzeige dieſer Fortſetzung genug; denn ihre umſtändliche Beſchreibung müſste auf jeden Fall verunglücken; in den kleinſten Nebenumſtänden, die der Auszug übergehen würde, giebt es gerade die ſchönſten Meiſterzüge des beobachtenden Scharfſinns und der feinſten Anwendung. Keiner Lobſprüche und Empfehlungen bedarf aber ein Werk, das für eins der trefflichſten Erzeugniſſe des Witzes und der Laune ſchon längſt allgemein anerkannt iſt. Einige unſrer Leſer, denen es noch nicht in die Hände kam, wiſſen es uns indeſs vielleicht Dank, wenn wir ihnen hier abermals durch einige ausgehobene Stellen einen Vorſchmack des ihnen neu bereiteten Vergnügens geben.

S. 61. „Seitdem die Boxkunſt zu den ſchönen „Künſten gehört, und von Leuten von Stande getrieben wird, ſagt man nicht mehr: der Mann iſt ein „*Boxer*, ſondern groſser *Pugiliſt*. Auch hat man ſchon „die Wörter *Pugiliſtic* und *pugiliſtical*. *Athletik* erinnert an groben Knochenbau; *Pugiliſtik* verträgt ſich „mehr auch mit Grazie in der Figur derjenigen, die „ſich mit der Athletik abgeben, und das Wort iſt bloſs „deswegen geprägt worden. An Beyſpielen von ähnlichen Fortſchritten der Sprache mit den Sachen ſelbſt, „fehlt es nicht. So hatte man gewiſs anfangs bloſs „gemeine *Filous*; als ſich aber Leute von Erziehung „mit dem Handwerke zu beſchäftigen anfingen, entſtanden die *Chevaliers d'induſtrie*.“ Wer denkt hier nicht an Leſſings Ricault, und an die Euphemismen ſeiner Sprache für das plumpe deutſche Wort *betrügen*? — Vortrefflich werden S. 180 ff. die Seitenhiebe erläutert, die *Hogarth* auf der vierten Platte in dem Beywerke der Hauptvorſtellung mit ungewöhnlicher Stärke und bitterm Muthwillen vertheilt. Z. B. „Rechter Hand hängt ein weiſses Schildchen an einem Hauſe „mit dem Namen *White* darauf. Dies iſt *White's* (Hn.

„Weifsens) berüchtigtes Kaffeehaus. — Dieſes iſt gera„de das Häuschen, dem zu Ehren der weiſse Blitz „dort oben ausgehangt iſt. *Daſs euch des Wetter da „drinnen!* will *Hogarth* ſagen; und wahrlich, die da „drinnen verdienen ſo etwas wie das Wetter. Es iſt „nämlich das Haus, wo oft der Werth von Rittergü„tern auf Einer Karte oder einem Paar Würfeln ſteht; „und iſt *der* fort, ſo folgen Häuſer; nach dieſen oft die „goldnen Hemdknöpfe, wovon man vor einigen Jah„ren ein berühmtes Beyſpiel hatte, und dann — „*Finis!* — Es iſt der Ort, wo Betteley und Ueberfluſs „in Einer Sekunde die Stellen wechſeln; die Quelle „tauſendfachen Unheils und Jammers, der Duelle, der „Verzweiflung, des unheilbaren Wahnſinns, der Raſe„rey und des Selbſtmords. Für dieſes Neſt hat *H.* ei„gentlich den Blitz mit dem Baſiliskenſchwanze berech„net. Warum er ihn nicht gerade in das Haus zum „Fenſter hinein, oder wiſſenſchaftlicher auf den hohen „Schornſtein, oder den *Blitz-Zuleiter*, die herausge„ſteckte Stange geführt hat?“ u. ſ. f Bey dem Worte *Blitz-Zuleiter* ſteht die Note: „Der Herausgeber begeht „hier keinen Anachronismus. Denn ob es gleich im „J. 1735 noch keine *Blitz-Ableiter* gab, ſo waren doch „die *Zuleiter* ſchon längſt im Gange.“ — S. 240. „Auf „der Geſetztafel hinter der Kleriſey des Orts (in der „Kirche, wo der Liederliche ſich trauen laſst) geht „ein ſtarker Riſs durch die zweyte Tafel, und nament„lich durch das *neunte* Gebot, unſer achtes: *Du ſollſt „kein falſch Zeugniſs reden!* Denn jene Kirche macht „aus unſerm *zweyten* Gebote *zwey*, und dafür aus un„ſerm neunten und zehnten, Eins. Aus dieſer ſchein„bar geringen theoretiſchen Abänderung entſteht für „uns nichts deſto weniger eine groſse Differenz in „Praxi. In England wird jedes Vergehen *in pto ſexti*, „wonach im gröſsten Theil von Deutſchland kein Hahn „kräht, unausbleiblich mit dem Galgen beſtraft; denn „da iſt es gegen den *Mord*. Dafür hängen wir aber, „wenn ſonſt nichts dazwiſchen kommt, die Verbrecher „gegen das *ſiebente*, da, nach dem dortigen Cours, der „Dieb ſeine Complice heirathen und hingehen kann, „wo er will.“ — Noch können wir unſern Leſern eine der Bemerkungen nicht vorenthalten, die nicht bloſs dem Witze und dem ſeltnen Scharfſinne des Vf., ſondern auch ſeinem Herzen zur Ehre gereichen. Daſs *Rakewell's* frühere Geliebte, *Sarah Young*, immer wieder erſcheint, und ſogar noch in ſeinem ſchrecklichen Zuſtande in Bedlam ihn beſucht, iſt etwas auffallend, und *Gilpin* findet dieſen Zug unnatürlich, und von der moraliſchen Seite tadelhaft. „Aber, ſagt unſer Vf. „ſehr ſchön, das Herz, das Herz — hat ſeine eigene „Methoden. *Wahre* Liebe, zumahl die eines ſanften, „aber ſtark fühlenden, weiblichen Herzens tilgt, wenn „ſie je getilgt werden kann, welches ich kaum glaube, „nur allein die Zeit in ſehr langen Terminen, ihr „Schickſal ſey übrigens, welches es wolle. Worinn „liegt alſo hier das Unnatürliche? Es würde der „menſchlichen Natur wenig Ehre machen, wenn eine „ſolche Liebe unnatürlich wäre. Aber das Tadelhafte? „Auch dieſes liegt denn doch wieder nur in der Ueber„tretung von kalten Lebensregeln, von denen eigent„lich das Herz nichts weiſs. Es wäre eine böſe Welt, „worinn nicht zuweilen noch ſo gefehlt werden könn„te. Aber freylich eine noch ſchlimmere, in welcher „liſtige Nachäffung des *nähmlichen* Vergehens eben die „Vergebung, oder gar das Mitleid fände, auf die bloſs „das Natur-Original Anſpruch machen könnte. So „hat es leider! die Kunſt in mehr als Einem Punkte den „Menſchen faſt verfänglich gemacht, natürlich zu ſeyn.“

1) Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Eduard der Waidmann.* Eine Erzählung zur nähern Kenntniſs des menſchlichen Herzens. 1794. 367 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Meyer: *Karl Reinhold*, eine Hofmeiſtergeſchichte, in zwey Theilen. 1795. 284 S. 8. (20 gr.)

3) Daſelbſt, b. Schneider: *Albert*, oder *Wirkung und Folge menſchlicher Leidenſchaften und Handlungen*, ein hiſtoriſcher Beytrag zur Volks- und Menſchenkunde. Erſter und zweyter Theil. 1795. 306 S. 8. (20 gr.)

4) Daſelbſt, b. Rein: *Das Räubermädchen*, von *H. W. C.* 1796. 350 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nr. 1. hat auch den Titel: *Die Tyranney der Liebe in wahren Erzählungen, zur nähern Kenntniſs des menſchlichen Herzens*, geſchrieben von *J. C. Siede.* Eine, in der Erziehung ganz vernachläſsigte, Gräfin verliebt ſich bey einem Spatziergang im Walde auf den erſten Anblick in einen Jägerburſchen, erklärt ſich ihm ziemlich deutlich, und beharrt in ihrer Liebe zu ihm, ob ſie gleich von ihm hört, daſs er ſchon eine Geliebte habe. Nachdem er als Wilddieb eingezogen worden, nachdem er ſogar ihren Vater ermordet, kann ſie doch nicht von ihm ablaſſen, und begeht um ſeinetwillen die ausſchweifendſten Handlungen, indem nicht ſowohl Liebe, als die raſendſte und ekelhafteſte Wolluſt ſie beſeelt. Sie tobt vor ſeinem Gefängniſſe, und droht ſich mit einem Meſſer zu erſtechen, wenn er ſie nicht erhört; ſie fällt vor ihm auf die Knie, und fleht um Gegenliebe; als ſie hört, ihre Nebenbuhlerin ſey ſchon Mutter von ihm, ſo ruft ſie aus: „Ach ſchön, wilder „prächtiger Junge, ich will Mutter von dir werden!“ — Das manntolle Geſchöpf iſt im Stande, zu ihrer Zofe von dem Jäger zu ſagen: „Seine Umarmungen müſſen „die Umarmungen eines Gottes ſeyn, wie ihn die Hei„den ſich dachten, er muſs einen erdrücken vor Lie„be.“ — Sie ſprengt einem Anbeter im Galop nach, und ſtürzt darüber vom Pferde, und auf der letzten Seite ſpringt ſie zum Fenſter hinaus, um den Jäger, der fort„geführt werden ſoll, zu umklammern. Aus Eitelkeit und Wolluſt unterhält ſie zu gleicher Zeit ein andres Liebesverſtändniſs mit einem Grafen, der ſo ſehr von ihr bethört wird, daſs ſie ihm ſogar ihre Empfindungen für den Jäger geſtehen darf, dennoch kehrt ſie immer wieder zu dieſen wilden Unmenſchen zurück. Monologen von ihr, und Excerpte aus ihrem Tagebuche, die ganz ſie als Furie darſtellen, unterbrechen öfters den Lauf der Erzählung. Ein würdiger Pen-

dant

Digitized by Google

dant von ihr ist eine Baronesse, die sich dem Grafen hatte aufdringen wollen, und, da sie von ihm verschmäht ward, nun auch in die niedrigste Wuth geräth. S. 267. fällt sie dem Baron in die Haare, balgt sich mit ihrer Nebenbuhlerin herum, wird mit der Hetzpeitsche bewirthet, und schlägt mit den Füssen wie ein unbändiges Pferd aus; sie bietet S. 288. einem Officier vergeblich ihre Gunst an, läuft mit dem Kopf wider die Wand u. s. w. — Grässlich ist die Todesart von dem Vater der Gräfin beschrieben: „Eduard, dies „sehn, den Grafen bey der Gurgel ergreifen, ihn auf „die Erde ziehen, einen Stein, der neben ihm liegt, „fassen, ihn in des Grafen Kopf schlagen, war alles „eins; er rief aus: da liege, du Bestie; trat den Gra„fen mit Füssen, und brüllte, dass alles zusammenlief." — Auf den ersten sechs Bogen ist ein gewisses unstudiertes *Paterchen* auf eine sehr überlästige Art eingemischt, das, wenn zwey Zeilen erzählt sind, in zwanzig Zeilen auf das fadeste rasonnirt; in der Folge sah es der Vf. selbst ein, dass die Erzählung durch solches beständiges Einfallen auf eine widrige Art aufgehalten werde, und liess das *Paterchen* verstummen. Die Vorrede verspricht noch mehrere Bände, und in einer Nachschrift wird versichert, dass im zweyten Theile die Geschichte der Gräfin erst noch recht interessant werden solle; allein das Publicum wird wohl an diesem Bande mehr als genug haben, und wünschen, dass die Gräfin schon am Schlusse desselben in ein Irrhaus gebracht worden wäre.

Zwar beginnt der Roman Nr. 2. damit, dass der altersloss, und von aller Unterstützung entblösste *Reinhold* durch einen glücklichen Zufall *Hofmeister* in dem Hause eines biedern Ministers wird, wo er den Grund zu dem Glücke seines ganzen Lebens legt: pädagogischen Inhalts ist aber darum das Buch doch nicht; das Hofmeisterleben dauert überhaupt nicht lang, und auch während demselben, im Haus des Ministers, auf Universitäten, und auf Reisen legt *Reinhold* nicht viel von seinen Talenten als Erzieher an den Tag. Es wird blos im Allgemeinen versichert, dass er sein Amt gut verwaltet habe, und seine Zöglinge nicht missrathen seyen, was man im Detail erfährt, besteht blos darinn, dass er sich fleissig mit ihnen divertirt, und dass einer von ihnen sich, so gut, als der Hofmeister, verliebt. Die Hauptangelegenheit bleibt beständig *Reinhold's* Liebe zu einem Madchen, das er aus den Händen gewaltthätiger Bösewichter errettet, um dessentwillen er durch die Rachsucht ihrer Verfolger ein paarmal in Lebensgefahr geräth, und das ihm endlich durch sie auf lange Zeit ganz entführt wird. Auf den Wanderungen, die er unternimmt, ihr nachzuspüren, wird er erst Recrut, und dann Kriegssecretär. Hier kommt es dem Vf. auf einige Unwahrscheinlichkeiten mehr oder weniger nicht an, um seinen Helden plötzlich die Geliebte wieder finden zu lassen, wo dann durch den Minister, der indessen gefallen war, um in seiner Macht noch höher zu steigen, die zum Heirathen nöthige Versorgung *Reinholds* leicht erhalten wird, auch findet sich der für verloren geachtete Vater desselben. So wohl in der Anlage, als in der Verwebung dieses Plans, der nur durch wenige, sehr unerhebliche Episoden unterbrochen wird, hat der Vf. seine Erfindungskraft in geringe Unkosten gesetzt. Da er auch seinen Liebenden keine Wärme einzuhauchen vermocht, und die andern Charaktere sehr nachlässig gezeichnet hat, (Schüler und Studenten, und ihre Sitten hat er noch am treuesten geschildert) so ist der Totaleindruck des Ganzen — Langeweile. Dazu gesellt sich noch Widerwillen, theils über die Mattigkeit in Stellen, wo der Vf. rühren will, theils über seine geschmacklose Spashaftigkeit, z. B. S. 8.: „Der Hund schüttelte seine al„ten grauen Haare, die schon seit neun Jahren einer „gewissen Art von Freycorps, welches, unter uns ge„sagt, bisweilen auch Detachements auf Fourage unter „unsre Damen beordern soll, zu einem Asyl gedient „hatten, weidlich unter einander," oder S. 14.: „Ich „bleibe bey meiner Meynung, und wenn man mich „bey lebendigem Leibe zu einem Fricassee für hungri„ge Orthodoxen machen wollte."

In Nr. 3. sind zu schauen: Kerker, Räuber, unvermuthete Rettungen, Verkleidungen, ein Sturz ins Wasser, wo man doch nicht ertrinkt, Flucht, Entführung, Duelle, Verwundungen, Entfernungen, Wiederfindungen, Verirrungen, Stürme, Seeräuber, Sklaverey unter den Türken, Wilde, Vergiftungen (wovon eine gelingt, zwey nur attentirt werden) Erdolchung und — Tod, reichliche Ingredienzien zu einer Wundergeschichte, die alle diejenigen ergötzen kann, die, unbekümmert um Wahrscheinlichkeit, Zusammenhang, Charakter und Vortrag nichts weiter verlangen. *Albert* ist undankbar genug; ein Frauenzimmer, der er die Erhaltung seines Lebens zu danken hat, und deren heftige Liebe gegen ihn er kennt, zu fliehen, und einer Unbekannten, die ihn auf den ersten Blick bezaubert, erst auf gut Glück, und auch dann noch, wie er weiss, dass sie in der Gewalt eines andern ist, nachzureisen. So wie er diese aufsucht, so verfolgt ihn jene auf seinen Wanderungen, ob ihr gleich seine Liebe zu der andern bekannt ist. Von diesen drey Personen verfehlen sich immer entweder die, die sich suchen, oder finden sich unerwartet diejenigen, die sich nicht finden wollten, oder werden die, welche froh sind, sich gefunden zu haben, durch böse Unfalle wieder getrennt, und so dauert die Jagd fort, bis der Tod des ersten Frauenzimmers, und des Mannes, der die andere tyrannisirte, der Geschichte ein bessres Ende macht, als *Albert* verdient. Er begeht Unbesonnenheiten, die ihm nicht zu verzeihen sind, er reist z. B. aus, um den Tod seines Vaters zu rächen, und vergisst dies dann ganz über seinen Liebeshändeln; er will eine Bedrängte entführen, und verschwatzt die beste Zeit mit ihr in einer Laube. Es wird zwar S. 18. behauptet, dass er in geistlichen und leiblichen Vollkommenheiten ein Meisterstück der Schöpfung sey, und S. 17. wird ein langes Register seiner Tugenden geliefert, aber in der Geschichte selbst sieht man nichts, als einen rasthen und ungestümen Jüngling. Wenn er in den ernstlichsten Situationen sich so ausdrückt, wie

Digitized by Google

S. 91.: „Glauben Sie eher Madam, dafs heute die „Erde untergeht, oder, dafs der Pabft Beherrfcher des „ottomannifchen Reichs werde, als dafs jemals mein „Eifer erkalten wird," fo kann man fich nichts Ungereimteres denken. Bey fo beftellten Sachen möchte dies Buch wohl eher im *engen Stübchen des Handwerkers*, als auf *Toiletten* und in *Mufeen* fein Glück machen. *Menfchliche Leidenfchaften und Handlungen* findet man hier um nichts beffer gefchildert, als in den alltäglichen Romanen; von *Völkerkunde*, die der feltfame Titel verfpricht, ift gar keine Spur vorhanden. Uebrigens ift noch ein zweyter Titel beygefügt, aus welchem erhellt, dafs das Werk auch als der *acht und dreifsigfte* Band der *neuen Originalromane der Deutfchen* verkauft wird.

Tyrannifche Edelleute, geile, verfoffene und geitzige Geiftliche, (wohl gar, wie in Nr. 4., einen Pfarrer, der am Ende Strafsenraub begeht) und ehrliche Räuber auftreten zu laffen, mit unter (wie in Nr. 4. S. 179. gefchieht) einige Ausfälle auf die Fürften anzubringen, das Unnöthige von manchem guten Herkommen in der bürgerlichen Gefellfchaft zu demonftriren, (wie in Nr. 4. S. 202. in Anfehung der prieflerlichen Trauung gefchehen ift) dergleichen Dinge find bey den neueften Romanenfchreibern fo ziemlich die Tagesordnung. Vermuthlich fchienen folche Sachen auch dem Vf. diefes Romans hinlänglich, um fein Buch in Lefegefellfchaften und Leihbibliotheken einzuführen, da er übrigens weder auf Plan, noch Ausführung fonderlichen Fleifs verwandt hat. Ein achtjähriger Bauernknabe, den ein rachfüchtiger Edelmann feinen Aeltern entführen läfst, geräth nach verfchiednen Abentheuern unter eine Spitzbubenbande, und macht hier fein Glück durch die Liebe eines Räubermädchens, deren Vater ihm ein grofses Vermögen hinterläfst, womit er fich von der Bande entfernt, und (ob es gleich fonft heifst, ungerecht Gut gedeihet nicht) ein glückliches und bequemes Leben führt. Entführungen über Entführungen, Nachftellungen und Lebensgefahren, wovon die ärgften fich gerade am Hochzeittage ereignen müffen, Erkennungen auf Erkennungen, Wiedervereinigung mit der Geliebten im Kerker, kurz, die gewöhnlichen Arten des romantifchen Wunderbaren werden gehäuft, ohne im geringften auf Wahrfcheinlichkeit zu fehen. Wie unwahrfcheinlich ift es z. B. dafs *Peter* von feiner Verirrung zu den Räubern an bis auf feinen Hochzeittag nicht eher, als S. 219. fich feiner Aeltern erinnert! Viel Ueberflüfsiges wird eingemifcht, um das Werk zu dehnen, z. B. die Briefe S. 52., oder die fogenannten Pasquille in Verfen S. 254. In der Ausführung hat der Vf. nicht auf die rührenden Situationen, die er nicht zu bearbeiten im Stande war, fondern auf burleske und groteske Schilderungen gerechnet, in denen er oft ganz bis zum Pöbelhaften herabfinkt, und durch dergleichen Einfälle, wie, wenn S. 17. einer *Sapperment* für *Superintendent* fagt, zu beluftigen glaubt. Dafs die Moraliften fo eifrig darauf dringen, die Jugend vor Romanenlectüre zu bewahren, ift kein Wunder, wenn ihnen Romane, wie der gegenwärtige, in die Hände fallen. Diefer Vf. läfst S. 161. feine Liebenden (an dem Tage, wo der Vater der Geliebten begraben worden) ungetraut zufammen zu Bette gehn, und findet dies deswegen nicht ftrafbar, weil beide fich mit Umarmungen begnügt hatten. „Man könnte zwar (fährt er fort) einwenden, dafs „ich dies nicht behaupten könne, weil ich doch nicht „bey ihnen gewacht, allein ich wende dagegen ein, „dafs man nie Folgen diefes nächtlichen Beyfchlafes be„merkt habe, welche doch bey folchen gefunden feuri„gen Leuten nicht unterblieben wäre; und den fchelte „ich einen Böfewicht, der fagen wollte, dafs fie mit „geheimen buhlerifchen Künften bekannt gewefen wä„ren. Ich bin felbft mit einem folchen Paare bekannt, „die, wenn fie verreifen, gewöhnlich im Bette zufam„menfchlafen, ohne dafs fie fich fo weit vergäfsen, „und fich ins Unglück durch ausfchweifende Begier„den ftürzen follten!" Welch ein Lehrer der Jugend. Ueberhaupt ift kein Grund abzufehen, warum man die Fortfetzung wünfchen follte, womit uns der Vf. S. 347. bedroht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Quedlinburg*, b. Ernft: Beantwortung der Frage: *Worauf gründet fich das Strafrecht des Staats?* nebft einigen Folgerungen daraus fürs Criminalrecht. — Von *Johann Martin Chriftian Gottfchalk*, fürftlicher (m) fchwarzburgifch-fonderhäufifcher (m) Commiffionsfecretär. 1796. 47 S. ohne die Vorrede 8. — Das Strafrecht gründe fich, fagt der Vf., auf den bürgerlichen Verein, vermöge deffen die Bürger fich zum Zwecke des Staats auch gewiffen finnlichen Abfchreckungsmitteln unterworfen hätten. Diefe Ausführung fowohl als die Widerlegung andrer Gründe und Anwendung auf Wucher, fleifchliche Verbrechen, Religionsverbrechen, Selbftmord, und Todesftrafen ift fo oberflächlich als möglich. Sollte ja der Vf. diefe Schrift bey einer Prüfung in einem verfchloffenen Zimmer ohne Bücher fchnell aufgefetzt haben, wie man wohl fonft Chrien ausarbeiten mufste; fo könnten wir noch einige Rückerinnerungen aus Lehrvorträgen und Lectüre daran loben. Auferdem aber wüfsten wir keinen Stoff zum Lobe aufzufinden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Julius 1796.

LITERARGESCHICHTE.

HALLE, b. Kümmel: *Ueberſicht der Geſchichte der Univerſität zu Halle, in ihrem erſten Jahrhunderte, von Johann Chriſtian Förſter*, Königl. Preuſſ. Kriegs- und Domainen-Rath und Profeſſor auf der Friedrichs-Univerſität. 1794. 17 Bog. gr. 8.

Obgleich die Univerſität Halle ihr zurückgelegtes erſtes Jahrhundert, wegen der fortwährenden Kriegsunruhen, nicht feyern durfte; ſo wurde ſie doch dafür durch die Theilnehmung des ganzen gelehrten Deutſchlands, und durch einige würdige ſchriftliche Denkmäler, ihrem blühenden Alter gewidmet, vollkommen ſchadlos gehalten. Unter dieſe letztern gehört auch gegenwärtige Schrift. Hr. *F.* ertheilt zwar nur eine Ueberſicht der wichtigen Veränderungen in allen Wiſſenſchaften, welche durch dieſe hohe Schule gewirkt worden ſind, und überläſſt es andern, genau zu zeigen, wie viel ihr jeder Theil der Gelehrſamkeit zu danken habe. Allein der Stoff zu dieſer Entwickelung liegt ſchon in ſeinem Buche; auch hat er ein allgemeines, zwar längſt bekanntes, aber dieſer Univerſität zu einem beſondern Vorzuge gereichendes Reſultat aus den beygebrachten Nachrichten gezogen: daſs ſo vieles Gute und Unvergeſsliche, welches auf ihr und durch ſie geſchehen iſt, gröſstentheils der vernünftigen Freyheit im Denken und Schreiben beyzumeſſen ſey, (welche auf derſelben zuerſt unter allen Univerſitäten, und in einem höhern Grade, hergeſtellt worden iſt, als ſelbſt die von den Reformatoren eingeführte, aber wieder unterdrückte Geiſtesfreyheit nicht erreicht hatte.) Zwey Anmerkungen ſchickt er noch voraus, damit man den Geſichtspunkt nicht verfehle, den er ſich vorgeſetzt hatte. Mit der einen wird jedermann einſtimmig ſeyn, daſs man bey Beurtheilung der Verdienſte einzelner Gelehrten und Lehrer beſonders auf die Zeiten ſehen müſſe, zu welchen ſie lebten; daſs die Verdienſte der erſten Vorgänger gröſser ſind, als ihrer Nachfolger, wenn gleich dieſe weiter gekommen ſind, daſs aber gleichwohl akademiſche Lehrer ſehr tadelnswürdig ſind, wenn ſie nicht mit den Gelehrten ihrer Zeit Schritt halten, und ihre Zuhörer nicht mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften bekannt machen. Bey der zweyten Anmerkung, ſo richtig ſie im Ganzen genommen iſt, möchte man doch verſucht werden, einige nicht blos willkührliche Zuſätze zu machen. „Die Beſtimmung eines Lehrers auf Univerſitäten, ſagt Hr. *F.*, iſt die Grundſätze und das jetzt Bekannte, kurz das Syſtem ſeiner Wiſſenſchaft, ordentlich, lichtvoll, gründlich, und den Abſichten ſeiner Zuhörer gemäſs, ihnen vorzutragen. Dazu wird nun keineswegs erfodert, daſs er ein Erfinder neuer Wahrheiten, und ein Erweiterer ſeiner Wiſſenſchaft ſeyn müſſe. Wenn er dies wirklich iſt, ſo iſt er in der That mehr als ein akademiſcher Lehrer; er hat *opera ſupererogationis*, und er arbeitet nicht blos für ſeine jungen Zuhörer; ſondern für die Wiſſenſchaften ſelbſt und für ihre Erweiterung. Auf einer anſehnlichen Univerſität und in einem beträchtlichen Zeitraume, ſind vermuthlich unter einer Geſellſchaft von Gelehrten auch ſolche, die wirklich mehr geleiſtet haben, als von ihnen, als akademiſchen Lehrern, mit Recht gefodert werden kann. Aber der Regel und der Erfahrung nach, wird es immer mehrere gute und verdienſtvolle Lehrer geben, die bey dieſen ihren Verdienſten doch nicht eben etwas neues erfinden, nicht die Wiſſenſchaften wirklich erweitern, oder doch von ihnen unbekannte Aufklärungen geben, als ſolche, die auch dieſes leiſten. Ja vielleicht iſt ein ſolcher groſser Gelehrter und Erweiterer der Wiſſenſchaften nicht eben ein guter und vorzüglicher Lehrer für junge Leute," u. ſ. w. Hier könnte man nun gar wohl einen ſtarken Schritt weiter gehen, und behaupten, es ſey Beſtimmung und Pflicht des akademiſchen Lehrers, ſo weit es nur ſeine Gaben, Hülfsmittel, und andere Umſtände erlauben, ſeine Wiſſenſchaft zu vervollkommen und zu erweitern. Denn wer hat mehr Veranlaſſung und Aufforderung dazu, als er, der ein ganzes Leben hindurch ihre Grundſätze und Lehren unterſucht; ihre Lücken und ſchwachen Seiten ſo leicht entdecken kann; in ihrer Geſchichte ſelbſt, die er hauptſächlich ſtudieren muſs, wird er Reizungen dazu finden. Der Geſchäftsmann hingegen benützt die vorhandene Theorie ſo leicht und geſchwind als möglich, ohne daſs er Zeit hätte, erſt ihre Feſtigkeit zu prüfen. Und warum ſollte zweytens dieſe natürliche Obliegenheit des akademiſchen Lehrers nicht mit ſeinem Amte vereinbar ſeyn? ſie flieſst ſogar aus der Beſtimmung deſſelben. Denn ſoll er ſich denn ein ganzes Menſchenalter hindurch mit ſeinen Zuhörern blos innerhalb dem Kreiſe des Bekannten, wiederholend herumdrehen? ihnen keine neue Ausſichten und Wege zu neuen Verdienſten um die Wiſſenſchaften öffnen? Selbſt die ächte Methode zu ſtudiren — und was lernt ſein Zuhörer im Grunde mehr auf Univerſitäten, und was kann er vielmehr lernen? — muſs ihm dazu dienen, denſelben zur Verbeſſerung und Vervollkommnung ſeiner Wiſſenſchaft Anleitung zu geben. Daſs ſehr viele akademiſche Lehrer dieſes nicht zu thun verſtehen, und ihre einmal ausgearbeiteten Collegienhefte bis an ihr Ende, mit dem oft zweydeutigen Ruhm nützlicher Docenten, ableſen, iſt freylich der Er-

Digitized by Google

fahrung gemäfs; läfst ihnen aber keinen Anſpruch an den Namen ſelbſtdenkender Gelehrten übrig. Ja, ſelbſt den groſsen Erfinder, und den Verbeſſerer herrſchender Mängel, Vorurtheile und Irrthümer, (der weit öfter als jener vorkommen mufs,) kann dieſe höhere Eigenſchaft nicht hindern, ein gemeinnützlicher Docent zu werden, wenn er nur die wahre Lehrart verſteht. Wir legen dieſe Gedanken dem Vf. ſelbſt zur Beurtheilung vor. Er iſt gewifs darinn mit uns einig, dafs die würdige Geſchichte einer Univerſität nicht in den Nachrichten von ihren Docenten beſtehe, welche das jedesmal herrſchende Syſtem der Wiſſenſchaften ihren Zuhörern geſchickt eingeflöſst haben, ſondern in der Berechnung des Gewinns, den die Gelehrſamkeit von einer ſolchen Geſellſchaft ihrer einſichtsvollen Verehrer gezogen hat.

Die Perioden, nach welchen der Vf. die Ueberſicht dieſer Geſchichte dargeſtellt hat, ſind von den Regierungen hergenommen, weil jede derſelben gleichſam andere Grundſätze in Anſehung dieſer Univerſität angenommen hat, nach denen ihre Angelegenheiten geordnet worden ſind; nach den Veränderungen aber der Wiſſenſchaften ſie anzugeben, gröfsere Schwierigkeiten hatte. Vielleicht hätte doch der Mittelweg getroffen werden können, dafs die Geſchichte in Zeitalter getheilt worden wäre, deren jedes von den recht charakteriſtiſch für daſſelbe gewordenen Gelehrten benennt würde; wie z. B. das erſte das Zeitalter des *Thomaſius*, *Sam. Stryck*, *Breithaupt*, *Hofmann*, *Stahl* und *Cellarius*, u. ſ. w. Bis S. 34 wird die Veranlaſſung und erſte Einrichtung der Univerſität beſchrieben, welche anfänglich mit allen ihren Officianten, auch Sprach- und Exercitienmeiſtern, jährlich wenig über 5000 Rthlr. koſtete. Als nachher mehrere Lehrer angeſetzt wurden, (der ordentlichen waren zur Zeit der Einweihung nur elf,) und der gar zu geringe Gehalt der meiſten von den zuerſt angeſetzten nicht mehr hinreichen wollte: wurde der Etat nach gerade auf 7000 Rthlr. geſetzt: und dieſer iſt bis zum J. 1786 geblieben. In der *erſten Periode*, vom J. 1694 bis zum Tode des Stifters im J. 1713, (bis S. 73) hatte die Univerſität mehr erbauliche Prediger, als gelehrte Theologen; doch wirkten jene vieles Gutes in der lutheriſchen Kirche überhaupt. *Cellarius* aber konnte mit ſeinen feinen humaniſtiſch-hiſtoriſchen Kenntniſſen vor keiner der beiden herrſchenden Parteyen, der *Strykiſchen* und *Thomaſiſchen*, aufkommen; er pflegte von ihren Anführern zu ſagen: *Jus, jus, jus, et nihil plus!* Auch die ſpeculative Philoſophie galt noch wenig; *Buddeus*, der die praktiſche bearbeitete, wurde von den Theologen nach Jena fortgeſchoben, weil er ihnen zu gelehrt war. Glücklicher lehrte *Hofmann* die Naturkunde, und mit ihm, obgleich auf einem etwas verſchiedenen Wege, die Arzneygelehrſamkeit *Stahl*. *Ludwig* fieng ſchon an, die hiſtoriſche Methode zu verbeſſern. Wie viel die Rechte *Thomaſius* und *Stryken* zu danken haben, iſt bekannt. Schon wurde auch das theologiſche Seminarium geſtiftet. Mit der *zweyten Periode*, vom J. 1713—1740, unter der Regierung *Friedrich Wilhelms I*, wurde die Anzahl der Lehrer übermäfsig vermehrt; davon aber manche gar keinen, oder nur einen ſehr geringen Gehalt genoſſen. *Heineccius* brachte nun die Rechtswiſſenſchaft durch mehrere Hülfswiſſenſchaften in Aufnahme. Für *S. P. Gaſsern* wurde die erſte Profeſſur der Oekonomie und der Cameralien geſtiftet. *Thomaſius*, deſſen Verdienſte hier ausführlich gezeichnet werden, ſtarb im J. 1728; und nun pflanzten *Ludwig*, *Gundling* und *Böhmer* gründliche Rechtsgelehrſamkeit noch weiter fort. Die erſtern beiden wurden zugleich immer nützlichere Lehrer und Schriftſteller für die Geſchichte. Die berüchtigte *Wolfiſche* Scene, und das Schickſal ſeiner Philoſophie. *Joh. Heinrich Schulze*, der vielfache gelehrte Kenntniſſe mit ſeinen mediciniſchen verband. *Wideburg*, verdient um die Münzwiſſenſchaft; ſo wie *C. B. Michaelis* um die morgenländiſche Literatur. Auftritt der beiden Philoſophen *Baumgarten*; ihre Wirkſamkeit für Philoſophie überhaupt, beſonders für die *Wolfiſche*. *Siegmund Jacob* machte aber als Lehrer der Theologie ſeit dem J. 1732 eine neue Epoche; da hingegen der für künftige Prediger ſo nützliche *Rambach* von ſeinem eigenen Schwiegervater *Joach. Lange* nach Gieſsen befördert wurde. Manches geſchah ſonſt in dieſer Periode nach dem Willen des Königs, worüber die Univerſität und das Obercuratorium ganz andrer Meynung waren. Die *dritte* und *vierte Periode* begreifen *Friedrichs II* Regierung in ſich; die aber der Vf. in zwey Hälften, (1740—1765, und 1765—1786) getheilt hat. *Reinbecks* thätige Sorgfalt für die Univerſität nach dem Auftrage des Königs. *Wolfs* Zurückberufung. *Georg Friedrich Meier* commentirt über des Frankfurter *Baumgartens* philoſophiſche Lehrbücher mit gemeinnützlicher Popularität. Der Verluſt eines *Ludwig*, *Böhmer*, *Heineccius*, *Hofmann* und *Schulze* wurde freylich nicht völlig erſetzt. Auch lagen die Humaniora im groſsen Theil dieſer Periode gänzlich in Verfall. Doch beförderte *Baumgarten* den Forſchungsgeiſt, bey aller ſeiner Behutſamkeit, ungemein: und ſein groſserer Schüler *Semler* übte ihn ſeit dem J. 1753 als College deſſelben, deſto freyer und glücklicher. *Büchners*, *Nettelbladt* und *Krügers* Verdienſte. Wir übergehen die neuern Veränderungen, und die merkwürdigen, zum Theil noch lebenden Männer, welche dazu das meiſte beygetragen haben; auch die *fünfte* und neueſte *Periode*, ſeit dem J. 1786, eben weil alles dieſes zu neu und bekannt genug iſt. Doch dürfen wir es nicht ganz unberührt laſſen, dafs die Univerſität unter der jetzigen Regierung dem geweſenen Kanzler *von Hofmann* viel zu danken habe; dafs ihr botaniſcher Garten einer der groſsten auf einer deutſchen Univerſität geworden iſt; auch die Anlegung einer Sternwarte, eines Naturalienkabinets, eines philologiſchen Seminariums, u. dgl. m. die ihr eben ſo ſehr zur Zierde als zum Vortheil gereichen. Viele einzelne Bemerkungen, charakteriſtiſche Züge und Anekdoten machen dieſe Schrift durchaus unterhaltend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vieweg; *Ueber Genf und den Genfer* von *Chriſtian Auguſt Fiſcher*; mit einer (ſo ſchön als

Digitized by Google

als wahr dargeſtellten) *Anſicht von Genf.* 1796. 180 S. 8.

Dieſes Buch, deſſen Aeuſseres zugleich ſehr empfehlend iſt, hat in dem Rec. ſo viele angenehme Erinnerungen rege gemacht, und ihn hingegen über den jetzigen Zuſtand von Genf ſo gerührt, daſs er, wenn er ſeinem Gefühl folgen wollte, über jeden Abſchnitt ſehr ausführlich ſeyn müſste. Er kann ſich jedoch mit dem Zeugniſſe begnügen, daſs die Zeichnung richtig iſt; daſs ſie allen Unterricht giebt, welchen man erwarten kann, und daſs das Buch eine eben ſo lehrreiche als unterhaltende Lectüre gewährt. Die Miſchung der dargeſtellten Gegenſtände iſt auch ſehr glücklich, weil ſie wechſelsweiſe zeigt, was die Natur und die vorige Cultur aus dieſem Lande gemacht, und in welches Verderben es durch die letzte Revolution verſunken iſt. In der That verdienten die vorigen Aenderungen an der Verfaſſung nicht, Revolutionen zu heiſsen, wenn man die nur bald etwas mehr demokratiſche, bald etwas mehr ariſtokratiſche Miſchung der Conſtitution mit einer Umwälzung vergleicht, wodurch Wohlſtand, Cultur, Polizey, und was immer den geſellſchaftlichen Zuſtand empfehlen mag, gleich viel gelitten haben.

Man wird hie und da die Schreibart etwas geziert, und den Ausdruck der Empfindung beym Anblicke der ſchönen Natur zu ekſtatiſch finden, weil die Gegenſtände nicht immer dieſem Land eigen ſind, und nicht überall durch auſserordentliche Züge den hohen Schwung der Sprache rechtfertigen. Indeſſen entſchuldigt den Vf. in den Augen des Rec. der Umſtand, daſs wirklich die ganze Anſicht der Gegend höchſt überraſchend und ſo hinreiſsend iſt, daſs, wer nie zuvor ſolche Gegenſtände ſah, dadurch gefeſſelt werden muſs, und denn freylich manches mit bewundert, was er anderswo, nur nicht als Theil eines ſolchen Ganzen, eben ſo wohl hätte ſehen können.

Wir wollen nun einzelne Stellen ausheben. In der ſogenannten Chronik S. 6 iſt vieles nicht richtig, was aber zu weitläuftig zu entwickeln wäre. S. 8. iſt ein guter Auszug aus Sauſſure's Memoire über Bonnet, mit welchen Trembley's ausführlichere Arbeit hätte verglichen werden können. Bonnet ſelbſt hat ſein Leben beſchrieben; Rec. las davon die Jugendjahre; die Schilderung iſt umſtändlich, aber pſychologiſch wichtig: dieſes Manuſcript ſollte billig gedruckt werden. Es geht wenigſtens bis 1754. Um dieſe Zeit fängt Bonnets Correſpondenz mit Hallern an, welche bis den 4 Dec. 1777 (Haller ſtarb am 12 Dec.) wöchentlich fortgeſetzt worden, und für die Geſchichte des Geiſtes und der Arbeiten dieſer Männer, ſo wie für die Literatur, von der Haller einen ſo groſsen Theil umfaſste, höchſt intereſſant iſt. Sie würde bey Bonnets Leben herausgekommen ſeyn, wenn man nicht geglaubt hätte, daſs Haller dabey verlieren würde. Rec. hat dieſe Briefe meiſt alle geleſen, und kann nicht läugnen, daſs H. darinn zwar überall als Mann von Genie Scharfſinn, Witz, Rechtſchaffenheit und groſsen Kenntniſſen und als vortreflicher Epiſtolograph erſcheint, aber auch mit allen ſeinen Vorurtheilen gegen Ungläubige, gegen ganze Völker und Secten und einzelne Antagoniſten. Indeſſen können ſolche Schwächen nur dem auffallen, der ſich groſse Namen als Ideale, nicht als Menſchen, denkt, und in ihrer Geſchichte ein Exempelbuch, nicht eine treue Darſtellung, ſucht. Es iſt ſchädlicher als man glaubt, daſs in dem Leben berühmter Männer ſo manches verhehlt wird; wie kann die Geſchichte eine Schule der Menſchenkenntniſs werden, wenn ſie den Menſchen nicht zeigen darf wie er iſt? S. 19 möchte Rec. etwas zu Gunſten des *Lago maggiore* anführen, der gegen den lemaniſchen zu ſehr herabgeſetzt wird; ſeine Ufer ſind, beſonders von Palenza und von den Borromeiſchen Inſeln Südwärts, doch nicht weniger maleriſch; und wie rein iſt der Spiegel ſeiner Fluthen! welche Mannichfaltigkeit bieten ſeine Ausſichten dar. S. 26 iſt ein kleiner Fehler: Nicht der Arzt Tronchin war Beſitzer der *Delices*, ſondern ein, im 93ſten Jahr ſeines Alters noch lebender liebenswürdiger Greis dieſes Namens, deſſen Gemählde ſammlung die Ruſſiſche Kaiſerin gekauft hat. Die Seebäder ſind ſehr gut beſchrieben. Eben ſo die Kleidungsart des ſchönen Geſchlechtes, und die Waſſerkunſt. Babet's Erinnerung S. 66 wird für des Vf. Herz einnehmen; und für ſeine Lebensphiloſophie die jetzt ſo nöthige Empfehlung von Frohſinn und verſtändigem Leichtſinn, S. 83. Wahr und maleriſch iſt Soulavie geſchildert. Leider beſtätigen viele Erfahrungen auch das Urtheil über Senebier. Die Apotheoſe Rouſſeau's vor dem Hauſe, wo er gewohnt, iſt gut erzählt. Richtig iſt, oder war vielmehr, was von Sauſſure vorkommt; nur hat der Fall ſeines Vaterlandes, verbunden mit dem Ruin ſeines eigenen, ſonſt ſo blühenden Wohlſtandes, und mit ſchweren Krankheiten, die Tage des verdienſtvollen und braven Mannes ungemein verdüſtert. Eben ſo wahr iſt, was von Bourrit geſagt iſt. Hr. *F.* wäre geneigt, ein Werk *über die Alpen nach Bourrit* heraus zu geben. Dies iſt ſehr gut, wenn er ſelbſt in den Alpen war, wo nicht, ſo iſt zu wünſchen, daſs er wenigſtens ſorgfältig die Berichte kaltblütigerer Männer vergleiche: denn einem ſo warmen Kopf iſt nicht ganz ſicher nach zu erzählen, wenn man ihm nicht nachgereiſet iſt. Die *Cercles* und *Coteries* ſind S. 128 und 134 beſchrieben; Rec. hätte eine Vergleichung mit den Geſellſchaften in Lauſanne und Neufchatel gewünſcht: Frohſinn war nie ſehr das Antheil der Genfer; ihr Sinn ging in allem auf das Speculative, vollends beym Emporkommen des Partheygeiſtes; liberale Offenheit fehlte. Aber dieſe Miſsſtimmung wird durch den Einfluſs der Staatscriſe nun überall merkbar. Die Volksmenge dieſes Bezirks von 3½ franz. Q. Meilen wird auf ungefähr 35000 Seelen angegeben. Der Ertrag der Uhrenfabrik S. 157 auf eine Million (vermuthlich Livres; es hätte genauer angegeben werden können, auf welche Periode dieſes eigentlich paſst). Eben ſo wenig wird (das erinnert Hr. *F.* ſelbſt) von den jetzigen Zeit gelten, was S. 158 ſteht: es ſey gewiſs, daſs die Genfer jährlich bis acht Millionen aus Frankreich, bis 13 aus *Holland* und England an Renten ziehen. Rec. zweifelt, daſs in den neuern Zeiten die Proportion überhaupt ſich ſo

Digitized by Google

verhielt. S. 165 ist ein historischer Fehler; Es war nie ein Zeitraum, wo nach den Bischöfen die Herzoge Savoyens über Genf anerkannte Herrschaft ausgeübt hätten. Die wirklich sehr guten Stellen, welche von der neuesten Revolution handeln, sind S. 50. 54. 59. 61. 77. 79. 84. 102 f., 114. 150. 158. hauptsächlich zu finden. Claviere, der auch zuvor viel Unglück gestiftet, gab der Vaterstadt eigentlich diesen letzten Stofs, und erwarb hiedurch eine Stelle unter den (wenn schon nicht deswegen, doch) *mit Recht guillotinirten*. Die Revolution war das Werk weniger Stunden, und eigentlich Triumph des Pöbels (*de la lie du peuple* S. 54.) Die lächerliche Nationalversammlung zu Genf ist gut geschildert; sie hat unter andern *vollkommene Neutralität* decretirt. Eben so abgeschmackt ist der Clubb. S. 79. Solche Dinge sind Farcen nach dem grofsen Schauspiel. Schreckliche und schmähliche Tyranney sogenannter *Marseillois* S. 84. Es rührte den Rec. tief, die einst so gesittete, so freye und glückliche Stadt so gesunken zu sehen. Es ist lehrreich zu lesen, wie die Genfer bey dem allem, was sie thaten und litten, von ihren mächtigen neuen Bundesgenossen doch nicht viel besser als Feinde behandelt werden. Der Schrecken und die Comödie von Vertheidigungsanstalten 1792. Der Eifer gegen das Wort *Monsieur*. Der allgemeine Verfall (S. 114. 150. u. 158). Bey alledem fiel es Rec. auf, wie viel man als eine gerechte Widervergeltung für den unglaublich grofsen Antheil ansehen mufs, welchen die spitzfindigen unruhigen Genfer Demagogen seit langer Zeit an der Verbreitung der sophistischen Theorien hatten, durch welche Frankreich und ein grofser Theil von Europa in die gegenwärtige fürchterliche Zerrüttung gekommen ist. Sie zuerst haben gelehrt, über stille Zufriedenheit und gesunden Mutterwitz hinaus in die luftigen Regionen unhaltbarer Systeme, deren eines das andere verscheucht, sich zu versteigen. Nicht so ihre alten Freyheitsstifter, noch die der Schweiz oder Holland, welche mit möglichst wenigem Lärm und aller thunlichen Schonung des Privateigenthums und der alten Einrichtungen nur die drückenden Mifsbräuche besserten, und, da sie gezwungen wurden, sich unabhängig zu machen, auf Gott, Cultur und Sitten ihre unschuldigen Verfassungen gründeten.

Leipzig, b. Böttcher: *Abbildungen verschiedener Landschaften und Städte des Alterthums.* Eine Beylage zu der Vorstellung der Schauplätze berühmter Begebenheiten. 1795. 38 S. 4. mit fünf Kupfern. *Zweyte Beylage*; 42 S. mit 4 K.

Da der Charakter dieses Werks aus dem, welchem es zur Beylage dient, schon bekannt ist, so mag die Anzeige der vorgestellten Städte und Länder hinreichen: Das Land um den Jordan; das um den Nil; das um die Tiber; die Städte Ephesus, und Antiochia in Syrien; Aeolien, Jonien, Dorien; Halikarnassus; Rhodus; Miletus. Die Abbildungen geben einen deutlichen, sehr anschaulichen, Begriff. Die Erklärungen sind hinreichend. Hin und wieder wäre letzteren etwas mehr Genauigkeit zu wünschen: wie B. I, S. 26 f. der Chronologie und Geschichte des Dianatempels. Τρουσια, B. 2, S. 13 war nicht für ein Verpflegungshaus alter Leute, sondern für die Versammlung des Rathes zu nehmen. Man kann dem Ausdruck und den nicht seltenen Widersprüchen einige Eile abmerken; so wie aus anderen Proben erhellet, dafs der Vf. sehr wohl etwas vollkommneres hätte liefern können.

Als neue Auflage ist erschienen;

Schleswig, b. Röhs: *Karl von Elendsheim oder Sinnlichkeit und Philosophie.* Von *H. v. Hedemann.* N. Auflage. 1 Th. 1796. 296 S. 2 Th. 235 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Sondershausen*, b. Rühl: *Predigt* am zweyten Pfingsttage in der Stadtkirche gehalten, und *auf gn. Befehl Sr. hochfürstl. Durchlaucht, des Prinzen Albrechts*, in Druck gegeben von *G. C. Cannabich*, Kirchenr. und Superintendent. 1796. 45 S. 8. Die ruhmwürdige besondere Veranlassung dieses Abdrucks einer Predigt *über die grofse Pflicht sich und andere in der Religion möglichst aufzuklären* macht eine Zeitschrift, welche sonst für die Anzeige einzelner Predigten nicht leicht Raum hat, auf die gegenwärtige vorzüglich aufmerksam. Die Behandlung dieser wichtigen, so vielfach miskannten, Materie ist durchaus so überzeugend und aufrichtige Begriffe gegründet, dafs sie einer solchen auszeichnenden fürstlichen Empfehlung zur Aufmerksamkeit unstreitig würdig war. Es wird sehr deutlich angegeben, was Aufklärung und besonders Religionsaufklärung sey, warum sie also für jeden gegen sich und andere Pflicht und über die gewöhnlichen Verläumdungen mancher Schreyer und Heuchler erhaben bleibe. Der Vf. spricht bey all seiner Behutsamkeit, als ein freymüthiger Mann, welcher selbst manche wunde Stellen zu berühren und das einzig wahre Mittel dafür beym Namen zu nennen keinen Anstand nimmt. Eine solche Aufrichtigkeit, die besonderste Pflicht des öffentlichen Religionslehrers, darf dann auch, wie hier die Erfahrung zeigt, hoffen, dafs sie Ueberzeugung bewirke und immer mehr den thätigen Beyfall erringe, von welchem so viel für das Beste des gemeinen Wesens, und den Wohlstand der Einzelnen zu erwarten ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. Julius 1796.

MATHEMATIK.

Leipzig, in der Müllerschen Buchh.: *Praktische Anweisung zur Berechnung und Verzeichnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse*, vornehmlich in Rücksicht auf die des Jahrs 1797. Von *Christian Friedrich Rüdiger*, Professor und astronomischen Observator zu Leipzig etc. Mit 10 Kupfertafeln. 1796. 144 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die Schrift führt zugleich den Titel: *Der rechnenden Astronomie, erster Band.* Der Vf. scheint also in mehrern auf einander folgenden Bänden praktische Anleitung zum astronomischen Calcul überhaupt geben zu wollen. Im gegenwärtigen Bande, welcher aus akademischen Vorlesungen entstanden, glaubt Hr. R. Anfangern und Liebhabern der Astronomie einen Dienst zu leisten, wenn er ihnen die Lehre von Berechnung und Verzeichnung der Finsternisse umständlicher und praktischer, als in den meisten Lehrbüchern zu geschehen pflegt, vortrage. Den Anfang machen I. Vorläufige Rechnungen, die der eigentlichen Berechnung jeder Sonnen- oder Mondsfinsternifs vorgehen müssen. Bestimmung der Zeit des mittlern Neu- und Vollmonds; Beyspiele für 1797. Beurtheilung der Moglichkeit einer Sonnen- oder Mondsfinsternifs nach gewissen Grenzen der Mondsbreite im mittlern Neu- und Vollmonde. Wie die Zeit der wahren Conjunction oder Opposition zu finden; die Rechnung hiezu aus den Tafeln, woraus sich die Länge des Monds und der Sonne in der Ekliptik ergiebt, ist ganz vollständig dargestellt; selbst die einzelnen Argumente der Mondsrechnung sind, als unterrichtendes Muster für die Anfanger, mit Recht ganz ausgeschrieben; die Anwendung wird auf die Sonnenfinsternifs vom 24sten Jun., und auf die Mondsfinsternifs vom 3ten Dec. 1797 gemacht. Es sind hiebey, wie in der ganzen Schrift, blofs die ältern Mayerschen Mondstafeln von 1770 nach der Berliner Sammlung astron. Tafeln 1776 gebraucht. (Warum nicht die neuere Ausgabe mit den Verbesserungen von *Mafon*, wovon es auch in Deutschland an Abdrücken nicht fehlt? Vielleicht hätte Anfangern doch von den verschiedenen Ausgaben dieser Tafeln etwas gesagt werden können.) Noch andere wesentliche Stücke der Vorbereitungsrechnung für beiderley Finsternisse; Mondsbreite, Parallaxen, stündliche Bewegung. Insonderheit für Mondsfinsternisse verbesserter Halbmesser des Erdschattens, und wie daraus zu entscheiden, ob die Finsternifs partial, total, ohne und mit Dauer, central seyn wird; für Sonnenfinsternisse, wie der Winkel der Ekliptik mit dem Meridian, der Halbmesser der Erde, des Mondhalbschattens und des wahren Schattens zu finden u. s. w. II. Eine Projectionsmethode für Mondsfinsternisse. Der Vf. fängt mit dem Entwurfe an, um die nach demselben alsdenn zu führende Rechnung zu erleichtern. Die Projection wird in einer Kupfertafel erläutert; der Maafsstab dazu wird von 4 zu 4 Secunden eingetheilt angenommen; wie durch einen solchen Entwurf Anfang und Ende der Verdunklung auf ¼ Minuten, und Gröfse auf Sechzigtheile von Zollen zu finden; wie eben dies nach dem Entwurfe zu berechnen. III. Projection einer Sonnenfinsternifs für die Erde überhaupt; Beyspiele an der Sonnenfinsternifs vom 24sten Jun. 1797; Berechnung ebenderselben für die Erde überhaupt; durch Rechnung den Ort der Erde zu bestimmen, wo zuerst beym Aufgang der Sonne die Finsternifs anfängt, wo der Anfang der totalen Verdunklung beym Aufgange, deren Ende beym Untergange, das völlige Ende beym Untergange der Sonne und die totale Verdunklung zur Zeit des Mittels der Erdfinsternifs eintritt. Auch diese Rechnungen sind mit einer besondern Ausführlichkeit, und mit Aufzählung der einzelnen Formeln vorgetragen. Orthographische Projection der vorigen Finsternisse für einen bestimmten Ort der Erde, hier für Leipzig; Verzeichnung und Eintheilung der Ellipse, welche Leipzig hiebey zu beschreiben scheint. IV. *Tob. Mayer's* Methode, die Sonnenfinsternifs zu berechnen, aus dessen *Opp. ined.*, von Hn. R. in neun besondere Regeln verfafst, und auf die vorige Finsternifs angewendet. Bey der 3ten Regel wird die Reduction der Polhöhe und die Verbesserung der Aequatorealparallaxe in einer Tafel vorgestellt, ohne jedoch, was nicht überflüssig war, zu erwähnen, auf welche Hypothese der Abplattung der Erde diese Tafel berechnet ist. Es ist, wie Rec. fand, die Abplattung zu $\frac{1}{189}$ nach *Euler* angenommen; gegenwärtig nimmt man sie bekanntlich weit geringer an. Anweisung, wie nach *Kästner* durch Interpolation die Tafel zu erweitern, in welche man den Unterschied der scheinbaren Längen und die scheinbare Mondsbreite einzutragen pflegt. V. Berechnung der Beobachtung einer Sonnenfinsternifs nach *Tempelhoff* in den *Nouveaux Memoires de l'Acad. de Berlin, année* 1786. Die Formel giebt einen gedoppelten Werth; der wahre mufs also schon vorläufig, durch die ungefähr schon bekannte Zeit der wahren Conjunction, gegeben seyn. Hr. *Rüdiger* hat zur Erleichterung dieser Methode das Verhältnifs jedes Local-Erdhalbmessers zum Halbmesser des Aequators voraus in einer Tafel berechnet, aber auch nicht angegeben, unter welcher Voraussetzung der Abplattung der Erde; hier liegt (ein anderes als oben) das Newtonsche Verhältnifs der Erdaxen 229 : 230 zum Grunde. Eine Prager Beobachtung

der Sonnenfinsterniss vom 4ten Jun. 1788. von Hn. *Gerstner*, wird zur Erläuterung dieser Tempelhoffischen Methode berechnet; die Resultate stimmen mit den von Hn. *Gerstner* nach einer andern Methode gefundenen auf eine halbe Secunde überein. V. *Lamberts* Projections- und Berechnungsart der Mondsfinsternisse (aus dessen Beyträgen zur Mathematik), gezeigt an den Mondsfinsternissen am 18ten April 1791 den 26sten Febr. 1793, und am 14ten Febr. 1794. Die Verzeichnung wird mit der Berechnung verglichen; die Unterschiede sind, wenn jene mit einiger Sorgfalt gemacht worden, sehr gering. VI. Ein anderes Verfahren, Mondsfinsternisse zu verzeichnen und zu berechnen, durch die Finsternisse vom 26sten Febr. 1793 und 14ten Febr. 1794, die vorhin auf andere Art berechnet wurden, erläutert. Der Mond wird bey diesem Verfahren an Einer Stelle unbeweglich, und der Erdschatten in einer mit der Mondbahn parallelen Linie, nach entgegengesetzter Richtung von Morgen gegen Abend, dem Monde vorüber sich bewegend angenommen. VII. Allgemeine Regeln zur Berechnung der Mondsfinsternisse: sie sind auf jede Mondsfinsterniss ohne Rücksicht, ob sie total oder partial u. dgl. anwendbar, und geben Anleitung, das Mittel, Anfang und Ende, Immersion und Emersion, den kürzesten Abstand des Mondsmittelpunkts, und die Gröfse der Finsterniss zu finden; ein Beyspiel der Finsterniss vom 28sten Apr. 1790 macht diese Vorschriften deutlich, und angehängte allgemeine Formeln fassen sie kurz zusammen. VIII. *Tempelhoffs* allgemeine Berechnungsart der Mondsfinsternisse, in kurze Formeln zusammengezogen IX. Durch Rechnung zu finden, in welchen Ländern der Erde eine Mondsfinsterniss sichtbar seyn wird; wie eben diese Länder, ohne künstliche Rechnung, durch einen Globus sich bestimmen lassen. — Die Zusammenstellung mehrerer Methoden, und ihre umständliche Anwendung auf zahlreiche Beyspiele, die man in dieser Schrift findet, kann Anfängern und Liebhabern der Astronomie Gelegenheit geben, sich eine gewisse Fertigkeit in dieser Art von Rechnungen zu erwerben; auch ist das nöthigste von der Theorie, samt den Beweisen der Formeln, nach welchen gerechnet wird, hin und wieder eingeschaltet. Nur hätte man wünschen können — wenn anders die Lehre von den Finsternissen mit diesem Bande völlig beschlossen ist — dass andere, auch für den Anfänger wichtige, Umstände, wie z. B. von dem öfters sehr beträchtlichen Einfluss, welchen verschiedene Abplattungshypothesen in den Calcul haben, von den Bedingungen und der Berechnungsart ringförmiger und totaler Sonnenfinsternisse für einen gegebenen Ort u. s. w. nicht ganz übergangen worden wären.

Leipzig, b. Schwickert: *Bailly's Geschichte der neuern Astronomie.* Erster Band; von Stiftung der alexandrinischen Schule bis zu ihrem Untergange. Mit 13 Kupfertafeln. 1796. XXIV S. Vorr. 357 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der edle *Bailly*, noch vor der Revolution, deren trauriges Opfer er ward, einer der ersten Gelehrten Frankreichs, hat nirgends so sehr seinen philosophischen Geist, seinen ungemeinen Scharfsinn, und seine anziehende Darstellungsgabe gezeigt, als in seiner Geschichte der Astronomie, in welcher nicht blofs der Astronom, sondern der Freund der Literatur und jeder gebildete Leser überhaupt, auch ohne gerade allen seinen einzelnen Hypothesen Beyfall zu geben, die lehrreichste Unterhaltung finden wird; zudem ist ja nicht nur die Geschichte dessen, was die Menschen *thaten*, sondern auch dessen, was sie *dachten*, Geschichte der Menschheit. Hr. *Bartels*, welcher sich in der Zueignung an Hn. Hofr. *Zimmermann* in Braunschweig als Uebers. nennt, verdient daher Dank, dass er, nachdem bereits Hr. Prof. *Wünsch* in den Jahren 1776 und 1777 *Bailly's* Geschichte der altern Astronomie in zwey Bänden deutsch geliefert, die Fortsetzung dieses, wie es schien, ins Stecken gerathenen Werks übernommen hat. Dem gegenwärtigen ersten Bande zur Geschichte der neuern Astronomie sollen nach und nach noch fünf andere folgen, welche eben so viele Hauptperioden umfassen, und jene Geschichte bis auf unsere Zeiten herab fortführen, mithin eben das enthalten werden, was den Inhalt des 2. 3. und 4ten Bandes der neuesten Ausgabe von *B. Histoire de l'Astronomie*, Paris 1785 ausmacht. Nach einer Stelle im IIten Supplementbande zu Hn. *Bode's* astronomischen Jahrbüchern ist Hr. *La Lande* entschlossen, von 1782 an, wo Bailly aufgehört hat, die Gesch. der Astron. fortzusetzen, aber blofs in Form der Annalen, ohne rednerischen Schmuck. Der gegenwärtige von Hn. *Bartels* übersetzte erste Band handelt im I. Abschnitt von der Entstehung der alexandrinischen Schule und den Astronomen vor Hipparch. Die alexandrinische Schule, von Ptolemäus Philadelphus 300 Jahre vor Chr. Geb. gestiftet, erhielt sich beynahe zehn Jahrhunderte, bis der Einfall der Saracenen mit einer neuen Herrschaft zugleich das Reich der Barbarey und Unwissenheit nach Aegypten zurückführte. Sie wurde eigentlich durch Griechen berühmt; nur zwey geborne Aegypter, Manetho und Ptolemäus, dieser noch durch Griechen gebildet, machten sich in derselben einen Namen. Die berühmtesten Astronomen vor Hipparchus waren Timocharis, Aratus, Aristarchus (bestimmte zuerst das Verhältniss der Entfernungen des Monds und der Sonne, nahm die Erde als beweglich, und — damals eine grofse Idee — der Erde Entfernung von der Sonne als einen Punkt gegen die Entfernung der Fixsterne an), Eratosthenes, Archimedes, Apollonius von Perge, (Erfinder der Projectionsmethoden, und der an sich immer scharfsinnig ausgedachten Epicykeln) und andere. II. Abschn. Von den Instrumenten, welcher man sich in der alex. Schule bediente. Das einfachste Instrument, vermuthlich auch das erste, war ein Lineal, um nach einem Stern zu visiren, (die Alhidade); zu zwey Sternen brauchte man zwey Stäbe, und diese mufsten, wenn die Sterne etwas weit von einander entfernt waren, sich aus ein ander und beynahe kreisförmig herumdrehen lassen. Vielleicht war dies, wie Bailly sinnreich vermuthet, der erste Anlafs zur Erfindung der Kreislinie in der Geometrie; geometrische Kenntnisse, als Wissenschaft, wurden wahrscheinlich erst durch die Astronomie her-

bey-

beygeführt; andere Wiſſenſchaften gründen ſich auf Erfahrung, man hat ſie der *Natur* abgelernt; die Geometrie (als Bedürfniſs für mehrere Wiſſenſchaften) iſt im *Kopfe* des Menſchen entſtanden. Von Aſtrolabien mit Armillen, Eintheilung der Zeit durch ſehr künſtliche Waſſeruhren, die nach Verſchiedenheit der Tageslänge eingerichtet waren; andere gnomoniſche Hülfsmittel der Alten. III. Abſchn. Von *Hipparchus* und ſeinen Nachfolgern bis auf Ptolemäus. *Hipparchus* war der erſte, der die Aſtronomie planmäſsig bearbeitete, und ihren ganzen Umfang faſste; er beſaſs in hohem Grade jenen glücklichen Combinationsgeiſt, das Erbtheil der Griechen; mit philoſophiſchem Blicke prüfte und bezweifelte er alles Alte. Er entdeckte zuerſt die Zeitgleichung, die Präceſſion der Sterne, die Excentricität der Sonne, den Knotenumlauf und die Parallaxe des Monds, und ahndete in den Parallaxen das Mittel, die Entfernungen der Sterne zu berechnen: ſein iſt die erſte Mondstheorie, die erſten Sonnentafeln, das Muſter aller aſtronomiſchen Tafeln bis auf dieſen Tag, welche ſchon einen gleichförmigen und einen ungleichförmigen Theil enthielten, der erſte Sternkatalog; die Trigonometrie ging wie unter ſeinen Händen aus den vielen Rechnungen hervor, in die er verwickelt wurde. IV. Von Ausmeſſung der Erde durch die Alten, und ihren Längenmaſsen. Bailly glaubt vier verſchiedene Stadien der Alten aufgefunden zu haben, und vereinigt unter dieſer Vorausſetzung die verſchiedenen Angaben für den Umfang der Erde nach Eratoſthenes, Poſidonius, Cleomedes, Ptolemäus und Ariſtoteles. V. Von *Ptolemäus* und ſeinen Nachfolgern, bis zum Ende der alexandriniſchen Schule (oder bis aufs J. 642 nach Ch. Geb., wo der Chalife Omar die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte). *Ptolemäus*, weniger Philoſoph, als Hipparchus, aber von feurigerer Einbildungskraft, hat ſich einen bleibenden Ruhm eben ſo ſehr durch eigene Entdeckungen als durch Sammlung fremder Beobachtungen erworben; er wuſste mit ſeinem Almageſt die Aſtronomen vierzehn Jahrhunderte lang zu beſchäftigen; ein das Ganze der Aſtronomie umfaſſender Kopf, nur etwas zu ſyſtematiſch. Seine Nachfolger waren bloſs — Commentatoren ſeiner Werke. — Die ausführlichen aſtronomiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen, welche die Beweiſe mancher im Texte vorgetragenen Sätze enthalten, hat der Ueberſetzer, nicht ohne Bequemlichkeit für die Leſer, den einzelnen Abſchnitten unmittelbar beygefügt: vom Ueberſ. ſelbſt kommen nur ſehr ſparſame Anmerkungen vor, die aber von reifer Sachkenntniſs zeugen; von Bailly's Lebensumſtänden etwas beyzufügen hat er unterlaſſen, weil Hn. *La Landes Lobrede auf Bailly* bereits deutſch überſetzt iſt. — *Ungleichung*, und: *es iſt mir wohler*, iſt nicht ſprachrichtig. S. 47. ſteht *philologiſche* ſtatt *Philolaiſche* Hypotheſe. S. 136. *Winkels* ſtatt *Werkes*, und S. 250. *Sanct Epiphanes* ſtatt *Epiphanius*.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Gotha, Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Compendiöſe Bibliothek* der gemeinnützigſten Kenntniſſe für alle Stände. Vier und zwanzigſte Abtheilung, *der ſchöne Geiſt*, erſtes Heft. 1793. 96 S. 8. Zweytes, drittes und viertes Heft. 1795. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Salzburg, b. Duyle: *Einleitung zu den ſchönen Wiſſenſchaften*, nebſt Prüfungsſätzen für die Schüler der erſten Rhetorik an dem akademiſchen Gymnaſium zu Salzburg, von *Aemilian Miller*, Benedictiner und Lehrer der obigen Klaſſe. 1795. 88 S. 8. (4 gr.)

Sowohl aus den Theorieen der Dichtkunſt und Beredſamkeit, als aus den Producten derſelben wird in Nr. 1. eine Chreſtomathie theils gemeinnütziger Regeln und Bemerkungen, theils äſthetiſch und zugleich ſittlich ſchöner Beyſpiele geliefert, die nicht allein dem noch unbelefenen Jüngling als Stoff zum Nachdenken und zur Bildung des Geſchmacks, ſondern auch dem Lehrer, der wenig Bücher und wenig Zeit zum Aufſuchen hat, und dem *Eſchenburgs* Beyſpielſammlung zu theuer iſt, als Hülfsmittel beym Unterrichte nützlich ſeyn kann. In den Abſchnitten, die der Theorie gewidmet ſind, findet man nicht Skelette ganzer Syſteme, ſondern kurze Aphorismen ausgezogen. Unter den Muſtern und Beyſpielen im praktiſchen Abſchnitte ſtehen: 1) kurze gedrangte Erzählungen, die man aus Romanen gezogen, ſo, daſs bey aller Kürze doch der Gang der Geſchichte, der Plan des Dichters, die Charaktere ſeiner Perſonen, und ſeine Manier zu erzählen kenntlich, und die Erzählung auch im Auszuge genieſsbar wird; jedesmal ſind im Anhang auch noch einzelne Maximen und Bemerkungen unter gewiſſen Rubriken ausgezeichnet. 2) Auszüge aus Schauſpielen, wo erſt der Plan und die vornehmſten Charaktere des Stücks dargeſtellt, ſodann auch wieder einzele vorzügliche Stellen ausgehoben, ingleichen auch Beyſpiele des Dialogs gegeben werden. 3) Gedichte, Romanzen, Lieder, Oden. 4) Kleine proſaiſche Aufſätze. Die theoretiſchen Aphorismen, die die jetzigen vier Hefte enthalten, betreffen 1) die Theorie der Declamation, die etwas ausführlich ausgezogen worden, weil dieſe Kunſt nicht bloſs den eigentlichen Redner, ſondern jeden intereſſirt, der auf Geiſtesbildung Anſpruch machen will. 2) Theorie der ſchönen Künſte überhaupt. 3) Theorie des Stils. Die theoretiſchen Schriftſteller, die hier benutzt, und die jedesmal, ſo wie die bey den andern Rubriken, namentlich angegeben worden, ſind vornehmlich *Franke*, *Löbel*, *Kant*, *Snell*, *Dreves*, *Adelung* und *Eſchenburg*. Um einen Beytrag zur Geſchichte der verſchiednen Meynungen über die Natur des Schönen zu geben, ſind im zweyten Heft S. 18. die verſchiednen Erklärungen ausgezeichnet, die zwanzig engliſche, franzöſiſche und deutſche Schriftſteller von der Schönheit gegeben haben. — Die Skizzen von Erzählungen ſind aus den *romantiſchen Gemälden der Vorwelt*, aus *Theodors glücklichem Morgen*, aus dem aus dem Engliſchen überſetzten Roman *Honoria Warren*, und aus der *Geſchichte der Gräfin Thekla von Thurn* entlehnt. — Die Schauſpiele, aus denen Plane und einzelne Stellen vorgelegt worden, ſind: *Das heimliche Gericht*, von *Huber*, *Reue verſöhnt* von *Iffland*, die

die Mutter von *Gotter*, *Electra*, *Merope*, *Alzire*, und *Medea* von demſelben, und *Menſchenhaſs und Reue* von *Kotzebue*. — Die Gedichte ſind aus den *romantiſchen Gemälden der Vorwelt*, aus *Bürgers* Werken, und eines, nämlich *die Feyer des Jahres* 1790 von *Fiſcher*, aus der *deutſchen Monatsſchrift* genommen. — Acht proſaiſche Aufſätze, ſind alle aus *Franklins* kleinen Schriften gezogen.

Man hat zwar oft dagegen Zweifel erhoben, dafs die theoretiſche Aeſthetik auf *Schulen* mit Nutzen getrieben werden könne; der Vf. von Nr. 2. iſt aber dennoch der Meynung, dafs es nicht ſchaden könne, wenn die Schüler der obern Klaſſen, ehe ſie die Univerſität beziehen, ſich die vornehmſten Terminologieen und Rubriken dieſer Wiſſenſchaft hiſtoriſch bekannt machten. Er hat zu dem Ende bis S. 77. die nothwendigſten Elementarbegriffe davon geſammelt, und ſie deutlich und beſtimmt auszudrücken geſucht. Da es der Ort hier nicht war, eigne neue Unterſuchungen anzuſtellen, ſo begnügte ſich der Vf., aus den beſten Theoretikern, vornehmlich aus *Sulzer*, Auszüge zu machen, wobey er ſich zuweilen der eignen Worte ſeiner Vorgänger bedient hat. Die äuſserſte Kürze war, um ein wohlfeiles Lehrbuch zu liefern, ſein Endzweck; nur ein einzigesmal hat er ſich in der Betrachtung über den Nutzen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften etwas länger verweilt. Der Trockenheit ſolcher gedrängten Aphorismen durch Erläuterungen und Beyſpiele abzuhelfen, bleibt ganz dem Lehrer überlaſſen, der ſich dieſes Buchs bedienen will. Die drey Haupttheile des Lehrbuchs ſind folgende: der erſte unterſucht die Natur und den Zweck der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften; der andre betrachtet die Seelenkräfte, die vorzüglich dabey geſchäftig ſind, wobey der Vf. auch die Vorkenntniſſe aus der Pſychologie herübernimmt, die man bey äſthetiſchen Vorleſungen auf Univerſitäten, aber nicht auf Schulen vorausſetzen kann, der dritte endlich beſtimmt die vorzüglichſten Quellen der äſthetiſchen Kraft. Um der Ausbreitung des guten Geſchmacks willen mufs es dem Freund der ſchönen Wiſſenſchaften in der That erfreulich ſeyn, zu ſehen, dafs, nachdem Hr. *Gang* zu Salzburg ſchon 1785 eine Aeſthetik für akademiſche Vorleſungen herausgegeben, nun durch den gegenwärtigen Grundriſs dieſes Studium auch auf dem Gymnaſium daſelbſt eingeführt worden. — Von S. 77. an ſind verſchiedne Theſes aus der Rhetorik, Poetik, griechiſchen Literatur, Geſchichte, Geographie und Rechenkunſt angehängt, über welche im vorigen Jahr in der obern Klaſſe des Salzburger Gymnaſiums examinirt worden iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Satiriſche Gedichte* vom Hn. Canonicus *Gleim*. 1794. 32 S. 8. (4 gr.) Wer dieſe Sammlung veranſtaltet habe, iſt nicht angegeben. Ohne Ausnahme enthalten die Gedichte ernſte und zuweilen ſehr nachdrückliche Wahrheiten; aber von eigentlicher Satire findet man ſelten eine Spur. Man mufs es bedauern, dafs unter allen Arten von Gleimiſchen Gedichten gerade dieſe Art, ſo viel Vortreffliches ſie von ihrer moraliſchen Seite auch enthält, und ſo viel Stärke auch der Dichter in einzelne Stellen zu legen gewufst hat, dennoch ſo viel Mifsfälliges im Ausdrucke hat, dafs dieſer einzige Umſtand ſchon hinreichend ſeyn wird, die gute Wirkung zu zerſtören, welche ſonſt die Wahrheit in dem Munde eines Dichters, der zugleich ein ſo rechtlicher Mann iſt, nothwendig haben müfste. Gab es denn keine edlern Bilder, als die in den beiden letzten Strophen an unſern Pater:

„Seelſorger! der mit kleiner Seele
Vor Sündern *kreucht*, wie eine *Laus!*
Ha! welch ein *Wanſt!* welch' eine Kehle!
Mit einem *Bullen* hält ſie's aus!

Soll ſie zu Gott im Himmel dringen?
Ach! hätte David das gedacht,
Dafs du, du *Schwein!* ihn würdeſt ſingen
Er hätte keinen Pſalm gemacht.

Aehnliche Ausdrücke, wie z. B. *Faulpelz*, *Riecher ſeines Aaſes* u. dgl. finden ſich an mehrern Orten.

Eine beſondre Schwerfälligkeit und Undeutlichkeit findet man in den ſo unnatürlich gedehnten Perioden S. 8.:

„dafs den noch immer dieſes Gold vergöttert,
dafs du der Erd entwühlen mufst,
(Die Quelle faſt von allen groſsen Uebeln
Der neuen Welt und ihrer Sklaverey;)
Das iſt mein Gram! — "

Aehnliche Stellen S. 19. u. 20.:

Eine ungewöhnlich matte und in der Wortfügung vernachläſſigte Stelle hat ſich der Dichter im 7ten Liede erlaubt:

Du laufſt, du Lieber! hörſt nicht auf zu laufen!
Verlaufſt die goldne Lebenszeit,
Vom Kaufmann nicht zu kaufen,
Und bringſt dich um die Ewigkeit.

Die Redensart: „Mein gutes Herz ſchlägt hoch nach Tonnengoldes (Tonnen Goldes)" fällt in dem Munde des edeln Dichters auf. In ſeiner wahren Stärke zeigt ſich der Dichter am Schluſſe des Gedichts an Hans Nero: „*Du biſt! deswegen iſt kein Gott!*" nicht weniger in der unerwarteten Wendung des 16ten Gedichts:

Gieb ihm ein Landes-Vater-Herz
O Gott! und ſtraf ihn nicht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1796.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Eratosthenis Catasterismi* cum Interpretatione latina et Commentario. Curavit *Jo. Conr. Schaubach*, Inspector Lycei Illustris Meiningensis. — Epistola *C. G. Heyne* cum Animadversionibus in Eratosthenem et cum tabulis aere incisis. 1795. XLVI u. 138 S. 8.

Die kleine Schrift, wovon hier der griechische Text nach Th. Gales Ausgabe, nebst desselben lateinischer Uebersetzung geliefert wird, bleibt für astronomische Mythologie immer interessant, namentlich auch, weil sie eine der hauptsächlichsten Quellen war, woraus die späteren astronomischen Mythologen schöpften. Nur Schade, dass sie, wie mehrere Schriften dieser Art, von Abschreibern, Epitomatoren und Commentatoren so sehr entstellt worden, und dass man an Handschriften so wohl als andern Hülfsmitteln zu ihrer völligen Wiederherstellung so arm ist. Nach Hn. *Heyne's* Vermuthung mag ein grosser Theil dieser Beschreibung der Sternbilder nicht von Eratosthenes selbst herrühren, der wohl nur Aratus Lehrgedicht mit kurzen Scholien versah, sondern blos aus Excerpten von ihm, und aus fremden Einschiebseln bestehen. Und diese Vermuthung findet sich auch wirklich bey Lesung der Schrift überall sichtbar bestätigt. Was bisher von andern Philologen, besonders auch von Koppiers zur Verbesserung und Erläuterung des Textes geschehen ist, ist in den angehängten Noten von Hn. *S.* gut benutzt, der zugleich auch eigene, öfters sehr glückliche, kritische Verbesserungen, und mythologische und astronomische Bemerkungen beygebracht hat. Vorzüglich aber gewinnt die Kritik und Auslegung des Buchs ungemein durch die Heynischen Anmerkungen, die dem Leser gewöhnlich immer, wo er Dunkelheiten und Schwierigkeiten ahndet, zu Hülfe kommen. So wenig auch Rec. ein Freund eigenmächtiger Veränderungen in dem Text eines alten Autors ist, so gesteht er doch, dass er gewünscht hätte, die meisten Heynischen Verbesserungsvorschläge — denn Conjecturen kann man so offenbare Berichtigungen nicht heissen — und einen guten Theil der Schaubachischen sogleich in den Text aufgenommen, und dagegen die alte unrichtige Lesart an den Rand verwiesen zu sehen. Rec. setzt nur noch einige Bemerkungen hinzu, die sich ihm bey der Durchlesung dieser Schrift darbothen. K. 9. sollte es statt: ὁ δ' ἐν τῃ δεξιᾳ πτερυγι τῳ τε ὠμῳ καὶ τῳ ἀκρῳ τῆς πτερυγος wohl nur heissen: ὁ δ' ἐπ. τ. δ. πτ. ἐπι τῳ ἀκρῳ τῆς πτερυγος, denn ausserdem dass die gewöhnliche Lesart nicht recht verständlich ist, kann doch die Vindemiatrix keinesweges zur Schulter gerechnet werden. K. 11. διὸ ἐτιμηθησαν ἐν τῳ καρκινῳ εἶναι ἐπι δυσμας. Sollten wohl die letzten Worte ἐπι δυσμας richtig seyn? Wie kann man denn sagen, dass die Esel im Krebs gegen *Abend* stehen, da sie ja offenbar unter seine östlichsten Sterne gehören? K. 14. scheinen die Worte; ἐχει δε ὁ ταυρος ἀστερας ein unglückliches Einschiebsel zu seyn, das aus dem Vorhergehenden entstanden seyn mag, wo es hiess: ἡ πλειας ἀστερας ἐχουσα ἑπτα. Es müsste also sogleich gelesen werden: ὁ δε ταυρος ὑπεναντια ἑρπει. Übrigens scheint des Herausg. Bestimmung, welche Sterne am Kopf des Stiers unter den im Text genannten verstanden werden müssen, nicht ganz richtig zu seyn. Denn, wenn α und ε wie Hr. Sch. meynt, noch zu den Hörnern gerechnet würden, so könnte es nicht heissen: ων λαμπροτερος ὁ επι της αριστερας. Der schöne Stern α oder Aldebaran im Stier ist ja vielmehr auf der rechten Seite. Es werden also unter den 2 am Ursprung der Hörner wohl ι und τ zu verstehen seyn, wovon dieser, der linker Hand steht, auch heller ist. Dann waren οἱ ἐφ ἑκατερων των ὀφθαλμων die Sterne α und ε, und ὁ επι τα μυκτηρος der Stern γ. Endlich müsste statt ἐφ ἑκατερων των ὠμων, was Hr. Sch. ganz weglassen will, gelesen werden: ἐφ' ἑκατερων ὠμματων, und dies wären die Sterne ϑ und δ. Ueberhaupt ist nun freylich für die Astronomie der Gewinn von dergleichen unbestimmten Angaben der Lage und Anzahl der Sterne, wie sie bey der ersten Entstehung der Wissenschaft seyn mussten, eben nicht beträchtlich, und Rec. enthält sich daher auch mehrere andere Stellen, worinn er in Ansehung der vermuthlich von Eratosthenes gemeynten Sterne mit Hn. S. nicht übereinstimmt, hier anzuführen. Nur auf einen sonderbaren Verstoss muss er noch aufmerksam machen. Hr. S. erinnert ein paarmal ganz richtig, Eratosthenes habe die Sternbilder so beschrieben, wie sie wirklich an der uns zugekehrten holen Himmelskugel erscheinen, also das Gesicht gegen uns gewandt, nicht aber, wie sie erscheinen würden, wenn man sich einen Standpunkt ausserhalb der Kugel dächte, oder wie man sie auf alten Globis manchmal abgebildet findet, wo sie uns den Rücken zuwenden. Bey jener von Eratosthenes gewählten Vorstellung, die auch überhaupt unter den Astronomen die gewöhnlichste ist, ist also das, was der Beobachter des Himmels auf *seiner* linken Seite sieht, in Ansehung *des Sternbilds selbst* rechter Hand, und umgekehrt, so wie bey zwey Menschen, die einander das Gesicht zukehren, die rechte Hand des einen der linken Hand des andern gegenüber ist. Nach dieser richtigen Vorstellung hat nun wirklich Hr. S. einigemal die Sterne, die rechter oder linker Hand eines Sternbilds stehen, richtig erklärt; sonderbar ge-

nug aber ist es ihm bey mehrern andern begegnet, Rechts und Links miteinander zu verwechseln, vielleicht, indem er manchmal die linke Seite des Beobachters für die linke Seite des Sternbilds nahm. So steht K. 16. bey der Beschreibung der Cassiopeja ein Stern επι τα δεξια αγκωνος. Dieser kann ja nicht, wie Hr. S. glaubt β seyn, der vielmehr επι τα αριστερα αγκωνος oder επι της χειρος und zwar αριστερας und nicht, wie Hr. S. conjecturirt, δεξιας steht; sondern jener Stern ε. τ. δ. α ist σ, wodurch sich denn, da er nur 6ter Grösse ist, auch das Hn. S. befremdende Wort αμαυρον erklärt. Eben so kann der Stern επι αριστερα μηρα nicht β seyn, der ja επι δεξια wäre. Vielleicht ists γ. Ueberhaupt aber begreift Rec. bey diesem Sternbild die S. Erklärung mehrerer Sterne nicht. Wie kann ὁ επι γονατος der Stern κ seyn, der am Gefäss steht? Offenbar ist es, wie bey Ptol. δ. Statt εκτης γωνιας am Ende des Kapitels sollte man vielleicht nur lesen γωνιας, und so wäre dies κ, und so hätte man nicht nöthig, den an der Brust, oder wohl gar am Kopf stehenden Stern κ zum Sitz zu rechnen. Auch K. 25. bey den Flügeln des Schwans ist wieder eine solche Verwechslung von Rechts und Links. Die Sterne ζ, ε, λ gehören zum linken Flügel. Man muss nämlich, wenn man ein Sternbild so gezeichnet vor sich hat, wie es am Himmel selbst erscheint, wie z. B. den Schwan in der XIten Bodischen Karte; um in der Beurtheilung nicht zu fehlen, das Sternbild so vor sich hin halten, dass der Kopf aufwärts gegen den Kopf des Anschauers gerichtet ist. Dieselbe Verwechslung findet man wieder K. 26. bey einigen Sternen des Wassermanns, z. B. επ' ακρας χειρος δεξιας und επ' αριστερα ωμια, wo es um so sonderbarer ist, da andere Sterne eben dieses Sternbilds z. B. ο επι δεξιας κνημης richtig erklärt sind, und die schlechterdings nothwendige kritische Verbesserung, statt ἡ δε επιχυσις του υδατος εστιν εκ δεξιων statt des recipirten εξ αριστερων von Hn. S. selbst gemacht wird. Auch K. 28. beym Schützen ist ὁ επι τα δεξια αγκωνος aus ähnlicher Verwechslung für den Stern Φ erklärt. K. 1ter muss bey den Worten: εΦ' εκατερα γονατος λαμπρον offenbar λαμπρον weggelassen, oder wohl eher, in Vergleich mit den meisten übrigen Sternen dieses Sternbilds αμαυρον dafür gelesen werden. Die Uebersetzung hätte doch auch an einigen Stellen verbessert werden sollen. So K. 2. δια ταυτο εν ουρανοι τιμης αξιωθηναι statt: *ob quod coelesti honore digna fuit*, besser: *digna reputata sit*. K. 6. επι τα μεσα ασπιδα, λεγω δη τα σκορπια. Hier ist die Uebersetzung: *prope marinam stellam, quae est in Scorpio* ganz unrichtig. Es ist nicht von dem grossen Stern α des Skorpions, sondern von dem ganzen schönen Sternbild die Rede. K. 10. ὁ δ'εχομενος kann nicht heissen: *Alter vero, qui sequitur*, sondern: *Alter ei conjunctus*, denn Castor geht ja vor Pollux voraus, und folgt ihm nicht nach. K. 12. ουτος εστι μεν των επιΦανων ασπιδων, ist übersetzt: *Hic est nobilis et illustris inter stellas.* Besser: *Ad insignia hic sydera pertinet.* Ebendas.: τινες δε Φασιν, ὁτι Ηρακλεης πρωτος αθλος ην, εις το μνημονευθηναι sollte wohl übersetzt seyn: *Alii vero dicunt propterea (inter astra relatum esse leonem) quod primum Herculis certamen adversus eum fuerit, ut rei memoria servaretur*, und nicht, wie es hier heisst: *Nonnulli dicunt, hoc primum Herculis certamen fuisse memoria dignum.* K. 18. προς το μη γινωσκεσθαι θηλειαν κοραν ist unrichtig übersetzt: *propter feminei sexus pudorem.* Richtiger: *ne feminei sexus esse appareat.* Auf den beygefügten Sternkarten sind die Sterne überhaupt etwas nachlässig, besonders auch der Grösse nach eingetragen, auch sollte bey der Zeichnung etwas mehr darauf Rücksicht genommen worden seyn, sie der Beschreibung des Eratosthenes anzupassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Gräffischen Buchh.: *Joh. Gabr Oxenstierna* ('s), Reichsmarschall (s), Ritter (s) und Commandeur (s) der Königl. Orden, *Lobrede auf Gustav III*, gehalten in der schwedischen Akademie d. 5. May 1795. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. *C. G. Gröning*, mit einem saubern Bildniss des Königs und einer Vignette. 1795. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

— — — *Einige der vorzüglichsten Vorlesungen*, welche in der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gehalten worden und einzeln erschienen sind. Aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben, von D. *O. G. Gröning*. Zweyter Band. 1795. 8. (1 Rthlr.)

Diese Vorlesungen sind fast alle in diesen Blättern schon im schwedischen Original angezeigt worden. Die Oxenstiernsche Lobrede zu übersetzen war kein leichtes Unternehmen, da die darinn herrschende panegyrische Schreibart so stark, kunstvoll, witzig und oft selbst im Schwedischen vielleicht oft mit Fleiss etwas dunkel war, und es allerdings schwer seyn musste, alles mit Gewandtheit und ungezwungen in jede andere Sprache zu übersetzen. Man muss daher auch billig den Uebersetzer entschuldigen, wenn man in der Uebersetzung bisweilen etwas steifes und nicht so ganz natürliches bemerken sollte. Bey der Stelle S. 157. des Originals, wo die Rede vom Könige, gleich nach dem Reichstage zu Gefle ist, sind nicht nur die Worte: *Under denna föresats, denna målning af sitt tilkommande öde, lämnade han med ömhet den stad, dar han fört en så fridsam Riksdags öfverläggningar* — in der Uebersetzung ganz ausgelassen; sondern es ist auch die darauf folgende Periode: *En ovanlig tankfullhet intog dar de sista dagarna af hans vistande* — so übersetzt: „eine ungewöhnliche *Dankbarkeit* nahm dort die letzten Tage seines Aufenthalts ein." Dem richtigen Verstande nach muss es doch vielmehr heissen: „Mit diesem Vorsatz, dieser Vorstellung von seinem zukünftigen Schicksal, verliess er mit gerührtem Gemüth eine Stadt, wo er einen so ruhigen Reichstag gehalten hatte. In den letzten Tagen seines Aufenthalts daselbst war er oft ungewöhnlich in Gedanken vertieft." — *Tankfullhet* und *Tacksamhet* sind hier wohl mit einander verwechselt worden. Kurz vorher wurde Rec. auch: *Sinnen som tiden hunnit upplysa*, statt *Sinnen*, die die Zeit aufgeklärt haben würde,

de, lieber durch: *Gemüther* u. s. w. übersetzt haben u. dgl. m. Rec. führt dies nur als eine kleine Probe der Aufmerksamkeit an, womit er diese sonst schöne Schrift gelesen hat.

Leichter war es, die andern in der Akademie vorgelesenen Reden oder Abhandlungen zu übersetzen und Hr. D. Gröning hat darinn viele und gute Bekanntschaft mit der schwedischen Sprache gezeigt. Die Reden sind: 1) von Rosensteins Lobrede auf den Reichsr. Graf. v. Stoonenström. 2) Schönbergs Rede auf den Reichsr. Gr. v. Scheffer. 3) Modeer, von einigen Dingen in den drey Naturreichen, die sowohl dem aussern Ansehen als auch mehrentheils dem Gebrauch nach, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit einander haben. 4) Nordenanker von den Strömungen in der Ostsee. 5) Trievald von dem Grundstoffe und den Ursachen des Wachsthums und der Reife der Metalle und Naturalien in der Erde. 6) Tilas Geschichte des Mineralreichs. 7) Melanderhjelm von der Nothwendigkeit beständiger Fortsetzung astronomischer Beobachtungen. 8) Thunberg über die Japanische Nation. Der wichtige Inhalt dieser Reden macht es dem Uebersetzer zum Verdienst, sie auch dem deutschen Publicum bekannt gemacht zu haben.

Linköping, b. Björn: *Linköpings Bibliotheks Handlingar. Andra Delen.* (*Handschriften der Bibliothek* zu Linköping. Zweyter Theil.) 1795. 416 S. gr. 8.

Hr. D. und Bischof Lindblom fährt fort, hier die verborgenen Schätze der Bibliothek des Linköpingschen Gymnasiums ans Licht zu ziehen. Seine rühmliche Begierde, den historischen Vorrath zu vermehren, und selbst kleine dazu beytragende Sammlungen, die bisher vergraben gelegen, bekannt und anwendbar zu machen, hat ihn auch bey wenigem Absatz damit fortzufahren, aufgemuntert, und ihm in dem Wunsch der Kenner, dieses Werk vollendet zu sehen, eine Art Ersatz finden lassen. Man liefet hier 1) die Fortsetzung von dem Inhalt der dort befindlichen Handschriften, von dem nun verstorbenen Hn. *Kylander*. Hier die in 4 (die in fol. waren in dem ersten Theil angezeigt) in allen 83 Bände, davon mehrere einige hundert Urkunden, Briefe u. s. w. enthalten, welche die Kirchenstreitigkeiten wegen der Liturgie, wegen des Weins im Abendmahl mit Bischof Ofeeg, des D. Forssius, der die Astrologie vertheidigte, mit Bischof Rudbeck, der sich gegen das unter K. Gustav Adolph zu errichtende Generalconsistorium und andere Anordnungen eifrig setzte, betreffen, welche die schwed. Geschichte von Gustav I bis K. Christina erläutern, die Reichstagsverhandlungen von 1622 u. dgl. m. Auch findet man darunter die Kirchenordnung von 1575. welche König Johanns III Secretär Fecht aufgesetzt hatte, und die auch anfangs von den Bischöfen einhellig unterschrieben ward. In einem Bande findet sich auch: *Laur. Nicol. Norvagi Dispensatio facta* d. 6. Febr. 1578. Joh. Henrici, König Johanns Secretär, hatte den Mag. Kempe mit Vorwissen der Frau des letztern ermordet, und hernach mit letzterer einige Kinder gezeugt; dessen ungeachtet gab die sogenannte Klosterlasse ihnen hernach Erlaubniss sich einander zu heirathen. Merkwürdig ist auch die eigenhändige lateinische Reisebeschreibung des gelehrten Bischof Erich *Benzelius* † 1663. S. 151. ist eine deutsche Handschrift der Psalmen angeführt, und ins 15. Sec. gesetzt. Sie geht nur bis auf den 120 Psalm. Auf der ersten Seite steht oben mit rothen Buchstaben geschrieben. *Dit is der selter mit dytschen Vorden geschreven*, und unten auf derselben Seite: *Liber domus Ste Barbae in Coloia ord. Carthus.* (*Liber domus sanctae Barbarae in Colonia ordinis Carthusiani.*) Wenn von den vorkommenden Handschriften, Urkunden und Briefen etwas gedruckt ist; so ist solches und der Ort, wo es zu finden, allemal bemerkt worden. 2) Fortsetzung der Briefe des Bischofs, *Hans Brask*, nebst vielen Briefen des neuerwählten Königs Gustavs an denselben. 3) Auszug aus des königl. Secretärs *Sven Elofsons* merkwürdigen historischen Nachrichten vom Jahr 1556 bis 1579. Es scheint ein Tagebuch des Vf. über alles, was damals unter K. Johann III in der Kanzley ausgefertigt worden und daselbst eingegangen ist zu seyn. Der Vf. war unter Gustav I und seinen Söhnen in der königl. Kanzley angestellt, und war als ein zuverläfsiger pünktlicher Mann bekannt. Von dem damaligen *stylus curiae* zeugt unter andern, dafs K. Johann in einem Schreiben von 1572 den Brief des Grofsfürsten in Rufsland einen lügenhaften Brief, und ihn selbst einen hochfärtigen unvernünftigen Büffel und Tyrannen nennt, und von seiner Politik, dafs er in einem Briefe Hermann Flemming anbefiehlt, den russischen Knesen und Bojaren, wenn sie sich ihm unterwerfen wollten, grofse Versprechungen von Lehn und Land zu thun; man könne ihnen hernach doch dies Versprechen nach Bequemlichkeit und Umständen halten oder nicht, u. dgl. m. 4) *Nic. Chesnecopheri* Briefe an den Reichskanzler *Axel Oxenstjerna*, 1515. Man sieht daraus, dafs König Gustavs Liebeshandel mit *Ebba Brahe* kein blofser Roman ist, indem *Chesnecopherus* in diesen Briefen von seinen vergeblichen Bemühungen Nachricht giebt, die verwittwete Königin zu einer Einwilligung zu dieser Heirath zu bewegen, die sich aber nie darüber herauslafsen wollte, sondern die Sache in die Länge zu ziehen suchte. 5) *Paquinus in Liturgiam Upsaliae inventus anno 1588 cum totus Clerus ex dioecesi Upsaliensi et Arosiensi esset eo convocatus per Regias Litteras 1. Sept. et D. Erico adscriptus hoc modo:*

L	*Libertatis*
I	*Inimica*
T	*Turbatrix*
U	*Urbium*
R	*Romanae*
G	*Gloriae*
I	*Inferni*
A	*Aditus.*

6) Abschrift eines Ablafsbriefes Pabst *Innocentii VIII*, für *Haradshammars* Kirche in *Linköpings* Stift, dat. Rom den 20. April 1488. 7) Brief aus *Upsala* an *Bened. Erichsfons* wegen einer in Upsala 1779 von Mag. A. A. Angermannus gegen den Kloster Lasse gehaltenen Predigt. Dieser sogenannte *Kloster Lasse* hiefs sonst *Laurentius*

ventius Norwegus, war in Norwegen geboren, und ward aus dem Jesuiterkloster zu Löwen, wo er studierte, von K. Johann nach Schweden berufen, und zum Doctor und Pastor an der Domkirche in Stockholm verordnet. Der König bediente sich seiner besonders zur Einführung der bekannten Liturgie. Daher nennt ihn der dagegen eifernde Meister Angermannus in dieser Predigt, einen Gottesverräther und Seelenmörder, gegen den selbst ein Landesverräther noch ein ehrlicher Kerl sey u. s. w. 8) Des Bischofs in *Westerås*, Doctor *Johann Rudbecks* Leben, verfasst von Bischof *Herveghr* in *Carlstad*. *Rudbeck* stammte aus Holstein. Seine Verdienste um Kirche und Staat, das Schul- und Erziehungswesen u. s. w. sind ausführlich entwickelt. Zuletzt ist auch seiner Streitigkeiten, die er mit einigen, die den Judaismus predigten, ingleichen mit einem Enthusiasten, den sogenannten Bauernpropheten, und den Syncretisten hatte, gedacht. 9) Auszüge aus den *Anecdotis Benzelianis*. Sie enthalten eine Menge politischer und literarischer Anekdoten. S. 366. findet sich eine den Tod K. Karl Gustavs betreffend. Dessen Leibmedicus Costerus gab eine *Relatio medica de morbo et obitu Car. Gust.* in 4. heraus. Man wollte daraus, das der Leiche nach dem Tode alle Haare ausfielen, und am Leibe Flecken hervortraten, schliefsen, der K. sey mit Gift vergeben. Hr. Prof. Acrel in Upsala hat im J. 1786 auf Befehl König Gustav III darüber einen Bericht abgegeben, worinn er zeigt, dafs die angeführten Symptomen das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. *Coster* ward hernach unter dem Namen *Rosenburg* geadelt, verliefs aber bald darauf Schweden. S. 383. wird angeführt, K. *Karl XII* habe 1718 mit vieler Devotion das Abendmahl genommen, welches seit 1716, kurz vorher ehe er in Norwegen einbrach, nicht geschehen sey. 10) Des Priors *Wybieralsky* Brief an den päbstl. Generalaud. *Christ. Zorawsky* über ein dem Bischof *Brask* im Kloster *Landa* in Polen errichtetes Monument. 11) Instruction für den Bibliothekar der Linköpingschen Bibliothek. 12) Instruction für den Lector der Naturhistorie und Medicin beym Linköpingschen Gymnasium. 13) Lectionscatalogus daselbst. 14) Des Bischof *Lindbloms* Anordnung wegen eines für das Lehrwesen daselbst vermachten Kapitals. 15. 16) Verzeichnifs der dem Linköpingschen Gymnasio und der dortigen Stiftsbibliothek, geschenkter Manuscripte, Bücher, Münzen u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, in der Realschulbuchh.: *Versuch einer Instruction für die Seminaristen und Präparanden des hiesigen königlichen Churmärkischen Landschullehrer- und Küster-Seminariums.* Ein Einladungsprogramm zum Examen im Seminarium, von *Friedrich Herzberg*, Inspector des Seminariums und zweyten evangel. lutherischen Prediger der Dreyfaltigkeitskirche. 1794. 1½ Bog. gr. 8. (Pr. 2 gr.) — Dies Schriftchen empfiehlt sich durch die im Ganzen an den hier bekannt gemachten Maafsregeln zu rühmende Zweckmäfsigkeit, wie nicht minder durch den darinn herrschenden bescheidenen Ton und durch die menschenfreundlichen Gesinnungen, welche der Vf. gegen seine Zöglinge an den Tag legt. In der That ist es viel, beynahe zu viel Arbeit, welche nach dem hier angegebenen Lectionsplane auf ihm, als einem bereits im Predigtamte stehenden Manne liegt: da er mehrere Tage in der Woche über zu 3 Stunden hinter einander mit dem Unterrichte und noch überdem durchaus mit der Aufsicht über die ganze Anstalt beschäfftigt ist. So viel sich ohne genauere Kenntnifs der besondern Nebenumstände und Hindernisse urtheilen läfst, scheint es ein Mangel dieser Anstalt zu seyn, dafs sie bey einer Anzahl von 50 Theilnehmern nicht in mehrere Classen abgetheilt ist. Da man wünscht, dafs die Präparanden eine etwas längere Zeit im Seminarium aushalten sollen: so würde man ihre Aufmerksamkeit besser fesseln und sich ihnen nutzbarer machen, wenn man sie nach verschiednen Abstufungen vom Leichtern zum Schwerern führte. Das wird man aber, wenn Alle ohne Einschränkung an dem nämlichen Unterrichte Antheil nehmen, nicht können, weil da beständig Neue eintreten, mit denen von vorn angefangen werden mufs, was denn nothwendig den Geübtern, die mehrere Cursus mitmachen, langweilig werden wird. Durch die Erfüllung des von Rec. angegebnen Desiderats würde auch die Uebung im eignen Katechisiren sehr vervielfaltigt und für die weiter Fortgerückten zweckmäfsig gesteigert werden können; da dessen gegenwärtig zu wenig geschieht, aber auch in der That theils der grofsen Anzahl wegen, theils um nicht dem übrigen nothwendigen Unterrichte Eintrag zu thun, und nicht durch voreilige Uebung ohne gehörige Grundlage Stümper hervor zu bringen, bey der hier angegebnen Einrichtung, nicht füglich mehr geschehen kann. Unter den beyzubringenden Kenntnissen vermifst Rec. einigen praktischen Unterricht in der Oekonomie und Gärtnerey und in der Technologie. Auch wäre die Frage, ob einiger tiefer eingehende Unterricht in der Moral — etwa nach Anleitung der moralischen Wissenschaften — ingleichen über die vornehmsten Landesgesetze in solch einer Anstalt nicht an seiner Stelle wäre. Das Nothwendigste über die empirische Seelenlehre wird unstreitig in den Lectionen über die Methode beygebracht werden. Traurig ist es, dafs auch in den preufsischen Staaten die Schullehrerstellen so schlecht (die meisten nur von 30 — 80 Rthlr. Einnahme) sind, dafs im Allgemeinen gründliche Geschicklichkeit im Schneiderhandwerke als ein Erfordernifs der Präparanden angegeben wird. Immer schien Rec. in diesem Falle das Tischler- oder Drechslerhandwerk, vornehmlich der dabey statt findenden Bewegung halber, der Lebensart der Schullehrer noch angemessener.

Philologie, *Magdeburg*, b. Creutz: *Kurze Anweisung zum französischen Lesen, Declinieren und Conjugiren für die ersten Anfänger.* 1795. 32 S. 8. — Auf diesen zwey Bogen findet der erste Anfänger das Unentbehrlichste zum bessern Verstandnifs einer gröfsern Sprachlehre. Sie können ihm und dem Lehrer zum Leitfaden dienen, und, wenn eine gesunde Erklärung des letztern hinzukommt, nützlicher werden, als ein weitläuftiges und daher oft abschreckendes Sprachgebäude. Nur wünschte Rec., dafs in der Tabelle zur Aussprache die Endsylben *ble, ple, cre, dre, fre, gre* u. s. w. nicht durch *bell, pell, kerr, derr* u. s. w. angedeutet wären, da der Franzose sie nicht so ausspricht, sondern vielmehr wie sie den Buchstaben nach da stehen, nämlich *bl', pl', gkr'* u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Altona, b. der Verlagsgesellschaft: *Allgemeinfassliche philosophisch christliche Sittenlehre* in Unterredungen vorgetragen von *Ad. Fr. Ernst Jacobi*, Herzogl. Sachs. Goth. Superintendenten in der Oberherrschaft Crannichfeld. 1796. 422 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift wird auf einem beygefügten Titel auch als der zweyte Theil von des Vf. *Religion der Bibel* vorgestellt, und soll mit derselben ein Ganzes ausmachen. Hr. J. wollte darinn (laut der Vorr.) die christliche Moral so viel wie möglich mit der neuen kritischen Philosophie verbinden, benutzte dabey die theologische Moral des Hn. D. *Joh. Wilh. Schmid* in Jena, versuchte es aber auch seinen eigenen Weg nach eigner Ueberzeugung zu gehen, welches ihm freylich jeder Selbstdenker unter der Bedingung erlauben wird, dass dieser selbsteigene Weg wirklich durch Spuren des geübten Selbstdenkens bezeichnet sey, und zu einem würdigen Ziele vernunftmässig hinführe. Für allgemeine Faslichkeit glaubte er durch die Form einer Unterredung, durch leichte, schickliche Wendungen, durch zu rechter Zeit angebrachte Wiederholungen und durch die Wahl angemessener, weder zu hoher noch zu niedriger Worte hinlänglich zu sorgen. So glaubte er ein brauchbares Handbuch zur Hausandacht und eine nützliche Vorarbeit zu kirchlichen Catechisationen für Prediger zu liefern. — Prüfen wir nach diesen Angaben der Vorr. das Buch selbst, so finden wir dasselbe zwar keinesweges gänzlich unbrauchbar für seinen Zweck; denn ohne Zweifel kann mancher Prediger, Schullehrer und Laie manche nützliche Wahrheit daraus lernen; allein es hat sowohl in Absicht auf Gedanken als in Rücksicht auf ihre Darstellung so wesentliche Fehler und Mängel, dass dadurch ein grosser Theil seiner Brauchbarkeit verlohren geht. — Es sollte angeblicher massen die kritische Philosophie benutzt werden; doch wollte der Vf. die Sache nicht übertreiben. Wir fürchten, dass Kenner dieser Philosophie finden werden, Hr. J. habe die kritische Philosophie nicht allein *modice* benutzt, sondern auch *vix mediocriter* studiert. Wie könnte er sonst (S. 26) den Grundsatz der Sittenlehre so moderiren: *Rede und handle so, dass du glauben kannst, jedes vernünftige Wesen werde angetrieben werden, auch so zu reden und zu handeln?* Wäre dies der reine sittl. Grundsatz, so könnten wir uns ihm gemäss nimmermehr zu irgend einer bestimmten Handlung mit Grunde entschliessen, weil die Antriebe zum Handeln bey allen vernünftigen Wesen, welche wir kennen, unendlich verschieden sind. Uebrigens sieht man auch in der Ausführung und Bestimmung der Pflichten kaum eine Spur von Anwendung des reinen Grundsatzes und Hr. J. hätte besser gethan, sich an die eigenthümlichen Vorstellungsarten der christlichen Sittenlehre allein zu halten, als so im Vorbeygehen eines philosophischen Princips zu erwähnen, ohne doch den Sinn desselben genau und faslich entwickeln, und ohne in allen einzelnen Behauptungen dem Geiste der kritischen Philosophie getreu bleiben zu können. — Verdient dieser Grundsatz und die darauf gegründete Sittenlehre wirklich den Beyfall, welchen der Vf. ihm ertheilt; so passen alle die gewöhnlichen Tiraden über die Vorzüge der christlichen vor der philosophischen Sittenlehre sehr übel zu diesem Lobe. Denn eben dieselbe Vernunft, welche dieses Lob zutheilt, müsste sich ja zugleich selbst die Vollkraft zu Ertheilung desselben absprechen. Ist *sie* es aber, welche der christlichen Moral ihren Werth beymisst, so thut sie dies offenbar nach Principien, wodurch sie an und für sich eben das als wahr und nothwendig aufstellt, was sie jener Lehre zum Verdienst anrechnet: „Die christliche „Moral führt zur Religion, und diese ist von dem „grösten Einflusse auf die menschliche Tugend; folg„lich ist die christliche Moral vorzüglicher als die phi„losophische" — sagt der Vf. S. 7. ff., und verräth eben dadurch eine gänzliche Unkunde der philosophischen Sittenlehre, indem er ihren unzertrennlichen Zusammenhang mit der Religion übersieht, und sich vorspiegelt, dass nur das Christenthum eine solche Verbindung hervorbringe. Die Popularität ist eben so wenig der christlichen Moral eigenthümlich, indem die philosophische für eine populare Bearbeitung nicht minder empfanglich ist. — Hr. J. mag es mit der christlichen Lehre bey solchen Erhebungen sehr gut meynen; allein er schadet dadurch dem Glauben an ihre gute Sache nicht wenig, wenn er diese auf Kosten der — allen Werth bestimmenden — praktischen Vernunft erhebt. Wenigstens wird man bey solchen Aeusserungen noch zweifelhafter werden, ob Hr. J. der Philosophie in dem Grade mächtig sey, als er es seyn müsste, um sie für Layen faslich zu machen und mit dem Christenthume zu verbinden. Dazu fühlt sich zwar meistens jeder Anfänger und Halbkenner geschickt; allein eben darum misrathen auch gewöhnlich solche Versuche, woran sich nur die Geübtesten und Sachkundigsten wagen sollten. Der Dialog verräth so wenig dialogische Kunst, dass man die Person des Lehrers und Zuhörers ohne Umstände gegen einander umtauschen könnte; an Sokratische Entwickelung ist gar nicht zu denken; wenn nur die gemeinsten kate-

chetischen Regeln nicht verletzt wären. Er dient blofs, das Buch weitläuftiger zu machen und manche unnütze Wiederholung herbey zu führen. Uebrigens ist der Vortrag und die Manier des Vf. nicht übel, und Hr. J. konnte immer ein ganz nützliches moralisches Buch schreiben, wenn er nur nicht kritischer Philosoph hätte seyn und in dialogischer Form schreiben wollen. Die Pflichten eines Christen hat er ziemlich deutlich und vollständig in der herkömmlichen Ordnung unsrer Lehrbücher beschrieben.

BERLIN, b. Felisch: *Kurze Anleitung zu einem gründlichen Studium der Theologie, auf Universitäten.* Von G. F. B. R. 1796. 214 S. 8.

Nicht allzulang ist diese Anleitung. Aber was sie gründliches enthält, wäre auf viel wenigern Seiten zu sagen, und müsste alsdann durchaus geordneter und bestimmter gesagt werden. Der Vf. will für die *allgemein nothwendigen* Kenntnisse der Theologie studierenden Anweisung geben. Sehr gut, wenn er diesen Gesichtspunkt fest gefafst und durchaus sich darinn erhalten hätte. Aber wozu dann sogleich darauf 3 Seiten voll Excerpte, über die Frage: wen die *Griechen* und *Lateiner* einen Theologen genannt haben? — Welcher Zweck und welche Bestimmung des nöthigen Umfangs von Kenntnissen, als der Mittel zum Zweck, liegt in dem Begriff eines christlichen Theologen überhaupt? Diefs mufste des Vf. erste Frage seyn. Ihre Beantwortung mufste seiner ganzen Anleitung Plan und Richtung geben. Ihm ist „wer das *Wesen* und die Eigenschaften Gottes *untersucht*, so wie sich uns dieser selbst geoffenbart hat" ein Theologe im christlichen Sinn! Nach einer so völlig untauglichen Beschreibung dessen, was der Theologe seyn und leisten soll, ist es wahrhaftig ein Wunder, dafs die ganze Anleitung dazu nicht noch weit untauglicher gerathen ist. Macht denn nur das *Untersuchen* und dann nur das Untersuchen der Eigenschaften Gottes — den Theologen? Und wie lange sollen die angehenden Theologen noch auf das transcendente Ziel hingewiesen werden, dafs sie Gottes Wesen zu *untersuchen* hätten?

S. 10—24. folgen über das N. Test., den Kanon, die Entstehung, den Inhalt, die Sprache betreffend, Bemerkungen, die grofsentheils ganz richtig sind; nur hieher gehörte das meiste gar nicht; eben so wenig als am Ende S. 159—190. eine Compilation, welche von den meisten griechischen und lateinischen Autoren, von Orpheus *anfangend*, einige brauchbare Ausgaben und Uebersetzungen nennt. Soll denn das ganze Gemisch der hier angeführten Autoren unter die *allgemeinen* Kenntnisse des Theologen gehören? Selbst wenn er sich zum Lehrer alter Sprachen für Kinder bilden will, bedarf er kaum den sechsten Theil der genannten zu kennen; in dieser Auswahl aber soll er sie dann auch nicht blos namentlich kennen, er soll sie gelesen, seinen Geschmack und seinen Verstandsgebrauch dadurch verfeinert, gründliche und den Quellen gemäfse Kenntnisse der alten Welt daraus geschöpft haben.

Für die *allgemeinen* Kenntnisse des Theologen wäre S. 28. eher die Niemeyersche Predigerbibliothek, als Nösselts — mehr schon für Gelehrte passende, und nur nach erläuternden Vorlesungen allgemein verständliche — theolog. Bücherkenntnifs anzuführen gewesen.

S. 32. giebt den allgemeinen Rath, Vorlesungen nur über solche Theile der theolog. Wissenschaft zu hören, die er nicht (eben) „so gründlich und leicht für sich studieren kann. Die Unbestimmtheit in dieser Darstellung einer Grundregel, welche allerdings auch ihre wahre Seite hat, kann nur noch durch die Anwendung übertroffen werden, welche der Vf. davon macht. Einleitung ins Alte Test. nicht allein, sondern auch *Theolog. Dogmatik und Moral* zu hören, erklärt er nach ihr für überflüssig, läfst aber dagegen" S. 141. seinen Theologen 6. *historische* Collegien hören, von denen unstreitig weit mehrere gute und allgemein verständliche Schriften zum Nachlesen vorhanden wären, wenn dies allein den öffentlichen Vortrag entbehrlich machen könnte. Mathematik auch nach ihren höheren Theilen rechnet er unter die *allgemeinen* Kenntnisse für seinen Theologen; er schreibt sie ihm in 4 Collegien, neben der Naturgeschichte und Naturlehre vor; dagegen hofft er S. 136. dafs der Professor der Beredsamkeit es nicht übel nehmen werde, wenn er philolog. Vorlesungen wegen Kürze der Zeit nicht besuche, wie wenn dem Theologen *überhaupt* nicht Uebungen in der Interpretationskunst, auch aufser dem Bibeltexte, nothwendiger wären, als Algebra etc. Auch wissen wir nicht, in welchem glücklichen Theile von Deutschland der Vf. leben mufs, dafs er S. 137. überzeugt ist, die *meisten* der Theologie gewidmeten kommen von ihren Gymnasien so auf die Akademie, dafs ihnen *ein fundamentale linguae hebr. und andere dergleichen saubere Sächelchen* in den Lectionsverzeichnissen anzubieten, lächerlich sey. Auch die Homiletik, Katechetik wird S. 157. blos dem Selbststudium überlassen. Die Schriften der Bibel führen schon selbst *auf eine Methode*, nämlich auf die Regel: *brevis via per exempla!!* Nicht genug also, dafs der junge Theologe das *Wesen* Gottes aus der Bibel *untersucht*, er lernt aus ihr auch — *Methode* des Vortrags. Wo sollen wir den Vf. hinweisen, damit er selbst, ehe er Methodologien schreibt, Methode lerne; etwa zur Mathematik? denn diese, wie er sich sein ausdrückt, *räumt den Kopf auf*. Und dies ist auch schon dazu gut, dafs man sich, wo man Bekanntschaft mit der Localität der Bibel empfehlen will (S. 36.) nicht auf den Unterschied des Homerischen und Virgilischen Zephyrs berufe, und andern (wie S. 33.) vorsage, dafs zum Selbststudieren eines Pensum weniger Zeit nöthig sey, als zum Benutzen zweckmäfsiger Vorlesungen, und was dergl. ungeordnete Behauptungen mehr sind. Auch in der Bücherkenntnifs thut der Vf., so redselig er dabey ist, unverzeihliche Mifsgriffe. Niebuhrs Reisebeschreibung soll *recht eigentlich für Palästina* und Arabien seyn S. 37. und doch berührte N. von Palästine blofs die Gränze der einen Seite, den Libanon. — Die Knappische Psalmenübersetzung hat viel anderes wahrhaftig empfehlenswerthes. Aber der Vf. weifs von ihr S. 61., dafs sie ohne derle-

der-

deutschen Sprache etwas zu vergeben, doch den Geist des hebr. Dichters so treffend wieder gebe, dass der Leser, wie in den Orient versetzt, mit dem Sänger fühle und lebe." — Unter den deutschen Uebersetzungen und Erklärungen der Paulinischen Briefe verweist er noch vorzüglich auf Zachariä. — „Zum eigenen Studium der Kirchengeschichte weiss er S. 102. leider! kein Buch zu empfehlen, welches *mehr als bloßes Compendium* wäre und seinen Theologen *im Allgemeinen* mehr mit der Sache bekannt machte" und doch will er nach S. 104. Henke's Kirchengeschichte kennen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Kümmel: *Miscellaneen zur deutschen Alterthumskunde, Geschichte und Statistik.* Von *Joh. Heinr. Martin Ernesti.* 1794. 624 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter diesem Titel erhalten wir eine nützliche Sammlung von 26 meistens bereits gedruckten aber wenig bekannten Aufsätzen und Gelegenheitsschriften, welche die Cultur und Erweiterung der deutschen Geschichte und Alterthümer zum Zwecke haben, und ihrer Seltenheit wegen in einer eignen Sammlung aufbehalten und gemeinnütziger gemacht zu werden verdienten. Aus der Anzeige des Inhalts werden unsere Leser die Mannichfaltigkeit und Brauchbarkeit dieser Miscellaneen ersehen. Sie enthalten folgende 26, von dem Herausg. hin und wieder mit Anmerkungen begleitete, Abhandlungen. *Bemerkungen über den historischen Gebrauch der Quellen zur ältesten Geschichte der Cultur bey den Celtischen und Scandinavischen Völkern.* Eine Einladungsschrift von Hrn. Prof. *Buhle* zu Göttingen; 1788. — *Gedanken über die Stufe der Bildung, auf welcher die Deutschen zu Cäsars und Tacitus Zeiten standen, und über den Stand der Wildheit überhaupt;* von M. *Joh. Fr. A. Kinderling.* Schon der Name des Vfs., eines bekannten gründlichen Alterthumsforschers, hat für den Werth dieses an sich interessanten Aufsatzes, der hier zum erstenmal im Druck erscheint, viel Empfehlendes. Hr. K. hat aus den besten Quellen alle Gründe zusammen gestellt, aus welchen er die sehr richtige Schlussfolge zieht, dass die alten Deutschen zu Cäsars und besonders zu Tacitus Zeiten auf keiner ganz niedrigen Stufe der menschlichen Bildung gestanden haben, viel weniger ganz rohe Menschen waren. — *Von dem Namen, Deutsche und Germani.* Diese Abhandlung steht bereits in den Hannöv. Gel. Anzeigen v. J. 1750 und in Schotts jurist. Wochenbl. 3ter Jahrg. — *Ueber die Namen Germanen und Germanien.* Von Dr. *K. G. Anton* zu Görlitz. Aus dem deutschen Museum. 1779. — *Ueber* (die) *Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung.* Von *Stephan Brentano*, aus der deutschen Monatsschrift Junius 1791. — *Religion der Germanen, aus einer Geschichte der Nation.* Von Dr. *K. G. Anton*, aus dem d. Museum 1 St. 1779. — *Von der Hermannsburg und der Irmensaule.* Von *J. Fr. Falke*; aus den Hannöv. Gel. Anz. 1752. — *Ob die Deutschen zu Julius Cäsars Zeiten Priester gehabt haben?* Von *J. C. Strodtmann*, ehemaligen Rector zu Osnabrück; aus den Hannöver. Gel. Anz. 1752. — *Just. Henning Böhmers Anmerkung von der alten deutschen Treu und Redlichkeit.* Aus den Hallischen Anz. 1748. — *Von der fälschlich gerühmten Treue und Redlichkeit der alten Deutschen;* eine Einladungsschrift von *M. C. Curtius* Prof. zu Marburg 1775. — *Von den öffentlichen und Privat-Spielen der alten Deutschen und ihrer dabey sich auszeichnenden Treue und Redlichkeit, nach dem Tacitus.* Von M. *H. Aug. Frank*, Prof. zu Erfurt, eine Einladungsschrift von J. 1791. — *Von den ehemaligen Edelingen bey den alten Deutschen.* Von *Sam. Lenz*, aus den Hannöv. gel. Anz. 1751 auch in Schotts jurist. Wochenbl. 4. Jahrg. — *Von dem Kriege der Hermunduren und Catten;* vom M. *Gottlieb Adolph Mienter*, Prediger zu Uslar, aus den Hannöv. Anz. 1750. — *Spuren der Catten im Lande der Föser.* — *Von dem Namen der alten Cherusken.* Aus ebendens. 1751. Die sonderbare Meynung des Vf., dass (da ein Strich Land der die Figur eines spitzen Dreyecks habe, *Chere* oder *Gere* geheissen, die Reiter oder Rösige genannt wurden) *Cherusige* so viel hiess als Reiter der spizwinklichten Landschaft, wird nun vom Pastor *Fein* in dem darauf folgenden Aufsatz *von dem Namen der sogenannten Cherusker*, d. i. *Harzker, oder Harzer* bestritten, und dagegen die Meynung geäussert, dass, da diese Nation am Harze einheimisch war, man zu dem H der Härzker ein C gesetzt und *Cherskos* daraus gemacht habe. — *Von einer Wanderung der Holsteiner nach dem Harze und der Harzer nach dem Holsteinischen.* Von dem Pastor *Fein*; aus den Hannöv. Anz. 1751. — *Die älteste Wehr und Waffen, wie sie unter den steinernen Monumentis heutzutage gefunden werden.* Von einem Ungenannten aus den Hannöv. nützlichen Samml. Th. 3. 1757. — *Von dem Kriegswesen der alten Wenden, welche einen gewissen Theil Deutschlandes von Sec. V. bis ins XII Sec. inne gehabt.* Von einem Ungenannten aus den Dresdner gel. Anz. 1757. — D. *Nunings Abhandlung vom Bivank und vom Jure Bivangiatus mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet* vom Rector *Strodtmann* aus den Hannöv. gel. Anz. 1753. — *Ueber einige, in der Gegend von Erfurt gefundene, Alterthümer;* vom Prof. *Herel*, eine Vorlesung in der kurfürstl. mainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. 1787. — *Nachricht von einigen Alterthümern in der Gegend um Leim;* von Pastor *J. C. Dümhaupt* zu Leim; aus den Braunschw. Anz. 1768. — *Von dem Tunderischen güldenen Horn;* aus den Hannöv. gel. Anz. 1751. — *Von Verwahrung der dem Monde geheiligten Hörnern, sonderlich in den heidnischen Niedersachsen;* vom P. *Fein* zu Hammeln; Ebendas. 1751. — *Muthmassliche Ableitung des Worts Ostern.* Von *J. C. Fr. Heise* zu Braunschw., aus den Hannöv. nützl. Samml. Th. IV. — Dr. *Conr. Barth. Behrens, Abhandlung über die sachsische Irmensaule;* ein Auszug aus den *Actis Eruditor.* Th. 78.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Theophiron* oder *der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend* von *J. H. Campe.* 4te rechtmässige Aufg. 1796. 535 S. 8. (18 gr.)

Digitized by Google

Ebend., in Ebenderselb.: *Leitfaden beym christlichen Religionsunterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend.* Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig von *J. H. Campe'n.* 4te Aufl. 1796. 136 S. 8. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturbeschreibung. *Göttingen*, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *F. A. A. Meyeri synopsis Reptilium*, novam ipsorum sistens generum methodum, nec non Goettingensium huius ordinis animalium enumerationem. 1795. 32 S. 8. (2 gr). Ungeachtet der schätzbaren Bemühungen eines Gronovius, Boddaert, Laurenti, Linnée und de la Cepede gab es doch immer noch bey der Klassification der Amphibien manche Schwierigkeiten und Mängel, welche sich nicht so leicht heben liefsen, sondern vielmehr die revidirende Kritik eines genauen und sehr geschickten Amphibiologen nothwendig machten. Der, wie wir hören, kürzlich verstorbene Vf. Privatdocent, Arzt und Unteraufseher des Königl. Museums zu Göttingen, dessen Verdienste um die Naturkunde bekannt sind, machte den Versuch, in dieser Schrift ein verbessertes System der kriechenden Amphibien (*Reptiles*) aufzustellen. —

Als Unteraufseher des Göttingischen Museums hatte der Vf. die beste Gelegenheit, die daselbst befindliche, nicht unbedeutende, Sammlung von Amphibien zu seinem Zwecke zu benutzen, und wir müssen gestehen, dafs wir in dieser Rücksicht mit einem guten Vorurtheile diese Blätter zur Hand nahmen. Allein in der That scheint der Vf. noch zu wenig mit seinem Gegenstande vertraut gewesen zu seyn, als er den Entwurf eines neuen Systems anfing. Folgende Bemerkungen mögen zur Bestätigung unserer Behauptungen dienen.

Der Vf. macht von der Abtheilung der kriechenden Amphibien (Reptiles) 12 Unterabtheilungen. Zwar ist die letzte derselben mit 13 bezeichnet; dies rührt aber daher, dafs seine *Iguana* statt Nr. 4. mit Nr. 5 bezeichnet, und dieser Fehler nachher bey den übrigen Abtheilungen fortgesetzt ist. Die Namen dieser Unterabtheilungen sind folgende: *Testudo*, *Rana*, *Draco*, *Iguana*, *Cordylus*, *Crocodilus*, *Gekko*, *Chamaeleon*, *Ameiva*, *Lacerta*, *Stincus*, und *Chalcida*.

Zu den allgemeinen Kennzeichen der kriechenden Amphibien gehöret nach Hr. M., dafs sie „*saepius pedes quatuor*" haben. Solche unbestimmte Ausdrücke, wie *saepius*, sollten unserer Meynung nach nie bey der Angabe allgemeiner Kennzeichen statt finden, indem diese dadurch immer schwankend gemacht werden. Hätte der Vf. es blofs bey dem Worte: *pedata*, bewenden lassen: so wäre dies schon hinreichend gewesen, indem dieses Kennzeichen sie schon genugsam von den Schlangen unterscheidet. Auch hätten wir gewünscht, dafs er, nachdem Vorgange des Grafen *de la Cepede* die kriechenden Amphibien in zwey Hauptabtheilungen vertheilt hätte, in die mit vier und in die mit zwey Füfsen, dafs er diese letzten von den *Chalcidis* getrennet, und ihnen neue generische Namen gegeben hätte. Denn so viele Aehnlichkeit man auch in Rücksicht des innern und äufsern Baues zwischen diesen beiden antreffen mag: so wiegen elle diese doch nicht den einzigen Hauptunterschied in der Anzahl der Füfse auf. — Wir kommen nun zu den einzelnen Geschlechtern des Vf. — I. *Testudo.* Die gewöhnliche Abtheilung in drey Familien, *T. marinae, fluviatiles* und *terrestres.* — II. *Rana.* Dies Geschlecht theilt er in fünf Familien: *Pipae* (nach Laurenti), *Bufones*, *Ranae proprie dictae*, *Hylae* und *Ranae caudatae.* Von der letztern Familie hätten wir lieber ein besonderes Genus gemacht. — In der Gegend von Göttingen giebt es folgende 9 Froscharten: *R. bufo*, *portentosa* (keine Abänderung von *R. bufo*), *rubeta*, *bombina*, *fusca* und *campanisona* (welche zwey letzteren keine Varietäten von *R. bombina* seyn sollen), *temporaria*, *esculenta*, *arborea.* — V. Die auffallenden Verschiedenheiten in dem Körperbau der Eidechsen bewogen den jüngern Gronovius und Laurenti, das grofse Linnéeische Eidechsengeschlecht zu zerstückeln und daraus mehr kleinere *Genera*, zu bilden. Mit Recht folgte der Vf. dem Beyspiele jener beiden, um diesen Theil der Thiergeschichte so verdienten, Männer. Doch weicht er öfters bey der Angabe des generischen Charakters von ihnen ab. — Bey der *Iguana* finden wir ein paarmal wieder die unbestimmten Ausdrücke: *saepius* und *plerisque*, welche wir schon oben gerüget haben. Die *cauda verticillata* pafst nicht auf alle Arten. So hat z. B. *J. marmorata* und *calotes* Schwanzschuppen, welche schindelförmig liegen u. s. w. *Corpus squamulatum* trifft man vielleicht bey den wenigsten Arten, indem *J. Calotes*, *marmorata*, *agama* u. s. w. *corpus squamosum* haben. *Corpus callis obsessum* pafst nicht auf *J. agama* und *calotes.* Auch kann man, genau genommen, nicht sagen, dafs die Iguanen *linguam integram* haben. Denn bey *J. leguan*, *agama* und *marmorata* z. B. ist sie *subtiliter emarginata.* Hr. M. theilt die Leguanen in drey Familien 1) *J. dorso cristato.* 2) *dorso dentato* und 3) *dorso laevi.* — VI. *Cordylus.* Hieher gehört keinesweges *Lac. monitor L.*, weil deren Zunge dünne, lang und gespalten ist; viel eher gehöret sie zu dem Geschlecht *Lacerta M.* *Cordylus verus M.* hat eine emarginirte Zunge. Von diesem *Genus* macht der Vf. zwey Familien a) *C. squamis denticulatis vel aculeatis* b) *C. squamis carinatis.* — VII. *Crocodilus.* Vier Arten *Cr. niloticus*, *natans* (*Lac. crocodilus var. β, Linn.*), *gangeticus* und *alligator.* — VIII. *Gekko.* Zwey Familien a) *G. corpore nudo, pedibus muticis, palmis tetradactylis.* b) *G. pedibus submuticis, sublobatis, pentadactylis, corpore verrucoso.* Hr. M. giebt 14 Arten an, unter welchen die Linnéeischen, *L. paluſtris*, *lacuſtris*, *aquatica*, *salamandra*, nebst drey neuen: *Gekko cornifex*, *triton* und *pyrinoides M.* sich in der Gegend von Göttingen befinden. Wir hätten gewünscht, dafs der Vf. Linnée's *L. mauritanica* mit unter die *Gekkones* aufgeführet hätte, indem der ganze Habitus, die Gestalt der Zunge und vor allen der besondere Bau der Zähen jene Eidechse für dieses Geschlecht bestimmt zu haben scheinen. Nach S. 31. rechnet er sie zu seinem *Cordylus.* An einem vor uns habenden Exemplare des *G. rapicauda M.* sind die Zahen ohne Nagel; folglich gehöret dieser Gekko nicht zu der Familie: „*pedibus submuticis*", worunter der Vf. ihn aufführet. Da, anderer Unterschiede nicht zu gedenken, die Zahl der Vorderzähen der ersten Familie von der Zahl der zweyten verschieden ist: so wäre es, unserer Meynung nach, weit passender gewesen, jene zu einem besondern Geschlechte, *Salamandra*, zu erheben. — X. *Ameiva.* Von diesem Geschlechte wird unter andern: *lingua lata, integra* als Kennzeichen angegeben, welches man jedoch wohl bey den wenigsten Arten antreffen möchte. Denn bey sehr gut erhaltenen Exemplaren der *A. americana M.*, *agilis*, *meridionalis* (*Seps*) und *teguixin* finden wir eine schmale, ziemlich lange und gespaltene Zunge. Auch fehlet die als Charakter angegebene Warzenreihe an den Hinterschenkeln der *A. teguixin.* Die *A. agilis M.*, nebst ihren Varietaten α, β, γ, findet sich bey Göttingen. — XI. *Lacerta. L. vulgaris* gehöret keinesweges hieher, indem sie weder *caudam verticillatam*, noch *elongatam*, noch auch *linguam bifidam* hat. Ueberhaupt scheint diese Eidechse, welche der Vf. bey Göttingen nicht hat finden können, im nördlichen Deutschlande aber häufig angetroffen wird, so wie *L. sputator*, zu den Salamandern zu gehören. Auch bey *L. sputator* ist die Zunge nicht *bifida*, sondern nur *subemarginata.* — Zum Schlusse sind noch die Namen von 13. Eidechsen angeführt, welche im zweyten *specimine* von *Schneideri Amphibiorum physiolog.* beschrieben werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. August 1796.

NATURGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Joh. Chriſt. Fabricii — Entomologia ſyſtematica emendata et aucta.* Secundum Claſſes, Ordines, Genera, Species, adjectis Synonymis, Locis, Obſervationibus, Deſcriptionibus. Tom. II. 1793. 519 S. gr. 8.

Es iſt ein beträchtlicher Zeitraum von beynahe drey Jahren ſeit der Anzeige des erſten Bandes dieſes wichtigen, und jedem Entomologen unentbehrlichen Werks verfloſſen; aber eben dieſe Wichtigkeit entſchuldigt eine ſolche Verſpätung hinlänglich. — Die *Entom. ſyſtem.* iſt mehr als eine neue Ausgabe der ältern ſyſtematiſchen Schriften des Hn. Prof. Fabricius: ſo groſs iſt die Menge von Verbeſſerungen und Zuſätzen, die das Syſtem überhaupt und die einzelnen Theile erhalten haben. Mit welchem dankbaren Gefühle man aber auch die Verdienſte des unermüdeten Vf. anerkennt; ſo muſs man doch geſtehen, daſs Er und unſere Zeit etwas vollkommneres zu liefern vermochten. Unzulängliche und unbeſtimmte, ja ſelbſt unrichtige Beſchreibungen, Sorgloſigkeit in den Citaten, regelloſe Zuſammenſtellung der einzelnen Arten; dies ſind Mängel, die ein Schriftſteller, der an der Spitze der Entomologen ſteht, vermeiden kann und muſs, und die der Vf. nur zu oft ſich zu Schulden kommen lieſs. Seine Arbeit iſt von der Art, daſs wir nach wenigen Jahren eine neue Ausgabe erwarten können, die eine unendliche Menge von Verbeſſerungen erhalten kann, ohne überdem zum weitern Fortrücken der Wiſſenſchaft beyzutragen. Um billig zu ſeyn, müſſen wir jedoch bekennen, daſs eine Menge von Fehltritten dem Vf. unvermeidlich war. Er beſitzt die wenigſten der in ſeinen Schriften aufgezählten Inſekten ſelbſt. Die meiſten beſchreibt er auf ſeinen Reiſen, und dann iſt es natürlich, daſs die Beſchreibungen nicht mit der Genauigkeit ausgearbeitet werden können, die nur eine ungeſtörte Muſse geſtattet. Daher kann man ſich die Unrichtigkeit der Citate erklären; und ſo iſt es deutlich, wie der Vf. Eine Art zuweilen mehreremale aufführt, ſelbſt, wenn er nicht durch Abänderungen dazu verleitet iſt. Auch die Nebeneinanderſtellung der verwandten Arten, die das Aufſuchen und Beſtimmen der Inſecten ſo ſehr erleichtert, und für ein gutes Syſtem nothwendig iſt, kann auf dieſe Weiſe nur ſehr unvollkommen werden.

In dieſem Theile ſind ſieben Ordnungen, oder, wie man es unrichtig nennt, Claſſen aufgeſtellt: *Illonata* unverändert — *Syniſtata* Ephemera, Phryganea, Semblis, Lepisma, Podura, Hemerobius, Termes, Raphidia, Panorpa, Myrmeleon, Aſcalaphus. — *Piezata* Cynips, Tenthredo, Sirex, Ichneumon, Evania, Chalcis, Larra*, Tiphia, Chryſis, Leucoſpis, Veſpa, Mellinus*, Philanthus*, Crabro, Formica, Mutilla, Dorylus*, Sphex, Scolia, Thynnus, Maſaris*, Hylaeus*, Andrena, Nomada, Apis, Bembex, Eucera*, — *Odonata* Libellula, Aeſhna, Agrion — *Mitoſata* Scolopendra, Julus, Oniſcus. — *Unogata* Trombidium, Aranea, Phalangium, Tarantula*, Scorpio. — *Agonata* ſind unverändert geblieben, nur ſind *Galathea** und *Monoculus* hinzugekommen. — Aus dieſem Abriſſe, worinn die neuen Gattungen mit * bezeichnet ſind, ſieht man, daſs das Syſtem ſehr gewonnen hat; die Ordnungen ſind ſehr natürlich; das wenige, was man einwenden könnte, z. B. warum Myrmeleon ſo weit von Libellula getrennt iſt, läſst ſich vielleicht noch in der Folge abändern. Die fünf letzten Ordnungen ſind ganz neu. Was die Kennzeichen dieſer Abtheilungen betrifft; ſo wünſchten wir, daſs es dem Vf. gefiele, ſie in Zukunft in einer tabellariſchen Ueberſicht darzuſtellen. Dann wird er uns in den Stand ſetzen, ſein Syſtem richtig zu beurtheilen. Nach einer ſolchen Anſicht bleibt für *Agonata* der Charakter: *Maxilla nulla;* ſollte dies wirklich der Fall ſeyn? Wenn man die Mundtheile mehrerer Krebſe unterſucht, ſo findet man eine ſolche Menge von Gegenſtänden, wovon theils die übrigen Inſekten nichts Analogiſches haben, wovon aber einige dem ſehr entſprechen, was man ſonſt *maxilla* nennt. Uebrigens verweiſen wir auf die vortrefflichen Bemerkungen, die Olivier in der *Encyclop. methodique* Tome V. p. 175 ff. gemacht hat, die gewiſs viel dazu beygetragen haben, daſs unſer Vf. ſeine Ordnungen näher beleuchtete.

Jetzt wenden wir uns zu den einzelnen Arten, und ſetzen aus unſerm Vorrathe von Bemerkungen einige her: *Forficula gigantea* iſt *F. bilineata* Herbſt. Arch. 8. 183. 3. tab. 49. fig. 1. Nicht ſelten iſt Kopf und Bruſtſchild ungefleckt. Dieſes Thier findet ſich faſt in allen Ländern Europens. — *Blatta Surinamenſis.* Wir beſitzen dieſes Inſekt nicht, ſonſt würden wir das gewiſs entſcheiden können, was wir jetzt nur muthmaſslich angeben dürfen, daſs Sulzer t. 8. f. 1. und Degeer 3. t. 44. f. 8. ganz verſchiedene Thiere vor ſich gehabt haben. Linnés Beſtimmung iſt viel zu kurz, um ſich daraus Raths erholen zu können, da er aber bloſs ſagt: *thoracis margine antico albo*, ſo iſt es weit wahrſcheinlicher, daſs er Degeers Schabe gemeynt habe, der eben das von ſeinem Thiere ſagt, als Sulzers Inſekt, bey dem noch die Seiten ganz und ein Mittelfleck in dem ſchwarzen Mittelfelde des Bruſtſchildes weiſsgelb ſind. — Bey *Bl. Americana* muſs ſtatt Degeer t. 44. f. 12. 13.

Digitized by Google

geleſen werden: f. 1. 2. 3. — *Bl. livida* ſcheint *B. perſpicillaris.* Herbſt. Arch. 8. 186. 12. t. 49. f. 11. — *Acrydium* iſt mit keiner einzigen Art vermehrt, da es ihrer doch ſo viele giebt, die von den Schriftſtellern bis jetzt auf eine unverantwortlich nachläſſige Weiſe unter den Namen: *A. ſubulatum* und *bipunctatum* begriffen werden. — S. 95. *Aſcalaphus Barbarus, Italicus.* Es iſt gewiſs, daſs hier eine groſse Verwirrung herrſcht. Die Beſchreibungen, die Fabricius giebt, ſind viel zu kurz, um zu entſcheiden, welches Inſekt er vor ſich gehabt hat. Wir nehmen daher von den Schriftſtellern folgende zum Grunde an: A. Schaeff. Ic. tab. 50. fig. 1. 2. 3. Dazu gehört *A. Barbarus* β. Petagna Inſ. Calabr. 30. 151. fig. 22. Panzer Fn. Germ. 3. 23. Sulz. Hiſt. t. 25. f. 4. Roſſi, Fn. Etr. 2. 16. 694. — B. *Myrmeleon longicorne.* Linn. *Seba Muſ. tom.* 4. (nicht 3.) tab. 86. fig. 2. Da nun F. vom *A. Barbar.* ſagt: „*Alae macula baſeos apicisque nigra*;" vom *Italicus* aber „*alis poſticis baſi atris*;" ſo iſt ſehr wahrſcheinlich ſein *A. Barb.* das *Myrm. longicorne Linn.* Iſt dies gegründet, ſo muſſen beym *Barb.* die Synonyme aus dem Schäffer weggeſtrichen, und zum *Italic.* geſchrieben werden; dagegen kommt aus der Synonymenreihe des letztern, Linné zum *Barbarus.* Zu welchen von beiden Petiver. Gazoph. t. 73. f. 12. gehört, können wir nicht beſtimmen, weil wir dieſes Werk nicht zu Rathe ziehen konnen. — Die Gattung *Tenthredo* hat noch immer ihre Geſtalt unverändert beybehalten, da doch die erſte Abtheilung: *Antennis clavatis*, in ihrem Baue von den übrigen ſo ſehr abweicht, daſs ſie die gerechteſten Anſprüche auf eine eigene Gattung machen kann. *T. femorata* macht den Anfang; ihr folgt *T. Lucorum*, dieſer erſt *T. lutea.* Allein Rec. hat ſich durch vielfältige Erfahrungen überzeugt, daſs *T. femorata* das Mannchen von *T. lutea* iſt. Aus der Analogie glaubt er ſicher auch *T. lucorum* für das Weibchen von *Americae* n. 5. erklären zu können. Zu *F. lutea* fügen wir noch das Synonym: *Geoffr. Inſ.* 2. 262. 1. — 44. *T. Maura*, 45. *ruſipennis*, und 46. *livida.* Dieſe drey Thiere ſcheinen nur Abarten von einander zu ſeyn. Man kennt die groſse Veränderlichkeit der Zeichnung, die bey den Thieren dieſer Gattung ſtatt findet, und überdem beſitzen wir eine Menge von Uebergängen, die unſere Muthmaſsung ſehr unterſtützen. F. ſagt von *T. matura*: „*abdominis primo ſegmento punctis tribus albis.*" Dieſe Punkte, wovon der Mittelpunkt eigentlich am Scutellum ſitzt, ſind oft ganz verloſchen, und können daher leicht gar verſchwinden. — Das Männchen von *T. ruſtica* n. 52. hat einen ungefleckten Hinterleib und mehr ſchwarze Hinterfüſse. — *Sirex Gigas.* Schaeff. Ic. t. 1. f. 2. 3. ſoll wahrſcheinlich heiſsen: tab. 10. f. 2. 3. Freylich ſind die dort vorgeſtellten Thiere ſehr klein. — Mit der groſsen Gattung *Ichneumon* iſt keine Veränderung vorgenommen, die denn doch bey einer Gattung ſo nöthig war, wo der Bau der einzelnen Arten ſo ſehr von einander abweicht. Hätte der Vf. doch nur eine Veränderung mit den Familien vorgenommen. Die Eintheilung nach der Farbe der Fühlhörner iſt ſehr ſchwankend, und gar nicht der Natur gemäſs. — Bey *Andrena* ſehen wir noch manches Inſekt, das wir lieber zu *Apis* gerechnet hätten. Die Grenze zwiſchen beiden Gattungen in ihrer jetzigen Beſchaffenheit anzugeben, mochte wohl ſehr ſchwer fallen. — Bey *Apis Africana* n. 20. iſt wörtlich die Diagnoſis von n. 18. wiederholt. — *Ap. veſtita* n. 65. iſt *A. fulva.* Schrank. En. 805. — *Agrion* hat nur 5 Arten. Die erſten beiden: *Virgo* und *Puella* umfaſſen alle europäiſchen. F. ſagt: „*Varietates harum ſpecierum fere innumerae abſque diſcrimine ferus, at copula junguntur, ideoque haud diſtinctae.*" Allein Rec. iſt überzeugt, daſs mehrere ſogenannte Abarten wirkliche Arten ſind. Es iſt hier der Ort nicht, unſere Behauptung zu beweiſen. — *Oniſcus ſiliquaris* ſcheint *O. agilis* Panz. Fn. Germ. 5. 24. zu ſeyn.

In der Gattung *Tarantula* ſind mehrere heterogene Geſchöpfe mit einander vereinigt, die denn doch noch einer nahern Unterſuchung bedürfen. *T. candata* ſcheint wieder eine eigene Gattung auszumachen. — Bey den *Scorpionen* iſt noch immer die Anzahl der Zähne in den Kammen zur Unterſcheidung der Arten angewendet. Es iſt ſonderbar, warum man gerade zu dieſem, nach Rec. Erfahrung wirklich ſehr veränderlichen, und überdem dem Auge ſo ſehr entzogenen, Kennzeichen ſeine Zuflucht genommen hat, da die Bildung des Körpers ſelbſt die leichteſten und beſten Unterſcheidungsmerkmale darbietet. — 9te Ordnung, die *krebsartigen Inſekten, Agonata.* Unſere Erwartung, die vielen ungleichartigen Geſchöpfe, die in den wenigen Gattungen oft ſo ſehr unnatürlich zuſammengedrangt ſtehn, in viele Gattungen aufgelöſet zu ſehn, iſt leider getäuſcht. Wir werden die Arten dieſer Gattung genauer durchgehen, da die Verwirrung darinn ſo ſehr groſs iſt; auch werden wir aus Herbſts Krebswerke alle Citate anführen, von deren Richtigkeit wir uns ſelbſt durch Zuſammenhalten mit der Natur überzeugt haben. Um Raum zu ſparen, dürfen wir die übrigen Citate aus dieſem Werke nicht herſetzen, das F. ſo ſelten anführt, da es doch bis jetzt einzig in ſeiner Art iſt. — 2. *Canc. Grapſus.* Fabric. und Linne geben Amerika als das Vaterland an; Seba hat ſeinen Krebs aus Oſtindien, und eben daher haben auch wir den unſrigen. Rec. überlaſst es denen, die die amerikaniſche Krabbe auch beſitzen, zur Entſcheidung, ob beide einerley ſind. F. citirt, wie es ſcheint, mit Recht, den *C. tenuicruſtatus* Herbſt. Wir finden bey unſern Exemplaren allemal eine ſtarke Beymiſchung von ſchmutzigem Gelb. — 6. *C. ceratophthalmus.* Die Farbe andert ſehr ab; bisweilen iſt der Krebs blutroth. Bald iſt die rechte, bald die linke Scheere die gröſsere. Ob wohl mehrere Arten mit einander verwechſelt werden? Die Figuren, die man bis jetzt hat, ſind alle nicht genau genug gezeichnet, um darüber etwas gewiſſes beſtimmen zu konnen. Fabr. iſt geneigt, *C. Ursa* Fabr. Sp. 498. 15. Linn. S. N. 2. 1041. 13. als Abart hier herzuziehen. Wegen ſeines eigenen Krebſes muſs Fabricius wohl am beſten entſcheiden können. Allein Linnés *Cancer* nehmen wir in Schutz, 1) iſt das Vaterland deſſelben Amerika, da *ceratophthalmus* aus Oſtindien

Digitized by Google

dien zu uns kommt, 2) heifst es *thorace levi integro*, dieser ist bey *cerat.* mit einer unendlichen Menge kleiner Warzchen bedeckt, und am Rande crenulirt, weswegen diese Krabbe auch nicht schicklich zur ersten Familie gerechnet wird, 3) sagt Linné blofs: „*Oculi valde elongati.*" Die merkwürdige Einrichtung der Augen würde Linné nicht so angedeutet haben. 4) Die Füfse sind nicht unterwärts behaart, wie Linné von Uca sagt. Ueberdem citirt L. die *Uca una* Marcgr. Brasil. 184. Herbst, der diese Abbildung vor sich hatte, sagt uns, was auch schon L. seiner Beschreibung hinzufügte, dafs dieser Krebs dem *C. Ruricola* nahe verwandt sey. — 7. *C. Ruricola.* Die Verwirrung ist bey dieser Art vorzüglich grofs, und kaum zu heben. Wie es möglich gewesen ist, Degeer 7. 417. 1. t. 2. 5. f. 1. zu citiren, begreifen wir nicht. Die Abbildung zeigt es offenbar, dafs Dég. den *Grapsus* gemeynt habe. — 8. *C. Pisum.* In die Diagnosis ist das Kennzeichen: *cauda corporis amplitudine* aufgenommen. Es ist doch dem Vf. gewifs nicht unbekannt, dafs dies nur bey dem Weibchen Statt finde; überdem ist es den meisten Krabben eigen. — 10. *C. cranulatis.* F. citirt Seba Mus. III. t. 19. f. 4. (5.) und f. 10. (11.) Dafs die letztern beiden Figuren nicht hieher gehören, hat schon Herbst bemerkt, und auch Fabr. hat dies eingestanden, indem er sie zu n. 11. *C. porcellanus* zieht, nur hat er Herbsten den Druckfehler f. 11. 12. statt f. 10. 11. nachgeschrieben. Aber auch f. 4. 5. würden wir nicht anführen, weil die Arme auch auf ihrer Oberfläche als gekornt vorgestellt werden, da sie doch ganz glatt und nur mit einer Reihe von Körnern eingefafst sind. Es giebt der verwandten Arten viele, und daher ist es gut, auf die kleinsten Unterschiede aufmerksam zu seyn. Auch Rumph. Mus. t. 10. f. A. soll nach Herbsts Versicherung nicht hieher gehören. — 11. *C. porcellanus.* Hier citirt F. nach Herbst Seba 3. t. 19. f. 10. 11., allein Rec. mufs dies Citat für unrichtig erklären. Denn Seba's Beschreibung und Abbildung zeigen deutlich, dafs die Schale mit kleinen Perlen dicht besetzt ist. Seba's Krabbe ist dem *C. Cancellus* Herbst. nahe verwandt. — 17. *C. Pinnotheres.* F. citirt Jonst. Exsang. tab. 20. f. 3., allein schon Herbst sagt, das dort vorgestellte Thier sey gar kein Taschenkrebs, sondern ein Pagurus. — 18. *C. Pinnophylax.* Der von Fabr. citirte gleichnamige Krebs des Herbst gehört ganz sicher nicht hieher. Fabr. Pinnoph. ist dem *Facchino* Hbst. 1. 190. 33. t. 11. f. 68. nahe verwandt. — 25. *C. vocans.* Unter diesem Namen wird wieder eine Menge verschiedener Arten begriffen. Herbst unterscheidet zwey Arten, die er sehr unschicklich *C. vocans minor* und *major* nennt. Letztern hat er aus dem Seba 3. t. 18. f. 8. entlehnt, und citirt dabey *C. arenarius*, Catesby. Carol. 2. t. 35. Zu dem erstern rechnet er Linné und die übrige grofse Anzahl von Citaten, den Degeer ausgenommen. „Wir besitzen den Amerikaner nicht, sonst wären wir *vielleicht* im Stande, diese Verwirrung zu heben. Ein weiblicher *C. vocans minor*, den wir besitzen, unterscheidet sich dadurch, dafs beide Scheeren so klein sind, als die kleine des Männchens. Sollte dieser Geschlechtsunterschied beständig seyn? — Unter 31. *C. Pelagicus* sind gewifs wieder eine Menge sich ähnlicher Krebsarten zusammengefafst. Als eine Abart zieht Fabr. den *C. sanguinolentus* Hbst. 1. 61. 68. t. 8. f. 56. 57. an. Allein der Brustschild dieses schönen Thiers ist weit breiter und kürzer, die Stacheln länger, als bey dem Krebse, den wir für *Pelagicus Fabr.* halten. Ein anderer wichtiger Beweggrund für die Selbstständigkeit der Art des *sang.* ist der, dafs wir bey einer grofsen Menge von Exemplaren dieses schönen Krebses, die rothen Flecken allemal gegenwärtig gefunden haben, und dafs bey allen der Körper ganz gleich gebauet ist, sie mögen so klein, wie 6. *dentat F.*, oder so grofs seyn, wie Herbst sie dargestellt hat. — 37. *C. Victor.* In dem Citate aus Hbst. mufs es heifsen: f. 44. statt 45. Seba hat seine Krabbe aus Amerika; dies allein würde uns nicht bestimmen, sie für eine andere Art zu halten, da er sich leicht in der Angabe des Vaterlandes irren konnte; allein auch die Zeichnungen auf der Schale sind ganz anders, als bey Fabr. und Herbsts *Victor.* — 39. *C. marmoratus.* Herbst. 1. 261. 157. t. 20. f. 114. — 45. *C. Dromia* ist *C. Dormitator* Herbst. 1. 250. 147. t. 18. f. 103. Seba Mus. 3. tab. 18. fig. 1., die ein grofses, seiner Wolle beraubtes Exemplar darstellt, gehört allein hierher, keinesweges aber fig. 2. 3. Eben so mufs der von Herbst allegirte Catesby. Carol. tab. 37. *C. marin. chelis rubris* weggestrichen werden. — 49. *C. Pagurus* Herbst. 1. 165. 71. t. 9. f. 59. Man vergleiche, was wir wegen dieser Abbildung in der Rec. von *Olivi's Zool. Adriat.* Jahrg. 1795. n. 111. bemerkt haben. — 50. *C. fornicatus.* Herbst. 1. 204. 96. t. 13. f. 79. 80. — 52. *C. granulatus.* Den *C. Lophus* Herbst. t. 13. f. 77. hält Fabr. nur für Abart. Wenn aber die Abbildung, die Herbst von dem *granulatus* giebt. Herbst. 1. 200. 92. t. 12. f. 75. 76. wirklich den wahren *granulatus* vorstellt; so ist der Unterschied zwischen beiden Krebsen auffallend genug. Wir kennen nur den *Lophus*, und sind geneigt, die von Seba 3. t. 19. f. 13. gegebene Abbildung ihm, nicht dem *granulatus*, zuzuzählen. — 53. *C. tuberculatus.* Herbst. 1. 204. 95. t. 13. f. 78. — 55. *C. spinifrons.* Herbst 1. 185. 78. t. 9. f. 65. — 57. *C. depressus.* Wir haben unsere Exemplare aus Ostindien. — 63. *C. nasutus.* Herbst. 1. 191. 84. tab. 11. fig. 69. — 70. *C. Ovis*, Herbst. 1. 210. 101. t. 13. f. 82. — 71. *C. muricatus* Herbst. 1. 211. 102. t. 14. f. 83. — 75. *C. Erinaceus.* Herbst. 1. 258. 154. t. 20. f. 111. — 77. *C. supercilliosus.* Herbst. 1. 89. 9. t. 2. f. 15. 16. — 81. *C. spinosus.* Herbst. 1. 259. 155. t. 20. f. 112. — 88. *C. quadridens*, ist wohl ohne Zweifel *C. Frassone* Herbst 1. 192. 85. t. 11. f. 70. — 90. *C. Cilata.* Herbst. 1. 219. 112. t. 15. f. 85. — 91. *C. mamillaris* ist *C. binaculatus.* Herbst. 248. 143. t. 18. f. 101. — 96. *C. longimanus.* Herbst. Kr. 1. 252. 149. t. 19. f. 105. 106. — 100. *C. Lar* scheint der *C. longipes.* Herbst. Kr. 1. 231. 121. t. 16. f. 93.

Pagurus Bernhardus. Herbst. 2. 14. 1. t. 22. f. 6. — 5. *Pag. Diogenes.* Der Herbstische Diogenes II. 17. 2. t. 22. f. 5. ist schwerlich auch der Fabricische, sondern wahrscheinlich Fabr. *P. Miles*, obgleich Fabr. bey die-

ſem den Herbſtiſchen *Miles* 2. 19. 3. t. 122. f. 7. allegirt. — *P. oculatus* ſcheint wohl eher *Canc. clibanarius* Herbſt. 2. 20. 4. t. 23. f. 1., als *C. oculatus* 2. 24. 7. t. 23. f. 4. zu ſeyn. — *Scyllarus Arctus.* Fabr. faſst unter dieſem Namen wenigſtens die beiden Herbſtiſchen Arten zuſammen: *Urſus major.* Herbſt. 2. 82. 36. t. 30. f. 2. *Urſus minor.* 83. 37. t. 30. f. 3. Wahrſcheinlich aber verwirrt er auch den *C. Arctus* Herbſt. 80. 35. t. 30. f. 1. damit, obgleich dieſer auf den erſten Anblick durch die Lage der Augen verſchieden iſt. Nur dieſen beſitzt Rec. Rumph. ſi. 6. D. ſoll wahrſcheinlich heiſsen: ſig. C. D. Herbſt citirt die ſig. C. bey ſeinem *Urſus major;* es iſt daher falſch, wenn er ſie noch einmal bey *Arctus* allegirt. Linné's Beſchreibung trifft in vielen Stücken gar nicht auf den *Arctus*, zu dem Herbſt Linné's *C. Urſus* rechnet. Weit wahrſcheinlicher gehört er zum *Urſus major* oder *minor.* Sulzer hat den *Urſ. minor* vorgeſtellt.

Der Herbſtiſche *C. Carcinus* II. 58. 11. t. 28. f. 1. iſt ſicher nicht Linnés und Fabr. *Aſtac. Carcinus — Aſt. emeritus.* Wohl kein *Aſtacus.* Sein ganzer Bau zeigt es, daſs er zu *Hippa* gehört. Wegen Herbſt. 2. 8. 3. t. 22. f. 3. ſind wir noch im Zweifel, obgleich das Thier viel Aehnliches mit dem unſrigen hat. — *Squilla maculata.* Die Copie von Rumph iſt *C. Mantis arenarius.* Herbſt. 2. 96. 44. t. 33. f. 2. Herbſt citirt Linn. Muſ. 1. p. 86. bey dieſem, doch, wie es uns ſcheint, mit Unrecht.

Erlangen, b. Palm: *Icones plantarum et analyſes partium aeri inciſae atque vivis coloribus inſignitae;* adjectis indicibus nominum neceſſariis, figurarum explicationibus et brevibus animadverſionibus, quas compoſuit D. *Caſ. Chriſt. Schmidel.* Manipulus III. Sect. I. Tab. 51—58. 1793. Fol.

Dieſer Nachtrag zu des ſel. Hofr. Schmidels längſt bekanntem vortrefflichen Werk enthält auf den vor uns liegenden 9 Bogen nach T. 51. u. 52. den Carduus Caſabonae des Linn. Zur Ergänzung dieſer Platte hat er auf ihr noch eine Art Schimmel aufgeſtellt, die er auf einem faulen Blätterpilz fand, und Byſſus ſtipite ramoſo, racemato nennt. Nach T. 53. Sempervivum *tectorum* L., von welchen ſich auch noch T. 54. Theile abgebildet befinden, und 2tens der Mucus *furfuraceus* L. Hierauf folgen lauter Laub- und Lebermooſe. T. *Jungermannia multifida* L.. Ihre einfachen Schnellfaden befinden ſich in einem Häutchen, vermittelſt welchen ſie gleich nach Eröffnung der Frucht, an der Seite, beſonders aber der Spitze der Klappen hangen, und ſo lange bleiben, bis ſich dieſe durch das Trocknen zurückrollen. Nach T. 26. fig. 1. Mnium *androgynum* und T. 2. M. *paluſtre* L. T. 57. f. 1. Bryum *apocarpon*, f. 2. Hypnum *lucens* L., f. 3. H. *riparium*, f. 4. Bryum *trichodes* L., f. 5. Bryum ſtellare nitidum pallidum, capitulis tenuiſſimis Dill. t. 44. Des Dicks B. *convolutum* und Hedwigs Barbula *convoluta*, nicht aber Linnés Mnium *ſetaceum* iſt T. 58. f. 1. Phaſcum *ſubulatum*, f. 2. Fontinalis *pennata*, f. 3. Hypnum *parietinum* nach des Linné Spec. pl., das nach dem in der Note beygefügten Zeugniſs des Hn. v. Schreber auch das eigentliche iſt, was der ſel. Ritter ſtets unter dieſem Namen demonſtrirt hat. Fig. 4. Fontinalis *antipyretica*, f. 5. Sphagnum *paluſtre* α, und f. 6. die Varietät β des Linné. Bey allen dieſen Mooſarten hat der Vf. auſser dem Dillen alle übrige Synonymie weggelaſſen. Zu ihrer genauern Unterſuchung und Aufſtellung bewog ihn vornehmlich der Ausfall, den Necker auf ihn gemacht hatte.

GESCHICHTE.

Cesena: *Lebens- und Regierungsgeſchichte des jetzo glorreich regierenden Papſts Pius VI*, aus ächten und bewährten Quellen zuſammengetragen. *Fünfter Th.* 1791. *Sechſter Th.* 1794. jeder etwa 1 Alph.

Bis Hr. Wolff ſeine bekannte Regierungsgeſchichte dieſes Pabſts geendigt haben wird, die denn allerdings nach einem viel gröſsern Plane und mit gröſserm Aufwande von Fleiſs und Kunſt bearbeitet iſt, bleibt dies Buch, als Sammlung von kundbaren Nachrichten, immer ſchätzbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schleswig*, b. Röhſs: *Die Angelegenheit des Tages*, ein Wort an Dännemarks ſelbſtdenkende Männer, von *Joh. Erich Berger.* — Aus dem Däniſchen überſetzt vom Verfaſſer. 1795. 80 S. 8. — Dieſe zweyte vom Vf. ſelbſt gelieferte Ueberſetzung läſst ſich gut leſen. Er dringt darauf, daſs, unſrer Pflicht nach ſowohl, als nach der Wendung der Dinge in unſern Tagen, unſre kirchlichen und politiſchen Verfaſſungen verbeſſert werden müſsten, und daſs zu dieſem Behuf ſchon ſehr nützlich ſeyn würde, wenn ſich ſelbſtdenkende und edle Menſchen zu praktiſchen Unterſuchungen über einzelne geſellſchaftliche Angelegenheiten vereinigten. Der Eifer für das Gute macht den jungen Schriftſteller, für den ſich der Vf. ſelbſt erklärt, liebenswürdig. Etwas Declamation und Einfluſs der Schulphiloſophie kann man ihm um ſo eher nachſehen; nur manche Unbeſtimmtheit wird ſelbſt durch ſein Geſtändniſs und ſeine Vertheidigung nicht befriedigend gerechtfertigt, zumal da man leicht mehr Folgen daraus ableiten könnte, als der Vf. zugeben, oder als ihm ſelbſt angenehm ſeyn würde.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. August 1796.

PHILOSOPHIE.

Wien, b. Stahel: *Beyträge zur philosophischen Anthropologie und den damit verwandten Wissenschaften.* Herausgegeben von *Michael Wagner.* Erstes Bändchen. 1794. 328 S. Zweytes Bändchen. 1796. 272 S. gr. 8.

Die empirische Psychologie kann auf keinem andern Wege zu der ihr möglichen Vollkommenheit gelangen, als auf dem Wege der Beobachtung und des vernünftigen Denkens über die Erfahrungen, die von verständigen Beobachtern der menschlichen Seele erworben und zum wissenschaftlichen Gebrauche aufgezeichnet worden sind. Beyträge zu dieser Wissenschaft können daher von gedoppelter Art seyn. Entweder liefern sie dem Psychologen neue, bisher noch nicht beachtete, Thatsachen, über welche sich dann seine Reflexion verbreiten muss; oder sie erleichtern ihm diese Reflexion selbst, indem sie das Beobachtete vergleichen, zusammenstellen, ordnen und auf die Beziehungen des Mannichfaltigen zur Natureinheit, deren Begriff die Wissenschaft aufstellen und ausführen soll, aufmerksam machen. Das Verdienst guter Beobachtungen liegt in ihrer Originalität und Genauigkeit; denn wozu soll es nützen, neue, auffallende Beyspiele von bekannten Erscheinungen vorzulegen, wenn das Neue und Auffallende nicht eine verkannte Seite der menschlichen Natur überhaupt ist? Der Psycholog will ja nicht unterhaltende Anekdoten von Menschen aufhaschen, sondern *den* Menschen oder die menschliche Natur in ihrem regelmäsigen Gange belauschen. An solchen Beobachtungen sind unsre psychologischen Magazine gewöhnlich sehr arm, weil das Talent innerer Erscheinungen genau und bestimmt aufzufassen, ziemlich selten, der Drang hingegen sehr gemein ist, das Bekannte in neuen Vorfällen wieder aufzusuchen, zu finden und als etwas Neues, zum vermeynten Besten der Psychologie, dem Publicum mitzutheilen. Die Bemühungen, jene Natureinheit zu entdecken, müssen zwar zunächst auf das Einzelne und Besondere gehen, und sonach Abhandlungen über einzelne Naturerscheinungen, Vermögen, Kräfte und Triebe des Menschen hervorbringen; soll aber der Psychologie im Ganzen mit solchen Versuchen gedient seyn, so darf es diesen Bearbeitungen einzelner Gegenstände nicht an Beziehung auf das Ganze fehlen, damit jede einzelne Theorie zu Verbesserung der ganzen Wissenschaft genützt und eine allmählige Annäherung zur systematischen Einheit befördert werden könne. Es muss gezeigt werden, wie sich die neue Beobachtung zu den alten und die neue Reflexion zu den bisherigen verhalte, was eigentlich in den vorhandenen psychologischen Lehrbüchern dadurch verbessert, erweitert, berichtigt, oder näher bestimmt worden sey. Die Vernachlässigung dieses Umstandes hat nicht wenig Antheil an dem eingeschränkten Gebrauche, den die Psychologen von der Menge der angesammelten Beobachtungen und geschriebenen Abhandlungen über einzelne psychologische Gegenstände bisher gemacht haben. — So viel wir bemerken, hat Hr. *W.* bey seinen Beyträgen diese Regeln vor Augen gehabt, und seine Mitarbeiter haben ebenfalls diesen Ideen gemäss, zweckmäsig gearbeitet. Jenes beweisen die vorausgeschickten Vorreden des Herausgebers zu beiden Bänden, in deren erstern er die Idee und den Plan einer Anthropologie systematisch entworfen, in der andern sich über die Methode ihrer Ausführung zwar kurz, aber bestimmt und treffend, erklärt hat. Dieses werden die Leser aus folgendem kritischen Verzeichniss der einzelnen eingerückten Aufsätze ersehen.

Der *Erste Band* enthält zuförderst folgende Abhandlungen: 1) *Versuch einer systematischen Eintheilung der Seelenkräfte*, von Hn. D. *Erhard* in Nürnberg, (dessen Beyträge überhaupt die schatzbarsten in der ganzen Sammlung sind,) womit sogleich ein berichtigender Nachtrag des Vf. im *zweyten* Bande S. 223 ff. zu vergleichen ist. Die Objecte der Seelenlehre müssen allerdings nicht auf gut Glück gefunden, sondern nach Principien aufgesucht werden. Unter Seelenkräften oder *Gemüthskräften überhaupt* versteht der Vf. diejenigen Kräfte, welche die von uns beobachteten Aeusserungen unsrer Seele vorausetzen. Die Seelenkraft wird betrachtet 1) an sich selbst, ohne Wirkung, als blosse Bedingung der Möglichkeit einer Kraftäusserung nach gewissen Gesetzen und heisst *Gemüthsvermögen*, oder 2) als wirkend, d. h. als *Kraft in engerer Bedeutung*, oder endlich 3) mit allen Bestimmungen dieser Kraft, die von der Sache, wodurch die Kraft wirkt, von ihrem Organ, herkommen, als *Fähigkeit*. Eigentliche Vermögen des Gemüths sind *Vorstellungsvermögen* (innere und äussere Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft), *Empfindungsvermögen*, d. i. das Vermögen, in unsrem Bewusstseyn zum Erkennen und Verlangen gewisser Gegenstände von aussen bestimmt zu werden; *Gefühlvermögen*, d. i. das Vermögen zum Erkennen und Verlangen durch uns selbst bestimmt zu werden und *Begehrungsvermögen*, d. i. das Vermögen durch Vorstellung eines Gegenstandes zur Wirklichmachung desselben bestimmt zu werden, wohin das untere oder eigentliche Begehrungsvermögen (der eigennützige

oder Sachtrieb), der Wille (uneigennützige, Formtrieb), die Freyheit und die praktische Vernunft gehören. Als *Gemüthskräfte* werden hier aufgestellt: *Darstellungskraft*, wohin Einbildungskraft, Erneuerungskraft, transscendentale Darstellungskraft, Geist und Phantasie gehören; *Urtheilskraft* — bestimmende sowohl als ästhetisch und teleologisch reflectirende — und *Thatkraft*. Die zwey erstern beziehen sich auf das Vorstellungsvermögen; die letztere auf das Begehrungsvermögen. Für das Empfinden und Fühlen kennen wir keine besondere Kräfte, weil wir uns keines thätigen Antheils daran bewufst sind. Die *Fähigkeiten* sind, in Beziehung auf die Darstellungskraft *Bezeichnungsfähigkeit*, für die Urtheilskraft *Empfindungsfähigkeit* oder Beobachtungsgabe, und für die Thatkraft *Kunstfähigkeit* oder Talent. Alle diese Begriffe findet man hier in der Kürze sehr scharf bestimmt und methodisch deducirt, so dafs nur eine weitere Ausführung dieses Plans von seinem Urheber zu wünschen übrig bleibt. 2) *Versuch über die Begriffe von Zufriedenheit und Unzufriedenheit.* So gründlich und systematisch sind diese Gegenstände noch nirgends behandelt worden, als hier, und die beygefügten Bemerkungen über den Charakter *Rousseaus*, dieses weltberühmten Unzufriedenen, verbreiten über das Ganze sehr viel Licht. 3) *Ueber Zerstreuung in pädagogischer Rücksicht*, von *L. Benavid.* Wichtig für psychologische Zeichenkunde. Zerstreuung ist derjenige Gemüthszustand, wenn wir an einem äufserlich oder innerlich gegenwärtigen Gegenstand, vermöge des Associationsgesetzes so viele innere oder äufsere Nebenvorstellungen anknüpfen, dafs dadurch die äufern Gegenstände uns aus den Augen gerückt werden, und wir von ihrem Eindruck auf uns nichts wissen. Es giebt zwey Arten der Zerstreuung. Die eine, welche der Vf. die *analytische* nennt, entsteht aus einer in dem Gemüth herrschenden Vorstellung, z. B. aus einer unbefriedigten Leidenschaft. Die andere, die *synthetische*, gründet sich auf Gedankenfülle. Beide Zustände werden nach ihren gemeinsamen und unterscheidenden Symptomen treffend geschildert. Wenn Lebhaftigkeit mit Zerstreuung bey einem Kinde angetroffen wird, so wird es als Mann eine Fülle von Gedanken besitzen, wird aus sich selbst herausarbeiten und ein denkender Mensch werden. Begleitet diese Lebhaftigkeit aber keine Zerstreuung, so suche der Erzieher nichts als einen Schwachkopf hinter ihn, der, wie ein löcheriges Sieb, alles eben sobald von sich läfst, als er es empfangt; das Kind wird als Mann ein Neuigkeitsträger, als Gelehrter ein Journalleser, als Weltmann *un fat, qui a le malheur, de parler beaucoup et mal.* Mangel an Aufmerksamkeit entspringt bey Kindern bald aus Gedankenlosigkeit, bald aus der Fülle mannichfaltiger Nebenvorstellungen. 4) *Versuch über die Narrheit und ihre ersten Anfange*, von Hn. D. *Erhard.* Ein treffliches System der Verrückungen überhaupt, welches dem obenerwähnten Systeme das Gemüthsvermögen anpafst. Zeichen der Narrheit und Unterschied derselben von andern Verrückungen, z. B. von der Melancholie und Raserey. Verschiedenheit der Narrheit. Von den Ursachen der Narrheit. Ueber den Keim und die ersten Anfänge der Narrheit. Jener liegt in der Gewohnheit und Fertigkeit, sich einen fremden Zustand lebhaft vorzustellen, in dem Mangel an innerer und äufserer Besonnenheit, in dem Hange zu witzigen Einfällen, in Eigensinn und Selbstgefälligkeit. Die Narrheit liegt überhaupt mehr im Gemüth, als im Körper, und es hangt von dem Menschen so ziemlich ab, ob er ein Narr werden will oder nicht. Religion und Moral ist das einzige, was den Menschen vor Narrheit bewahren und die Gesundheit seines Gemüths erhalten kann. Die Cur der Narrheit ist daher auch meist psychologisch und von dem Vf. trefflich angegeben. Der ganze Aufsatz ist der Aufmerksamkeit der Seelenforscher, Prediger, Aerzte und besonders Irrenhausdirectoren in hohem Grade würdig. 5) Auszug aus einer Abhandlung des *Thom Barnes über die willkührliche Gewalt, welche unsre Seele über die Sensationen ausüben soll*; enthalten in den *Memoirs of literary and philosophical Society of Manchester.* Vol. II. enthält interessante Facta, führt aber die Wissenschaft um keinen Schritt weiter. 6) *Versuch über die Neigung zum Wunderbaren.* Ihre Genesis aus dem menschlichen Grundtriebe unter gegebenen Umständen und Verhältnissen wird hier deutlich gezeigt; nur holt der Vf. etwas zu weit aus, ehe er auf seinen Hauptgegenstand kommt, und ist etwas zu Wort- und Exempelreich. 7) *Ueber den Schlaf und das Träumen.* Enthält das Bekannte gut gesammelt. 8) *Von der besten Methode, die Taubstummen zu unterrichten.* Es ist die von Hn. *Heinicke*, wornach auch in dem k. k. Taubstummeninstitute zu Wien die taubstummen Zöglinge mit dem besten Erfolge unterrichtet werden. Neues lehrt diese Abhandlung nicht, und selbst das Bekannte nur oberflächlich. — Auf die Abhandl. folgen S. 251 — 328. *Anthropologisch-psychologische Thatsachen*, von denen wir ohne Weitläuftigkeit weiter nichts bemerken können, als dafs sie denen in dem Moritzschen Magazin an Interesse nicht nachstehen.

Der *zweyte Band* enthält ebenfalls zuförderst Abhandlungen: 1) *Ueber Melancholie*, v. Hn. D. *Erhard.* Sie hat alle die Vorzüge, die wir an der Abhandlung über die Narrheit gerühmt haben. 2) *Von der wahren und scheinbaren Dauer der Zeit in psychologischer Rücksicht.* Der Engländer *Home* hat in seinen Grundsätzen der Kritik mehr Bestimmtes über diesen Gegenstand gesagt, als unser Vf., obgleich jener nicht von der Kantischen Theorie des Raumes und der Zeit ausgeht. Man sieht auch in der That gar nicht ab, wie diese metaphysische Theorie in psychologischer Rücksicht von so grofsem Nutzen seyn könne, als der Vf. vorgiebt, ohne doch irgend ein psychologisches Problem daraus zu lösen. 3) *Ueber den eigennützigen und uneigennützigen Trieb in der menschlichen Natur.* Der Gegenstand verdiente eine tiefere psychologische Untersuchung. Nach *Kants*, *Reinholds*, *Schmid's* und *Schillers* Bemerkungen, die der Vf. zusammenstellt, mufste sich noch manches wichtige Resultat finden lassen, z. B. über die Einheit dieser Triebe. So liefse sich wohl psycholo-

gisch

gisch jeder Trieb als uneigennützig betrachten, sobald er in seiner reinen, von Erfahrung unabhängigen und von aller Einschränkung durch die Endlichkeit abgezogenen Wirksamkeit betrachtet wird; denn ursprünglich essen und trinken wir z. B. nicht um der Lust willen und die Tendenz jedes Triebes geht ins Unendliche. Dagegen ist auch ein jeder, selbst der moralische, Trieb in seiner abgeleiteten und empirischen Wirksamkeit eigennützig; denn er geht zunächst auf etwas Endliches, auf ein Gefühl der Lust, welches die Handlung endigt und das handelnde Subject für erst zur Ruhe bringt. Mithin ist beides nur Ein und derselbe Trieb, jenes in sofern er dem reinen Ich in Bezug auf das Unendliche, dieses in sofern er dem empirischen Ich in seiner Beziehung auf das Endliche beygelegt wird. Nach dieser Erklärung bedarf es keiner kunstvollen Vereinigung dieser Triebe, sondern sie sind schon in der That Ein Trieb, nur aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Diese Vereinigung ist auch die einzige Bedingung, unter welcher es möglich ist, in der puristischen Moral dem Mysticismus auszuweichen. 4) *Ueber die Sitten und den Geschmack der Griechen in Rücksicht auf Freundschaft und Liebe.* Ein Fragment einer grösern Abhandlung des Vf. über die Sokratischen Begriffe von Liebe, welche zu einer Folge von Abhandlungen gehört, die der Vf. einer neuen Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten von *Xenophon*, an welcher er gegenwärtig arbeitet, in einem eigenen Bande anzuhängen gedenkt. In der Geschichte der Liebe lassen sich überhaupt vier Epochen unterscheiden; die Epoche *der Natur*, wo sie sich einzig und allein auf physisches Bedürfnis gründet; die Epoche der *Phantasie*, wo Geschmack und Schönheit ins Spiel kamen; die dritte, wo Bildung des *Geistes* und Verfeinerung des Geschmacks wirkte, und endlich die vierte, wo persönliche Hochachtung und Freundschaft der Liebe den Charakter einer *moralischen* Neigung gaben. Diese Epochen zeigt auch die Geschichte der Griechen. Bey einem geringern Grade von Kultur sind alle Leidenschaften heftiger, herrscht in allen Handlungen mehr Energie. Daher jene grossen Beyspiele von Freundschaft, von Vaterlandsliebe und grossmüthiger Verachtung des Todes bey den Griechen und andern ungebildeten Nationen. Dies, das lebendige Gefühl für Freyheit und der bis zum Wahnsinn gehende Enthusiasmus der Griechen für alles Schöne gab ihrer Neigung für Männerfreundschaften einen ganz eigenthümlichen Charakter, worauf die Politik durch Gesetze und Einrichtung vielfältig einwirkte. Mit der Abnahme jener enthusiastischen Liebe für Freyheit artete auch der Geschmack dieser Nation für Männerfreundschaft immer mehr und mehr aus. Die Philosophen suchten dieser ausgearteten Leidenschaft eine neue Richtung zu geben, und so entstand das System der Platonischen Seelenliebe. Aber alles umsonst. Die unnatürliche Leidenschaft für Männer griff immer weiter um sich. An dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte und an der Liebe zu ihm fand der Grieche weniger Geschmack. Daran war der ausserordentliche und beynahe ausschliessende Werth schuld, den man in den frühesten Zeitaltern der persönlichen Tapferkeit und Stärke beylegte, und der daraus entspringende Mangel an Achtung für das schwächere Geschlecht, von dessen Bestimmung man sich sehr erniedrigende Begriffe bildete. Darnach richtete sich nun auch die Erziehung des Weibes, ihre mangelhafte geistige und moralische Bildung, und ihr im Ganzen rohes Betragen. — Doch Rec. kann dem Vf. in dem weitern Detail seiner Abhandlung nicht folgen, worinn er seinen Gegenstand durch alle neue, sich entwickelnde, Verhältnisse begleitet, und alle historische Data mit philosophischem Geiste untersucht. 5) *Nachtrag zur Eintheilung der Gemüthskräfte*, von *J. B. Erhard*. Ist schon beym ersten Bande beurtheilt worden. In den angehängten *anthropologischen Thatsachen* ist besonders die Geschichte der Blindheit und der Bildung des Fräuleins von Paradies sehr interessant.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Halle, b. Franke: *Irmgard von Hasselburg*, eine Rittergeschichte aus den Zeiten Heinrich des Löwen. Erster Theil. 1793. 237 S. Zweyter Theil. 196 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Wenzel und Edeltrud*, eine vaterländische Sage der Vorzeit, nach einer handschriftlichen Urkunde. Von *C. M. Plümicke*. 1795. 142 S. 8.

Nicht Scenen der Liebe findet man in der Rittergeschichte Nr. 1. (erst im zweyten Theil S. 171. kommt ganz im Vorbeygehn etwas von Liebe vor) nicht ein Gewebe abwechselnder Situationen, nicht Naturgemählde oder Sittenschilderungen, sondern sehr schwarze Auftritte aus den Zeiten des Faustrechts machen den einförmigen Inhalt dieses Romans aus. Nachstellungen, Verkleidungen, Gefangenschaften, Befehdungen, Plünderungen, Kampf, Brand und Todschlag sind bis zum Ueberdruss gehäuft. Da alle diese schauderhaften Begebenheiten auch durch keine einzige mildere Episode unterbrochen worden, so ermüdet der Leser; zumal da der Vf. auch in der Ausführung des Grässlichen nicht einmal Energie genug hat, und, ohne einige Mühe auf die Darstellung zu verwenden, blos durch das Gewühl und Geklirre seiner kriegerischen und grausamen Scenen wirken will. Die Heldin des Romans *Irmgard* ist ganz Amazone, reitet in männlicher Rüstung umher, bricht Lanzen, gleich einem Ritter, und hat, trotz ihrer Unerschrockenheit, keinen einzigen interessanten Zug in ihrem Charakter. (Abscheulich ist es, wenn sie im zweyten Theil ihren Feind zur Erde wirft, und *durch einen Fusstritt ihm den Odem zu benehmen* sucht.) Ausser der überheroischen *Irmgard* sind die vornehmsten Personen: *Hermann*, ihr Bruder, wild und unbändig; ihr Vater *Jobst*, den ein Gelübde nöthigt, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, und der einige Zeit für todt gehalten wird; *Gertrude*, seine zweyte, ihm ungetreue Gattin; *Hilmer von Alsburg*, dem *Jobst* bey seiner Abreise

reiſe Weib, Kinder und Güter anvertraut, der das Weib verführt, die Kinder zu tödten und die Güter an ſich zu reiſsen ſucht, und ſein Sohn *Wolf*, ein blutdürſtiger Unmenſch. Auſserdem iſt der Roman noch mit einer groſsen Menge von Nebenperſonen überladen. Der Ausgang iſt für die drey Hauptperſonen ſehr tragiſch. *Irmgard* ſaugt an der Wunde ihres Verehrers, der mit einem vergifteten Dolche verwundet worden, *Hermann* ſtirbt unter der Hand des Henkers, und *Jobſt* giebt vor Schrecken den Geiſt in dem Augenblicke auf, da er zurückkehrt.

Eine Anekdote aus der ſchleſiſchen, beſonders ſaganiſchen Geſchichte von einer Begebenheit, die ſich um das Jahr 1254 ereignet haben ſoll, liegt bey der kleinen Erzählung Nr. 2. zum Grunde. Der Sohn eines Königs von Böhmen, *Wenzel*, und die Tochter eines Herzogs von Schweidnitz, *Edeltrud*, wurden, jener ſiebzehn, dieſe vierzehn Jahr alt, zwar mit einander getraut, doch unter der Bedingung, daſs wegen ihrer noch gar zu groſsen Jugend das Beylager erſt nach zwey Jahren erfolgen ſollte. Indeſſen lebten ſie doch unter Aufſicht eines Hofmeiſters und einer Gouvernante zuſammen, und wurden gemeinſchaftlich unterrichtet. Die Gewalt der Liebe und die Nachſicht der Aufſeher beſchleunigte, trotz der Vorſchriften der beiderſeitigen Aeltern, ihre Verbindung, *Edeltrud* wird ſchwanger, und, da weder die Aufſeher noch das junge Paar es wagen wollen, es den Aeltern zu entdecken, ſo iſt alles in der gröſsten Verlegenheit, bis endlich *Wenzel* und *Edeltrud* ſich entſchlieſsen, verkleidet zu entfliehen. Nach manchen beſchwerlichen Wanderungen kömmt *Edeltrud* in einer armſeligen Bauernhütte mit einem Knaben nieder, den *Wenzel*, weil er ihm bald nach der Geburt zu verſcheiden ſcheint, in einem im Walde leerſtehenden Schlitten legt. Sie gehen dann nach ihrer Heimath zurück, werden bald von denen, die ihnen hatten nachſpüren müſſen, erkannt, und erhalten von ihren Aeltern, die über ihre Zurückkunft frohlocken, ſehr leicht Verzeihung: auch findet ſich nach einigen Jahren der für todt gehaltne Knabe wieder, den indeſſen ein Forſter erzogen hatte. Der Vf. hat nur die Charaktere der Liebenden ausgezeichnet; ihre ſanften Gefühle, ihr Vergnügen an den Freuden der Natur, ihre Wohlthätigkeit macht ſie ſehr liebenswürdig, und man iſt angenehm überraſcht, nachdem der Anfang der Erzählung eine Rittergeſchichte anzukündigen ſchien, dagegen in den Rollen der beiden Fürſtenkinder ſolche arkadiſche Schilderungen zu finden. Die Beſchreibung ihrer Liebe hat viel Warme, und das noch längere Detail ihrer Leiden erregt viel Theilnehmung. Ueberdies wird die ſehr einfache Geſchichte durch den guten Vortrag unterhaltend. Folgendes Bild S. 10. wünſchten wir hinweg: „Was einſt der Himmel ohne Anſchaun des Höchſten „ſeyn würde, das ſchien den jungen Verliebten ihre „feyerliche Verbindung, der noch kein Beylager das „Siegel aufdrücken ſollte.“ Folgender Ausdruck S. 41.: *Da hatte man die Beſcheerung!* iſt gar zu familiär.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Brünn*, b. Gaſtl.: *Inſtitutiones Poeticae* in compendium redactae ab *Adamo Chwoyka*, artis poeticae profeſſore in caeſareo regio gymnaſio Znoymae. 1792. 94 S. 8. (4 gr.) Nach einem ziemlich alten Zuſchnitte handelt der Vf. die Dichtkunſt in dieſem Leitfaden ſeiner mündlichen Vorträge ab. Nachdem er im erſten Theile von der Sprache, Erfindung, Anordnung und Declamation geredet hat, handelt er im zweyten Theile I. *de poëſi in ſpecie.* II. *de dramate*, III. *de minoribus poëticae operibus (generibus)*, unter dem letztern begreift er die Oden, Elegien, Epigramme, Satyren, Epiſteln, Eclogen und Fabeln. Schon aus dieſer Eintheilung, noch mehr aber aus der Behandlung ſelbſt, aus den Definitionen: *Poetica eſt ars tradens praecepta naturam imitandi, ita ut eos delectet, quorum gratia imitatio facta eſt — Poëſis eſt imitatio actionum humanarum* etc. — *Elocutio eſt verborum ac ſcntentiarum ad res inventas accommodatio*; und aus den Diviſionen: *Imitationis partes ſunt ſeparatio et Aſſumtio* — kann man die Dürftigkeit der Ideen ſo wie der lateiniſchen Sprache des Vf. erkennen. Was die Literaturkenntniſſe des Vf. betrifft, ſo dürfen wir nur bemerken, daſs der Vf. in der Comödie unter den Griechen gar keinen Schriftſteller und unter den Deutſchen bloſs *Gellert*, *Schlegel* und *Leſſing* als Muſter anführt, den Gebrauch der Elegie ſpricht er den Griechen ab, und weder *Klopſtock* wird unter den Odendichtern, noch Leſſing unter den Fabeldichtern genannt.

PHILOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. d. Vf.: *Erſter Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.* Für Kinder, von *J. V. Meidinger*. 1796. 119 S. 8. (4 gr.) — Richtig bemerkt der Vf., daſs ein Kind von ſechs bis neun Jahren noch nicht fähig ſey, die abſtrakten grammatiſchen Regeln zu faſſen, aber ſchon mit groſsem (groſsem) Vortheil in dieſer Sprache unterrichtet werden könne, wenn man dahin ſehe ſein Gedächtnis (ſs) und ſeine Sprachorgane zu benutzen. Dieſen Vortheil gewähre, meynt er, ein A B C Buch — mit und ohne Bilder, nicht. Er liefert daher dieſes kleine Werk, und will die Jugend dadurch vorbereiten, ſeine praktiſche Grammatik nachher beſſer zu verſtehen. — Rec. findet das Ganze zweckmäſsig genug; nur wünſcht er den Conjunctiv des präter. gehörig durch den ^ bezeichnet zu ſehen, z. B. wo es heiſst: *pour que ſon cher fils ne ſe mit (mît) par en colere — dont il eut (eût) été maltraité, s'il ne ſe fut (fût) defendu* — und bisweilen ein richtigeres Deutſch als *Eile dich ein wenig — Welches* (welcher) *hier der armſte iſt.* — Statt *qui ſi obligé* (S. 112.) müſste ſtehen *qui fut obligé.* Uebrigens erſcheinen hier nicht ſo viele Fehler gegen den wahren Gebrauch des *imperf.* und *perf. ſimplicis* als in der gröſsern Sprachlehre des Vf. Der Grund davon mag in den ſehr einfachen Uebungen liegen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Petrarca's sämmtliche italienische Gedichte.* Erster Theil. Mit Anmerkungen herausgegeben von *Karl Friedrich Herrmann.* 330 S. 8.

Jeder Kenner der italienischen Literatur wird eine neue Bearbeitung der Gedichte eines der vorzüglichsten Schöpfer der italienischen Poesie für ein sehr verdienstliches Unternehmen halten. Die Italiäner haben zwar eine Menge Commentatoren dieser Gedichte, wodurch das Lesen derselben etwas erleichtert wird: ja wir besitzen *Sade's Memoires sur la vie de Petrarque*, die bey allen Unvollkommenheiten dennoch unentbehrlich zum Verstehen und zur Auslegung dieser Gedichte sind. Allein für seine deutschen Freunde ist und bleibt *Petrarca* an unzähligen Stellen völlig unverständlich, ehe wir nicht eine Handausgabe besitzen, worinn die Lesearten verglichen, und der Text gehörig emendirt ist, wozu eine kritische Vergleichung von Handschriften und gedruckten, besonders ältern, Exemplaren erfodert wird. Eine solche Handausgabe müfste zugleich aus der Geschichte des Zeitalters, besonders aus *Villani* und den *Mémoires de Sade*, die öftern Anspielungen erklären, sehr schwere Stellen gut übersetzt liefern, und die veralteten Ausdrücke durch neuere erlautern. Der Inhalt jedes Gedichts könnte kurz vorangesetzt werden, wozu wiederum Sade und die Commentatoren, besonders *Gesualdo* und *Velutello* die beste Anleitung geben.

Rec. der sich seit länger als sieben Jahren sehr eifrig mit dem *Petrarca* beschäftigt, und Gelegenheit gefunden, sich vielleicht einen der ausgesuchtesten Apparate zur kritischen und exegetischen Bearbeitung dieses Dichters anzuschaffen, findet jene Foderungen noch immer geringe, aber unnachlafslich. Um so mehr bedauert er, dafs Hr. *H.* in dieser Ausgabe so wenig gethan hat, um jene billigen Foderungen zu erfüllen. Nicht einmal den gewöhnlichen Text hat er ganz fehlerfrey abdrucken lassen, geschweige dafs er auf eine neue Recension desselben hätte denken sollen. Die Argumente sind sehr dürftig, in einem widrigen, mit dem Text hafslich contrastirenden, Stile verfafst, und tragen zur bessern Erklärung der Gedichte sehr wenig bey. Die Anmerkungen sind gröfstentheils trivial, erklären Worte und Wendungen, die jedem Leser des *Petrarca*, wenn er zumal, wie gewöhnlich, vorher schon andere Dichter gelesen, bekannt seyn müssen, übergehen dagegen die gröfsern Schwierigkeiten mit Stillschweigen. Hr. *H.* scheint nichts anders gethan zu haben, als dafs er die Ausgabe von P. *Bembo*, mit allen ihren Mängeln, in einem neuen Abdruck lieferte, und die Anmerkungen und Argumente blofs übersetzte. Hätte er dafür *Gesualdo's* Commentar benutzt, den Rec. allen übrigen vorzieht, und den *Sade* fleifsiger zu Rathe gezogen, so hätte er mehr leisten können. Rec. bedauert, dafs er dieses Urtheil von der Arbeit des Herausg., der so viel Bescheidenheit verräth, fallen mufs. Zum Beweis der Unpartheylichkeit wird es nöthig seyn, einige der vorzüglichsten Gedichte durchzugehen.

Rec. fängt mit der berühmten Canzone auf die Quelle der *Sorge* bey *Vaucluse* an, wo Petrarca zu seiner Laura zuerst Liebe empfand: *Chiare, fresche e dolci acque.* Hn. *H.* Argument lautet so: „Petrarca bittet die Flüsse, Baume u. s. w., bey welchen Laura gewesen war, seinen Klagen zuzuhören, sagt, dafs er wünsche zu sterben, um bey ihnen zu bleiben, und erzählt die Wirkungen, welche dieselben in ihm hervorbrächten." . . Wie platt und gemein ausgedrückt! Und wie unrichtig! Denn dafs *acque* auf mehrere Flüsse gehn soll, ist ganz falsch, und ein Fehler, der keinem Bearbeiter des *Petrarca* verziehen werden darf. Hr. *Manso* übersetzt den Anfang trefflich: „Du klare, kühle, holde Quelle." Hr. *H.* erklärt *gonna* durch *vestito*, welches unnöthig war. Er übergeht die Schwierigkeit in der Wendung:

Erba e fior, che la gonna
leggiadra ricoverse
Con l'angelico seno.

Die Ausleger verstehen es bald von einem Strauss, womit sie ihren Busen geschmückt, bald von den Blüthen, die von dem Baum an der Quelle auf ihr Gewand fielen, und es bedeckten. *Manso* übersetzt frey:

> Gesträuch und Laub, das sich, beseelt von zartem Triebe um ihr Gewand und ihren Busen bog.

Adoprarsi durch *affaticarsi* und *dubbioso* durch *difficile* zu erklären, hätte Hr. *H.* gar nicht nöthig gehabt. *Al proprio albergo* torna l'alma; dabey setzt Hr. *H.*: *nach der platonischen Meynung*, die er hier doch vor allen Dingen hätte erklären müssen. *Per fermo* erklärt Hr. *H.*, und *cosi carco d'obblio il divin portamento m'avea* lafst er unerklärt. Das letztere wird kein Anfänger verstehen, wenn er nicht weifs, dafs *carco* das Particip für *carcato* ist. Uscir *dal* bosco ist besser für *del*. . . Eine von den drey sogenannten Grazien unter *Petrarca's* Canzonen: *Gentil mia donna, i' veggio*

hat eine schwere Stelle, woran fast alle italienische Commentatoren verzweifeln:

Jo penso, se la fuso
onde 'l motor eterno delle stelle
degnò mostrar del suo lavoro in terra etc.

Hier ist nach *lavoro* offenbar *l'idea* ausgelassen: Hr. *H.* aber scheint die Schwierigkeit gar nicht zu ahnden, sondern erklärt statt dessen *onde* und *a tanto bene* u. a. Kleinigkeiten, die jeder weiss. *Così del mio cuore* muss es offenbar statt *dello* heissen. Die Stelle in eben dieser Canzone, wo *Petrarca* von den Augen seiner Laura sagt: *Quando voi' tra 'l bel nero e bianco volgete il lume* erklärt Hr. *H.* so, dass *nero* sich auf die Farben der Augen beziehe. *Jagemann* hatte es vom Schleyer ausgelegt, weil an andern Stellen beständig von den *capei biondi* der Laura die Rede ist. Rec. möchte das *nero* lieber von der Farbe des Sterns im Auge verstehen, und so behielte Laura ihre blauen Augen. . . Das Sonnett: *Real natura, angelico intelletto* ist, nach Hn. *H.* Meynung, auf Karl II, König von Neapel, gemacht. Hätte Hr. *H.* bedacht, dass dies Sonnett erst 1346 gedichtet ward, und dass Karl II schon 1309 starb, so hätte er seinen Irrthum leicht einsehen können. Es wurde, wie *Sade* schon erwiesen hat, auf den damaligen römischen König *Karl IV* gedichtet. *Occhio cerviero* hätte hier wohl erklärt werden müssen. Das Sonnett: *La bella donna, che cotanto amavi* etc. ist, (*Sade* II. 99.) an *Petrarca's* Bruder, Gerhard, gerichtet. Einige Ausleger wollen es als ein Selbstgespräch, nach dem Tode der Laura, ansehen. Das Sonnett: *Cercato ho sempre solitaria vita* spielt auf das wüste Leben am damaligen päbstlichen Hofe zu Avignon an, und hiedurch nur kann es erklärt werden. Hr. *H.* übergeht diese, so wie die grösste Schwierigkeit in den letzten Zeilen dieses Gedichts, worüber *Gesualdo, Sade, Velutello* und *Tassoni*, alle verschiedene Muthmassungen äusern. . . Die Canzone *Italia mia, benche 'l parlar sia indarno* hatte eine besondere Einleitung verdient, da Rec. sie als die schwerste ansieht, und da sie voller Anspielungen ist. Ueber das Sonnett: *Quanto più disiose l'ali spando*, sagt uns Hr. *H.* nichts. Es ist an Wilhelm von Vastrengo in Verona gerichtet, und schreibt sich vom J. 1345 her. . Ueber die Canzone: *Non far mai Giove e Cesare sì mosti*, sagt uns Hr. *H.*: „Durch Beyspiele von zornigen und sich „(*sic*) dann wieder beruhigten Gemüthern zeigt Petrar„ca, wie schmerzlich ihm eines Tages die Traurigkeit „der Laura gewesen." Rec. glaubt mit *Sade*, dass der Tod des Schwiegervaters der Laura die Ursache dieser Betrübniss gewesen sey. Wie wenig Hr. *H.* seinen Autor versteht, sieht man auch daraus, dass er glaubt, das Sonnett: *Quand' 'io l'odo parlar sì dolcemente*, sey an die Laura gerichtet. Es ist offenbar an eine Freundin derselben, die dem Dichter Hoffnung eingeflösst hatte. Das Sonnett: *Dodici donne onestamente lasse*, erklärt er dadurch, dass er meynt, Laura sey mit ihren Begleitern in einen *Triumphwagen* gestiegen. Dafür sahe ihn freylich die Imagination des Dichters an: aber es war vermuthlich eine damals ganz gewöhnliche Art von Wagen. Zuletzt lässt er das: *Felice Automedon, felice Tisi* noch, unerklärt: es hätte dabey die Stelle aus dem Ovidius angeführt werden können:

Curribus Automedon lentisque erat aptus habenis
Typhis in Aemonia puppe magister erat.

Das Sonnett: *La gola e'l sonno*, sey an *Orso* gerichtet, sagt Hr. *H.*, erzählt aber nicht, wer dieser Orso gewesen. Eben so wahrscheinlich ist die Vermuthung, dass *Petrarca* dieses Gedicht an *Boccaccio* geschrieben. Ueberhaupt macht Hr. *H.* die Leser weder mit *Senuccio*, noch mit *Colonna*, noch mit andern vertrauten Freunden des *Petrarca*, die in seinen Gedichten beständig vorkommen, gehörig bekannt. Kurz, man kann von keinem einzigen Gedicht sagen, dass Hr. *H.* alles geleistet hätte, was ihm als Ausleger zukam.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE: *Historisches und geographisches Journal.* Zweyter Jahrgang. Erstes Stück. 1789. 134 S. Zweytes Stück. 1790. 262 S. 8.

In diesem Journal, welches eine Fortsetzung der historischen und geographischen Monatsschrift seyn, und davon jährlich 4 – 6 Stück, jedes von 8 — 9 Bogen, erscheinen sollten, versprach Hr *Fabri* noch strengere Auswahl zu beobachten, als in der Monatsschrift. Das hielt ihn gleichwohl nicht ab, gleich im ersten Stück beynahe einen halben Bogen mit einer sehr bittern Berichtigung einer Kritik im 10ten Stücke des Journals von und für Deutschland 1788 über sein Handbuch der neuern Geschichte anzufüllen, worinn er zu beweisen sucht, dass sein Recensent nicht deutsch lesen und schreiben könne, und wenn er das sollte gelernt haben, doch unrichtig und ungewissenhaft referire. So viel uns bekannt ist, ist das Journal bald ins Stecken gerathen, und nichts weiter, als diese zwey Stücke herausgekommen. Das erste enthält: I. einige geographisch-statistische Nachrichten von Lauban in der Oberlausitz 1788. Die Stadt hat 247 Häuser in den Ringmauern, 485 ausser derselben, und 5000 Einwohner. Tuch wird nur auf 36 Stühlen verfertigt; desto ansehnlicher ist der übrige Handel, darunter auch die Farberröthe gehört. II. Etwas vom Queisse zwischen Schlesien und der Oberlausitz. III. Schreiben aus Wien in Betreff des Verkaufs der kais. königl. Staatsgüter, nebst einer ausführlichen Nachricht von den damit verbundenen Bedingungen, im Auszuge. IV. Landrechnung vom Budissinischen Kreise im J. 1755 und 1788. V. Merkwürdige Rede des Hn. Kastellans von Bukow. Jezienszky gehalten, auf dem Reichstage in Warschau den 18ten Nov. 1788, worinn er die Verbindung mit Preussen gegen Russland empfiehlt. VI. Vom östreichischen Schulwesen, und besonders von der katholischen Hauptschule in Teschen. Auszug aus einem Programm. VII. Von Sorau in der Niederlausitz. Johann Erdmann von Promnitz, gab 1765, diese und alle seine so sehr ansehnlichen Herrschaften, gegen eine

Leib-

Leibrente auf Lebenszeit von 12000 Rthlrn. dem Landesherrn. VIII. a) Rede des Hn. Necker, Generalfinanzdirectors, bey der Eröffnung der Versammlung der Stände in Frankreich im J. 1789, in einem ausführlichen Auszuge. VIII. b) Schul- und Toleranzanekdoten aus Ungern im J. 1789. Sie gehören sicher unter die Ausnahmen von der Regel. IX. Nantes. Von den Handelsleuten, Künstlern und Professionisten daselbst 1788. Aus dem *Almanach de la petite Poste et de la poste maritime de Nantes pour l'année* 1788. Negotianten waren 320. Assekuranzkammern und Assecurateurs 39, die zusammen eine Summe von 360,500 Livr. versichern. Es hatte 184 Handelsschiffe, welche zu weiten Reisen bestimmt waren, darunter 1 von 1200 Tonnen, 2 von 1000 etc. X. Rostockische Schiffahrtsliste vom 1 Dec. 1787 bis zum 30sten Nov. 1788, angekommen waren 491 Schiffe, abgegangen 517. Zugleich wird der Ort, woher und wohin, auch was sie führten, kurz angezeigt. XI. Merkwürdige Schulverordnung des Gurker Consistoriums 1788. Das Merkwürdige besteht darinn, dass den Predigern die Verbindlichkeit, das Brevier zu beten, erlassen wird, wenn sie der Jugend, besonders da, wo keine Schulmeister sind, Unterricht geben. Das andere ist von keiner Bedeutung. XII. Verzeichniss der im J. 1788 aus St. Petersburg ausgeführten Waaren. Die Ausfuhr war stärker, als im J. 1785, und der Handel in Aufnahme. XIII. Berichtigung einer verunglückten Kritik im 10ten Stück des Journals von und für Deutschland; eben die Anfangs gedachte Fehde. XIV. Schreiben aus Virginien in Amerika im J. 1788. Man hat 16 englische Meilen von Manchester eine grosse Höhle entdeckt, die mehrere Stunden unter einem Felsen fortgeht. Das Herabfallen des Tropfwassers brauchen die Einwohner mit Nutzen beym Ohrenschmerz. Im Winter, wo sie warm ist, wohnen Bären und reissende Thiere darinn.

Zweytes Stück. XV. Beytrag zur Geographie der Reussischen Lande der ältern Linie 1790. Die Herrschaft Obergreitz samt dem Burgeck Dölauischen Antheils, der Herrschaft Untergreiz und der Herrschaft Burgeck, welche man den Greitzer Antheil nennt, begreift ohne die bekannten Städte und Marktflecken 75 Dörfer, die hier genannt werden. Auch ist die Stadt Greitz ausführlicher beschrieben. XVI. Vermischte Bemerkungen über das Fürstenthum Weimar und die Jenaische Landesportion. Aus handschriftlichen Actenstücken. Beides und das Amt Ilmenau beträgt 21½ Quadratmeilen, und enthielt 1788, 63598 Seelen allerley Alters. Man findet hier auch ein Consumtionsverzeichniss von der Stadt Weimar. XVII. Statistische Bemerkungen über Polen im J. 1789, aus einem Actenstücke, das auf dem Reichstage zu Warschau ausgetheilt ward. Mit Inbegriff der Woiwodschaften Polock, Novogrod, Witebsk, Minsk etc. ist es zu 5630 Quadratmeilen gesetzt. Bey jeder Woiwodschaft findet man die Grösse in Quadratmeilen, die Zahl der Rauchfänge und der Seelen, in den Städten und Dörfern, auch das Verzeichniss der land- oder adlichen, geistlichen und königl. Rauchfänge und die Auflagen und Einkünfte. XVIII. Verzeichniss einer Sammlung von Schriften von und über König Friedrich II von Preussen, welche seit dessen Tode den 17. Aug. 1786 bis 1789 herausgekommen sind. Es füllt 21 Seiten. XIX. Königl. Preussische Vorschrift, wie es mit dem Judenwesen in Breslau gehalten werden soll, d. d. Potsdam den 21 May 1790. XX. Etwas über die Kronwinzer im Rahdenschen Districte, von J. C. B. in R. Die Nation redet esthnisch unter sich, mit ihren Nachbarn aber die in Kurland dem Bauer eigenthümliche lettische Sprache. Sie sind also Esthen. Wird fortgesetzt. XXI. Zuverlässiges Verzeichniss der bey dem kursächsischen Reichsvicariat 1790 vorgenommenen Standeserhöhungen, nach der Zeit der Expedition. XXII. Comman - Einnahme und Ausgabe in den Städten und Dörfern des Fürstenthums Weimar und der Jenaischen Landesportion im Jahre 1768. Bey einigen Oertern ist die Ausgabe beträchtlich stärker als die Einnahme; bey den meisten aber Ueberschuss. XXIII. Vermischte Bemerkungen über den Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges, von *Franz Fuss*, gräfl. Morizinischen Oekonomiedirector. Dresden 1788, in der Waltherschen Buchhandlung. Riesen ist altdeutsch, und heisst hier vorragen, daher Riese, ein Hügel. XXIV. Summarische Anzeige der Künstler, Handelsleute, Fabrikanten, und andrer Gewerbe in Paris, im J. 1785, aus dem *Almanach de Paris* 1786. XXV. Bemerkungen über das kurfürstl. sächsische Jagdschloss Hubertsburg und die benachbarte Gegend 1788. Das hier verfertigte Steingut steht wegen des nicht so feinen Thons dem englischen nach. XXVI. Auszug aus einem Schreiben aus Chur im Bündnerlande 1789, die Landesregierung des Bündnerlandes betreffend. Wer auf dem Bundestage was durchsetzen will, muss vorher sich schon die Stimmenmehrheit verschaffen. Wer aber den Bauern das meiste Geld und zu trinken giebt, der erhält auch die Mehrheit der Stimmen. Die Richterstellen bringen nichts ein, sondern verursachen nur Kosten, geben aber bleibende Titel. Die Prediger haben höchstens 500 Thaler, manche nur 50 Rthlr. jährliche Einkünfte. Jede Gemeine hat das Recht, wenn ihnen ihr Pfarrer nicht mehr gefallt, ihn davon zu jagen, und sich einen andern zu wählen. Daher kommt es auch, dass man in dieser Gegend äusserst unwissende Prediger findet, und dass sie überhaupt kein Ansehen haben. Wird fortgesetzt. XXVII. Auszug aus einem Schreiben Riga. d. Jul. 1789. Die Stadt, die in 5 Theile kürzlich getheilt ist, hatte 1787, 27500 Einwohner, 1788 zählte man 750 Getaufte, 249 Paar Copulirte und 655 Gestorbene. Angekommen waren 504, und ausgegangen 568 Schiffe. XXVIII. Topographie und Geschichte des hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischen Oberamtsstädtchens Kreylingen an der Tauber, von *Walther*, Professor in Giessen. Die Tauber hiess ehemals Taube, daher die Herrn von Rothenburg sich *Domini de columba* nannten. Ein Verzeichniss der Naturproducte, und zwar des Thier- und Pflanzenreichs (Fauna Kr.) nach Blumenbach, und des Mineralreichs (*Pluto Creylingensis*) nach Ferbers System, ist der Beschreibung der Stadt angehängt. Die Fortsetzung folgt. —

Digitized by Google

Erfurt, b. Keyser: *Aretäus oder für Privatglück und Gemeinwohl.* 1793. 364 S. 8. (22 gr.)

In 23 Abschnitten handelt der Vf. von allerley die Menschen interessirenden Gegenständen, wie z. B. von der Erziehung — Vaterlandsliebe — Anarchie und Partheygeist — von Despotismus — Landleben und Moralität — Lebensgenuss — Interesse der Wahrheit etc. „Der Vf. schrieb laut des Vorberichts nicht als Gelehrter, sondern in Augenblicken der Betrachtung und „Laune — kein System, sondern seine Ideen — nicht „für die Schulen der Philosophie, sondern *für gleichgestimmte* Freunde der Wahrheit und Tugend." Aus folgenden Stellen mögen die Leser selbst urtheilen, ob oder in wie fern sie mit dem Vf. gleichgestimmt seyn?

„Die Paradoxe meines Herzens und Geistes sind „Liebe, Freundschaft, Thätigkeit, rein, ächt, treu in „ihrem Wesen, lauter in ihren Wirkungen, himmlisch „in ihrem Lohne. Sie strömen aus einer Quelle der „unverfälschten Empfänglichkeit, die der Urheber unsers Daseyns zum Grundstoffe dieses Daseyns schuf; „führen zum einzigen Glücke, das dem edlen Menschen beschieden wurde, zum Glücke durch sein eigen Herz — ihr Lohn ist in ihnen selbst, in ihrem Gemüsse; ihre unvergängliche Dauer in ihrem Ursprunge. Der Dichter, welcher zuerst die Fabel vom Phönix erzählte, sprach die schönste Wahrheit, wenn er „unter der Hülle der Fabel *sie* dachte. — Wenn dich „der sanfte Arm der Liebe umschlingt, wenn du am „erwiedernden Busen der Freundschaft ruhest, und den „Seegen edler Thätigkeit übersiehst, dann klopfe an „dein Herz, und frage deine Vernunft: Sind es Paradoxe, welche dich so unendlich, so namenlos selig „machen? Antwortet dir deine frohe Erfahrung, so „weine die Thräne des Mitleids über jene, welche die „Thräne süsse der Dankbarkeit nicht mit dir weinen können." etc. — In diesem tändelnden Ton geht es fort bis ans Ende.

Altenburg, in der Richterschen Buchh.: *Reallesebuch für Deutsche von Moralität und Geschmack.* 1794. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter diesem etwas sonderbaren Titel erhält der Leser eine Sammlung Aufsätze, wovon die meisten jeden Mann von Gefühl und Geschmack anziehen werden, selbst wenn er sie auch schon in irgend einer andern Sammlung oder periodischen Schrift gelesen haben sollte.

Nördlingen, b. Beck: *Musseстunden eines Landpredigers.* Von *Georg Heinrich Lang*, Superintendenten. Dritter Band. 1789. 416 S. 8. (20 gr.)

Rec. hat diesen Band der Musseстunden mit Vergnügen gelesen. — In der Rede bey der Einführung eines Predigers über Ephes. 3, 14 — 19. herrscht der wahre Geist des Christenthums, und der Vortrag ist populär und herzlich. Nur ein unschickliches, und der Würde des Gegenstandes nicht angemessenes Bild wünscht Rec. weg. Hr. L. spricht von den Wohlthaten, deren man durch Annehmung und Befolgung des Christenthums theilhaftig werden kann, und ruft nun der Gemeine zu: *greift mit beeden* (beiden) *Händen zu* etc. — Die Gedanken beym Lesen der Einleitung des sel. Michaelis in die Schriften des N. B. erläutern, bestätigen und berichtigen manche Aeusserungen und Erklärungen des sel. Mannes. — Manch Hermäon, mehr excerpirt als recensirt, ist ein Auszug aus Sophiens Reisen von Hermes mit Hinsicht auf Prediger und Predigtwesen, um das, was Hermes darüber sagt, zur Beherzigung zu empfehlen, aber auch die Uebertreibungen, deren er sich schuldig macht, zu mildern. — Die Erzählung von dem Uebertritte eines nahen Verwandten des Hn. L. zur katholischen Kirche zeigt den immer fortdauernden Proselytengeist mancher Katholiken. — Die Bücheranzeigen sind meistens belehrende Auszüge aus Predigtsammlungen und andern für Prediger nützlichen Schriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Oels*, b. Ludwig: *Tom Jones*, ein Lustspiel mit Gesang, in drey Aufzügen, aus dem Französischen des Hn. *Poinsenet*. Ohne Jahrzahl. 72 S. 8. (5 gr.) — Schon im Jahre 1772 gab Hr. *Gotter* eine Uebersetzung dieser Operette zu Mannheim heraus. Im prosaischen Dialog hielt sich *Gotter* genauer an das Original; der gegenwärtige Uebersetzer erlaubt sich mehr Freyheiten, sein Dialog ist aber auch natürlich und lebhaft. Wenn *G.* sagt: „Ich weiss, dass die Ungewissheit seines Schicksals mehr werth ist, als die Wirklichkeit des meinigen," so sagt der neue Uebers. S. 5.: „Bey aller Ungewissheit seines Standes ist er doch immer besser dran, als ich." Wenn es bey *G.* sehr feyerlich heisst: „Sind sie denn auch gewiss, dass eine gegenseitige Uebereinstimmung der Charaktere „und Gesinnungen — " so heisst es hier S. 21. natürlicher: „Sind „sie gewiss, dass die beiden Leutchen eins sind, dass sie sich für „einander schicken?" Doch giebt es auch Beyspiele vom umgekehrten Falle, wenn z. B. *Western* hier für einen Jäger viel zu edel sagt: „Diese Heirath entspricht ganz meinen Wünschen," so lässt ihn *G.* natürlicher sagen: „Die Heirath kömmt „mir eben recht." — Was die Gesänge betrifft, so sind dem neuen Uebersetzer kaum ein Paar gerathen, dahingegen *Gotter's* Arien durchgängig mehr poetische und musikalische Vorzüge haben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. August 1796.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Müller: *Drey Abhandlungen philosophischen Inhalts*, von *Christian Wilhelm Snell*, Prorector des Gymnasii zu Idstein. 1796. 246 S. 8. (16 gr.)

Die hier abgehandelten Materien verdienten allerdings wegen ihrer Wichtigkeit eine ausführliche Erörterung. Die drey Abhandlungen selbst, die bisher noch ungedruckt waren, und wegen der genauen Verwandtschaft des Inhalts gewissermafsen als ein Ganzes angesehen werden können, empfehlen sich im Ganzen durch wahre und gründlich ausgeführte Gedanken und durch einen überaus deutlichen und beredten (nur zuweilen etwas zu wortreichen) Vortrag. Die *erste* handelt (S. 1—82.) *von der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit.* Der Vf. begnügt sich nicht damit zu behaupten, dafs die theoretische Vernunft uns keinen nothwendigen Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit nach Erfahrungsgesetzen lehre, sondern er will sogar aus Erfahrung behaupten, (S. 4.) es sey etwas gar nicht ungewöhnliches, dafs der Tugendhafte ein sehr freudenleeres und kummervolles Leben in dieser Welt lebt, während der Lasterhafte von der Wiege an bis zum Grabe ein erklärter Günstling des Glücks bleibt. Wie kann aber die Erfahrung dies lehren, da die Moralität selbst gar kein Gegenstand möglicher Erfahrung ist? da wir eben so wenig für den wahren Gehalt des Lebensglücks, welches von der Menge der Glücksgüter weder allein noch auch vornehmlich abhängt, einen sicher anzulegenden Maafsstab haben? Womit will man die Behauptung rechtfertigen, dafs von dem Plane einer moralischen Weltordnung, in sofern er die Verbindung des moralisch Guten und physischen Wohls begreift, in diesem Erdenleben überall nichts realisirt werden könne? Dies wäre eine Vermessenheit im Gebrauche der theoretischen Vernunft, welche hier ebenfalls transscendent verführe und das Intelligible wie einen Gegenstand der Erfahrung behandelte, beide in einer Synthesis zu vereinigen suchte, und eben dadurch vermittelst eines dialektischen Scheines die Aussage der praktischen Vernunft selbst dem Verdachte einer leeren Täuschung aussetzen, und den moralischen Glauben an die Realität einer sittlichen Ordnung in dem Weltganzen mit der vermeyntlichen Erkenntnifs oder dem Wissen in einen Widerstreit bringen würde, der den erstern durchaus entkräften müsste. So oft Rec. auch schon dergleichen Tiraden selbst in den Schriften sogenannter kritischer Philosophen gelesen hat; so kann er sich doch nicht enthalten, sie für schädliche Ueberreste einer angewöhnten und eingewurzelten dogmatischen Denkungsart und für schlechthin unkritisch zu erklären, und um des nachtheiligen Einflusses willen, den eine solche Inconsequenz auf die Wissenschaft und auf ihre Schätzung und Anwendung hat, sie mit allem möglichen Nachdrucke zu rügen. Aus der Anmerkung S. 39. ist sichtbar, dafs Hr. S. diesem Gedanken selbst sehr leicht auf die Spur hätte kommen können. — Die praktische Vernunft, fährt der Vf. nun weiter fort, führt uns auf den Begriff der *Glückseligkeitswürdigkeit.* (Warum, statt dieses unbehüflichen Wortes nicht lieber der *Würdigkeit, glückselig zu seyn?*) d. i. (nach der Erkl. S. 6.) des durch Rechtwollen und Rechthandeln erworbenen absoluten sittlichen Werthes der Person, in sofern derselbe nicht nur der Glückseligkeit moralisch empfänglich macht, sondern auch Recht und Anspruch auf dieselbe giebt. Diese Idee findet sich allgemein und nothwendig in jedem menschlichen Bewufstseyn, als eine Uridee der praktischen Vernunft, ohne welche sie das nicht seyn würde, was sie ist und seyn soll. Ihre Foderung, dafs in einer ihres Beyfalls würdigen Weltordnung das Wohl und Wehe freyer vernünftiger Wesen nach dem genauesten Verhältnifs der Sittlichkeit und Unsittlichkeit vertheilt sey, geschieht eben so unbedingt und schlechthin, eben so unabhängig von irgend einem aufser ihr liegenden Grund oder Zwecke, von der Selbstliebe und dem Triebe nach Glückseligkeit, als ihre moralische Foderung in dem Sittengesetze selbst. (Eine sehr gute, wichtige und von vielen vernachläfsigte Bemerkung.) Diese moralische Würdigkeit ist ganz etwas anders als die physische Empfänglichkeit, glückselig zu seyn; jene ist ein praktischer Begriff a *priori*, diese ein theoretischer und aus Erfahrung geschöpft. So unzertrennlich indessen diese Vernunftfoderung mit der Foderung eines moralischen Verhaltens selbst verbunden ist, so ist sie doch keinesweges mit ihr identisch; diese geschieht *an* uns, jene *für* uns und für alle unsre moralische Mitwesen; denn es kann uns wegen der physischen Unmöglichkeit nicht *geboten* seyn, den der Tugend angemessenen Grad der Glückseligkeit bey uns und andern hervorzubringen. Uns geht also diese Foderung nichts an. Ein höherer Grund lafst sich von ihr eben so wenig, als von dem Sittengesetze selbst angeben, man müsste denn eine blofse Analyse des aus diesen Foderungen selbst abstrahirten Begriffes von der praktischen Vernunft für eine Deduction dieser Foderungen ausgeben;

allein dadurch könnte unsre Erkenntniss keinesweges erweitert werden, ob sie gleich mehr Deutlichkeit und ein systematischeres Ansehen dadurch erhielte. Gewinn genug, um eine solche Erörterung zu versuchen, welches Hr. *S.* aber nicht gethan hat. — Ist diese Idee gleich nicht unmittelbar praktisch, indem wir weder die proportionirte Glückseligkeit realisiren noch um ihrentwillen das Sittengesetz erfüllen sollen und dürfen, so verhindert sie doch den trostlosen Wahn einer absoluten Unverträglichkeit der Tugend und Glückseligkeit, welcher die Tugend nicht emporkommen liesse, veredelt den Genuss der Glückseligkeit bey dem Tugendhaften, für welchen sie als Bestandtheil des höchsten Gutes und in Verbindung mit Sittlichkeit einen unbedingten Werth enthält, und eröffnet uns den Weg zur Gotteserkenntniss, so weit wir derselben in diesem Leben fähig sind, nebst der Aussicht in eine künftige Welt. Die Vernunft würde sich selbst widersprechen, wenn sie eine moralische Weltordnung unbedingt foderte, und dabey doch denken müsste, dass gar kein Wesen vorhanden sey, welches dieser Foderung Genüge leisten könne. — Im *Anhange* zu dieser Abhandlung (S. 45 ff.) kommen sehr scharfsinnige Bemerkungen vor, die zur Hebung mancher Misverständnisse und Schwierigkeiten in dieser Lehre beytragen. Die reine praktische Vernunft äussert sich bey endlichen Wesen, theils als *schlechthin postulirende*, theils als *gesetzgebende* Vernunft. In der letztern Eigenschaft bestimmt sie einen Zweck, Moralität; in der erstern ein Object, die moralische Weltordnung. Beide Functionen hängen unzertrennlich zusammen, und diese Einheit ist das unauflösliche Band zwischen Religion und Moralität. So wie überhaupt *Kants* Aeusserungen hierüber sich mit der Erklärung des Vf. sehr gut vereinigen lassen, so wäre auch wohl die Kantische Vorstellungsart der moralischen Weltordnung als eines nothwendigen *Endzwecks* für das sittliche Streben gegen die Bedenklichkeiten des Hn. *S.* zu rechtfertigen, wenn gleich die Idee dieses Endzwecks zu allgemein und für endliche Vernunftwesen *in concreto* unbestimmbar ist, um aus ihr gewisse moralische Verhaltungsregeln abzuleiten. Das Verhalten mag immer rein formal bestimmt seyn, und es kann und muss sich dennoch auf einen Endzweck beziehen. Auf eine ähnliche Weise lassen sich Hn. *S.* Erinnerungen gegen die *Fichtische* Erörterung dieses Gegenstandes in der zweyten Ausgabe der Kritik aller Offenbarung wegräumen, wenn Rec. nicht fürchten müsste, zu weitläuftig zu werden.

Zweyte Abh. Ueber den Satz des Optimismus: dass diese Welt die beste sey. S. 83—187. Die Idee des Optimismus hat das grösste praktische Interesse. Aber ist sie auch gegründet? Der physikotheologische Beweis läuft auf einen offenbaren Zirkel hinaus. Der kosmologische führt dahin, dass die Welt den Absichten des vollkommensten Wesens vollkommen gemäss sey, lässt aber diesen Endzweck und folglich die ganze Idee von der besten Welt durchaus unbestimmt. Der Eudämonistische Optimist giebt willkührlich das möglich grösste Wohlseyn der vernünftigen Wesen für den letzten Weltendzweck aus, aber wie mag ers beweisen? aus dem Begriffe von dem unendlichen Urheber, den wir nicht ergründen und dessen Willen wir nicht bestimmen können? oder aus unsrer Erfahrung, die so unendlich beschränkt ist, und die so viele, wenigstens theoretisch nicht wegzuräumende Data für das Gegentheil darbietet? Konnte man nicht mancherley andere letzte Zwecke der Welt mit eben so vielen Scheingründen annehmen? oder einen Endzweck, welchen auch nur zu denken, jeden menschlichen Verstand überstiege? Die Möglichkeit, diese Idee näher zu bestimmen und sie zu realisiren, beruht einzig und allein auf der *praktischen* Vernunft. Der höchste Weltendzweck ist das Daseyn sittlich vernünftiger Wesen, und die unaufhörliche Thätigkeit, Uebung und Veredlung ihrer moralischen Kräfte, nebst der eines jeden persönlichem Werthe genau angemessenen Glückseligkeit. Die gründliche und dabey überaus fassliche und lebhafte Entwicklung dieser Idee empfehlen wir den Lesern selbst, sich bekannt zu machen; sie ist so reich an scharfsinnigen Gedanken, Einwürfen und Lösungen, sie berührt so viele höchst interessante Fragen, und beantwortet sie mit so viel Bestimmtheit, Gründlichkeit und Beredsamkeit, dass dieser ganze Abschnitt unter die besten Versuche in der populären Philosophie gezählt werden muss. Die Zweifel des Vf. gegen *Kants* Idee von der *immer steigenden sittlichen Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts schon hier auf Erden* verdienen allerdings Beherzigung, und man sollte nicht vergessen, dass es eine zwar praktische, höchst interessante Hypothese, aber doch gewiss kein wesentlicher Glaubenssatz ist, ohne welchen Moralität und Religion nicht bestehen könnten; am wenigsten aber sollte man die *Geschichte* nach dieser Idee verkünsteln, sondern mit der vernünftigen Rücksicht auf dieselbe die empirisch gerade Ansicht und historisch treue Darstellung der Begebenheiten verbinden.

Dritte Abh. Ueber den Werth des Lebens. Das Leben eines Menschen hat Werth, theils für andre, theils für ihn selbst. Das letztere theils als Bedingung der Glückseligkeit, theils als Bedingung der Sittlichkeit, endlich auch in Rücksicht auf den unmittelbaren natürlichen Lebensinstinct. Der eudämonistische Werth eines Menschenlebens lässt sich in Vergleichung mit dem Leben eines andern von keinem dritten richtig und genau schätzen. Für sich selbst schätzt ihn jeder anders. Diejenigen, welche den sinnlichen Werth des Lebens so hoch anschlagen, sehen blos auf den Instinct zu leben und auf die Furcht vor dem Tode. Wer blos auf Glückseligkeit sieht, findet Gründe, ihn sehr gering anzusetzen. Um den eigentlichen Werth des Menschenlebens zu bestimmen, müssen wir einen höhern Standort wählen, und das Leben mit allen seinen Verhältnissen auf den höhern Naturzweck — Entwicklung, Uebung und Ausbildung aller sinnlichen, intellectuellen und moralischen Kräfte der Menschheit, beziehen. Diese sittliche Werthbestimmung des Menschenlebens äussert sich durch eine solche Schonung des Lebens anderer und unsres eignen, welche dem höchsten Zwecke dieses Lebens untergeordnet ist.

Digitized by Google

SCHÖ-

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Mannheim, im neuen Kunſtverlag: *Die Weiber von Windſor* (Windſor) nach *Shakeſpeare*, in vier Akten. Mit Kupfern. 1795. 143 S. 8.

2) Ebend.: *Die ehrliche Verſöhnung*, ein Nachſpiel in einer Handlung, nach dem Franzöſiſchen. 1795. 72 S. 12.

3) Frankfurt u. Leipzig: *Julie* (ein) Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1795. 112 S. 8.

4) Berlin, b. Feliſch: *Der Graf Strafford*, (ein) Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nebſt einem Verſuch über das Leben deſſelben, und einer Schilderung des Zuſtands von England, Schottland, und Irrland unter der Regierung Karls des Erſten. Aus dem Franzöſiſchen des Grafen *Lally Tolendal*. Erſter Theil. 1796. 185 S. 8. (12 gr.)

Nr. 1. war das zweyte Stück in einem *erſten* Bande von *Singſpielen*, der zu Mannheim 1792 herauskam, und drey Stücke enthielt, welche auch einzeln verkauft wurden. Hier erſcheint es ganz unverändert, in einem neuen Abdruck; nur ſind vier Kupfer hinzugekommen, und auf dem Titel einige unbedeutende Veränderungen gemacht.

Nr. 2. iſt ein ſehr unbedeutendes, in recht guten deutſchen Dialog übergetragenes, franzöſiſches Nachſpiel. Die Scene iſt nach Deutſchland gelegt, und folglich haben auch die Perſonen deutſche Namen erhalten. In der Rolle des alten Gecken hat der Ueberſetzer die Veränderung vorgenommen, daſs er ihn mit franzöſiſchen Brocken um ſich werfen läſst, weil dies noch immer in Deutſchland zur Charakteriſtik eines Stutzers gerechnet wird. Wenn gleich S. 8. von einer venetianiſchen Maske die Rede iſt, ſo hätte doch das Wort *Zendado* nicht beybehalten werden ſollen, weil die wenigſten Zuſchauer wiſſen werden, daſs dies einen *Schleyer* bedeutet. *Im offentlichen* für *im Publicum*, oder *offentlich* S. 55. iſt eben ſo undeutſch, als S. 10.: Es nützt *Sie* nichts.

Die nur zu poetiſche, oft unnatürliche Sprache des engliſchen Originals von Nr. 3. nimmt ſich in der Ueberſetzung doppelt gezwungen und affectirt aus. Der Dialog des Ueberſetzers iſt ſo ungelenk, oft ſo ſeltſam conſtruirt, ſo voller Participialverbindungen und Inverſionen, daſs es die härteſte Arbeit ſeyn müſste, ihn zu declamiren. Man leſe z. B. folgende Stelle S. 7.: „Wir fürchteten, die aufgebrachten Elemente, ſich „gleichſam verſchwörend gegen das chriſtliche Kreuz, „möchten als furchtbarere Feinde ſich beweiſen, als ſelbſt „die Ungläubigen" oder folgende S. 8 „Wiſſend, wie „ſehr ſie meinen armen Bruder Claudio liebte, faſt bis „zum Aberwitze liebte, den ein ſo unbegreifliches und „ſchreckliches Geſchick uns raubte, wollte ich nicht ſo „plötzlich vor ihr erſcheinen," oder folgende S. 46.: „Ihr möget wohl erſtaunen, aber fragen könnt ihr „nicht, indem ihr mich hier ſeht, ob wichtig der Be„weggrund ſey, der mich zwingt, euch aufzuſuchen." Zuweilen wird die Ueberſetzung ganz unverſtändlich, wie S. 17. Was ein *blaſses Herz* ſeyn ſolle, wird S. 26. kein deutſcher Leſer errathen; allein der Ueberſetzer hat ſich nicht erinnert, daſs das engliſche Wort *bleak* nicht allein *blaſs*, ſondern auch *kalt*, *froſtig* bedeutet, und daſs der letztere Sinn hieher gehört.

Der jetzige *erſte* Theil von Nr. 4. beſteht bloſs aus dem Trauerſpiel, welchem dann künftig die verſprochnen hiſtoriſchen Erläuterungen nachfolgen werden. Alle politiſchen Nutzanwendungen, und alle hiſtoriſche Treue können die Mängel nicht erſetzen, die das Stück in poetiſcher Rückſicht hat, indem weder der Gang der Handlung, noch die Bearbeitung der Charaktere, noch auch der (mehr declamirende, und maximenreiche, als gefühlvolle und natürliche) Dialog das Anziehende hat, das ein dramatiſches Genie ihm bey einem ſolchen Stoffe hätte geben können. Die Ueberſetzung hat einen lebhaften und zierlichen Ausdruck.

Berlin, in der Voſsiſchen Buchh.: *Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming.* Zweyter Theil, von *Guſtav Freyer*. 1795. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Freyherr bleibt auch nun, ſich ganz ſelbſt überlaſſen; der Sonderling und der Enthuſiaſt, dem Gegenſtände, die ihn frappiren, beſonders Hypotheſen von Gelehrten, ſchnell den Kopf erhitzen, der bey allen den lächerlichen Zügen, die dadurch ſein Charakter erhält, immer für das Wohl ſeiner Mitmenſchen glüht, und durch Wohlthätigkeit, Freygebigkeit, Dienſtfertigkeit und Menſchenliebe gewiſs jeden Leſer intereſſirt. Mit Anfang dieſes Theils bezieht er die Univerſität, legt ſich auch hier wieder gerade auf Dinge, die einem jungen Edelmann ganz unnütz ſind, raſft viele ſeltſame Ideen der Gelehrten auf, übertreibt ſie, ſetzt ſich dem allgemeinen Spott aus, und iſt dadurch genöthigt, immer eine Akademie mit der andern zu verwechſeln. Endlich wird er von der Meynung eines Gelehrten eingenommen, der die Menſchen nach Racen claſſificirt, und alle Erſcheinungen der Menſchheit aus der verſchiednen Organiſation jener Racen herleitet. Dies iſt die Hypotheſe, der *Flaming* durch dieſen ganzen Theil getreu bleibt, und die alle ſeine Handlungen, ſo wie im erſten Theil der Ahnenſtolz die Handlungen ſeines Vaters, motivirt. So viel Lächerliches nun daraus entſpringt, daſs er die Blonden für diejenigen Menſchen hält, in denen ſich allein edles Blut und edler Sinn erhalten habe, ſo vieler Ungerechtigkeiten er ſich auch dadurch ſchuldig macht: ſo muſs man doch ſeinen Eifer, die Menſchheit zu veredeln, bey allen den ſonderbaren Mitteln, die er dazu ergreift, ſchätzen. Mit Recht heiſst es von ihm S. 291.: „So „thöricht auch ſein Syſtem ſeyn mag, ſo iſt es ein Be„weis mehr von ſeinem ſchönen Herzen; man ſetze „anſtatt des Celten den gebildeten Weiſen, anſtatt des „Mongolen den verwahrloſten rohen Menſchen, ſo hat „er Recht; und was könnte man Schöners thun, als „den armen Mongolen veredeln?" Er eilt von Univerſitäten hinweg, um ſein Syſtem in einer Reſidenz-

ſtadt zu predigen, wo er aber deswegen nicht nur verſpottet, ſondern gar gehaſst und verfolgt wird. Weil er geleſen, daſs das Landleben den Ideen des Weiſen erſt den rechten Schwung gabe, und weil er die Landleute für gelehriger hält, begiebt er ſich auf das Land, und zwar auf ſeine eigne Güter. So ſehr er aber auch nach ſeiner Meynung ſeine Bauern zu beglücken glaubt, ſo erregt er doch unter ihnen Neid und Partheygeiſt, und erhält endlich allgemeinen Undank zum Lohne. Unwillen darüber treibt ihn auf Reiſen, aber auf keine von der gewöhnlichen Art, ſondern er reiſt immer mit der Abſicht, theils Erfahrungen zur Beſtätigung ſeines Syſtems einzuſammeln, theils um Unglückliche aufzuſuchen, und ihnen Hülfe zu leiſten. Auch in dieſem Theil, ſo oft er ſich in ein Mädchen zu verlieben ſcheint, empfindet er nicht eigentlich Liebe für ſie, ſondern bekommt nur eine Zuneigung zu ihr, entweder, weil ſie mit ſeiner Lieblingshypotheſe übereinſtimmt, oder, weil ſie von unwürdigen Menſchen gedrückt wird; eine Kleinigkeit kann ihn aber auch wieder von ihr abwendig, und eine kurze Zeit ſie ihn ganz vergeſſen machen. Die Netze, die einigemal um ſeines Reichthums willen von Mädchen nach ihm ausgeworfen werden, verfehlen ihr Ziel ganz. So wie man ihn bey allen ſeinen Thorheiten und Grillen lieben muſs: ſo muſs man den Fürſten, der in dieſen Theil vorkommt, bey allen ſeinen Schwächen hochſchätzen. „Wirklich (ſagt der Vf. von ihm S. 141.) konnte niemand „tiefer fühlen, was es heiſst, Vater ſeines Volks ſeyn; „ach, er gab ſein ganzes Herz hin, traute, weil er ehr„lich war, prüfte nicht, weil er jedem ſein Herz an„vertraute, und wurde betrogen, betrogen um die Freude, für die er allein zu leben glaubte, die Freude, „ſeine Kinder glücklich zu machen.“ Auch die Mätreſſe deſſelben, die eine Hauptrolle ſpielt, iſt im Grund keine ſo ſchlimme Frau, zuweilen ſogar Schwärmerin für das Gute; ſie liebt den Fürſten wirklich, und iſt ihm gewiſſenhaft treu, ſie kann Beleidigungen ertragen; nur dann iſt ſie unverſöhnlich, wenn man ihre Tugend bezweifelt. Doch miſcht ſie nie den Fürſten unmittelbar in ihre Händel, ſie nutzt ſein Anſehen, um ſich zu rächen, aber ſie ſchont ſeine Ehre. — Die Satire in den komiſchen Rollen iſt auch in dieſem Theil ſo originell und fein, als in dem erſten. Uebrigens aber findet man auch hier wieder, daſs die edlen Rollen, ob ſie gleich nur epiſodiſch ſind, durch die Art, wie ſie der Vf. bearbeitet, in noch höherm Grade auf das Herz des Leſers wirken, als die, vielleicht ein wenig zu weit verfolgten, Grillen des Freyherrn ihn beluſtigen. Die ſchönſte Epiſode in dieſem Theile iſt die ſchauderhafte Geſchichte von der, durch einen Malteſerritter geſchändeten *Jakobine*, jetzigen Gattin des *Liſſows*. Die Entſtehung der Liebe des Ritters zu ihr, ſeine Bemühungen, dieſe Liebe zu unterdrücken, die Sophismen, womit er ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen ſucht, die Verführungskünſte, die er vergeblich anwendet, die Unbefangenheit Jakobinens — alles iſt vortrefflich dargeſtellt. Der Ritter iſt kein Lovelace, ſondern ſelbſt ein Opfer ſeiner Leidenſchaft, und ſo erſcheint auch ſelbſt ſein endlicher Entſchluſs, durch Opium zu ſeinem Zweck zu gelangen, in einem andern Lichte. Die Melancholie des unglücklichen *Liſſow* nach *Jakobinens* Tode iſt mit ſolcher Stärke geſchildert, daſs kein Leſer ungerührt bleiben kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Regensburg*, b. Montag u. Weiſs: *Krankheitsgeſchichte des verewigten Prinzen Georg von Thurn und Taxis etc.* oder jüngſter Beytrag zu Röderers und Waglers Abhandlung von der Schleimkrankheit. 1795. XII u. 60 S. 8. — Wer *ſolche* Kranke, wie hier der Vf. (Hr. Hofr. Schäffer) zu behandeln gehabt hat, wird ihn leicht zu erkennen wiſſen, und Rec., der ehedem grade in eben dieſer Familie eben dergleichen Unglücksfälle erlebt hat, erinnert ſich am beſten, wie gerne man bey einem ſolchen empfindlichen Verluſte etwas aufſucht, um Verwandte und das Publicum zu beruhigen und zu tröſten, da doch Niemand ſo ſehr des Troſtes bedarf als wir ſelbſt, weil unſer Herz nach der gewiſſenhafteſten Behandlung der Krankheit, dem Kopfe immer noch Bedenklichkeiten erregt, was er hätte thun, was unterlaſſen ſollen. Man kann keinen empfindlichern Dolchſtich erhalten, als einen Vorwurf von andern gerade zu der Zeit. Und doch giebt es noch Menſchen, die Grauſamkeit genug beſitzen, in dieſer Situation unſrem ohnehin ſchon blutenden Herzen einen ſolchen Stich — oft allein aus Unwiſſenheit — beyzubringen, ohne zu denken, daſs ſie durchaus nichts dadurch bewirken, das für Verwandte oder den Arzt des Verſtorbenen tröſtlich ſeyn könnte, ſondern daſs vielmehr durch den leiſeſten Verdacht das Leiden von beiden vergröſsert wird.

Die anfängliche Intermiſſion bey der beſchriebenen Krankheit des Prinzen würde uns, eben ſo wie Hn. *Schaffer*, nicht nur im Anfange, ſondern ſogar im Laufe derſelben für ein Wechſelfieber arger Art eingenommen, und die Larve der Intermiſſionen vielleicht gar zu einem heilſamern Gebrauche der Rinde verführt haben. Jedoch muſste auch dieſer, bey dem nachher in der Bruſt entdeckten Fehler, ohne Wirkung geblieben ſeyn; denn der war doch höchſt glaublich bey vorhergehenden öftern Huſten, und der Anlage zum Keichhuſten, S. 45., ältern Urſprungs, und zu groſs, als daſs er nicht durch Complication mit einer andern Krankheit hätte unheilbar werden ſollen, ohne daſs man deswegen eine entzündliche Bruſtkrankheit annehmen, oder dem Vf. widerſprechen darf, daſs die Krankheit mit der von *Wagler* beſchriebenen eine groſse Aehnlichkeit habe.

Druckfehler in Nr. 198. der A. L. Z. S. 747. Zeile 22. l. unverdünnter ſt. *unverdickter.* S. 748. Zeile 20. von unten, lies *Bauchhöle* ſt. *Bruſthöle.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. August 1796.

PAEDAGOGIK.

1) Leipzig, b. Schneider: *Verſuch einer Anleitung zum Sprachunterrichte taubſtummer Perſonen*, von *J. F. G. Senſe*. 1793. 292 S. 8. (12 gr.)

2) Ebend., b. Breitkopf u. Comp.: *Hiſtoriſche Nachricht von dem Unterrichte der Taubſtummen und Blinden*; oder Betrachtungen über die Bildung Beider überhaupt und über die der Erſtern insbeſondere. 1793. 214 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. von No. 1. nahm in der Hoffnung, in den vielen Schriften, die den Unterricht der Taubſtummen betreffen, hinlängliche Aufſchlüſſe zu finden, das Geſchäft über ſich, eine taubſtumme Perſon im Sprechen zu unterrichten, und las daher Alles, was in neuern Zeiten über dieſen Gegenſtand im Druck erſchienen war, bis auf einige Schriften, die er wegen ihrer Seltenheit nicht erhalten konnte. Allein, zu ſeinem groſsen Verdruſſe ward er gewahr, daſs dieſe Bücher ſämmtlich über die nöthige Verfahrungsart wenig Licht verbreiteten. Er half ſich alſo durch eigene Unterſuchungen, wobey ihm die Phyſiologie des Hn. v. Haller, Plattners Anthropologie und Adelungs deutſche Sprachlehre ſehr wohl zu ſtatten kamen. Dieſe Unterſuchungen, verbunden mit den während ſeines Unterrichts gemachten Erfahrungen, ſetzten ihn in den Stand, von der Verfahrungsart nach und nach ein Syſtem zu bilden, welches in dieſem Buche dargelegt wird. Es zerfällt in zwey Theile, davon der Erſte eine kurze Darſtellung unſerer Sprache nach ihren Haupttheilen, und der Zweyte die Anwendung der gegebenen Grundſätze, oder die Unterrichtsmethode ſelbſt in ſich faſst. Daſs Hr. *S.* die Sprachlehre nicht nur metaphyſiſch und logiſch, ſondern auch phyſiologiſch behandelt, iſt ſeinem Zwecke ſehr angemeſſen. Zwar kommt in dieſem grammatiſchen Theile Verſchiedenes vor, worinn Rec. nicht mit dem Vf. übereinſtimmen kann: dagegen ſind ihm auch einige Bemerkungen recht erfreulich geweſen, z. B. was S. 54 vom ſtillen Laute (klingt freylich wie eine Contradictio in adjecto,) geſagt wird. Doch die Sprachlehre iſt hier nicht Hauptgegenſtand. Im zweyten Theile hatte Hr. *S.* zweyerley zu beſtimmen, nämlich: *Was?* und *Wie?* taubſtumme Perſonen gelehrt werden ſollen. Auf die Frage: ob der Lehrer ihnen lieber die Geberdenſprache, oder den Ausdruck durch articulirte Töne, oder die Schriftſprache, oder alle dieſe Arten des Ausdrucks zugleich ſolle beyzubringen ſuchen? giebt Hr. *S.* dem mündlichen Ausdrucke den Vorzug; doch räth er den ſchriftlichen damit zu verbinden. Wenn aber die Frage iſt: ob man die Bücherſprache oder die Provinzialmundart lehren ſoll? ſo entſcheidet er für die Erſtere, weil dieſe Jedermann verſteht; doch ſo, daſs die Abweichungen der Provinzialmundart den Lernenden zugleich mit verſtändlich gemacht werden. Das Erſte, was der Lehrer zu thun hat, iſt die Erweckung und Unterhaltung des Niſus zum Sprechen, um dem Gehörloſen den Hang zur Geberdenſprache, der bey ihm dem Hange zur Wortſprache ſubſtituirt iſt, nach und nach zu verleiden. Eine zweyte Frage iſt: Welcher Sinn dem fehlenden Gehöre am füglichſten zu ſubſtituiren ſey? Unſer Vf. giebt dem Geſichtsſinne den Vorzug, weil er beſonders zur Ausſprache der Mitlauter ſehr bequem iſt, wenn man den Lehrling die verſchiedenen Stellungen und Bewegungen der Sprachwerkzeuge, z. B. der Lippen, der Zungenſpitze, der Zähne, das Sinken des Kinnes u. dgl. bemerken laſst. Doch kommt auch das Gefühl dem Schüler ſehr zu ſtatten, beſonders um ihm die Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe und andere Verſchiedenheiten der Selbſtlauter bemerklich zu machen, wenn er die Hand auf den Kopf oder an die Kehle der ſprechenden Perſon legt. Um das Angeben einzelner Töne zu erleichtern, werden verſchiedene mechaniſche Kunſtgriffe gezeigt: z. B. Um A zu ſprechen, muſs der Schüler den Mund ſo öffnen, wie er thut, wenn er durch Anhauchen Etwas erwärmen will: um U hervorzubringen muſs er die Lippen ſchlieſsen, wie, wenn er durch Blaſen Etwas heiſses abkühlen will. Um anderer Selbſtlauter willen wird ein Lachen erregt, weil zugleich mit dem Lachen allemal ein Selbſtlauter hervor gebracht wird. Der Unterricht in den Bedeutungen der Worte iſt ohne Zweifel der wichtigſte Theil der ganzen Arbeit. Hr. *S.* empfiehlt hier eine doppelte Lehrart. Sinnliche Bedeutungen werden am leichteſten und ſicherſten durch Darſtellung der bedeuteten Gegenſtände ſelbſt beygebracht. Unſinnliche aber müſſen auf eine bloſs mechaniſche Art erlernt werden: d. h. durch oftmaligen Gebrauch, mit Hinweiſung auf gewiſſe Zeichen, dadurch ein Merkmal des Begriffs nach dem andern im Vorſtellungsvermögen des Schülers hervorgebracht wird. Auch thut dabey die Verbindung mit andern Worten ſehr viel, indem von dem Begriffe des Einen ein wenig Licht auf das Andere fällt, dadurch dem Schüler nach und nach die Bedeutungen auch unerklärter und unerklärbarer Wörter kenntlich werden.

No. 2 iſt eine Sammlung von Briefen, die der Herausgeber unter dem Nachlaſſe eines Freundes gefunden haben will, und welche eine Schutz und Lobſchrift auf den verſtorbenen Director des Leipziger Taubſtummeninſtituts *Heinicke* enthalten. In Schutz wird er genom-

nommen gegen die Vorwürfe, die man ihm, besonders in den letzten Zeiten, wegen der allzustrengen und oft an Unmenschlichkeit gränzenden Zucht in seinem Institute machte. Der Vf. entschuldigt ihn mit der Parteylichkeit seiner Feinde, die Alles übertrieben und muthwillig ausgebreitet haben sollen. Zum Lobe Heinickens soll es gereichen, dass verschiedene andere Taubstummenlehrer angeführt und mit H. verglichen werden, um zu erweisen, dass H. nicht nur eigentlich Erfinder der Kunst, Taubstumme zu behandeln, sondern, dass auch seine Methode die einzig wahre und besonders der Behandlungsweise des Abts *de l'Epée* in Wien weit vorzuziehen gewesen sey, was auch die Zürcher Akademie sagen mag, deren vom Abt de l'Epée eingeholtes Gutachten ganz gegen Heinicken ausfiel. Man muss wenigstens selbst Taubstummenlehrer seyn, um an dieser trockenen Kritik Geschmack zu finden. Mit dem zehnten Briefe geht die Beschreibung vom gegenwärtigen Zustande des Instituts an. Die Wittwe behielt nach ihres Mannes Tode (April 1790) die Direction und ein Candidat der Theologie, Namens *Petschke*, ward ihr als Gehülfe und Lehrer an die Seite gesetzt. Im 15ten und folgenden Br. wird nun die Methode beschrieben, deren man sich in Paris bey dem *Unterrichte der Blinden* bedient. Er nahm im J. 1784 unter der Direction des Herrn *Hauy*, königl. Dohnetscher in Paris, seinen Anfang. Dieser ward durch den Anblick acht bis zehen blinder Menschen, die auf der Strasse eine Musik nach Noten aufführten, und durch die Ankunft der bekannten Demoif. *Paradis* aus Wien in Paris, auf die Gedanken gebracht, dass es wohl möglich seyn müsste, auch diese Blinden zu nützlichen Geschäften anzuweisen. Der erste Schüler, mit dem er den Versuch machte, war ein Mensch von 18 Jahren, Namens *François le Sueur*, welcher als ein Kind von sechs Wochen blind geworden war. Da diese Probe gut ausfiel; ward durch eine sogenannte philanthropische Gesellschaft eine Erziehungsanstalt für Blinde errichtet. Auf ihre Kosten wurden zwölf aufgenommen, deren Jeglicher monatlich 12 Livres bekam: und da auch hier der gute Erfolg dem Publicum Zutrauen machte; so fand die Anstalt bald so viel Unterstützung, dass dazu ein eigenes Gebäude mit der Inschrift: *Der leidenden Menschheit zum Besten*, errichtet werden konnte. Im J. 1787 waren schon 140 Blinde im Unterrichte dieser Anstalt. Bey Beschreibung der Lehrart beziehi sich der Vf. auf ein Buch: *Essai sur l'Education des Aveugles*, imprimé par les Enfans aveugles etc. à Paris, 1784. Diese Nachrichten vom Unterrichte der Blinden sind bey weitem interessanter, als jener Haupttheil des Buchs.

STUTTGARD, b. Erhard und Löfflund: *Ueber die Lectüre*. Ein Geschenk für Jünglinge und Mädchen, von *C. S. v. Z.* Verfasser des Buchs über die Liebe. 1793. 136. S. 8. (9 gr.)

In der Ueberzeugung, dass die Lectüre entweder zur Verfeinerung und Bildung des Herzens und zur Aufklärung des Verstandes oder zum Gegentheil sehr viel beytrage, schrieb der Vf. sowohl seine eigenen Gedanken als das, was verschiedene verdienstvolle Männer hierüber gesagt haben, nieder; und hält sich wie sehr viele seines gleichen, für reichlich belohnt, wenn auch nur wenige von seinen jungen Lesern und Leserinnen aus dieser kleinen Schrift einigen Nutzen schöpfen. Sie hat fünf Abschnitte, welche also überschrieben sind: 1) Absicht und Zweck, den man bey der Lectüre haben muss, wenn man mit Nutzen lesen will. 2) Absicht und Gebrauch entscheidet von dem (über den) Nutzen und Schaden der Lectüre. 3) Was sollen wir lesen? 4) Wie sollen wir lesen, dass wir weiser und besser werden? 5) Etwas über die Schauspiele. Ordnung im Denken und Präcision der Begriffe sowohl als der Ausdrücke darf man hier eben nicht suchen; dagegen findet man viel Sentenzen, die meist in Exclamation gekleidet, oft weder halb noch ganz wahr sind, aber doch wohl in den Ohren des Hn. *v. Z.* schön klingen mögen. Im ersten Abschnitte wird der Satz: dass Rechtschaffenheit und Tugend die Hauptabsicht alles Lesens seyn soll, bis zum Ueberdruss zerknetet: die erste Hälfte des zweyten Abschnitts ist eine Lobrede auf die Wissenschaften, welche, wie unser Vf. meynt, hauptsächlich durch Lesen cultivirt werden: und die zweyte Hälfte eine Jeremiade über die Lesesucht, wozu eine klägliche Stelle aus Campens Schriften den Ton angiebt. Im dritten Abschnitte sagt er das, was in den Vierten gehörte und im Vierten wiederhohlt er, was er im Dritten schon gesagt hatte. Bey Beantwortung der Frage: Was sollen wir lesen? nimmt dieser Schriftsteller die Ritterromane in Schutz und meynt, dass das Lesen derselben minder schädlich sey als das Lesen der neuern Romane, weil dabey der Verstand Gelegenheit bekomme, über eine *alte* Sitte oder sonst Etwas *ungewöhnliches* nachzudenken. Auf diese Art werde die Empfindsamkeit des Herzens gezwungen den Nachforschungen des Verstandes nachzugeben. Aber ach! wenn unsere Romanenleser Kraft und Lust hatten nachzudenken; so würden sie — nicht Romane lesen; würden wenigstens mit eben dem Vortheile über eine *neue* Sitte oder Etwas *gewöhnliches* nachdenken können: und, wenn sie die Gelegenheit und den Stoff dazu aus einem Romane neuerer Zeit nähmen; so wäre es ja eben so gut. Als einen für die Sitten ganz unschädlichen Lesestoff empfiehlt Hr. *v. Z.* die Schriften *Gellerts* und *Millers*, ingleichen der Herren *Garve*, *Schroeckh*, *Wieland*, *Weise*, *Less*, *Spalding*; vor allen andern *Campe* und die *Bibel*. Wie leicht unserem Vf. die Antitheſen und andere Figuren verunglücken, mögen einige Beyspiele zeigen. S. 34 sagt er; „Es ist „wahr, kein Jahrhundert ist verfeinerter und glänzender, als das unsrige und vorhergehende. Die Unwissenheit ist so ziemlich verbannt; (hilf Himmel!) aber „auch das Laster? Wir haben die Aufklärungen und „Annehmlichkeiten von Athen und Rom: haben wir „auch die Tugenden von Lacedämon? Unser Jahrhundert kann nicht aufgeklärter und nicht verdorbener „seyn!“ — Wenn's aufgeklärter wäre; würde es weniger verdorben seyn! — S. 50, da er die Moral empfiehlt, heisst es: „Wir laufen nach Ruhm; sie (die Moral)

Moral) „zeiget uns den wahren Weg dazu an.“ Welcher Freund der Sitten hat jemals die Moral so herabgewürdiget? Einige Zeilen weiter: „Ohne Wissen„schaft, ohne Beredsamkeit kann ich meiner Familie, „meinen Freunden, der Gesellschaft nützlich seyn; „aber, kann ich es ohne Tugend?“ — „Die Vergleichung zwischen der Moral und der Literatur führt „ganz natürlich auf die Vergleichung zwischen Athen „und Lacedämon. Athen lernte reden! Lacedämon „gut leben. Bestünden die beiden Staaten noch; in „welchen (m) von beiden würde ein Mensch, der denkt, „lieber wohnen wollen?“ (In Lacedämon doch gewiss nicht!) Endlich S. 117. „Der Staat schützt Leben und „Eigenthum, warum nicht auch Grundsätze und — „Sitten seiner Bürger?“ — Dem Himmel sey Dank, dass weder die Einen noch die Andern dieses Schutzes bedürfen! — Einen grossen und zwar den bessern Theil des Buchs machen die aus andern Schriften angeführten Stellen aus, deren Verfasser bisweilen genannt, oft aber auch nur durch ein: „sagt ein vortreff„licher Schriftsteller irgendwo“ dem Leser zu rathen aufgegeben werden.

Auf Kosten des Verfassers: *Vorübungen.* Erstes Bändchen. 1793. 120 S. kl. 8. (8 gr.)

Eine Sammlung psychologischer und moralischer Gemeinplätze, welche nur dadurch zusammenhängen, dass sie auf Einem und demselben Bogen stehen. Der Vf. derselben hatte wohl nicht die Absicht, die Begriffe von den Gegenständen zu erschöpfen oder sie vollständig zu geben; sondern, er wollte sie (die Gegenstände) den jungen Menschen von gewissen Seiten zeigen, die nicht so gleich in die Augen fallen und daher oft übersehen werden. Darum wird auch mancher Gegenstand mehr als Einmal berührt, um ihn von mehr als Einer interessanten Seite darzustellen. z. B. Tugend, S. 1, 12, 18, 30, 35, 41. u. s. w. Weisheit, S. 9, 15, 24, 34 u. s. w. Dass es bey dieser apophthegmatischen und rhapsodistischen Methode an Paradoxen, Wiederhohlungen und Unbestimmtheiten nicht fehlen kann, versteht sich. Paradox muss es wohl manchem philosophischen Ohre klingen, wenn der Vf. S. 55 sagt: „Betrachte dich immer als Mittel zu höhern Endzwecken;“ od. S. 71. „Gut ist, was ein Mittel zum An„genehmen ist, und böse, was Ursache der Unannehm„lichkeit ist.“ — Und, was kann man mit so unbestimmten Maximen anfangen, wie S. 21. „Es gilt „nicht um Erlangung der Güter: — diese mögen im„merhin unerreicht bleiben; sondern um die Gelegen„heit zur Ausbildung unserer Fähigkeiten und Tugend, „die wir dabey erhalten.“ — Sind denn diese Ausbildung und die Gelegenheit dazu, die wir erhalten, keine Güter? S. 31. „Trachte nicht nach diesem und „jenem: habe nur immer deine moralische Ausbildung „vor Augen.“ Auch Widersprüche und ganz unverständliche Sätze kommen vor. Wie soll man es z. B. vereinigen, wenn der Vf. auf Einer und derselben Seite (39) sagt: „Nur der Eitele, der sich Anmassungen erlaubt, auf die er kein Recht hat, ist um Ehre „ängstlich besorgt. Wer weiss, was er werth ist, be„kümmert sich nicht um Anderer Urtheil;“ und einige Zeilen weiter: „Ueber anderer Leute Urtheil gleich„gültig seyn, ihre Achtung gering achten, heisst den „Spiegel zerschlagen, der uns unsern Werth vor Au„gen stellt.“ — S. 51. heisst es; „Gott, als das aller„vollkommenste Wesen, muss bey unsern Unvollkom„menheiten nothwendig leiden;“ und S. 57. „Alle „Leiden sind Folgen innerer Unvollkommenheit.“ Eins von beiden muss also falsch seyn: entweder, dass Gott das allervollkommenste Wesen ist, oder, dass er leidet. S. 37 hat sich der Vf. wohl selbst nicht verstanden, da er schrieb: „Ohne Tugend ist keine Freyheit: „denn Freyheit besteht nicht darinn, stets alles zu „thun, was uns reizt, sondern in der Gewalt über „uns selbst, nie nichts zu thun, als, was uns wahr„haft und dauerhaft glücklich zu machen im Stande „ist.“ Mit der Beschreibung der Weisheit, S. 24 möchte ein grosser Theil unserer Weisen wohl nicht zufrieden seyn; aber für den Spruch S. 116, so schlecht er auch abgefasst ist, verdient der Vf. ein Compliment, wo nicht von den Weisen dieser Welt, doch von den Gläubigen und Frommen: „Wer Lust zu arbeiten hat „und das Seinige gelernt hat, glaubt, was sein Nach„bar auch glaubt, nährt sich redlich und hängt keinen „neuen Lehren nach; sein Ruhm lebt im Zeugniss „seines Gewissens und nicht in der Leute Mäuler (n). „Ihm genügt es daran, sich guter Absichten bewusst „zu seyn: er wird weder ein Freymaurer werden „noch ein Illuminat, weder ein Geisterseher noch „Goldmacher.“ — Vorübungen des Denkvermögens könnten diese Sprüchlein wol seyn: denn auch an unrichtigen und unbestimmten Sätzen kann sich der Verstand üben nur ist zu besorgen, dass die Aufmerksamkeit weniger Jünglinge dabey verweilen wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Sammlung auserlesener Bußtagspredigten.* 1795. 271 S. gr. 8. (16 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Predigten und Reden bey öffentlichen und privat Confirmationen*, von verschiednen Verfassern aus ihren theils schon gedruckten, theils noch ungedruckten Arbeiten gesammelt von *Georg Friedrich Götz*, Prediger an der evangelischlutherischen Gemeine in Cassel. 1795. 390 S. 8. (16 gr.)

No. 1. ist eine Sammlung von Predigten, welche wohl an Bußtagen gehalten worden sind; aber keine Sammlung von eigentlichen Bußtagspredigten. Bey den letztern sollte vornehmlich die Aufmerksamkeit auf die unter *einem ganzen Volke*, in einer ganzen Gemeinde herrschenden Thorheiten und Laster gelenkt, und gezeigt werden, wie diese Ursachen der *allgemeinen* Noth, der sinkenden Wohlfahrt seyen; u. s. w. Der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung würde unstreitig etwas Nützlicheres gethan haben, wenn er seine Amtsbrüder mit einem Bande solcher auserlesenen Predigten beschenkt hätte, die nach den Hauptzwecke der Bußtage gearbeitet wären, sie sind bey weitem sel-

ner als die gewöhnlichen Bufspredigten. Aber sie müfsten alsdann im eigentlichen Verstande *auserlesen*, nicht blos aus mehrern Sammlungen zusammen *gelesen* seyn; wie wir denn von mehrern hier wieder abgedruckten Predigten mit Recht behaupten können, dafs sie des wiederholten Abdrucks nicht würdig waren. Wir hatten mehrere gewünscht, wie die erste von Spalding ist, und haben unter andern die beiden vortrefflichen Predigten von Zollikofer vermifst: *Das Gemeinschaftliche der Feyer eines Bufstages;* und: *Von Nationalfehlern.* Freylich würde die letztere nicht von den Schullehrern, denen der Herausgeber auch nützlich seyn will, auf dem Lande haben können vorgelesen werden, aber dieser Bestimmung seiner Sammlung ist er selbst bey mehrern untreu geworden. Die Beurtheilung der einzelnen Predigten gehört nicht hierher; wir nennen nur ihre verschiedenen Vff. von denen man schon weifs, wie verschieden ihre Arbeit — und auch ihr System ist: *Bauer, Beyer, Doderlein, Froriep, Lefs, Pfranger, Rosenmüller, Sack, Schinmeyer, Seiler, Spalding, Sturm, Tiede, Zerrenner.*

No. 2. Diese Sammlung ist mit gröfserer Sorgfalt veranstaltet. Sie enthält 1) sieben Predigten, die bey Gelegenheit der ersten Abendmahlsfeyer einer Anzahl junger Christen gehalten sind. Fünfe davon sind von Teller aus seiner 1787 herausgegebenen Sammlung, eine von dem Herausgeber, und eine von einem Ungenannten. 2) Acht Reden bey öffentlichen Confirmationen, wovon viere von Bartels (alle vorher einzeln gedruckt) die übrigen von Dinglinger, Löffler, Ribbeck, und einem Ungenannten, von denen die von L. und dem Ung. vorher nicht gedruckt waren. 3) Sieben Reden bey Privatconfirmationen, von welchen aus einem Versehn in der Druckerey die vier letzten in der ganzen Sammlung die ersten ausmachen. Sie sind sämmtlich, die letzte ausgenommen, bey der Confirmation von Prinzen und Prinzessinnen gehalten. Nur eine einzige von Zollikofer war zuvor noch nicht in Druck erschienen. Von diesen letztern Reden hätte füglich die gröfsere Hälfte konnen weggelassen werden. Denn wer in den seltnen Fall kömmt, bey der Confirmation von Prinzen zu reden, wird hoffentlich nicht vieler Muster bedurftig seyn, und hat gewifs Zeit genug sich vorzubereiten. Aufserdem sind diese Reden einander zu ähnlich. So ist z. B. die 2te von dem Herausgeber und die 4te von Stockhausen von ganz gleichem Inhalte. In derselben Rede ist auch die Anwendung der Stelle 1 Tim. 6. 11. 14 welche fast den meisten Eindruck macht, wörtlich aus der 3ten Rede von Federsen entlehnt. Ueberhaupt sind wir mit den eignen Arbeiten des Herausg. nicht ganz zufrieden. Er ist zu wortreich und der Ausdruck nicht immer bestimmt genug. Man sehe z. B. die Predigt No. 6. von den Vortheilen der frühen Gottesfurcht, über Pred. 12, 1. „Unter Gottesfurcht," sagt der Vf., „mufs alles verstanden werden, was Salomo: an Gott gedenken nennt (?) und diese Gottesfurcht besteht für die Jugend darinn, dafs sie die Pflichten, welche ihr gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere besonders obliegen, sorgfaltig und willig ausübt. An Gott gedenken, und seine gesammten Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere sorgfaltig ausüben, ist doch schwerlich einerley. In derselben Predigt heifst es ferner S. 164. „Durch frühe Gottesfurcht, (also durch Erfullung aller seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere) erleichtert man sich das Christenthum." Ist das nicht ein ganz identischer Satz? — Uebrigens findet man in seinen Vorträgen überall richtige Vorstellungen von den Lehren des Christenthums und einen warmen Eifer für Rechtschaffenheit, und sie werden, zumal wenn sie der Vf. durch äufsern Anstand und körperliche Beredsamkeit unterstützen konnte, nicht ohne Wirkung geblieben seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Freyberg* u. *Annoberg*, in der Crazischen Buchh.; *Landwirthschaftliche Rechenschaft von meinen sechs letzten Wirthschaftsjahren. Von Lüder Herman Haus von Engel*, Churfl. Sächsischen Rittmeister. 1794. 84 S. gr 8. (5 gr.) Ein sehr lobenswerthes Unternehmen, wovon wir mit dem Vf. wünschen, dafs es recht viele Nachfolger finden möge. Wir empfehlen diese genaue und lehrreiche Rechenschaft der aufmerksamen Prüfung jedes theoretischen und praktischen Oekonomen.

Physik *Nürnberg*. b. Monath u. Kufsler: *Elektrische Zauber-Versuche*, den Freunden der Elektricität; von *G. H. Seiferheld*, hochf. Hessen-Darmstädtischen Hofrath u. Senator der kais. fr. Reichsst. Halle in Schwaben. Mit XI Kupfert. 1793. 78 S. in 8. I) Die elektrische Uhr; II) die Farben-Röhren; III) die Metallkästchen; IV) die Feder-Spuhlen; V) die räthselhafte Flasche; VI) das elektrische Orakel. — Das I. und VIte Stück, welche von Hn. S. *ungemein empfohlen* werden, und nach seiner Versicherung zu den *auffallendsten Versuchen neuen Stoff* geben, sind ihm von Hn. Bohnenberger mit. eineln. Beide erfodern eine äufserst mühsame Zurichtung, so dafs wohl jeder Liebhaber, ehe er sich selbst an ihre Verfertigung wagt, die Frage aufwerfen möchte, *ob sie etwa irgendwo käuflich zu haben sind?* Die übrigen Stücke sind weit einfacher und doch ebenfalls ganz unterhaltend. In beider Hinsicht haben III u. V, dem Rec. viel Vergnügen gewährt. Er glaubt, dafs vorzüglich diese beiden, ihre Stelle auch in solchen Apparaten verdienen, deren Besitzer die Zauberey nur als Nebenwerk treiben, und bey manchen Erfindungen dieser Art, wie über jedes allzu mühsame Spiel, urtheilen möchten: für Spafs zu viel, für Ernst zu wenig! Indessen verdient jede Bemühung ihren Dank, welche die Zahl der Arbeiter in einer so wichtigen Sache, als es die Elektricität ist, vermehren kann.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. August 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze des gemeinen deutschen und preussischen peinlichen Rechts*, von D. *Ernst Ferdinand Klein*. 1796. 432 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit dem lebhaftesten Vergnügen zeigt Rec. ein Werk an, das durch den neuen Plan, durch viele neue und scharfsinnige Ideen, durch die reine und gewählte Sprache und die stete Rückficht auf das merkwürdigste Gesetzbuch der neuern Zeit die volle Aufmerksamkeit jedes Criminalisten verdient. Der positive Theil enthalt neben den Bestimmungen des gemeinen deutschen Rechts, welches dem Rec. jedoch durchgangig zu kurz behandelt zu seyn scheint, ganz vorzüglich und sehr ausführlich die Verfügungen des neuen preussischen Gesetzbuchs, und für den, der dieses Gesetzbuch zu schätzen weiss, ist gewiss schon diese vollständige und deutliche Darstellung des criminalistischen Theils desselben von vielem Werth. Durch diese stete Beziehung des Vfs. auf das preussische Gesetzbuch sind denn auch die Hauptvorzüge desselben von selbst in das System des Vfs. übergegangen, worunter Rec. besonders die zwey Punkte rechnet, dass darinn manche strafbare Handlungen, die man bisher gar nicht als Verbrechen ansah, zuerst als Verbrechen aufgeführt worden sind, und sodann, dass es den Grund der Strafbarkeit der Verbrechen überhaupt richtiger angegeben, und daher ein richtigeres und philosophischeres Verhältniss unter den verschiednen Verbrechen und Strafen festgesetzt hat, als bisher Statt zu finden pflegte. Von der andern Seite hat aber auch dieses Vorbild den Vf. manches auf eine Weise zu bestimmen und anzuordnen bewogen, die wohl zu gegründeten Erinnerungen Stoff geben dürfte, und Rec. theilt hier bescheiden seine Zweifel gegen einige Grundsätze des Vf. mit, die, wenn sie auch zum Theil auf das preussische Gesetzbuch zurückfallen, den Vf. doch in so fern treffen, als aus allem erhellt, dass er sie als die richtigsten und als seine eignen angenommen hat. Der erste betrifft die Gültigkeit des natürlichen Strafrechts, welche der Vf. annimmt und aus dem Grunde herleitet, weil dem Beleidigten erlaubt seyn müsse, den Reiz, der durch das Verbrechen zu ähnlichen Handlungen hervorgebracht werde, durch eine besondre Züchtigung zu heben, die der Beleidiger auch nicht widerrechtlich finden könne, da er für allen durch seine Handlung verursachten Schaden, worunter denn auch dieser Reiz gehöre, verantwortlich sey. Aber immer bleibt es ungewiss, ob der Verbrecher oder Andre solche Handlungen wirklich wieder begehen werden, oder ob sie nicht schon durch den Gedanken der Vertheidigung, die der andre entgegenzusetzen berechtigt ist, durch den des zu leistenden Ersatzes oder durch die Stimme der Moralität sich davon werden abhalten lassen, und bey dieser ermangelnden Gewissheit der Wiederholung des Verbrechens, die allein eine solche Läsion rechtfertigen könnte, darf der Beleidigte sie dem Beleidiger auch nicht zufügen. Er darf dieses selbst dann nicht, wenn die Androhung der Strafe vorausgegangen wäre, da die vorausgeschickte Drohung eine Sache, die an sich unrechtmässig ist, nicht rechtmässig machen kann. Hierdurch wird aber immer nichts gegen die Gerechtigkeit der Strafe im Staate erwiesen; denn hier konnten und mussten die Bürger als ein augenscheinliches Mittel grösserer Sicherheit dem Regenten das Recht dazu im Vertrage übergeben. Die zweyte Erinnerung betrifft die von dem Vf. beliebte Eintheilung der Verbrechen. Er theilt nämlich sämmtliche Verbrechen in formelle und materielle, indem er unter jenen alle diejenigen Handlungen versteht, die schon durch ihre Form, wenn auch der Zweck unschädlich seyn sollte, strafbar werden, unter den materiellen aber die, deren Zweck auf eine Läsion des andern geht. Unter jenen trägt er die Verbrechen der Gewaltthätigkeit vor, die materiellen theilt er sodann weiter in eigentliche Staatsverbrechen, in Verbrechen mit gemeiner Gefahr, und in Verbrechen gegen Einzelne, die Verbrechen gegen Einzelne aber wieder in Verletzungen der Ehre, des Leibes (Verwundung und Tödtung) des Eigenthums (entweder durch eigentliche Entwendung oder ohne Entwendung durch strafbaren Eigennutz und Betrug) und in fleischliche Verbrechen, aus denen er eine eigne Klasse macht, weil sie unter mehr als Eine von den eben erwähnten gehören. Was zuerst die Eintheilung in materielle und formelle Verbrechen betrifft, so scheint diese Eintheilung der Verbrechen nach Form und Zweck dem Rec. nicht nur dunkel, sondern auch unzweckmässig, da die sogenannten formellen Verbrechen eben so gut unter die materiellen gerechnet werden können, indem man ihre Schädlichkeit eben so gut unter einen bestimmten Zweck, nämlich unter die Verletzung der Sicherheit und Ruhe des Staats durch Ausübung von Eigenmacht bringen kann. Die Verbrechen müssen wohl vielmehr objectivisch nach den verschiednen Arten der Läsionen, die dadurch verursacht werden, abgetheilt werden, und da kann man die sogenannten formellen Verbrechen sehr füglich, und mit mehrerer Deutlichkeit, unter die Verbrechen mit gemeiner Gefahr, mittelbare Staatsverbrechen, bringen. Sodann würde die richtige Beurtheilung der

Digitized by Google

Verbrechen und die Ueberſicht des Ganzen gewonnen haben, wenn der Vf. eine eigne Klaſſe von Polizeyvergehungen gemacht, und darunter vieles von dem, was er hier unter den wirklichen Verbrechen vorträgt, Beleidigungen der Religion, den gröſseren Theil der fleiſchlichen Verbrechen, den ſtrafbaren Eigennutz, kurz alle diejenigen Vergehungen gebracht hätte, die keine ſchon natürlichen Verletzungen andrer ſind, ſondern erſt durch ein Staatsgeſetz verboten werden. Die Verbrechen gegen die Freyheit andrer fehlen ganz, weil der Vf. ſie unter den Gewaltthätigkeiten vorträgt; aber man ſollte die wichtigeren derſelben, wo der Schaden der Einzelnen von gröſserer Bedeutung iſt, und mehr in Anſchlag kommt, als der Schaden des Staats durch die Gewalt, lieber als Läſionen der Freyheit unter den Privatverbrechen vortragen. Endlich würde Rec. auch die Verbrechen der Diener des Staats lieber unter den mittelbaren Staatsverbrechen, den Verbrechen mit gemeiner Gefahr, als unter den unmittelbaren Staatsverbrechen vorgetragen haben, und die unmittelbaren Staatsverbrechen bloſs auf die Eingriffe in die Staatsverfaſſung und die damit verknüpften Rechte des Regenten einſchränken. Sonſt ſind die allgemeinen Grundſätze, beſonders die Lehre von der Imputation und von den Milderungs- und Verſchärfungsgründen mit treffendem unverkennbaren Scharfſinn ausgeführt; nur kann Rec. dem Unterſchied nicht beyſtimmen, den der Vf. in Anſehung mancher Milderungs- und Verſchärfungsgründe zwiſchen beſtimmten und willkührlichen Strafen macht, ſo daſs darauf nur in dem letzteren Falle, aber nicht in dem erſteren, Rückſicht genommen werden ſolle. Nach Rec. Urtheil ſind alle die Gründe, die bey willkührlichen Strafen dem Richter die Strafbarkeit zu vermehren oder zu vermindern ſcheinen, auch bey feſtgeſetzten Strafen vorhanden, und entweder muſs er in keinem Falle Rückſicht darauf nehmen, oder er muſs es in beiden thun. Die Einwendung, daſs, wenn man bey feſtgeſetzten Strafen darauf Rückſicht nehmen wollte, man die Willkühr des Richters zu ſehr erweitern würde, kann gegen das ſtärkere Gebot der Gerechtigkeit nicht in Anſchlag kommen, da, wo wirklich Urſachen dazu vorhanden ſind, die Imputation zu vermindern oder zu erhöhen, und ohnehin iſt Rec. innigſt davon überzeugt, daſs der Richter in der Criminaljuſtiz ſehr viel Willkühr behalten *muſs*. Hiernächſt kann Rec. die Idee des Vfs. nicht zu der ſeinigen machen, als ob das *ſogenannte Nothrecht*, d. h. die Verletzung eines Unſchuldigen aus Noth, um ſich aus einer dringenden Leibes oder Lebensgefahr zu retten, ſtraflos bleiben dürfe. Freylich wird man einwenden, daſs in ſolch einem Falle die Strafe doch nichts helfen, und die Furcht vor dem gegenwärtigen Uebel, dem man durch das Verbrechen zu entgehen ſtrebt, die Furcht vor der künftigen Strafe immer überwiegen werde; aber man macht doch durch die Feſtſetzung einer Strafe auf die Unrechtmäſsigkeit der Handlung aufmerkſam, und ſo vollendet vielleicht die Idee der Unrechtmäſsigkeit die Abſchreckung, welche Furcht vor der Strafe allein nicht bewirken würde. Der ſpecielle Theil, der von den einzelnen Verbrechen handelt, iſt über allen Beweiſen des Selbſtdenkens nicht weniger reich, als der allgemeine. So iſt z. B. unter den körperlichen Verletzungen vorſetzlich verurſachter Verluſt des Vernunftgebrauchs als ein Verbrechen erwähnt, welches bisher immer nicht berührt zu werden pflegte; ſo iſt der Selbſtmord ohne Strafe gelaſſen; ſo iſt zwiſchen Todtſchlag und Mord ein ſcharfgezeichneter Unterſchied angenommen. Bey den fleiſchlichen Verbrechen iſt der Vf. ſehr tolerant, indem er auſsereheliches Beyſchlaf und Concubinat, auſer dem Falle der Verführung, nicht beſtraft wiſſen will, wobey ihn freylich die im preuſsiſchen Geſetzbuch privilegirten Hurenhäuſer beſtimmen muſsten, mit denen ſich aber Rec. nicht ausſöhnen kann. Der Staat kann keine Wohnungen privilegiren, die eine Leidenſchaft begünſtigen, die er verwerfen muſs, und eine Polizeyſtrafe auf den unehelichen Beyſchlaf ſcheint doch zur Beförderung der öffentlichen Ehrbarkeit nothwendig zu bleiben. Daſs die Blutſchande bey dem Vf. nach Anleitung des Geſetzbuchs auf wenigere Fälle als gewöhnlich eingeſchränkt worden iſt, verdient gewiſs Beyfall. Vorzüglich gut iſt der Theil von den Beeinträchtigungen des Eigenthums behandelt. Der Vf. hat hierunter auch die Betrügereyen mit vorgetragen, und ein eignes Kapitel den Beſchädigungen des Eigenthums aus Muthwillen und Rache gewidmet. Unter den Verbrechen des ſtrafbaren Eigennutzes, die gleichfalls hier ſtehen, aber, wie ſchon geſagt, gröſstentheils beſſer unter Polizeyvergehungen ſtehen würden, finden wir Betteley, Ueberſchreitungen der Taxe, Büchernachdruck, Stiftung von Uneinigkeit in Familien, Erbſchleichung und unerlaubte Contracte, d. h. ſolche, die zwar mit Einwilligung, aber zum groſsen Nachtheil des andern geſchloſſen werden, lauter Gegenſtände, die von den Geſetzgebern gewöhnlich unberührt blieben. Unter den Verbrechen der Diener des Staats finden wir eigenmächtige Verlaſſung des Amts und liederliche herabwürdigende Aufführung der Beamten als eigne Vergehungen aufgeführt. Auch der peinliche Proceſs iſt gut gearbeitet; nur gefällt es Rec. nicht, daſs die Lehre vom Beweis und Anzeigen vorne im allgemeinen Theil, und nicht im Proceſs, vorgetragen worden iſt. Freylich braucht man zum Verſtändniſs mancher Sätze in den einzelnen Verbrechen einige allgemeine Begriffe von Anzeigen; dieſe laſſen ſich aber mit wenigen Worten geben, ohne deshalb die ganze Lehre vom Beweis im voraus vorzutragen, die zum vollſtändigen Zuſammenhang des Proceſſes offenbar erſt unter dieſen gehört. Was übrigens den Gebrauch dieſes Werks als Lehrbuch betrifft, ſo wird es nur auf preuſsiſchen Akademieen zu dieſem Behuf angewendet werden können, da, wie ſchon bemerkt worden, das allgemeine deutſche Criminalrecht ſich unter dem preuſsiſchen zu ſehr verliert.

Lund, gedr. b. Lundblad: *Triſtemåls Lagfarenheten utur Sveriges Lag och Stadgar utdragen och forfattat* (*Lehrbuch der bürgerlichen Rechtsgelehrſamkeit, aus dem ſchwediſchen Geſetzbuch und geſetzlichen Verordnungen* ausgezogen und verfaſst) *af*

Lang

Digitized by Google

Lars Tengwall, Juris Profeſſor vid. Kongl. Caroliniſka Academien. 1794. 1 Alph. 3 Bog.

Ebendaſ.: *Anmarkningar til Giftermåls Balken (Anmerkungen zu dem Kapitel des ſchwed. Geſetzbuches von der Ehe,* von *L. Tengmalm*, Prof. der Rechte zu Lund. 1794. 9 Bog. 4.

Das erſte Werk enthält die Elemente der ſchwediſchen *Jurisprudentia civilis.* Freylich keine philoſophiſche Darſtellung des Geiſtes der ſchwediſchen Geſetzgebung, auch keine eigentlich gelehrte oder elegante Jurisprudenz. Aber doch immer brauchbar ſowohl in Schweden, im bürgerlichen Leben und bey Proceſſen, als auch für Ausländer, um daraus wenigſtens die Abweichungen des ſchwed. Geſetzes von den in andern Ländern üblichen kennen zu lernen. Es herrſcht in dem, was da iſt, eine gewiſſe Präciſion der Ideen und des Ausdrucks, und das Ganze iſt allerdings zum praktiſchen Gebrauch zweckmäſsiger, als die altern viel ſchulgelehrtern Lehrbücher eines *Nehrmans*, der hernach unter dem Namen *Ehrenſtråle* geadelt ward, oder *Franks*. Nach einer Einleitung von den natürlichen Rechten des Menſchen und dem Endzweck der Geſetze überhaupt, ſind die übrigen Materien in drey Abtheilungen geordnet und vorgetragen. S. 324. findet man, als Beylage, ein meiſterhaftes Bedenken des ehemaligen ſchwed. groſsen Dichters *Stiernhielm*, welcher auch einige Zeit Hofgerichtspräſident in Dorpat war.

Die Anmerkungen zu dem erſten Buch des ſchwed. Geſetzes von der Ehe, ſind auf eben die Art, wie das Lehrbuch ſelbſt ausgearbeitet, nämlich bloſs elementariſch. Es wird darin in 6 Kapiteln von der Ehe überhaupt, dem Verlöbniſs und der Aufhebung deſſelben, dem Aufgebot, der Trauung und der Eheſcheidung gehandelt. Alles iſt ſehr deutlich vorgetragen, und dabey auf das, wobey man in dieſer Materie ſich ſo oft auf die Bibel beruft, Rückſicht genommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Ulrich der Beichlinger.* Ein kleiner Roman aus der Vorzeit, von *Müller.* 1795. 93 S. 8.

Ebendaſ.: *Jobs von Luthersborn, oder Verbrechen aus Habſucht.* Eine Kunde der Vorzeit. Von *Müller.* 74 S.

Beide ſind allein und auch zuſammen unter dem Titel zu haben:

Kunden der Vorzeit. Erſtes Bändchen. (10 gr.)

Weder die Erfindung noch die Ausführung dieſer Erzählungen verdienen Beyfall, am allerwenigſten die Art, wie Hr. M. die Leidenſchaften behandelt. Sie äuſsern ſich bey ihm meiſtens durch leere Worte und durch Gemeinplätze. Wir ſetzen zum Beweiſe Juttens Lied her. S. 14. im *Jobs von Luthersborn:*

Ach Ludwig ach! in dieſem Ulmenhaine
Saſs ich und du voll Luſt!
Sieh, wie ich jetzt um dich mit Schmerzen weine
Und mit beklemmter Bruſt!

Wo ſind ſie nun der Jugend goldne Tage?
Wo jene frohe Zeit?
Den Freuden gram, lieb' ich nur bange Klage!
Hätt ich mich nie gefreut.

Wo ſind ſie hin, die hohen *Seligkeiten!*
Wo jene Wonne hin?
Einſt war ich froh mit dir bis zum *Beneiden*
Jetzt trauert Herz und Sinn!

Ach! käme bald des Lebens letzte Stunde,
Der letzte Augenblick!
Dann blutete nicht mehr die Sehnſuchtswunde:
Dann fühlt' ich neues Glück.

Was für eine dürftige Phantaſie! Der Vf. hat zuverläſſig nicht die geringſte Anlage zur Dichtkunſt.

Leipzig, b. Jacobäer: *Romeo und Julie,* ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Shakeſpeare frey fürs deutſche Theater bearbeitet. 1796. 134 S. 8.

Der Vf. bittet bey der Beurtheilung nicht zu vergeſſen, daſs ſeine Arbeit bloſs für die Bühne beſtimmt ſey. Allein wie müſste unſer theatraliſches Publicum beſchaffen ſeyn, wenn eins der ſchönſten Meiſterwerke des gröſsten dramatiſchen Genie's alter Zeiten und Völker erſt zum Matten, Alltäglichen, Froſtigen, und (wenn das Intereſſe hier nicht ſo feſt in die hiſtoriſchen Grundfäden der Handlung verwebt wäre, daſs eine noch ſo verfehlte Ausführung es nicht ganz zu Grunde richten kann,) zum völlig Gleichgültigen herabgeſetzt werden müſste, um auf unſre Bühne gebracht zu werden? Shakeſpeare arbeitete ſelbſt für Zuſchauer, nicht für Leſer, und *Romeo* iſt nach einem ſo regelmäſsigen Plane entworfen, daſs es noch weniger als ſeine meiſten übrigen Stücke einer vorſichtig ordnenden und ausbeſſernden Hand bedurfte. Die Frage, ob die Einmiſchung komiſcher Darſtellungen, wenn ſie, wie im Romeo, nicht in den ernſthaften Scenen vorkommen, ſondern mit ihnen abwechſeln, und ganz aufhören, wo die Handlung eine eigentliche tragiſche Wendung nimmt, den Eindruck ſchwächt; ob ſie nicht vielmehr in dieſer umfaſſenden dramatiſchen Form ganz an ihrer Stelle iſt, möchte nicht ſo entſchieden ſeyn, als der Vf. glaubt. Mercutio, dieſe herrliche Geburt genialiſcher Laune, iſt weggeblieben; an die Stelle der meiſterhaft gezeichneten Amme eine unbedeutende Kammerfrau geſetzt. Romeo's erſte Liebe, ſo zweckmäſsig ſie iſt, hat dieſem Bearbeiter auch Anſtoſs gegeben. Dagegen müſſen ſich die beiden Liebenden in der Kirche zuerſt geſehen haben, wodurch die Scene auf dem Balle allen Reiz verliert. Wie ſich der Chor- und Grabgeſang aus Gotters Oper hieher verirrt hat, iſt ſchwer zu ſagen. Statt des raſchen Wortwechſels und Gefechtes zwiſchen Paris und Romeo, iſt hier eine weitläuftige Scene, wo dieſer jenen auf eine abgeſchmackte Weiſe ejnladet, ihn umzubringen. Die nicht neue Idee, Julien erwachen zu laſſen, da Romeo ſchon das Gift ge-

nommen hat, aber noch lebt, ist hier angebracht, doch unglücklich benutzt. Die auf dem Titel angekündigte *Freyheit* erstreckt sich übrigens nicht blofs auf die Oekonomie des Stücks, sondern auch auf den Dialog, der überall durch Auslassungen und Zusätze geschwächt, verstümmelt und entstellt worden ist. Wenn der Mönch Romeo'n über die Verbannung tröstet:

I'll give thee armour, to keep off that word;
Adversity's sweet milk, philosophy,
To comfort thee, though thou art banished.

so heifst es hier: „Armer Sohn! du dauerst mich! „Aber ich will dir einen Trost geben, der dich gewifs „beruhigen wird: *Religion!* die wird dich aufrecht „erhalten." So sehr aber fast alle Spuren von Shakespeare's Geist ausgelöscht sind, so grofs bleibt immer noch das Misverhältnifs zwischen dem Entlehnten und des Bearbeiters eignen Erfindungen. Er lässt Julien die Rede des Mönchs, worinn er ihr den Schlaftrunk vorschlägt, einigemale unterbrechen. „Wie mein „Vater? wenn man mich aber" — Der Gedankenstrich lässt sich in diesem Zusammenhange nicht wohl anders ausfüllen, als: „wenn man mich aber vorher secirte?" Was der Vf. dem Original von Schönheiten des Stils geraubt, weifs er vielleicht selbst nur sehr unvollständig: er scheint es nur aus Uebersetzungen zu kennen. Wir verweisen ihn deswegen auf das 3te und 4te St. der *Horen* von diesem Jahre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Breslau*, b. Korn dem Aelt.: *Abhandlung über die Elasticität oder Spannkraft des Körpers*, von *Anton Bach*, Phil. Mag. und Med. Doct. 1794. 32 S. gr. 8. (2 gr.) Der Rec. dieser kleinen Schrift hat während des Lesens derselben mehr als Einmal auf das Titelblatt zurückblicken müssen, um sich zu überzeugen, dafs so etwas in unsern Tagen von einem Arzte könne geschrieben werden. Es ist zweifelhaft, ob der Vf. einer solchen Schrift, der von den Kräften, durch deren Wirkung die thierische Haushaltung besteht, durchaus keinen Begriff, und an deutlichen Begriffen überhaupt grofsen Mangel hat, oder das arme Publicum, dem man solche Aerzte und solche Schriften bietet, mehr zu bemitleiden ist.

Das dunkle Gefühl von der Unzulänglichkeit des alten Humoralsystems zur Erklärung des gesunden und des kranken Körperzustandes scheint den Vf. auf den Irrweg geleitet zu haben, auf welchem er in der vermehrten oder verminderten Elasticität des Körpers den zureichenden Grund der Gesundheit und Krankheit, und in der Wiederherstellung der verlornen Spannkraft das Heilmittel der meisten Krankheiten sucht. Dafs der Körper keine todte, sondern eine lebende Maschine sey, davon scheint er nie gehört zu haben. Wer glaubt," sagt er S. 7., dafs ich unter Temperamens eine gewisse bestimmte Spannung des Körpers verstünde, welche den Grund von verschiedenen Neigungen in der Seele und von Bewegungen in dem Körper in sich enthält, den kann ich im Ernste versichern, dafs er sich in seinem Glauben nicht geirrt habe. Daher ist die Elasticität des Körpers der wesentliche Grund der Kreisbewegung aller Säfte, und dasjenige Wesen, worüber die Natur unmittelbarer Weise zu gebieten hat, wodurch sich auch die meisten Geheimnisse und wunderbarsten Wirkungen bestimmen lassen." — „Daher pflege ich diejenige Beschaffenheit des Körpers, welche ihr Daseyn einer gehörigen Spannung schuldig ist, nach meinem Begriffe(?) die Gesundheit zu nennen. Hingegen diejenige Beschaffenheit des Körpers verdient nur die widernatürliche geheifsen zu werden, welche entweder von gar zu schlaff gewordenen, oder von allzusteifen und ausgetrockneten oder auch von krampfhaft zusammengezogenen festen Theilen ihren eigentlichen Ursprung zu nehmen gewohnt ist." — Nun noch ein kleines Pröbchen von der Art, wie der Vf. diese seine sogenannten Begriffe anwendet: „Wer sich," sagt er S. 13., „saurer und scharfer Speisen öfters bedienet, wird sich nichts gewissers, als eine merkliche Stärke des Körpers zuziehen, weil scharfe und saure Sachen die Vollblütigkeit vermindern, indem sie, vermöge ihrer Schärfe, die zur Auswerfung und Absonderung bestimmten Werkzeuge reizen, so, dafs die auszuwerfenden Feuchtigkeiten in grösserer Menge abgeführet werden. Da nun auf diese Art das Blut vermindert werden mufs, so kann man leicht einsehen, dafs der Körper so leicht in keine Schwäche verfallen könne." — Bedarf es mehr, um zu zeigen, wie düster es im Kopfe dieses Scribenten aussehen, und wie er so ganz und gar mit dem dermaligen Zustande der Wissenschaft unbekannt seyn mufs.

Geschichte. Ohne Druckort: *Kritische Geschichte des Exarchats und Herzogthums Rom.* 1792. 86 S. Es ist nicht sehr bescheiden, dafs der Vf. diese kleine Schrift als einen *wichtigen* Beytrag zur Beleuchtung der Kirchen- und Reichsgeschichte betrachtet wissen will; noch weniger, dafs er sie auf dem Titel eine *kritische* nennt. Man erhält, aufser einigen witzigen und bittern Stellen aus französischen Schriftstellern neuerer Zeiten, nur das bekannteste über diesen Gegenstand, aus Mosheim, Häberlin etc. Man kann diese Bogen zu den vielen unter Josephs II Regierung erschienenen freymüthigen östreichischen Flugschriften legen, und die ganze Sammlung derselben nun binden lassen, mit dem Rückentitel: *Ubi sunt gaudia?*

Philologie. *Weimar: C. A. Böttiger Prolusio altera: Quid sit, docere fabulam, e monumentis antiquis.* 1796. 15 S. 4. Aus den vielen alten Kunstwerken, welche das Theaterwesen der Alten angehen, hat der Vf. nur einige zur Erläuterung ausgewählt, welche zum Gegenstand die sogenannte Didaskalie oder den Unterricht haben, den der Schauspieldichter den Schauspielern ertheilt, und die Anordnung von allerley Dingen, die auf die Aufführung der Stücke Bezug haben. Beyläufig werden sehr belehrende Anmerkungen eingestreut über Theatermalerey und Theaterverzierung, über Veränderung der Scenen und Coulissen, über die Art, womit man den Tact zum Gesang des Chors angab, welches anfangs durch Holzschuhe, κρουπεζια, dann durch eiserne, bey den Römern durch das *Scamillum* oder *Scabillum* geschah. Auch die Anm. über die Beybehaltung der Masken und der Bekleidung, die für jedes Schauspiel bey der ersten Aufführung eingeführt waren, verdient nachgelesen zu werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Regensburg, b. Montag u. Weiſse: *Mitwirkung zur Reformation der Liturgie in der proteſtantiſchen Kirche*, von *Georg Heinrich Lang*. 1792. 432 S. 8.

Da der Titel nicht deutlich genug ſagt, was in dem Buche enthalten ſey, ſo hält Rec. ehe er auf Beurtheilung kömmt, ſich um ſo mehr verpflichtet, anzugeben, was er in demſelben fand. Und dies iſt folgendes: A. Statt Einleitung eine Predigt, welche am 3. p. Epiph. — nicht über das Evangelium, auch nicht über einen andern beſonders angeführten Text, ſondern über die als bekannt vorausgeſetzte Geſchichte der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gehalten worden. Sie handelt von der Verbeſſerung und Vervollkommung der Religion; wozu jeder Chriſt alles Mögliche eifrigſt beytragen ſollte. B. Beſchreibung der Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen zur Unterhaltung der Andacht Ihre Durchl. der Frau Erbprinzeſſin von Thurn und Taxis. Hier zuförderſt, auſser einigen Winken in Rückſicht auf die Hinderniſſe, welche liturgiſchen Verbeſſerungen entgegen ſtehen, eine von Rec. ſehr gefühlte Beſchreibung ſeiner (des Vf.) vormaliger Verlegenheit, als ihn noch liturgiſcher Zwang feſſelte. Dann die Beſchreibung ſelbſt, wovon dies das Weſentlichſte iſt. Der Vf. bemüht ſich, daſs Geſang, Predigt, Vorleſung, Gebet in genaueſter Verbindung ſtehn, und dieſe verſchiedenen Theile der Gottesverehrung ein harmoniſches Ganzes ausmachen. In dieſer Rückſicht werden ſelten ganze Lieder geſungen, ſondern meiſtens nur Strophen, welche auf dem Liederzettel bemerkt werden. Zuweilen erlaubt ſich der Vf. einige Veränderungen, dichtet auch zu Zeiten ſelbſt einige Strophen, oder entlehnt ſolche aus fremden Liederſammlungen; in welchen letztern Fällen die ganzen Strophen abgedruckt werden. Bisweilen läſst der Vf. blos das Chor ſingen, welches auf den gedruckten Zetteln ebenfalls leicht bemerkt werden kann. Bey den Predigten legt der Vf. nicht immer die hergebrachten Texte zum Grunde; aber er vernachläſsigt ſie auch nicht ſo, daſs er nicht oft Veranlaſſung zu ſeinen Vorträgen daraus hernähme. Er predigt bald über die gewöhnlichen Sonntagstexte, bald über andere Texte — nach innerlicher, oder äuſserlicher Stimmung. Bisweilen wird auch bloſs über eine bibliſche Wahrheit geredet; und bisweilen ein kernhafter Ausdruck aus einem Geſange zum Grunde gelegt. Gemeiniglich wird der Text, wenn er aus der Bibel hergenommen iſt, gleich Anfangs dem Vortrage eingewebt, ohne auf der Kanzel vorgeleſen zu werden. Beſteht derſelbe indeſſen aus mehrern Verſen, ſo pflegt der Vf. ihn am Altar vorzuleſen. Mit Geſang durchflochtene Predigten, nach Salzmanns Art, hat der Vf. etliche gehalten, und groſsen Eindruck davon verſpürt; aber eben darum will er auch haushälteriſcher damit umgehen, um auf jenen Eindruck zu rechter Zeit deſto ſicherer rechnen zu dürfen. Vor der Predigt, nach dem erſten Geſange, hört die Gemeinde abwechſelnd einen bibliſchen Zuruf, ein anpaſſendes Capitel oder Abſchnitt der h. S. vorleſen, oder auch eine kurze Anrede, wobey zu bemerken iſt, daſs bey vorzuleſenden Texten der Vf. ſich immer ſeiner eignen Ueberſetzungen bedient; es wäre denn, daſs in der lutheriſchen Ueberſetzung ſich etwas befände, was Miſsverſtand veranlaſſen könnte, welchen der Vf. in der Predigt zu heben gedenkt. Das Gebet, nämlich das ſogenannte allgemeine Kirchengebet, lieſt der Vf. nicht nach einem oder etlichen Formularen, die er ſelbſt entworfen hätte, oder aus Magazinen und ſonſt entlehnte, ſondern verfaſst es jedesmal, oder doch meiſtens ſelbſt — mit möglichſt genauer Anpaſſung auf die übrigen Theile des Gottesdienſtes — wo möglich, unter Benutzung ſolcher Stunden und Augenblicke, worinn das Gemüth der Empfindung, wodurch das Gebet belebt wird, fähiger iſt. Einem gewiſſen *Rythmus*, den der Vf. in den Gebeten zu beobachten ſich beynahe ſchon gewöhnt hat, ſchreibt ers zu, daſs das Publicum ſeinen liturgiſchen Gebeten eine beſondere Zufriedenheit ſchenkt. Gemeiniglich läſst ers auf die Predigt folgen; aber er ſchlieſst es auch nicht immer an dieſelbe an, ſondern läſst es bald, nach dem erſten Geſange, vor derſelben hergehen, bald, nach einem Zwiſchengeſange, darauf folgen; bald wird, vor der letzten Strophe, welche geſungen wird, der ganze Gottesdienſt damit beſchloſſen. Sowohl vor dem Altar, als auf der Kanzel wird es geſprochen. Das V. U. ſpricht der Vf. aus Gründen, die ein jeder leicht denken kann, ſelten. Beichte und Abſolution hat der Vf. nicht; auch keine ſonntägliche Vorleſung des Dekalogus. Statt der jüdiſch-prieſterlichen Seegensformel, in deren unveränderter Beybehaltung der Vf. eine mächtige Stütze des Aberglaubens erkennt, ſpricht der Vf. ſeine Seegenswünſche in verſtändlichern Ausdrücken. Die bisherigen Betſtunden beſtunden in aſcetiſchen Vorleſungen über Abſchnitte der Bibel, und waren übrigens von der Einrichtung des Sonntagsgottesdienſtes nicht verſchieden. Die Abendmalsfeyer iſt kein Anhängſel der Predigten, ſondern ein eigner Gottesdienſt. Durch eine mit Geſang abwechſelnde Vorleſung ſucht der Vf. die Gedanken, Empfindungen und Geſinnungen zu erwecken und zu erhalten, welche der Abſicht

Digitized by Google

des Inſtituts gemäſs ſind. Die Communicanten verſammeln ſich in die Sacriſtey, gehen in Proceſſion in den Chor hinaus, und formiren daſelbſt vor dem Altar einen halben Zirkel; die Frauensperſonen ſämmtlich ſitzen, die Mannsperſonen ſtehen. Unter der Austheilung der Symbole ſteht die ganze Verſammlung; der Prediger, unſer Vf., reicht Brod und Wein, im Kreiſe umher gehend, unter abwechſelnden kurzen Anreden, und zuletzt ſich ſelbſt. C. Predigten, an der Zahl acht. — D. Drey Umſchreibungen des V. U. andere Gebetsformeln, 34 an der Zahl; wozu noch etliche Herzenserhebungen, Anreden und Seegnungen beym Anfange und Schluſſe des Gottesdienſtes kommen. — E. Etliche Vorleſungen machen den Beſchluſs. Unſer Urtheil kann, was den, obgleich nicht gröſsesten, doch merkwürdigſten Theil des Werks — die Beſchreibung der vom Vf. eingerichteten Gottesverehrungen — betrifft, nicht anders, als ganz zu Gunſten deſſelben ausfallen. Darinn ſind die Leſer dieſes Aufſatzes gewiſs mit Rec. einverſtanden. Simplicität und Mannichfaltigkeit ſind darinn aufs weiſeſte verbunden. Denkt man ſich nun hinzu einen Mann, der alle Theile des Plans gehörig umfaſst, ſo wird durch die Ausführung deſſelben gewiſs viel Gutes geſtiftet. Daſs der Vf. nur dann bey Vorleſung bibliſcher Texte ſich der lutheriſchen Ueberſetzung bedient, wenn in derſelben etwas enthalten iſt, was einen Miſsverſtand veranlaſſen könnte, den der Vf. im Vortrage zu heben gedenkt, ſcheint Rec. kaum einer Rüge zu bedürfen, indem der Vf. es leicht ſelbſt einſehen wird, daſs er denſelben Zweck auch dann erreichen könne, wenn er ſich gleich überall ſeiner eignen Ueberſetzung bediente; womit übrigens Rec. aus mehrern Gründen nicht ſo ganz zufrieden iſt; aber auch, wenn es hin und wieder, und zwar an ſchicklichen Orten geſchieht, dagegen nicht zu ſtreiten wagt, indem durch eine ſolche Freyheit der blinden Verehrung gegen die lutheriſche Ueberſetzung bey dem gemeinen Manne Gränzen geſetzt werden. Mit eingeſchränkterm Beyfall ſieht Rec. ſich genöthigt, ſich über die in dem Werke enthaltenen praktiſchen Beyträge zu erklären. Die Predigten etwa die vierte und fünfte ausgenommen, ſcheinen ſich durch nichts, als etwa durch ihre freyere Form auszuzeichnen. Da dieſes Urtheil etwas hart klingt, ſo müſſen wir es wenigſtens durch etliche Nachweiſungen beſtätigen. So iſt alſo bey der erſten, ſtatt Einleitung dienenden Predigt das Thema zu paradox ausgedrückt. In der ſechſten Predigt, welche bey Gelegenheit eines hohen Beſuchs gehalten worden, iſt der Eingang zu allgemein; die Gegenſätze im Vortrage ſelbſt, wie ſonſt häufig, zu hart; ſtellenweiſe der Vortrag zu füſslicht. Vgl. S. 167—169. In der achten Predigt, in welcher der Vf. aus dem Charakter einer lebenden deutſchen Fürſtinn Veranlaſſung nimmt zu zeigen, daſs man ſich durch nichts ſicherer einen guten und groſsen Namen machen könne, als durch wahre Menſchenliebe, ſcheint er zu vergeſſen, daſs man in Predigten nicht den Hofmann, ſondern den geiſtlichen Redner zu erblicken wünſcht. Dieſelbe Erinnerung trifft auch mehrere Gebete. So heiſst es S. 293: — und pflege ihrer, wie ſie die Blumen pflegt, in welchen ſie dich, ihren Schöpfer, liebt. Imgleichen: Wäre uns dieſer Tag im tiefſten Leide angebrochen — Troſt und Ruhe würde der Gedanke: Jeſus lebt! in die Herzen ſeiner gläubigen Verehrer gieſsen! Aber ſehet! was der Gott der Liebe an uns thut! Freudig laſst er uns wieder, ſeinen heiligen Namen anzubeten, uns um unſre vielgeliebte Fürſtin her verſammeln, wie ſich des Erſtandenen Jünger um den ihnen neugeſchenkten treuen groſsen Freund traulich her verſammelten. Welche letztere Stelle wohl nicht hinlänglich dadurch entſchuldigt wird, daſs ſie zu einem Gebete gehört, welches am Oſterfeſte, bey der erſten Gottesverehrung nach der Entbindung der Durchl. Erbprinzeſſinn, im Cabinette geſprochen worden. Ueberhaupt ſcheint der Vf. zu ſehr nach dem Feyerlichen zu ſtreben. Daher entſtehen Stellen, wie folgende: Vater! erlös uns vom Uebel! von jeder drohenden Noth, von jeder Bedrängniſs und Furcht, und vom Tode in jeder Geſtalt. — O wohl dann unſerm Fürſten und unſrer lieben Erbprinzeſſinn und ihrem Gatten. O wohl dann ihrem Kinde, das nun bald ſein Schöpfer aus dem verborgenen Heiligthume der Natur hervorruft an das Licht der Welt. Heil ihm! Es kömmt in ſeinem Namen — und Heil der Mutter bis es kömmt. Beide Stellen aus Umſchreibungen des V. U. Daſs mehrere Gebete ſtellenweis zu wortreich ſind, wollen wir nicht rügen. Aber daran müſſen wir zum Schluſs den würdigen Vf. noch erinnern, daſs er künftig genauer zwiſchen dem Rythmus, der die ungebundene Schreibart wohlklingend macht, und zwiſchen dem, der für die gebundene Schreibart gehört, unterſcheide. Das weniger geübte Ohr mag dabey nichts empfinden; aber wenn man auf ganze Seiten ſtöſst, wo man Hexameter zu hören glaubt, die doch wirklich nicht da ſind, ſo verurſacht dies einem auf wahre Feinheit des Rythmus abgerichteten Ohr eine unbefriedigende Täuſchung. Das zweyte, nach einem lavateriſchem Liede bearbeitete Gebet iſt vortrefflich. Bey den Vorleſungen hat Rec. nichts beſonders zu erinnern. Nur folgende Ausdrücke: der nurnbergiſche *bleyerne* Katechismus; S. 31; Als ich in dieſen Tagen darüber nachdachte, was ich heute, den Umſtänden gemäſs, zur Unterhaltung unſrer Andacht, aus dem Schatze göttlicher Wahrheiten *hervorlangen* wollte S. 92; Sind wir des Lahmen *Fuſs* S. 121; Ich rede jetzt, Durchl. F. *aus Eingebung* Ihrer geliebteſten Tochter S. 126; empfiehlt Rec. noch des Vf. eigner Prüfung. Die Hinweiſung darauf, nebſt den übrigen documentirten Erinnerungen, mag wenigſtens ſo viel beweiſen, daſs Rec. es bey Durchleſung des Werks nicht habe an Aufmerkſamkeit fehlen laſſen.

HANNOVER, b. Ritſcher: *Entwurf eines chriſtlichen Religions-Unterrichts für die Jugend in gebildeten Ständen*, von J. L. *Ewald*. 1793. 208 S. 8. (12 gr).

Dieſer Aphoriſmen hatte ſich Hr. E. als eines Leitfadens bei dem Unterrichte des Prinzen *Caſimir Auguſt von der Lippe* bedient, und weil er glaubte, es würden auch andere Lehrer, welche junge Leute aus geſitteten Stan-

Digitized by Google

Ständen zu unterrichten haben, Gebrauch davon machen können: so entschloss er sich, ihn durch den Druck gemeinnützig zu machen. Für Anfänger ist dieser Entwurf nicht bestimmt, sondern für solche, die in der Religionserkenntniss schon etwas weitere Fortschritte gemacht haben. Und auch diesen dürfte er, ohne einen geschickten Lehrer zur Seite zu haben, der sich in die Gedankenreihe des Vf. hineinzudenken und die mancherley bedeutenden Winke zu benutzen wüsste, nicht in die Hände gegeben werden. Es liessen sich auch, beiläufig angemerkt, sehr gut akademische Vorlesungen über populare Dogmatik darüber halten. Der dogmatische Theil ist in der Geschichtsform vorgetragen. Der Vf. zeigt darin, welchen Gang die Vorsehung, in der allmähligen Erziehung des Menschengeschlechts, von den frühesten Zeiten der Welt an, genommen hätte, und wie sie endlich, durch Christum, den grosen Plan einer allgemeinen Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts ausgeführt habe. Bey der jüdischen Geschichte, so weit sie der Vf. zu seinem Zwecke anzuwenden für nöthig hielt, hat er manche vortreffliche Bemerkung von *Michaelis*, *Hess* u. a. benutzt. Die wichtigen Paragraphen, welche von Jesu und dessen Erlosungswerke handeln, sind frey von allem systematischen Zwange: sie enthalten blos einen fruchtbaren gedrangten Auszug der Lehren und Geschichte Jesu aus den Evangelisten. Herr E. hat eine Menge biblische Stellen, die für seinen Zweck zu seyn schienen, in extenso hingesetzt, und, was wir sehr billigen, nicht immer nach der Lutherischen, sondern auch nach der Bahrdtischen, der Zürcher, und andern bessern Uebersetzungen. Wir missbilligen aber, dass er meistentheils, weder die Bücher noch die Kapitel und Verse angegeben hat, welches gewiss mancher Lehrer mit uns vermissen wird. Der praktische Theil dieses Buchs hat Rec. ganzen Beyfall. Der wichtige Zweck des Christenthums ist sehr richtig darin angegeben und entwickelt. „Der Zweck des Christenthums, heisst es S. 114. ist *durchaus keine Wissenschaft*, sondern *sein Zweck ist Handlung, That. Alle* Lehren des Christenthums zielen blos dahin, *Gesinnungen* in dem Menschen zu wecken, die *fruchtbar an guten Thaten sind.*" Ueber die Selbstliebe, welche in andern Lehrbüchern dieser Art zu den *Pflichten* gerechnet wird, urtheilt Hr. E. ungleich richtiger. „Selbstliebe (S. 136.) ist nicht *befohlen*, sondern *vorausgesetzt*, weil sie dem Menschen natürlich ist, und weil *Liebe* überhaupt nur *gelenkt, gereinigt, erweitert*, aber *nicht befohlen* werden kann." Vortreflich ist dasjenige, was S. 195. mit edler Freymüthigkeit, über die Pflichten der Obrigkeit gegen die Unterthanen gelehrt wird. Bey dem allen muss Rec. aber auch gestehen, dass es verschiedene Behauptungen des Vf. nicht unterschreiben möchte. Dahin gehört z. B. S. 17. dass der erste Mensch *Sprache* und *Begriffe* unmittelbar von Gott empfangen habe. S. 26. „Gott lasst sich durch *Gebet* bestimmen, auch da nicht zu strafen, wo er *wollte*." Vielleicht hat sich Hr. E. nur unbestimmt ausgedrückt. Denn der Gedanke, wie er hier steht, führt theils zu abergläubischen Vorstellungen von dem Gebete, theils würdigt er die Gottheit zu einem menschlichen Wesen herab. — Dass einige Weissagungen des A. T. bis jetzt noch unerfüllt geblieben (S. 41.) wird ihm kein Exegete, der in den Geist der Propheten eingedrungen ist, zugestehen. Ueberhaupt scheint Hr. E. seine Begriffe von Prophezeyungen noch nicht genug berichtigt zu haben. Die Vorstellung von Gott unter dem Bilde eines *Vaters*, sollen wir blos der Lehre Jesu zu verdanken haben! Dies wird freylich in mehrern Schriften dieser Art behauptet; es ist aber zu verwundern, wie man z. B. die Worte Ps. 103. hat vergessen können „wie sich ein *Vater erbarmt über seine Kinder* u. s. w. Dass die Offenbarung Johannis eine Weissagung vom *Ende der Welt* sey, vertheidigt Hr. E. in einem so absprechenden Tone, als wenn auf die neuesten Erörterungen derselben, z. B. des vortrefflichen *Eichhorn*, gar keine Rücksicht zu nehmen wäre. S. 96. befindet sich eine Floskel, die dem Leser sogleich zuruft. „*Ich bin Ewalds!*" „Das Uebel (der Fall des Menschen) war Gift in des weisen Arztes Hand. *Satan musste die Schale zerbrechen, damit sie hervorkomme, die köstliche Perle!*" S. 100. „Wir haben noch Schriften gegen das Christenthum aus dem Anfang (e) des 3ten und 4ten Jahrhunderts, die allerley Einwendungen machen, aber die Wahrheit der Erzählungen wagen sie nicht zu läugnen. *Celsus*, *Porphyrius*, *Hierokles*. „Wer besässe denn heut zu Tage diese Bücher? Vom *Celsus* haben wir nichts weiter, als was *Origenes* in seiner Widerlegung aufbewahrt hat. Was er darin wegzulassen für gut befunden, können wir nicht wissen. Das Werk des *Porphyr*, κατα χριστιανων, ist unter den Kaisern Constantin und Theodosius mit allen seinen damaligen Widerlegungen aus der Welt geschafft worden. Was endlich den *Hierokles* betrifft, so würde es hier zu weitläuftig zu untersuchen seyn, *ob*, *wenn* und *was* er geschrieben habe. S. 110. „Gegen eine historisch erwiesene Sache gelten keine Beweise (Zweifel) ob das auch so seyn *könne*, oder wahrscheinlich sey." Welch eine Behauptung! Jede Legende muss sonach geglaubt werden, wenn sie sich in alten Urkunden befindet, sie mag *möglich* seyn, oder nicht? Hr. E. hat unstreitig nicht bedacht, was für absurda hieraus folgen können, und folgen müssen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

St. Pölten, b. Lorenz: *Abhandlung über die Pflichten und Rechte der Aebte.* Nach den Grundsätzen des Natur- und Kirchenrechts. Vom (von) *Aemilian Janitsch*, Benedictinerordens, Mitgl. des weltber. Stiftes zu Monte Cassino, und der uralten Abtey zu St. Nikolo in Sizilien Dekan. 1793. 128 S. 8.

Die Versicherung des Vf. auf seinen Reisen den Unterschied zwischen den Aebten in Deutschland und in andern Reichen kennen gelernt zu haben, und das Versprechen, in dieser Schrift seine langen Erfahrungen freymüthig mittheilen zu wollen, er-

weckt eine vortheilhaftere Idee von dem Inhalte dieſer kleinen Schrift, als man aus der Leſung derſelben zurückbringt. Das allergewöhnlichſte, was die ausführlichern Lehrbücher des kanoniſchen Rechts über die Kloſterprälaten enthalten, iſt hier in einer nicht ſehr gefälligen Schreibart wiederholt; eingemiſcht ſind hie und da hiſtoriſche Bemerkungen, vornehmlich über neuere Anſtalten im Mönchsweſen unter Joſephs II. Regierung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Jena*, in d. acad. Buchh.: *Trauerrede bey der Beerdigung Franz Ludwigs, des II eiſen, Fürſtbiſchoffs zu Bamberg und Würzburg* etc. im hohen Dom zu Würzburg d. 5. März im J. 1795. (gehalten) von *Franz Berg*, Prof. zu Würzburg. 1796. 83 S. 8. Der Gegenſtand dieſes Panegyricus iſt ſo ſelten, ſo verehrenswerth, und ſo wahr dargeſtellt, daſs vielleicht beym erſten Durchleſen nicht ein jeder auch die Form des Redners zugleich nach Verdienſt ſchätzen wird. Faſt durchaus hatte er nichts als Thatſachen anzuführen, durch welche ſich Franz Ludwig ſelbſt ſein Denkmal errichtet hat. ‚Eine derſelben drängt die andere; und ſo iſt die ganze Rede eben ſo ſehr ein reichhaltiger Beleg für den Hiſtoriker, als ſie in ihrer Form ein ſchönes Beyſpiel von würdiger Anwendung der Canzelberedſamkeit iſt. In beiden Rückſichten wird ſie für jeden Bamberger und Würzburger eine der Aufbewahrung würdige Schrift ſeyn, durch die er ſich und der Nachwelt die Erinnerung an einen Fürſten, welcher ſeiner Regierung im eigentlichen Verſtand ſein Leben aufgeopfert hat, noch ſpäterhin erneuere; aber zugleich auch eine Beylage, die das Andenken an einen ſo verdienſtvollen, ſelbſtthätigen, aufgeklärten und religiöſen Fürſten bey jeden Deutſchen verewigen kann, deſſen Vaterlandsliebe ſich nicht an Schmeicheleyen und erzwungene oder erkünſtelte Lobpreiſungen gewöhnen läſst, deſto herzlicher aber das wahre Verdienſt auf und neben dem Thron verehrt und zur allgemeinen Nacheiferung hoch ausgezeichnet wünſcht.

Der Redner, welchen bekanntlich der Verſtorbene ſelbſt vor einigen Jahren zum öffentlichen Lobredner der wahren Aufklärung vor ſeinem Hofe auf die Kanzel geſtellt hatte, zeigt ſich nicht nur in einem ſehr pathetiſchen Eingang, eingeſtreuten treffenden Reflexionen, wohl gewählten Uebergängen und einer eindringlichen, rührenden Schlufsrede, ſondern vorzüglich auch in der planvollen Anordnung, nach welcher er die Eigenſchaften und Wirkungen des Verewigten gerade ſo auftreten läſst, wie ſie einander am beſten beleuchten, allmählig das ganze Bild ſeines Charakters vergegenwärtigen und ſelbſt die Schatten, in denen ihn einige nach ihrem Standpunkte geſehen haben mögen, zerſtreuen. Der Text ſelbſt: „Wahrheit und Güte ſind die Wache des Throns" — Worte, in welchen jeda Revolutionsfurcht das einzige, ſichere Präſervativ finden kann, — theilt die Rede in eine doppelte Darſtellung nach der vereinten Wirkſamkeit des Verſtandes und Herzens. Ein ſtarkes, ruhiges Ueberlegungsvermögen, unbeugſame Feſtigkeit, nach geprüften Grundſätzen zu handeln, raſtloſe Thätigkeit mit Aufmerkſamkeit bis ins Detail waren die Grundlagen dieſes Charakters auf der einen Seite; ihre Wirkungen Gerechtigkeitsliebe, ſtaatswirthſchaftliche Sparſamkeit und Mäſsigkeit, edle Abneigung gegen alles leidenſchaftliche (wie z. B. das landverderbliche groſser Jagdanlagen, die Geſchäftigkeit geheimer Denunciationen u. dgl.) und gegen jede Umkehrung der Verhältniſſe im Staat, wie z. B. die Ueberladung des nöthigen Militärs mit Officieren. Abſtellung des für die ärmeren Volksclaſſen am meiſten verderblichen Lotto, Proben einer Fürſtenwürdigen Popularität, beſonders durch Darlegung der Gründe ſeiner Befehle zugleich aber auch Beweiſe ſeiner Entſchloſſenheit, nur nach Selbſtüberzeugung zu regieren und deswegen von allem genau ſich zu unterrichten, die Geſchäfte durch Ordnung abzukürzen, ſeine Diener ſtrenge zu prüfen, künftige Geſchäftsleute und überhaupt die ganze Generation beſſer als vorher erziehen und bilden zu laſſen — dieſe und ſehr viele ähnliche Thatſachen ſind die Belege des erſten Theils der Schilderung, welcher übrigens der bekanntere und anerkanntere iſt. Aber auch von Güte, Milde und weiſer Schonung treten im II Theile die ſprechendſten Beweiſe auf, deren Darſtellung der Redner mit dem Ausruf endigt. Wie wird Ihnen, Verehrteſte Zuhörer, wenn Sie dieſen Fürſten recht ins Auge faſſen, der ſo ganz nach allen Kräften und nach den geprüfteſten Grundſätzen ſich beſtrebte, Thränen zu trocknen und Vergnügen zu verbreiten. Welch ein Schmerz, einen ſolchen Fürſten verloren zu haben, mengt ſich unter die Zufriedenheit über Ihre Staatsverfaſſung, die es doch möglich machte, daſs ein ſolcher Fürſt, allerdings eine ungemeine Gabe der Vorſehung, auftrat, um das ſchönſte Ideal der wahren bürgerlichen Freyheit und Glückſeeligkeit, ſo lang es ihm das Leben geſtattete, zum Grunde der Regierung zu legen u. ſ. f.

Eines noch ſuchte die Kunſt des Redners, das Licht ſeines Bilds durch einen Schatten zu erhöhen. Er wählte hiezu den Contraſt, welcher ſich gerade zwiſchen dem damaligen Zuſtand der Weſtfranken und dem Zuſtand der Oſtfranken unter Franz Ludwig auffallend machen lieſs. Hätte er in irgend einer mehr paralleler Verfaſſung dieſe ſeine Schattengebung aufſuchen dürfen, ſo würde er nicht blos den Zweck der Redekunſt befriedigt, ſondern auch die Gemüthsſtimmung der Leſer, und vielleicht auch der Zuhörer, allgemeiner in ſein Intereſſe zu ziehen vermocht haben.

Das charakteriſirende der Rede gewann noch beſonders durch Beziehungen auf Maximen des Verſtorbenen, welche er ſich ſelbſt aufgezeichnet hatte und die ſeinem Lobredner zum Gebrauch übergeben worden waren. „Ich habe meine *Pflicht* erfüllt, antwortete er einſt (S. 17.) einer dankſagenden Deputation der Stadt Würzburg. Ich weiſs, daſs ich der erſte Bürger und Diener des Staats bin." — Unter ſeinen Fürſtenmaximen ſtund: ſein Volk nicht nur *nach* der Vernunft, ſondern ſoviel möglich auch *durch* die Vernunft zu regieren! (S. 25.) — In ſeinem Teſtament beſchwor er ſeinen Nachfolger, in ſeine Erziehungsplane einzugehen, „weil er überzeugt ſey, daſs Aufklärung an ſich der Sittlichkeit nicht nachtheilig, ſondern zuträglich ſey" (S. 42.) Den beſten Beweis der Selbſtbeherrſchung des Staats gebe der Regent (S. 35.) durch würdige Beſetzung der Stellen in der Kirche und dem Staate; ſo ſtifte er Gutes noch nach ſeinem Tode, welches langſam fortwirke, beſonders wenn er die Sorgfalt, einen Nachwuchs herauszuſtellen, damit verbinde." — Rührend iſt es nach ſolchen Blicken in das Herz dieſes Fürſten, S. 79. die Bitte ſeines Teſtaments zu leſen: *daſs man Seiner und ſeiner Grundſätze nicht vergeſſen möchte!* — Der Redner endet mit dem inſchriftartigen Ausruf: Hier liegt der gute Fürſt. Nur der Wahrheithaſſer, der Heuchler, und wer kein Recht als ſeine Macht, kein Geſetz als den Eigennutz kennt, wendet ſein Aug ab! —

Den ſpäteren Abdrücken der Rede iſt ein getroffenes Porträt des Verewigten beygefügt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. August 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von D. *Joh. Barth. Trommsdorf*, Prof. d. Chem. etc. Zweyten Bandes zweytes Stück. 1795. 290 S. nebst Regiſter. Dritten Bandes erſtes Stück. 363 S. 8.

Obgleich auch in dieſem und dem folgenden Stücke manche Produkte einer unzeitigen Autorſucht mit unterlaufen, ſo enthalten ſie doch dazwiſchen auch mehrere gute und dem Zweck dieſes Journals entſprechende Aufſatze. Der erſte derſelben: *Ueber das Apothekerweſen in Ungarn*, dient zu einem Beyſpiele von dem ſehr langſamen Gange, den Verbeſſerungen im Allgemeinen nehmen, ſo lange ſie der ernſtlichen Mitwirkung thätiger und einſichtsvoller Vorgeſetzten über Medicinalanſtalten entbehren. — *Ueber die Abendlabores der Apotheker*, vom Hn. Apoth. *Buchholz*. Der Vf. dieſes Aufſatzes würde doch zu weit gehen, wenn er willens ſeyn ſollte, wider die Abendarbeiten überhaupt, und nicht etwa blos wider den zum Theil noch dabey herrſchenden handwerksmäſsigen Zwang, — welches er unrichtig durch *pedantiſch* ausdrückt, — zu eifern. — *Einige Maximen, welche die Gehülfen gegen die Lehrlinge zu beobachten haben*, von *Wenzel*. Eine, bey der nicht gar kleinen Anzahl roher, ungebildeter Subjecte, nicht überflüſsige Ermahnung. — *Verbeſſerte Bereitungsart verſchiedener pharm. chem. Präparate*, von *Grimm*. Bey der Schwefelmilch möchte doch das Verfahren, den Schwefel durchs Kochen in gereinigter concentrirter Aetzlauge aufzulöſen, vor der hier angegebenen weit umſtändlichern Methode den Vorzug behalten. Ein gleiches gilt vom Spiesglanzſchwefel. Auch dem Vf. ſey Gioberts Methode, den Phosphor aus Harn zu bereiten, fehlgeſchlagen. — *Chemiſche Unterſuchung der Terra Catechu*, vom Herausg. Das mit Weingeiſt bereitete Extract derſelben löſt ſich leicht in Waſſer und Weingeiſt auf. Es enthält reichlichen adſtringirenden Stoff, der in ſeinem Verhalten mit dem der Galläpfel gänzlich übereinkommt. — *Künſtlich erzeugter Bergkryſtall auf naſsem Wege*, von Ebend. In der geronnenen Maſſe eines Kieſelliquors, der 8 Jahre in einem blos mit Papier bedeckten Glaſe ruhig geſtanden hatte, fanden ſich Kryſtallen in *vierſeitigen* Pyramiden, durchſichtig und ſo hart, *daſs ſie am Stahle Funken gaben!* (Sie müſſen folglich von einiger bedeutenden Gröſse geweſen ſeyn; die aber hier ſo wenig als das Gewicht angegeben iſt, welches doch bey einem ſo merkwürdigen Funde wohl hätte geſchehen ſollen.) — *Prüfung eines geheimen Arzneymittels der magnetiſchen Pillen*, von Ebend. Sie heilen, nach der Verſicherung ihres Urhebers (des Hn. Hofmed. *Oſt* in Wien), nicht nur alle Krankheiten, ſondern ziehen ſelbſt den Merkur magnetiſch an! Magnetiſch, meynt der Herausg. könnten ſie in der Hinſicht heiſsen, weil ſie die incarcerirten Dukaten an ſich ziehen. Eine Schachtel mit 60 Pillen koſtet nämlich 1 Dukaten. Sie enthalten Queckſilberkalk. — *Beyträge zu den Verſuchen, die Entzündung einer Miſchung aus Schwefel und Metallen, ohne Gegenwart der reinen Luft, betreffend.* Bey der Wiederholung dieſer merkwürdigen Verſuche der holländiſchen Chemiker ſah der Herausg. alles eben ſo erfolgen, wie es von jenen angezeigt worden. Der Vf. ſtellte auch Verſuche auf ähnliche Art, mit Phosphor ſtatt des Schwefels an, bey welchen aber gar keine Entzündung erfolgte. Daſs aber bey denjenigen Verſuchen, wozu der Vf. Miſchungen aus Schwefel mit Braunſtein und andern Metallkalken anwendete, keine Entzündung vorging, war ja nicht anders zu erwarten. Entzündung mit ſichtbarem Freywerden des Lichts, ſetzt den gasförmigen Zuſtand des Sauerſtoffs voraus; hier aber ging der Sauerſtoff aus einem feſten Körper unmittelbar in den andern über, wobey alſo weder Bildung noch Zerſetzung der Lebensluft ſtatt fand. — *Einige Verſuche mit Galläpfeln.* Das Verfahren, mit Galläpfelaufguſs und Bleyzucker gallusſaures Bley zu bereiten, und daraus durch Schwefelſäure die reine Gallusſäure zu entbinden, fiel nicht nach Wunſch aus. — *Chemiſche Unterſuchung der Mayspflanze*, aus dem Lateiniſchen von *Franziscus Marabelli*. Die nähere Anzeige dieſer intereſſanten Abhandlung bleibt billig dem Originale vorbehalten. — *Verſuche mit dem Rhomboidalſalpeter.* Auſser deſſen indirecten Zuſammenſetzung iſt die aus Kalkſalpeter und Glauberſalz die bequemſte. — *Verſuche über den Stahlweinſtein.* Nach dem Dafürhalten des Rec. läſst ſich doch allerdings ein mit Eiſen ſtärker geſättigter, auflöslicher Eiſenweinſtein bereiten, als hier beſchrieben wird. — *Ueber das Verhalten einiger pharmaceutiſchen Neutralſalze zum Kupfer.* Die Auflöſungen der weinſteinſauren und eſſigſauren Neutralſalze, mit Kupferfeile gekocht, wurden dadurch verunreinigt; phosphorſaure Soda und Borax hingegen nicht. — *Prüfung der von Giobert vorgeſchlagenen Methode, den Phosphor auf eine kürzere Art zu bereiten*, vom Hn. Prof. *Fuchs*. Auch er erhielt bey Befolgung dieſer Vorſchrift keine Spur vom Phosphor. — *Ueber das phoſphorſaure Queckſilber.* In einem dem Grunerſchen Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1795 einverleibten Aufſatze hatte Hr. Hofapotheker *Wilhelmi* in Jena, als Verfertiger des Fuchsiſchen phosphorſauren Queckſilbers, denen den Text geleſen, die es ſich haben beygehen laſſen, dieſes Machwerk einer ſcharfen Prüfung

zu unterwerfen. Jenen Aufsatz giebt der Herausg. hier, nach Würden commentirt, seinen Lesern zum Besten. — Unter den *Beschreibungen einiger ausländischen Pflanzen* gehört doch die der *Bursera gummifera* eigentlich nicht hieher, da dieser Baum keine Produkte für die Officinen liefert. Denn die Meynung, dafs von ihm die Simarubarinde komme, hat wenig Wahrscheinlichkeit. — *Auszug aus Briefen.* Hr. O. S. R. *Hermbstädt* bestätigt, dafs der nach der Fuchsischen Vorschrift bereitete *Mercur. phosphoratus* Queckfilberkalk enthält; dafs solcher aber darinn nicht mit der Phosphorfaure, sondern mit Vitriolfäure verbunden liegt. — Abermals eine Klage über den schlechten Erfolg der Giobertschen Phosphorbereitung, von Hn. *Buchholz.*

III. B. I. St. Etwas von der Verfaffung des Medicinalwesens in Dännemark. Rec. hebt aus diesem Aufsatze blofs die Nachricht aus, welche eine vom Apothecker *Peckel* in Kongsberg angelegte grofse Rhabarberplantage betrifft. Diese bestand im J. 1786 aus 30000 Pflanzen, und lieferte einige 1000 Pfund gute Wurzeln. (Gegenwärtig ist der Besitzer derselben Hr. *Tychsen.*) Jener hat jetzt eine gleiche Pflanzung in Koppenhagen angelegt. (Dafs die gewonnene Rhabarber der ruffischen und chinesischen an Güte gleich sey, wie hier versichert wird, mufs Rec. noch bezweifeln; denn, um gleiche Wirkung mit jener hervorzubringen, mufs sie in beträchtlich stärkern Gaben angewendet werden.) — *Woher entsteht der Mangel an guten Gehülfen?* Die Schuld wird den Apothekenbesitzern (nicht Apothekerbesitzern, wie der Vf. durchgehends schreibt,) selbst beygemessen. In vieler Rücksicht sehr wahr. Dafs aber alle Schuld auf diese *allein* zu werfen sey, ist doch zu viel behauptet; besonders dann, wenn, wie nur zu oft der Fall ist, der Lehrling, bey seiner ersten Erziehung in der Moralität verwahrloset ist. — *Ueber Brandaffecuration unter den Apothekern Deutschlands.* Ein Ungenannter prüft hier den, in einem der vorhergehenden Stücke dieses Journals beygebrachten Plan, zeigt dessen Unausführbarkeit mit Gründen, und legt dagegen seinen eigenen vor, der ihm mit weniger Schwierigkeit verknüpft zu seyn däucht. — *Ueber Aufhebung der Privilegien der Apotheker.* Es giebt Personen, die sogern alle alte bürgerliche Einrichtungen über den Haufen werfen möchten. Diese mögen aus gegenwärtigem Aufsatze sich belehren, dafs ihre etwanigen Gründe für die Aufhebung der Innungen und Zünfte gar nicht auf die Apotheken passen; sondern dafs vielmehr die Aufhebung der Privilegien der letztern nachtheilige Folgen fürs gemeine Beste mit sich führen würde. — Eine im vorigen Hefte aufgeworfene Frage: woher es komme, dafs unter den empirischen Apothekergehülfen oft mehr brauchbare und thatige Leute angetroffen werden, als unter denen, welche chemische Kenntnisse besitzen, wird vom Herausg. beleuchtet, und die Meynung, dafs der Grund davon in dem Studio der Chemie zu suchen sey, bestritten. (Ungern bemerkt Rec. dergleichen Sprachfehler, wie S. 81. „*Lernen sie ihnen* u. s. w.) — *Bemerkungen über den Weinessig*, vom Hn. O. S. R. *Hermbstädt.* Die Gesichtspunkte, aus denen die Prüfung des rohen Weinessigs unternommen werden mufs, sind: 1) besitzt der Essig die gehörige Stärke? 2) ist er nicht mit Mineralsauren verfalscht? 3) enthält er keine ätzenden Beymischungen? Zur Erforschung des ersten Punkts diene die Bestimmung der zu dessen Sättigung nöthigen Menge eines alkalischen Salzes. Ein guter roher Weinessig erfodere auf die Unze 28 Gran Weinsteinsalkali. Zur Entdeckung der Verfalschung mit Vitriolsaure sey der im brandenburgischen Dispensatorio dazu empfohlene essigsaure Kalk nicht hinreichend. Aufgelöster Bleyzucker erfüllt die Absicht sicherer; der davon entstehende Niederschlag mufs, nach hinzugesetzter reiner Salpetersäure, verschwinden. Schwerer sind die Beymischungen scharfer Pflanzentheile zu entdecken. Doch giebt der Vf. dazu folgenden Rath. Man bestreicht sich mit einem reinen starken Essig die Oberlippen des Mundes, und zu gleicher Zeit die Unterlippe mit demjenigen, der geprüft werden soll. Man lafs nun beide Lippen von selbst trocken werden. Wenn nun auf der Unterlippe noch ein brennender Reiz bemerkt wird, auf der Oberlippe aber nicht, so ist dieses ein Beweis, dafs jener Essig verfalscht war. — *Wohlfeilere Bereitungsart des schweifstreibenden Spiesglanzkalks und der reinen Salpetersaure*, von Hn. *Baly.* Ersteren bereitet der Vf. durch Verpuffung gleicher Theile von Spiesglanzmetall und Salpeter; und zur Destillation der letztern empfiehlt er den Woulfschen Apparat. (Die Sicherheitsröhre heifst hier falschlich *Tube de fincerité*, st. *fureté.*) — *Ueber einen besonders gearteten Stoff in der Rhabarberwurzel, der weder Gummi noch Harz ist*, vom Herausg. Das durch Weingeist ausgezogene Extract der Rhabarber löset sich gleich gut in Wasser, als in Weingeist und Vitriolather auf. Ein neuer, bisher noch ganz unbekannter Pflanzenstoff ist es aber nicht. Den in Wasser und Weingeist gleich auflöslichen Extractivstoff, dergleichen man unter andern am Extract des Safrans längst gekannt hat, bezeichnete *Boerhave* mit dem Namen: *Materia hermaphroditica.* — *Ueber die Zuckersafte*, vom Hn. D. *Oldemann.* Der Vf. bringt sie unter 3 Rubriken: wirksame; als brauchbar beyzubehaltende; als unnütz zu verwerfende. Den *Syrup. Diacodii* stellt er jedoch mit Unrecht unter die unwirksamen. — *Ueber die beste Bereitungsart des Quassienextracts*, vom Herausg. Er erhielt aus 1 Pfund Quassia, durch wiederholtes Auskochen, 2 Unz. 5 Dr. 10 Gr. Extract. — *Ueber die Verflüchtigung des Salpeters*, von Ebend. Keine eigentliche Verflüchtigung gehet vor, sondern der Verlust, welcher bey der Auflösung und nachmaligen Kryftallisation statt findet, hat seinen Grund in einer mechanischen Verspritzung. — *Ueber die Meerzwiebel.* (Auszug einer akademischen Streitschrift von *Athanasius.* Halle. 1794.) Zehn Unzen frische Meerzwiebeln gaben, aufser dem eigenthümlichen, flüchtigen *scharfen Stoff*, *bittern Schleim* 9 Unz. 4 Dr. 5½ Gr. *Satzmehl* 29 Gr. *Eyweifsstoff* 25 G. *fibröse Theile* 2 Dr. 14 Gr. — *Chemische Untersuchung des Postkrautes* (*Ledum palustre L.*), vom Hn. D. *Rauchfufs.* Von dem Werthe dieser Untersuchung nur ein paar Probchen. 6 Drachmen Extract, als so viel er aus 4 Unzen Kraut erhalten, loste er in 2½ U. Salpetersäure auf, und destillirte alles

Flüssi-

Flüfsige über. Aus dem Deftillate fonderten fich Flocken ab, welche er im Filter fammelt, und da fie bitter fchmecken, für *falzfaure Bittererde* erklärt. (Wer aber hat je diefes Salz aus feinen Auflöfungen in Flocken fich abfondern gefehen, oder auf ein Filtrum fammeln können?) Das Deftillat übersättigte er mit Weinfteinfalz, wovon es feladongrün ward, und 2 Scrupel und 4 Gran eines Niederfchlags von eifenähnlicher Farbe abfetzte, (von deffen Natur und Eigenfchaft übrigens der Lefer nichts weiter erfahrt). Die davon abfiltrirte Flüffigkeit verfetzte er mit Blutlauge, und bekommt 16 Gran blauen Niederfchlag, welchen er zu 8 *Gran metallifches Eifen* berechnet. (Wie diefe Menge Eifen in dem obigen Deftillate der über das Extract abgezogenen Salpeterfäure hat enthalten feyn können, und wenn es wirklich darinn gegenwärtig war, warum es nicht fchon bey vorhergegangener Sättigung mit Weinfteinfalz, zugleich mit jenem Niederfchlage fich gefällt habe, kann Rec. eben fo wenig begreifen, als warum der Herausg durch die Aufnahme eines fo unreifen Aufsatzes, fich an feinen Lefern fo fchwer hat verfündigen mögen.) Der Rückftand in der Retorte wurde mit $7\frac{1}{2}$ Unze *und einem Scrupel* (wahrfcheinlich hat der Vf. zu den Füfsen des *in diefem Punkte* höchft genauen Hn. Prof. *Fuchs* gefeffen?) Weingeift übergoffen u. f. w. Das nach dem Auskochen und Auspreffen übriggebliebene Kraut betrug am Gewicht $7\frac{1}{2}$ U. 2 Dr. 34 Gr. (und doch waren dazu nur 4 Unz. rohes Kraut angewendet worden!) Zu Afche verbrannt, diefe ausgelaugt, mit Salpeterfäure ausgezogen, und die durchgefeihete Flüffigkeit mit Vitriolfäure verfetzt, gab Gyps; (und diefen *gemachten* Gyps führt der Vf. als folchen unter den natürlichen *Beftandtheilen* auf!) Noch führt er als Beftandtheil der Afche 4 Gran metallifches Eifen auf. Alfo mit den obigen 8 Granen zufammen baare 12 Gran Eifen (warlich eine in 4 Unzen Kraut ganz unerhörte Menge!) — *Ueber die falzfaure Schwererde*, vom Hn. D. *Petermann*. Die Ueberfchrift pafst nicht zum Inhalte. Diefer betrifft eigentlich die Naturgefchichte des Witherits, und Schwerfpaths, die Eigenfchaften der aus letzterm gefchiedenen Erde, die verfchiedenen Scheidungsarten derfelben. Von der falzfauren Schwererde felbft nur beyläufig ein paar Worte. Die grundlofe Nachricht von dem Vorkommen luftfaurer Schwererde in den fächfifchen Gebirgen ift hier abermals wiederholt. — *Ueber den Tebafchir*. Auszug aus einer Inaug. Diff. von Hn. D. *Ludgers*, (bey welcher aber weder Ort noch Jahr bemerkt ift). Den Vf. haben feine damit angeftellte chemifche Verfuche über die wahre Natur diefer Subftanz nicht aufgeklärt. Es genügt ihm anzuzeigen, dafs die letztere weder Kalk, noch Zucker, noch Kampher, weder Kleber noch Harz fey, und er fragt am Ende, ob fie vielleicht eine verlarvte Säure fey, deren Bafis in Phosphorfaure beftehe; fo wie in der beygefügten Note, fie gar für einen verhärteten Eyweifsftoff gehalten werden will. — Es ift ja aber fchon längft bekannt und ausgemacht, dafs diefe Materie in *Kiefelerde* befteht. S. *Chemifche Annalen*. 1791. 1. B. S 60. (Die Proben von Tebafchir, welche Rec. befitzt, ähneln nicht nur im Aeufsern, fondern auch in der Eigenfchaft, im Waffer durchfcheinend zu werden, dem fächf. Hydrophan.) — Unter den *naturhiftorifchen Abhandlungen* ein Auszug aus *Duncan's Diff. de Switenia Soymida*; Edinb. 1794. Die fiebervertreibende Kraft der Rinde diefes, von D. *Roxburgh* zu *Samulcota* in Oftindien entdeckten, Baums foll die der Chinarinde noch weit übertreffen. — *Von dem Börnftein*, vom Hn. D. *Hecker*. Der Vf. ift geneigt, folchen für ein Produkt des Mineralreichs zu halten, welches fich erft in der Erde aus Oel, Waffer, faurem Salze und Erde zufammengefetzt und gebildet habe; fo wie der Herausg. in der Note, es für ausgetrocknetes Bergöl anfieht. Allein, nachdem man den Bernftein an mehrern Stellen der oftpreufsifchen Küften, in feiner natürlichen Lagerftätte, welche Braunkohle ift, aufgefunden hat, kann wohl nicht weiter daran gezweifelt werden, dafs er urfprünglich das Baumharz jener verfchütteten Wälder, deren Ueberreffe gegenwärtig obige Braunkohlenfchichten bilden, gewefen fey. — Unter den *Anekdoten*, womit diefer Theil fchliefst, feben doch einige, z. B. *die Befenftiele*, fo wie im vorhergehenden Theile das *Extractum Tarri* aus Tachsfett (Dachsfett), den Auswüchfen eines fchalen Witzes zu ähnlich, als dafs der Lefer dergleichen fich für wahr aufheften laffen follte.

PHILOLOGIE.

Coburg, b. Ahl: *Auswahl franzöfifcher Originalftücke* — ein Lehr- und Lefebuch für diejenigen, die das Franzöfifche als eine Sprache, die gefprochen werden foll, erlernen wollen — oder mit dem gegenüberftehenden franzöfifchen Titel: *Nouveau Manuel de langue françoife* pour l'enfeignement de la Jeuneffe. En III Volumes. 1796. 400 S. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. behauptet in der franzöfifchen Vorrede, dafs ein junger Menfch erft eine Zeit lang, unter der Leitung eines gefchickten Lehrers, eine zweckmäfsige Auswahl franzöfifcher Aufsätze in Profe lefen und überfetzen müffe, ehe er die Grammatik felbft anfange. Diefe werde ihm dann leicht zu verftehen feyn, wäre fie auch, wie hier der Fall ift, franzöfifch gefchrieben, und defto nützlicher ihm werden, wenn fie nur die nöthigften Anfangsgründe deutlich und richtig vortrage, und ihn zum Gebrauche eines weitläuftigern Sprachgebäudes vorbereite. — Das Buch felbft zerfallt in drey Theile, wovon der erfte ganz gute Lefeftücke, Erzählungen und Dialogen, aus den Werken der Genlis, des Berquin, aus den *Amufemens de Societé* und einigen andern beliebten Schriftftellern der Franzofen enthalt. Freylich findet man hier manche fchon in andern Lefebüchern diefer Art aufgenommene Materien, doch benimmt das diefer Sammlung ihre Brauchbarkeit nicht. Der zweyte Theil liefert eine franzöfifch gefchriebene und wohl gerathene Ueberficht der Anfangsgründe oder der unentbehrlichften Sprachregeln; und der dritte giebt die deutfche Bedeutung der in dem Buche vorkommenden Wörter und

merkwürdigen Redensarten, wodurch der Jugend das Uebersetzen erleichtert, und ihr eine nicht zu grofse Anzahl nöthiger Ausdrücke bekannt gemacht wird.

Leipzig, b. Schwickert: *Commentar philologisch-exegetisch-kritisch-historischen Inhalts über Cicero's Buch vom allgemeinen und besondern menschlich (?) Anständigen und Pflichtmäfsigen*, zum Gebrauch für Schüler und angehende Lehrer bearbeitet von *C. F. Thormeyer*, Inspector an der lat. Schule des Waisenhauses zu Halle. 1793. 466 S. gr. 8.

Dieser Commentar ist, wie der Vf. angiebt, aus dem mündlichen Unterrichte entstanden, den er in einer lateinischen Klasse des Waisenhauses über Cicero *de officiis* ertheilt hat. Schon diese Entstehung zeigt, dafs wir nicht mit einem Ideale von Commentaren über alte Schriftsteller, an die Beurtheilung dieses wohlgemeynten Versuchs gehen durften. Wir müssen zugeben, dafs der Vf. eine aus den besten Commentatoren, aus guten Lexicis und Grammatiken mit Einsicht ausgehobene Wort- und Sacherklärung geliefert habe, und wenn er gleich hin und wieder für den Gelehrten sehr viel Ueberflüssiges, und selbst dieses sehr weitläuftig vorträgt, so war seine Absicht, für Schüler und angehende Lehrer zu schreiben, die oft aus Mangel an Hülfsmitteln, oft auch aus Bequemlichkeit, alles gern auf Einem Platze beysammen haben. Dieser Band begreift nur das erste Buch des Cicero: die folgenden Bände werden indessen wohl weniger stark ausfallen, da der Vf. auf viele hier vorgetragne Erläuterungen zurück verweisen kann. Wir bedauern, dafs der Vf. durch seine Umstände sich genöthigt sieht, so viel und so schnell zu schreiben: er würde bey seinem Fleifse viel leisten, wenn er sich Zeit nehmen könnte, zu feilen.

Halberstadt, in der Buchh. der Grofsischen Erben: *Gedike's französisches Lesebuch*, zum Gebrauch derer, die sich ohne Beyhülfe eines Lehrers in der französischen Sprache üben wollen, ins Deutsche übersetzt. 1795. 208 S. 8.

Ein Buch, wie die Vorrede des Uebersetzers sagt, welches sich nicht blofs wegen der Verschiedenheit der Materien, die es enthält, sehr empfiehlt, wodurch eine gewisse Vorliebe zur Erlernung der Sprache, in welcher es abgefafst ist, erzeugt, und der hierzu gefafste Entschlufs durch erlangte Fähigkeit bey selbst gefühlten Vorzügen dieser Sprache nicht unbelohnt bleibt; sondern auch deswegen einen entschiedenen Werth hat, weil Tugend und Laster mit auffallenden Zügen darinn geschildert sind — ein solches Buch verdient in mancher Rücksicht genützt und gelesen zu werden. Dieser richtige Gedanke bewog den unbekannten Uebersetzer, es in einem deutschen Gewande der Jugend vorzulegen, zumal derjenigen, welche etwa ohne Lehrer französische Aufsätze verstehen lernen will. Er ist deswegen dem Text so viel als möglich treu geblieben, und seine Arbeit, einige Fehler wider die Grammatik abgerechnet, als stund für stand u. s. w. empfiehlt sich von selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Drey Predigten zur Beförderung häuslicher Andacht*, von *Friederich Christian Wittkugel*. Kand. d. Theolog. 1795. 4 B. 8. (4 gr.) Diese Predigten, die das wohl mit allen möglichen gedruckten Aufsätzen dieser Art gemein haben, dafs sie zur Beförderung der häuslichen Andacht dienen können, und in denen man übrigens auf häusliches Leben nicht die mindeste Beziehung findet, haben zwar in Form und Inhalt nichts Ausgezeichnetes, was sie des Drucks besonders werth machte, lassen sich aber doch ganz gut lesen, und erwecken für die Anlagen des Vfs. kein ungünstiges Vorurtheil. Die *erste* über Luc. 14, v. 16—24. handelt *von den nichtigen Ausflüchten derer, welche sich der Beobachtung der göttlichen Gebote entziehen*. Die *zweyte* über Matth. 22, v. 35—40. von *der Beschaffenheit der christlichen Menschenliebe*. Die *dritte* über Matth. 7, v. 24—27. von *den vornehmsten Quellen des thätigen Unglaubens*. Da nach der Beschreibung des Vfs. thätiger Unglaube nichts anders ist, als Ungehorsam, religionswidriges Verhalten; so fällt die erste mit der dritten Predigt in vielen Punkten in Eins zusammen. In der zweyten Predigt vermifst man stark eine vorläufige bestimmte Erklärung, was Menschenliebe sey und in dem Verzeichnisse ihrer Eigenschaften, dafs sie überlegt und weise seyn müsse. Sonst ist es sehr zu wünschen, dafs der Vf. seine Materien schärfer durchdenken, seine Behauptungen durch gründliche Deductionen besser rechtfertigen, vornehmlich aber die Principien der reinen Sittenlehre und das eigentliche Wesen der Pflicht genauer durchstudiren möge; da ihm dann nicht Behauptungen wie folgende entfallen werden: „wir thäten besser die Gesetze Gottes, die Vorschriften der Religion nicht Gesetze und strenge Befehle, sondern lieber gutgemeynte Rathschläge — zu nennen. — Denn wie kann man jemanden anbefehlen, dafs er glückselig werden solle, wozu uns doch Gottes Gesetze führen wollen? u. s. w. — Auch hat er sehr Ursache sich vor Tautologien, wie S. 31. und vor einer wässrigen Schreibart zu hüten.

Druckfehler. A. L. Z. 1796. Nr. 110. S. 42. Z. 7. für Thodinghausen lies Thedinghausen. S. 43. Z. 9. statt Hahne l. Hüber Z. 31. st. Rechtmeyer l. Rehtmeier. Nr. 113. S. 68. Z. 28. st. und l. nur. S. 69. Z. 10. st. Morino l. Merino. Z. 18. st. Luarta lies Quarta.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. August 1796.

PHILOLOGIE.

Leiden, b. Luchtmans u. Utrecht, b. Wild und Altheer: *Acta literaria Societatis Rheno-Trajectinae.* Tomus primus. 1793. XIV u. 302 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Ankündigung dieser Memoiren, welche von der Utrechter Societät der Künste und Wissenschaften bereits im J. 1787 durch ein besonderes Programm gemacht wurde, eröffnete ein sehr weites Feld mannichfacher Bearbeitungen. Alles, was im weitesten Sinne des Worts zu den *literis antiquis* gerechnet werden kann, schlofs der Plan der Unternehmer in sich. Man versprach und erbat sich daher überhaupt Abhandlungen und Bemerkungen über die alte Geschichte, die heilige sowohl, als die Civil- Natur- und Literargeschichte, ferner über die Geschichte der Sprachen, alter Manuscripte und ganzer Wissenschaften, namentlich der Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, nebst Aufhellungen der alten Chronologie und Geographie. Nicht blofs den Schriftstellern des Alterthums, sondern auch den Verfassern des N. T., den Kirchenvätern und Rechtsgelehrten vor Justinian sollten besondere Erklärungen, Verbesserungen oder Vertheidigungen gewidmet seyn. Untersuchungen über alten Redegebrauch, über Abstammung und Bedeutungen einzelner Wörter, über alte Sitten und Gewohnheiten wünschte man durch diese Acta ebenfalls entweder vorbereitet, oder abgeschlossen zu sehen. Selbst Aufklärungen in den Sprachen, der Geschichte und Poesie des Morgenlandes und kritischen Erläuterungen der alttestamentlichen Schriften wurde die Aufnahme versprochen, so wie den Versuchen in der lateinischen Dichtkunst mittelst dieser Commentarien ein anstandiges Odeum angewiesen. Durch dieses Institut sollten ferner Denkmähler der alten Baukunst, Münzen, Gemmen, Basreliefs, Inscriptionen auf Steinen u. s. w. dem Publicum bekannt gemacht und erklärt werden. Ja man erweiterte sogar den Umfang desselben bis auf die Gegenstände der neuern Literatur. Besonders wollte man das *medium aevum* nebst seiner Kirchen- Civil- Natur- und Literargeschichte umfassen, mithin auch die Diplomatik, Topographie und Chronographie jenes Zeitraums. Lexikographen, Grammatiker, Kirchenschriftsteller, der Theodosische und Justinianische Codex, die Novellen, die griechischen Ausleger des römischen und die Autoren des kanonischen Rechts, endlich auch die Versificatoren aus jenen Zeiten sollten hier neue Erläuterungen, Verbesserungen oder Bestätigungen erhalten, und Chroniken, Diplomen, Testamente, Fundationen, Donationen u. s. w. schärferen Prüfungen unterworfen werden. Zuletzt kündigte die Societät, aufser besonderen Abhandlungen über die Geschichte, Poesie, Sitten, Sprache und Denkmähler der nordischen Völker, noch Beurtheilungen solcher neuen Schriften an, welche in der leider nur allzu langsam fortschreitenden *Bibliotheca Critica* ihren Platz noch nicht gefunden haben, oder künftig nicht finden würden.

So lobenswürdig und vielversprechend dieses neue Institut an sich ist: so ist doch, wie man leicht wahrnimmt, der Plan desselben so weit ausschend, dafs unsere Leser, eingedenk mancher ähnlichen Unternehmung, eine zweckmäfsige und dauernde Ausführung mit uns mehr wünschen, als hoffen werden. In der That zeigt auch schon der erste Band dieser Acten, und noch mehr der zweyte, von dem wir nächstens eine genauere Anzeige mittheilen werden, dafs man den Gesichtspunkt bereits jetzt, vielleicht unwillkührlich, jedoch zum Vortheile des Instituts, etwas verengt, und die Sphäre der Bearbeitungen zweckmäfsiger begrenzt hat. Werden die Unternehmer und Mitarbeiter fortfahren, *vorzüglich* das noch hier und da verodete Feld der alten Literatur anzubauen: so wird der innere Gehalt dieser Acten die bändereichen, nicht ohne Grund geschätzten *Observationes Miscellaneas*, welche ehemals der wackere *D'orville* besorgte, gar bald aufwiegen; und sollte es ihnen gefallen, mit den Commentationen noch den versprochenen kritischen Anzeiger neuer Schriften zu verbinden: so würde die auch von deutschen Humanisten wieder erregte Sehnsucht nach einer *Bibliotheca Critica*, welche, wie es nunmehr scheint, nur auf hollandischem Boden ihr Aufkommen und Gedeihen findet, aller Wahrscheinlichkeit nach befriediget, wenigstens um ein Grofses vermindert werden. Da indessen die Societät, zur Behauptung und Ausführung ihres früher gemachten Entwurfs, sich recht viele Theilnehmer, auch unter auswärtigen Gelehrten, wünscht, und diesen Wunsch jetzt in der von Hrn. *Arntzen* verfafsten Vorrede zum ersten Band erneuert: so war es Pflicht des Rec., zur Bekanntmachung, Empfehlung und Förderung des ganzen Instituts durch diese Blätter das Seinige beyzutragen. Er bemerkt zu diesem Ende noch, dafs alle Aufsätze, welche man der Societät zur Herausgabe mittheilen will, dem Hrn. Dr. und Prof. *Peter Luchtmans* in Leiden zugesendet werden müssen.

An der Spitze des ersten Bandes stehen *Christ. Saxii Scholia litterario-critica ad L. A. Muratorii Novum Thesaurum Inscriptionum. Missus I.* Es ist bekannt, dafs dieser unermüdet thätige Gelehrte schon in früheren Jahren ein *Periculum Animadversionum* über *Gruters*

Reines und *Muratori Thesaurus* herausgab, welches in *Donatus* erstern Supplementbande zum Muratori wieder abgedruckt steht. Als Fortsetzung jener Animadversionen kann man gewissermafsen gegenwärtige Scholien betrachten, welche manchem Modehumanisten vielleicht durch den *priscus verborum strepitus* eine Befremdung abnöthigen, aber den Kenner gewifs zu der reinsten Bewunderung des darinn dargelegten Forschungsgeistes und der Fülle von Belesenheit auffodern werden. — So grofs und verdienstlich auch Muratori's Unternehmen war: so hat er sich doch bey der Ausführung desselben vorzüglich vier Hauptfehler zu Schulden kommen lassen. Erstlich führt er viele Inschriften als *ἀνέκδοτα* auf, welche sich schon bey Gruter, Reines, Spon, Fabretti, Gude u. a. vorfinden. Von des Erstern *Thesaurus* benutzte er nicht einmal die zweyte Ausgabe. Auch hat er manche Epigraphen mehr als einmal in sein Werk aufgenommen. Sodann mangeln seiner Sammlung mehrere hunderte solcher Steinschriften, welche die vorzüglichsten antiquarischen Werke, die er noch obendrein selbst unter den Händen hatte, darbieten. Die Zurückweisungen auf die Quellen sind drittens bey ihm eben so unvollständig als unzuverlässig. Oftmals fehlen sie ganz. Endlich hat der allzu desultorisch arbeitende Sammler dem verbessernden Kritiker noch eine sehr reiche Aerndte gelassen, besonders bey den Lücken der Steinschriften, welche entweder gar nicht angedeutet, oder wohl gar durch falsche Interpolationen ergänzt worden sind. — In diesem Aufsatze nimmt S. vorzüglich auf den ersten und dritten Punkt Rücksicht. Wenn die Quellen einmal eröffnet sind: so werden sie dann desto glücklicher gelautert, desto leichter bereichert werden können. Indessen finden sich auch in dieser kritischen Revision hin und wieder ausgesuchte antiquarische und Sprachbemerkungen; z. B. über den *Apollo Grannus* (S. 13. vgl. *Dio Cassius* LXXVII. *Anton. Carac.* 22. p. 1301); über den Unterschied zwischen *Dea Augusta* und *Augusta Dea* auf alten Denkmahlern (S. 14); von den Nachbildungen verschiedener berühmter Kunstwerke, die man oft für ein und dasselbe Stück angesehn und deshalb irrig beurtheilt hat (S. 23); über Apollo und den Sonnengott (S. 65), welche auf Steinschriften gemeinschaftlich das Beywort *invictus* führen, und vom Vf. daher, freylich ohne alle Zeitsonderung, für Eine Gottheit gehalten werden. — II. *Car. Segaar Specimen observationum criticarum in Isocratem.* Ein trefflicher Beytrag zur Verbesserung und Erklärung des noch immer mehr bewunderten als gelesenen Redners. Rec. hält diesen Aufsatz nebst dem zunächst folgenden von *Arntzen* für die instructivsten in der ganzen Sammlung. Mit ächt-hemsterhuysischen Geiste weifs der Vf. die alten Grammatiker, namentlich den Harpocration, für seinen Redner zu nützen, misstrauisch gegen ihre Verirrungen, aber aufmerksam auch auf den leisesten Wink, den sie zur Herstellung der richtigen, oft durch erklärende Einschaltungen verdrangten Lesarten geben; und in sorgfaltiger Entwickelung des Sinnes, so wie in mehr zweckmäfsiger als gelehrter Begründung der Wortbedeutungen wetteifert er mit dem berühmten Leipziger Herausgeber des Panegyrikus, den er oft mit ehrender Beystimmung nennt. So Paneg. c. 40., wo er ebenfalls *τῷ Κυρίῳ* setzt, aber das folgende *κατεύχεται*, weil es ganz der Sprechart des Isokrates gemäfs ist, beybehalt. C. 32 vertheidigt er, fast wie Valkenaer (Diatrib. in Europ. Rel. p. 188), die Volgata *αὐτόχειρας* gegen eine Muthmafsung, zu welcher Harpocrations *κακούργους* verleiten kann; allein das Einschiebsel *καὶ Φονέας* wirft er heraus. Ueber das letztere urtheilte *Morus* noch zweifelhaft; unserm *Wieland* hat auch hier, wie in unzahligen Stellen, unabhängig von der Autorität der Kritiker, sein richtiges Gefühl das Gesetz dictirt, nach welchem er in seiner meisterhaften Uebersetzung verfahren ist. In der Rede *de Pace* p. 185. c. schlägt der Vf. statt der gewöhnlichen Lesart *καὶ ταῖς ἄλλαις τοῦ Φανταίας ταῖς δι' αὐτῶν γιγνομέναις* aus einer Stelle des Harpocration folgende Aenderung vor: *καὶ ταῖς θαυματοποιίαις, ταῖς οὐδὲν ὠφελούσαις, ὑπὸ δὲ τῶν ἀνοήτων πρασσόμεναις.* Der Zusammenhang bestätiget es, dafs die Worte hieher gehören; allein Rec. findet durch diese Bestätigung zugleich seine Meynung bekräftigt, dafs man von mancher Rede des Is. ehemals wohl mehr als eine Recension hatte. Daher wird man auch mit der Chronologie solcher Reden eben so wenig ganz aufs Reine kommen, als es bey verschiedenen, oftmals überarbeiteten Dialogen des Platon möglich zu seyn scheint. — Noch müssen wir bemerken, dafs auch die Ausleger der heil. Bücher in diesem Aufsatze hin und wieder sehr lehrreiche Winke finden. Hebr. 12, 1. ist *περικειμένων* für *περικείμενον* und Coloss. 1, 19. noch glücklicher *κατοικῆσαι* (*collocare*) statt *κατοικῆσαι* vorgeschlagen, und v. 15—18 werden als Parenthese betrachtet. — III. *Henr. Jo. Arntzenii Observationum Sylloge.* Das 1 Kapitel dieser Observationen, welche insgesamt von seltenem historischen und kritischen Forschungsgeiste zeugen, liefert eine gedrängte Geschichte der römischen Gesetze über den Aeltermord. Wir heben hier nur das Neue und Wichtigere aus. Nimmt man, geleitet durch richtige Auslegung einer Stelle des Valerius Max. I. 1. ex. 13. an, dafs die Strafe des Säckens (*insui in culeum; μέλγος, ἀσκὸς βύσιος*) bereits unter Tarquins Regierung bey groben Verbrechen üblich war (vgl. *Wieling* ad *Chaffenaei* Paratitl. p. 301), nach dem Umsturze der Monarchie beybehalten, und in den XII Tafeln (*lege*) von den Decemvirn ausschliefslich den *parricidis* angedrohet wurde; und vereiniget man damit eine andere Stelle b. Dionysius Hal. IV. p. 260., in welcher der Vf. durch eine sinnreiche Interpunction den scheinbaren Widerspruch hebt: so lassen sich dann alle Schwierigkeiten, welche aus der Vergleichung anderer Nachrichten entspringen, leicht lösen; am leichtesten die oft angeführte in *L. 9. pr. D. de Leg. Pomp. d. paric.*, wo Modestin ausdrücklich jene Strafe auf den *mos majorum* zurückführt. Wenn ferner einige Rechtslehrer, zu gröfserer Verwirrung der Geschichte, aus zwey Stellen der Alten (*Cic. p. Rosc. Am. 25. Epit. Liv. 68.*) geschlossen, dafs L. Ostius unter den Römern der erste Vatermörder gewesen, dieses Verbrechen gleichwohl erst in der Folge an P. Malleolus geahndet worden sey, und seine Strafe mithin aus den XII Tafeln nicht abgeleitet

geleitet werden könne: so lag ihnen ob, entweder zu erweisen, dass die Strafe an dem Ofilius noch nicht vollzogen worden, oder zu bedenken, dass dieser zuerst als Vatermörder, M. hingegen, durch eine dem Sinne des Gesetzes angemessene extensive Interpretation, zuerst als Muttermörder mit dieser Strafe belegt worden sey. Wir übergehen die mannichfaltigen Schärfungen und Veränderungen dieses Gesetzes unter den Kaisern, die Hr. A. in einer zwar richtigen, aber nicht neuen historischen Deduction darlegt. Bey Gravina (*Origg. Juris Civilis* p. 459) finden wir dasselbe, nur kürzer zusammengefasst. — Im 2 Kap. wird zuerst ein Gesetz des Romulus, welches die Auszeichnung und Begünstigung des weiblichen Geschlechts zum Inhalt, und die Besänftigung der geraubten Sabinerinnen wahrscheinlicher Weise zur nächsten Tendenz hatte, nach einer Stelle des Plutarch (*Romul.* c. XX. p. 68 *ed. Hutten.*) sehr scharfsinnig erläutert, sodann ein anderes, welches die gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen der Patrone und Clienten begründete, mit gleicher Zweckmäfsigkeit und Deutlichkeit behandelt. — Im 4 Kap. wieder kritische Erläuterungen römischer Gesetze. Auch hier zeigen sich durchaus gründliche Sachkenntnifs und ein glückliches Divinationsvermögen in der schönsten Harmonie. Zur Probe nur die Erläuterung von *L. II. D. de usufr. accresc.* Der Vf. vereiniget zuförderst dieses Gesetz mit dem darauf folgenden zu einem Ganzen: *cum singulis ab heredibus singulis eiusdem rei fructus legatur, fructuarii separati videntur, non minus, quam si, acquis portionibus, duobus eiusdem rei fructus legatus fuisset, unde fit, ut inter eos ius accrescendi non sit, cum alius ab alio Herede usumfructum vindicat.* Dann hebt er die Schwierigkeit, welche vorzüglich in der Ungewifsheit lag, ob die Worte *acquis portionibus* auf die Legatare oder auf die Erben bezogen werden sollten, durch Einschaltung einer Parenthese: *non minus — fuisset.* Man sieht nunmehr sogleich den doppelten Grund ein, warum Papinian verschiedene Legatare, denen von mehreren Erben der Niefsbrauch einer und derselben Sache vermacht worden ist, für abgesondert, und unter ihnen das *ius accrescendi* für unstatthaft hielt. Denn soll man sie als unter sich verbunden betrachten, so mufs ihnen das Vermächtnifs von einem einzigen Erben hinterlassen werden; dann kann man sie aber auch, wie Papinian zur Erläuterung hinzufügt, eben so wenig für *re coniunctos* halten, als Legatare, welche *verbis coniuncti* sind, und denen die Nutzniefsung einer und derselben Sache zu gleichen Theilen hinterlassen worden ist. — Im 5 Kap. endlich wird die jährliche Schatzung der römischen Bürger unter Servius Tullius Regierung zufolge einer Stelle b. *Dionys. Hal.* IV. p. 220 beleuchtet. Hierbey eine treffliche Verbesserung in *Capitolin. Anton. Philos.* cap. 9. *atque hanc totam* (caussam liberalem) *lege de assertionibus firmavit.* — IV. *Jo. Ad. Nodell notae criticae in Ciceronem, Justinum et Horatium.* Des Vf. kritische Manier ist aus seinen früheren Schriften bekannt. Weit entfernt, sich in die höheren Regionen der Kritik zu erheben, in welchen nunmehr auch *Arntzen* neben einem Ruhnken und Wyttenbach glänzet, scheint er sich zu begnügen, wenn er, in der Ebene wandelnd, hier und da ein nützliches Blümchen aufliest. Z. B. Cic. de Legg. II, 6. wird so verändert: *Ait*, oder *et ait Theophrastus, auctor* u. s. w. Horat. II. od. 20. 5. *non ego, quem foves, Dilecte maecenas.* — Einen scharferen Blick in Wahrnehmung versteckter Corruptelen, ein geübteres Schönheitsgefühl und ein ausgezeichneteres Talent in der Wortkritik verräth V. *Jo. Sterke*, J. V. D. et scholae Daventr. Rect. *suspicionum criticarum specimen primum.* Properz, die lateinische Anthologie, Juvenal u. sein Scholiast, Vellejus Paterc., Cicero, Sulpicia, Eutropius und der *Auctor Collationis Legum Mosaic. et Rom.* gewähren reichen Stoff zu scharfsinnigen Vermuthungen. Wie z. B. Propert. I, 4. 13. *multus decor artubus*, sehr sinnreich für *multis decus artibus;* oder Cic. de Orat. II, 23 wo Ruhnken *in eodem veritatis tutandae genere* vorschlug, Hr. St. aber lesen will: *tamen sunt omnes in eodem veritatis* limandae *genere versati.* vgl. Off. II, 10. — Leichter und geringhaltiger erscheinen auf der Wage einer unpartheyischen Kritik VI. *S. Wyngaarden*, Gymnasii Campensis Rectoris, *Observationes Criticae.* Voraus gehen einige flüchtige Bemerkungen zum Hesychius, die sechs Stellen nachweisen, welchen der Lexikograph seine Glossemen angepafst hat. Sodann Vorschläge zur Berichtigung verdorbener Stellen in den griechischen Bukolikern. — *ἄπαν βύσσος, ἔργον ἐπ' ἔργῳ.* So dürfte leicht ein künftiger kritischer Editor dieser Dichter die Vorschläge des Hn. W. mit einem aus dem Theokrit selbst gewählten Motto sehr passend bezeichnen. Wie war es auch möglich, das Wahre zu treffen, da der Vf. gewöhnlich nicht wahrnahm, worin das falsche liegt? Man kennt z. B. das *λύχνιον ἐν πρυτανείῳ* (Theocr. XXI, 36) aus der Verlegenheit aller Ausleger. Unserem Kritiker ist diese Schwierigkeit keine Schwierigkeit; aber dafür ändert er das vorhergehende *ἄσσυσε ἐν βόμβῳ* sonderbar genug in *ἀλλ' ὄνος ἐν β.* um. Bion. Epitaph. A. v. 94 verbessert er: *Ἄδωνιν αἱμὰν ἐπαείδουσιν.* Waren die Verse 94—96 ächt, woran Rec. noch immer zweifelt: so würde *ταὶ μέν* leichter und richtiger seyn. Mit mehrerm Glück hat Hr. W. noch einige Verfälschungen im Tibull, Properz und Horaz zu heben versucht. — VII. *Jo. Steph. Bernard*, Med. D. *Animadversiones in scriptores quosdam graecos.* Der nunmehr verstorbene Arzt, *Bernard*, hatte mit seinem ehemaligen deutschen Zunftgenossen, *Triller*, nicht blofs eine ausgebreitete Kenntnifs und Belesenheit in der alten Literatur, sondern auch die den Kennern und Liebhabern derselben gleich unbehagliche Duplicität in der Kritik gemein. Selten entlafst er bey verdorbenen Stellen den Leser, ohne ihm zwey bis drey Wege zur Verbesserung zu zeigen, unter welchen er sodann den beliebigen selbst einschlagen und behaupten mag. Diesen Charakter verleugnen auch gegenwärtige Animadversionen nicht, welche sich auf einzelne Stellen des Theophylactus, Photius, Cinnamus, Jamblichus, Xenophon, Ephesius, Plutarchus, Nicander u. a. beziehen. In des letztgenannten Alexiph. v. 551. (566. ed. Schneid.) setzt er sehr richtig und

dem Sprachgebrauche des Dichters gemäfs ἐν λίτρῳ χρυσίου, wo der neueſte und gelehrteſte Herausgeber eine ſpätere Interpolation der Aufnahme würdigte. So glücklich übrigens B. auch hier mehrere Stellen der Alten behandelt, zu deren Heilung oder Erklärung dem Humaniſten gewöhnlich die nöthigen Hülfskenntniſſe abgehen: ſo finden wir doch, dafs er dieſe Kenntniſſe zuweilen früher als den Zuſammenhang oder den Sprachgebrauch zu Rathe gezogen hat. Wir wollen dieſs nur an einer Emendation des Athenäus (II, c. 21. p. 99. ed. Schäfer.) zeigen, welche ſich dem erſten Blicke leicht empfiehlet. Die Rede iſt von ſchädlichen *Champignons*: οἱ κατὰ τὸ ἑψηθῆναι καὶ τα-θῆναι πεπτόκασι: Man begreift nicht, wie ſie durch *Aufſetzen auf die Tafel* (*menſae impoſiti* gibt es *Dalechamp.*) härter und zäher werden. Oder meynt Ath., dafs ſie dieſe Eigenſchaft zeigten, wenn ſie gekocht *hingeſetzt*, mithin nicht gebraucht würden? Dies ſcheint wieder nicht in den Worten zu liegen, welche nicht einmal den Zuſatz ἐπὶ χρόνον, ἐπὶ πολὺ oder einen ähnlichen haben. B. ſchlägt ἀρτυθῆναι vor, mit dem Zuſatze: *conditura enim fungos tales reddi accepi a coquo*. Nur konnte der niederländiſche Koch nicht wiſſen, dafs Athenäus gleich im folgenden ſolche ἀρτύματα oder ἡδύσματα, wie Salz, Honig, Eſſig u. ſ. w. ausdrücklich als Mittel nennt, jene ſchädlichen Champignons unſchädlich und genieſsbar zu machen. Die Sache wird noch deutlicher aus Athen. I, 5. p. 11. Rec. hilft ſich daher, um jenen Widerſpruch zu vermeiden, noch immer mit der Ueberſetzung von Villebrune, der wahrſcheinlich πιεσθῆναι geleſen hat: *après avoir été bouillis et ſerrés quelque temps, ſont comme coagulés.* — VIII. *Frid. Ludov. Abreſch notatorum Mss. ad Suidam collectanea.* Der Name des Kritikers berechtiget zu groſsen Erwartungen. Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man hier einen Pendant zu den Toupiſchen oder Tyrwhittiſchen Verbeſſerungen der Lexikographen ſuchen wollte. Dieſe *Notata* enthalten nichts als Zurückweiſungen auf Stellen, welche dem Suidas beym Aufzeichnen ſeiner Erklärungen und hiſtoriſchen Notizen vorſchwebten. Indeſſen werden ſie gewifs für den Kritiker, welcher nach neuen Erwerbungen für den Suidas ausgeht, und da nach Geſetzen der Verbeſſerung forſcht, wo ohne ſteten Rückblick auf die Quellen nur der Zufall zu ſpielen und die Willkühr zu herrſchen ſcheint, ein weit höheres Intereſſe haben, als die neulich bekannt gemachten Collectaneen des *Olearius*. — IX. *Gerardi Haſſelti Explicatio tituli calicis antiqui e ſuppellectile ſua.* Das Trinkgefäfs iſt hier auch abgebildet. Es iſt aus rother Erde, ſchwarz incruſtirt und mit weifsen Buchſtaben und Zierrathen verſehen, ganz von der Art und Bildung, wie mehrere bey Beger (*Theſaur. Brand.* T. III. p. 461) vorkommen. Auf dem unteren Rande des Bechers ſtehen die Buchſtaben M. I. S. C. E. Vor dem M ſteht noch ein anderes Zeichen, welches zur Noth für ein I gelten kann, allein, wie der Vf. bemerkt, von dem Künſtler blofs deswegen vorgeſetzt und ohne Punkt von der übrigen Schrift geſchieden war, *ut, unde legendo incipiendum eſſet, haberemus.* Die Inſchrift ſelbſt erklärt Hr. *H.* mit Canegieters Worten: *Miſce, nempe vinum aqua, niſi mavis Da bibere*, und fügt ſodann über dieſe Bedeutung mit einem ziemlichen Wortaufwand, aber nicht in der deutlichſten Sprache, ſehr bekannte Bemerkungen hinzu. — X. *A. Kluit, Antiq. et Hiſt. P. O. in Acad. Leidenſi.* — *Brevis conſpectus novi ſyſtematis de priſco jure venandi per Hollandiam ſtricte dictam, ad verba H. Grotii, Holl. Rechtsgel.* P. II. c. IV. n. 26. *'t kleyne Wildt mogen vangen* (overal) *alle Edelluyden ende vornaemſte Amptluyden — Andere luyden mogen nog Haſen nóg Conynen vangen, ſelf niet* op haar lant — *alſoo de landen dat ongeryf van ouds onderworpen zyn geweest.* Bey der Unterſuchung der ſtreitigen Frage, ob das Jagdrecht Regal oder ein Zubehör der Landgüter und Waldungen ſey, unterſcheidet der Vf. zuförderſt Landeseigenthum (*dominium imperii*) von der Landeshoheit, welche jenes vorausſetzt. Domainen, welche in jenem enthalten waren, wurden im Mittelalter oft *regio more* angeſehenen Dynaſten ertheilt. So erhielten die Grafen von Holland die ihrigen. Nach dem Vf. hat das Wort *domanium* eine dreyfache Bedeutung. Es bezeichnet 1) den Beſitz des Territoriums ſelbſt, 2) Kammergüter, 3) diejenigen Rechte, welche ſich die Grafen, ſo oft ſie Vaſallen mit ihren Domainen belehnten, vorzubehalten pflegten. Nun übten aber die Grafen von Holland das Jagdrecht nicht vermöge der Landeshoheit aus, ſondern als Landeseigenthümer (*Lands of - Grondheeren*), als Beſitzer von Domainen in der erſten Bedeutung des Wortes, welche ihnen vom deutſchen Reiche als unbeſchränktes Allod ertheilt worden waren. Bauern und die Bewohner ſolcher Städte, die von den Grafen auf dem Boden ihrer eigenen Domainen angelegt waren, hatten eben ſo wenig ein Jagdrecht, als Landedelleute in jenen Gütern, mit denen ſie von den Grafen waren belehnt worden. Eine Ausnahme bey den letzteren machte jedoch die beſondere Belehnung mit dem Jagdrecht, oder der Beſitz freyer Allode, deren es aber, wegen des groſsen Umfangs der Domainen, nur wenige gab. — So fruchtbar dieſe ganze Abhandlung an neuen Erörterungen und Behauptungen iſt: ſo ungern bekennt Rec., dafs ihr durchaus eine feſtere Begründung der aufgeſtellten Hypotheſen eben ſo ſehr, als Präciſion im Ausdruck und überhaupt eine lichtvolle Darſtellung mangelt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. August 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Encyklopädie aller mathematischen Wissenschaften, ihre Geschichte und Literatur in alphabetischer Ordnung. Erste Abtheilung*, enthaltend die reine Mathematik und praktische Geometrie, das ist: Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Analysis, Feldmeskunst, Forstgeometrie und Markscheidekunst. *Erster Band.* Mit einer Vorrede des Hn. Hofr. *Kästner*. Herausgegeben von *G. E. Rosenthal*. A und B. Mit XII Kupfertaf. 1794. 438 S. *Zweyter Band.* C. Mit XII Kupfert. 1795. 400 S. 4.

Auch unter dem besondern Titel: *Encyklopädie der reinen Mathematik und praktischen Geometrie* etc.

2) Desselben Werkes *fünfte Abtheilung*, enthaltend die *Kriegswissenschaften*, das ist: Kriegskunst, Kriegsbaukunst, Artillerie, Minirkunst, Pontonier, Feuerwerkerkunst und Taktik. *Erster Band.* Mit einer Vorrede des Hn. Ingenieur-Major *Müller* in Göttingen. Herausgegeben von *G. E. Rosenthal*. A. Mit XIX Kpftaf. 1794. 356 S. *Zweyter Band.* Ba — Be. Mit XXI Kpftaf. 1794. 398 S. *Dritter Band.* Bi — Ci. Mit XX Kpftaf. 1795. 372 S. 4.

Ebenfalls unter dem besondern Titel: *Encyklopädie der Kriegswissenschaften* etc.

So viel sich gegen die Mode unserer Zeit, die Wissenschaften in lexikalischer Form abzuhandeln, sagen läfst, so viel läfst sich doch auch zu ihrer Rechtfertigung anführen. Denn wenn sie von der einen Seite mit dem Wesen einer Wissenschaft zu streiten scheint, wenn sie dem Hange zum oberflachlichen Wissen, dem man auf alle Weise entgegen arbeiten sollte, ausnehmend beförderlich ist: so gewährt sie auf der andern Seite den Vortheil, unserm Gedächtnisse bey der täglich wachsenden Menge von Sachen, die es fassen soll, eine unentbehrliche Hülfe zu leisten, und uns die Bekanntschaft mit solchen Gegenständen, die aufser dem eigentlichen Kreise unsers Studiums liegen, und deren Kenntnifs uns oft sehr wichtig ist, überaus zu erleichtern. Am wenigsten sollte man glauben, wie auch Hr. Hofr. Kästner in der Vorrede bemerkt, könnte diese Form für die mathematischen Wissenschaften passen, bey denen — besonders in dem reinen Theil derselben — bekanntlich so viel auf die Ordnung und Folge der Sätze ankommt; und doch haben wir gerade über diese Wissenschaften ein Lexicon von einem Manne, der die mathematische Methode sehr gut kannte, und fast über die Gebühr schätzte — von *Walfen*. So mangelhaft auch dessen Arbeit noch ist, so zeigt sie wenigstens die Ausführbarkeit der Sache, und es ist, dünkt uns, nicht schwer, die Idee von einem vollkommenern Werke der Art zu fassen.

Niemand wird wohl so thöricht seyn, die Mathematik aus einem solchen Werke erst lernen zu wollen — dazu sind die systematischen Lehrbücher tauglicher — nur über einzelne Gegenstände derselben kann man hier eine genauere Auskunft verlangen, und von einzelnen Begriffen eine deutliche Erklärung suchen. Man mufs es also auch nicht für Anfänger anlegen wollen, sondern schon einen gewissen Grad von mathematischer Kenntnifs voraussetzen. Man könnte vielleicht irgend ein beliebtes Lehrbuch der mathematischen Anfangsgründe zum Grunde legen, und verlangen, dafs wenigstens die darinn enthaltenen Sätze demjenigen geläufig waren, der das Wörterbuch gebrauchen wollte; man könnte alsdann bey vielen Artikeln darauf hinweisen, und so wäre schon sehr viel gewonnen. Ferner müfste man besonders darauf sehen, dafs diejenigen Artikel, die in einer Beziehung mit einander stehen, auch mit Rücksicht auf einander bearbeitet würden, so dafs sie zusammengenommen ein Ganzes ausmachen, und eine hinreichende Kenntnifs der Sache gewähren. Man dürfte also nicht bey dem einen Artikel ungefähr so viel geben, als man etwa aufgetrieben hätte, und einen andern verwandten desto magerer stehen lassen, sondern es müfste ein gewisses Ebenmaafs beobachtet, und weder zu viel noch zu wenig gegeben werden. Auch müfste durchgängig eine gleiche Sprache und Bezeichnungsart darinn herrschen, und z. B. nicht das einemal *Ordinate* genannt werden, was gleich darauf *Applicate* heifst, oder bald die Wolfische und Leibnitzische, bald die ältere Bezeichnungsart der Proportionen gebraucht werden. Eine Hauptsache endlich wäre es, dafs die Artikel nicht so abgefafst würden, dafs sie nur dem verständlich wären, der schon weifs, was er darunter finden wird, und sie nicht erst aufzuschlagen braucht, sondern dafs sie demjenigen wenigstens einen historischen Begriff von der Sache geben, der hier Belehrung sucht. Dazu ist es gar nicht nöthig, jedesmal *ab ovo* anzufangen: sondern da man theils eine gewisse Summe von mathematischen Kenntnissen voraussetzen, theils sich auf die verwandten Artikel beziehen könnte, so würde man oft mit wenigen Worten ausreichen. Besonders wäre dies der Fall bey Erklärung einzelner Kunstausdrücke, wie *Ordinate, Abscisse, Subtangente*, wo man dem Texte durch Figuren zu Hülfe kommen kann. Bey Lehrsätzen, Aufgaben etc. müfste man vor allen Dingen den Sinn des

Satzes begreiflich machen; dann könnte gezeigt werden, worauf es dabey hauptsächlich ankomme, was für Schwierigkeiten etwa obwalten, ob sie bereits gehoben wären oder nicht, und wenn das erstere, was für Wege die Mathematiker dazu eingeschlagen haben u. dgl. mehr. So viel lafst sich, glauben wir, auch dem verständlich machen, für den die Rechnungen selbst zu schwer seyn würden. Alsdann würde es von der Stärke des Werkes abhängen müssen, in wiefern die verschiedenen Methoden und Rechnungen selbst einzurücken oder nur nachzuweisen wären. Denn man könnte sich allenfalls begnügen, Eine Art der Auflösung ausführlich dargestellt, und von den andern nur die gehörigen Schriften citirt zu finden. Auf diese Weise würde sich die Geschichte oft schon mit der Erläuterung selbst verbinden lassen; die Literatur aber könnte noch einen besondern Platz einnehmen.

Man sieht leicht, dafs zu einer solchen Arbeit nicht gemeine Kenntnisse und kein gemeiner Kopf erfodert würden. Wer sie übernähme, müfste nicht nur die Sachen vollkommen übersehen, und im Stande seyn, sich die nöthigen literarischen Hülfsmittel zu verschaffen, sondern er müfste auch eine vorzügliche Beurtheilungskraft besitzen, um die Grenzen eines jeden Artikels gehörig zu bestimmen, und die Kunst verstehen, sich kurz und doch deutlich auszudrücken. Nun darf man nur das Verzeichnifs der auf oben angeführten Titeln genannten Wissenschaften lesen, um einzusehen, wie viel schon dazu gehöre, die zu diesen beiden Abtheilungen erfoderlichen Kenntnisse zu besitzen. Nimmt man aber noch die drey übrigen Abtheilungen dazu, (s. Intelligenzbl. der A. L. Z. 1793. Nr. 120.); so verzweifelt man, dafs irgend Ein Gelehrter im Stande sey, in allen diesen Fächern etwas Befriedigendes zu leisten. Wenn diese Vorstellung von der einen Seite schon im voraus ein Mifstrauen gegen die vorliegende Encyklopädie in uns erregt, so kann sie uns von der andern zu einer desto billigern Beurtheilung derselben geneigt machen.

Hr. R. hat sich nirgends über den Plan und die Grenzen seiner Arbeit erklärt. In den Vorreden erfahrt man nichts davon, da sie von Männern herrühren, die mit dem Werke selbst wenig oder nichts zu thun haben, und daher wohl gute Wünsche und Hoffnungen fassen konnten, aber kein bestimmtes Urtheil zu fallen, und dem Publicum durch ihr Ansehen eine sichere Gewahrschaft zu leisten im Stande waren. Wir können also auch nichts anders thun, als uns unmittelbar an die Ausführung selbst halten, und versuchen, unsern Lesern einen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu geben.

Wirft man einen Blick auf das Ganze, so überzeugt man sich leicht, dafs man hier eine reichhaltige Sammlung von Notizen über die auf dem Titel genannten Gegenstände erhält, die von dem Fleifs ihres Urhebers keine geringen Begriffe erweckt. Hr. R. hat sich seiner ungünstigen Lage ungeachtet eine Menge von Büchern, darunter solche, die nicht in jedermanns Hände kommen, zu verschaffen gewufst, und sie mit grofser Emsigkeit benutzt. Man erlangt also durch diese Arbeit schon den Vortheil, dasjenige ohne Mühe beysammen zu finden, was man aufserdem nicht ohne ansehnlichen Zeitverlust und ohne den Besitz einer betrachtlichen Bücherfammlung aufsuchen würde.

An Vollständigkeit in den Artikeln scheint es nicht zu fehlen, wenigstens hat Rec. keinen von Bedeutung vermifst. Eher könnte man dem Vf. den Vorwurf einer allzugrofsen Vollständigkeit machen. Denn einmal hat er denselben Artikel öfters nicht nur unter mehr als einer Benennung, der deutschen und der lateinischen oder französischen, sondern nicht selten auch erst unter dem Haupt-, dann unter dem Beyworte aufgeführt. In einem deutschen Wörterbuch aber wird man wohl nur da die Sachen unter einem fremden Namen aufsuchen, wo man keine eigenen Ausdrücke in unsrer Sprache hat. Hier hingegen findet man *Angulus s. Winkel; Angulus acutus s. spitziger Winkel; Angulus rectus s. rechter Winkel* u. s. f. alle Arten von Winkeln nach ihren lateinischen Benennungen. Oder *Boetes à feu s. Sturmtopfe; charger s. laden; chariot de Bagage s. Räftwagen; chariot de Munition s. Munitionswagen* u. dgl. m. Dies ist schon deswegen tadelnswerth, weil es doch nicht thunlich war, es mit allen Artikeln so zu machen; welche haben nun das Recht unter lateinischen, und welche unter französischen Namen aufgeführt zu werden? Ganz anders wäre es, wenn Hr. R. den deutschen Ausdrücken die ausländischen *beygesetzt*, und dies so viel möglich bey allen Artikeln gethan hätte, wie es z. B. in dem Gehlerischen physikalischen Wörterbuch beobachtet ist. Nicht genug aber, dafs die ausländischen Ausdrücke besonders angesetzt sind, so kommen sie auch wohl mehr als einmal vor. So steht z. B. *Aequatio affecta; Aequatio algebraica*: und hinwiederum *Affecta aequatio; Algebraica aequatio*, und jedesmal wird man auf den deutschen Ausdruck verwiesen, wo man den lateinischen noch einmal, und also zum drittenmal, findet. — Alsdann kommen Artikel vor, die eigentlich gar nicht hieher gehören; z. B. *Abnehmen*, bey einem Spiel; *Ambe*, bey der Lotterie — wenn alles, wobey ein Zählen vorkommt, in die Arithmetik, und folglich in dieses Lexikon gezogen werden sollte, so würden hundert Folianten nicht hinreichen, es zu fassen; *Alterum tantum* — dafs dieses *noch einmal so viel, doppelt so viel* heifst, findet man in lateinischen Wörterbüchern, und was bey Zinsen nach den römischen und nach den Reichsgesetzen erlaubt ist, gehört in die Rechtswissenschaft, nicht in die Arithmetik. Oder in der Kriegswissenschaft *bistapia* — da die alten Griechen und Römer keine Steigbügel hatten, so lafst sich auch nichts von ihren Steigbügeln sagen, und was sie an die Stelle derselben setzten, gehört allenfalls unter den Artikel *Steigbügel*, nicht unter dies neu-lateinische Wort; *Bogen der Irokesen, Brasilianer und Mexikaner* — warum soll gerade von diesen gesprochen werden, da sonst in diesem Werke nicht von der Kriegskunst und den Waffen der aufser europäischen Völker die Rede ist?

Noch

Digitized by Google

Noch weniger ist es zu billigen, dass die Artikel bald unter ihren *Haupt-*, bald unter ihren *Beywörtern* abgehandelt sind, so dass man nicht voraus wissen kann, wo man einen finden werde, was bey einem Werke von so vielen Bänden doppelte Beschwerde macht. Wer wird wohl vermuthen, dass er *birnförmige Kammer* im Buchstaben B; *ähnliche Verhältnifs* oder *apollonische Parabel* im A; *Carpi's Befestigungsmanier* im C, und überhaupt die Befestigungsmanieren der verschiedenen Ingenieurs jede unter dem Namen desselben zu suchen habe, da er doch *blinde Granate* unter *Granate; arithmetische Proportion* unter *Proportion*; *Belagerungsart der Türken* unter *Belagerungsart* findet? Eben so schlimm ist es, dass unter manchen Rubriken Sachen begriffen sind, die man da nicht erwartet, und andere Artikel so unbestimmt angegeben sind, dass man nicht weiss, was sie enthalten sollen. Ist es nicht befremdend, unter dem Artikel *Acker* die Benennungen und Grofsen der in verschiedenen Ländern gewöhnlichen Feld- und Wiesentheilungen, was z. B. ein *Strieg*el, ein *Sattel*, ein *Gelege* etc. etc. sey, zu finden? Das würde man natürlicher unter diesen Wörtern selbst suchen, wenn es anders überhaupt hieher gehört. Oder wer wird wohl glauben, dass unter eben diesem Artikel eine Vergleichung der Längenmaafse verschiedener Orte, selbst der neuen französischen, gegen das *Nordhäuser* Maafs anzutreffen sey? — Ferner was soll man sich unter einem Artikel, wie *Cirkel-Lehrsatze*, denken? Was vom Cirkel zu lehren sey, sollte man glauben, befände sich unter dem Worte *Cirkel*. Und betrachtet man die hier befindlichen Sätze näher, so sieht man eben keinen Grund, warum blofs sie und keine andern hier aufgenommen sind. Ja der letzte Satz ist nicht einmal ein Lehrsatz, sondern eine *Aufgabe*, die, weiss der Himmel wie, zu der Ehre gekommen ist, hier zu stehen, da sie eigentlich in die Optik oder Perspectiv gehört. — Noch viel unbestimmter ist der Artikel *Aufgabe*, der auf 60 Quartseiten einnimmt, und unter den der Vf. eine *Farrago* von Aufgaben aller Art zusammengetragen hat, so dass es Noth thäte, man hätte blofs über diesen Artikel ein eigenes Register.

Was die Ausarbeitung der einzelnen Artikel anbetrifft, so ist sie dem Vf. da am besten gelungen, wo der Inhalt historisch oder beschreibend ist. Dergleichen Artikel kommen am häufigsten in der Kriegswissenschaft vor; diese scheint uns daher auch im Ganzen den Vorzug vor der reinen Mathematik zu verdienen. Mit den theoretischen Artikeln hingegen sind wir nicht sehr zufrieden. Gewöhnlicher Weise scheint der Vf. hier seinen Gegenstand nicht recht übersehen und durchdacht zu haben. Daher ist er nicht im Stande gewesen, sich bündig und deutlich auszudrücken, die Hauptsachen gehörig heraus zu heben und ins Licht zu stellen, und die Grenzen eines jeden Artikels richtig zu bestimmen. Bald hat er Sachen in einen Artikel aufgenommen, die nicht hinein gehören, bald andere weggelassen, die man erwartet; bald ist er zu kurz, bald zu weitläuftig, und man sieht leicht, dass er jedesmal ungefähr so viel gab, als er eben zusammengetragen hatte, nicht immer das, was zur gehörigen Erläuterung der Sache erfoderlich war. Dies alles wird sehr begreiflich, sobald man bey näherer Untersuchung findet, dass das meiste hier aus andern Büchern *wörtlich* übergetragen ist. Bey dieser Methode läfst sich freylich nichts vollständiges und genaues erwarten. Nun verlangt man zwar in einem Werke dieser Art keine neuen Entdeckungen, aber doch das bisher bekannte nicht blofs zusammengeschrieben, sondern eigen verarbeitet. Hr. *R.* hat überdies noch die Unart gemeiner Compilatoren, seine Quellen nicht zu verrathen — was bey einem Werke, das die Literatur mit begreifen soll, doppelt tadelnswerth ist. Nur dann und wann macht er eine Ausnahme, besonders wenn es *Kästnern* gilt. Es wäre aber auch die Undankbarkeit gar zu weit getrieben, wenn er diesen nicht einmal genannt hätte, da er aus dessen Schriften *blofs im zweyten Bande* der reinen Mathematik *mehr als* 200, schreibe *zweyhundert*, Octavseiten genommen hat. — Zur Rechtfertigung unsers Urtheils berufen wir uns nur auf die Artikel *Addition*, *Algebra*, *Aufgabe*, *binomischer Lehrsatz*, *Cirkel* und was dahin gehört; *Cubikwurzel*, — die wir der dabey unvermeidlichen Weitläuftigkeit halber hier nicht näher durchgehen können. Dagegen wollen wir ein paar andere Beyspiele anführen, aus denen man zugleich die Schreibart des Vf. kennen lernen kann. *Aehnliche Dinge* erklärt er durch „solche, in welchen dasjenige einerley ist, wodurch sie von einander sollen unterschieden werden." — „*Aehnliche Figuren*", heifst es, „sind, die durch nichts, was „in ihnen verständlich ist, sich unterscheiden lassen. Da „nun in den geradlinichten Figuren die Gröfse der „Winkel und das Verhältnifs der Seiten verständlich „ist: so sind die geradlinichten Figuren einander ähn„lich, wenn die gleichnamigen Winkel einerley Grö„fse und die gleichnamigen Seiten einerley Verhältnifs „haben." — Nicht viel deutlicher ist das, was er über *ähnliche Verhältnisse* sagt; besonders ist das Euklidische Verfahren sehr verworren ausgedrückt: „Daher, heifst es, „hat Euklides ein anderes Kennzeichen gleicher „Verhältnisse gegeben, damit es sich sowohl auf Ratio„nal- als Irrationalverhältnisse schickte, indem Eukli„des saget: A habe zu B eben das Verhältnifs, welches „C zu D hat, wenn beständig, so man A und C durch „eine Zahl, B und D durch eine andere Zahl multipli„cirt, oder A und C gleich vielmal und B und D eben„falls gleich vielmal, jedoch nicht eben so vielmal als „A und C nimmt, das Vielfältige von C gröfser oder „kleiner ist, als das Vielfältige von D, oder auch je„nes diesem gleichet" u. s. w. — Ueber *Analysis speciosa* erklärt er sich so, dass man gar nicht erfährt, was sie ist. Wohl aber lernt man hier, wer der Erfinder der *geometrischen Analysis* ist, wer diese bearbeitet, und wer sich ihrer *bisweilen* und *besonders* bedient hat, ungeachtet ihr ein eigener langer Artikel gewidmet ist. Zu der Erklärung von *arithmetischem Complement* wird als ein Exempel ein Spiel (*Piquet à Cheval*) angegeben und sehr umständlich beschrieben, das gar nicht mit ihr zusammenpafst. Ueberhaupt sind die Rechnungsexempel bey manchen Artikeln ohne Noth gehäuft, als

ob das Werk ein Uebungsbuch für Anfänger seyn sollte, indefs doch andere Artikel so abgefafst sind, dafs sie nur geübten Geometern verständlich sind.

Selbst beym Abschreiben hat er nicht immer die gehörige Vorsicht angewandt; z. B. in dem Artikel *Astrolabium*, der gröfstentheils aus *Mayers praktischer Geometrie* genommen ist, ohne dafs diese dabey citirt wäre, heifst es S. 132. am Ende: „Wie man übrigens diesen Strich in die gehörige Lage bringt, soll *unten* gezeigt werden," — so stehts wörtlich im *Mayer* l. c. I. S. 395., und M. erfüllt sein Versprechen S. 506 ff., hier aber kommt weiter unten nichts davon vor. Noch schlimmer ist es, dafs er in demselben Artikel da, wo von den Fehlern des Instruments gehandelt wird, den *dritten* Fehler im Mayer ganz übergangen hat, weil er da nicht in einer Reihe mit den andern, sondern im 11ten Kapitel besonders betrachtet ist. — Der Artikel *Augenmaafs* ist, zwar stillschweigend, aber nichts desto weniger buchstablich, aus *Lamberts Beytragen* I. §. 21 u. f. abgeschrieben, und nicht einmal der fehlerhafte Ausdruck im 25sten §. verbessert: „Hr. Smith führt be„sondere Observationen an, wie er nebst vielen andern „gefunden, dafs ein gewisser Punkt am Himmel über „einem gewissen Punkt der Erde *von allen einmüthig „zu stehen geschienen habe.*" — Einer der wichtigsten Artikel ist unstreitig *binomischer Lehrsatz*. Dieser fangt hier so an: „Binomischer Lehrsatz heifst folgender „Satz von seiner zweytheiligen Wurzel (a + b) auf die „Potenz m erhoben," — und nun folgt die Formel aus *Kaftners Analysis endlicher Gröfsen* §. 141. (versteht sich, ohne diese zu citiren). Wer ist wohl im Stande, sich aus dieser Einleitung einen Begriff vom binomischen Lehrsatz zu machen, d. h., nur einzusehen, was man darunter verstehe? Und ist denn eine Formel ein Satz? Allein was das Aergste ist, so wird für ein Glied in der Reihe der Buchstabe P als Coefficient gebraucht, ohne dafs dessen Bedeutung aus Kästnern erklärt wäre. Um also die Formel zu verstehen, mufs man schon wissen, was der Buchstabe sagen will, das heifst, man mufs schon wissen, was der binomische Lehrsatz sey, und so hätte Hr. R. sich die ganze Mühe des Abschreibens ersparen können.

Von der *Literatur* endlich, die auf dem Titel versprochen wird, mache man sich hier keine grofsen Hoffnungen. Hie und da wird wohl eine Schrift angeführt, bisweilen auch mehrere; aber im Ganzen will das nicht viel sagen. Wie schon vorhin bemerkt worden ist, so erfährt man nicht einmal immer die Bücher, denen ein Artikel unmittelbar seine Entstehung verdankt. Wo viele Schriften angeführt sind, wie bey dem Artikel Algebra, Cirkelquadratur, da steht auch alles unter einander, gutes und schlechtes, wichtiges und unwichtiges. Die Bücher sind nämlich nach ihren Jahrzahlen geordnet, und hier verfuhr der Vf. so gewissenhaft, dafs er sogar verschiedene Theile desselben Werks, wenn sie zu verschiedenen Jahren herausgekommen sind, jeden nach seiner Jahrzahl besonders anführt. Eben deswegen sind auch die Uebersetzungen von ihren Originalen getrennt.

Dem Verleger mufs man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er für gutes Papier und correcten Druck, besonders in den Rechnungen und Tafeln, gesorgt hat. Auch fallen die Kupfer meistens recht gut ins Auge; nur ist es etwas beschwerlich, dafs die einzelnen Figuren nicht immer nach der Ordnung, sondern oft so unter einander gestellt sind, dafs sie sich schwer finden lassen.

VOLKSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann*, von *Ch. Gottl. Steinbeck.* Dritte Auflage. 1794. 169 S. 8. (4 gr.)

2) Gera, in d. Expedition der deutschen Volkszeitung: *Der hundertjährige Kalender ohne Schnurpfeifereyen*, ein Volksbuch vom Vf. des aufrichtigen Kalendermannes. 1795. 190 S. 8.

In 19 Gesprächen, (die eben keinen Meister im Dialogisiren verrathen,) belehrt der Vf. in Nr. 1. seinen *Augusi* von Sonne, Mond und Sternen, von dem Laufe der Planeten, den himmlischen Zeichen, Sonnen- und Mondsfinsternissen etc., welchen Unterricht er in Nr. 2. das man auch laut eines zweyten Titels als den II Theil des aufrichtigen Kalendermannes ansehen kann, fortsetzt, indem er ihm die übrige Terminologie, Einrichtung und selbst Verfertigung eines Kalenders bekannt macht. So deutlich und fafslich dies nun auch alles geschieht, so ist doch sehr zu zweifeln, ob diese Gegenstände Interesse und Verständlichkeit genug haben, um von Bürgern oder Bauern aus diesen Gesprächen hinlänglich begriffen zu werden. Die Absicht des Vf. geht aber auch eigentlich nur dahin, den Fürsten vorzuarbeiten, welche ihre Unterthanen unter andern auch mit einem bessern Kalender beglücken wollen. Damit nun die Unterthanen diese Wohlthat nicht aus Unwissenheit von sich stofsen, (wie wohl eher die Unterthanen Friedrichs des Grofsen gethan haben) so hat der Vf. den gemeinen Mann durch diese zwey Büchlein dafür empfänglich zu machen gesucht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. *August* 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Reise eines Liefländers* von Riga nach Warschau, durch Südpreussen, über Breslau, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg, Linz, Wien und Klagenfurt, nach Botzen in Tyrol. I—VI. Hefr. 1795—1796. 162. 205. 209. 241. 264 und 306S. 8.

Der Liefländer gehört zu den *kranken* Reisenden, aber zu denen, die man sehr gerne sieht, weil sie keine andere als gefällige Launen haben, und noch ungleich mehr Witz als Hypochondrie. Er reiset, um sich an Scenen und Ansichten zu ergötzen, an deren Genuss er gewöhnt ist, und die Menschen, die er in vielerley Gestalten kennen gelernt hat, unter mancherley Verkleidungen wieder zu sehen. Wenn er schreibt, so geschieht es mehr sich als den Lesern zu Gefallen, die er unterhält, während er sich selbst die Zeit kürzt; und wenn es ihm gelungen ist, den letztern einen Theil des Vergnügens zu verschaffen, das er auf seiner Reise selbst genoss, so hat er seine ganze Absicht erreicht. Neues hat er ihnen überhaupt wenig zu sagen; den Gelehrten und Staatskundigen von Profession am allerwenigsten. Er ist ein Dilettante, der unter einem Publicum von Liebhabern sich unter seines Gleichen befindet. — Es wird nicht nöthig seyn, den geistreichen Vf. gegen seine eigene Bescheidenheit in Schutz zu nehmen. Wenn die Kunst seiner Bemerkungen eine alltägliche Erscheinung ist, so enthält diese Reise nur gemeine Dinge; und wenn Zahlen, Namen und Messungen den Begriff der Länderkunde erschöpfen, so hat der Forscher hier wenig Ausbeute zu erwarten. Aber schwerlich wird man den Vf. auf seinem Wege durch ein Land, eine Provinz, eine merkwürdigere Stadt begleiten, ohne an Welt- und Menschenkenntniss zu gewinnen. Die Sitten, die Cultur, die Eigenthümlichkeit eines Volks, die Verschiedenheiten, welche Stände, Glücksgüter und Gewerbsarten in seinem innern Zustand sichtbar machen, hat der Vf. überall mit einem scharfen und glücklichen Blicke aufzufassen gewusst. Ob seine Beobachtungen in dieser Rücksicht den Reiz der Neuheit haben, wird das Gefühl der Leser ohne unser Zuthun entscheiden. Der witzige Schriftsteller ist überhaupt selten in dem Fall, etwas Verbrauchtes vorzubringen; denn auch das Alte wird unter seinen Händen neu.

Zu Ende des Aprils 1793 trat der Vf. seine Reise an. Die Beschreibung des Postenlaufes, der Wege und Ansichten, die auf der Grenze von Liefland ihren Anfang nimmt, und bis an das Ende der Reise als ein grosses, fortschreitendes Gemälde ununterbrochen fortgeführt ist, verräth gleich die Meisterhand. Wir möchten jedoch keinem Schriftsteller rathen, sich auf ein so leicht ermüdendes Detail einzulassen, der sich einer minder lebhaften Darstellungskraft bewusst ist als unser Vf. Der Weg von Riga nach Warschau ward übrigens sehr schnell zurückgelegt (96 Meilen in 6 Tagen), so dass man hier über Lithauen etc. nur wenig findet, einige treffende Bemerkungen ausgenommen, wie sie ein geübter Beobachter im Fluge auffassen kann. Gleich beym Eintritte in Lithauen werden die Folgen des verunglückten Constitutionsreichstages sichtbar, von der Fahrlässigkeit der Zollbedienten und dem trunkenen Muthe der russischen Musketiers an bis zum Aufenthalte des Königs. Bey Grodno heisst es: „dass ein König da war, davon zeigte sich keine Spur. Vor dem Pallaste desselben bemerkte man keinen einzigen Wagen, aber desto mehr vor der Wohnung unsers (des russischen) Bothschafters. Die Umgebungen unsrer Staabsofficiere, die mit Vieren und Sechsen einher fuhren, waren sehr prächtig und füllten fast alle Strassen; die polnischen Grossen hielten sich, in einem bescheidenen Wagen wie versteckt, an den Seiten der Strassen." Der Abstich, den der lithauische Boden, die Landescultur, die Bauart der Flecken und Dörfer, das Aeussere der Einwohner, das römische Bekenntniss, gegen Liefland und Kurland machen, wird sehr lebhaft gezeigt. Juden, als Postknechte und Nachtwächter; in manchem Städtchen sind sie wohl auch *die Vornehmen*. Richtige Bemerkungen über den gemeinschaftlichen Charakter leibeigener Völker; das Verhältniss zwischen Herren und Bauern lässt sich überall aus dem einfachen Contracte erklären: *Arbeit für Futter*. Sehr auffallend contrastirt dagegen der Zustand der sogenannten deutschen Bauern in dem *freyen* Dorfe Gog. Einige Nachrichten von *Tyssenhausens* (Hofschatzmeisters von Lithauen), meist vergeblichen Versuchen, das Fabrikwesen empor zu bringen. Von der unglaublichen Verschwendung, die in Ansehung der Forste herrscht, führt der Vf. mehrere Beweise an; in andern Theilen Lithauens ist sie beynahe noch auffallender. Die lithauischen Posten werden gebührend gerühmt. — *Warschau.* Zuerst allgemeine topographische Bemerkungen, die einen sehr anschaulichen Begriff von der Stadt und der umliegenden Gegend geben. Man kennt die sinnreiche Manier und die Stärke des Vfs. in Gemälden dieser Art bereits aus dessen Schrift *über Paris und die Pariser;* denn schwerlich werden die Leser dem Liefländer bis hieher gefolgt seyn, ohne zu errathen, dass er mit dem Vf. der letztern Schrift einerley Person sey. Man sieht das selt-

ſame Gemiſch von Palläſten und ſchmutzigen Hütten, die Warſchau enthält, gleichſam vor ſeinen Augen entſtehen, und kann, mit dieſer Beſchreibung in der Hand, einen Plan der Stadt wohl entbehren. „Ein Groſser, heifst es da unter andern, der König werden konnte, fiel leicht darauf, ſich einen Pallaſt zu bauen, der königlich war. Die Hauptſtadt eines Landes, mit der Verfaſſung, wie Polen ſie hat, mufste eigentlich aus lauter Pallaſten beſtehen, wenn nicht die Beſitzer derſelben, der allgemeinen Menſchlichkeit, wenn auch ſonſt niemand, tributbar, Hände gebraucht hätten, um ihre ſtolzen Mauern aufzuführen. So brauchte jeder Pallaſt mehrere Hütten, worinn die Arbeiter wohnten.“ — Hierauf einige nähere Nachrichten von den vorzüglichſten, öffentlichen und Privatgebäuden. Der Vf. zählt gegen 80 ältere und neuere Pallaſte, über 30 Kirchen und Klöſter, und gegen 20 groſse Hauſer, die nicht Palläſte heifsen, weil ſie meiſt nur Wechslern gehören. „Wenn oft in dieſen Häuſern, ſagt er, in einem Schreibtiſche von Mahagony mehrere jener Palläſte liegen, ſo iſt daran nichts zu bewundern, als die Schnelligkeit und arithmetiſche Kunſt, durch welche man ſie hinein gebracht hat.“ Die Zahl der Einwohner wird während des ſehr lebhaften Conſtitutionsreichstages nicht über 100,000 angegeben; immer noch Volks genug, für eine Stadt, die faſt kein Gewerbe hat, und auſser einer Handvoll Herren und ihren leibeigenen Knechten, nur noch die zahlreiche Dienerſchaft des Luxus und der Liederlichkeit nährt! Klaſſen der Bewohner: der Contraſt von Ueppigkeit und Elend, den Warſchau, in ſeinem ehemaligen Zuſtande, noch mehr als irgend eine andere groſse Stadt in Europa darbeut, wird eben ſo wahr als lebhaft geſchildert. Unbedeutender Zuſtand der inländiſchen Gewerbe: man freut ſich doch, wenigſtens auf Eine ſolche Unternehmung zu ſtoſsen, als Dangels groſse Wagenfabrik iſt. Hoher Preis der erſten Bedürfniſſe, und verhältnifsmäſsig aller übrigen. „Ein Land, das andre Provinzen mit Brod ſo reichlich verſieht, ſollte es ſeinen Kindern faſt umſonſt geben können, wie der Vf. bemerkt; in den unfruchtbarſten Ländern der preuſſiſchen Monarchie iſt es jedoch gröſser und beſſer, als hier in dem Mittelpunkte ſehr fruchtbarer Gegenden.“ Dies führt zu Betrachtungen über die Polizeyanſtalten, oder vielmehr über den beynahe völligen Mangel an ſolchen; über Kranken-, Verſorgungs- und Arbeitshauſer u. dgl. Eine ſo prachtvolle Stadt hatte nicht einmal eine Straſsenbeleuchtung. Der Conſtitutionsreichstag fing an ſeine Aufmerkſamkeit auch auf ſolche Gegenſtände zu richten: aber in dem Augenblicke, da er einige gute Einrichtungen traf, wurde er geſprengt. Glücklicher Weiſe kann die Nation von der jetzigen Regierung erwarten, dafs ſie es ihr an Straſsenleuchten, und andern Vortheilen einer militäriſchen Ordnung nicht werde fehlen laſſen.

Was bisher, und in den drey folgenden Heften, von Polen und deſſen ehemaliger Hauptſtadt geſagt iſt, mufs man nun freylich gröſstentheils nur als hiſtoriſche Denkwürdigkeiten betrachten. Die Darſtellung ſelbſt hat indeſſen durch die, ſeitdem erfolgte, allgemeine Veränderung der Dinge, und durch die gänzliche Auflöſung einer der originellſten und merkwürdigſten Verfaſſungen, welche man hier noch in den letzten Anſtrengungen ihrer politiſchen Wirkſamkeit erblickt, an Intereſſe vielleicht noch mehr gewonnen als verloren. — Der 3te Abſchnitt beſchreibt die alte Conſtitution, die öffentlichen Gewalten, Aemter und Würden der Republik, in guter Ordnung und mit hinlänglicher Vollſtändigkeit, meiſt nach Lengnich. Das Wenige, (es war wenig!) was die Geſetzgeber vom 3ten May 1791 für die Verbeſſerung der Bürger und Bauern gethan, (und, um billig zu ſeyn, zur Zeit noch thun konnten) wird beyläufig gewürdigt. Hiebey die Namen einzelner Groſsen, die einen rühmlichen Anfang in dem Verſuche gemacht hatten, ihre Bauern frey zu laſſen. Ueber die Conſtitution vom 3ten May, werden wir von dem Vf., der hier als Augenzeuge und gewiſſermafsen als Theilnehmer ſpricht, in der Folge noch etwas mehr hören. — In den folgenden Abſchnitten, (dem 4ten, 5ten und 6ten,) iſt der Vf. erſt ganz in ſeiner Sphäre; ſie enthalten ein Gemälde von der Lebensart, den Sitten, dem Charakter der Polen überhaupt, und der Warſchauer groſsen Welt insbeſondere. Dem Ganzen iſt die Schilderung eines groſsen polniſchen Hauſes zum Grunde gelegt, die in ihrer Art ein Meiſterſtück genannt zu werden verdient. Wenn manches, was man hier lieſt, auf den erſten Anblick die Grenzen des Wahrſcheinlichen zu überſchreiten ſcheint, ſo findet man in den nachfolgenden Erläuterungen Gründe genug, ſeine Zweifel zurück zu nehmen. In der That wird dieſes ungeheure Bild von Pracht, Verſchwendung, Unordnung und Sittenloſigkeit auch niemand befremdend finden, der Gelegenheit gehabt hat, die Lebensart der Groſsen in dem ehemaligen Paris, in Petersburg, oder in Wien zu beobachten, wenn er zugleich in Anſchlag bringt, was den polniſchen Groſsen (ſo wie den polniſchen Staat, dieſes Mittelding von Barbarey und Cultur, von Sklaverey und Freyheit,) von jeher vor allen andern ausgezeichnet hat. Der Vf. ſchätzt die Familien von Adel, welche die gröſsten Strecken des Landes und die meiſten Staatswürden unter einander getheilt haben, noch nicht auf 100; unter dieſen heben ſich wieder ungefähr 30, als die Vornehmſten, empor. Grundſatz der Groſsen, in ſo vielen Woiwodſchaften, als möglich, Güter anzukaufen, um ſich in ſo vielen, als möglich, Einfluſs zu verſchaffen. Die Bewirthſchaftung der liegenden Gründe iſt natürlich um nichts ordentlicher, als die häusliche Einrichtung der Familien; von beiden werden Beyſpiele angeführt. Daher zum Theil, bey allem Uebermaafse des Reichthums, der ſchwankende Finanzzuſtand der groſsen Häuſer. Ihre Art zu reiſen; ein Commentar zu dem italieniſchen: *far viaggio alla polacca*. Vorliebe der Polen für Frankreich; ſehr treffend erklärt, und eben ſo ihr Verhältnifs zu England und Italien. Hiebey eine ſehr glückliche Charakteriſtik des groſsen Tones in dieſen drey Ländern, woraus der Ton der polniſchen groſsen Welt mehrern Theils zuſammengeſetzt iſt. Nur eine

Stelle

Stelle zur Probe. „In Italien ist die Art der grofsen „Welt: Glanz von aufsen und Wirthschaftlichkeit von „innen, prachtige Palläste mit vernagelten Fenstern, „unschatzbare Kunstsammlungen und kein ertraglicher „Tisch und Stuhl, Heere von Bedienten und Laufern „mit ungekammten Haaren, glanzende Gesellschaften „und kein rauchender Schornstein, hunderttausend „Zecchini im Vermögen und nichts als kupferne bajo„chi oder soldi im Beutel, mit Allem, was Italien Er„lauchtes hat, verwandt, und in einen verblafsten „Seiden- oder abgeschabten Tuchrock gekleidet.“ Man sieht von selbst, was die polnische Welt hievon auf sich anwenden kann; sie liebt Glanz von aufsen, aber auch Fülle von innen. „Hohen Verwandtschaften „z. B. machen die Polen, über ihre Kräfte, Ehre, „durch Aufwand, Orden und Würden; und wenn sie „baares Geld haben, so führen sie es in strotzenden „Beuteln, mit Ausschlufs aller Scheidemünze, in den „schönsten holländischen Ducaten bey sich, die sie für „die geringsten Gefalligkeiten, mit etwas mehr als „Freygebigkeit ausspenden.“ Schilderung des lebhaften gesellschaftlichen Verkehrs während des Revolutionsreichstages. Politische Gastmale und Feste. Nationaltänze; die Beschreibung der Masurka besonders ist voll Wahrheit und Leben. Am Ende dieses Abschnitts noch Einiges über die Gastfreyheit der Polen, über das zwanglose Benehmen in Gesellschaften, und ähnliche Züge, welche die Warschauer grofse Welt von ihrer liebenswürdigen Seite darstellen. — Im 5ten *Abschnitte* Nachrichten vom Theater; Talente der vornehmen P. für die Schauspielkunst. Vom Spiele; allgemeine Spielsucht in Warschau. Laut der Verzeichnisse der Stempelkammer wurden im J. 1791 für den Verbrauch von W. allein 22,697 Spiele französischer Karten gestempelt. Spazier- und Schlittenfahrten. Redoute. Hetze; auch der König hat hier eine Loge, wie der Kaiser in dem Hetztheater zu Wien. Oeffentliche Garten und Lustschlosser; wenn der Vf. hiebey vor dem zauberischen Colorite warnt, worinn einige dieser Gegenstände in Coxe's Reisen dargestellt sind, so gilt dies zum Theil wohl auch von seinen eigenen Darstellungen. Den Rest dieses Abschnitts füllt ein Gemalde der Liederlichkeit unter Vornehmen und Geringen, und die Classification der offentlichen Madchen aus, wozu man die Parallelen in andern grofsen Städten leicht finden kann. — Von dem aufserordentlichen Aufwande der Grofsen, dessen Ursachen und Folgen, werden im 6ten Abschnitt noch mehrere Beweise beygebracht. Die politische Lage, die den Aufwand so beträchtlich vermehrt, lafst es doch auch nicht an Mitteln fehlen, ihn zu bestreiten. Beyspiele von der allgemeinen Käuflichkeit, Corruption und Selbstsucht, wovon besonders die Geschichte der polnischen Reichstage voll ist, findet man hier aus den letzten Zeiten der Republik mehrere angeführt. Merkwürdig ist, was von der Art erzählt wird, wie der Verkauf der Staroste yen durchgesetzt wurde. Den Leichtsinn, die Tragheit, das tumultarische Wesen, womit die offentlichen Geschäfte betrieben wurden, zu beobachten, hatte der Vf. während des Constitutionsreichstags Zeit und Gelegenheit genug. Die kurländischen Irrungen schwebten von 1788 bis 91 vor dem Reichstage, ehe sie nur eine eigene Deputation erhielten. Aber auch dann geschah nichts, und erst, als die Kriegserklärung von Seiten Rufslands erschien, vereinigte man sich, in einer einzigen Sitzung, über einige, den Streit zwischen dem Herzog und Adel betreffende, zweydeutige, auf Schrauben gestellte Punkte, die man eine Constitution nannte; während der Kanzler Kollontay, *in den letzten Augenblicken vor einem Abendessen*, demselben Ausschusse eine Declaration ohne Sinn, die Sache der kurländischen Städte betreffend, abzubetteln gezwungen war. Wenn man überhaupt liest, was hier über den politischen Charakter der Polen, über den Gang der Geschäfte und der Rechtspflege insonderheit, über den unverdeckten Einfluss des verderblichsten Egoismus auf alle übrigen Verhältnisse der Gesellschaft (freylich der allgemeine Charakter des Zeitalters) zusammengestellt ist: so begreift man, wie der Vf. der völligen Auflosung einer Nation, die keines bessern Schicksals werth und fähig scheint, mit so vieler Gleichgültigkeit entgegen sehen kann. — Im 7ten Abschnitte Bemerkungen über den städtischen Stand in Warschau. Von Teppers Fall und den Folgen der grofsen Bankerotte findet man hier gute Nachrichten. Zustand der Wissenschaften, der schönen Künste und der Religionsaufklarung. Dafs der Revolutionsreichstag, der alles belebte, auch die Literatur sichtbar hob, wird nicht unbemerkt gelassen. Wie Manches auch hier durch Zeitungen, Journale, Pamphlets vorbereitet und bewirkt wurde, wird gezeigt. Uebrigens ist es natürlich und billig, dafs in einem Lande, wo der Adel alles ist und alles besitzt, auch die wissenschaftliche Kultur beynahe ausschliefsend von Adelichen betrieben wird. Sehr richtig urtheilt der Vf. von der äufserst bildsamen und besonders im Munde der Frauen so wohlklingenden, polnischen Sprache. Hiebey eine Charakteristik der vornehmsten Redner auf dem Reichstage. Auch das Nationalschauspiel hatte viele Vorzüge. Verdienste des Königs um die Verbesserung des Schulwesens. Alle schönern Hoffnungen sind indessen für eine, einst mächtige und ruhmwürdige, Nation dahin, die das schreckliche Verhangnifs traf, mit ihrer Selbstständigkeit und Verfassung, ihre Individualität, den Genius ihrer Sprache, und endlich auch ihren Namen einzubüfsen! — Den Bemerkungen über die Religionsaufklarung unter den höhern Classen, die den Charakter des Indifferentismus mit allen andern katholischen Ländern mehr oder weniger gemein hat, ist eine kurze Geschichte der polnischen Dissidenten angehängt. — Dafs eine Staatsverbesserung in Polen schlechterdings unmöglich war, wie der Vf. zu Anfang des 8ten Abschnitts zu behaupten geneigt ist, möchte doch schwer zu beweisen seyn. Höchst unwahrscheinlich war sie: allein die Lage der Dinge berechtigte die Urheber der Revolution, das Unwahrscheinlichste zu wagen. Auch waren die Schritte zur innern Verbesserung des Reichs schwerlich so unbedeutend und verächtlich, als die Politik sie nun, da sie mifslungen sind, vorzustellen versucht ist. Wie viel in der Anlage, in der Wahl des

Zeitpunkts und der Mittel, verfehen worden, welche Hinderniſſe (die gröſsern und beynahe unüberſteiglichen) von aufsen, welche Schwierigkeiten von innen der Ausführung entgegenwirkten, läſst ſich leichter zeigen, und darüber findet man hier gute Winke. Vortrefflich iſt der Antheil auseinander geſetzt, den der liebenswürdige, geiſtvolle, nur allzu gefallige, dem Gewicht einer ſolchen Rolle nicht gewachſene König vom Anfange her an der Staatsveränderung genommen hat. Nicht minder trefflich ſind die Bildniſſe der Urheber und vorzüglichſten Theilhaber derſelben, des Helden der Revolution *Ignatz Potocki*, des Abbate *Piatoli* (des Siéyes der Polen), des ſchlauen *Kollontay*, des genievollen *Sapieha* u. ſ. w. ausgeführt. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle, die den letztern betrifft, als eine Probe von der Kunſt des Vfs. in Porträten, auszuheben. „Fürſt *Kaſimir Sapieha*, Conföderations-Reichstags-Marſchall von Seiten Lithauens, ein junger Mann von vorzüglichen natürlichen Anlagen, aber von groſser Sinnlichkeit, deren Lockungen er ſich an der Tafel, beym Glaſe, in der Galanterie und hinter den Vorhängen, mit Unmäſsigkeit überlieſs. Er hatte alle Fehler und Vorzüge brennender Gemüther; Leichtſinn und Begeiſterung, Stärke und Abſpannung der Seele, Gutmüthigkeit und wilde Anwandlungen von Haſs, übereilte Thätigkeit und Trägheit, wechſelten bey ihm mit groſser Schnelligkeit ab. Seine Talente wandte er nicht nach Grundſätzen, ſondern nach den Stöſsen an, die er abwechſelnd von ſeiner Eigenliebe, Einbildungskraft und Lebhaftigkeit, oder von den Vorſtellungen, Bitten und Rathſchlägen anderer, die er ſchätzte, erhielt. Es war ihm ganz gewöhnlich, eine Nacht durchzuſchwärmen und den andern Morgen eine Rede von groſser Wirkung am Reichstage zu halten. Er bedurfte dazu nur eines Blättchens Papier, auf welchem er die Hauptpunkte derſelben verzeichnete. Die Worte, die dies Gerippe beſeelten, ſtrömten ihm von ſelbſt zu. Im geſelligen Leben flöſs er, ſo lange der Wein ſich ſeiner nicht ganz bemeiſtert hatte, von Witz und Geiſt über. — Uebrigens war er von einer mittlern Figur, die er in Gang und Stellung vernachläſsigte. Sein Geſicht hatte nicht unangenehme Züge; aber es verrieth durch eine gewiſſe ſchlaffe Geduldenheit die Natur ſeiner ſinnlichen Genüſſe.“ —

Wir ſind bisher dem Vf. durch ein genaueres Detail gefolgt, als die Grenzen unſerer Blätter ſonſt geſtatten. Das Intereſſe des Gegenſtandes, der, ſo merkwürdig er iſt, doch nur ſelten zur Sprache kommt, ſchien eine ſolche Ausnahme zu rechtfertigen. Zugleich giebt das, was bis jetzt geſagt worden, einen ziemlich vollſtändigen Begriff von der Behandlungsart des Vfs. überhaupt, und von dem, was man in dem vorliegenden Werke ſonſt noch zu ſuchen hat. Bey den übrigen 4 Abſchnitten, welche die Fortſetzung der Reiſe von Warſchau bis Botzen enthalten, können wir uns deſto kürzer faſſen. Die Sitten und der Stand der Cultur ſind auch hier die Vorwürfe, welche die Aufmerkſamkeit des Vfs. am meiſten beſchäftigt haben. Er hat die vornehmſten der beſchriebenen Städte mehr als einmal beſucht, und ſich in einigen, z. B. in Dresden, Wien längere Zeit aufgehalten. Wenn dem Vf. einzelne deutſche Städte weniger Gelegenheit gaben, durch Contraſte und glänzende Gemälde zu wirken, als die Hauptſtadt Polens; ſo fand er deſto mehr, ſeine Talente in Vergleichung der ganzen Reihe deutſcher Municipalitäten, die auf ſeinem Wege lagen, zu zeigen. Man wird den feinen Sinn, womit der Vf. überall das Unterſcheidende in Verfaſſung, Cultur und Lebensweiſe, (in Nürnberg wie in Dresden, in Salzburg und München wie in Wien) aufgefaſst hat, gewiſs nicht ohne Vergnügen bemerken. Daſs dieſe Angaben, der beſcheidenen Aeuſserung in der Vorrede ungeachtet, auch für den Geſchichtsforſcher und Staatskundigen von Profeſſion manches Wichtige enthalten, daſs das Bekannte durchgehends richtig, und das Alte nicht ſelten in einem neuen Lichte dargeſtellt iſt, wird man nach den obigen Proben ohne unſere Verſicherung glauben. Einzelne kleine Unrichtigkeiten ſcheinen Gedächtnisfehler zu ſeyn, und kommen bey einem Buche von ſolchem Umfange nicht in Betrachtung. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Ulm*, b. Wohler; *Verſuch einer Geſchichte der Beichte in der Ulmiſchen Kirche*, von M. *Georg Veeſenmeyer*, Lehrer am Gymnaſium. 1792. 2 Bog. — Um denjenigen ſeiner Mitbürger, welche den Vorſchlag, die Privatbeichte in eine allgemeine zu verwandeln, mit der Bedenklichkeit, daſs doch jene ſeit der Reformation in Ulm üblich geweſen ſey, abweiſen möchten, dieſe Bedenklichkeit auszureden, will der Vf. zeigen, was die Beichte dort ſeit der Reformation für Veränderungen erlitten habe, und wie gerade die Privatbeichte am ſpäteſten, und aus ſolchen Gründen eingeführt worden ſey, die in dem Geiſt und in der beſondern Beſchaffenheit jener Zeiten lagen, und nun nicht mehr Statt finden. Dies iſt denn auch überaus gut gezeigt; indeſſen hat dieſe kleine Schrift nicht blos ein beſonderes Intereſſe für Ort und Zeit, ſondern enthält auch für den Reformationsgeſchichtsforſcher einige lehrreiche Bemerkungen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Trampens Wittwe: *Die Bibel in ihrer wahren Geſtalt, für ihre Freunde und Feinde.* Des zweyten Bandes viertes Stück. 1790. S. 425—570. Des dritten Bandes erſtes bis viertes Stück. 1791. 92. 93. 94. — S. 1—644. (8) (2 Rthlr.)

Ohne uns bey dieſem Werke (deſſen vorhergehende Stücke Nr. 213. 1786. Nr. 164. 1787. und Nr. 109. 1789. angezeigt ſind), über den zu viel verſprechenden, anmaſslichen, und leicht zu miſsdeutenden Titel, weitläuftig zu verbeiten, rufen wir unſern Leſern nur kürzlich den Zweck des Vf. (Hn. G. R. R. *Hezels*) ins Andenken zurück. Er will „nicht wörtlich überſetzen, auch nicht weitläuftig paraphraſiren, ſondern er will den wahren, aus der Original-Sprache ſorgfältig entwickelten Sinn, unſern gebildeten Begriffen gemäſs ausdrücken, und auf dieſe Art die Bibel in einer ſolchen Sprache liefern, der ſich die Verfaſſer ſelbſt würden bedient haben, wenn ſie in unſerm Zeitalter, unter unſerm Himmel gelebt, unſre Mutterſprache geredet, und zunächſt für uns geſchrieben hätten.“ Aber, wenn kein Horaziſches Ungeheuer herauskommen ſoll, ſo müſste der Vf. ſich auch, unter allen dieſen Vorausſetzungen, die bibliſchen Schriftſteller mit den *heutigen Begriffen und Vorſtellungen*, kurz auf der *jetzigen Stufe der Cultur des menſchlichen Verſtandes* denken, und dann würden die bibliſchen Schriften gar nicht mehr dieſelben bleiben, und, wie ſie der Vf. giebt, wahrlich nicht in ihrer *wahren* Geſtalt erſcheinen. Denkt er ſich dies aber nicht hinzu, wie er es denn, nach der Ausführung zu urtheilen, wirklich *nicht* thut, ſo hat die obige Vorausſetzung gar keine Haltung, und iſt nicht wohl denkbar.

Nach der obigen Abſicht nun, die wir übrigens auf ſich beruhen laſſen, bearbeitet der Vf. die Geſchichtbücher, in den vor uns liegenden, und vorhergehenden Stücken, auf folgende Art. Er theilt die Geſchichte in gewiſſe Perioden. So enthält B. 2. St. 4. die VII Periode: Geſchichte der Iſraeliten, unter Eli, Samuel, und dem Könige Saul, bis auf die völlige Thronbeſteigung Davids; von 1 Sam. 1, bis 2 Sam. c. 5. — B. 3. St. 1. VIII von Davids Thronbeſteigung, bis auf Salomo's Regierung von 2 Sam. 5, bis 1 Kön. 2, 12. — St. 2. IX. von der Theilung des Reichs, bis auf Zerſtörung der beiden Staaten, von 1 Kön. 12, bis 2 Kön. 25. — St. 3. X. Stammtafeln zur Ueberſicht der zwölf Kantons. 1 Chron. 1—9. XI. Leben der Könige, Davids und Salomo's. 1 Chron. 10, — 2 Chron. 9. XII., Geſchichte des Reichs Juda, von 2 Chron. 10 — ans Ende. — St. 4. endlich XIII. Fortgeſetzte Geſchichte der judäiſchen Könige von 2 Chron. 17—36. XIV., Geſchichte des neuen Tempelbaues. Buch Eſra. XV., Geſchichte der Wiederaufbauung der Mauern Jeruſalems nach der Rückkehr aus dem Exile. Buch Nehemias. XVI., Die Erhebung einer Jüdin, der Eſther, zur Gemahlin des perſiſchen Königs, rettet nicht nur ihre Nation vom Untergange, ſondern verſchafft ihr auch Anſehen und Glanz. Buch Eſther. Jede dieſer Hauptperioden zerfällt wieder, nach Inhalt und Zuſammenhang, in mehrere einzelne Abtheilungen, wovon denn der Vf. eine Ueberſetzung liefert, welcher Anmerkungen untergeſetzt ſind.

Was jene *Eintheilung des Ganzen in Perioden* betrifft, ſo bemerken wir blos, daſs wir gewünſcht hätten, daſs der Vf. möchte unter den beiden neueſten ſcharfſinnigen Meynungen, über das Verhältniſs der beiden Bücher der Könige und der Chronik zu einander, ſich für eine entſchieden, oder eine eigne aufgeſtellt, und hiernach beide gehörigen Orts, zur Erſparung unnöthiger Wiederholungen und Hinweiſungen, näher verbunden haben. — Die *Ueberſetzung* verdeutlicht manches Dunkle im Grundtexte und in Luthers Ueberſetzung, läſst aber auch manche Dunkelheit übrig, die füglich durch die Ueberſetzung hätte gehoben werden können. Sie vermeidet die Hebraiſmen, iſt jedoch nicht ganz rein davon; iſt hin und wieder flieſsend, aber auch nicht ſelten holprig und unteutſch. So ſagt z. B. der Vf. durchweg: *an* jemanden etwas verlangen, ſt. *von* jemanden. — In Anſehung der zwo Kühen ſt. Kühe, und dergl. m. Uebrigens wäre es wohl gut geweſen, wenn die Capitel und Verſe am Rande mit Zahlen bemerkt worden wären, um dadurch die Vergleichung mit dem Grundtexte und alten Ueberſetzungen zu erleichtern. — Was endlich die dem Texte untergeſetzten *Anmerkungen* betrifft, ſo ſcheint uns der Vf. bey Auswahl und Einkleidung derſelben durchaus von keinem feſten Geſichtspunkte ausgegangen zu ſeyn, oder doch dieſen bald aus den Augen verloren zu haben, wie folgende Bemerkungen zur Genüge beweiſen werden. Auſserdem nämlich, daſs ſie Nachträge zum Bibelwerke enthalten, iſt, in ganz gleichartigen Stellen und Materien, bald das Bibelwerk excerpirt, bald iſt darauf verwieſen, ſo daſs wir keinen Grund auffinden können, warum der Vf. nicht durchweg excerpirte, um den Leſer nicht in die Nothwendigkeit zu verſetzen, ſich das nur zu voluminöſe Bibelwerk anzuſchaffen, oder immer darauf verwies, wodurch *dies* Werk doch viel wohlfeiler wäre; denn daſs der Vf. dadurch ein Werk neben dem andern mit Fleiſs hätte unentbehrlich

Digitized by Google

machen wollen, solche mercantilische Absichten trauen wir ihm nicht zu. — Ferner *fehlen* die Anmerkungen oft, wo sie der Leser zu erwarten ein Recht hatte. Nach der möglichst besten Deutung des Titels des Werks konnte Freunden und Feinden wohl an nichts so sehr gelegen seyn, als über das Wunderbare und Unglaubliche in den Schriften des A. T. Aufschluss zu bekommen. Allein wenn da, der Uebersetzung nach, Hanna auf ihr Gebet zu Gott einen Sohn bekommt, wenn die Krankheit der Philister für wirkliche Strafe Jehovens ausgegeben wird, wenn die Gottheit mit den Propheten redet, im Traume wiederholt göttliche Stimmen gehört werden, etc. etc. so sucht man in den Anmerkungen eine Auskunft hierüber vergebens. Freunde und Feinde der Bibel müssen also glauben, dies alles sey wirklich wörtlich so beyzubehalten, wodurch dann jene entwafnet, diese bewafnet werden müssen. Dies alles wird um so auffallender, da der Vf. selbst in der Einleitung zu B. 1. St. 1. den Erklärungskanon aufstellet: „*Alles* (?) was nach dem ordentlichen Laufe der von Gott einmal eingerichteten Natur geschah, oder was die Providenz durch natürliche Mittel fügte, schrieb man einer unmittelbaren Wirkung der Gottheit zu" einen Kanon, den er gleichwohl so wenig in Anwendung bringt. Nicht blos dies, sondern über gewisse Ideen des Alterthums, die so oft in der Bibel vorkommen, z. B. über Orakel, Traume, Versuchungen und Strafen Gottes etc. hätten wir gedrängte *Abhandlungen* erwartet, von welchen dann bey einzelnen Stellen selbst, welche auf dergleichen Ideen anspielen, blos eine kurze Anwendung hätte gemacht werden müssen. So bleiben auch manche Stellen, aus Mangel von Anmerkungen aus der Antiquität, undeutlich. Ueber Stiftshütte, Opfer etc. kommen zwar hin und wieder einzelne Bemerkungen vor, aber ohne Ueberblick des Ganzen sind sie von geringem Werthe. Ueber Wahrsager 1 Sam. 6. heisst es in der Anmerkung: „Man sieht hier abergläubische und elende Menschen, welche ein abergläubisches Volk um Rath fragt. Sie handeln so recht, wie Betrüger der Art bekanntlich pflegen, die sich immer einen Weg offen behalten, die Sache mag ablaufen, wie sie will." Statt dieser wenig sagenden Bemerkung, hätten Ursprung, Fortgang, und Folgen dieses Volksglaubens wenigstens einen Fingerzeig verdient. Besonders fühlbar wird der Mangel von Anmerkungen bey poetischen Stellen, z. B. bey dem Lobgesange der Hanna, bey den in den Büchern der Chronik gesammleten Triumphliedern, womit die Bundeslade auf Zion geführt wurde, etc. die der Vf. meistens blos übersetzt, ohne den Ideengang des Dichters, und die Beziehung und den Sinn der einzelnen Ideen weiter zu entwickeln. Von der andern Seite stöfst man dagegen auf manche aufserst überflüssige Anmerkung; z. B. beweist er aus einer Stelle des Livius, dass Kühe, wenn man ihnen die Kalber nimmt, brüllen, was die Stelle obendrein nicht einmal sagen will. — Endlich haben die Anmerkungen bald das Ansehen, als wenn sie für gelehrte, bald als wenn sie für ungelehrte Leser bestimmt wären. In beiden Fallen, selbst auch in dem, wenn für beide Arten von Lesern gesorgt werden sollte, (wo denn aber bald den einen bald den andern unrecht zu geschehen pflegt,) ist es sonderbar, dass der Vf. oft von *Worten* spricht, *die im Originale stunden*, und die er nicht hersetzt, und gleichwohl verlangt, dass sie mit hebraischen, selbst arabischen Wörtern, die er wirklich hersetzt, *verglichen* werden sollen. Wer das letztere im Stande seyn soll, für den mus auch das aus dem Originale selbst hergesetzte hebraische Wort nicht befremdend seyn. Ueberdem wäre dadurch auch mehr Kürze erreicht worden. Vergl. B. 2. St. 4. S. 447. Anm. 45. Dann verliert er sich einmal in die orientalischen Dialecte, ein andres Mal trägt er Bedenken, die unglaublichen hohen Zahlen aus der leichten Verwechslung der Buchstabenziffern, durch Beyspiele zu erklären, (vergl. 1 Chron. 22.) wobey es doch nur auf Vergleichung einzelner hebraischer Buchstaben ankam u. dgl. m.

Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, der Vf. hätte diese Uebersetzung, statt der Lutherischen, in sein Bibelwerk aufgenommen, dann wäre, ohne Verlust für den Leser, doch nur *ein* so bändereiches Werk entstanden. Nicht die Zahl, sondern der innere Gehalt der Schriften gründet ja den wahren Ruf eines Schriftstellers.

HANNOVER, b. Hahn: *Erläuterungen zum Neuen Testament, für geübte und gebildete Leser*, von Joh. Jakob Stolz, Pred. an der Martinskirche in Bremen. *Erstes Heft. Matthäus.* 1796. VI u. 181 S. 8.

Auch unter dem Titel: J. J. *Stolz — Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments.* (Zürich b. Ziegler. 1795.) —

Der Vf. denkt sich seine Kinder so weit heran gewachsen, dass sie aus Wisbegierde nach ihres Vaters Uebersetzung des N. Ts. in seiner Bibliothek greifen, darinn aber noch auf manches ihnen Unverständliche stofsen möchten. Einem solchen Bedürfnisse wünscht er durch diese Erlauterungen vorzuarbeiten. Und so gewifs seine Uebersetzung, nach des Rec. Einsicht, Lesern von Erziehung, welche gleich weit vom Layenstand und von theologischer Gelehrsamkeit entfernt gedacht werden können und sollen, einen sehr richtigen Totaleindruck von den Schriftüberresten der Stifter des Christenthums geben wird; eben so sicher werden diese Beleuchtungen schwerer, und Verbesserungen weniger richtig übersetzter einzelner Stellen blofs durch allgemein zugestandene Data oder durch geschickte Erörterung des Zusammenhangs solchen Lesern, das heisst, einer grofsen, sehr schätzbaren Anzahl denkender und zum Denken reifender Christen Genuge leisten, wenn ihnen, wie natürlich, in einer blofsen Uebersetzung vieles allzu fremdartig bleiben müsste.

Den Ton von Anmerkungen für (theologisch) Ungelehrte, die Kunst, für Leser dieser Art gelehrte Beweise durch Uebersichten des Zusammenhangs und durch Schlüsse aus der Analogie psychologisch befriedigend zu ersetzen, die Lehrklugheit, welche die Hauptsache des Christenthums von andern etwa abweichenden Deutungen seiner Geschichte und einzelner Anek-

Digitized by Google

Anekdoten unabhängig macht, verbindet der Vf. oft mit sehr passenden psychologisch praktischen Reflexionen, bisweilen aber auch mit einer Lebhaftigkeit in Ausdrücken und Wendungen, deren Naivetät bey einer Arbeit, wo man vielen vieles zu werden streben muss, ihre Wirkung nicht verfehlen und doch, weil sie nicht allzu oft vorkommt, den Geschmack ganz gebildeter Leser nicht beleidigen wird. Unpartheyisch benutzt der Vf. die Vorarbeiten philologisch gelehrter Vorgänger mit einem gut auswählenden Wahrheitssinn; legt aber auch bisweilen eine ihm eigene Ansicht einzelner Stellen vor — z. B. dass Matth. 9, 38. Der Herr der Aerndte Jesus selbst sey. Von seiner Geschicklichkeit, aus dem Zusammenhang den historischen Gesichtspunkt ins Licht zu stellen, kann man vielleicht die Beantwortung der Frage über Dämonische bey Matth. 8, 28—34 u. 17, 14. als die beste Probe nachsehen, damit, wer *solche* Beantwortungen nicht überzeugend findet, bey Zeiten sich zurückziehe und bey dem Anererbten bleibe. Wo der Vf. selbst nichts Genugthuendes kennt, wie bey der Geschichte von der Lichtgestalt Jesu auf dem Berge, ist er liberal genug, nichts ohne Ueberzeugung zu erkünsteln. Er ist aber auch eben so freymüthig, sich für neuere Erklärungen, wie von Jesu Gehen an oder über (*επι*) dem Meere bey Matth. XIV. durch Darstellung der Gründe zu entscheiden. Die moderate und prüfende Behandlung der angeführten Stelle sticht gar sehr ab gegen den heiligen Eifer, womit neuerlich eben diese Erklärung an einem Orte, wo unsere Leser schwerlich etwas von dieser Art suchen würden, in — *Joh. Kaspar Lavaters* Vermachtniss an seine Freunde (Zürich 1796.) S. 65—68 zurückgewiesen worden ist. Hr. *L.* klagt in dieser Stelle: „*dumm* und *frech darf* man solche Wegerklärungen nicht nennen. Denn dies würde die sehr tolerante Welt intolerant nennen" und entscheidet darauf die ganze Untersuchung durch die Frage: Ob dann die Evangelisten, welche jenes Wandeln erzählen, uns haben belehren *wollen*, dass Jesus gleich uns andern auf festem Boden habe gehen können? Alsdann, meynt er, hätten sie „geradezu wie Narren" geschrieben. Nur die Kleinigkeit: dass die Evangelisten durch das *Erzählen*, wie der Zurückgebliebene seine Freunde wieder vor Tag eingeholt habe, uns zu *belehren* im Sinn gehabt haben, wird als erweislich und sogar als erwiesen *vorausgesetzt*, und doch *intolerabler Schiefsinn* dem, welcher sich solche Sprünge von Voraussetzungen nicht erlaubt, entgegen geworfen. Rec. erinnert sich desto lieber mit dem Vf. S. 93 an jenes Motto: dies ist eben der Nutzen der Hypothesen, dass sie zwar nicht immer die *terra incognita*, welche man sucht, oft aber das Schiff sind, auf welchem man dort anlandet! Nach Spuren in der Vorrede hat auch seine neutestamentliche Uebersetzung schon einige zelorische Anfechtungen erlitten. Er erklärt dagegen: Wem *Urania* Wahrheit lehrte, der schmäht und poltert nicht. Eingedenk der eigenen Intoleranz der jüngern Jahre seines Geistes, wisse er selbst denen, welche rechtschaffene und verdiente Zeitgenossen, sogar im Namen Christi, öffentlich Heuchler nennen, die ihrige zu gut zu halten. Neben seinem rühmlichen Vorsatz: mit Weisheit und Humanität nach jedesmaliger bester Ueberzeugung Licht zu verbreiten, sind in der Einleitung und Vorrede die Spuren des unwiderstehlichen Triebs nach Freyheit im Forschen, welche Hr. *S.* aus *Zinzendorf* und *Pfenninger* gesammelt hat, psychologisch und historisch sehr merkwürdig. — Das zweyte Heft wird das Nöthige über Marcus und Lucas zusammenfassen. Vorher noch verspricht er eine kleine Schrift über Sektengeist, dem auch Zinzendorf nicht hold gewesen sey. Wir hoffen dadurch ein Wort, geredet zu seiner Zeit, zu erhalten, und wünschen der gegenwärtigen zweckmäfsigen Schrift eine ununterbrochene Fortsetzung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin u. Leipzig, b. Klafs: *Beichtreden am Krankenbette* von M. *J. A. Mayer*. Zweytes Bändchen. 1792. 124 S. 8.

Heilbronn u. Rothenburg, b. Klafs: Drittes Bändchen. 1795. 306 S. 8. (zusammen 1 Rthlr.)

Es ist allerdings lobenswerth, dass der Vf. wie man aus gegenwärtigen Beichtreden sieht, so viel Fleifs auf diesen Theil seiner Amtsgeschäfte bey seiner Gemeine verwendet. Wir zweifeln auch nicht, dass er mit eben denselben bey einer grofsen Zahl von Lesern Nutzen stifte, wie er uns denn selbst versichert, dass sie nicht nur von Kranken zu ihrer Erbauung gelesen, sondern auch von protestantischen und katholischen Predigern bey der Haltung des Abendmahls gebraucht werden. Nur wünschten wir doch, dass, indem er sich den Plan machte, für alle Fälle, besondere Zeiten und Tage, für das jugendliche, männliche und hohe Alter, für langwierig Kranke, für Hohe und Niedere, Reiche und Arme, kurz für alle Klassen und Stände längere und kürzere Reden auszuarbeiten, er auch auf solche Christen Rücksicht genommen hätte, welche sich durch gereinigte Begriffe von Beichte und Abendmahl vom gemeinen Haufen auszeichnen. Dann würde er sich auch gewifs mancher *mystischen* und der *verkehrten Deutung* ausgesetzten Vorstellungen sorgfältiger enthalten haben. Von der ersten Art ist z. B. S. 14. im zweyten Bändchen die Aeufserung: „die guten Apostel verstanden freylich nicht das grofse Geheimniss, das ihr Lehrer mit den Einsetzungsworten des h. A. verband und dennoch afsen und tranken sie alle. Auch Sie meine *Geliebtin* kann in die Tiefe dieses Geheimnisses nicht eindringen u. s. w. Da von unsrer Seite nichts als der Glaube an ihn erfordert wird, nun so glaube Sie an den Herrn J. C. und der Genufs des Abendmals wird Sie stärken u. s. w. Von der andern Art ist das, was der Vf. im 3 Bändchen (26 Beichtrede) über den Communiontag sagt, der defswegen ein Tag des Heils heifse, weil er uns aufs neue von der Gnade Gottes und der Vergebung unserer Sünden versichere. Welchen Misverständnissen ist das unterworfen! Auch kommt er wieder auf die Lieblingsidee von einer genauen Vereinigung der Seele mit Christo im Abendmahl zurück. Wie viel erbauli-

cher wäre es dagegen, von der Vorstellung des eigentlichen Endzwecks dieser Religionshandlung, der Gedächtnifsfeyer des Todes Christi auszugehen und denn daraus wieder durch ganz natürliche Folgerungen starke Verpflichtungen zum thätigen Christenthum, so wie insonderheit zur herzlichen Bruderliebe, die ein Communikant dem andern schuldig ist, herzuleiten!

Schwerin, b. Bärensprung: *Ermunterungen zum Glauben und zur Heiligung während der Leidenszeit Jesu Christi* in Betrachtungen und Liedern, von *Sebastian Friedrich Trescho*, Diakonus zu Mohrungen in Preufsen. 1794. 732 S. 8.

Ein altes Buch, mit einem neuen Titelblatt, und einem Vorberichte des Verlegers. Das Buch ist nämlich 1767. im Druck erschienen. Weil man in keiner Buchhandlung Deutschlands Exemplare davon bekommen konnte, so bat der Verleger den Vf., dafs er es selbst von neuem möchte auflegen lassen. Da derselbe aber Bedenken trug, eine neue Auflage zu veranstalten, und gleichwohl einige Freunde dasselbe in den Handen mehrerer zu sehen wünschten, so liefs es der Verleger von neuem abdrucken. Dieses Unternehmen kann um so weniger gerechtfertigt werden, da der Vf. wahrscheinlich um deswillen keine neue Auflage veranstalten wollte, weil sich seine Einsichten seit 30 Jahren in manchen Stücken geändert haben, und folglich das ganze Werk hatte umgearbeitet werden müssen, wenn es *jetzt* vor dem Publicum erscheinen sollte. Zur Probe wollen wir nur einige Stellen aus der zweyten Betrachtung, welche überschrieben ist: *Eine Nacht voll Höllenangst* — auszeichnen. Es wird da behauptet: *unser Mittler habe eines in den einzelnen Menschen einzelne Sünden besonders gesehen, und sie als die seinigen sich angerechnet.* — „Zu einer jeden Sünde mufste er sagen: Sie gehört mir, ich mufs für sie so viel ausstehen, als sie nach ihrem Maafse verdient. Ich mufs vor einem höhern Gericht der einzige Mörder, Dieb, Gotteslästerer und Ungerechte seyn. Ich mufs sie so lange als meine Schuld bekennen, bis ich das dabey empfunden habe, was ewige Strafe heifst. — Er litte nicht nur als ein Verdammter der Seele nach, sondern auch so, wie nach der Auferstehung die Verdammten dem Leibe und der Seele nach zusammen leiden werden, Gott konnte zu ihm sagen: Verlassener unter den Flüchen des Gesetzes zagender Mittler! Empfinde was durch Myriaden Ewigkeiten nur allein empfunden werden kann. Wie ich drücken, schlagen, innre Pein an Sünden erregen kann, das erfahre nun; denn du trägst ihre Sünde. — Sey trostlos, ich kann dir itzt nicht helfen. Siehe mich als Richter! Zittre, zage, fühle was es heifst, keine Wohlfahrt schmecken." — Die gutmüthigen Freunde, auf deren Veranlassung dieses Buch entweder von neuem gedruckt, oder mit einem neuen Titelblatt versehen worden ist, müssen es in der Unterwerfung ihrer Vernunft unter den Gehorsam des Kirchenglaubens sehr weit gebracht haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Unger: *Luthers Pädagogik*, oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen, aus Luthers Schriften gesammelt. Von D. *Friedr. Gedike*, Königl. Preufs. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrath u. s. w. 1792. 115 S. 8. Luthers Schriften enthalten eine Menge Beweise von seinem Enthusiasmus für die Verbesserung der Erziehung und von seinem gesunden reifen Nachdenken über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit. Es mufs auch für unser pädagogisches Zeitalter interessant seyn, zu sehen, wie Luther über Erziehung und Schulwesen dachte. Daher hielt es Hr. *G.* nicht für unnütze Arbeit aus Luthers Schriften gleichsam eine pädagogische Chrestomathie zu sammeln, und dessen Gedanken über Erziehung, über Unterricht und über das Schulwesen in der kräftigen und naiven Sprache, die diesem Manne eigen war, zusammen zu stellen. Die Sammlung ist in drey Abschnitte getheilt. 1) *Luthers Gedanken über die Erziehung.* Er erklärt sich einmal über das andere als Feind der Mönchszucht, die damals alle Schulen verpestete. S. 15. „Dann viel ungeschickte Schulmeister seine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht denn, gleich als der Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umgehen. Die Lupizeddel etc. — Ich bin einmal Vormittage in der Schule funfzehnmal nach einander gestrichen worden." — Das heifst doch Schulzucht! S. 37. „Aber es ist nicht ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer Zwang ganz schadlich und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöthen, wie ihnen Essen und Trinken ist. 2) *Vom Unterricht.* Zum Beweis, dafs Luther selbst die Kunst verstand, sich zu Kindern herabzulassen und im Kindertone zu schreiben, giebt Hr. *G.* einen Brief, den L. an sein liebes Söhnlein, Hanschen Luther geschrieben hat. Im Kindertone ist er freylich: das ist aber auch wohl das ganze Verdienst desselben. Wie unzufrieden Luther mit dem Unterrichte war, den er selbst genossen hatte, zeigt folgende Stelle, S. 51. „Ja, wie leid ist mir's „jetzt, dafs ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe „und mich auch dieselben Niemand gelehret hat. Hab dafür „müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, „mit grofser Kost, Arbeit und Schaden, dafs ich genug habe dran „auszufegen." 3) *Luthers Gedanken über Schulen und Schulwesen überhaupt.* Sie sind nach L. Meynung ein Hauptgegenstand obrigkeitlicher Aufmerksamkeit und Fürsorge. „Darum will's „hier dem Rath und der Obrigkeit gebühren die allergröfsesse „Sorge und Fleifs aufs junge Volk zu haben." — „Löbliche „Schulen sind der Brunn alles sittlichen Wesens im menschlichen „Leben und so sie verfallen, mufs grofse Blindheit folgen in der „Religion und andern nützlichen Künsten, Gesetzen und Histo„rien, und folget ein grob viehisches Leben bey den Leuten, u. s. w." — „Es ist aber in einer Stadt an einem Schulmeister so „viel gelegen als an einem Pfarrherrn. Bürgemeister, Fürsten „und Edelleute können wir entrathen, Schulen kann man nicht „entrathen, denn sie müssen die Welt regieren." — Rec. ist wohl versucht mehr Stellen abzuschreiben; aber, welcher Jugendfreund wird die interessante Sammlung nicht lieber selbst lesen wollen?

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. August 1796.

PHILOSOPHIE.

Neuwied, b. Gehra: *Ueber die Philosophie der Geschichte*, in drey Büchern. Aus dem Italienischen des *Abbate Aurelio di Georgi Bertola*. Zweyte Auflage. 1793. 383 u. 6 S. Vorr. 8.

Philosophie der Geschichte beschäftigt sich mit Untersuchung der Gründe des Zusammenhangs der Weltbegebenheiten im Allgemeinen. Entweder richtet sie ihr Augenmerk vornehmlich auf die Ursachen oder auf die Folgen dieser Begebenheiten. Im erstern Falle liegt ihr daran, einen allgemeinen Ueberblick des Vergangnen zu fassen, den sie auf mancherley Art nutzen kann. Im andern sucht sie Erklärungsgründe für den gegenwärtigen Zustand der Menschheit auszumitteln, und Data zu einer Geschichte der Zukunft zu sammeln. Von der letztern Art sind z. B. die Arbeiten Herders und einiger andern: zu der erstern gehört das vorliegende Werk des berühmten Abt Bertola. Seine Absicht ist, die allgemeinen physischen und moralischen Gründe, die mancherley allgemeinen Mittel, welche auf die Begebenheiten in den besondern Geschichten der Völker Einfluss hatten, und die verschiedenen Gattungen allgemeiner Wirkungen aufzusuchen, zu ordnen, und unter Einen Gesichtspunkt zu bringen. Der Schauplatz seiner Beobachtungen ist die alte Geschichte: in der mittlern fürchtete er zu wenig Vorarbeit und zu viel Verwirrung. Für die neuere muss nach seinem Urtheil eine eigne Philosophie angelegt werden, wozu jedoch sein Versuch einigen Vorschub thun könne. Da dieses Werk schon alt ist; so konnte der Vf., wie er sonst bey seiner Bekanntschaft mit der deutschen Literatur gewiss gethan haben würde, die besten deutschen Schriften über diesen Gegenstand nicht benutzen. Er hat sich daher die Bahn selbst gebrochen, und, wenn wir jetzt nach den Bemühungen unserer Denker Manches besser, Manches auf einer andern Seite ansehen: so würde es ungerecht seyn, diese Ansichten zum Tadel seines Werkes hier aufzuführen. Billig aber sollte der Uebersetzer, wenn anders dieses wirklich eine neue Auflage, und nicht, wie es uns vorkommt, die alte mit neuem Titelbogen ist, den Leser durch Anmerkungen auf neuere Ideen aufmerksam gemacht, und auf die Schriften eines Herder, Meiners, Kant u. m. verwiesen haben. — Unter den allgemeinen Ursachen der Grösse und des Verfalls der Staaten betrachtet er Klimate, erste Einrichtungen, Religionen, Regierungsverfassung und Gesetze, Sitten und Staatskunst. Unter den Mitteln? Kriege, Handel und Schiffahrt, Kolonien, Künste und Wissenschaften, Charaktere. Unter der Rubrik von den Wirkungen handelt er von den Zeitpunkten des Flors, von Eroberungen, Zeitpunkten des Verfalls, Revolutionen und Untergang. Zur Probe wollen wir einiges aus dem Artikel von Revolutionen, d. h. von den Vorfällen, welche einen Staat verschlimmern, ausheben. Er unterscheidet Revolutionen, die den Zeitraum zwischen dem Zeitpunkte des Verfalls und dem Untergange einnehmen, und solche, die mit dem Untergange selbst zusammenfliessen. Einige verfolgen ihren Weg bey zunehmender Zerrüttung ganz langsam, lassen aber weit mehr traurige Spuren zurück, als die, welche ihn mit reissender Schnelligkeit zurücklegen. Alle Revolutionen waren und werden immer vorbereitet seyn durch eine lange Kette von Begebenheiten und durch eine anhaltende Gährung von Leidenschaften. Die Zeichen, wodurch sie voraus angekündigt wurden, waren verschieden. In Griechenland ereigneten sich eine oder zwey Revolutionen, in Rom keine einzige, ohne dass ein bürgerlicher Krieg vorangegangen ware. Im Oriente war dies selten, hier ging entweder völlige Lethargie der Regierung, oder Austretung grosser Haufen des Volks an die äussersten Grenzen des Staats, voraus. Giebt es Mittel, Revolutionen zu mildern oder aufzuheben? Oft that das ein auswärtiger Krieg, der indessen noch öfterer das Gegentheil bewirkte. In Griechenland, wo die Natur selbst mehrere Grenzen gezogen hatte, waren dergleichen Revolutionen noch leichter und gewöhnlicher, (man unterscheide jedoch die einzelnen griechischen Staaten und Griechenland im Allgemeinen). Roms Revolutionen hatten mehr Grosses, die griechischen viel Kleinliches. Wenn Revolutionen durch den geschwächten Zustand hervorgebracht wurden, wodurch fremde Mächte angereizt wurden, sich einzudrängen: so führten sie schnell zum Umsturz, so bey Syracus. Die Revolutionen, welche mit einer Anarchie ausbrechen, sind Vorläufer des Untergangs, wie bey den meisten griechischen Staaten, vornehmlich den Inselstaaten. Europa, schliesst er, fürchtet keine solche Revolutionen mehr, denn die Anlage der Verfassungen ist weit einfacher, die gesellschaftlichen Verbindungen sind weit vollkommener, eine offnere und leichtere Anwendung der Maximen, welche hauptsächlich aus der mannichfaltigen Erfahrung voriger Jahrhunderte geschöpft sind, ist üblicher und systematischer geworden. — Wie sehr könnte nicht unter andern der Abschnitt von Kolonien, durch die Heynischen Arbeiten allein, vermehrt und berichtigt werden. Der Uebersetzer ist nicht immer dem Genius der deutschen Sprache treu geblie-

geblieben, wer darf z. B. sagen: es sind von hier bis dorthin zwey *Linien* zu *thun* übrig?

Salzburg, b. Duyle: *Bernard Stögers*, ord. Lehr. d. Logik u. Metaphys. zu Salzburg, *Anleitung zum Studium der theoretischen Philosophie* für seine Zuhörer vorzüglich bestimmt. *Dritter Theil Anthropologie.* 1795. 232 S. 8.

Ein Compendium, welches eine kurze Skizze von Anatomie und Physiologie, dann empirische und rationale (nicht rationale, wie es hier heifst) Psychologie enthält, sehr faslich und in einer guten Ordnung und Schreibart abgefafst ist, sich aber übrigens durch nichts auszeichnet. Die besten Schriften sind benutzt und angeführt. Es kann vorzüglich in katholischen Landen, wo man etwa noch kein besseres Lehrbuch hat oder brauchen will, allerdings als Leitfaden bey Vorlesungen dienen; aber als Anleitung zum eignen Studium ist es wegen der Kürze und Trockenheit weniger brauchbar. Am weitläuftigsten ist die rationale Psychologie abgehandelt, und der Vf., der sich von der Wahrheit der Kritik der reinen Vernunft nicht überzeugen kann, übrigens aber mit Achtung und Bescheidenheit von der kritischen Philosophie und ihrem Urheber spricht, betrachtet sie als eine Wissenschaft, zu welcher die Erfahrungsseelenlehre die Prämissen liefere. Es würde eine vergebliche und überflüssige Arbeit seyn, die Beweise des Vf. für die Substantialität, Immaterialität, Freyheit und Unsterblichkeit der Seele und die Gegengründe gegen die kritische Philosophie nach ihrem Gehalt zu beurtheilen. Sonderbar ist es, dafs des Gesetzes der Ideenassociation nur mit einem Worte gedacht wird, ohne es weiter zu erklären. Auf die Bestimmung der Begriffe hat der Vf. nur zu wenig Sorgfalt gewendet. Anthropologie, Psychologie, z. B. werden übersetzt (Lehre vom Menschen, von der Seele), aber nicht weiter bestimmt. Die Correctheit der Sprache verdient gerühmt zu werden.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Neuer Kinderfreund*, von *Engelhardt* und *Merkel*. I. Bändchen. 1794. 1—208 S. II. B. 209—406 S. III. B. 407—608 S. IV B. 609—796 u. 16 S. Inh. u. Druckfehlerenz. V. B. 1795. 1—200 S. u. Bl. Musikalien. (2 Rthlr 12 gr.)

Läfst sich gleich dieser neue Kinderfreund nicht von allen Seiten dem alten unsers vortrefflichen Weifse an die Seite stellen; sieht man es ihm, was besonders die Einleitung betrifft, auch ein wenig zu viel an, dafs jener dazu das Original abgegeben hat: so mufs man doch den Vff das Zeugnifs ertheilen, dafs sie ihrem Muster rühmlich nachgeeifert haben, und kann das Buch heranwachsenden, schon einiger anhaltendern und ernsthaftern Lectüre fähigen Kindern im Ganzen genommen mit gutem Gewissen empfehlen. Es finden sich darinn Aufsätze über Gegenstände aus der Moral, Geschichte, Naturlehre, Naturgeschichte, Technologie, Völker und Länderkunde, Alterthumern, Mythologie u. s. w. die gröfstentheils lehrreich und unterhaltend geschrieben sind. Auch scheint der Fleifs der Vff. im Verfolge ihrer Arbeit mehr zu, als abgenommen zu haben, und das Werk immer mehr an Interesse zu gewinnen. Die Schreibart ist meistens faslich, rein und lebhaft. Mit unter kommen freylich Fehler vor, wie S. 93. *Achtung* für Acht *gegeben*. S. 288. es *verdirbt* st. verderbt *die Säfte*, S. 484. *Mädchen das Zeugnifs der besten Tänzerinnen geben* st. unter die besten Tänzerinnen zu gehören, sie unter solche rechnen, S. 650. *für lauter Bequemlichkeit* st. vor, die in einer Kinderschrift doppelt nachtheilig sind. Platt sind Ausdrücke, wie *schnabeliren* S. 229. und Späfse, wie die ewige Wiederholung des unser eins von Seiten des Hausknechts im ersten Schauspiele B. I. Ueberhaupt sind beide in diesen Bänden vorkommende Schauspiele in Ansehung ihres ästhetischen Werthes sehr geringfügig; hauptsächlich aber verdient es Tadel, dafs in dem erstern der Knoten auf eine im Grunde unmoralische Art gelöst wird; denn um einen durch fremde Bosheit unter die Werber gerathenen jungen Menschen zu befreyen ist der Ausweg dieser, dafs der Befreyer von jenem einen faulen Hausknecht, der aus Leichtsinn und Verdrossenheit zu seinem Dienste unter die Soldaten will, in diesem Vorsatze bestärkt und also auf eine unredliche Weise dazu gebraucht, jenen durch Annehmung des Feldzeichens loszumachen. Wenig lauter ist der S. 295. geäufserte und den Kindern ohne Gegenerinnerung in den Mund gelegte, ja selbst bey ihnen durch das Vorhergegangne veranlafste Beweggrund: wir wollen gern jede Stunde benutzen, um nur den Abend mit ihnen geniefsen zu können. Die Empfehlung eines Tagebuchs für junge Leute enthält viel sehr gutes und gut gesagtes, aber die genauere Anzeichnung wissenschaftlicher Gegenstände gehört nicht dahin; sondern in ein nach Fächern geordnetes Collectaneenbuch; und zur Uebung im guten Ausdruck würden wir ein solches Unternehmen, das dann nur gar zu leicht zum Behuf der Eitelkeit dienen kann, und oft gedient hat, am wenigsten empfehlen, überhaupt auch vor jedem Mifsbrauche, der in letzterer Rücksicht davon gemacht zu werden pflegt, mit Nachdruck gewarnt haben. Unschicklich ist die Aeufserung über eine ganze Nation in einer Kinderschrift S. 355., dafs man die Herren Holländer nicht der grofsten Höflichkeit beschuldigen könne. — Wenn es S. 587. heifst: manche Thiere, z. B. Ratten und Mäufe scheinen schädlich zu seyn, und doch *wifst* ihr, dafs auch diese Thiere nöthig und nützlich sind: so werden wohl schon Kinder fragen: woher wissen wir das? und der Lehrer wird ihnen die Antwort schuldig bleiben müssen; da sich gar nicht beweisen läfst, dafs alle Thiere zum unmittelbaren eigentlichen Nutzen der Menschen da sind. Ueberhaupt läfst sich gegen das Bruchstück einer Theodicee an jener Stelle viel Bekanntes und längst Erinnertes einwenden. — Unbekannt ist es Rec., dafs Charon nur die, welche nach Elysium bestimmt waren, übergesetzt habe. Nur Unbegrabnen nach Virg. Aen. VI. 905—29 oder denen, welche kein Fahrgeld mitbrachten, nach andern Nachrichten

ward von ihm die Ueberfahrt verweigert. — Sehr unterhaltend sind die Nachrichten über die Oberlausitz und die Bärenjagd — und vortrefflich, nur zu weit ausgesponnen ist der Aufsatz (B. V.) über das Schmollen — insbesondere die Scene S. 47. ein Beweis von der schönen Darstellungsgabe der Vff., die nur über manche gemeinere Dinge sich hier und da sollten kürzer fassen lernen. Die Kupfer und selbst Vignetten sind, wenn wir die zum III. B. ausnehmen, recht artig und lehrreich; die Musikalien sind, mit Ausnahme des ersten aus der Zauberflöte entlehnten Stücks, sämmtlich sehr unbedeutend.

Dinkelbül, b. Schmeisser: *Kleine Handbibel für die Schuljugend.* Nach Luthers Uebersetzung mit Anmerkungen, von *Phil. Jak. Karrer.* I. Th. *Altes Testament.* 1793. 264 S. gr. 8. (10 gr.)

Dieser ganz brauchbare Auszug aus den heiligen Büchern des A. und N. T. soll die wichtigsten Stellen der Glaubenslehre und Lebenspflichten enthalten. Die blofs geschichtlichen Bücher des A. T., welches dieser Theil begreift, sind daher so gut wie ganz übergangen, und aus den Büchern Mose nur einige Stellen, die sich theils auf den Sündenfall beziehen, theils andre sittliche Beziehungen haben, aufgenommen worden; desto mehr aber aus Hiob, den Psalmen, den Sittensprüchen und dem Prediger Salomo, Sirach, Buch der Weisheit, einiges aus dem Buche Tobias; verhältnifsmäfsig nur wenig aus den Propheten. Wer wird es dem Vf. verargen, dafs er vorzüglich die moralischen Stellen aus dem A. T. ausgehoben hat? Doch auch die Parthey, welcher die im A. T. vorkommenden Dogmen am Herzen liegen, werden die sogenannten Beweisstellen nicht vermissen, auch in den beygefügten kurzen Anmerkungen nichts von Ketzerey wahrnehmen. Nur bedauern wir, dafs die Auszüge oft gar zu rhapsodisch, die Stellen oft aus ihrem Zusammenhange gerissen sind, wie dies z. B. gleich auf den ersten Blättern im Auszuge aus Mose sehr auffallend ist; und dafs daher das Ganze mehr das Ansehen einer Blumenlese und Auswahl schöner oder wichtiger Stellen aus der Bibel als einer ins Kurze gezognen Bibel gewinnt.

Schweidnitz, b. Müller u. Breslau, in Comm. b. Korn d. ältern: *Monatsschrift für Landkinder,* oder lehrreiche Nebenunterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern. Erster Jahrgang. 1793. 192 S. 8. Zweyter Jahrgang. 1794. hat zur Beylage ein *Erziehungsblatt* oder Sammlung aus den besten Erziehungsschriften für Aeltern. ½ Bogen. 12 Stück. 96 S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Von dieser Schrift erscheint monatlich ein Bogen und ein halber Bogen des Erziehungsblatts, zusammen für 1 gr. Die Absicht des ungenannten Vfs. ist: für die niedrigste Landjugend etwas Gutes zu stiften. Dazu hat er in diesen beiden ersten Jahrgängen den Vortrag der vorzüglichsten Pflichten gegen sich selbst und gegen andre gewählt. Er trägt gewöhnlich die Pflicht zuerst in einer historischen Einkleidung vor und setzt dann noch, unter der Rubrik: *Verschiedenes*, bald Gedenk- und Sittensprüche, bald Liederverse und kleine Geschichten, welche sich auf jenes Thema beziehen, auch Räthsel u. dgl. hinzu. In dem Erziehungsblatt, welches von dem 2ten Jahrgang an mit dieser Schrift verbunden ist, will er, da die Monatsschrift blofs Materialien zum Unterricht und zur Bildung der Kinder enthalte, den Aeltern Anweisung zum rechten Gebrauch derselben geben; dieses geschiehet theils durch Vortrag der Regeln, theils durch Beyspiele von guter und schlechter Erziehung. Der Vf. scheint im Ganzen genommen den Ton, in welchem mit Landkindern und Landleuten geredet werden mufs, getroffen zu haben, so wenig dieses auch die Anrede an die Kinder im ersten Stück, und insbesondere deren erste lange und verworrene Periode vermuthen läfst. Wird er sich bemühen, in manchen Stücken seine eignen Begriffe mehr aufs deutliche zu bringen, um sie sodann auch deutlicher vortragen zu können; seine Leser auch dann und wann zu den edlern Bewegungsgründen des Rechtverhaltens als die aus den nächsten äufsern Folgen, auf welche fast alle seine Erzählungen nach poetischer Gerechtigkeit hinweisen, zu erheben — auch sich vor dem oftmaligen Herabsinken zum Schmutzigen, wie z. B. Erziehungsblatt S. 23 u. 24. hüten; so wird er diese brauchbare Schrift, welcher auch insbesondre ihr geringer Preis zur Empfehlung gereicht, noch nützlicher machen können. Am Ende des 2ten Jahrgangs verspricht der Vf. nach Endigung seines Plans von den Pflichten, auch Stücke aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Landwirthschaft zu wählen. Wir wünschen seinen Bemühungen einen guten Fortgang.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Paris*, in der Druckerey der Nationalverwaltungen: *Memoire sur l'interieur de l'Afrique*, par *Jerome Lalande.* An troisieme de la Rep. (1795.) 39 S. gr. 4. — Da die *Proceedings of the association for promoting the discovery of the interior Parts of Africa* etc. in Frankreich nicht übersetzt worden, und daher nur unvollkommen durch die in den französischen Journalen davon gelieferten Auszuge bekannt geworden, so mufste man es dem berühmten Vf. wenigstens in Frankreich Dank wissen, dafs er ein für die neue Erdbeschreibung so wichtiges Unternehmen, aufs neue in Erinnerung gebracht. Man weifs, dafs der französische Hof, einige Jahre vor der Revolution, eine Reise in das Innere von Afrika veranstalten wollen, und dafs man über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens das Gutachten der französischen Akademie verschiedenemale eingeholt. Hr. *Lalande* sowohl als Hr. *Buache* haben auch bereits vor einigen Jahren über eben diesen Gegenstand im *Journal des savans*

savant und den *Memoires de l'academie des sciences* einige Aufsätze einrücken lassen, die der Herausgeber der *Proceedings* etc. Hr. *Beaufoy* noch nicht hatte nutzen können. Von Hn. *Buache* haben wir noch über die nämliche Materie eine umständliche Abhandlung zu erwarten, deren Herausgabe bis daher durch die Revolution verhindert worden.

Die vor uns liegende Schrift enthält zwar manches, was deutschen Lesern schon aus dem englischen oben angeführten Werke bekannt ist, verdient aber doch in mehrerer Absicht auch den deutschen Geographen näher bekannt zu werden. Der Vf. hat theils verschiedene Quellen benutzt, die Hr. *Beaufoy* nicht kannte; theils sind auch die Folgerungen, die er aus selbigen zieht, von der Art, dafs sie wenigstens zu noch genauern Untersuchungen Veranlassung geben können. Im ersten von den beiden Abschnitten dieser Schrift, beschäftigt Hr. *L.* sich blofs mit dem Laufe des Niger, den er mit dem Senegal für einen und den nämlichen Flufs hält. Er widerlegt zugleich den *D'anvilles*, der den Niger und Senegal für zwey verschiedene Flüsse gehalten, davon er den ersten gegen Morgen, den andern aber gegen Abend seinen Lauf nehmen lassen. Hr. *L.* führt zugleich Hn. *Buache* an, der schon in den *Memoires de l'academie des sciences* année 1787, die Meynung des *D'anville* bestritten. Nach Hn. *Buache* würde der Senegal, den er für den Niger des Ptolemäus hält, etwa 700 franz. Meilen von der Küste, also etwa in der Mitte von Afrika entspringen: die ältern Städte und Völkerschaften, die *D'anville* auf seiner Karte von Afrika viel weiter gegen Morgen setzt, hat Hr. Buache nicht weit von der Stelle, wo nach ihm der Senegal entspringt, verzeichnet. Hr. *L.* ist sehr geneigt, den *Gir* des Ptolemäus, für den nahe bey Bournou befindlichen Gazellenflufs zu halten, der, wie Hr. *Lucas* (S. die Proceedings) von den beiden Scherifs *Fouwad* und *Imhammed* erfuhr, in den Nil fällt.

Von ältern Schriftstellern fährt Hr. *L.* gegen D'Anville, Plinius, Edrisi, Leo den Afrikaner, Mormel, Cadamosto und verschiedene arabische Schriftsteller an, aus deren in der Nationalbibliothek befindlichen Manuscripten Hr. *De Guignes* Auszüge geliefert. Auch glaubt er, dafs Hr. Hartmann, der in *Geographia Edrisiana* pag. 30. die Meynung des D'Anville gegen Edrisi angenommen, sich durch die Autorität des französischen Geographen verleiten lassen. Unter die neuern Schriftstellern, die nach Hn. *L.* D'Anville's Meynung, wenn nicht gerade zu widersprechen, doch wenigstens sehr zweifelhaft machen, rechnet er vorzüglich mehrere seiner Landsleute, die im Dienste der afrikanischen Compagnie als Directoren der franz. Comptoirs, am Senegal viele Jahre lang gestanden, oder auch in Handelsgeschäften nicht ganz unbedeutende Reisen in das Innere von Afrika gemacht haben. Hr. *L.* beruft sich hier vorzüglich auf *Andre Brue*, der 1697 Director der Handelscompteire am Senegal war, und bis 1715 daselbst blieb, mehrere Reisen in das Innere von Afrika machte, und sich besonders als ein sehr thätiger und verständiger Mann auszeichnete. Aus *Brue's* Nachrichten hat *Labat*, der niemals selbst in Afrika gewesen, seine *Nouvelles Relations sur l'Afrique* gröfstentheils zusammengesetzt. Auf der Delilleschen Karte, die 1709 auf drey Blättern erschien, desgleichen auf der von Jaillot 1717, hängt der Senegal und Niger zusammen. Aber einige Jahre nachher, als D'Anville für die afrikanische Compagnie eine neue Karte von Afrika entwarf, trennte er diesen Flufs. Nach ihm würde also der Niger gegen Morgen und der Senegal gegen Abend fliefsen. D'Anville hat, wie Hr. *L.* versichert, sich niemals umständlich über diesen Punkt erklärt. Hr. *L.* vermuthet, dafs D'Anville durch eine Stelle in Brue's Nachrichten, die Labat angeführt, und die auch der bekannte Abbé *Prevost* nach seiner Art aufgestutzt hat, zu dieser Meynung verleitet worden. Auch die englischen Vff. der Alg. Weltbistorie erhalten hier eine Zurechtweisung. Sie hatten, wie sie selbst gestehen, anfangs den Niger und Senegal für einen und denselben Flufs gehalten, der sich in einer gewissen Gegend in zwey verschiedene Arme theilet; allein sagen sie: „die besten englischen und französischen Karten von Afrika beweisen, dafs dies zwey verschiedene Flüsse sind." Hr. *L.* macht hierbey die nicht ungegründete Bemerkung, dafs nämlich diese Karten selbst kein gültiges Zeugnifs liefern können; sondern dafs man hierüber die Documente, die der Zeichner dabey zum Grunde gelegt, vorzüglich in Anschlag bringen müsse. Mehrere Zeugnisse, die der Vf. zu Gunsten seiner Meynung aus neuern Reisebeschreibungen anführt, mufs man in der Schrift selbst nachlesen; sollte auch nicht jeder Leser mit Hn. *L.* darüber völlig einverstanden seyn, so kann man doch auf der andern Seite nicht läugnen, dafs mehrere dieser Citate sich auf verschiedene Weise erklären lassen. Hr. *L.* schliefst aus den gesammelten Nachrichten, dafs der Niger und Senegal nur ein Flufs sey, der auf der Morgenseite von Afrika entspringe, und sich über dem grünen Vorgebürge, unter den Namen des Senegals in das atlantische Meer ergiefse.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem Innern von Afrika, und der Möglichkeit, selbiges von Abend nach Morgen zu durchreisen. Hr. *L.* glaubt, dafs die Franzosen wegen ihrer vielen Besitzungen auf der Küste von Afrika, und der mehrjährigen Bekanntschaft mit denen tiefer im Lande wohnenden Nationen, zu einer solchen Reise vorzüglich geschickt wären. Er hat schon ehemals im *Journal des Savans* seine Meynung über ein solches Unternehmen umständlich geäufsert, und seit dieser Zeit haben verschiedene seiner Landsleute, die die Barbarey, Aegypten, die marokkanischen Staaten und der Westküste von Afrika in Handlungsangelegenheiten besucht, und über diesen Punkt genaue Erkundigung eingezogen, seine ehemalige Meynung durchgehends bestätigt. Alle kommen darinn überein, dafs eine solche Reise für einen Europäer, der noch nicht an das heifse Klima gewöhnt, allerdings mit vielen Beschwerden verknüpft, aber doch ausführbar sey. Hr. Prelong, der noch vor wenigen Jahren am Senegal als Director der französischen Handlungscompagnie gestanden, glaubt, dafs eine solche Reise am besten unter dem Schutz und der Anführung der Mauren, die sich bey den Negern in gehöriger Achtung zu erhalten wissen, ausgeführt werden könne: die Kenntnifs der arabischen und mandingischen Sprache wäre dabey eine Haupterfodernifs. Hn. Prelong's Aufsatz findet sich in einem Werke, wo man selbigen wohl schwerlich suchen dürfte, nämlich in den *Annales de chimie* Tom 18. p. 268. Was Hr. *L.* über die sehr unvollkommne Bekanntschaft, die wir von den innern, selbst bewohnten, Theilen von Afrika haben, sagt, verdient in dem Werke selbst nachgelesen zu werden. Gewifs ist, dafs die fr. afr. K. durch ihre Officianten am Senegal von den zunächst gelegnen kleinen afrikanischen Königreichen ziemlich genaue Nachrichten eingezogen, die aber, um die Concurrenz fremder Nationen zu verhindern, niemals öffentlich bekannt geworden. Rec. weifs, dafs Hr. L. sich mit Aufsuchung mehrerer hieher gehörigen Documente beschäftigt, um dereinst über diesen Gegenstand etwas vollständiges liefern zu können. Die Archive und Handlungsbücher der französisch-ostindischen und afrikanischen Compagnie, die durch die Aufhebung derselben ein Eigenthum der Nation geworden, enthielten wahrscheinlicher Weise mehrere Winke, die ein einsichtsvoller Epitomator hätte nutzen können; leider aber hat der Vandalismus auch diese zerstört; Rec, der sehr viele davon gesehen, weifs, dafs der gröfste Theil dieser Papiere, zur Papiermühle nach Essone abgeliefert worden, um dort nach der löblich eingeführten Methode, zu neuen Papier umgearbeitet zu werden. Einige Karten und Journale hat Hr. Buache noch zur rechten Zeit gerettet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. August 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Sommer: *Kurze ſyſtematiſche Darſtellung des Leipziger Handelsrechts* nach Maaſsgabe der Leipziger Handelsgerichtsordnung der auf ſie Bezug habenden Geſetze und des Gerichtsbrauchs. Zum Gebrauch für Rechtsgelehrte, Kaufleute und andre Perſonen. Entworfen von D. *Karl Gottlob Roſsig*, des Natur- und Völkerrechts und der Philoſ. öffentl. Lehrer etc. 1796. 322 S. und 44 S. Beyl. 8.

Den Ausdruck *Leipziger Handelsrecht* nimmt Hr. *R.* nach S. 1. im weitern und engern Verſtande. Jenes entſteht aus der Handelsgerichtsordnung, andern ſächſiſchen Geſetzen und den ſubſidiariſchen Rechten; dieſes bloſs aus der Handelsgerichtsordnung, den darauf Bezug habenden Erläuterungen, und dem Gerichtsbrauche. Nur das letztere handelt er in dieſer Schrift ab. Richtiger wäre alſo der Titel: *Darſtellung des Leipziger Handelsgerichtsproceſſes* etc. — Ein Werk dieſer Art war langſt der Wunſch vieler Rechtsgelehrten und beſonders der in Leipzig beym Handelsgericht practicirenden. Denn dieſer Proceſs weicht von dem gemeinen ſehr ab. Geſetze, die ihn beſtimmen, ſind wenig, und dieſe oft dunkel; er gründet ſich alſo meiſtens auf den Gerichtsbrauch, und von dieſem finden ſich nur hin und wieder einzelne Fälle, ein ſyſtematiſches Ganzes fehlt noch. Allein eine ſolche Anleitung erfodert auch einen Mann, welcher durch vieljährige Erfahrung mit dieſer Proceſsart ganz vertraut geworden. Ob dies Hr. *R.* ſey, mag folgende Anzeige ſelbſt entſcheiden.

Er handelt im 1ſten Abſchnitt von dem Begriff und den Quellen des L. Handelsrechts. Die Quellen ſeyen 1) ausdrückliche Geſetze, 2) Obſervanz, und 3) ſubſidiariſche Rechte. Zu den erſten gehört die Handelsgerichts- und Wechſelordnung, ingleichen verſchiedene zu deren Erläuterung und ſonſt in Handelsſachen ergangene Mandate und Reſcripte. Unter den ſubſidiariſchen Geſetzen ſind beſonders die kurſächſ. Alte und Er. Pr. Ordn. zu bemerken, von deren Gültigkeit und Anwendung §. 6—15. zwar ſehr weitläuftig, aber auch ſehr dunkel gehandelt wird. Kürzer und deutlicher konnte er ſagen: „Die HGO. iſt die Baſis. Verordnet dieſe nichts, ſo tritt die A. P. O. ein, auf welche ſich jene gründet, und deren Gültigkeit beym HG. auch durch die Er. Pr. Ord., bis auf die §. 2. des Anh. beſtimmten 3 Fälle beſtätigt iſt; iſt aber weder in der HG. und APO., noch durch ein beſonderes Geſetz oder den Gerichtsbrauch etwas beſtimmt, ſo entſcheidet die E. P. O.“ Hiermit ſtimmt auch das in der Beyl. 8. beygedruckte Atteſtat des HG. überein. Der 2te Abſchnitt enthält die Literatur des Handelsrechts überhaupt, und des Leipziger insbeſondere, und dann die Geſchichte des L. H. R. und der Quellen deſſelben. Beide ſind ſehr vollſtändig vorgetragen, beſonders gewährt die Geſchichte eine kurze Ueberſicht der in Handlungsſachen ergangenen oder darauf Bezug habenden ſächſ. Geſetze, und in Rückſicht dieſer beiden Gegenſtände iſt der Werth dieſer Schrift nicht zu verkennen. Vom 3ten bis zum 9ten Abſchnitte geht der Vf. die einzelnen Theile des Proceſſes durch. Hier erwartete nun Rec. ſeinen oben erwähnten Wunſch befriedigt, um ſo mehr, da Hr. *R.* in der Vorrede verſichert: „daſs er bey dieſer Schrift verſchiedene ſchriftliche Nachrichten benutzt habe, welche wahrſcheinlich der Fleiſs eines praktiſchen Rechtsgelehrten aufgezeichnet, worinn mehrere einzelne Fälle geſammelt und entſchieden würden.“ Allein die Erwartung ward leider! getäuſcht. Das Ganze iſt gröſstentheils *ein wörtlicher Auszug* der (nach des Vf. eignem Urtheile S. 4. der Vorrede) dunkeln und ſehr allgemeinen HGO. und einiger darauf Bezug habenden Geſetze. Die durch den Gerichtsbrauch eingeführten Erklärungen derſelben ſind meiſtens aus *Rivini Enunciatis*, und auſserdem zum Theil aus *Barthi Hodeg. For.* genommen; viele aber ſtimmen mit dem heutigen Gerichtsbrauch nicht überein. Die übrigen Erklärungen, welche vermuthlich aus den ſchriftlichen Nachrichten genommen ſind, enthalten oft groſse Irrthümer. Sie alle anzuführen, wäre zu weitläuftig, alſo nur einige der auffallendſten über ganz bekannte Dinge, zu Rechtfertigung des Urtheils. — S. 51. §. 1. 2. 3. ſind die Procura, welche der Factor bekommt, und ſich auf alle Handlungsgeſchäfte bezieht; und die Vollmacht, welche dem Anwald zu Führung eines Proceſſes insbeſondere ertheilt wird, mit einander vermengt, die erſtere gehört gar nicht hieher. Auch iſt es S. 61. §. 23. falſch, daſs die Procura beym HG. *ſchlechterdings* producirt werden müſste. Die HGO. Tit. 7. befiehlt es nur, *wenn es jemand*, der ſich mit dem Factor in Geſchäfte einlaſſen will, *verlangt*. — S. 68. §. 8. ſollen in der Meſſe *alle Tage* zweymal Seſſion im HG. ſeyn; allein während der Meſsfreyheit iſt gar keine. — S. 17. §. 16. „Handwerksleute, wenn ſie zu ihrer Nahrung und Handwerk Waaren kaufen, müſſen vor dem HG. ſtehen.“ Dies iſt richtig; allein Not. ult. S. 78. heiſst es: „Wenn ein Handwerksmann von dem andern, und nicht von einem Kaufmanne etwas erkauft, wenn er es ſchon zu ſeinem Handwerke braucht, gehört es nicht vors HG.“ (Warum nicht? richtet ſich der Gerichts-

ſtand nach dem Kläger?—) S. 85. §. 30. „Auch iſt es keine Handelsgerichtsſache, wenn die von Adel oder Bauern den Kaufleuten Wolle, Getraide etc. verkaufen.“ (In der Note beruft ſich der Vf. auf *Barthi hodeg.* p. 463., er kann aber den Grund ſelbſt nicht einſehen, und das iſt wohl natürlich, denn es iſt keiner vorhanden, und Streitſachen dieſer Art, wenn nämlich der Verkäufer Kläger iſt, wie auch unter Handwerksleuten im erſt angeführten Falle, ſind beym HG. nicht ſelten. Der Vf. hätte alſo nicht Barthen ſo gerade nachſchreiben ſollen.) S. 120. §. 12. „Die Pflegung der Güte geſchieht ohne Beyſeyn der Advocaten.“ (Hr. R. muſs nie einen Termin im Handelsgericht abgewartet haben, ſonſt würde er das Gegentheil wiſſen.) S. 186. §. 22. „Erklärt ſich einer, nach rechtskräftigem Urthel den aufgetragenen Eid zu leiſten, und ſtirbt vor der Leiſtung; ſo wird der Eid für geleiſtet gehalten!!“ — Der Vf. fragt hiebey, ob nicht die E. P. O. §. 8. (ſc. ad Tit. XIX.) hier eintrete? und Rec. muſs fragen: warum der Vf. an einem ganz ungezweifelt entſchiedenen Rechtsſatze zweifelt? Doch dies iſt der Fall mehrmals, z. B. S. 99. not. ad §. 8. S. 106. §. 26. S. 140. §. 21. S. 190. not. 3. ad §. 2. Oft drückt er ſich ſehr dunkel und unbeſtimmt aus, z. B. S. 158. §. 6 u. 7. „Die *diſſeſſio quoad contenta* findet beym HG. im Executivproceſſe nicht ſtatt, wohl aber, wenn *ſummariſch* geklagt wird. Richtiger ſollte dieſes heiſſen: *ordinarie.* Denn der HG. Proceſs iſt überhaupt ſummariſch in Vergleichung gegen den gemeinen; er wird aber als eine beſondere Gattung in *ordinarium* und *executivum* eingetheilt. Zwar ſetzt die HGO. mehrmals den ſummariſchen Proceſs dem *executivo* entgegen; allein nach dem Sprachgebrauch heiſst erſterer *ordinarius*, und iſt es auch wirklich, da er ganz nach dieſer Art geführt wird. Dies hat der Vf. nicht bemerkt, und es entſtehen daher durch den Ausdruck *ſummariſch*, oft groſse Dunkelheiten. So heiſst es im 8ten Abſchn. von der Beſcheinigung: „Da der gewöhnliche HGP. ſummariſch iſt, tritt kein ordentlicher Beweis ein, ſondern ſtatt deſſen Beſcheinigung.“ Das letztere iſt richtig; allein um aller Miſsdeutung des Wortes *ſummariſch* vorzubeugen, hätte zugleich bemerkt werden ſollen, daſs bey dieſer Beſcheinigung, wie auch bey der Gegenbeſcheinigung alle Formalien des Beweiſes und Gegenbeweiſes beobachtet werden müſſen, auch Fragſtücke zuläſſig ſind, und bloſs die Friſt kürzer iſt, auch keine Dilation ſtatt findet. So iſt auch Cap. I. des 7ten Abſchnitts von den Eiden und deren Leiſtung ſehr dunkel und ſchwankend. Der 10te Abſchn. handelt von der Litis denunciation Cap. I. und Reaſſumtion des Proceſſes Cap. II. Bey der Lit. denunc. hätte ſollen unterſchieden werden, ob die Klage ſchriftlich oder mündlich angebracht worden; ſo wären viele erregte Zweifel überflüſſig, und das ganze Kapitel deutlicher. Der 11te Abſchn. enthält den Concurs- und Accordsproceſs. Wider die hier vorgetragenen Sätze läſst ſich nicht das mindeſte einwenden, denn — ſie ſind wörtlich aus den Banq. Mand. von 1766 und zum Theil Tit. XLI. der E. P. O. und der HGO. gezogen. Im 12ten Abſchn. folgen noch Zuſatze zu den vorhergehenden, welche nicht überflüſſig ſind. Den Wechſelproceſs hat der Vf. nur zuweilen beyläufig berührt, und gleich in der Vorrede erklärt, daſs er nicht in ſeinen Plan gehöre.

Nach dem Titel ſoll dieſe Schrift eine *kurze* Darſtellung ſeyn; allein ſie iſt auſserſt weitſchweifig gerathen. In den aus der HGO. gezogenen Sätzen ſind gemeiniglich die eignen Worte derſelben gebraucht, und demungeachtet die Stelle unter jedem §. wörtlich wiederholt, welches um ſo weniger nöthig war, da die HGO. ſelbſt beygedruckt iſt. Da dies Buch nicht für Rechtsgelehrte allein, ſondern auch für andere beſtimmt iſt; ſo entſchuldigt ſich der Vf. in der Vorrede, daſs er in dieſer Rückſicht manches für erſtere unnöthige habe beyfügen müſſen. Dawider wäre nichts einzuwenden; allein dieſe Einſchaltungen ſind oft ſo beſchaffen, daſs der Endzweck nicht erreicht werden kann; z. B. S. 121. der §. 5 ff. von den Erfoderniſſen und Rechtsbeſtändigkeit der Klage wird niemand als der Rechtsgelehrte verſtehen, für dieſen aber iſt dieſe Ausführung wieder überflüſſig. Auch ſchwellen die häufigen Wiederholungen das Buch ohne Noth an, ſo kommen die im Anh. der E. P. O. vom HG. Verfahren ausgenommene 3 Punkte unzähligemal vor. Das 5te Cap. des 9ten Abſchn. von der Execution und Hülfe iſt eben ſo weitſchweifig als verworren abgehandelt, und voller Unrichtigkeiten. Zuweilen hat der Vf. auch Cautelen beygefügt, davon nur eine zur Probe. S. 79. Not. 2. ad §. 17. „Man hüte ſich aus den Frachtbriefen allein executive klagen zu wollen.“ Sollte wohl ein Advocat dieſe Warnung nöthig haben?

Die Beylagen enthalten Nr. I. die Handelsgerichtsordnung de ao. 1682. II — VII. 6 Erläuterungsreſcripte, und VIII. ein Atteſtat des HG. über die Gültigkeit der A. und E. P. O. beym Handelsgericht.

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Fleiſcher: *Leonhard Eulers vollſtändige Anleitung zur Algebra. Dritter Theil*, enthaltend die Zuſatze von *de la Grange*, aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Erläuterungen und einigen dahin einſchlagenden Abhandlungen begleitet, vom Hofrath *Kauſsler*, Gouvern. der herzogl. Wirtemb. Edelknaben. 1796. Mit den Inhaltsverzeichniſſen 327 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Zuſätze des Hn. de la Grange betreffen die Vervollkommnung der Eulerſchen unbeſtimmten Analytik, und beſtehen: 1) in einer Theorie der fortlaufenden Brüche, welche zwar ſehr deutlich und ausführlich vorgetragen iſt, jedoch ohne combinatoriſche Analytik mit zu Hülfe zu nehmen, was wohl, wenn es wenigſtens von dem Ueberſ. in Zuſatzen geſchehen wäre, den Werth des Buches noch mehr erhöhet hätte; 2) in Anwendung dieſer Theorie auf die Beſtimmung der Minima, welche bey unbeſtimmten Formeln mit 2 unbekannten Gröſsen, beſonders bey denen von der zwey-

Digitized by Google

ten Ordnung, ſtatt finden können, und in Abſicht auf letztere beweiſt der würdige Vf. merkwürdige Sätze, die noch nicht bekannt waren, oder die bisher nicht allgemein und direct ſind bewieſen worden. Unter andern wird eine beſondere Methode vorgetragen, die Wurzeln einer jeden quadratiſchen Gleichung durch fortlaufende Brüche auszudrücken, welche mit der des Euler im XIten Bande der neuen Petersburger Commentarien einige Aehnlichkeit hat, aber aus etwas andern Grundſätzen hergeleitet worden iſt; (die, noch nicht genug bekannte, combinatoriſche Analytik des Hn. Prof. Hindenburg wird man auch bey ſolchen Lehren fruchtbar finden.); 3) in einer Auflöſung der unbeſtimmten Gleichungen vom erſten Grade mit zwey unbekannten Groſsen, in ganzen Zahlen; 4) in einer allgemeinen Methode, Gleichungen mit zwey unbekannten Gröſsen, deren eine nicht über den erſten Grad ſteigt, in ganzen Zahlen aufzulöſen; und ſo beſteht faſt das ganze Werk des Hn. d. l. Gr. in mehrern Zuſatzen, welche die Auflöſungen der unbeſtimmten Gleichungen vortragen, und die man ſelbſt ſtudiren muſs. Das letzte Kapitel enthält Unterſuchungen über Functionen von der Eigenſchaft, daſs das Product zweyer oder mehrerer derſelben jeder einzelnen ähnlich wird. — Die vom Ueberſ. hin und wieder beygebrachten Anmerkungen enthalten Erläuterungen und literariſche Bemerkungen, welche ſchon gute Einſichten in dieſem Theile der Mathematik verrathen, noch mehr aber der Anhang, welcher in 6 Abhandlungen, — einen Beweis des binomiſchen Lehrſatzes, ganz aus den erſten Anfangsgründen der Algebra geſchöpft, eine Methode, die Theiler der Zahlen zu finden, mehrere Auflöſungen merkwürdiger Probleme aus der unbeſtimmten Analytik u. ſ. w. — enthält. Sie haben mit den Zuſatzen des Hn. de la Grange nichts gemein, und ſind von dem Vf. ſchon mehrere Jahre vorher, ehe er nur erwähnte Zuſatze kennen lernte, ausgearbeitet worden. — Ein neuer Herausgeber der Eulerſchen Algebra, der die Hindenburgiſche combinatoriſche Analytik an den gehörigen Orten und mit Eulerſcher Deutlichkeit einſchaltete, würde ſich nicht nur um Verbreitung nützlicher mathematiſcher Kenntniſſe ſehr verdient machen, ſondern auch viele ſchwierige Probleme leicht, kurz und allgemein aufgelöſt, darſtellen können.

ALTDORF, b. Meyer: *Gemeinnütziges Rechenbuch* zum Unterricht in Stadt- und Landſchulen und zum Privatgebrauch. 1793. 480 S. 8.

„Von einem allgemeinen Rechenbuche zum Gebrauche des künftigen Landmannes und Bürgers wird folgendes der Hauptinhalt ſeyn müſſen: ein faſslicher und hinreichender Unterricht über die Grundlage der ganzen Rechenkunſt, das Ausſprechen und Schreiben der Zahlen, die 4 Rechnungsarten in ganzen und gebrochnen Zahlen, die Regel de tri, Kettenregel und die unentbehrliche Baſedoviſche Regel mit ihren Anwendungen.“ Einen ſolchen Unterricht, heiſst es ferner, enthalten die in Oberdeutſchland gewöhnlichen Rechenbücher nicht; auch werde in ihnen nicht gehörig für Uebung des Nachdenkens und Entwickelung der Gründe geſorgt. Heynatz, Splittegarb und Buſse hätten freylich etwas beſſeres geliefert, aber nicht zunächſt für die dortige Gegend geſchrieben. Mit des letztern *gemeinverſtandlichem Rechenbuche* hat das gegenwärtige vieles gemein; doch ſind in jenem mehrere Beweiſe beygebracht. Der Vf. ſelbſt erinnert, daſs andere Rechenbücher gar zu *viele Regeln* ohne weitere Begründung vorſchreiben, und dadurch den Schüler verwirrt machen. Gleichwohl iſt auch von ihm ſo manches als Regel hingeſetzt und vorangeſchickt, was theils als willkührliches Verfahren, theils als nothwendige Folge zu behandeln wäre. Raum dazu hätte anderweitig erſpart werden können: denn die allgemeinen vorläufigen Betrachtungen über die Natur und Anwendung der Rechnungsregeln, nebſt Herzählung und Anwendung ihrer Fälle, ſtehen *hier* wenigſtens müſſig, werden ſicherlich von denen überſchlagen werden, für welche das übrige geſchrieben iſt. — S. 134. kommt eine falſche Behandlung der Doppelbrüche vor. S. 54. wird abgetheilt in Primzahlen und in *componirte* Zahlen; denn *zuſammengeſetzte* waren ſchon vorher die genannt, welche durch mehr als eine Ziffer geſchrieben werden. Jene Nicht-Primzahlen ſollen alſo zuſammengeſetzte auf lateiniſch, und dieſe nicht einſtelligen Zahlen zuſammengeſetzte auf deutſch heiſsen! Solcher Uebereilungen giebt es noch einige. Ueberhaupt genommen aber trägt der Vf. richtig und gut vor, ſcheint auch Mathematik ſtudirt zu haben. — Für *Statiſtiker*, *Cameraliſten* und *Kaufleute* iſt es wiſſenswerth, daſs man in dieſem Buche eine gute Darſtellung der *Nürnbergiſchen Brodraitung*, *Loſung-* und *Umgeldsrechnung* findet, und die Nachrichten von den Münzen, Maaſsen und Gewichten des fränkiſchen Kreiſes, richtiger und ausführlicher als ſonſt irgendwo ſeyn ſollen. Hiebey wünſchen wir nur noch, daſs der Vf. bey Gelegenheit einer zweyten Auflage, woran es dieſem Buche nie fehlen wird, ausdrücklich alle Unrichtigkeiten angebe, die er etwa bey *Münchhauſen* und bey *Gerhardt* vorfindet. Wir nennen *Münchhauſen* ſeiner Vollſtändigkeit wegen, und *Gerhardt*, weil wir ſeinen Notizenbüchern die neueſte und allgemeinſte Richtigkeit zutrauen.

GESCHICHTE.

STRASBURG, b. Spach: *Leben Wilhelm Penns*, des Stifters von Penſilvanien, aus dem Franzöſiſchen des Hn. D. *Marſillac*, von *Friedrich*. 1793. 324 S. 8.

Das Original war ein Jahr zuvor in zwey kleinen Octavbänden zu Paris erſchienen. Der Ueberſ. hat die Conſtitution Penſilvaniens, die ſonſt ſchon bekannt iſt, und verſchiedene Briefe von Penn, die wenig zur Sache thaten, weggelaſſen. Die Schreibart dieſer Ueberſetzung erlaubt uns, auch ohne ſie mit dem Originale verglichen zu haben, zu vermuthen, daſs ſie eben ſo getreu ſey, als ſie leicht und flieſsend iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *London*, b. Nunn: *A Letter on the Yellow Peruvian Bark* containing an hiſtorical account of the firſt introduction of that Medicine into France, and an circumſtantial Detail of its Efficacy in Diſeaſes, addreſſed to Dr. *Relph* by *Michael O'Ryan*, M. D. 1794. 31 S. 8. (1 Shill.) — Der Vf. war Profeſſor zu Lyon und erſter Arzt am dortigen *grand Hotel Dieu*. Als er 1792 durch die Flucht nach England kam, fand er da zu ſeiner groſsen Verwunderung die gelbe Rinde nur von einigen Pfuſchern gekannt, die ſie unter einem falſchen Namen als ein geheimes Fiebermittel ſehr theuer verkauften, da ſie in Frankreich ſchon ſeit einigen Jahren in ſolchem Rufe ſtand, dafs, ungeachtet des hohen Preiſes (mehr als 1 Rthlr. die Unze), zu welchem ſie nach und nach geſtiegen war, man daſelbſt faſt keine andre Art von China mehr gab, beſonders wenn die Krankheit bedeutend war. — Schon 1786 bekam ſie die Adminiſtration des genannten Spitales von einem dortigen Handelshauſe, dem ſie aus Cadix geſchickt war. Die Spanier hatten ſie bey Zurücktreibung der Peruaner gefunden, die einen Ausfall in ihre Beſitzungen gemacht hatten. Die Adminiſtration empfahl ſie den Spitalärzten zu Verſuchen, wovon dieſer Brief die Reſultate enthält. — Es waren theils gröſsere hie und da noch mit dem Oberhäutchen verſehene Stücke von dem Stamme, theils kleinere von den Zweigen. Die Farbe iſt im Bruche oder nach kurzer Einwäſſerung gelb und ein wenig ins Rothe ſpielend; der Geſchmack bittrer, gewürzhafter und weniger ekelhaft, als von irgend einer andern Art China. In der Sonne bemerkt man viele glänzende Harztheilchen — Von naturhiſtoriſcher Beſtimmung, welchem Baume dieſe Rinde gehöre, findet man nichts. Die chemiſche Analyſe iſt weniger genau, als ſie Relph geliefert hat (ſ. A. L. Z. 1794. Nr. 315.), und giebt dieſelben Reſultate, weswegen wir ſie übergehen. Nur dieſs, dafs dieſe Rinde an wäſsrigem und geiſtigem Extract dreymal ſo viel, als die gewöhnliche, und zweymal ſo viel als die rothe China gab. — In die darauf an Kranken angeſtellten Verſuche kann man ziemliches Vertrauen ſetzen, da O. weniger von der Chinawuth angeſteckt iſt, und ſich ſelbſt ihrem Mifsbrauche in kalten und andern Fiebern widerſetzt, da langjährige Erfahrung ihn ſeiner Verſicherung nach mifstrauiſch gegen alle, ſelbſt von angeſehenen Aerzten, als ſpecifiſch empfohlne Mittel gemacht hat, und die Verſuche in groſser Menge, und doch mit guter Unterſcheidung und Bezeichnung der Krankheiten, angeſtellt ſind. Schon die beyläufige Schilderung der endemiſchen Conſtitution von Lyon und den angrenzenden Provinzen *Breſſe* und *Dauphiné* macht dieſe kleine Schrift intereſſant. Wegen niedriger und ſumpfiger Lage ſind daſelbſt *Tertian- und Quartanfieber* ſehr häufig, und in den letzten Provinzen ſo bösartig, dafs ſie oft durch den 2ten oder 3ten Fieberfroſt (wogegen man aufser andern Mitteln warme Eſſigdämpfe anwendet,) durch hinzukommende Cholera und Schlafſucht tödten. Man gab alle 3 Stunden ℥iij vom Dec. von ▽ *fontan.* ℔iij mit *pulv. chinchon. flav.* ʒj, und verfehlte unter vielen Hunderten nie ſeinen Zweck (?) Vom Pulver thaten 3iij ſo viel als ʒj der beſten andern China, und blieb der Anfall nur Einmal aus, ſo war man vor einem Rückfalle ſicher, und gab deswegen blofs bey den bösartigen Fiebern bey dreytäglichen am 14ten, und bey viertäglichen am 20ſten Tage noch 3iij—jv. In dieſen gab man auch lieber ein *Infuſ. vinoſ.* von 1 Quart Wein mit ʒβ Rinde alle 3 — 4 Stunden 3 — 4 Unzen, oder eine Auflöſung von *extr.* ʒβ in 1 Quart Wein. — Ferner bewies ſich dieſe Rinde in *remittirenden Nervenfiebern*, die in dortiger Gegend im Frühlinge und Herbſte herrſchen, ſehr wirkſam. Die Symptome dieſer Fieber bey Erwachſenen übergeht der Vf., führt aber die weniger bekannten bey Kindern an. An Säuglingen kann man die Krankheit einige Tage früher erkennen, nämlich durch die beiſſende Hitze, die die Amme beym Säugen an der Warze empfindet, und in dieſem Zeitraume kann die Krankheit durch ein Brechmittel oft ganz gehoben, oder doch ſehr gemindert werden. Darauf entſteht ein Durchfall, der ſtärker und ſtinkender iſt, als der vom Zahnreize oder Säure, ungefähr vom 14ten Tage an immer grüner wird, bis er am 17ten an Conſiſtenz und Farbe fein gehackten Spinate ähnlich iſt, die Leinwand wie eine ſtarke Auflöſung von Grünſpan färbt, und bey etwas vernachläſſigter Reinigung ſtarke Excoriation macht. Kleine Exacerbationen mit Geſichtsbläſſe, blauen Lippen und bald folgender Röthe der Wangen und Brennen in den Händen ſind auch bey Tage, ſehr ſtarke kommen aber vom 4ten Tage an des Nachts, nämlich Kälte ohne Schauder, der nach einer Viertelſtunde die heftigſte Hitze folgt, die erſt nach 4 — 5 Stunden ſich mit Schweiſse endigt. Dieſer Schweifs dringt blofs am Kopfe hervor, hier aber in ſolcher Menge, dafs er am Rücken hinunter läuft, und ſelbſt die dickſten Kiſſen durchnäſst. Durch dieſen und die zugleich immer fortdauernde Diarrhöe iſt der Kranke ſchon am 7ten Tage gänzlich abgezehrt. Dann geſellt ſich ſtete Schläfrigkeit hinzu, und weckt man die Kranken, ſo erheben ſie den hängenden Kopf unwillig etwas, laſſen ihn aber ſogleich wieder ſinken. Dieſe Schläfrigkeit mit den örtlichen Schweifsen und der Diarrhöe ſollen die diagnoſtiſchen Zeichen ſeyn, die unbedingt China fodern, wenn nicht der Tod bald folgen ſoll. Kinder ſtarben am 9ten, 11ten, 14ten oder 17ten Tage. Erwachſene erſt am 20ſten oder 21ſten. Sie fallen in eine dem Tode ſehr ähnliche Ohnmacht, aus welcher ſie ſich zwar nach wenigen Minuten erholen, dann aber von ſo heftigen Convulſionen ergriffen werden, dafs ſie in einer Viertelſtunde todt ſind. Sobald die Diarrhö, oder ſpäteſtens wenn der topiſche Schweifs erſchien, gab man immer mit dem beſten Erfolge Erwachſenen das weinige, und Kindern das wäſsrige Decoct mit Zucker zu einem Syrupe gemacht. — Auf dieſe Epidemie folgte eine gemeine katarrhaliſche, in welcher man die Chinarinde *nicht* gab, wofür der Vf. aber doch noch für nöthig hält, Gründe anzuführen! — Die dritte Krankheit, in welcher man dies neue Mittel verſuchte, war ein *Faulfieber*, welches ſich aus überfüllten und höchſt unreinlichen Gefängniſſen verbreitete, und durch den Geſtank des Stuhlganges, Schweifses und Athems, durch Petechien und ſelbſt blutigen Auswurf ſeinen Charakter zeigte. Bey jeder Exacerbation entſtand heftiges und fruchtloſes Würgen mit ſtarken Ohnmachten. Nach gegebner gelben Rinde änderten ſich gleich die Symptome, und die tägliche Gabe von 3j des Pulvers ſchien bey den andern Gefangnen die Anſteckung zu verhüten. — Um Armeen vor ſolchen Epidemieen zu ſchützen, empfiehlt der Vf., jedem Soldaten Morgens ½ Quart eines Aufgufſes dieſer Rinde und Aniſſaamens mit Weingeiſt zu geben. Dieſer Vorſchlag möchte der Koſtbarkeit wegen wohl nicht oft ausgeführt werden, wenn ſchon ſolche Epidemieen oft mehrere hinraffen, als des Feindes Schwerdt, und eine andre groſse Menge auf lange Zeit unfähig zum Dienſte machen. — Andre Aerzte zu Lyon verſuchten dieſe Rinde in ihrer Privatpraxis, und waren alle voll ihres Lobes, ſo dafs auch zwey von ihnen (nicht genannte) Anpreiſungen derſelben bekannt machten. — In einem 2ten Briefe verſpricht der Vf. einzelne Fälle jenes Kerkerfiebers, und Bemerkungen über die Wirkſamkeit der gelben Rinde in *chroniſchen* Krankheiten bekannt zu machen. — Wenn nach dieſen Erfahrungen es ſchon immer wünſchenswerth wäre, dafs auch wir dieſe Art Rinde bald erhalten möchten, ſo wünſcht Rec. doch zugleich von ganzem Herzen, dafs durch dies neue Fiebermittel der Mifsbrauch der China in Wechſelfiebern nicht aufs neue eingeriſſen möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. August 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Sommer: *De Aeſchyli Perſis diatribe.* Scripſit *Carolus Godofr. Siebelis*, A. M. 1794. 144 S. gr. 8.

Dieſe inhaltreiche, dem Hrn. Prof. *Ilgen* zu Jena im Namen einiger Freunde zugeeignete, Schrift trägt unverkennbare Spuren des Fleiſses, der Beleſenheit und eines durch beides erworbenen kritiſchen Divinationsvermögens. Wenn ſie eben ſo vortheilhaft von geläutertem Geſchmack und reifer Beurtheilungskraft zeugte, ſo würden wir ihr einen vorzüglichen Rang in der Reihe philologiſcher Monographieen zugeſtehen, und die Mangel der Darſtellung, und der oft verkünſtelten, noch öfter durch verſchränkte Wortfügungen dunkeln Sprache um ſo williger vergeſſen.

Der Eingang empfiehlt das Studium einiger Tragödien des Aeſchylus den *tironibus*, und die letzten Blätter liefern einige Verſuche der Coniecturalkritik. Wir überſchlagen dieſe und jenen, um uns ſogleich zur Hauptſache zu wenden. Es iſt bekannt, daſs ſchon *Pauw*, *Rochefort* und *Lady Grainville* in den *Perſern* des A. manchen komiſchen Zug zu finden meynten; ein neuerer Gelehrte nannte ſie gera le zu eine Komödie. Dieſe Winke waren ſeither wenig beachtet worden, zumal da der neueſte und berühmteſte Ausleger des Dichters in ſeinem Commentar folgendes Urtheil über den Charakter des Stücks gefällt hatte: *In ſenſibus et affectibus in hac quoque tragoedia regnat Aeſchylus. Chorus, Atoſſa, nuntius, Xerxes per vices metum, conſternationem, luctum, dolorem, pudorem, deſperationem ita perſpicue produnt, ut non fictum poëtae ſermonem, ſed veriſſimas naturae voces tibi audire videare.* Jetzo faſst Hr. *S.* jene Winke auf, und beſtimmt die Sentenz dahin: *Aeſchylum neque in admiratione vel ſtupore commovendo, neque in miſeratione metuque excitando elaboraſſe; ſed per omnem fabulae decurſum proram et puppim ei fuiſſe, Xerxem cum barbaris pungendi, mordendi, lacerandi atque deridendi.* (S. 17. 144.)

Je auffallender der Contraſt iſt, den dieſe *neue*, hier wenigſtens zum erſten Mahle ausgeführte und durch geſchärftere Gründe unterſtützte, Hypotheſe mit den Ausſprüchen der bewährteſten Kunſtrichter bildet, und je angelegentlicher der Vf. ſelbſt die Kritik zur Prüfung derſelben auffodert: um ſo weniger dürfen wir ſie mit einem allgemeinen Urtheil abfertigen, ſondern müſſen wenigſtens die Hauptmomente, die ſie aufſtellt, etwas genauer verfolgen.

Die Unterſuchung ſelbſt eröffnen vorbereitungsweiſe einige Betrachtungen über ein Schauſpiel des *Phrynichus* — ein Gewebe von Muthmaſsungen, deſſen Faden ziemlich dünn abgeſponnen ſind. *Wahrſcheinlich* — dieſs nimmt Hr. *S.* mit Bentley und Burigny an — waren die Perſer und Phöniſſen des Phrynichus ein und daſſelbe Stück; *wahrſcheinlich*, fügt er hinzu, wurden ſie zuerſt unter jenem Titel aufgeführt, ohne Beyfall zu gewinnen; ſpäterhin vom Dichter umgearbeitet, und unter dem zweyten Namen auf die Bühne gebracht. (Ob wohl ſchon der ſich bildende Schüler des ungebildeten Karrenſchauſpielers an ſolche Umarbeitungen und Titeländerungen gedacht hat? Rec. meynt, daſs ſich wenigſtens an die erſteren, der Natur der Sache nach, eher nicht denken lieſs, bis der Stoff ſich allmählig zur Form veredelt hatte, und die tragiſche Kunſt durch das Genie des Aeſch. zur Zeitigung gekommen war.) *Wahrſcheinlich*, fährt der Vf. fort, wird das Schauſpiel des Phrynichus auch bey der zweyten Aufführung den Preis nicht erlangt haben; und dieſs — wer ſollte es errathen? — *wahrſcheinlich* deſshalb, weil der Unkundige ſeinen Stoff allzu tragiſch bearbeitet, ſeine Perſonen allzu heroiſch dargeſtellt hatte. — Nach dem warnenden Beyſpiele eines ſolchen Vorgängers wird ſich der geiſtvolle Aeſchylus, wie uns Hr. S. ſchon dunkel ahnden läſst, beſſer aus dem Handel gezogen haben. Etwas ſonderbar, wenigſtens nicht im Geiſt eines Griechen, der immer von angebohrner Sinnesfeinheit, nicht von kaltem Raiſonnement ausging, iſt (S. 18) das Selbſtgeſpräch entworfen, in welchem A. über die Behandlungsart ſeines Stoffes mit ſich Rath hält. Das Loos fällt auf Darſtellung der Perſiſchen Niederlage zur — Beluſtigung der Athener.

Ohne uns in jenen Monolog zu miſchen, wollen wir vor der Hand, zur Feſtſtellung unſerer Prüfung, von folgendem, wo wir nicht irren, allgemein gültigen Grundſatz ausgehen: Wenn die verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Darſtellung begründet ſind in der Verſchiedenheit der Empfindungszuſtände, welche die Phantaſie des Dichters, durch Repräſentation hiſtoriſcher, in ſich vollendeter Ganzen, in ihm erzeugte: ſo wird man nothwendig, um ein dramatiſches Werk einer gewiſſen Gattung mit Sicherheit unterzuordnen, zuerſt den Empfindungszuſtand ſeines Verfaſſers in den Augenblicken der dramatiſchen Begeiſterung erforſchen müſſen. Für die Beſtimmung dieſer Empfindungen aber wird es nicht hinreichend ſeyn, einen bloſs ſubjectiven Grund in den Gemüthern der Zuſchauer, ſondern einen objectiven in dem dargeſtellten Gegenſtande ſelbſt aufgefunden zu haben. Denn je öfter der Fall eintritt, daſs Launen, Vorurtheile und Leidenſchaften die beabſichtete Wirkung des Dichters hindern, und den ſympathetiſchen Gefühlen ſo wenig

Digitized by Google

Raum laſſen, daſs ſie kaum die Oberfläche der Seele flüchtig beſtreichen können: um ſo weniger darf man den Zuſtand und Grad der Empfindungen, welche den Dichter belebten, nach dem Eindrucke berechnen, den die Darſtellung bey einer beſtimmten Claſſe von Zuſchauern, wahrſcheinlich oder gewiſs, hervorgebracht hat; ſondern muſs ihn einzig beſtimmen nach dem Geiſte, der in dem Ganzen webt, mithin nach den Reden und Handlungen der Perſonen, in welche die dramatiſche Begeiſterung den Dichter ſelbſt verwandelt, durch die er handelt und ſpricht. — Jetzt zur Prüfung des Einzelnen!

In dem Prolog führt A. den Zuſchauern ein ehrwürdiges Chor Perſiſcher Greiſe vor, welche, ſelbſt Theilnehmer an der Regierung und den Schickſalen ihres Königs, ihre Function kund thun, und ihre bangen Ahndungen wegen des unternommenen Feldzugs eröffnen. Hr. S. findet dieſen Eingang höchſt lächerlich, weil niemand auf dem Theater war, dem eine ſolche Expoſition gemacht werden konnte. Lächerlich war deſshalb die Expoſition ſelbſt nicht, am wenigſten, in den Augen der Zuſchauer, wie ſie A. von ſeinem Vorweſer überkommen hatte (*μ ω ρ ο υ ς λαβὼν παρὰ Φρυνίχῳ τραφέντας*. Ran. 910. Brunk. Ausg.); ihrem Geſchmacke kaum anſtöſsig, weil ſie noch immer an eine unmittelbar an ſie gerichtete, nur durch Action belebte Erzählung der Begebenheiten gewöhnt waren. (ſ. *Twining* z. Ariſtot. P. p. 222. *Blanckenburg* z. Sulzer I. p. 506.) Aber, urtheilt Hr. S. weiter, dieſer Eingang muſste etwas Beſonderes bezwecken, weil kein ihm ähnlicher bey A. vorkommt: (er hatte die *Supplices* vergeſſen:) und dieſes Beſondere, was wäre es, als Erſchütterung des Zwergfelles, zumal, da die aufgeführten Greiſe — *Verſchnittene* waren. Eine neue Hypotheſe, die der Vf., um ſchwächere Beweiſe zu übergehen, theils auf die Benennungen *πτσοὶ* und *ἀβροβάται*, theils auf die Anbetung gründet, wodurch die Greiſe ihrer Königin huldigen. Das letztere Argument widerlegt ſich dem Kundigen von ſelbſt. *Ἀβροβάται* aber deutet, wie ſchon die Grammatiker lehren, auf einen feyerlich-langſamen Schritt, und bey *πτσοὶ* bekennt der Vf. ſelbſt das Ungewiſſe ſeiner Erklärung durch ein furchtſames *videtur*. Zudem erſcheinen die Greiſe v. 1048. *bärtig*. Deſto lächerlicher, meynt Hr. S.; denn ſie hatten ſich *falſche Barte* vorgebunden. Und der Beweiſs? Weil ſie Verſchnittene waren. — Wir wundern uns, wie ſich der Vf. in Ausſchmückung einer Hypotheſe gefallen konnte, die ſchon durch ein einziges Zeugniſs eines Alten zurück gewieſen wird. An mehreren Stellen beruft ſich der Vf. auf die Ausſage des *Glaucus Rheginus*, der dieſe Tragödie des A. zu einer *Traveſtirung* der Perſer von Phrynichus herab zu würdigen ſcheint: *ἐν τῶν Φοινίσσων φησὶ Φρυνίχου τοὺς Πέρσας παρατετοιῆσθαι*. Warum verſchwieg er uns, daſs derſelbe Schriftſteller den Unterſchied der Prologe in beiden Stücken ausdrücklich darein ſetzt, daſs ein Eunuch bey Phrynichus, bey Aeſchylus aber eine Verſammlung von rathgebenden Greiſen auftritt? Hier die Worte: *πλὴν ἐκεῖ εὐνοῦχός ἐστιν ἀγγέλλων ἐν ἀρχῇ τὴν τοῦ Ξέρξου ἥτταν τρωννύς τε θρόνους τινὰς τοῖς τῆς ἀρχῆς παρέδροις. ἐνταῦθα δὲ προλογίζει χορὸς πρεσβυτῶν.* Irren wir nicht, ſo wollte der Grammatiker durch das letzte Wort dieſelben charakteriſiren, die er vorher beſtimmter *παρέδρους τῆς ἀρχῆς* genannt hatte. Uebrigens konnte der unbefangene Forſcher ſchon aus dieſer Notiz vermuthen, daſs es wohl mit der eingebildeten Traveſtirung nicht ſo ganz ſeine Richtigkeit habe. Wahrſcheinlicher wird die Vermuthung, wenn man den Charakter der Phrynichiſchen Stücke, ſo wie wir ihn analogiſchen Wahrnehmungen und den Angaben der Alten gemäſs annehmen können, mit dem Charakter der Stücke des Aeſchylus zuſammen hält; und zur Gewiſsheit erhebt ſie ſich, wenn man erwägt, daſs *παρατιθέναι* zwar nicht ſelten für *traveſtiren*, aber eben ſo oft auch, ohne alle Nebenbeziehung, bloſs für *nachbilden* gebraucht werde. Hr. S. führt für ſeine Erklärung des Wortes eine Stelle aus Athenaeus XII. p. 513. an, welche nichts beweiſet; ohnerachtet *Villebrune*, wie wir ſehen, das *παρατετοίηκεν* in ſeiner Ueberſetzung ſo gefaſst hat: Stelichorus a *pris et changé*. (Ueberzeugender war die Stelle des Ariſtoteles Rhet. III, 11. und andere b. *Stephanus* in *Certam. Hom. et Heſ.* p. 77.) Unſere Erklärung beſtätiget ebenfalls Athenaeus l. p. 4., noch deutlicher Euſtathius ad Il. ω, 1481. 22. und mehrere Schriftſteller b. *Abreſch Dilucid. Thucyd.* I. p. 133. In ähnlichem Sinne ſteht *παραδρᾶν*, nach der Auslegung des neueſten Herausgebers, b. Pauſan. I. p. 9. — Und warum ſoll A. es unter ſeiner Würde gefunden haben, ein Stück des Phrynichus nachzuahmen? Bleibt doch der dramatiſche Dichter, wie *Engel* richtig bemerkt, noch immer Erfinder, auch wenn er ſeinen Plan aus einem erzählenden borgt; auch wenn er ihn von einem anderen dramatiſchen Dichter borgt, ſo bald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal alles anders, und ſeine Einbildungskraft muſs jeden Augenblick etwas Neues ſchaffen. Allein Hr. S. will durch aus nicht, daſs A. in der Wahl ſeines Stoffes einen Strahl fremdes Verdienſtes zurückwerfe, gleich als werde er dann auch in der Bildung und Bearbeitung deſſelben nicht, gleich einem Sonnenkorper, von ſeinem eigenen Lichte, glänzen. Darum ſoll auch Phrynichus die Scene ſeiner Perſer nicht nach Perſien verlegt haben, damit Aeſch. den Preis dieſer Erfindung mit keinem anderen theile. Doch dies im Vorbeygehen! Wir bemerken nur noch, daſs auch die Scholiaſten zu Ariſtoph. Fröſchen, (v. 1058. Kuſt. Ausg.), die ſonſt keine Nachricht dieſer Art mitzutheilen verſchmähen, von den *Verſchnittenen* des A. nichts wiſſen. Die Stelle des Komikers iſt merkwürdig. In ihr konnte Hr. S., der ſie nirgends erwähnt, eine neue, obwohl auch nur precäre, Schutzwehr für ſeine Hypotheſe von dem komiſchen Charakter des Stücks finden, wenn er ſich hinter die *Schloſſeriſche* Auslegung verſchanzt hätte. Wir werden dieſe Stelle unten noch berühren.

In dem Chorgeſange der Greiſe (v. 91—100) ſtellt A., treu dem Glauben ſeiner Zeitgenoſſen, die Allmacht der Götter als tückiſche Gegnerin des menſchlichen Glückes dar, und leitet von dieſer Inſtanz das Schickſal der Perſer ab. Hr. S. behauptet, der *weiſere* Dich-

Digitized by Google

ter habe auf diese Art jenen Volksglauben dem Hohn und Gelächter Preiss geben wollen. — Gleichwohl ist dieses eine Lieblingsidee des A., die er immer mit Ernsthaftigkeit behandelt, und nicht selten als Medium des tragischen Schreckens benutzt! Gleichwohl ruhet das episch angelegte Werk eines ernsthaften Geschichtschreibers auf den Stützen derselben Vorstellung! Aber es kommen, erwiedert Hr. S., in den Persern Stellen vor, *quae ad veras eventorum causas videantur quasi digitum intendere.* Allein giebt nicht auch Herodot, ungeachtet seines τῶν ὑπὸ θεοῦ (VIII, 13.) noch oft genug die nähere Veranlassung des Unglücks an?

In der zweyten Scene erscheint Atossa, Xerxes Mutter, und erzählt der Chorversammlung ihr schreckenvolles Traumgesicht. Hätte Hr. S. den Charakter der Atossa genauer erforscht, in welchem sich immer zärtliche Sorge für den Staat in noch zärtlichere für ihren Sohn auflöst; fürwahr, er würde nicht so manche treffliche Stelle, wo die Königin, ihre Ahndungen zu besiegen, sich den Täuschungen einer von einem mütterlichen Herzen bestochenen Phantasie hingiebt, bald frivol, bald lächerlich gefunden haben. Gelingt, sagt Atossa einmal, meinem Sohne sein grosses Unternehmen, so wird er ein Wunder der Nachwelt: gelingt es ihm nicht — o! wenn nur Er sich rettet! Er, dem Staate nicht verantwortlich, wird sein Land, nach wie vor, regieren. *Quod sine risu a corona excipi non poterat!!* fügt Hr. *S.* hinzu.

In der Erzählung des Eilboten von der Niederlage des Persischen Heeres und dem schmählichen Tode der einzelnen Führer (v. 247—596.) entdeckt Hr. *S.* durchaus nichts, als armselige Lächerlichkeiten, deren Abfertigung, weil sie sich blos auf Deutung einzelner Ausdrücke gründen, uns hier zu weit führen würde. Aus Vorliebe für seine Hypothese, vergisst der Vf. die der Einbildungskraft der Griechen überhaupt, und insbesondere der feurigen Phantasie des A. eigenthümliche Lebhaftigkeit in solchen Schilderungen, und rechnet wenig oder nichts auf die Situation des Sprechenden, der selbstgefühlte Leiden darstellt, und in der äussersten Bestürzung ein Gemählde aller Unfalle mit den grellesten Farben ausmahlt. Rec. mag sich demnach nicht des Aristotelischen ὀψὲ ἀπεσεμνώθη bedienen, das gefälligere Kunstrichter manchen burlesken Aeusserungen der alten Tragiker zum Kopfküssen unterlegen. Er findet demungeachtet, um nur Eines auszuheben, in der Drohung des Xerxes, jeglichen Krieger in seiner Armee, dessen Nachlässigkeit die Flucht eines Griechen begünstigen würde, am Leben zu bestrafen, eben so wenig eine *komische Hyperbel* zur Bezeichnung der unerhörtesten Grausamkeit, als in dem κρεωκοποῦσιν Ἕλληνες δούπων μέλη (v. 461) eine *satyrische Petulanz.* Von den Persern gebraucht, wäre der letzte Ausdruck wiederum als Charakterisirung der brutalsten Grausamkeit gedeutet worden.

Atossa bringt in der fünften Scene dem Darius ein Todtenopfer. So sehr auch alles von ihrem tiefen Schmerze zeugt; so findet doch Hr. *S.*, bey Beurtheilung der Empfindungen abermals durch blos subjective Rücksichten irre geleitet, das Benehmen der Königin äusserst belustigend. — Während der Todtenfeyer verherrlichet der Chor das Andenken des Darius durch ein erhabenes Loblied. Aber das Loblied enthält einige Uebertreibungen; es verschweigt die Scythische und Marathonische Niederlage. Folglich auch hier wieder verborgener Spott des Gepriesenen, und reichlicher Stoff zum Lachen! Wir wollen nicht wiederholen, was schon vor uns bemerkt worden ist, dass die Scythen es nicht einmal zu einem entscheidenden Treffen kommen liessen, und dass die Schlacht bey Marathon nicht durch Darius Schuld verlohren wurde; man erwäge, dass die Empfindungen welche der Chor ausdrückt, nicht Empfindungen theilnehmender Zuschauer, sondern mithandelnder und mitleidender Personen sind. Wie natürlich war es bey ihnen, dass jetzt, bey dem drückenden Gefühle der Gegenwart und der sehnsuchtsvollen Erinnerung an eine frohere Vergangenheit, alle Ideen von Unglück und Trübsal gleichsam in den Hintergrund des Gedächtnisses zurück traten, dass nur die Bilder von Freude und Siegesglück in idealischer Schönheit vor der Phantasie erschienen!

Der Gruft des Darius entsteigt endlich in der schaudernden Stille der Nacht eine Geistergestalt, die den fernen Zuschauern als ein luftiges Wolkengebilde erscheinen mochte. Die Art und Zeit dieser Erscheinung hat Hr. *S.* geschickt entwickelt, eben so einleuchtend gegen neuere Kunstrichter dargethan, wie theils die Wahrscheinlichkeit derselben in dem Glauben des Alterthums, theils ihre Nothwendigkeit in dem Zusammenhange und Zwecke der Handlung begründet war. Allein die Wirkung, welche sie hervorbringen sollte, bestimmt er wieder nach den Trugschlüssen seiner Hypothese: *Idoli sermones pleni non modo ad aucupandam Atheniensium gratiam mellis dulcissimi, quod, quum ab ore hostis infestissimi flueret, hymettium suavitate superaverit, verum etiam salis acerbissimi, ad perfricandam Xerxis stultitiam, quae quo magis posset castigari, Darii maxime umbram excitatam a poëta putem.* Wir beziehen auch die Würdigung dieser Scene auf unsere obigen Grundsätze. Wenn demnach in der Seele des Darius, dem das Unglück seines Staates vorschwebte, auf einige Augenblicke das Gefühl tiefer Indignation über das frevelnde Beginnen seines Sohnes an die Stelle des väterlichen Mitleidens tritt: so scheint zwar anfangs diese unerwartete Apathie die sympathetischen Empfindungen zu schwächen; aber bald söhnt uns die moralische Zweckmässigkeit mit der anscheinenden Naturzweckwidrigkeit so wirksam aus, dass selbst die tragischen Empfindungen dadurch erhöhet werden. Der Contrast, den wir zwischen den Gefühlen des Vaters und des Königs entdecken, macht, dass wir uns für die Unglücklichen desto wärmer interessiren. — Wie konnte doch Hr. *S.* dem Dichter tragikomische Erbärmlichkeiten von der Art zutrauen, wie wir auch aus dieser Scene nur Eine zur Probe anführen wollen? Vor Darius Schatten, vermuthet Hr. *S.*, wird der Chor der *Verschnittenen* wieder niedergefallen seyn; denn so huldigten sie ja vorher der Königin, und so fand es König Saul nicht unter sich, vor dem Schatten Samuels die Knie zu beugen. Nun fragt der Geist die am Grabmahle *knieenden* Greise:

„was *ſteht* ihr hier?" Konnte ſich da, fragt Hr. S. ſeine befreundeten Leſer, die Verſammlung der Zuſchauer des Lachens enthalten? *(turba ſeſſorum poterat tenere riſum?)* *(Der Beſchluſs folgt.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Paris*, in d. Nation. Buchdruckerey: *Obſervations ſur les ſalines du departement de la Meurthe, de celui du bas - Rhin et du pays conquis de la Layen; les mines et manufacturee d'aſphalte du Departement du Bas - Rhin, et les mines et manufactures des pays conquis entre le Rhin et la Moſelle.* Par. *Loyſel*; deputé à la conv. nationale etc. an 3e de la republique (1795) 8. 19 S. 1 Kupf. Die drey Salzwerke im *Dep. de la Meurthe*, die gegenwartig fur Rechnung der fr. Nation betrieben werden, und die zu *Dieuze*, *Moyenvie* und *Chateau ſalins*. Die Sole von *Dieuze* und *Chateau ſalins* iſt nach Beaumes Aerometre 12—17, die zu Moyenvie aber nur 6—8 grädig. Die Quelle von Dieuze iſt die reichſte; ſie giebt taglich 16,000 Kubikfuſs Sole, die nach einer Mittelproportion oder als 14 grädig angenommen auf jeden Kubikfuſs zehn Pfund Salz enthält; dies beträgt für jeden Tag 1600 Centner. Die Quelle von *Chateauſalins* giebt in Abſicht der Menge und Reichhaltigkeit der Sole, erſteren nur wenig nach. Die von *Moyenvie* iſt die ärmſte; ſie kann jährlich höchſtens 400,000 Centner liefern!

Die jährliche Ausbeute dieſer drey Salzwerke zuſammen genommen, betrug ehemals nicht mehr als 4—500,000 Centner Kochſalz, zu deſſen Bereitung ohngefehr 3500 Faden (*Cordes*) Holz erfodert wurde. Das Salz galt im Auguſt 1794 an Ort und Stelle ſecha Livres; im Frühjahr 1795 aber bereits zwanzig Livres der Centner. Warum bey einer ſo reichen Sole, nicht mehr Salz aus dieſen drey Werken erhalten wurde, daran ſey die Politik der ehemaligen franz. Finanzpachter Schuld. Denn obgleich Lothringen nicht zu den *Pays de grande gabelle* gehörte, das Salz alſo dort viel wohlfeiler war als in den angrenzenden Provinzen; ſo wuſsten die Generalpächter um der Conterbande vorzubeugen, es doch dahin zu bringen, dafs dieſe ſehr einträglichen Salzwerke, gerade nicht mehr Salz lieferten, als zu dem an die Schweizer Cantone jährlich zu liefernden quanto und der innländiſchen Conſumtion erfodert wurde. Die innländiſche Conſumtion war zugleich ſo niedrig angeſchlagen, dafs an keinen Schleichhandel zu denken war. Zwey Drittel der Sole gingen alſo nach des Verfaſſers Berechnung geradezu verlohren. Das für die Schweizer Cantone beſtimmte Salz war in ſchönen groſsen und weiſsen Kriſtallen; da hingegen das im Lande verbrauchte, grau und ſehr unrein war.

In jedem Salzwerke befinden ſich nur zwey Salzpfannen (Poeles) von Eiſenblech, davon die gröſsere 25 Fuſs, die kleinere aber nur 18 Fuſs im Quadrat miſst. Von der groſsen Pfanne, iſt blos der Mittelpunkt derſelben in einer Weite von 6—7 Fuſs der Wirkung des Feuers ausgeſetzt. Die kleinere Pfanne, die hinter der gröſsern angebracht iſt, wird blofs durch den Rauch erhizt, der unter ſelbiger, in dem am äuſserſten Theil des Gebäudes angebrachten Schornſtein ſeinen Ausgang findet. Auch die Trockenſtube, wird blofs durch dieſen Rauch erwärmet. In der groſsen Pfanne, können in 24 Stunden zwiſchen 96—99 Centner geſotten werden, da die darin befindliche Sole aber beſtändig in ſtarken Kochen erhalten wird, und wie der Vf. meynt nicht gehörig abgeſchaumt wird, ſo fallt das Salz grau und unrein aus; die Kryſtallen ſind klein, und enthalten eine Menge Glauberſalz und Kalkerde. Viel weiſser und reiner iſt das in der kleinen Pfanne geſottene Salz; da in ſelbiger die Sole nur ſehr langſam verſiedet, ſo werden die fremdartigen Theile nicht in die Höhe getrieben, und bleiben alſo im Pfannenſtein zurück.

Der Vf., der übrigens von dieſem Theil der Technologie nur ſehr unvollkommene Kenntniſſe zu haben ſcheint, tadelt die vorerwähnte Einrichtung. Die groſsen Pfannen ſind ſeiner Meynung nach zu unbequem; da ſie aus einer groſsen Menge Blechtafeln zuſammen geſetzt ſind, ſo bekommen ſie öfters Riſſe, deren Ausbeſſrung alsdann den Stillſtand des ganzen Salzwerks verurſacht, und die durch die Riſſe in die Aſche dringende Sole verdirbt die daraus bereitete Potaſche, die hier aus den drey Salzwerken jährlich zu 1000 Centner angeſchlagen wird. Anſtatt der groſsen Pfannen, ſchlägt er vor, ſich kleinerer aus gegoſſenen Eiſen oder Bley zu bedienen. Dieſe kleinern Pfannen an der Zahl 64, ſolle man in vier Reihen ſtellen, eine jede Reihe von 16 Pfannen erhält ihren eignen Herd und Aſchenloch. Auf der beygefügten Kupfertafel, iſt ſowohl die gegenwärtige, als die verbeſſerte Einrichtung deutlich abgebildet. Bey der kleinern Pfanne gewinnt man an der Feuerung, und wenn eine Pfanne ſchadhaft wird, kann ſelbige leicht durch eine neue erſetzt werden, ohne dafs dabey die Arbeit leidet.

Die Saline von Sarguemine, im *Pays de la Layen*, liegt dicht an dem Ufer der Saar; ſie iſt nur erſt ſeit wenigen Jahren in Gange. Die dortige arme Sole, die nach Beaume's Aerometre kaum 2½ grädig iſt, hat die Anlage eines Gradirwerks erfodert, deſſen Länge 1015, und die Breite 30 Fuſs beträgt. Wenn die Sole durch die Gradirung bis zu 12 gr. gebracht worden iſt, wird ſie verſotten. Dies Salzwerk liefert jährlich 3000 Centner Salz. Nach des Vf. Berechnung kann dieſes Salzwerk ſechsmal ſo viel Salz liefern als bis dahin geſchehen. Die Saline von Sulz, bey Weiſſenburg *Dept. du bas Rhin* belegen, verſiedet ebenfalls eine ſehr arme Sole, die kaum anderthalb grädig iſt: ſie hat zwey Gradirwerke, und liefert jährlich zwiſchen 2500—3000 Centner Salz.

Von den Aſphaltgruben zu Böckelbronn und Sulz ebenfals im *Dept. du bas Rhin* belegen, wäre eine etwas umſtändlichere Nachricht gewiſs vielen Leſern angenehm geweſen, weil die Gewinnung und Bereitung dieſes Minerals nur wenig bekannt iſt. Was der Vf. davon ſagt, iſt zu unbedeutend. Die Grube zu Böckelbronn, die wie es ſcheint kunſtmäſsig betrieben ward, hat eine Tiefe von 125 fr. Fuſs. Der Aſphalt findet ſich in einer Miſchung von braunröthlichen Sande, deſſen Ertrag hier zu 10 pr. C. angegeben wird, jährlich liefert dieſe Grube 1500 Centner, doch könnte, wie der Vf. verſichert, die Ausbeute bis auf 4000 Centner gebracht werden. In der Manufactur fand der Vf. 5 Ofen, einen jeden zu 8 Keſſeln (*chaudieres*), die aber nicht alle im Gange waren. Auch wird dort Bergöl oder Petroleum bereitet; von der Manipulation ſelbſt aber kein Wort. Die Aſphaltgrube von Böckelbronn wird ſeit 1785 bearbeitet, ſie gehört der Wittwe Lebel; der Aſphalt ſoll dort, wie der Vf. verſichert, gröſstentheils zu Wagenſchmiere verbraucht werden.

Die Aſphaltgrube von Sulz eine fr. Meile von Böckelbronn iſt von geringerer Bedeutung. Die dortige Manufactur, die gegenwärtig für Rechnung der Nation arbeitet, liefert ebenfalls Aſphalt und Petroleum; allein die Unkoſten überſteigen den Ertrag um vieles.

Von hier beſuchte der Vf. die verſchiedenen Eiſen- und Stahlwerke im Saarbrückiſchen, Zweybrückiſchen, ſo wie die in dem damals von den franz. Truppen beſetzten Theile der Pfalz belegenen. Alle dieſe Werke wurden damals für Rechnung der franz. Nation betrieben. Der Ertrag aller dieſer Werke wird hier zu 5 Millionen Centner angegeben. Die Anzahl dieſer Werke, die der Vf. namentlich anführt, beläuft ſich auf achtzehn; viele Namen aber ſind ſo entſtellt, dafs man ohne Localkenntniſs, ſelbi e kaum errathen dürfte; ſo lieſt man z. B *Creulznad* ſtatt Kreuznach, u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. August 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Sommer: *De Aeſchyli Perſis diatribe.* Scripſit *Carolus Godofr. Siebelis*, A. M. 1794. 144 S. gr. 8.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der ſcheidende Geiſt ermahnt die Bekümmerten, ſich aufzuheitern. Wenn Hr. *S.* dieſe Ermahnung zu einer luſtigen Anſpielung auf das Zechertalent des Darius, das er aus einer Stelle des Athenäus zu erweiſen ſucht, umdeutet; ſo wollen wir das Gezwungene dieſer Umdeutung vergeſſen — *a tattered cloak may cover a good drinker* — aber vergeſſen wollen wir es nicht, dafs wir einen Griechen leſen, deſſen *humanes* Gefühl Natur und Sittlichkeit, Thierheit und Intelligenz, ohne Vereinzelung, wunderbar ſchön vereinigt. *O fortes peioraque paſſi mecum ſaepe viri*, ſagt Teucer in einer feyerlichen Rede bey Horaz, *nunc vino pellite curas! Cras ingens iterabimus aequor.*

In der letzten Scene tritt Xerxes ſelbſt auf, tief gekränkt und von ſeiner Königswürde entkleidet. Wir können uns hier nicht auf Erörterung der Frage einlaſſen, ob und in wiefern dieſe Scene zur Vollendung der Kataſtrophe nöthig war; wiewohl uns der Grund ihrer Entſchuldigung, den Hr. *S.* von einer Aehnlichkeit des A. mit *Shakeſpear*, einem Zwillingsbruder des Griechen im Gedankenſchwunge und Leidenſchaftston, aber gewifs nicht in *Charakterzeichnungen*, hernimmt, ganz und gar nicht befriediget. Ueber die nähere Veranlaſſung des Dichters, den Xerxes ſelbſt auftreten zu laſſen, erklärt ſich Hr. *S.* folgendergeſtalt: *Aeſchylus quo majori conſeſſum et laetitia perfuſum, et riſu ſatiatum, e theatro dimitteret, Xerxis ignominiam et humilitatem — oculis etiam objiciendam putavit.* Unſerm Sinne will freylich eine ſolche tragiſche Erſcheinung nicht ein; wir finden es fremd, mit ſo ſinnlichem Schmerze und in die Augen fallenden Leiden, wie Xerxes ſie zeigt, zu ſympathiſiren. Allein der Grieche erſtickte nie, durch falſche Decenz verleitet, den Ausdruck der Natur; immer liefs er, ſicher des Mitgefühls ſeiner Zuſchauer, der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte. Die Beyſpiele des jammernden Philoktet, des beſtraften Polymeſtor mit blutenden Augen und im Ausbruche des wüthendſten Schmerzes, ſind bekannt genug. Eben ſo bekannt iſt es nunmehr, dafs ſelbſt die Leiden eines Schuldigen, ſeine Reue, ſeine Selbſtverdammung ſogar bis zu einem Grade der Verzweiflung getrieben, tragiſch ergötzend ſeyn können, weil dieſe Empfindungen aus einem unbeſtechlichen Gefühle für Recht und Unrecht entſpringen, und weil durch ſie das Sittengeſetz allgewaltig und in ſeinem höchſten Glanze triumphirt. Allein ob dieſe Darſtellung des Leidens in unſerem Schauſpiele noch einen höheren äſthetiſchen Werth habe, ob ſie zugleich durch die Offenbarung eines überſinnlichen Vermögens, einer moraliſchen Widerſtehungskraft, zum Pathetiſchen ſich erhebe, und das Pathos zum Erhabenen emporſteige; dieſs waren andere Fragen, deren Beherzigung den Vf. wahrſcheinlich von der Bemerkung abgeführt haben würde, dafs der letzte Chorgeſang eine Art von *Leſſus* ſey, den ſich Xerxes, zu ſeinem Schimpf und zum lauten Gelächter der Zuſchauer, bey lebendigem Leibe habe abſingen laſſen.

Nach dieſer umſtändlichen Erörterung, welche dem hier behandelten Gegenſtande gebührte, achten wir es nicht für nöthig, die übrigen noch ſchwächeren Gründe, die in der Abhandlung zerſtreut liegen, mit gleicher Sorgfalt abzuwägen. Denn wenn Hr. S. es für höchſt lächerlich anerkennt, dafs Perſer in Perſiſcher Tracht auftreten, dafs ſie vor ihrer Königin niederfallen, dafs ſie Bogen und Pfeile führen, dafs ſie mit einem Worte, perſiſches Coſtume beobachten; wenn er lehrt, dafs der Dichter durch das grammatiſche Genus πισὰ, γηραλέα πισώματα, das phyſiſche Geſchlecht ſeiner Chorverſammlung ſpottweiſe habe andeuten wollen; Wenn er aus den Namen, welche A. den perſiſchen Heerführern giebt, durch willkührliche, oft ſehr gezwungene Etymologieen allerley Luſtiges ableitet, und z. B. die gewöhnliche Inverſion Ἀρταφρένης ſtatt Ἀρταφέρνης für bedeutungsvoll hält; wenn er in den Worten ἀνθος und ἄνθος, womit unſer Dichter den Kern der perſiſchen Armee bezeichnet, eine Alluſion auf die buntfarbige Kleidung derſelben ahndet; wenn er in dem ἀμαχὸς βασιλεύς v. 833. einen Doppelſinn, und in dem noch unzweydeutigeren ἄνακες νᾶας v. 677. gleichfalls Perſiflage findet; wenn er vermuthet, dafs auch Xerxes ſich, nach aſiatiſcher Sitte, die Augenbraunen bemahlt habe, und nach dieſer Vorausſetzung die Worte v. 79. κυάνεον ὄμματι λεύσσων φονίου δέργμα δράκοντος höchſt ſonderbar dollmetſchet: *Xerxes oculis pictis referens mulierem* etc.; wenn er andere grundloſe Erklärungen einzelner Stellen (z. B. p. 68), ſeine Hypotheſe zu beſchönigen, bald erfindet, bald annimmt; wenn er endlich das Lob, das man dem Aeſchylus, wegen geſchickter Beſetzung der Rollen und ſeiner trefflichen Didaſkalieen halber, unbedingt ertheilt hat, hier namentlich auf die Kunſt der Schauſpieler bezieht, auch in traurigen Situationen Lachen zu erwecken: ſo können wir fürwahr kaum glauben, dafs der Vf. dieſs alles dem *Schütziſchen* Ur-

Digitized by Google

theile über den Charakter und Geist dieser Tragödie *im Ernst* entgegen gestellt habe. Hatte ihm ein Scholiast des Dichters solcherley Bemerkungen dargeboten; gewiss, er hatte sie stillschweigend von der Hand gewiesen.

Die Resultate, welche Hr. *S.* aus seiner Untersuchung aufstellt, nahen sich hier ihrem Ende; die unseren ihrem Anfang. Zwar könnten wir uns mit denjenigen begnügen, die wir, bey der Verfolgung der eben dargelegten Grundsätze, aus der Oekonomie und dem Inhalte des Stücks selbst, zur Vertheidigung der gewöhnlichen Meynung, gewonnen haben. Allein wir wollen noch einen Schritt weiter gehen. Gelesen von uns kann das Stück; gesehen von Nichtathenern, musste es seine tragischen Effecte offenbaren. Hr. *S.* wird selbst einmal (S. 21.) versucht, dieses zu gestehen. Aber sobald man den unglücklichen Xerxes auf dem *attischen* Theater erscheinen lasst; sobald man sich in den damaligen Conjuncturen unter den Haufen *athenienssischer* Zuschauer versetzt; da scheint es, als schliesse sich unwillkührlich das Herz den Empfindungen des Schreckens und der tragischen Rührung, und als fliehe zurück die ihnen entgegen wallende Seele. Wollen wir aber deshalb dem Dichter selbst eine Absicht unterlegen, die er nicht hatte, oder die grammatische und historische Erklärung unter dem Glauben eines geheimen, versteckteren Sinnes gefangen nehmen? Diess sey ferne. Wir würden es nicht einmal wagen, dem Dichter eine unglückliche Wahl seines Sujets vorzuwerfen. Er kannte den Geist seiner Mitbürger, und vermochte das Interesse der *Sympathie* zu berechnen, das er hervorbringen wollte. Durch das Interesse der *Neugier* konnte Er unter allen griechischen Tragikern am wenigsten den Abgang von jenem ersetzen wollen. Dazu fehlte es seinen Stücken an Verwickelung, und den Athenern an Sinn, der Erwartung statt des Erwarteten zu geniessen. Wie aber, wenn es ihm blos um den achten Abdruck des Wahren und Lebendigen zu thun war? wenn er den Zweck der Ergötzung dem Zwecke der Rührung unterordnete? wenn er nicht sowohl das Erhabene dem Rührenden, als das Rührende dem Erhabenen beygesellete? wenn er das absolute Interesse der tragischen Handlung durch ein subjectives Interesse des Nationalstolzes herbey zu führen, wenigstens zu verstärken, suchte, und mithin jenes Erhabene theils auf Verherrlichung des athenienssischen Namens, theils auf Anfeuerung der Nationaltapferkeit bezog? Dahin könnte uns selbst Aristophanes (Ran. 1027. 30. Brunk. Ausg.) leiten. Wer würde aber sich einfallen lassen, den Beruf des Stücks, auf diese Art *tragisch* zu *ergötzen*, mit dem armseligen Berufe *komischer Belustigung* zu verwechseln? oder wer wollte dem Dichter jenen Zweck absprechen, weil er über diesen erhaben ist?

So fruchtbar vielleicht eine weitere Verfolgung und Entwickelung jener Fragen seyn würde: so wenig können wir hier von ihnen Gebrauch machen, da noch ein anderer Ausweg möglich scheint, der uns kürzer zum Ziele bringt. Vielleicht gab Aeschylus diese Tragödie gar nicht in Athen, sondern — zu *Syrakus*. Ein nicht verwerflicher Alexandrinischer Literator, *Eratosthenes*, hatte dieses bemerkt, wie die Scholien zu Aristoph. Ran. 1058. bezeugen: Δοκοῦσι δὲ οὗτοι οἱ Πέρσαι ὑπὸ τοῦ Αἰσχύλου διδάχθαι ἐν Συρακούσαις, στρατηγοῦντος Ἱέρωνος, ὡς φησιν Ἐρατοσθένης ἐν γ' περὶ παλαιᾶς. Das zweifelhafte δοκοῦσι bezieht sich, wie der Zusammenhang lehrt, nicht auf die historische Angabe des Eratosthenes, die wahrscheinlich aus alteren Didaskalieen geschöpft war, sondern auf eine vorher gegangene Hypothese des Scholiasten, die er mit jener Angabe zu combiniren sucht. Was übrigens die Stelle des Komikers selbst, auf die wir schon oben hindeuteten, anlangt; so macht diese keinen Einspruch. Es liegt, dünkt uns, am Tage, dass sie nur durch eine gezwungene Erklärung auf *unsere* Tragödie des A. bezogen werden konnte. A. behandelte in mehreren seiner Stücke (z. B. in den Σαλαμίνιαι b. Hesych.) ein eine Parthieen aus der Geschichte der persischen Kriege; in einem derselben konnte wohl περὶ Δαρείου τεθνεῶτος zu dem Chor gesprochen werden: welches hier der Fall nicht ist. Man braucht deswegen nicht einmal eine *zweymalige* Aufführung der Perser mit dem Scholiasten des Aristophanes anzunehmen. — Gewöhnlich setzt man die Aufführung dieser Tragödie ins 4te Jahr der 76 Ol., und nimmt an, dass sie mit dem *gebundenen Prometheus*, dem *Phineus* und *Glaukus* eine Tetralogie ausgemacht habe. Gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme erhebt schon Hr. *S.* (S. 22) sehr gegründete Zweifel, die sich leicht noch erhöhen liessen, wenn wir uns nicht von dem neuen Bearbeiter der griechischen Didaskalieen, Hrn. *Böttiger* in Weimar, auch über diesen Punct neue Aufklärungen versprächen. Setzt man die Aufführung ungefähr drey Jahre später an, so war A. bereits in Sicilien; und führte er hier die Perser auf, so liessen sich vielleicht manche Eigenheiten des Stücks ganz natürlich erklären. Jetzt könnte man vielleicht, um nur Etwas anzuführen, die Rechtfertigung der Exposition auf die Art versuchen, welche Hr. *Ammon* (*ad Eurip. Hecub.* Exc. II. p. LV.), ohne von jenem Gesichtspunct auszugehen, vorgeschlagen hat; jetzt würde es weniger auffallend scheinen, wie der Dichter die bekanntesten Facta bald leugnen, bald verstellen konnte, ohne das Gericht des Volkes zu fürchten, u. s. w. So unwahrscheinlich es uns übrigens ist, dass der thätige Dichter in Sicilien gefeyert haben sollte, zumal, da Athenaeus (IX. p. 402.) ausdrücklich bezeugt, dass er sich der sicilischen Mundart in einigen Stücken, namentlich in den Phorkiden, bedient: so glaublich ist es uns von dem edeln Athener, dass er, auch fern von seinem Vaterlande, ihm den Tribut des patriotischen Dankes wird entrichtet haben, den es ihm selbst bey der Entscheidung des Wettstreits mit seinem jüngeren Nebenbuhler versagte.

Wir hatten vorstehende Beurtheilung bereits entworfen, als wir ein Programm des verdienstvollen Herausgebers des Aeschylus erhielten, welches dieselbe Materie behandelt: *De Persarum, tragoediae Aeschyleae, forma et consilio*, Jen. 1794. 1 Bog. fol. So erfreulend es uns war, unsere Widerlegung des von Hrn. *Siebelis* angenommenen Zweckes der Tragödie mit den neue

Digitized by Google

neueſten Aeuſserungen jenes Kunſtrichters im Ganzen vollkommen einſtimmig zu ſehen: ſo wenig fühlen wir uns befugt, unſere Behauptungen da, wo ſie abweichen, aufs neue zu vertheidigen, oder mit den Urtheilen dieſes Gelehrten, der die Würdigung des Stücks *nach ariſtoteliſchen Grundſatzen* unternommen hat, in ein engeres Einverſtändniſs zu bringen. Jenes würde eine eigne Recenſion erheiſchen, zu der es uns an Raum gebricht; dieſes, bey unveränderter Ueberzeugung, eine Furcht vor der wahrſcheinlichen Gefahr zu irren verrathen, welche in gegenwärtigem Falle noch ſtrafälliger, als der Irrthum ſelbſt, wäre.

NATURGESCHICHTE.

London, b. Nicol. gedruckt von Bulmer und Lo: *Plants of the Coast of Coromandel;* ſelected from Drawings and Deſcriptions preſented to the Hon. Court of Directors of the East India Company, by *William Roxburgh*, M. D. Publiſched, by Their Order, under the Direction of Sir *Joſeph Banks*, Bart. P. R. S. Vol. I. No. I, 2. 40 S. in geſpaltenen Columnen nebſt 50 Kupfertafeln. Auf feinſten Velin Papier in Regal Folio.

Durch gegenwärtige Sammlung von Gewächſen, welche auf der Küſte von Coromandel einheimiſch ſind, und durch die liberale und würdige Geſtalt, unter welcher die Directoren der Oſtindiſchen Compagnie ſolche dem Publicum, den Liebhabern der Pflanzenkunde und ihren eigenen Untergebenen zur Aufmunterung übergeben, müſſen zugleich die hoffnungsvollen Erwartungen wieder aufleben, welche durch den Tod des um Indiens Flora, ſo verdienſtvollen *König* beynahe mit ihm erſtorben zu ſeyn ſchienen. Oſtindien eröffnet ein groſses Feld zur Unterſuchung in Rückſicht der Naturgeſchichte, zumal wenn der wiſſenſchaftliche durch Nachahmung angefeuerte oder doch aufgeregte Geiſt, bey den Untergebenen der Compagnie, ſollte zu neuen Entdeckungen in Wirkſamkeit geſetzt und erhalten werden. Seit 40 Jahren ſcheint insbeſondere im Carnatic wenig zur Erweiterung der Pflanzenkenntniſs geſchehen zu ſeyn. Alles was in der Abſicht vorgenommen worden iſt, muſs dem verſtorbenen Miſſionsarzt König, einem Zögling von *Linnée* und Zeitgenoſſen *Solanders* zugerechnet werden. Wir übergehen abſichtlich ſeine detaillirte Lebensgeſchichte, wozu vielleicht noch Einiges hie und da in periodiſchen deutſchen Blattern zerſtreute könnte aufgeſammelt werden, und bemerken daraus nur ſoviel: daſs nach Königs Ableben D. *Ruſſel* (von welchem die Einleitung und der Abdruck dieſes Werks beſorgt worden) in ſeine Stelle bey der Compagnie einrückte; ſich mit ununterbrochenem Fleiſs, Kenntniſſe und Abbildungen von neuen, oder nutzbaren Gewächſen Oſtindiens verſchafte; auch Hn. Banks zur Bekanntmachung dieſer von König nachgelaſſenen und von ihm vermehrten Sammlung indiſcher Gewächſe, bey den Dir. der. O. C. in Vorſchlag zu bringen ſuchte. Er verlieſs aber noch früher Indien, als der Vorſchlag zur Ausführung gebracht werden konnte. Sein Nachfolger D. *Roxburgh*, damals in Samulcotta, der auch mit König zugleich als Freund und Gehülfe an einer Flora Indiens arbeitete, verſchaffte ſich eine groſse Sammlung Gewachſe aus dem Carnatic, unterhielt auch mehrere Jahre einen Maler, um ſie abbilden zu laſſen. Von dieſen Zeichnungen, nebſt den dazu gehörigen Beſchreibungen, oder Bemerkungen, welche er über ihren Gebrauch entweder aus eigener Erfahrung, oder durch Mittheilung der Eingebohrnen, aufgezeichnet hatte, gelangte 1791 eine Lieferung in die Hände der Dir. der O. C., welcher nach und nach mehrere folgten, bis die letztere 1794, die Zahl von 500 vollzählich machte. Hievon ſind nun gegenwärtige Abbildungen ausgewählt, und werden wie wir hoffen und wünſchen, weiterhin mehrere mitgetheilt werden. Schon vorlängſt beſchäftigte ſich D. Roxburgh mit dem Anbau des Pfeffers und Indigo auf dem nördlichen Theil der Küſte; auch lieferte er auf Veranlaſſung der oſtindiſchen Compagnie eine ausführliche Nachricht über die Swietenia Rinde, ſo wie einige andere Entdeckungen in den Philoſoph. Transact., dem *Indian Repertory* und *Aſiatic Reſearches*. Gegenwärtig bekleidet er auch die Stelle eines Auffehers über den botaniſchen Garten zu Calcutta. — Hr. Banks wurde alſo, ſchon dem frühern Plan von D. Ruſsel gemäſs, durch den Antrag der Dir. der O. C. veranlaſst, die Aufſicht über dieſes Werk unter folgender Erklärung zu übernehmen: *For my part, I am moſt ready to undertake the general overlooking of the Work, to ſet the engravers their tasks, and to ſee that they are executed with accuracy; Dr. Ruſſel (Dr. Roxburgh's predeceſſor) will, I am ſure, readily aſſiſt in correcting the preſs of the deſcriptions.*" Soviel bemerken wir nur im allgemeinen, noch ehe wir die einzeln Tafeln nahmhaft machen, daſs dieſe vortrefflich ſind, und daſs die in engliſcher Sprache verfaſsten Beſchreibungen ſowohl Editoren als Compilatoren der linneiſchen Schriften beſchäftigen werden. Tab. I. *Gyrocarpus Jacquini.* Ein hoher Baum von weiſsen und leichtem Holz. Tab. 2. *Sirium myrthifolium.* Das weiſse und gelbe Santelholz wird von dieſem Baum genommen. Tab. 3. *Oldenlandia umbellata.* Eine in Indien ſehr gebräuchliche Färbepflanze. Auf ſechs Seiten wird das verſchiedene Verfahren damit, ſowohl auf Malabar als Maſulipatam beſchrieben. Tab. 4. *Strychnos Nux vomica.* Das Holz iſt an der Wurzel vorzüglich bitter und wird auch, ſo wie bey uns von dem Landmanne die Krahenaugen, gegen Wechſelfieber gebraucht. Die narcotiſche Eigenſchaft der Frucht zeigt ſich in dem Gebrauch derſelben zur Verſtarkung berauſchender Getränke. Das Mark wird von Vögeln ohne allen Nachtheil genoſſen, ſo wie das von *Strychnos potatorum* Tab. 5, auch von Menſchen. Beſonders iſt hier der Gebrauch, welchen die Einwohner von den Samen oder Nüſsen zur Abklärung ihres Trinkwaſſers machen, die dazu beſonders verkauft und auch von Europäern gebraucht werden. Tab. 6. *Tectona grandis.* Ein ſchönes und dauerhaftes Bauholz. Tab. 7—10. *Cryptegia bulboſa, acuminata, tuberoſa, juncea.* Tab. 11. *Periploca eſculenta.* Tab. 12.

Digitized by Google

Semicarpus Anacardium. Wir empfehlen Praktikern das Verfahren der Indier: Den ſchwarzen ſcharfen Saft welcher auch zu uns kommt, mit den ausgepreſsten Säften von Knoblauch, Tamarindenblattern, Cocosnuſsöl und Zucker, gegen rheumatiſche und veneriſche Zufälle zu verſuchen. Tab. 13. *Curculigo orchioides Gaerth.* Tab. 14. 15. *Mimuſops Elengi, hexandra,* wohlriechende und nutzbare Bäume, ſo auch Tab. 16. *Caeſalpinia Sappan.* und Tab. 17. *Swietenia febrifuga.* Tab. 18. *Gaerthnra racemoſa.* Tab. 19. *Baſſia latifolia.* 20. *Dillenia pentagyna.* 21. *Butea frondoſa* und Tab. 22. *Ber ſuperba* Tab. 23. *Ailanthus excelſa.* Tab. 24—25. *Sterculia urens* und *colorata.* Tab. 26. *Salvadora perſica.* Tab. 27. *Ardiſia ſolanacea.* Tab. 28. *Sideroxylon tomentoſum.* Tab. 29. *Buttneria herbacea.* Tab. 30. *Stapelia adſcendens.* Tab. 31. *Grislea tomentoſa.* Tab. 32. *Roxburgia glorioſioides.* Tab. 33—36. *Uvaria ceraſoides, ſuberoſa, tomentoſa, lutea.* Tab. 37. *Orchis plantaginea.* Tab. 38—44. *Limodorum virens, recurvum, nutans, aphyllum, teſſelatum praemorſum, pendulum.* Tab. 45. *Ferreola buxifolia.* Tab. 46. *Dioſpyros melanoxylon.* Tab. 47—50. *Dioſpyros ſylvatica, montana, chloroxylon, cordifolia.*

London, Auf Koſten des Vf. b. Phillips: *A Supplement to Medical Botany*, or, part the ſecond: Containing plates with deſcriptions of most of the principal medicinal plants not included in the materia medica of the collegiate pharmacopoeias of London and Edinburgh, accompanied with a circumſtantial detail of their medicinal effects and of the diſeaſes in which they have been ſucceſsfully employed. By *William Woodville*, M. D. F. L. S. Phyſician to the ſmall Pox and Inoculation Hospitals. — H. 1794. 169 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Es ſoll nach der Erklärung des Vf. in der Vorrede dieſer Band, als Supplement zu den bereits erſchienenen 3 Bänden, das Ganze beſchlieſsen. Er verſichert die mehrſten Abbildungen, welche wir erträglicher als in irgend einem der neuern Werke dieſer Art finden, nach getrockneten oder friſchen Exemplaren genommen und nur wenige andern abgeborgt zu haben. Verſchiedene wichtige fehlen dennoch. Wie *Piper Cubeba, Myroxylon peruiferum, ſtalagmites Cambogioides, Cordia Myxa, Cocos butyracea* u. a. Andere verdienen als Vorzüge dieſes Werks beſonders angeführt zu werden: *Clutia Eluteria*, die wahre Caſcarillpflanze, nach einen Exemplar von den Bahamas Inſeln, *ſtrychnos Nux Vomica, Melaleuca Leucadendron, Swietenia Mahagoni, Pterocarpus ſantalinus, ſiphonia elaſtica, ſantalum album.* — Welche alle nach getrockneten Exemplaren aus dem Herbario des Hn. Banks entlehnt ſind. Die übrigen minder wichtigen von Tab. 211—274 vorgeſtellten officinellen Gewächſe übergehen wir, und bemerken nur ſoviel, daſs der Vf. die botaniſchen Charaktere gröſstentheils ſehr gut aufgefaſst und aneinander geſetzt hat, ohne dabey den wiſsbegierigen Arzt über Heilkräfte und Anwendung derſelben unbefriedigt zu laſſen. Auswahl mit vieler Beleſenheit verbunden empfehlen auch unſere raſtloſen Sammler dies ausländiſche Product.

London, b. Lowndes: *Indigenous Botany;* or Habitations of Engliſh Plants: Containing the reſult of ſeveral Botanical Excurſions chiefly in Kent, Middleſex and the adjacent Counties. In 1790, 1791 and 1792. By *Colin Milne*, L. R. D. Author of a Botanical Dictionary and Inſtitutes of Botany: and *Alexander Gordon* Reader of Botany in London, Vol. I. 1793. 476 S. 8. (2 Rthlr.)

Die Vf. haben bey dieſer Flora vorzüglich genaue und ausführliche Angabe der Pflanzenſtandorte zur Abſicht. Hin und wieder finden ſich auch gute und eigene Bemerkungen, welche auswärtigen Botaniſten nicht weniger intereſſant ſeyn werden, als manche genaue Beſchreibung bey kritiſchen Arten. Gegenwärtiger Theil reicht bis zur fünften Claſſe und ſchlieſst mit *ſtatice Limonium.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Kleine Seelenlehre für Kinder* von *J. H. Campe'n.* Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 4te verb. Aufl. Nebſt 4 neugeſtochenen Kupfertafeln. 1796. 176 S. 8. (16 gr.)

Ebend., in Ebenderſelb.: *D. Wilhelm Robertſons Geſchichte der Regierung Kaiſer Carls des Fünften nebſt einem Abriſſe des Wachsthums und Fortgangs des geſellſchaftlichen Lebens in Europa bis auf den Anfang des 16ten Jahrhunderts.* Aus dem Engliſchen überſetzt von neuem durchgeſehen u. mit Anmerkungen begleitet, von *J. A. Remer.* 2ter B. 3te Aufl. 1796. 746 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Hildesheim: De arte Platonis in dialogo, qui Phaedon, inſcribitur, conſpicua Car. Hur. Ruhkopf* Director. 1796. 18 S. 4. Eine vortreffliche Entwicklung der vorzüglichſten Beweiſe logiſcher und rhetoriſcher Kunſt im Platoniſchen Phädon, worin über die glückliche Wahl des Gegenſtandes, die Einkleidung, Behandlung der verſchiednen Perſonen des Geſprächs, die analytiſche Methode der Unterſuchung, die Abwechslung und Mannichfaltigkeit, die Einſtreuung ſeiner Züge und witziger Einfälle, den Gebrauch des Volks-Glaubens, die Art der Beweiſe treffende Bemerkungen gemacht werden, bey denen doch auch auf einige Schwächen in den Beweiſen hingeführt wird. In einer folgenden Abh. will ſich dieſer würdige Schulmann weiter über die Vorzüge und Flecken dieſes Dialogs verbreiten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. August 1796.

Leipzig, b. Vofs u. Leo: *Oekonomiſche Hefte* für den Stadt- und Landwirth. 2ten Bandes 1—4 Heft. 1793. 1794.

Ebendaſ., b. Vofs u. Comp.: *Oekonomiſche Hefte* — Herausgegeben v. *F. G. Leonhardi.* Dritter und vierter Band 12 Hefte. 1795.

Der Plan dieſer periodiſchen Schrift iſt, ſeitdem *Leonhardi* ihre Einrichtung und Herausgabe, vom 3ten Bande an, übernommen hat, zu ihrem Vortheile etwas verändert, und ſie mit mehr intereſſanten, beſonders praktiſchen Abhandlungen bereichert worden. Sie enthält nämlich, auſser den vorherigen Aufſätzen über Feld- und Ackerbau, Wieſenbau und Viehzucht, Gartenbau, und über Gegenſtände aus allen Fächern der Oekonomie überhaupt, nunmehr noch Belehrungen und Nachrichten über landwirthſchaftliche Arbeiten insbeſondere, über die Cultur der Handlungspflanzen, des Weins, und des Hopfens, über Wald- und Fiſchereybenutzung, über Bierbrauerey und Branteweinsbrennerey, Mahlen und Backen, über Witterungsereigniſſe und ökonomiſche Literatur. Wir zeigen nur die vornehmſten Stücke dieſer beiden Bände an, ohne die minder wichtigen, die ſtehenden Artikel und die Fortſetzungen zu bemerken.

Zweyter Band. Erſtes Heft. Von Unſchädlichkeit der Fütterung der Pferde mit Grummete, wenn es gut iſt. Wie und woher Paris mit Schlachtvieh verſorgt wird. Klee- und Luzernebau in Rouſſillon (wegen verſchiedener Abweichungen von der deutſchen Methode bemerkenswerth). Cultur der Nuſsbäume und Zubereitung des Nuſsöls (in einigen Franzöſiſchen Provinzen). Sauerampfer (*Rumex*). Aurikeln. Blumenkohl (*Braſſica botrytis*). Ein Mittel zur Vertilgung des Mooſes an den Stämmen der Obſtbäume; die Stämme und Hauptäſte werden mit etwas dicken Kalkwaſſer beſtrichen. Von einer leichten und ſichern, in einer gewiſſen Gegend von Frankreich gebräuchlichen, Methode hausbackenes Brod zu verbeſſern; (durch das Einſäuren und Durchknäten des Mehls mit Buttermilch, ſtatt des Waſſers und Sauerteiges). Von der Zucht der guineiſchen, oder türkiſchen Enten, (die doch minder fruchtbar und koſtbarer zu unterhalten ſind, als die gemeine deutſche Ente). — Von der beſten Methode des Rothfärbens der Zeuge mit Santalholze, von *Vogler*, nach ſeinen hier beſchriebenen 7 Verſuchen. Anweiſung zur Prüfung brauchbarer Walkererde (Rec. bemerkt hiebey, daſs ſie, nach chemiſchen Unterſuchungen, gröſstentheils aus Thon, etwas feinen Sande, ⅛ Kalk und ⅛ Gips beſtehet, nicht ſo kleine unfühlbare Theile hat, und nicht ſo kleberigt, auch nicht ſo feſt zuſammenhangend iſt, als der gemeine Thon). Von Behandlung des Silbers durch einen Zuſatz von Borax, oder Salperer, um dieſes Metall beſſer, als nach der gemeinen Methode der Silberarbeiter, von Kupfer zu reinigen und es weich und geſchmeidig zu machen; aus dem Franzöſ. von *Demachy*. Vom Reinigen, Weiſsmachen und Polieren des Eiſens und Kupfers, durch eine Miſchung von 1 Theile weiſsen Weinſtein 2 Theilen Alaun und 2 Theilen Salz. *2tes Heft.* Zuerſt eine ausführliche Abhandlung über die Kultur des Kaſtanienbaums (*Fagus caſtanea*) und dem Gebrauche ſeiner Früchte; eine Vorſchrift zum beſtmöglichſten Waſchen der Wolle von ſpaniſchen Schafen, von *Cerette*; über die verſchiedenen Arten des Spargels, beſonders noch über den groſsen holländiſchen Spargel, und deſſen Kultur; Beſchreibung der Zubereitung des Orangeweins auf der Inſel Martinik, bloſs aus weiſsem feinen Zucker, dünnen Orangeſchalen und dem Safte von ſüſsen Orangen, oder Aepfelſinen; eine ſehr einfache und leichte Art, guten Raffin zu verfertigen; Beſchreibung des Verfahrens beym Ausbrüten und Erziehen junger Hühner im Winter, von *Sage*; Betrachtungen über den Gebrauch einiger Stein- und Erdarten in den älteren und neueren Zeiten zur Verfertigung allerley Töpferwaaren. *3tes Heft.* Erziehung und Mäſtung der Enten in Ober-Languedoc; wenig anwendbar. Zwey Mittel zur Vertilgung der Inſekten an den Obſtbäumen, nichts neues. Nachrichten von den Wirkungen des Laubes der Taxusbäume, vom Prof. *Wiborg* in Kopenhagen; deſſen wiederholte Verſuche mit dieſem Laube es zur nahen Glaubwürdigkeit gebracht haben, daſs der unvermiſchte Genuſs der Zweige und des Laubes des Taxus die Wirkung eines ſtarken und tödtlichen Giftes für die Thiere habe, durch Vermengung mit anderem Futter aber unſchädlich werde. Eine Belehrung über den Tobacksbau in Elſaſs (nur in einigen wenigen Punkten von der gewöhnlichen Methode verſchieden). Ein Fragment zur näheren Kenntniſs der Baumwollenweiden, und Lorbeerweiden, oder Schafweiden (*Salix pentandra*) deutlich und lehrreich. Skizzen der Landescultur im Kirchenſtaat. Beobachtungen über das Verfahren im Orientiren der Bäume bey ihrer Verpflanzung (nach gewiſſen, deſshalb in Frankreich angeſtellten Verſuchen war die Verſetzung der Bäume in eine von ihrer vorherigen Stellung abweichende Richtung ihrem Wachsthume, nach abgeſtutzten Aeſten, unſchädlich, alsdann aber nachtheilig, wenn ſie alle ihre Zweige behalten hatten). *4tes Heft.* Beſchreibung des Verfahrens, wie man in Italien Oel aus den Weinbeerkernen gewinnet; (man erhält dadurch aus 25 Pfund Kernen 4 bis 4½ Pfund

4½ Pfund zu Speisen und zum Brennen brauchbaren, dem Baum- und Nufsöle vorzuziehenden Oels). *Duvaure's* Vorschläge zur Vermehrung des Düngers durch Anwendung des Mergels, Kalkes und Gypses, (die den erfahrnen Landwirthen wenig nützen, diejenigen aber, die es nicht sind, leicht zu dem Irrthum verleiten können, solche Subsanzen für sichere Düngungsmittel zu halten, in denen sich weder Oele, noch Salze befinden, und nur dazu taugen, den Erdboden für diese empfänglicher zu machen und die Auflösung derselben und ihr Eindringen in die Pflanzen zu befördern. Erfahrungen über den Gebrauch des Seesalzes, als Düngungsmittel, beym Feldbaue, von *Caligaon*, dessen 5 Jahre lang in verschiedenen Boden und mit verschiedenen Getreidearten fortgesetzte Versuche sämmtlich gegen *Pluchet's* Behauptung bestätiget haben, dafs das Seesalz dem Wachsthume der Pflanzen keinesweges zuträglich, sondern durchaus schädlich sey. Beschreibung der Kultur der Kartoffeln nach *von Berchems* Methode (sie bestehet hauptsächlich in der Abtheilung des zu bepflanzenden Ackers in 3 Schritte von einander entfernte Beete, nach der Tullischen Ackermethode, und Benutzung der leeren Zwischenräume zum Rübenbaue). Ein Verzeichnifs von Düngungsmaterialien für die zum Gartenbaue dienlame Erde (worinn noch manches Düngungsmittel z. B. Asche, die verfaulte Erde aus hohlen Weidenbäumen etc. auch besonders die nöthige Belehrung mangelt, welche Art des Düngers, nach der Verschiedenheit des Bodens und der Gartengewächse, am zuträglichsten sey). Nachricht von dem in Sachsen gebräuchlichen Bleichen des Leinens (eigentlich nur von einem daselbst mifsglückten Versuche des Leinenbleichens vermittelst des Braunsteins, der Salzsaure, und anderer dephlogistisirter Luftarten). Historische Nachrichten von der Purpurröthe der Alten und von andern zum Rothfarben von ihnen angewendeten Materialien (blofs Auszüge aus andern Schriften). Richtige Bemerkungen und Beweise aus *Karstens* Rechenkunst über die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Münzvergleichungstafeln in Taschenkalendern und verschiedenen andern Büchern. Ein lehrreicher Aufsatz über die natürliche und ökonomische Geschichte der Baumwolle, wovon es jedoch nicht, wie der Vf. bestimmt, blofs 2 sondern 3 Arten giebt: denn es kommt hier das nicht mit angeführte *Gossypium hirsutum*, ein Staudengewächs, hinzu.

Dritter Band, nach der Folge der Monate, *Januar*. Geschichte der Bienenzucht im J. 1794. Bemerkungen über die Behandlung, Beschaffenheit und den jetzigen Zustand der Spanischen Schafe (aus den zuverlässigsten Nachrichten gesammlet, und, in Hinsicht auf Richtigkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit, vorzüglicher Aufmerksamkeit werth). Von der Bierbrauerey in Bohmen (deutliche Beschreibung des ganzen Verfahrens in der Zubereitung und Wartung des Biers allda, zur Erklärung seiner vorzüglichen Güte). *Februar*. Abhandlung über die Klugheitsregeln der Oekonomie bey Verfolgung nachtheiliger Geschäfte, über die vorzüglichsten allgemeinen Mittel, und die Schranken, worinn man sich zu halten hat; noch immer empfehlungswerth. Etwas vom Nutzen und der Pflege der weissen Herbstrübe (*Brassica rapa*) als eines sehr guten Viehfutters. (Sie verschafft doch bey weitem nicht eine so reichliche Milchnutzung als die Burgunder Rübe und der Kohlrabi unter der Erde). Von dem Nutzen der Alleenpflanzung auf den Chausseen. (Hier einige nicht unwichtige Bedenklichkeiten gegen die gewöhnliche Anpflanzung der Bäume auf Heerstrassen, und Vorschläge zur besseren Einrichtung). Fortsezung der im 3ten Bande angefangenen, Anweisung zur Verfertigung des Erdapfelbrods. *März*. Bemerkungen über die Rindviehzucht; sehr lehrreich. Wie man in England die Kartoffeln auf eine weit vorzüglichere, und uns bis jetzt noch unbekannte Art zu kochen pflegt. (Durch das hier deutlich beschriebene Kochen nicht im Wasser, sondern blofs im Wasserdampfe behalten sie den ganzen Grundstoff ihres Wohlgeschmackes). Von der Beschaffenheit, Verschiedenheit und möglichen Verbesserung der Ziegelsteine; Ein der Befolgung würdiger Vorschlag zu ihrer vortheilhafteren Structur, von einem Kunstverständigen. Abhandlung über die Erweiterung der Brandeweinsbrennereyen durch verschiedene wilde Baum- und Staudengewächse. (Da das sich immer weiter ausbreitende Brandeweinbrennen auf die Vertheurung des Getreides und auf das Verderbnifs der Gesundheit und der Sitten einen so unläugbar schädlichen Einfluss hat; so ist um so mehr zu wünschen, dafs dieses Gewerbe von Seiten der Polizey nicht so unbegrenzt, als bisher, gestattet, und dafs wenigstens, statt des Getreides, die hier aus Erfahrungen vorgeschlagenen, auch sonst schon bekannten Surrogate dazu mit angewendet werden mögen). Witterungstabellen. *April*. Ueber die Ursachen des Verfalls der Sachsischen Bierbrauereyen. (Eine gründliche Untersuchung und richtige Bestimmung dieser Ursachen, wohin aber auch der nicht mit bemerkte Bierzwang gehöret). Ueber die Frage: ob es überall besser sey, das Sommergetreide unterzupflügen, oder unterzueggen? (Richtig beantwortet, nach dem erfahrnen Landwirthen schon bekannten Unterscheide des Bodens, der Witterung, der Lage des Feldes, der Art des Getreides und der für den Samen erforderlichen Tiefe). Bemerkungen über das Bleichen des Garns, und das Säubern, oder Reinigen der Seide. (Hiezu wird der Gebrauch verschiedener Pflanzen angerathen). Versuch einer Anweisung zur merkantilischen und technologischen Kenntnifs des Stahls, nach seinen verschiedenen Sorten. (Aus dem Franzos. des *Perret*, mit vielen Zusätzen des Uebersetzers. In gedrungener Kürze viel Nützliches von den verschiedenen Sorten des Stahls in und ausserhalb Deutschland und von den Kennzeichen seiner Güte und Brauchbarkeit). *May*. Von der Pferde- und Fohlenzucht im Sachsischen Churkreise. Nachricht von der Preussischen Stuterey Trakenen in Lithauen gesammlet von einem reisenden Danen (*Nielson*) im J. 1791, woraus man ihre Schicksale, Bestandtheile, und Einrichtung, auch Beschaffenheit der dasigen Pferdezucht ziemlich genau kennen lernt. *Junius*. Bemerkungen über die Bienenzucht im Jahre 1794 in der

Digitized by Google

der Gegend von Ofchatz und Torgau (auch daſelbſt gleicher Mangel an Schwärmen; jedoch aus ganz verſchiedener Urſache, nämlich nicht wegen fehlender, ſondern reichlicher frühzeitiger Einſammlung des Honigs, die die Bienen wahrſcheinlich veranlaſſet habe, die von der ausgekrochenen Brut entledigten Zellen ſogleich mit Honig anzufüllen, und nicht wieder mit Brut zu beſetzen. Hiebey zugleich eine genaue Nachricht von dem Honigsertrage im beſagten Jahre, nebſt andern nützlichen Bemerkungen) Nachricht von gewiſſen Salben und einer Art Baumwachſes als Hülfsmitteln gegen den Brand und andere Wunden der Baume, imgleichen gegen ihre Beſchädigung von Haſen, Ameiſen und andern ihnen nachtheiligen Thieren; Einladung an patriotiſch geſinnte Freunde eine nähere Unterſuchung der Naturgeſchichte der Bienen betreffend; v. Hrn. *Spitzner*. Bemerkungen über die Eigenſchaften des Goldes, und über deſſen verſchiedene Behandlung von den Goldſchmieden, aus *Ribaucourts Chemie docimaſtique* mit Zuſätzen des Ueberſetzers. (Insbeſondere von den, bey den Goldarbeitern gebräuchlichen verſchiedenen Arten der Legirung deſſelben, und den Mitteln, daſſelbe von metalliſchen Körpern, womit es legiret ſeyn kann, wieder zu ſcheiden). —

Vierter Band. Julius. Betrachtungen über eine Krankheit des jungen Schafviehes, nebſt Anzeige einer äuſſerſt leichten Art der Heilung. (Eine unmittelbar nach dem Caſtriren der Lämmer eingetretene groſse Hitze veranlaſste eine ihnen tödliche Krankheit, wogegen das Baden der geſunden ſowohl als kranken Lämmer im klaren fliefsenden Waſſer mit glücklichem Erfolge angewendet wurde). Ueber die groſsen, ſogenannten Schweinekartoffeln (worinn ihr bereits an vielen Orten bekannter Gebrauch zur Mäſtung der Schweine beſchrieben und empfohlen wird). Kritiſch praktiſche Bemerkungen über die Feldbeſtellung, veranlaſst durch einen Aufſatz im 3ten Bande. (Hier bloſs einige allgemeine, längſt bekannte Grundſätze von der Kenntniſs der Erdarten und der Kultur feſter, leichter und ſteiniger Aecker, mit verſchiedenen unrichtigen Behauptungen vermiſcht, z. B. daſs die Feſtigkeit eines Bodens *allemal* in ſeinen übermäſſig öhlichten und feſten Theilen beſtehe, und daſs ein ſolcher Boden *allemal* mit reichlichen Nahrungsſäften verſehen ſey (S. 24. 25) deſſen Gegentheil der Töpferthon und die Pfeiffenerde, auch die unläugbare Erfahrung beweiſet, daſs die allerſtärkſte Düngung den Boden nie feſt und bindig, wohl aber locker macht. Dahin gehört gleichfalls die Abtheilung des guten und ſchweren Feldes (S. 31) in *ſchwarze* Erde, Thon, *oder* Lehm; denn es giebt auch eine höchſt unfruchtbare Erde von ſchwarzer Farbe und Lehm iſt nichts anders, als Thon mit Sande vermiſcht). Anweiſung, Miſtbeete anzulegen, ſehr einfach und brauchbar. Nachrichten von der Wallachey (beſonders von ſeinen ökonomiſchen Produkten). *Auguſt.* Vom Krappbaue und dem Verfahren der Orientaliſten und Aſtrachaniſchen Färbereyen, die Baumwolle mit Krappe ächt zu färben, nach *Pallas* neueſten Nord. Beytr. B. 1. S. 109 mit Anmerkungen begleitet, (über die Kultur dieſer Farbepflanze nichts neues, aber in Abſicht ihrer Vor- und Zubereitung und Anwendung zum Färben der Baumwolle wichtig.) Nachricht von der gegenwärtigen Landſtuttereyverfaſſung in den Churf. Hannöverſchen Lande, aus dem bisher ungedruckten Reiſejournale eines Dänen (Prof. *Viborg's*) in den J. 1788. 89). (Durch dieſe vortreffliche Veranſtaltung, die von der Landesregierung mit einem jährlichen Zuſchuſſe von 8770 Thalern unterhalten wird, und dem Lande bereits eine ſo beträchtliche Anzahl guter Pferde verſchaffet hat, werden jährlich gegen 3000 Stück Fohlen gewonnen). Ueber die Pocken der Schafe und ihre Behandlung, aus dem Franzöſiſchen von *Chabert*; genau und lehrreich. Rec. bemerkt hiebey, daſs die Geneſung mit Pocken behafteter Schafe unter andern durch den zufälligen Genuſs des ſpaniſchen Pfeffers (*Solanum Pſeudo-capſicum. Lin.*) bewirket worden iſt). Oekonomiſches Mittel, wodurch man das Leben und Dienſtzeit alter Pferde verlängern kann. (Hiezu zwey Vorſchläge, nämlich entweder das vorgängige Aufquellen des zum Futter beſtimmten Hafers im Waſſer, oder das Zerquetſchen deſſelben vermittelſt einer kleinen Handmühle, um ſolchen Pferden das Futter, was ihre abgenutzten Zähne nicht mehr gehörig zermalmen können, genieſsbarer und nahrhafter zu machen. Eben dieſe Wirkung würde eine ſolche Zubereitung des Futters ohne Zweifel auch bey jüngern Pferden haben, und dadurch zugleich einige Erſparung an Futter wahrſcheinlich zu gewinnen ſeyn). Erfahrungen über die periodiſche Rückkehr der Miſswachsjahre. (Dieſen Kreislauf hat *Juge* in Limoges aus den Jahrbüchern ſeines Vaterlandes durch Berechnungen über einen Zeitraum von 400 Jahren nämlich 1390 — 1790, zu erforſchen ſich vergeblich bemüht). Mittel der Schottländer, die Haſen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten. (Eigentlich nicht ein allgemeines Mittel in Schottland, ſondern bloſs die einzelne Erfahrung eines Schottländers, der den Boden um jeden Baum herum mit 2 oder 3 Schaufeln Ruſs von chemiſchen Präparaten bedecket und dadurch beſagten Zweck erreichet hat. Am zuverläſſigſten iſt die Verwahrung der Gärten durch Hecken von den ſtachelichten und ſperrigen Staudengewächſen *Ulex Europaeus* und *Ilex Aquifolium* zu bewerkſtelligen). *Roberjots* Mittel, verſchiedene Weinbergsraupen auszurotten. (Durch angezündetes hellbrennendes Feuer des Nachts in Weinbergen hat man eine groſse Menge Nachtſchmetterlinge von dieſen Raupen herbey gelocket, getödtet und dadurch die letztern beträchtlich vermindert). *September.* Ein beſonderes Beyſpiel, was durch Induſtrie in wenig Jahren bey der Landwirthſchaft im Ganzen verbeſſert werden kann; (den verdienten Landwirth *Johann Chriſtian Kretzſchmann*, im Kreisamt Witteuberg betreffend.) Der Eigenthümer und Beſitzer einer mit 2 Mahlgängen verſehenen auch dabey zum Holzſchneiden und Oehlſchlagen eingerichteten Waſſermühle im Kreisamte Wittenberg ohnweit den Städtchen Schmiedeberg ausgezeichnet, in einem Zeitraume von 25 Jahren die ſämtlichen verfallenen Gebäude dieſer Mühle und noch auſſerdem eine Windmühle neu erbauet, den geringen Betrag ſeiner verwilderten Felder in 17 Jahren um 17 Acker

Digitized by Google

150 Quadr. Ruten durch Ankauf vergröſſert, dieſe ſowohl, als jene durch zweckmäſſige Kultur verbeſſert und einträglich gemacht, 758 Stück fruchtbare Obſtbäume angepflanzet, und alles dieſes durch weiſslich gewählte Mittel und unermüdeten, auf alle Gegenſtände ſeiner Wirthſchaft nach und nach angewendeten Fleiſs allein zu Stande gebracht hat. Der umſtandlichen Beſchreibung hievon iſt zur Erläuterung ein Grundriſs von der Lage dieſer Mühle und ihrer Zubehorungen beygefügt. Solche öffentliche Zeugniſſe von Werthſchätzung der Induſtrie auch bey der niedern Volksklaſſe ſind gewiſs eben ſo gerecht, als ſie der Aufmunterung zur Nachfolge wegen heilſam ſind). Beobachtungen über gläſerne Flaſchen, in welchen der Wein ſeine Güte verlieret, vom Prof. der Chemie *Ducloſeau* (woraus ſich ergiebt, daſs das Verderben des Weins daher entſteht, wenn dem Glaſe die gehörige Härte mangelt und wenn man zum Schmelzen, anſtatt des Salzes, zu viel unreine glasartige Erde genommen, oder, nach des Hn. Prof. *Leonhardi* hinzu gefügten wahrſcheinlichen Anmerkung, zuviel Arſenik zugeſetzt hat). Ueber die verſchiedenen Arten das Getreide zu dreſchen, nebſt einer Ankündigung der ungemein ſchätzbaren Peſslerſchen Dreſchmaſchine. Vorausgeſchickt iſt eine ausführliche Beſchreibung des gewöhnlichen Dreſchens mit dem Flegel und aller dabey vorfallenden Geſchäfte, auch einige kurze Bemerkungen über die bereits erfundenen und in Gebrauch gekommenen Dreſchmühlen, Dreſchladen und Dreſchwalzen, von dem Herausg. Belehrung über die wahre Urſache, warum Bienenſtöcke von Raubbienen angefallen werden, und wie man das verhüten kann, von *J. C. Staudtmeiſter*, Prediger zu Bennſtedt in der Grafſchaft Mannsfeld. (Nach dieſem Probeſtücke von einem Werke, wodurch der Vf. ſeine der wahren Natur der Bienen angemeſſenen, von den bisherigen Theorien der Bienenkultur abweichenden Grundſätze bekannt machen will, möchte wohl hievon kein groſser Gewinn für dieſe Kultur zu erwarten ſeyn. Von den Urſachen des Entſtehens der Raubbienen erwähnt der Vf. gar nichts, und zieht aus der bekannten Wahrnehmung, daſs die Bienen durch den Geruch des Honigs zu deſſen Wegholung herbey gelockt werden, den übereilten Schluſs, daſs dies die wahre Urſache der Beſtürmung der Bienenſtöcke von Raubbienen ſey, und daſs man, um dies zu verhüten, der Vorderſeite ſeines Bienenhauſes die Stellung nach Mitternacht geben müſſe. Verſchiedenen hier vorgetragenen Lehrſätzen hat Hr. Prof. *Leonhardi* richtige Erinnerungen in ſeinen Anmerkungen entgegen geſtellet.) Recept zu einer vorzüglichen Pöckelſuppe zum Einſalzen des Ochſen- Hammel- und Schweinefleiſches. *October*. Ueber die Auferziehung der Kühe; von der Fr. *Crette von Pallud*. Keine neuen merkwürdigen Belehrungen; aber doch ein Beweis, daſs die Vfn. eine fleiſsige und aufmerkſame Landwirthinn war). Meynung des Hn. *Beſſroi*, daſs die Weinbeeren nach der Blüthe abfallen, wenn man den Weinſtock zur Zeit der Blüthe beſchneidet (die durch Erfahrung beſtätiget, und aus der Natur der Vegetation erkläret wird). Vorſchläge, recht viel Trauben zu erhalten. (Richtig ſind zwar die hiezu angegebenen Mittel; ihre Anwendung iſt aber in vielen Gegenden eher zu verhüten, als zu befordern). Ueber die wahre, oder verneinende Wirkung des Vegetativpulvers, oder *Poudre de la Providence*. (Hier findet Rec. die Beſtätigung ſeiner, auf Theorie und Erfahrung gegründeten Ueberzeugung, daſs dieſes Pulver mit allen bisher angeprieſenen Düngungsſalzen und ähnlichen künſtlichen Düngungsmitteln zu den ökonomiſchen Quackſalbereyen gehöret, blos ein früheres Keimen, wie alle Imprägnationen, bewirkt, im Ganzen aber mehr ſchadet, als nützt). Methode bey Erziehung der Faſane; ſehr unterrichtend. Ueber die Feldmauſe und die Mittel, ſie zu vertilgen; (hiezu wird der Schwefeldampf empfohlen). Ueber das Ab- und Zunehmen eines Bienenſtandes bey Dahlen in den J. 1788. 1789 und 1790 durch die Beſtimmung nach dem Gewichte (wovon die Fortſetzung im Decemberhefte folgt, aber dasjenige, was dieſen Aufzeichnungen Werth und Nutzen geben würde, nämlich das daraus gezogene Reſultat und die Bemerkung ſeiner Urſachen, mangelt). — *November*. Erfahrungen über die Düngungsarten, die Düngung und Beſaung der Felder, durch 12 jährige Bewirthſchaftung meiner Güter im Magdeburgiſchen geſammlet von H. von *K*ſ-gk* (ein beynahe die Hälfte dieſes Hefts anfüllender, im Betrachte genauer Beſtimmung des beobachteten Verfahrens und ſeines Erfolges lehrreicher Aufſatz.) Nachricht von der Preuſſiſchen Stuterey, Trakenen in Litthauen. (Fortſetz.) Eine merkwürdige Stelle aus des Churfürſtens zu Sachſen Moritz Teſtamente vom J. 1553. im Betreff des unter ſeiner Regierung zur Ungebühr vermehrten Wildſtandes; (eine Ermahnung an ſeinen Nachfolger, die Wildbahn ſo einzurichten, wie es gegen Gott und das Gewiſſen verantwortet werden könne, und zugleich ein Vermächtniſs von 2,000 Thalern für die durch den Wildfraſs beſchadigten Ortſchaften.) *December*. Fortſetz. der Nachricht von der Preuſſiſchen Stuterey zu Trakenen in Litthauen, und des die Peſslerſche Dröſchmaſchine betreffenden Aufſatzes. Ein ſehr dürres, nach der Folge der Monate geordnetes, Verzeichniſs von Gegenſtänden, die Abwartung der Fiſchteiche betreffend; Nachrichten zur Kenntniſs der Italiäniſchen Käſe; ſehr brauchbar. Verzeichniſs der wirthſchaftlichen Geſchäfte im December. Aufzeichnungen Abnahme und Zunahme eines Bienenſtandes bey Dahlen. Witterungstabellen.

Völlig überzeugt von dem Reichthume an nützlichen Belehrungen in dieſer periodiſchen Schrift, glaubt doch der Rec. bemerken zu dürfen, daſs ihr Werth durch eine noch etwas ſtrengere Auswahl, durch Vermehrung der Anzahl die Deutſche Land- und Stadtwirthſchaft inſonderheit betreffender Abhandlungen, und durch gleichmäſſige Auszüge aus Engliſchen Schriften, wie die aus dem Franzöſiſchen, von denen dieſe bisher ſo häufig und jene ſo ſelten gebraucht ſind, merklich könne erhöht werden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: D. *Gottlob Christiani Storr opuscula academica ad interpretationem librorum sacrorum pertinentia.* Vol. I. 1796. 367 S. 8.

Unter den Theologen der evangelischen Kirche, welche den symbolischen Lehrbegriff derselben festhalten und vertheidigen, zeichnet sich der Vf. dieser Abhandlungen durch Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Billigkeit gegen anders Denkende auf eine so rühmliche Art aus, dafs seine Schriften die Aufmerksamkeit aller derer verdienen, welche bey theologischen Untersuchungen nicht einseitig und partheyisch verfahren wollen, und dafs sie auch für den, welcher nicht jede darinn aufgestellte Behauptung billigen kann, in mancherley Hinsicht unterrichtend seyn können. Dies gilt insonderheit von den *kleinen* Aufsätzen, die Hr. *S.* durch die Pflichten seines Amts veranlafst, in der Form akademischer Dissertationen herauszugeben pflegt. Die meisten sind exegetischen Inhalts, und betreffen vornehmlich die Erklärung des N. T. Durch eine Menge scharfsinniger Winke und treffender Erläuterungen haben sie sich gewifs den Freunden einer gelehrten Auslegung so wichtig gemacht, dafs es ihnen angenehm seyn wird, sie zum Theil gesammelt, und hie und da verbessert zu sehen. Die in dem vorliegenden Bande befindlichen sind schon vor mehr als *zwölf* Jahren ausgearbeitet worden; und da sie Gegenstände abhandeln, welche seit dieser Zeit oft, und zum Theil auf eine ganz neue Art untersucht und erörtert worden sind: so konnte es nicht fehlen, Hr. *S.* mufste Veranlassung genug finden, manches zu berichtigen, manches hinzuzusetzen, manches auch ganz umzuarbeiten. Zu dem letztern hat er sich zwar aus Mangel an Zeit nicht entschliefsen können; dafs er es aber an den erstern beiden Arten der Verbesserung nicht hat mangeln lassen, lehrt der Augenschein. Allein eben darum, weil die hier zusammengedruckten Abhandlungen längst bekannt sind, und eine wesentliche Veränderung mit ihnen nicht vorgegangen ist, wird man eine umständliche Beurtheilung derselben hier nicht erwarten. Wir begnügen uns damit, sie nahmhaft zu machen, und bey jeder den Gesichtspunkt zu bezeichnen, aus welchem sie betrachtet werden mufs, wenn man ihre vorzüglichste und merkwürdigste Seite finden will.

In der *ersten* Abhandlung *de sensu historico* darf man keine Theorie über die historische Auslegung suchen: es war die Absicht des Vf. nicht, die dahin gehörigen hermeneutischen Regeln auseinander zu setzen. Eigentlich ist dieser Aufsatz wider *Semlern* gerichtet, welcher überall im N. T. Vorstellungen fand, die er für local und temporär, auch zum Theil für ganz falsch und unbrauchbar erklärte; hier soll also bewiesen werden, dafs die Gründe der Meynung, Jesus und seine Apostel hätten *unrichtige* Vorstellungen in ihren Unterricht aufgenommen, nicht haltbar genug seyen; zugleich will der Vf. zeigen, wie viel dazu gehöre, wenn man auf eine befriedigende Art darthun wolle, dafs etwas eine Zeitvorstellung, ein herrschender Wahn der damaligen Juden, gewesen sey. Da man unstreitig in diesem Stück oft viel zu rasch entscheidet, und bey der Behauptung, dieses oder jenes im N. T. sey eine Vorstellungsart jenes Zeitalters gewesen, den historischen Beweis zuweilen ganz schuldig bleibt: so wird es sehr nützlich seyn, die Erinnerungen des Vfs. über das, was zu einem solchen Beweis erfoderlich sey, in Erwägung zu ziehen. Man kann bey den Beyspielen, die er zur Erläuterung seiner Grundsätze anführt, oft ganz andrer Meynung seyn; die Grundsätze selber, die Foderungen, die er an jeden thut, der etwas für eine Volksmeynung der damaligen Zeit erklären will, sind zu gerecht, und einer wahren historischen Genauigkeit zu angemessen, als dafs sie nicht beherzigt und befolgt zu werden verdienten. — Die *zweyte* Abhandlung *de parabolis Christi* ist insonderheit darum lehrreich, weil der Vf. die bekannte Regel, *man müsse bey Erklärung der Gleichnifsreden Jesu nicht jeden Umstand deuten wollen*, in derselben genauer zu bestimmen sucht. So, wie diese Regel gewöhnlich hingestellt wird, ist sie sehr wenig brauchbar, weil sie nicht anzeigt, wie man die wesentlichen zur Vergleichung nicht gehörigen Punkte einer solchen Erzählung von den aufserwesentlichen, die bey der Erklärung zu übergehen sind, unterscheiden soll. Die Anweisung, welche der Vf. vom XIV. §. dieser Abhandlung an hierüber giebt, ist so richtig, und zeigt so viel Scharfsinn und ein so feines exegetisches Gefühl an, dafs sie besonders Anfängern im Auslegen nicht genug empfohlen werden kann. Gut wäre es indessen gewesen, wenn noch bemerkt worden wäre, dafs manche Umstände in den Gleichnifsreden Jesu Beziehungen und Anspielungen *auf damals lebende Personen, und auf wirkliche Begebenheiten* zu enthalten scheinen. Wären die Nachrichten vom Leben Jesu und von der jüdischen Geschichte der damaligen Zeit ausführlicher und reicher, als sie wirklich sind: so würde sichs oft sehr klar machen lassen, warum so manche lehrreiche Dichtung Jesu gerade diese und keine andre Bildung, Wendung und Farbe habe; es würde sich dann aber auch manches als sehr bedeutend und treffend darstellen, was uns jetzt ein müfsiger, wenigstens aufserwesent-

sentlicher, Beysatz zu seyn scheint. Dem aufmerksamen Forscher, der die jedesmaligen Umstände, wie sie die Evangelisten selbst angeben, und die Nachrichten *Josephi* von jenem Zeitraum sorgfältig vergleichen wollte, dürfte sich jedoch noch manches darbieten, was diese lange nicht genug beachtete Seite der Gleichnifsreden Jesu mehr ins Licht setzen könnte. — Die *dritte* Abhandlung, über die Bedeutungen des Worts Πάροιμια im N. T. ist eine Erklärung aller der Stellen, wo dieser Ausdruck vorkommt, und deren manche bekanntlich ziemlich dunkel sind. Aber gerade bey diesen schwerern Stellen fehlt den Auslegungen des Vfs. nach unserm Gefühl jene *Leichtigkeit*, die eine Erklärung so sehr empfiehlt; was gleich anfangs §. 2. über die Stelle Rom. V. 18 ff. gesagt wird, scheint ohnehin nicht zur Sache zu gehören. — Desto schöner sind in der *vierten* Abhandlung *de vario sensu, vocis δίκαιος et cognatarum* in *N. T.* die Bedeutungen entwickelt, welche dieses auch für die dogmatische Theologie so wichtige Wort, nebst den verwandten Ausdrücken zu haben pflegt. Aus der Genauigkeit, mit welcher der Vf. vom XII. §. an zu bestimmen sucht, was *δικαιοσύνη τῆς πίστεως* sey, erhellet, dafs es zugleich seine Absicht gewesen ist, den gewöhnlichen Begriffen der evangelischen Kirche von dieser Sache eine neue Bestätigung zu geben. Ob und wiefern ihm dieses Letztere gelungen sey, läfst sich hier nicht zeigen; die Art aber, wie er die hieher gehörigen Aussprüche der Apostel zusammenstellt, und durch diese Vergleichung ihre Gedanken klar zu machen sucht, ist würdig, bemerkt und geprüft zu werden. — Am wenigsten kann man mit der *fünften* Abhandlung *de notione regni caelestis in N. T.* zufrieden seyn. Sie ist ganz dogmatisch, und der Sinn, welchen der Vf. vielen Stellen der Schrift unterlegt, aus welchen er seine Behauptungen ableitet, ist so oft, und zum Theil mit so vielem Recht in Anspruch genommen worden, dafs dieser Abhandlung eben deswegen die überzeugende Kraft und die Evidenz ganz fehlt, welche der uneingenommene Forscher mit Recht verlangt. Am meisten dürfte man sich über den Gebrauch wundern, welcher von einer Menge Stellen des A. T. gemacht wird, die der Vf. als klare Weissagungen von Christo mit einer Zuversicht anführt, als ob nie etwas dagegen erinnert worden wäre, oder erinnert werden könnte. — Die *letzte* Abhandlung endlich ist ein *fortlaufender Commentar über den Brief Pauli an die Christen zu Philippi*, von welchem der Vf. zugleich eine lateinische *Uebersetzung* liefert. Wäre diese Uebersetzung lateinischer, und verstünde sich der Vf. überhaupt mehr darauf, seinen Auslegungen durch einen wohlgewählten ächt römischen Ausdruck mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben: so würde dieser Aufsatz ein Muster grammatischer und historischer Auslegung seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Augsburg, b. Stage: *Der Batave* oder *der Mädchenhandel*. Ein Schauspiel in 5 Aufz. von *Johann Wilhelm Steinmüller*, Schauspieler. 1796. 152 S. 8. (12 gr.)

2) Ebend., b. Ludwig: *Terno secco*, oder *der gedemüthigte Stolz*. Ein komisches Singspiel in 2 Aufz. nach dem Italiänischen frey bearbeitet, zu einer Musik vom Herrn *von Dittersdorf*. (Ohne Jahrszahl.) 100 S. 8. (6 gr.)

3) Ebend., b. Demselb.: *Das Recht des Leinsherrn*. Ein Singspiel in 3 Aufz. nach dem Franz. frey bearbeitet zu einer Musik von *Martini*. (Ohne Jahrszahl.) 84 S. 8. (5 gr.)

4) Breslau, b. Gehr u. Komp.: *Rudolph von Weidungen und seine Tochter*. Ein Ritterschauspiel in 3 Aufz. 1796. 135 S. 8. (7 gr.)

5) Berlin, b. Schöne: *Wenda, Fürstin von Polen*. (Ein) Trauerspiel in 3 Akten von *Gottlieb Friedrich Wurmitz*. 1796. 82 S. 8. (6 gr.)

Die Herren Stubenmeister und wohllöbliche Kaufmannschaft in Augsburg haben sich Nr. 1., „das Werkchen eines geringen Genies," wie es der Vf. in seiner Demuth gegen sie richtig benennt, müssen dediciren lassen. Die Geschichte des Schauspiels soll wahr seyn, der Vf. hat nur daran verändert, „was Anstand, Sittlichkeit, Moral und die Bühne nothwendig machten." Es läfst sich kaum einsehn, wie viel er uns also erlassen haben mag. Der Stoff an und für sich: ein völlig niederträchtiger Mensch, der seine Schwester verhandelt, war schon nicht für die Bühne; hier ist er aber noch mit unnöthigen pöbelhaften Scenen bereichert. Wir sehn versoffne Wirthsleute sich zanken, und das Mädchen vor unsern Augen in einem schlechten Hause mishandeln. Der Vf. hat vermuthlich gehofft, den Eindruck dieses Uebelstandes durch die Feinheit auszulöschen, womit er den bekehrten Beleidiger, ausser seiner Hand, 2000 Rthlr. zur Vergütung des verursachten Schreckens bieten lafst.

Bey Nr. 2. besteht die freye Bearbeitung vermuthlich nur darin, dafs die Recitative des Originals in einen prosaischen Dialog verwandelt wurden; es müste denn seyn, dafs Stellen wie folgende, um deren willen wir den Componisten herzlich bedauern, S. 67.:

Heraus, du Hure! Marsch heraus!
Geh, meide ein honettes Haus!
Du Lumpenpack, ins Zuchthaus fort!
Das ist für dich der rechte Ort. u. s. w.

im Deutschen noch Erweiterungen erlitten hätten.

Die Uebersetzung Nr. 3, die von der nämlichen Hand wie die vorige zu seyn scheint, hat wenigstens nicht alles feinere Gefühl vernichtet, womit der in Frankreich so oft benutzte Stoff, dessen Anstöfsigkeit sich meistens unter dem leichten Operettenton versteckte, hier behandelt worden ist. Auch die Verse darin sind ganz leidlich.

Was Nr. 4. betrifft, so sollte freylich jeder Kunstrichter das ganz Schlechte „mit gehäfsigen Augen „ansehn, und es stets ohne Rücksicht verdammen," wie

wie der Herausg. klagt, dafs es Geiftesproducten, dergleichen das vorliegende ift, wiederfahre. Er ſollte ſich nicht einmahl durch den Wunſch, „das *edelſte* Bewufstſeyn, den Leſer keinesweges um ſeine paar Groſchen geprellt zu haben," nicht zu verkümmern, bewegen laſſen „einen günſtigen *Laufpafs* zu ertheilen." Und ſo kann Rec. denn nicht verhehlen, dafs trotz allen beweglichen Reden, *Trotz den Thränen, die in den Schoofs kugeln*, den Gefechten und Burgverlieſſen, den Sturmglocken und der Trauredeam Ende, kein Fünkchen Leben in dieſem matten, ſchauerlich ſeyn ſollenden Product zu ſpüren iſt, wovon ſich jedermann bey eigner Durchſicht leicht überzeugen wird.

Die Kataſtrophe der bey dem Schauſpiele Nr. 5. zum Grunde liegenden Geſchichte ſteht hier ganz abgeriſſen da, und erſcheint weit natürlicher in einer Erzählung, *Ritogar und Wenda*, die kürzlich in irgend einer Sammlung erſchienen iſt. Ritogar, der deutſche Fürſt, nimmt ſich im Unmuthe des gekränkten Stolzes, nichts gegen Wenda's Eigenſinn zu vermögen, an der Spitze ſeines aufrühriſchen Heeres das Leben, und Wenda ſtürzt ſich in die Weichſel, von ſpäter Liebe und Reue gequält. Hier iſt der ſehr überflüſsige Umſtand hinzugedichtet worden, dafs Rütigers Vater, der in den polniſchen Wäldern verborgen lebte, und zu weiter nichts gut iſt, als einen *Unbekannten* aufs Theater zu bringen, mit einer Bothſchaft von Wenda an Rütigern geſandt wird, und dafs der Sohn im Zorne den Vater erſticht. Nachdem dieſer darauf noch *in aller* Eil ſeine Lebensgeſchichte erzählt hat, kehrt Rütiger das Schwert gegen ſich ſelbſt. An Wenda erblicken wir nichts als unbedeutenden Starrſinn. Ihre Rathe philoſophiren auch über ihren Tod als über eine Handlung der Eitelkeit, und überhaupt kramen alle Perſonen Betrachtungen aus, die im achten Jahrhundert ſtark gegen das Koſtum verſtofsen. Der Prieſter entwickelt in einem Monologe das Syſtem der Hierarchie; das Hoffräulein ſucht die Fürſtin von religiöſen Vorurtheilen zurück zu bringen, der Unbekannte deklamirt über Welt und Zukunft. Der Sprache des Vfs. fehlt es nicht ganz an Leben, doch iſt ſie ſich ungleich, und hat zuweilen Kraftausdrücke wie S. 5. „Das Kapitalthier in Menſchengeſtalt triumphirt von ſeinem reichen Polſter herab;" auch Unrichtigkeiten z. B. S. 6. „Lafs den Gedanken an *einer zukünftigen* Welt verſchwinden;" S. 69. „um ſeiner heftig *tragenden* Liebe zu derſelben." Die Prieſter ſingen neben der Urne eines in der Feuerprobe Gebliebnen ein ſchlechtes und unpaſſendes Lied:

Ein Schiff; gehts gleich oft frey
Durch ſeines Meeres Wellen,
So kann ihm Räuberey
Sich unverhofft geſellen.
So zieht im Leben auch
Beym beſten Feu'r ein Rauch.

FRANKFURT a. M., b. Zeſsler: *Auch Vetter Heinrich hat Launen* von *G. L. B.* 1796. 164 S. 8. (18 gr.)

Man möchte gleich bey der kurzen Vorrede in Zweifel ziehn; ob Vetter Heinrich ſich auch auf Launen oder Laune verſteht. Er zieht entweder im Ernſt Don Sylvio von Roſalva dem Don Quixotte vor, indem er ihn eine Kopie nennt, die ihr Original weit *übereilt*, oder er weifs keineswegs in ſeine Ironie das Salz zu miſchen, wodurch man ſie erkennt. Das Mährchen, welches der Vf. hier zuſammengeträumt hat, kann ihn ſelbſt nur nothdürftig ergötzt haben. Der Stoff der Novelle hätte ſich unter einer andern Feder vielleicht ganz artig ausgenommen, aber hier machen uns die drey Freunde ſchon Langeweile, ehe es noch an die drey Schweſtern kömmt. S. 58 und 59 iſt das Muſter einer bedeutungsloſen Charakteriſtik von jenen aufgeſtellt. Nr. 1. beſucht in London die Caffeehäuſer, Nr. 2 Mrs. Woolſtoncraft, Nr. 3. die Weſtminſterabtey, In Paris macht Nr. 1. eine Ode auf die Trümmer der Baſtille, Mirabeau iſt der Held von N. 2, Lafayette von Nr. 3. In Wien geht Nr. 1 zu Blumauer und Hoffmann, Nr. 2. ſtellt Vergleichungen zwiſchen dem Augarten und Prater an, und beſucht Fiaker- und Accouchirhäuſer, Nr. 3 das Kloſter, in welchem Reinhold gelebret. Welcher Zuſammenhang iſt unter dieſen Zügen? Und wie laſst ſich daraus nur entdecken, welcher der unbedeutendſte der drey Reiſenden geweſen iſt? *A ſentimental voyage* iſt ein Quodlibet, wo einige bekannte Sachen und Namen gezwungnen Witz und matten Scherz heben ſollen. Die letzten Blätter enthalten die Erfüllung einer Wette, jemanden zum Narren zu haben, wobey ebenfalls kein groſser Aufwand an ſeiner Laune gemacht worden iſt. Ob es etwa mit der Orthographie auch launig gemeynt iſt? Der Vf. ſchreibt wiederhohlt *Anektode*, *Cinignon* ſtatt *Guignon*, *reiſender Strohm* ſtatt *reiſsender Strom*. Die doppelten langen *ſ* für *ſs*, ſogar am Ende der Wörter, und *kk* für *ck* ſcheinen ſich bey ihm zum Grundſatze erhoben zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Hamburg*, b. Bohn: *Geſchichte und jetzige Einrichtung der Hamburgiſchen Rettungsanſtalten für im Waſſer verunglückte Menſchen.* Von *Johann Arnold Gunther* — Mit fünf Kupfertafeln. Aus dem dritten Bande der Verhandlungen und Schriften der Hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, beſonders abgedruckt. 1794. 86 S. gr. 8. Nachrichten und Beſchreibungen von Werken des Geſchmacks und der Kunſt haben ihrem Verfaſſer ſchon mehrmals Dank und Ruhm erworben; es wäre doch für den Beobachter der Menſchheit eine traurige Erſcheinung, wenn

Nachrichten von Werken der Humanität die Aufmerksamkeit des Publikums minder auf sich ziehen sollten. Einer solchen inhumanen Kälte gegen diese Geschichte und Beschreibung der Hamburgischen Rettungsanstalt glauben wir das jetzige Zeitalter nicht fähig, wir hoffen vielmehr, das Publikum werde mit Freuden es dem Vf. derselben Dank wissen, dass er dies vortreffliche Werk deutscher Humanität, an dessen Vortrefflichkeit er selbst so vielen Antheil hat, in seinem ganzen Umfang bekannt mache. Die Entstehung dieser Rettungsanstalt datirt sich früher als die Amsterdammische; schon vom J. 1762 existirte zu Hamburg ein obrigkeitlicher Auftrag und ein wohl durchdachter Plan zur Behandlung der Ertrunkenen und zur Aussetzung von Rettungsprämien; allein einige damals unter dem Volk noch herrschende Vorurtheile verursachten, dass man an dem Erfolg solcher gesetzlichen Vorschriften zweifelte; jedoch wurde 1765 eine Verfügung an die Garnison zur Hülfsleistung der Ertrunkenen wirklich erlassen, und diese war wohl in Deutschland die erste und auch älter als die zu Amsterdam 1767 zu demselben Zweck errichtete Gesellschaft. Durch das Beyspiel der letztern wurde jedoch die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste etc. bewogen i. J. 1768 eine *Anleitung wie Ertrunkene zu retten sind* und mehrere Tobacksrauch-Klystiermaschinen zu vertheilen und eine Belohnung von 20 Thalern für jeden Rettungsfall auszusetzen. Ein Antrag dieser Gesellschaft auf gesetzliche Unterstützung veranlasste 1769 das obrigkeitliche *Mandat die möglichste Rettung ins Wasser gefallener und sonst erstickter Leute betreffend.* Die folgenden Jahre waren mehr oder minder reich an Verbesserungen und Erweiterungen dieser Anstalt, bis sie endlich 1793 die jetzige und in dieser Schrift beschriebene Einrichtung erhielt. Der von der Gesellschaft angeschaffte Rettungsapparat zu Hamburg betrifft theils die Heranschaffung des Verunglückten aus dem Wasser; theils die Herstellung der gehemmten Lebenskraft. Zu dem ersten Zweck, worauf bey keiner andern ähnlichen Rettungsanstalt und so viel Rec. aus Schriften weiss, selbst weder bey der Londner noch bey der Pariser so besondere Rücksicht genommen worden, dienen: 1) der *Sucher*, eine Stange vorne mit einer bogenförmigen Gabel deren Enden kugelförmig sind; 2) die *Fangezange*, eine Stange vorne mit einer beweglichen Zange, deren Löffel der Levretschen Geburtszange ähneln. So vielen Vortheil auch diese Werkzeuge leisten mögen, so wünscht Rec. doch, dass, der hier so nöthigen Eile wegen, die Fangezange und der Sucher nur ein Werkzeug ausmachten und dass beide nicht senkrecht, sondern vielmehr wagerecht den Körper berührten, denn wie leicht kann der *erstarrte* Körper durch einen senkrechten Stoss verletzt werden. 3) Das *Eisboot*, das auf dem Eis als Schlitten und im Wasser als Fahrzeug gebraucht werden und auf diese Weise den Retter ohne alle Gefahr dem Verunglückten völlig nahe bringen kann; der Theorie nach scheint dieses leichte, nicht tief gehende Fahrzeug bey dem mindesten Uebergewicht der Gefahr des Umschlagens allzusehr ausgesetzt zu seyn; allein wahrscheinlich hat die Erfahrung diesen theoretischen Zweifel schon widerlegt. 4) Die *Rettungsleiter*, eine aus dem leichtesten Holz verfertigte Leiter, an dem einen Ende mit einer beweglichen Verlängerungsstange versehen, wodurch sie weiter vorwärts geschoben werden kann; der Retter legt sich auf die Leiter und klettert auf ihr über das Eis fort, so dass er durch sie, wenn das Eis einbricht, vor dem Ertrinken gesichert ist, und 5) der geflochtene *Tragekorb* von gehöriger Menschenlänge und Breite, an der Kopfseite erhöht und auf beiden Seiten mit Stäben zum Forttragen versehen. Vielleicht wäre es zweckmäßiger, wenn dieser Tragekorb mit einer Vorrichtung, wo nicht zur Beförderung, doch zur Erhaltung der noch vorhandenen Warme ausgerüstet wäre. Zur Wiederherstellung der aus dem Wasser gezogenen Scheintodten dienen 1) der *Cogan-Kitesche* vom Chirurgus *Redlich* erweiterte *Rettungskasten*; 2) *Schlafröcke von Friet, wollene Mützen* und die sogenannte *Wärmebank*, eine Maschine, die der englische Mechanicus *Harwey*, der Londner *humane Society* zuerst angegeben und welche der Mechanicus *Braasch* für die Hamburgische Gesellschaft verbessert hat. Diese Wärmewanne scheint uns in Verhältniss ihres Nutzens zu kostbar, zumal da sie nicht jeder Grösse angepasst werden kann. 3) *Gorcys doppelter Blasbalg* und 4) eine *Tobacksrauch-Klystiermaschine*. Alle diese Maschinen sind auf den fünf Kupfertafeln abgebildet. Es versteht sich, dass sie auch alle, die Wärmewanne und *Gorcys* Blasebalg ausgenommen, in gehöriger Anzahl vorhanden und an schickliche Oerter vertheilt sind. Die Gesellschaft setzte eine Commission zur Untersuchung der Ursachen nieder, warum der bisherigen Hülfsmittel ungeachtet, der Erfolg nicht so günstig war, als man nach den Beyspielen der englischen und holländischen Anstalten erwarten konnte. Das Resultat dieser Untersuchung ward die Veranlassung zu den 1793 erlassenen neuen und erweiterten Verfügungen über diesen Gegenstand, deren Entwerfung der Senat einem seiner würdigsten Mitglieder, dem Vf. dieser Schrift, auftrug, und welche hier, in so fern sie das Ganze der Sache betreffen, vollständig mitgetheilt sind. Das neue revidirte und erweiterte Mandat des Magistrats d. d. 11ten Febr. 1793 ist das neueste, ausführlichste, und zweckmäßigste Gesetz, das ganz Deutschland über diesen Gegenstand besitzt. Die demselben beygefügte *Anweisung über die Behandlung der ins Wasser gefallenen oder sonst erstickten Personen bis zur Ankunft eines Arzts oder Wundarztes* als auch die *Anleitung* für *Wundärzte* und *Wundarztgesellen über die richtigen Vorkehrungen zur Wiederherstellung im Wasser verunglückter, oder sonst erstickter Menschen* sind nach des Vf. eigner Erklärung, das Resultat einer möglichst ausgebreiteten und sorgfältigen Lectüre und der sowohl von Hamburgischen als auch von auswärtigen Aerzten, unter welchen die Hn. *Schatt* zu Hamburg und *Scherf* zu Detmold namentlich angeführt werden, mitgetheilten Vorschläge über diesen Gegenstand. Allerdings verdienen auch beide Aufsätze als Muster der nöthigen Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit, der guten Auswahl, der treffendsten Präcision und planmäßigen Ordnung gepriesen zu werden; wenigstens kennt Rec. keinen einzigen andern über diesen Gegenstand und zu diesem Zweck, der ihnen den Rang streitig machen könnte. Die übrigen vom Vf. theils wörtlich, theils im Auszug angeführten, mit den obgedachten Vorschriften verbundenen oder auf deren Ausführung und Anwendung sich beziehenden, speciellen, gesetzlichen Verfügungen verdienen als eingreifende Räder in der Maschine des trefflichen Ganzen alle Aufmerksamkeit, müssen aber im Buch selbst nachgelesen werden. Die letzten sechs Blätter liefern eine allgemeine Uebersicht der von 1769—1793 belohnten Rettungsfälle, nebst Bemerkungen des Vf. und drey Rettungsgeschichten, die den Herren Chirurgus *Redlich*, Dr. *Schatt* und Dr. *Beckmann* Ehre machen. Aus des Vf. Bemerkungen verdient hier noch folgendes angeführt zu werden: in 25 Jahren fielen 187 Rettungsfälle vor, das Verhältniss der gelungenen zu den misslungenen kann von den ersten Jahren nicht angegeben werden, in den letzten 4 Jahren aber war es 2—1; seit 25 Jahren hat die Rettungsanstalt für Anschaffung und Unterhaltung der Geräthschaften 3462 Mark 3 Schill. und an Prämien 4485 Mark, zusammen also 7947 Mark 3 Schill. gekostet; jeder Rettungsfall kostet im Durchschnitt 22 Mark 12 Schill. und wenn man das obige Verhältniss annimmt, jede wirkliche Rettung eines Menschenlebens 33 Mark 10 Schill. Ein *Nachtrag* macht auf folgende Schriften aufmerksam: *van Marum Bedenkingen en Proefnigen tot Verbetering der Middeln ter Redding van Drenkelingen Harlem 1793.* 2) *Historie en Gedenkschriften van de Maatschappy tot Redding van Drekkelingen opgerecht binnen Amsterdam*; wenn doch bald ein deutscher Arzt sich diese Schriften verschaffen und sie uns in einer Uebersetzung geben wollte! Die Hoffnung auf H. H. *Ebells* Vervollkommnungen der Rettungsanstalten wird nun wohl bald erfüllt werden, denn wie Rec. aus einem in *Scherfs Beyträgen* abgedruckten Brief dieses unermüdeten und scharfsinnigen Forschers ersieht, so hat derselbe seine Vorschläge in zehn mit 46 Zeichnungen begleiteten Briefen an Hn. Senator *Gunther* überschrieben, und die Hamburgische Gesellschaft etc. hat zur Prüfung derselben schon eine Commission niedergesetzt

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. August 1796.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Weitere Ausführung der mathematiſchen Geographie, beſonders in Abſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde*, von *Abraham Gotthelf Kaſtner*. Mit 6 Kupfertaf. 1795. XXXII u. 526 S. 8.

Dieſes Werk, welches ſeinem Aeuſsern und ſeiner ganzen Einrichtung nach zu den *mathematiſchen Anfangsgründen* des ehrwürdigen Vf., und zu den damit verbundnen Abhandlungen aus dem Gebiet einzelner mathematiſcher Wiſſenſchaften gehört, iſt unſtreitig eins des wichtigſten und belehrendſten unter allen, in welchen die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde in ihren Gründen und Folgen unterſucht worden iſt, und empfiehlt ſich beſonders noch dadurch, dafs es nicht mehr Kenntnifs der Mathematik vorausſetzt, als jeder nach einem ſorgfältigen Studio der Anfangsgründe erlangt haben kann. Dafs unſer Planet, wenn er ganz aus Waſſer beſtünde, und wenn auf ihn blofs Schwere und Schwungkraft wirkte, die Geſtalt eines an den Polen eingedrückten Sphäroids (wiewohl nicht gerade eines elliptiſchen) annehmen müſſe, folgt aus den erſten Gründen der Mechanik, und ſchon *Hugen* (ſo ſchreibt ihn Käſtner) und *Newton* haben dieſe Folge dargethan. Allein da die Hauptmaſſe der Erde ein feſter Körper iſt, deſſen Theile nicht jedem Eindruck folgen, auch andre Weltkorper auf ſie einwirken, ſo bleibt doch immer die Frage: iſt ſie wirklich ein *Sphäroid?* hat ſie wirklich eine ſo regelmäfsige Rundung, dafs man ihre Oberfläche durch irgend eine Curve, die ſich um eine feſte Axe dreht, beſchrieben denken könnte, und welches iſt die Geſtalt dieſer Curve? kann man ſie für eine Ellipſe nehmen? und wenn man ſie dafür nimmt, oder ſie auf irgend eine andere Art beſtimmt; was folgt daraus für Mechanik, für Aſtronomie und Schiffahrtskunde, welche letztere, wenigſtens ehemals, die Erde für eine Kugel anſah? Dieſe Fragen ſind es, *beſonders die letzte*, welche vorliegendes Werk ſehr ausführlich und genugthuend beantwortet, mit einer ausnehmenden Klarheit, und mit einer Gelehrſamkeit und Beleſenheit, worinn ſchwerlich je ein Mathematiker es *Kaſtnern* gleich gethan hat. — Zwar läſst ſich die Frage über die wirkliche Geſtalt der Erde noch weit allgemeiner faſſen, als es hier geſchieht. Allein dann wird die Unterſuchung ganz *dynamiſch*, und fodert nicht nur die feinſte Kenntnifs der Analyſis und der höhern Mechanik, ſondern läſst ſich auch nur unter einigen phyſiſchen Vorausſetzungen auflöſen, in denen ſo manches Willkührliche iſt, dafs dadurch die Reſultate zu mifslich und zu ungewifs werden, als dafs man ſie in der mathem. Geogr. mit einiger Zuverläſſigkeit zum Grunde legen könnte. Mit Recht läſst ſich daher *Käſtner* in dieſe allgemeine Unterſuchung hier nicht ein, verweiſt deshalb auf die Schriften *Clairaut's*, *Euler's* und *de la Place's*, und begnügt ſich in dieſem Werke die Geſtalt der Erde aus *ganz geometriſchen Gründen*, mittelſt der wirklich angeſtellten *Meſſungen* zu beſtimmen. Ein Verfahren, welches Rec. billigen mufs, ſo ſehr er auch gewünſcht hätte, jene ſchwierige Materie von der Meiſterhand *Käſtner's* behandelt zu ſehn.

Im *erſten Kapitel* ſchickt Hr. K. fünf *Lehrſatze*, gröſstentheils aus der analytiſchen Trigonometrie voraus, und im *zweyten Kapitel* eine ganz kurze Idee von der *wirklichen Meſſung eines Grades eines der Erdmeridiane*, welche er durch *Willebrod Snellius* Meſſung des Leidner Meridians von Alkmaer bis Bergenopzoom erläutert. Rec. waren *Lexells* Formeln für die Auflöſung des geradlinigten Dreyecks, worinn 2 Seiten mit dem eingeſchloſsnen Winkel gegeben ſind, neu und vorzüglich intereſſant. Sie empfehlen ſich durch Leichtigkeit der danach anzuſtellenden Rechnung. Wohl nur in einigen Fällen iſt es bequemer, in dem Factor $\frac{a+b}{a-b}$, $\frac{a}{b} = \text{tg. } \tau$ zu ſetzen. In vielen wird die Rechnung dadurch augenſcheinlich weitläufiger, indem jener Ausdruck meiſt eben ſo leicht als tg. τ zu berechnen iſt. In *Lehrſ.* 3. S. 9. ſind die Formeln XII, XIII unrichtig. Der zweyte Factor in der *erſten* mufs $\left(1 + \frac{x}{b}\right)$ ſtatt $\left(1 - \frac{x}{b}\right)$ in der *zweyten* $\left(1 - \frac{x}{2b}\right)$ ſtatt $\left(1 + \frac{x}{2b}\right)$ heifsen. Beider Formeln bedient ſich indeſs Hr. K. im ganzen Laufe des Werks nicht, ſo dafs dieſes ohne Einfluſs iſt. — Schade iſt es, dafs wir von *Wilh. Bleaus* Gradmeſſung nichts mehr wiſſen als was *Voſſius* uns davon aufbehalten hat, welches *Reimann* in ſeiner *Einleitung in die Hiſtoriam litterariam der Deutſchen* luſtig genug folgendermafsen verdeutſcht: „Er (Bleau) hat ſich nicht geſchämt, das geſammte Ufer zwiſchen der Maas und dem Texelſtrom auszumeſſen.“ In *Foppens Bibliotheca Belgica* findet Rec. zwar die Schriften *Bleau's*, aber kein Wort von ſeiner Gradmeſſung, ſo wenig als unter dem Artikel *Snellius* etwas von Snellius Meſſungen erwähnt. Doch waren das auch Ketzer, die Foppens nur aufführt, um vor ihren Schriften zu warnen.

Digitized by Google

Das *dritte Kap. ist den geometrischen Untersuchungen über die Gestalt der Erde, als ein Sphäroid betrachtet*, bestimmt, und zeigt ausführlich, wie man aus den angestellten Messungen die Gestalt des Sphäroids, und aus dieser alle Grösen, auf die es ankömmt, durch Rechnung finden kann. Was sich insbesondere in Absicht der *Schwungkraft* und *Schwere*, der *Parallaxen*, der *Loxodromien* und der *Meridionaltheile* auf ein solches Sphäroid ändert, wird in den 3 folgenden Kap. untersucht. Natürlich dass Hr. K. hierbey vorzüglich auf das *abgeplattete elliptische Sphäroid* sieht, dem die Gestalt unsrer Erde am nächsten kömmt, und meist nur im Allgemeinen anzeigt, wie die Untersuchung für ein andres Sphäroid zu führen wäre. Er geht von allgemeinen Begriffen, Sätzen und Formeln für ein elliptisches Sphäroid aus, leitet daraus sehr deutlich die Parallaxen und Loxodromien auf dasselbe her, entwickelt zugleich systematisch die *Rechnungen Andrer*, die auf gar verschiedene Art vorgetragen worden, und zeigt, worinn ihr Gang und ihre Resultate mit den Seinigen zusammenstimmen oder sich unterscheiden. Dadurch bringt er alle diese verschiednen Untersuchungen und Methoden unter einen Gesichtspunkt, und da kein bedeutender hieher gehöriger Aufsatz seinem Blick verborgen geblieben ist; so wird dieses Werk hierdurch ein wahres Repertorium für mathematische Geographie. — Alle bey dem elliptischen Sphäroid zu bestimmenden Grösen drückt Hr. *K.* durch den Quotienten der beiden Axen (n), durch die Polhöhe eines Ortes (ε), und durch den Radius des Parallelkreises dieses Ortes (u) aus. Die halbe grose Axe setzt er wie gewöhnlich 1, die halbe kleine Axe $1-r$. Dadurch werden alle Formeln, die sich auf das elliptische Sphäroid beziehn, ausnehmend geschmeidig, und ganz vorzüglich geschickt, darnach zu rechnen. Da überdem bey unsrer Erde, als ein elliptisches Sphäroid betrachtet, r nur $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{310}$ beträgt; auch die Normale nur so wenig von der Linie nach dem Mittelpunkte abweicht, dass man den Cosinus des Winkels, unter den beide gegen einander geneigt sind, ohne merklichen Fehler für 1 nehmen, und die höhern Potenzen seines Sinus eben sowohl als die höhern Potenzen von r vernachlässigen kann; so giebt dieses noch zu einer beträchtlichen Vereinfachung vieler Formeln, besonders derer, die sich auf die Parallaxe beziehn, und zu einem musterhaften *System abkürzender Näherungen für die Ellipse*, Gelegenheit. Besser und deutlicher als irgendwo anders findet man hier den Geist und die Kunstgriffe solcher Näherungsmethoden, wie sie bey der Anwendung der Mathematik vorzukommen pflegen, dargestellt.

Im *dritten Kap.* zuerst allgemeine Sätze über eine unbestimmte Curve, welche durch Umdrehung um eine feste Axe die Gestalt der Erde beschreiben würde. Dann Formeln für ein elliptisches Sphäroid, mit einer doppelten ausführlichen Berechnung der Ellipse, worinn unsre Erde zufolge der Messungen zweyer Grade (des bey *Amiens* und in *Lappland*, und des in *Lappland* und in *Peru*) gekrümmt seyn müsste, und Erzählung der Methoden, wie man versucht hat, *alle* gemessenen Grade Einer Ellipse anzupassen. Endlich *Bouguers* und *Klügels* Methoden, die Curve, worinn der Erdmeridian gekrümmt ist, den Messungen gemäs zu bestimmen: *Bouguers* Verfahren, mittelst seiner *Gravien trique*, ziemlich weitläuftig; *Klügels* wichtigere, acht analytische Bestimmung nur kürzer, wahrscheinlich weil jene so schwierig als diese hell und deutlich von ihren Verfassern vorgetragen ist. Schade, dass sich in diesem Kapitel ein paar *Rechnungsfehler* *) finden, welche Rec. um so mehr anzeigen zu müssen glaubt, da er dieses Werk (besonders wegen der Menge von Beyspielen und wirklichen Berechnungen zu jeder aufgefundenen Formel) zum Selbststudium nach vollendetem Cursus der Mathematik vorzüglich empfehlen möchte. — Setzt man den Sinus der Breite eines Orts auf der sphäroidischen Erde p, die Linie von diesem Orte nach dem Mittelpunkte w, und nimmt r und ε in der vorhin angezeigten Bedeutung; so findet man w durch eine gebrochne Function von p und r. Diese löst Hr. *K.* in eine nach r geordnete Reihe auf, schreibt aber S. 42. VIII. im Coefficienten von r durch ein Versehn $-4p^2$ statt $-4p^4$. Hierdurch werden alle Gleichungen in IX und X, mittelst derer die angenommnen Coefficienten M und N bestimmt werden, unrichtig. Das Resultat müsste seyn:

$$w = 1 - \text{sin.}\,\varepsilon^2 . r + \tfrac{1}{4}(\text{sin}\,2\varepsilon)^2 . r^2 - \tfrac{1}{8}p^2(4 - 17p^2 + 13p^4)r^3 \ldots$$

Statt dessen steht bey unserm Vf.

$$w = 1 - \text{sin.}\,\varepsilon^2 . r - \tfrac{1}{4}(\text{sin.}\,2\varepsilon)^2 . r^2 - \tfrac{1}{8}p^2(4 + p^2 - 5p^4)r^3 \ldots$$

wo zwar die beiden ersten Glieder richtig, die folgenden aber falsch sind. Zum Glück braucht Hr. *K.* in seinem System von Näherungen stets nur die beiden ersten Glieder dieser Reihe, daher der Irrthum ohne weitere Folgen bleibt. Sonst würde Hr. *K.* ihn sicher bemerkt haben.

Wichtiger ist ein Irrthum, welcher in den Formeln für die *Oberfläche*, sowohl des *zusammengedrückten* als des *länglichen elliptischen Sphäroids*, Abschn. 3 u. 4., gleichfalls aus einem blosen *Schreibfehler* entstanden zu seyn scheint. S. 101. soll die Constante der Integralgleichung für die vom Pole an gerechnete Oberfläche des Sphäroids aus 17 und 10 bestimmt werden. Laut dieser §§. sind die beiden ersten Theile der Gleichung für die *Oberfläche des halben Sphäroids*

$$o = \text{Const.} - \frac{1}{m} . \frac{1}{2} . \frac{x}{1-x^2}.$$

worinn nach (3 und 10) $m = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2}$ und $x = \sqrt{(1-n^2)}$; also $\frac{x}{1-x^2} = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2}$ zu setzen ist. Statt dessen steht in (20) $\frac{x}{1-x^2} = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n}$; ein offenbarer *Schreibfehler*, der aber die ganze folgende

*) Die Anzeige einer ganzen Reihe von Druckfehlern siehe im Intelligenzblatt der A. L. Z. d. J. Nr. 99.

Digitized by Google

gende Rechnung entstellt. Denn statt dafs *K.* aus obiger Gleichung hätte finden sollen

$$0 = \text{Const.} - \tfrac{1}{2} \cdot \frac{n^2}{\sqrt{(1-n^2)}} \cdot \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2} = \text{Const.} - \tfrac{1}{2}$$

erhält er nun fälschlich $0 = \text{Const.} - \frac{1}{2}n$; setzt folglich im Werth der Constante das erste Glied, *statt* $\frac{1}{2}$, *fälschlich* $\frac{1}{2}n$, und daher auch *in der integrirten Gleichung für die Oberfläche des Sphäroids, das erste Glied statt* $\frac{1}{2}$, *fälschlich* $\frac{1}{2}n$. Und nach der auf diese Art irrigen Formel berechnet er nicht nur in 34, die Oberfläche des gegebnen Sphäroids, sondern leitet aus ihr auch die Formeln für die Oberfläche des länglichen Sphäroids her. Weil n (der Quotient der grofsen in die kleine Axe) für das *Sphäroid* stets ein Bruch für die Kugel hingegen $= 1$ ist, so erhält K. zwar durch dieses Versehn die Fläche des *Sphäroids* um ein beträchtliches zu klein, die Oberfläche der *Kugel* aber richtig (29); ein Umstand, aus dem wir es uns erklären, wie jener Schreibfehler *sammt* seinen Folgen sich dem Auge unsers Vf., der durch dieses Zutreffen sicher gemacht war, entziehn konnte. — Dieser kleine Irrthum macht in der Berechnung der Oberfläche eines Sphäroids von $\frac{1}{231}$ Abplattung (in 35) folgende Verbesserungen nöthig. Zu dem dort richtig berechneten logarithmischen Theile mufs S. 106.

nicht $\frac{1}{2}n = 0{,}49767$, *sondern* $\frac{1}{2} = 0{,}5$

hinzukommen, da denn die *halbe Oberfläche* S. 106 u. 107.

nicht $= 0{,}99427 \cdot 2\pi a^2$ *sondern* $= 0{,}99660 \cdot 2\pi a^2$
$= 6{,}2472 \cdot a^2$ $= 6{,}26182 \cdot a^2$
$= 4614362$ g. Q. M. $= 4625180$ g. Q. M.

wird. — Die ganze Fläche eines solchen Sphäroids beträgt daher

nicht 9228724 g. Q. M. *sondern* 9250360 g. Q. M.

Ist also lange nicht so sehr von der Fläche einer mit dem Radius des Aequators beschriebnen *Kugel* (die 9281916 geogr. Quadratm. hält) verschieden, als unser Vf. angiebt. Um seiner Sache ganz gewifs zu seyn, berechnete Rec. nach Hn. K. Formel das Sphäroid in *La Landes Astronomie*, Ausg. III. §. 2701. und fand die Oberfläche desselben, (wenn er das erste Glied $\frac{1}{2}$ (nicht $\frac{1}{2}n$) setzte, und nach *La Landes* Angabe die *kleine* zu 2282,6 Toisen rechnet) genau so wie *La Lande* sie angiebt; ein sicheres Zeichen, dafs Rec. sich hierin nicht irrt.

Ein ähnlicher Schreibfehler, auf den vielleicht der obige mit eingewirkt hat, herrscht in der *Berechnung der Fläche des länglichen Sphäroids* S. 107., wo (37) in der Gleichung für uds der erste Factor *nicht* $\frac{n}{\sqrt{(1-n^2)}}$ *sondern* $\frac{n^2}{\sqrt{(1-n^2)}}$ heifsen mufs. Diese Unrichtigkeit läuft durch die ganze Rechnung hindurch, so dafs S. 108. in den Formeln 39. 40. 41. überall der *Nenner des ersten Factors* n^2 statt n, und in der Formel (43) für die Fläche des halben Sphäroids, in dem umklammerten Factor, der erste Theil 1 statt $\frac{1}{n}$ heifsen mufs; eine Verschiedenheit welche für die Kugel (wo $\frac{1}{n} = 1$ ist) gleichfalls wegfällt. In der Berechnung des *Eulerschen Sphäroids* von $\frac{1}{230}$ Abplattung ist S. 83. XI wohl nur aus Versehn $n = \frac{230}{229}$ gesetzt worden, da doch die ganze übrige Rechnung für $n = \frac{229}{228}$ geführt ist. Setzt man diesen Werth, so findet man den Winkel Φ in der Polhöhe von 45° *nicht* 17′ 3″, *sondern* zwischen 17″ 8″ und 9″, und von dem gröfsten Werthe von Φ (für 45° 8′ 10″ Polhöhe) in VIII kaum um *eine halbe Secunde* unterschieden. Ein Unterschied von 6″, wie unser Vf. ihn angiebt, wäre bey den geringen Veränderungen einer Gröfse, welche dem Zustande des *Maximi* so nahe ist, etwas Aufserordentliches.

Was *die Schwungkraft auf einem Sphäroid von gegebner Gestalt*, (gleich viel welche) für Erscheinungen bewirkt, untersucht das *vierte Kapitel*, welches eigentlich eine weitere Ausführung der Lehre von der Schwungkraft in der höhern Mechanik ist. Hr. K. trägt hier leichte, sehr interessante Berechnungen über die Schwungkraft, über die wirkliche und die blofs eingebildete ursprüngliche Schwere, und über die Pendellängen auf dem um seine Axe sich drehenden Sphäroide vor, und entwickelt zugleich deutlich und befriedigend die Methoden, wie *Hugen* und *Newton* die Gestalt der Erde (unter der Voraussetzung einer Wasserkugel, auf die blofs Schwere und Schwungkraft wirkt) zu bestimmen gesucht haben. Sehr gegründet sind hier die Erinnerungen gegen *Wolfs* Definition der Schwere (*ein Trieb gegen der Erde Mittelpunkt*) welche auf der sich umschwingenden Erde sogar etwas ganz Falsches aussagt; scharfsinnig die Art, wie die Sonderbarkeit erklärt wird, dafs, wenn man mit *Hugen* ganz allgemein die Gestalt des Meridians auf einer Wassermasse, worauf blofs Schwere und Schwungkraft wirken, untersucht, und die Schwungkraft unten dem Aequator der Schwere gleich setzt, man zwey gegen einander gekehrte, im Aequator anfangende, in den Polen sich schneidende und ins Unendliche fortlaufende Parabeln erhält; und nicht zu hart die Art wie (191) *Gerfachs* sonderbares Werk über *Gröfse und Gestalt der Erde* (worinn unter andern Umschwung der Erde um ihre Axe und Schwingung des Pendels verwechselt werden) erwähnt wird.

Durch eine lichtvolle Auseinandersetzung der *Lehre von den Parallaxen auf dem elliptischen Sphäroid* macht Hr. K. im *fünften Kapitel* sich um die Astronomen verdient. Die Schwierigkeiten, an die man sonst in dieser etwas verwickelten Materie anzustofsen pflegt, fallen bey der systematischen Behandlung unsers Vf. gänzlich weg, da er von seinen nähernden Ausdrücken Schritt vor Schritt Rechenschaft ablegt, und alles durch Exempel und wirkliche Berechnungen erläutert. *La Landes*, *Lexells*, *Tobias Mayers*, *Eulers* und *Du Sejours* Abhandlungen und Formeln über die Mondsparallaxe werden hier mit den Formeln unsers Vf., und untereinander selbst verglichen, ihre kleinen Verschiedenheiten erklärt, manches berichtigt, und so in diese ganze Lehre Licht und Gewifsheit gebracht. For-

meln für die Höhenparallaxe und die dem Sphäroid eigenthümliche Azimuthalparallaxe machen den Anfang. Dann folgen Methoden die Aequatorialparallaxe des Mondes aus Beobachtungen zu finden, und Berechnungen über die Vergröfserung des scheinbaren Mondsdurchmessers durch die Parallaxe. — *La Landes* Benennung des Winkels TLR (§. 33 u. 59.) durch *parallaxe d'azimuth* scheint uns sehr richtig und aus (13) ohne Schwierigkeit erklärbar zu seyn. Auch dünkt Rec., dafs sich für *Bodes* Angabe des horizontalen Monddurchmessers S. 289. (144) manches sagen, ja dafs sich vielleicht behaupten läfst, sie sey richtiger als die Kästnersche, indem bey dieser die Erde als eine Kugel, mit dem Radius des Aequators beschrieben, behandelt wird. — S. 244. III. stöfst man etwas an, indem Hr. K. hie die anfängliche Bedeutung von L (21) verläfst, und einen andern Winkel, als bis dahin, mit diesem Buchstaben bezeichnet. Alle übrigen Zeichen behalten durch das ganze Werk hindurch unverändert einerley Bedeutung, welches eine grofse Erleichterung im Studieren bewirkt. Möchten doch alle Mathematiker dieses nachahmen, und in ihren analytischen Rechnungen sich wo möglich derselben Zeichen bedienen, die der Hauptschriftsteller in dieser Materie gebraucht hat. Dadurch würde viel Zeit und manches Nachschlagen erspart werden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: D. *M. Luthers Hauspoſtille*, ein Predigtbuch über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, zur Hausandacht für evangelische Christen. Herausgegeben von *C. G. Frohberger*, Pr. zu Rennersdorf in der Oberlausitz. 1. Band. 1794. 1. Abth. 265 S. 2. Abth. 301 S. 2. Band. 1795. 1. Abth. 336 S. 2. Abth. 302 S. 8.

Desſelben Paſſionspredigten, aus der Hauspoſtille besonders herausgegeben von *C. G. Frohberger*. 1795. 210 S. 8. (zusammen 2 Rthlr.)

Der Herausgeber eifert sehr darüber, dafs viele der jetzigen Volkspredigten, Volksmoralen und andre Religionsschriften den gemeinen Mann wider das Evangelium einnehmen, und die Lehren desselben verdächtig zu machen suchen; und er glaubt daher keine unnöthige und unnütze Arbeit zu unternehmen; wenn er unter solchen Zeitumständen Luthern, den Wiederhersteller der reinen Lehre und feurigen Prediger der ächten Christusreligion wieder auftreten lasse, besonders aber seine Hauspoſtille als ein vortreffliches Predigtbuch für den christlichen Bürger und Landmann aus dem Staube hervorziehe. Ohne uns weiter mit ihm in Contestationen darüber einzulassen, in wiefern jene Anschuldigungen im Ganzen gegründet sind, so müssen wir doch sagen, dafs wir über die Wahl und Bestimmung obengenannter beiden Bücher zur häuslichen Erbauung unserer *gemeinen* Christen nicht mit ihm Eines Sinnes seyn können. Denn was sollen diese wohl mit so manchen Anwendungen der evangelischen Texte auf damalige Situationen, mit den heftigen Invectiven auf den Pabst und das Monchswesen, deren noch immer genug vorkommen, wiewohl der Vf. viele derselben weggeschnitten hat, und besonders mit dem leidigen Teufel, der fast in allen Predigten vorkommt, (Siehe besonders 1. B. 2. Abth. 186. 187.) anfangen? Ganz anders freylich verhält es sich dagegen mit dem Gebrauche, welchen *Prediger* von diesem homiletischen Nachlasse Luthers machen können, indem sie theils vermittelst desselben beurtheilen mögen, bis zu welchem Grade die Reinigung und Berichtigung der Religionsideen damals gediehen war, theils sich für ihre Lehrvortrage manche reine und kraftvolle Darstellungsart dieses grofsen Mannes zu eigen machen, theils endlich einzelne Winke desselben für das zweckmäfsige Predigen benutzen können, von welchen letztern Rec. nur Einen, (1. B. 2 Abth. S. 140.) den sich mancher für die sogenannten Fastenpredigten merken möchte, ausheben will: „wo man von den Leiden unsers Herrn Christi predigen will, da mufs man nicht allein die Historien von Wort zu Wort mit den Leuten durchgehen, sondern sie auch ermahnen und lehren, wie sie solches gebrauchen sollen. Denn die Weise taugt gar nichts, da die Prediger allein sich darauf gegeben haben, *wie sie es klaglich machen* und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten.“ Uebrigens dünkt uns, dafs der Herausg. bey seinen Besorgnissen um den Verfall der reinen Religion ganz den Geist des grofsen Luther verkenne, welchem bey seinem rastlosen Streben nach hellerm Lichte wahrhaftig keinen Augenblick vor weiterer Aufklärung der Religionsbegriffe, aber wohl davor bange war, dafs einmal Dürre komme und wir wiederum Stein und Dornen fressen, wie uns zuvor geschehen ist.“ (Seine eignen Worte zu Ende der Vorrede zur Hauspoſtille.)

Prag, b. Widtmann: *Warnung vor Fehlern, welche Unglück und Verderben über das ganze Land, wie über Frankreich verbreiten konnten.* In der Form einer Predigt von *Joh. Marian Mika*, Prof. der Pastoraltheologie etc. zu Prag. 1794. 150 S. 8. (8 gr.)

Der würdige Vf. wollte ohne Zweifel den Predigern einen Leitfaden geben, an den sie sich bey Predigten über die Umstände der Zeit halten könnten; und Rec. mufs gestehen, dafs wenn die böhmischen und österreichischen Prediger diesem Leitfaden folgen, sie die Geschichte unserer Tage gewifs billiger und richtiger darstellen werden, als man sie sonst häufig dargestellt findet.

Im Müfsiggange, Geize, in der Unzufriedenheit mit seinem Zustande, in verkehrten Begriffen von Gleichheit und in der Ungebundenheit sieht der Vf. nicht mit Unrecht die vornehmsten Ursachen der Empörungen und Revolutionen; wozu denn freylich noch andere, nicht minder wichtige, kommen, die aber hier nicht ausgeführt sind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. August 1796.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Weitere Ausführung der mathematischen Geographie* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im *sechsten Kapitel*, dem weitläuftigsten unter allen (S. 310—447.) untersucht endlich Hr. K., wie die *Schiffahrt auf einem elliptischen Sphäroid* von der Schiffahrt auf einer Kugel sich unterscheidet, und was die sphäroidische Gestalt der Erde auf die *Loxodromien und Seekarten mit wachsenden Graden* für Einfluss hat. Dieser wichtige Theil der Schiffahrtskunde schien vorzüglich einer solchen umständlichen und zusammenhängenden Behandlung zu bedürfen. Was in den nautischen Lehrbüchern fast ohne alle Theorie, am allerwenigsten analytisch, vorgetragen wird, findet man hier aus den Gründen der Infinitesimalrechnung methodisch und nicht weniger faslich als die vorigen Materien entwickelt; und hieher würde Rec. einen Seemann verweisen, der nach gehöriger Bekanntschaft mit der Mathematik sich über die Gründe der nautischen Vorschriften Belehrung wünschte. Besonders interessant und lichtvoll wird diese ganze Untersuchung durch die stete Vergleichung aller Bestimmungen auf dem elliptischen Spharoid mit denen auf der Kugel, und durch die chronologische und kritische Literatur der Loxodromischen- und Meridionaltafeln, womit Hr. K. dieses Kapitel beschliesst. — Ist η die Breite des Orts, nach welchem man segelt, so kömmt es, um den rechten loxodromischen Winkel oder *Curs* zu finden, darauf an, bey der Kugel die Gleichung sec. η. dη (beym elliptischen Sphäroid die ähnliche Gleichung sec. η^3. dη) zu integriren. Bey der Entwerfungsart der Meridiane auf den *Seekarten* (wo alle Längengrade sämmtlicher Parallelkreise gleich gezeichnet, die Breitengrade hingegen im gehörigen Verhältnisse gegen die Längengrade wachsend vorgestellt werden,) wird die Länge jedes Meridiantheils vom Aequator bis zur Breite η grade durch dieselbe Differentialgleichung gegeben. *Tafeln der Meridionaltheile* für alle Grade und Minuten der Breite sind daher in den nautischen Aufgaben, wobey es auf Vergleichung von Breiten, Längen und loxodromischen Winkeln ankömmt, vom grösten Nutzen. Die älteste solcher Tafeln für Meridionaltheile auf der Kugel ist von *Edward Wright* noch aus dem 16ten Jahrhundert; die erste für Meridionaltheile auf dem elliptischen Sphäroid von *Mardoch*, Lond. 1741. Die ältern Mathematiker verfertigten sie aus den Secantentafeln durch beständiges Addiren der Secanten von Minute zu Minute, konnten also kein Glied ohne alle vorhergehenden finden, und häuften die kleinen Fehler zuletzt zu beträchtlichen Unrichtigkeiten an. Wie man durch Integration der erwähnten Gleichung jeden beliebigen Meridionaltheil unabhängig von allen vorhergehenden finden könne, entwickelt unser Vf. sehr gut, berechnet so verschiedene Meridionaltheile, und prüft mittelst derselben die Tafeln. Dem Meridionaltheil von 89° 58′, den er 27992′,099 findet, giebt *Patouns* Tafel 27958′ und *Wrights* Tafel 28910′,7811. Bey geringern Breiten, z. B. bey 50°, stimmen beide mit der Berechnung unsers Vf. überein. (Zwar scheint K. selbst S. 421. ungewiss, ob er sich nicht in jenem Meridionaltheil verrechnet habe; Rec. aber hat ihm nachgerechnet, und findet alles richtig.) — Dem Seemann kömmt es darauf an, die *Breite* zweyer Oerter, den *Unterschied ihrer Langen*, ihren *loxodromischen Winkel* und die *Länge des loxodromischen Wegs* zwischen beiden so vergleichen zu können, dass wenn je drey gegeben sind, er die andern beiden ohne Weitläuftigkeit finde. Dazu dienen zwey Gleichungen, die mittelst der Tafel der Meridionaltheile zu ganz leichten Vorschriften führen. Nur wenn man eine Breite und den loxodromischen Winkel sucht, reichen die beiden Gleichungen nicht hin. Dann muss man sich an ein blosses Probiren oder eine *Regula falsi* halten, zu der doch selbst Hr. K. keine bestimmte Anleitung zu geben weiss. Recht gut und faslich wird die artige Idee der *departure* (das *Ost-* und *Westwartskommen*, oder das *latus mecodynamicum*, wie Wolf, durch Snellius veranlasst, es nennt) entwickelt, und gezeigt, wie die *loxodromischen Tafeln* dienen, diese Grösse mit dem Curs und der Aenderung der Breiten zu vergleichen. Zu Hn. K. Literatur loxodr. Tafeln kann Rec. folgenden Zusatz liefern. *Arithmetical Navigation — — by Thomas Addison, Practicioner in the art of navigation. Lond.* 1625. 4. (fängt an mit 2 loxodrom. Tafeln, deren eine die *departure* und Aenderung der Breiten für Curse nach Viertelstrichen, die andere für Curse nach *Graden*, von 1 bis 10 Meilen in 10,000,000tel einer Meile angiebt. Addison nennt sie *two protracting tables*, und das, was in ihnen aus der Meilenzahl, die nach einem gewissen Curs durchsegelt ist, gefunden wird, *separation from the Meridian* (Kästners *departure*) und *alteration of Latitude*. Dann folgt eine *Tafel Nepersche Logarithmen* für alle Zahlen von 1 bis 1000. Endlich eine *Tafel der Meridionaltheile* von Minute zu Minute bis auf 60 Breite, in 10,000 einer Minute. Bey 50° steht 34746007, indess K. den Meridionaltheil für diese Breite (S. 357.) zu 3474′,5 berechnet; bey 60° 45276876, wofür in *Patouns* Tafel 4527′.4 steht. Wegen Mangel an Zeit, sagt *Addison*, habe er diese Meridional-

ridionaltafel nicht bis auf 90 Grad berechnet. Die beiden erſten Tafeln füllen nicht ganz 8, die folgende 10, die letzte 30 Seiten. Auf ſie folgen 40 S. Text, worinn der Gebrauch der Tafeln in der Schiffahrt erklärt, und durch eine Menge von Aufgaben erläutert wird. — Die Formeln über die Umwindung der Loxodromie auf der Kugel ſcheinen nicht alle richtig zu ſeyn, indem aus der erſten Formel in (57) S. 324. α cot. λ. log. brigg. $e =$ log. brigg. tang $(45° + \frac{1}{2}\varphi)$ wohl nicht folgende Gleichung folgen kann: log. br. cot. λ. + log. br. α + log. br. $e =$ log. br. tg. $(45° + \frac{1}{2}\varphi)$. Nach dieſer letzten Formel iſt die Rechnung in 58 bis 64 geführt. Entweder muſs es hier heiſsen log. log. br. e, und log. log. br. tg. $(45° + \frac{1}{2}\varphi)$; oder man muſs die Rechnung nach der erſten Formel auf eben die Art, wie K. S. 340. (98.) u. f. führen.

Das *ſiebente Kapitel* beſchlieſst dieſes Werk mit einer Auswahl *kleiner geographiſcher Bemerkungen und Nachrichten*, und zwar ſolcher, welche zu mathematiſchen Unterſuchungen veranlaſſen. Andre mehr hiſtoriſche läſst Hr. K. in der Zukunft hoffen. Nach ihnen wird ſich jeder ſehnen, der dieſe geleſen hat. 1) *Ueber einen Körper, der auf der Erde beſtändig ſo fortginge, daſs die Sonne ihm immer vertical ware.* Wegen der täglichen und der eigenthümlichen Bewegung der Sonne müſste ein ſolcher Körper eine ſphariſche Spirallinie durchlaufen. Allein das iſt K's. Meynung nicht. Er ſucht wie groſs der Bogen auf der Oberfläche der Erde iſt, der zu den Winkeln gehört, um den die Sonne täglich in der Ekliptik fortrückt. Wer die Sonne täglich zu Mittage in ſeinem Scheitelpunkte ſehn wollte, müſste bey einer ununterbrochnen Reiſe ſtündlich 1 franz. Meile zurücklegen. Ungefähr ſo beſtimmtend ieſes ſchon die *Chaldäer* nach einer hier unterſuchten Stelle des *Achilles Tatius*. Jetzt würde die Poſt zwiſchen Halle und Leipzig kaum mit ihrer ganzen Geſchwindigkeit Schritt mit der Sonne halten, geſchweige denn mit der halben, die Käſtner ehemals dazu hinreichend fand. — 2) *Wie weit man von einer Höhe ſehen kann, und verwandte Unterſuchungen.* Formeln gehn voran, dann folgen Rechnungen, und zwar zuerſt über die Höhe und den Geſichtskreis des *Pharus* zu Alexandrien, des *Pic* auf Teneriffa, und des *Tafelbergs*. Die *Höhe des Pic*, welche Hr. K. auf *Forſters* Autorität als eine Meſſung des Ritters *de Borda* ſeiner Rechnung zum Grunde legt, iſt *unrichtig*. Freylich beſtimmten *Verdun de la Crenne*, *Borda* und *Pingré* im erſten Theile ihrer aſtronomiſchen Seereiſe die Höhe des Pic ihren Meſſungen gemäſs auf 1742 Toiſen, berichtigen dieſes aber ſchon S. 3-9. in den Supplementen zum erſten Theile. Sie hatten ſich hauptſächlich in einem Winkel geirrt, der durch einen Schreibfehler beym Aufzeichnen der Beobachtungen mit 33 ſtatt mit 53′ in Rechnung gebracht worden war. Bey einer neuen Meſſung (wahrſcheinlich des Ritter *de Borda*) fand man die Spitze 1904 Toiſen über der See erhaben. Sie ſelbſt berechnen daraus die Sichtbarkeit des Berges vom Spiegel der See aus auf 43 *lieues* oder 129 *milles* (erſtere franzöſ., letztere engl. Seemeilen), welches 2° 9′ eines gröſsten Kreiſes oder 32½ g. M. beträgt; über 4 Meilen mehr als Hr. K. findet. Iſt daher *Lancerota* wirklich nur 40 Seemeilen vom Pic entfernt, wie *Forſter angiebt*, ſo begreift man ſehr wohl, wie man von jener Inſel aus die Bergſpitze erblicken kann. Die franzöſiſchen Seefahrer geben aber die Entfernung über 50 Seemeilen an, und erklären die Sichtbarkeit des Pic in dieſer Weite durch die hohen Ufer der Inſel. Denn ihrer Rechnung zufolge bleibt der Pic einem Auge, das 20 Toiſen über dem Meere ſteht, 47, und einem 60 Toiſen hoch erhobnen Auge, 51 Seemeilen weit ſichtbar. Mehr noch möchten wir auf Rechnung der Strahlenbrechung ſetzen, auf die bey dieſer Berechnung nicht geſehn wird. — Die Sagen der Alten vom *Berge Athos* und ſeinem Schatten veranlaſſen unſern Vf. zu intereſſanten aſtronomiſchen Unterſuchungen, die zur Ergänzung deſſen dienen, was er hierüber in der *Heyniſchen* Ueberſetzung von *Lechevaliers* Beſchreibung der Ebene von Troja, (wo er keine Rechnung anbringen konnte) geſagt hat. Nach den Längen- und Breitenangaben in Ptolemäus Geographie berechnet er die Entfernung des Athos von *Myrina* auf der Inſel Lemnos zu 15½ g. M., und findet, daſs nur dann der Schatten des Bergs bey untergehender Sonne Myrina habe treffen können, wenn die Abendweite der Sonne 13° 30′ nördlich, und die Höhe des Athos wenigſtens 531 Toiſen betragen habe. Erſteres iſt der Fall den 16ten April und den 27ſten Auguſt; letzteres erfodert einen Berg, nicht ganz ſo hoch als den *Brocken*. Stünde der Athos nur um 1′ weiter gegen Norden von Myrina ab, als nach Ptolemäus Angabe, ſo träfe ſein Schatten das Städtchen zur Zeit der Sonnenwendung. — Nicht weniger anziehend ſind die Berechnungen über die Zeit, *um wie viel früher die Sonne den Gipfel als den Fuſs eines Bergs beſcheint*; über den *Unterſchied der Höhen zweyer Berge* aus dem Geſichtswinkel von ihren Spitzen, und über die *Reduction* einer Linie, welche auf der Oberfläche der Erde gemeſſen iſt, auf den Horizont der See. — 3) *Ueberſetzung aus dem Hippokrates, vermittelſt der mathematiſchen Geographie berichtigt.* Hätte der Ueberſ. in *Gruners* Bibl. der alt. Aerzte nur die geringſte Kenntniſs von mathem. Geographie gehabt, ſo würde er nicht ſo ſinnlos haben verdeutſchen können. — Den Beſchluſs macht 4) *De la Hires Aſtrolabium*, deſſen Verzeichnung, weil ſie in *Mayers* trefflicher Anweiſung zum Verzeichnen der Landkarten fehlt, Hr. K. mittelſt analytiſcher Trigonometrie umſtändlich unterſucht. Auch bey dieſer perſpectiviſchen Entwerfungsart der Kugelfläche dient die Ebne eines gröſsten Kreiſes zur Tafel. Ueberdem wird auch hier das Auge in der Axe dieſes Kreiſes, doch nicht in der Kugelfläche, ſondern um den cof. 45° von derſelben entfernt, geſetzt. Legt man die Tafel durch die Pole, ſo bilden alle Meridiane bis auf den mittelſten Ellipſen; und nach dieſer Art von Aequatorialprojection iſt *Arrowſmith* neuſte Weltkarte entworfen. Andre Unterſuchungen über Projectionen hat Hr. K. unterdrückt, weil *Mayers* Werk ſie überflüſſig machte.

Sollte die Art, deren K. ſich hier, wie in allen ſeinen Werken, bedient, die *Logarithmen der Brüche* zu

zu bezeichnen, (durch eine additive Mantiſſe und eine ſubtractive Charakteriſtik) faſslicher und leichter ſeyn, als die ſonſt gewöhnliche? oder ſollten nicht vielmehr die logarithmiſchen Rechnungen dadurch an Leichtigkeit der Ueberſicht und Eleganz (wie z. B. S. 6. 18.) verlieren?

BERLIN, b. Belitz u. Braun: *Grundlehren der Hydraulik*, aus dem Franzöſiſchen des Hn. *du Buat* überſetzt von *J. W. Kosmann*, Prof. der Math. zu Frankfurt a. d. O. Erſten Bandes erſte Abtheilung; mit Anmerkungen, Zuſätzen und einer Vorrede von *J. A. Eytelwein*, königl. Pr. Geheimen- und Oberbau-Rath etc. 256 S. gr. 8. mit Kupfern und Holzſchnitten.

Die Hn. K. und E. verdienen für ihre Bemühung, durch dieſe Verbreitung des trefflichen Buatſchen Werks die Hülfsmittel zur Erwerbung praktiſcher hydrauliſcher Kenntniſſe zu erleichtern, um ſomehr den Dank des Publicums, als Hr. E. der Ueberſetzung durch ſeine auf Erleichterung des praktiſchen Gebrauchs abzielenden ſchätzbaren Zuſätze noch einen ſichtbaren Vorzug vor dem Original giebt. Die gegenwärtige erſte Abtheilung ſchlieſst noch das 2te Kap. vom IIIten Abſchnitt des erſten Bandes des Originals in ſich; ſie enthält die Lehren von der gleichförmigen und veränderlichen Bewegung flieſsender Gewäſſer in Röhrenleitungen, Gerinnen, Kanälen und Strömen, wo Hr. E. nicht nur die auf die unmittelbare Ausübung ſich beziehenden Formeln durch geſchmeidigern Ausdruck überall zu erleichtern ſucht, ſondern ſelbſt auch aus eigener mit ſehr guten theoretiſchen Kenntniſſen verbundener Erfahrung manche Hypotheſe des Hn. du B. prüft und berichtiget, Beobachtungen der vorzüglichſten Schriftſteller einſchaltet, und durch mitgetheilte mühſam berechnete Tafeln dieſem Werk einen erhöhten Werth giebt. Die zweyte Abtheilung dieſes erſten Bandes erſcheint zur Herbſtmeſſe.

PHYSIK.

LEIPZIG: *Reviſion der vorzüglichern Schwierigkeiten in der Lehre von der Elektricität, beſonders ſo viel den Dualismus betrifft;* in Briefen herausgegeben von *L. L.* 1789. 149 S. 8. (10 gr.)

Die Vf. dieſer Briefe, (wenn es nicht vielmehr nur Einer iſt.) nennen ſich *Lüzon* und *Forti*. Unter dieſen erdichteten Namen, worunter der Herausg. nicht mit begriffen ſeyn will, trägt jener in 6 Briefen ſeine Bedenklichkeiten und Zweifel vor; dieſer beantwortet ſie in 11 Briefen. Die Hauptabſicht iſt, die jetzt herrſchende Erklärungsart der entgegengeſetzten Elektricitäten aus zwey verſchiedenen Stoffen, die man, ohne genau zu beſtimmen, was ſie ſind, mit den allgemeinen Zeichen + E und — E belegt, zu widerlegen, und dieſe von F. ſo genannte Chifre-Sprache in eine andere zu überſetzen, die verſtändlich iſt. Chifern nennt man ſonſt Zeichen; hier kann das Wort die Bedeutung nicht haben, weil die Zeichen = E *hier auch* beſtändig gebraucht werden. Alſo die Begriffe, die man damit verbindet, ſollen wahrſcheinlich darunter gemeynt ſeyn, weil man darüber noch nicht durchgängig einig iſt, ob + E Elementarfeuer, und — E Brennſtoff, oder Phosphorſäure, oder ſonſt ein noch nicht völlig bekannter Stoff iſt. Er will unter — E eigentlich nichts verſtanden wiſſen. + E iſt bey ihm die einzige in allen Körpern vorhandene elektriſche Materie; — E aber, das doch eben ſo viel wirket, als + E, iſt nach ſeinem Ausdruck *locus minoris reſiſtentiae*, ein *Vacuum vel quaſi*. Sein ganzes Lehrgebäude beruhet auf folgendem Satz: Die Oberfläche eines Körpers im negativ elektriſchen Zuſtande iſt gegen einen poſitivelektriſchen, zumal *geladenen* (Nichtleiter) *locus minoris reſiſtentiae*, ein *Vacuum vel quaſi*, dahin ſich + E, wie geſpannte dichte Luft in einen mit ſehr feiner verdünnten Luft angefüllten Raum drängt, und dieſes Streben, dieſe Expanſivität iſt mit Zurückſtoſsung, Repulſionskraft verbunden, wenn ein anderer mit poſitiver Elektricität verſehener Körper in ſeinen Wirkungskreis kommt. Rec. hat die eigenen Worte des Vf. beybehalten, um zugleich eine Probe ſeiner Schreibart zu geben, die bey allem Ueberfluſs von Worten unſerer Sprache noch mit vielen lateiniſchen auch franzöſiſchen Synonymen überladen iſt, um, wie er wohl vergeblich wünſcht, ſich recht verſtändlich zu machen. Denn die Sache ſelbſt, ſo wie er ſie ſich vorſtellet, möchte wohl durch keine Sprache in der Welt denkbar gemacht werden können.

Die Hauptſache nämlich iſt das *Vacuum vel quaſi*, *das das + E bindet*. Um uns das zu erklären, nimmt er zuerſt den Elektrophor. Wenn der *Kuchen*, ſagt er, durch das Peitſchen negativ elektriſch gemacht iſt; ſo wird die leitende Form, (alſo nicht die der gepeitſchten Fläche des Kuchens entgegengeſetzte Fläche; denn nach ſeinen Ausdrücken iſt der *ganze Kuchen durch das Peitſchen negativ elektriſch* geworden,) poſitiv elektriſch, und zwar immer mehr, je mehr jenes — E zunimmt. Die auf der untern Form ſich anhäufende Atmoſphäre drängt ſich nun in das *Vacuum vel quaſi*, als *locum minoris reſiſtentiae*; noch mehr wenn man die Trommel darauf ſetzt: ſo ſtöſst ſie ſogar das + E derſelben zurück, wohin? weiſs man nicht. Was hier ſich ſchlechterdings nicht denken läſst; iſt 1) daſs das + E der untern Form durch den Harzkuchen frey durchdringen, das + E des Deckels verjagen, und doch nicht das *Vacuum vel quaſi* des Kuchens einnehmen oder wieder anfüllen ſoll; 2) daſs das heraufſtrömende + E der Form ſeinen Drang von unten *in die Höhe nicht anlaſſen könne, weil Harz kein leitender Körper iſt*, und doch ſoll es das + E des Deckels verjagen. Die aufgelegte Trommel iſt nun auch ein *Vacuum vel quaſi*, dahin ein + E aus meinem Finger, oder jedem andern Leiter ſich drängt; es wird nämlich vom *Vacuo vel quaſi* des Kuchens recht begierig angezogen, alſo das Nichts iſt doch etwas, und hat einen recht ſeltſamen Appetit. Das + E der Trommel, das doch einerley mit dem + E der Form und des Fingers iſt, ſchmeckt ihm nicht; es verhindert zwar, daſs das + E der untern

Form seinen Drang nicht auslassen kann, lässt sich aber das + E des Deckels gleichsam vor dem Munde wegnehmen. Wollte man annehmen, dass, weil die untere Form mit der Erde verbunden ist, der Zufluss hier zu stark sey; so weiss ja jeder, dass man nach der Ladung des Nichtleiters, es sey Harz oder Glas etc., Form und Deckel, oder beide Leiter, die zur Belegung des Nichtleiters dienen, wegnehmen kann; der geladene Nichtleiter behält doch seine Elektricität, und an den Leitern oder Belegungen ist kaum eine Spur von Elektricität zu finden. Nun kann man diese oder eine andere Form oder Belegung isolirt dem geladenen Nichtleiter unterlegen, und die Trommel oder Belegung oben darauf: so wird man doch finden, dass die aufgelegte Trommel oder Belegung aus der untern Fläche vermittelst der Belegung oder Form einen erschütternden Funken zieht, und dass überhaupt die Zersetzung der elektrischen Materie in die gleich stark wirkenden + E und — E in dem Nichtleiter allein fortdauere, und selbst durch mehrere Entladungen noch nicht wieder aufgehoben werden könne. Wie durch diesen einzigen Versuch alle seine weit hergeholten Erklärungsarten über den Haufen fallen, hält Rec. für unnöthig, hier weitläuftiger zu zeigen. Symmers isolirte Metallstange um etwas mehr, als die Schlagweite beträgt, von dem elektrischen Conductor entfernt, woraus er seine ganze Theorie erklären will, ist wahrlich kein Einwurf gegen die Dualisten; vielmehr leiten Symmer und Wilcke eben daraus den sogenannten Dualismus her, und zwar weit natürlicher, als es nach Fränklins Hypothese geschehen konnte, die doch bey weitem solche Widersprüche nicht enthält, als das hier angeführte, und manches andere z. B., was er zur Erklärung des Condensators anbringt, dessen + E von selbst ein *Vacuum vel quasi* im Deckel des Condensators machen soll, indem es seinen Drang ganz nach der Platte hinrichtet, worauf der Deckel gestellt wird; wer kann das mit den Wirkungen gespannter nach allen Seiten wirkender Kräfte reimen, da offenbar in der unterliegenden Platte kein *Vacuum vel quasi* vorhanden ist, und der geringe Ueberschuss von + E im Deckel in den ganzen Vorrath der unterliegenden Platte, und der mit ihm verbundenen Körper keines machen kann, und noch weniger so, dass dadurch ein *Vacuum vel quasi* im Deckel entstände. Das Binden des überflüssigen + E des Deckels von einem wirklichen — E des Vorraths in der Platte, ist ganz etwas anders nach dem Sinn der Dualisten, als das, was er so nennt. Am Ende wird der Vf. aber selbst ein Dualist. Er nimmt ein gröberes und feineres + E an, welches ihm Phlogiston Stoff zu seyn scheint. Auch kann dem Feuerstoff der elektrischen Materie ausser dem Phlogiston noch wohl eine Säure, die man so deutlich schmeckt, beygemischt seyn, wie er selbst aus Hn. Prof. Weber anführt. Das alles rechtfertigt aber unsere Chifre-Sprache, wie er sie zu nennen beliebt, so lange, bis wir eigentlich wissen, was + E und — E ist. Dem was der Vf. im siebenzehnten Briefe zur Erläuterung der Formel für die Dichtigkeit der sogenannten elektrischen Atmosphäre, die nach den Quadraten der Entfernung abnimmt, hier beygebracht hat, wird kein Mathematiker beystimmen. Wenn für die Entfernung = 2 die Dichtigkeit x, und für 3 die Dichtigkeit y ist; so wird der Mathematiker sagen: die Dichtigkeiten nehmen ab nach den Quadraten der Entfernung $x : y = 9 : 4$, und dieses geometrisch beweisen, nicht aber, dass die Proportion $2^2 : 3^2 = x : y$ etwas verkehrtes *in der Natur nicht gegründetes* behaupte: auch wird er mit dem Erweis dieses Satzes gewiss nicht eine Seite, geschweige einen halben Bogen, wie hier geschehen ist, ausfüllen. Der Vf. möchte auch gern die Gesetzlichkeit (ein Lieblingswort, statt Gesetz) wissen, nach welcher die Stärke der Funken abnimmt, die aus einem Elektrophordeckel in die Leidner Flasche fahren, und beklagt sich darüber, dass noch kein Mathematiker darüber etwas gesagt habe. Das konnte man wohl, wenn hier nicht überall veränderliche Grösen wären.

Wichtiger als alles in der ganzen Schrift, war dem Rec. die Bemerkung, *dass Knochen, und andere animalische Körper, die man unter die Nichtleiter setzt, die Elektricität einsaugen;* und schon dieser einzigen Bemerkung wegen ist sie Elektrikern, besonders denen, die sich mit der medicinischen Elektricität abgeben, allerdings zu empfehlen. Eine stark geladene Leidensche Flasche lässt sich in wenig Secunden, höchstens Minuten, völlig durch einen trockenen Knochen oder Elfenbein entladen. Auch lässt sich die Flasche auf Knochen gestellt, laden. Rec. hat sich die Wiederholung dieses Versuches von einem geschickten Arzt, der mit einer sehr wirksamen Elektrisirmaschine und recht alten trockenen Menschenknochen versehen war, erbeten, und folgende Resultate erhalten: Eine völlig geladene Flasche von 200 Quadratzoll Belegung auf jeder Seite ward durch den Ober-Arm-Knochen in 40 Secunden entladen. Nach 30 Sec. zeigte sich bey dem Entladen noch ein Funken. Die Erschütterung bey dem Entladen war aber doch schon nach 6 Sec. so schwach, dass man sie ertragen konnte. Als der Knochen vermittelst einer Glasröhre isolirt war: so ward er elektrisch, und die Flasche dadurch noch nach 2 Minuten nicht völlig entladen. Seine Elektricität war erst nach dreymaliger Bewährung eines guten nicht isolirten Leiters verschwunden. War die Flasche auf einem Knochengerüste geladen, so konnte die Entladung nur langsam durch einzelne Funken ungefähr nach 30 Secunden auf diesem Knochengerüste bewirkt werden: der Knochen leitet also nur allmählich die Elektricität ab oder zu, und lässt sich allerdings sättigen. Sollte nicht die Phosphorsäure in diesen Knochen und der Phosphorgeruch bey jeder Elektricität noch Aufschlüsse über die Natur der elektrischen Stoffe geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. August 1796.

PHYSIK.

Leipzig, in d. Schäferischen Buchh.: *Die specifischen Gewichte der Körper.* Aus dem Französischen des Hn. *Brisson* übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt von *J. G. L. Blumhof*, der Mathem. und ökon. Wiss. Befl. 1795. 392 u. 32 S. 8. mit 2 K. (1 Rthlr. 6 gr.)

Brisson, der auf dem Titel noch Professor der Experimentalphysik am *College Royal de Navarre* zu Paris genannt wird, hat sich aufserordentliche Mühe mit der Bestimmung der eigenthümlichen Gewichte der natürlichen Körper gegeben. Das Verzeichnifs der von ihm untersuchten Körper nimmt 47 S. ein, und mag leicht 1200 Stück enthalten. Er hat von den Exemplaren, die er angewandt hat, Beschreibungen geliefert, theils allgemeine, theils individuelle, welches sehr nützlich ist, um manche derselben bestimmt unterscheiden zu können. Selbst von den Ordnungen und Classen hat er Beschreibungen beygefügt. Auch hat er angemerkt, aus welchen Kabinetten er die von ihm gebrauchten Mineralien erhalten hat. Er versichert, dafs er bey dem Abwägen die gröfste Genauigkeit angewandt, sogar die Temperatur des Zimmers, wo er die Abwägung angestellt, ungefähr bey demselben Grade erhalten habe. In dem Muschenbrökischen Verzeichnisse specifischer Gewichte seyen viele Fehler begangen. Brisson hat aus demselben blofs die Salze und die Holzarten seinem Verzeichnisse beygefügt. Allerdings ist es ein nützliches Unternehmen das Brissonsche Werk durch eine Uebersetzung unter den deutschen Liebhabern zu verbreiten; nur ist es nicht so leicht, als man auf den ersten Anblick denken mag, weil das Werk noch mancher Berichtigungen in den Beschreibungen bedarf, und der Uebersetzer auch der Kunstausdrücke völlig kundig seyn mufs. Der vorliegenden Uebersetzung sind Anmerkungen beygefügt, die aber, wie auch auf dem Titel bemerkt ist, gröfstentheils die Literatur betreffen; theils gehören sie zur Nomenclatur oder enthalten einige mineralogische Erläuterungen. Die von Muschenbrök gefundenen specifischen Gewichte sind zur Vergleichung angezeigt, aber nicht immer mit Genauigkeit. Was die literarischen Anmerkungen betrifft, so hätte es deren nicht sehr bedurft, weil das Buch kein Lehrbuch der Mineralogie seyn soll. Wer Bücher über die ältere Chemie gebrauchen kann, wird sie auch schon kennen. Valentinus und Lemery über das Spiefsglanz gehören gar nicht hieher, auch nicht die *curiösen Speculationen bey schlaflosen Nächten* nebst andern Schriften über den Magnet, worüber am Ende doch auf Erxlebens und Lichtenbergs Naturlehre verwiesen wird. Wenn ja literarische Nachweisungen gegeben werden sollten, so mufste es nach einem bestimmten Plane geschehen, mit Einschränkung auf das neueste, besonders aus Journalen, die fast gar nicht benutzt sind. So aber ist die angebrachte Literatur sehr mangelhaft und nicht zweckmäfsig. Beym Diamantspat, Kreuzstein und Schwerstein fehlt eine Nachweisung, die hier am nöthigsten gewesen wäre. Die neueste mineralogische Nomenclatur scheint dem Uebersetzer nicht bekannt zu seyn; er hält sich an Linné, Wallerius, Woltersdorf. Oft übersetzt er wörtlich nach dem Französischen. Einigemal sind Beschreibungen aus Schmiedlins Catholicon beygebracht, das in mineralogischen und chemischen Materien nicht gültig seyn kann. Die Anmerkung aus demselben, dafs es dreyerley Arten von Spiefsglanz gebe, ist sehr überflüfsig. Die Eintheilung bezieht sich nur auf die Gewinnung. Auch die Anmerkung von dem Glase des Spiefsglanzes aus dem Catholicon bedarf einer Berichtigung. Was eigentlich bey einer Uebersetzung des Brissonschen Werks hätte hinzugefügt werden sollen, sind Verbesserungen, die es oft nöthig hat. Rec. würde die Angaben, woher die angewandten Exemplare kamen, meistens auch ihre Dimensionen weggelassen, und das Gewicht nur auf eine Art, in Granen, nicht zugleich in andern Gewichttheilen angegeben haben. Ueberflüfsig war es auch mehrentheils, das Gewicht eines Cubikfufses und Cubikzolles beyzufügen, besonders bey Edelgesteinen u. dgl.

Die Uebersetzung bedarf noch mancher Verbesserungen. S. 2. Metalle in *geläuterten* und *ungeläuterten* Zustande, besser: in reinem und legirten oder gemischten. — S. 3. *vollkommene* und *unvollkommene* Metalle, st. edle und unedle. — Gold, das *härteste* und *feuerfesteste* Metall, st. das dichteste und feuerbeständigste. — S. 4. Muschenbrök giebt das specifische Gewicht des Goldes nicht einzig zu 17,01754 an, wie der Leser nach der Anmerkung glauben mufs, sondern er hat 14 Stück Gold, theils reines, theils legirtes untersucht. Das specifische Gewicht des reinsten ist noch etwas gröfser als das von Br. gefundene. — S. 5. Gold, welches 2 Theile *Vermischung* enthält. Ebendaselbst mufs ein Fehler gemacht seyn, da das specifische Gewicht des Kupfers gefolgert wird, anstatt dafs es durch Versuche gegeben seyn mufs. Die Berechnung des specifischen Gewichts einer Mischung von Gold und Kupfer ist äufserst verwickelt, da sie doch auf eine sehr leichte Art geführt werden kann. Der Uebersetzer hätte Br. Rechnung wegwerfen sollen. Den Fehler in dem Resultate des erstern Falles hat er übersehen. — S. 7. ist

Remedium beym Ausmünzen durch *Verſetzung* gegeben, welches die ganze Stelle unverſtändlich macht. — S. 10. *Rennes* gegoſſenes Silber, 12löthig. Hier wäre eine Anmerkung nöthig geweſen, daſs in Frankreich die Feinheit des Silbers auf eine andere Art als in Deutſchland angegeben wird. S. Catholicon Art. Argent. Ferner iſt Silber à 11 den. 10 gr. de fin überſetzt durch 11½ löthig, da es 15½ löthig iſt. Die Stelle iſt in der Ueberſetzung auch daher undeutlich, weil Remedium wieder Verſetzung heiſst. — S. 12. Anmerk. Rothgülden Erz *ſoll* bey Andreasberg auf dem Harze gefunden werden. — S. 13. die Platina iſt *wenig zähe* ... hingegen rein und *zuſammenhangend* genug, um ſie in dünne Fäden zu ziehen, ohne daſs ſie reiſsen. Widerſprechend. S. 20. Einſchaltung des Ueb. daſs Eiſen nebſt dem Kupfer den Säuren und dem Roſt am mehreſten widerſtehe. — S. 22. Stahl wird vermittelſt der Cementation von dem Eiſen *abgeſondert (?)* und präparirt. — *Ins Waſſer gebrauchtes, eingetauchtes* Eiſen, ſtatt abgelöſchtes, vielleicht auch angelaſſenes. S. 27. *Mine de fer hépatique* iſt überſetzt: brauner Eiſenſtein. S. 28. *Strahlender Hematit.* S. 29. Anm. Der *Rottenſtein* bey Muſchenbrök ſolle wohl Rothſtein ſeyn. Das Gewicht iſt ganz entgegen. Nach Kirwans Mineralogie 1. Ausg. iſt es ein mit Kalkerde vermiſchter Trippel. — S. 44. Anm. Azurblau, *Smalteblau* heiſse alsdann *Ultramarin*, wenn es zur Oelmahlerey vorzüglich eingerichtet iſt. Ganz unrichtig aus dem Catholicon gezogen, wo dieſes nicht geſagt wird. — S. 71. Die Kryſtalle des Zirkons ſehr undeutlich beſchrieben. — S. 77. ſt. *härteſte* Edelgeſteine iſt zu leſen: ſpecifiſch ſchwerſten. — S. 82. Die Quarze haben beynahe die *Compoſition* des Granits. Was heiſst das? — S. 90. Der Feldſpat findet ſich in ſchiefen *zwölfeckigen* Prismen, deren Oberfläche aus ſechs Ebenen beſteht. Sollte heiſsen, *zwölfkantigen*. Denn es ſind nur 8 Ecken (*anguli ſolidi*) da. — Die *Compoſition* der *Feldſpate* nähert ſich der Compoſition des Porphyrs, Serpentins u. ſ. w. — S. 116. Die Schorle nähern ſich in Anſehung der *Compoſition* den Porphyren, dem Serpentin etc. — S. 225. Kalkſtein von einem *feinen Gehalt*, ſt. Korn oder Gefüge. — S. 234. Porzellan von einem *feinen Gehalt*. — S. 245. *Liquore* hätte bequem durch tropfbare Flüſſigkeiten überſetzt werden können. Briſſon macht eine weitſchweifige Beſchreibung davon. — S. 251. *Geſalzene* warme Waſſer, ſt. ſalzhaltige. — S. 255. Das Schwefelwaſſer *ſchlagt* den Schwefel an der Luft *nieder*, ſt. läſst den Schwefel fallen. — S. 279. Das vegetabiliſche Alkali iſt das einzige, welches man in Flüſſigkeiten in einem feſten Zuſtande erhalten kann; denn es zerflieſst, wenn man es der Feuchtigkeit der Luft ausſetzt. Unverſtändlich. — S. 288. Die fetten Oele *erheben ſich nicht*, ſt. ſind nicht flüchtig. — S. 293. Ein Deſtillirkolben von der *Weite* eines halben Cubikfuſses, ſt. Inhalt. Daſs die Glocke auf den Teller einer Luftpumpe geſtellt werden müſſe, iſt ganz unrichtig und dazu unverſtändlich. Darum hätte der Ueberſ. ſich näher darnach erkundigen müſſen. Es mag Briſſons Schuld ſeyn, der von der neuern Chemie ſich nicht deutliche Begriffe machen konnte. Er ſagt S. 295. *reine Luft* heiſse unſchicklich *dephlogiſtiſirte Luft*; ſie ſey im Gegentheile eins von den Weſen, welche, wenn man ſie durch die Feuermaterie ausdehnt, das *mehreſte Phlogiſton* enthalten.

Rec. hat ſich die Mühe gegeben, was ihm bey der Durchſicht fehlerhaftes aufgeſtoſsen iſt, anzumerken, um Hn. *Blumhof* bey künftigen Arbeiten aufmerkſamer zu machen. Unſere jungen Ueberſetzer ſind leicht zu raſch, und trauen ſich aus Unkunde der Schwierigkeiten zu viel zu. Einige Ueberſetzungen in dem phyſikaliſchen Fache ſind daher weniger brauchbar als ſie ſeyn ſollten und könnten. Bey dem gegenwärtigen Werk hätte der Ueberſetzer einen erfahrnen Mineralogen und Chemiſten zu Rathe ziehen ſollen, der ihm die Fehler des Originals angezeigt und verbeſſert, auch die Ueberſetzung ſelbſt durchgeſehen hätte.

Ein ſchätzbarer literariſcher Nachtrag iſt Hn Hofr. *Käſtners* Nachricht von *Ghetaldi* Buche: *Archimedes promotus*. Ghetaldus iſt der älteſte Mathematiker, von dem wir zahlreiche und mit einiger Genauigkeit angeſtellte Verſuche über eigene Schweren haben. Der Titel des Buchs bezieht ſich darauf, daſs Archimedes zu ſolchen Unterſuchungen den Grund gelegt hat.

Leipzig, b. Cruſius: *Uebergangsordnung bey der Kriſtalliſation der Foſſilien, wie ſie aus einander entſpringen und in einander übergehen*, von *Carl Immanuel Löſcher*, vormaligen Gräfl. Thuniſchen Bergmeiſter in Böhmen, gegenw. in Freyberg. Mit 6 K. 1796. 61 S. 4.

Ein zum Studium der natürlichen Kryſtalliſation der Foſſilien, und insbeſondere der Uebergänge derſelben, ſehr brauchbares Werk; in welchem gelehrt, und in Abbildung gezeigt wird, wie ein Kryſtall von einer gewiſſen Grundgeſtalt durch Abſtumpfung, Zuſchärfung und Zuſpitzung in eine andere verſetzt werden kann. Der Vf. theilt die Uebergänge in 2 Klaſſen. Erſtens in ſolche, deren letzter Uebergangskryſtall von einer andern Grundgeſtalt iſt, als der woraus er entſpringt, z. B. der Uebergang aus dem vollkommenen Würfel, wie auch aus der einfachen vollkommenen dreyſeitigen Pyramide, ins vollkommene Octaëder, aus dieſem durch das vollkommene Ikoſaëder, das vollkommene Dodekaëder, das breitflachige Dodekaëder, endlich wiederum in den vollkommenen Würfel, der aber in Anſehung ſeiner Groſse noch nicht ganz den dreyſsigſten Theil vom erſtern beträgt. Zur zweyten Klaſſe rechnet er diejenigen Uebergänge, an denen man noch ſehen kann, aus welcher Grundgeſtalt ſie entſprungen ſind: z. B. der Uebergang aus der einfachen vollkommenen dreyſeitigen Pyramide in die dreyſeitige Tafel. Die Uebergänge werden ferner in Haupt und Nebenübergange eingetheilt. — Da durch die Zeichnung verſchiedene von den Zwiſchenkryſtallen in den Uebergangsreihen ſich nicht deutlich genug darſtellen laſſen, ſo erbietet ſich der Vf., den Liebhabern alle dieſe Dinge körperlich, nämlich in richtigen und ſauber gearbeiteten Modellen aus gutem Holze zu liefern. Bekanntlich hat der Vf. ſchon ſeit mehrern Jahren dergleichen ganze modellirte Kryſtallenſammlungen verfertigt. Eine

ſolche

folche Sammlung von 200 modellirten Kryſtallen koſtet, nebſt Beſchreibung und Emballage, 6 Rthlr. 8 gr., und eine dergleichen von Uebergängen, beſtehend in 153 Stück, mit einem gedruckten Exemplare ihrer Beſchreibung, nebſt Emballage, 7 Rthlr. — Das *Verzeichniſs der ſämmtlichen Uebergangsreihen und der dazu gehörigen Foſſilien* begreift eine kurze Erklärung der auf den Kupfertafeln nach ihrer Folgereihe anſchaulich dargeſtellten Kryſtallfiguren; bey deren Zeichnung der Vf. jedoch in Anſehung des Geſichtspunkts, nicht allemal die gewöhnliche perſpectiviſche Anſicht gewählt, ſondern der Deutlichkeit wegen mehrere derſelben in Plano abgebildet hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Vitterhets Arbeten af Creutz och Gyllenborg* (Gedichte von Creutz und Gyllenborg). 1795. 16 Bog. 8.

— — — — *Sednare Vitterhets Arbeten af Gyllenborg* (Später herausgegebene Gedichte von Gyllenborg). 1795. 15 Bog. 8.

Hundert Jahre verfloſſen in Schweden von Stjerneman an bis auf Dalin. Man ſollte glauben, eben ſo viele Jahre ſeyn von Dalin bis auf Creutz und Gyllenborg vergangen, ſo ſehr hatte ſich Sprache und Poeſie verbeſſert, und doch gab Graf Creutz ſein Gedicht, Atis und Camilla, das allgemein als claſſiſch angeſehen wird, noch vor Dalins Tode heraus. In dieſer Periode, in welche nebſt Frau Nordenflycht auch Graf Creutz, und der noch jetzt lebende königl. Kanzleyr. und Ritter vom N. O. Gr. G. F. Gyllenborg gehören, ſollte alles in moraliſcher Rückſicht claſſiſch ſeyn. In der neueſten Periode, worinn ſich Kellgren, Leopold, Bellmann und Lidner ausgezeichnet haben, ſucht man mehr das Witzige, ſo wie hingegen Hr. Thorild jetzt das Starke, Energiſche liebt.

Die Gedichte eines Creutz nebſt den frühern Gedichten Gyllenborgs, die ſchon vorher in *Våra Förſök*, *Svenska Parnaſſen* und den 1759 u. 1762 in 2 B. herausgekommenen *Vitterhets Arbeten* einzeln erſchienen, ſind hier unter dem oben zuerſt angeführten Titel geſammelt und neu gedruckt worden. Unter den Creutziſchen verdienen die zuerſt ſtehenden: Atis und Camilla, in 5 Geſängen, und Daphne den Vorzug. Erſteres iſt eine kleine Schäfer Epopee, nach dem Franzöſiſchen des Segrais. Die Beſchreibung des Morgens S. 4. und des Tempels der Hoffnung S. 22. iſt vortrefflich. Hin und wieder liebt der Vf. nach franzöſiſchem Geſchmack Antitheſen, die bisweilen ſpielend ſind, als S. 27:

Hur kan man vara hård, nar man ett hjerta har?

(Wie kann man hart ſeyn, wenn man ein Herz hat?) bisweilen aber auch ſchön, als S. 38.

Jag drack af glömskans flod, men kunde dig ej glömma.

(Ich trank aus dem Fluſs der Vergeſſenheit, aber dich konnte ich nicht vergeſſen). Daphne, welches der der Poeſie und dem Staat zu früh entriſſene Vf. unter ſeinen Gedichten zuletzt vollendete, giebt einen Beweis von ſeinem glänzenden Genie und der feinen Welt und Menſchenkenntniſs, die ſich ein Mann, wie Creutz, unter einer 20jährigen Geſandtſchaft, beſonders in Frankreich, bey ſeiner feinen natürlichen Anlage erwerben muſste. Ganz unvergleichlich iſt die anmuthige Elegie S. 58. Die ganze Seele des franzöſiſchen Geſchmacks lebt darinn; hier iſt mehr als Deshoulieres.

Die Creutziſchen Gedichte hat ſein Jugendfreund, Gr. Gyllenborg, unverändert abdrucken laſſen, und denſelben ſeine eigenen frühern Gedichte, um auch nach dem Tode von ſeinem Freunde nicht getrennt zu ſeyn, beygefügt, doch ſo, daſs er manches darinn verbeſſert und umgearbeitet hat. Boileau gab ihm zuerſt Geſchmak an der Satyre, und ſein *Veredsföraktare* (Weltverächter), iſt vortrefflich. Seine Gedichte athmen überhaupt geſunde Moral und Philoſophie.

Der eben mit angezeigte zweyte Band enthält den Anfang der ſpätern Gyllenborgiſchen Gedichte, dem noch mehrere folgen werden, worunter beſonders ſein hiſtoriſches Heldengedicht: *Täget öfver Bält* (der Zug über den Belt) in 12 Geſängen, woran er viele Jahre gearbeitet hat, und das 1785 auf 335 S. in 8. gedruckt iſt, gehört. Hier findet man nun, nachdem der Vf. nach neun Jahren bey einem veränderten Zeitpunkt die Leyer wieder ergriff, auſser ſeiner Eintrittsrede in die, von der Königin Louiſa Ulrika, geſtiftete Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, einige Oden an den König, worinn viele Liebe für Wahrheit und Vaterland herrſcht. Doch zieht Rec. die in der erſtern Sammlung befindliche Ode S. 139. *öfver Själens Styrka* (über die Seelenſtärke) und S. 161. *Menniſkans elande* (das menſchliche Elend) vor. In der erſtern iſt die 3. Stanze, noch mehr die 10te und die 14te mit dem Schluſſe eine der edelſten. Und in der zweyten Ode ſind die 2. 4. 6. 8. 10. 12. 25 26. 30. 31. 35. 38 u. 41. Stanzen die ſtärkſten. Merklich aber iſt, wie viel matter S. 147. in der Ode *Menniſkans Nojen*, die Vergnügungen des Menſchen, gemahlt ſind. Ueberhaupt herrſcht doch im Ganzen in dieſen Oden mehr philoſophiſcher als dichteriſcher Geiſt. Die Fabeln ſind leicht und gut erzählt, ihrer ſind in 4 Abtheilungen in allen 103. Der Vf hat die Erfindungen eines Aeſop, Phädrus und La Fontaine bis auf etwa den zehnten Theil derſelben, die ganz eigene Erfindung ſind, genutzt, doch hat er ihnen unter andern Veränderungen beſonders ein mehr moraliſches Kleid gegeben.

Leipzig, b Fleiſcher d. jüng.: *Albert und Eliſe*, oder Partheylichkeit aus Vaterliebe. Ein Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens. 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. vergleicht in einer Zueignungsſchrift ſein Werk mit dem Trunk Waſſers, den ein armer Perſer ſeinem Monarchen als das einzige Geſchenk bot, welches er zu geben hatte. Von der Natur des Waſſers hat es auch manches an ſich, nur nicht das Erquickende. Den guten Willen müſſen wir beſonders rechnen:

das durch ihn hervorgebrachte Buch aber bereichert den Leser um nichts als um ein paar Abentheuer nach dem gewöhnlichen Schnitte, von denen man sich nicht erklären kann, wie sie einen *Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens* abgeben sollen. Wenigstens ist hier nur die abgetragenste Seite desselben zu sehen. Ein Hr. von *Ahnburg*, der seine Tochter keinem Bürgerlichen geben will; ein Fräulein, das sich in ihren Arzt verliebt u. dgl. m. Man suche auch nicht nach psychologischer Darstellung: alles ist schlecht und recht vorgetragen, und bey dem eiligen Laufe der Geschichte findet man nirgends einen Ruhepunkt. Der zweyte Titel ist von einer Einschaltung hergenommen, deren mehrere sind, welche nach der Weise unbehülflicher Erzähler die Verwicklung ausmachen. Hr. *von Edelberg* ist *aus Vaterliebe partheyisch* gegen den Mann, der ihm seinen Sohn vorenthält. Nachdem Flucht, Verrath, Entführungen aller Art, ein Mann, der seine Frau in allen spanischen Klöstern sucht, Gefängnisse und überhaupt Gefahrlichkeiten zur Genüge vorgekommen sind, und der Held bis zum Schaffot gediehen ist, wohin ihn sein Vater, der ihn nicht kennt, zu befördern sucht, schliefst sich der Roman so befriedigend wie möglich mit drey Heirathen. Um alles Unehne aus dem Wege zu räumen, ist der Arzt auch ein geborner Baron. Nach den ersten Seiten des Buchs, wo der Satz: „aus einer „berühmten Familie geboren seyn ist Zufall, kein Ver„dienst; nur das, was wir uns selbst geben, bestimmt „unsre wahre Grösse;" nach allen Ecken gedreht und gewendet wird, hätte man sich ein andres vermuthen sollen. Die Schreibart des Vf. ist nicht sehr reich an Wendungen; bey der Schilderung seiner Günstlinge braucht er stets dieselben. Z. B. S. 17.: „So ausgebrei„tet seine Kenntnisse, so vortrefflich sein Herz, so schön „war auch der Körper Alberts." *Ebend.* „Sein schöner „Körper entsprach seiner Seelenschönheit ganz, so dass „wohl nie ein schöneres Meisterstück aus der Hand des „göttlichen Bildners hervorging." S. 31. „Nicht we„niger war dieser schöne Körper auch die Hülle einer „schönen Seele." Doch kommt man auch ohne besondern Anstofs an das Ziel, die letzte Seite nämlich. Solche poetische Stellen wie S. 179.: „all mein Schmerz „starb in des Wiederfindens Wonnezähre," kommen zum Glück nicht oft vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Frankfurt a. Main*, in der Göbhardt- und Körberschen Buchh.: *Einige Bemerkungen über philosophischen Unterricht*, mit Hinsicht auf unser Zeitalter. Deutschlands Schulmännern amtsbrüderlich zugeschrieben, von *Wilhelm Dietler*, Prof. in Mainz. 1792. 64 S. 8. — Um dieser gedankenreichen und gründlichen Schrift ihr Recht anzuthun, wollen wir den Inhalt der 13 §§., aus denen sie besteht, kürzlich angeben. 1) Aller Unterricht ist um der zu belehrenden willen: darum soll jeder Lehrer ohne Rücksicht auf seinen eigenen Ruhm und Glanz, blofs für die Erreichung seines Zwecks arbeiten. 2) Vorzüglich sollen Lehrer der Philosophie ihren hohen Beruf erwägen, zumal in unsern Tagen: denn, je mehr Ansehen und Einfluss der Philosophie zugestanden wird, desto nöthiger ist es, dass das Philosophiren zweckmäfsig geleitet werde. 3) Freylich kann der Lehrer nicht Alles allein thun; sondern Aeltern und Staat müssen mitwirken; aber erstere sollen doch ausdenken und anrathen, was Aeltern und Staat zu thun haben. 4) Unsere Vorfahren waren zu hart und strenge gegen die Jugend; ihre Sittenlehre predigte Nichts als Jammer und Qualen ohne Zweck und Ende. Man hat sie abgeschafft; aber nun fallen diejenigen auf das andere Extrem, deren Moral Nichts ist als Glückseligkeitstheorie. Die Sinnlichkeit ist sehr geneigt diese Glückseligkeitsprincipien zu mifsbrauchen, wenn nicht die Vernunft bald mit Sittengesetzen ins Mittel tritt. 5) Es ist in Absicht auf die sittliche und auf die wissenschaftliche Cultur gleich schädlich, wenn man alles Mühsame aus den Studien zu entfernen sucht: denn nur durch anhaltende und anstrengende Uebung werden die menschlichen Kräfte entwickelt und stark. 6) Aller Unterricht, auch der philosophische sollte Stufen halten, nach dem Bedürfnisse und der Fähigkeit der Schüler. Nicht Alles taugt für Alle. Speculation mufs seyn: sie ist wahres menschliches Bedürfnifs; aber sie kann nicht Antheil Aller seyn. 7) Diese Abstufung sollen alle gelehrte Schulen beobachten und sich daher vorsetzen, nicht lauter grofse Geister, sondern gute und brauchbare Menschen zu bilden. 8) Der erste Unterricht in Gymnasien darf nicht abstract seyn, sondern zur Uebung der Kräfte und Sammlung des Stoffs eingerichtet. 9) Für die Gymnasien gehören Historie, Sprachen, Rhetorik, Poetik, physikalische und mathematische Unterweisungen, als Vorbereitung zur Philosophie, weiterhin Psychologie, Logik und Encyklopädie; aber eigentliche Moralphilosophie und rationale Theologie, so wie überhaupt alles Metaphysische sind nicht für Alle, bleiben daher von dem exoterischen Cursus der Gymnasien ausgeschlossen. 10) Diese Lehrart nützt und hilft dem Geschäftsgelehrten zum glücklichen Fortgange in den übrigen Studien; dem bildungsbedürftigen Ungelehrten zur Erweckung des vernünftigen Denkens; und dem eigentlich Philosophischgelehrten zur Vorbereitung auf die höheren Stufen. 11) Die esoterische Lehrart gehört für die Universität: aber auch hier soll der Jüngling nicht eigentlich eine Philosophie *lernen*; sondern, der Lehrer soll ihm zur Erkenntnifs der Principien helfen, und sodann Mittel und Methode zeigen weiter zu kommen. Besser ist's, wenn der philosophische Unterricht neben den übrigen Studien hergeht, als wenn der studirende Jüngling sich ausschliefslich in den ersten Jahren mit der Philosophie, und in den folgenden mit den Geschäftsdisciplinen beschäftigt. 12) Aber auch dieser akademische Vortrag der Philosophie fodert Vorsicht. Anders spricht der Philosoph mit geübten Denkern; anders mit Schülern und Anfängern. Hier werden nun sieben nach Rec. Vorstellung vortreffliche methodische Maximen angegeben, deren Vernachläfsigung freylich leicht entweder die Gemüthsruhe stören oder zur Leichtfertigkeit verführen kann. 13) Daher mufs der Lehrer der Philosophie *die* Menschen und *den* Menschen wohl studiren, um sich weder durch überspannte Erwartungen täuschen, noch durch unerwartete Hindernisse abschrecken zu lassen. — Es wird der pädagogischen Schriften nicht viel geben, in welchen so viel wahres und anwendbares in gedrängter Kürze und zugleich in einer so edlen und faslichen Schreibart vorgetragen ist, wie in dieser.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. August 1796.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr* 1794. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in dieſem Jahre verſtorbener Deutſchen. Geſammelt von *Friedrich Schlichtegroll*. Fünfter Jahrgang. Erſter Band. 1796. XVI und 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit dieſem Bande ſind in der äuſsern Einrichtung ein paar Abänderungen gemacht, von welchen der Herausg. in dem Vorberichte Rechenſchaft giebt. Die bisher zum Druck dieſes Nekrologs gebrauchten lateiniſchen Lettern ſind mit deutſchen verwechſelt worden, weil die meiſten Leſer es zu wünſchen ſchienen. Es war freylich wohl mehr der etwas zu klare und zu enge Druck der bisherigen Bände, der dieſe Beſchwerden veranlaſste; und der Herausg. bemerkt ſehr richtig, daſs dies bey mehrern neuern deutſchen, mit lateiniſcher Schrift gedruckten, Büchern der Fall iſt. Eben ſo richtig ſcheinen einige andre Erinnerungen zu ſeyn, die er über den Gebrauch dieſer Typen macht, denen er ſonſt vor dem deutſchen Schriftcharakter den Vorzug giebt, ob er gleich an der hierinn je zu erhaltenden Allgemeinheit und Gleichförmigkeit zweifelt, wozu es ihm jetzt ſchon zu ſpät zu ſeyn ſcheint. Die zweyte, und, wie Rec. glaubt, ſehr erwünſchte und nothwendige Abänderung beſteht in der künftigen Einſchränkung dieſes Nekrologs auf die Leben verſtorbener *Deutſchen*, die nun auch auf dem Titel angegeben iſt. Zu wünſchen wäre dann freylich noch ein beſondrer *Nekrolog der Ausländer;* und der Verleger dieſes nun völlig *deutſchen* geht damit um, mit Hülfe eines unſrer beleſenſten und betriebſamſten Gelehrten dieſen Gedanken auszuführen. Uebrigens wird zu den vier bisherigen Jahrgängen nächſtens ein Supplementband geliefert werden, welcher die noch rückſtändigen Biographieen, nebſt Berichtigungen, Zuſatzen und vollſtändigen Regiſtern, enthalten wird.

Die ſämmtlich denkwürdigen Männer, deren Lebensbeſchreibungen dieſes fünften Jahrgangs erſter Band enthält, ſind folgende: I. *Wilhelm Paul VerPoortenn*, Dr. der Theol., Prof. und Prediger zu Danzig, ein um das dortige Athenäum ſehr verdienter Mann, von ausgezeichnetem ſittlichen und gelehrten Charakter, obgleich ſeine Schriften gröſstentheils nur in Programmen beſtanden. II. *Johann Adam Schmerler*, Rector der Schule in Fürth, der ſehr jung ſtarb. Sein etwas ſchwärmeriſcher und myſtiſcher Hang verlor ſich in der Folge; er machte ſich um ſeine Schule ſehr verdient, und gab in wenig Jahren eine Reihe, meiſtens pädagogiſcher, nicht durchaus verwerflicher, und zum Theil nützlicher Schriften heraus, über deren Anzahl er einmal ſelbſt erſtaunte, als er ſie bey einem Freunde zuſammen ſtehen ſah. „Herr Gott!“ rief er aus, „für „einen ſo kinderreichen Vater habe ich mich ſelbſt „nicht gehalten; aber die groſse Schaar iſt wohl daran „Schuld, daſs keines ſorglich genug erzogen ſeyn wird!“ III. *Philipp Ernſt Spieſs*, Regierungsrath und Archivar zu Bayreuth, von bekannten groſsen Einſichten und Verdienſten im diplomatiſchen Fache, worinn er nicht bloſs in dem ihm zunächſt angewieſenen Wirkungskreiſe, ſondern auch zu Wien und zu St. Blaſien nützlich wurde. Sein Leben war, beſonders in den ſpätern Jahren, eine Kette von nützlicher Thätigkeit und belohnenden Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden. IV. *Joh. Franz Friedr. Ant. Meyer*, Holzhändler und herzogl. ſachſencoburgiſcher Hofagent zu Neuſtadt an der Haide; ein Proſelyt aus dem Judenthume, von nicht gemeinen Fähigkeiten und voll redlichen Strebens nach Wahrheit und Ueberzeugung. Sein Briefwechſel mit dem ſel. *Jeruſalem* iſt ohne ſein Vorwiſſen, auf Befehl der Herzogin von Koburg, vor ſieben Jahren gedruckt. Er veranlaſste eine hier mitgetheilte Erklärung des ſel. *Semler's*, die dem Herzen dieſes letztern ſehr viel Ehre macht. V. *Friedr. Amadeus Jak. Böhme*, reform. Prediger zu Heidelberg, einer der beſten und tugendhafteſten Männer, der als Menſch, als Forſcher nach Wahrheit, und als Lehrer der Religion ſeine ganz entſchiedenen Vorzüge hatte. Sein Benehmen gegen den ihm ſehr ergebenen Dr. *Bahrdt* wird hier umſtändlich, und zu ſeinem Ruhme, erzählt. Er war auch Schriftſteller, aber nie unter ſeinem Namen. VI. *Wenzel Anton*, Fürſt von *Kaunitz*, einer der berühmteſten neuern Miniſter und Staatsmänner, von deſſen Leben und Charakter hier jedoch nur ein kurzer Abriſs geliefert wird, wozu der Herausg. verſchiedne aus Wien erhaltene handſchriftliche Nachrichten, unter andern von einem ſechs und vierzigjährigen Hausgenoſſen des Fürſten, benutzt hat. VII. *Jakob Mauvillon*, herzogl. Braunſchweigiſcher Ingenieur-Obriſtlieutenant und Lehrer der Kriegswiſſenſchaften am Collegio Carolino. Unter den Biographien dieſes Bandes iſt keine ſo ausgeführt, ſo charakteriſtiſch und ſo gut geſchrieben, als dieſe. Sie ſcheint gröſstentheils von Einer Hand und von einem von den gewiſs überwiegenden guten und trefflichen Eigenſchaften des Verſtorbenen lebhaft eingenommenen Freunde abgefaſst zu ſeyn, obgleich der Herausg. verſichert, daſs ſie aus mehrern handſchriftlichen Beyträgen entſtanden, und vor dem Druck noch von einigen unpartheyiſchen Bekannten des ſel. *M.* genau durchgeſehen ſey. Die

Digitized by Google

S. 172. erwähnten Briefe über den Werth einiger deutſcher Dichter ſind doch nicht von ihm allein, ſondern gemeinſchaftlich mit dem jüngern, früh verſtorbenen, *Unzer* geſchrieben. Ein ſeltſamer Zug iſt es doch, daſs ſich *M.* nach S. 240. *kindiſch freute*, wenn Pasquille auf ihn gedruckt wurden, und der hinzugeſetzte Grund iſt nicht minder ſeltſam. Das in der Note S. 241. abgedruckte Pasquill verdiente wahrlich nicht die Ehre, im Nekrolog aufbehalten zu werden. VIII. *Friedrich Gottfried Abel*, Doctor der Arzneygel. und Domphyſikus zu Halberſtadt; als Schriftſteller durch ſeine mettriſche Ueberſetzung *Juvenal's* bekannt, vornehmlich aber als Menſch, durch ſeinen einfachen, edeln und biedern Charakter merkwürdig. Sein Schwiegerſohn, der Dichter *Klamer Schmidt*, hat die aus dem Herzen geſchriebne Biographie von ihm aus den Halberſtädtiſchen gemeinnützigen Blättern, die hier mit benutzt iſt, auch einzeln abdrucken laſſen. Wir hätten ſie ganz, wie ſie iſt, hier zu leſen gewünſcht. IX. *Johann Gottlob Immanuel Breitkopf*, unvergeſslich für die typographiſche Literatur der Deutſchen, als Erfinder, Gelehrter und Schriftſteller, von raſtloſer und höchſt gemeinnütziger Thätigkeit. Von ſeiner längſt mit Sehnſucht erwarteten Geſchichte der Buchdruckerkunſt iſt der gröſste Theil vollendet; ſie wird gewiſs ein Muſter der gründlichſten und genaueſten Forſchung ſeyn, wie dies die vorläufigen Proben, beſonders die Abhandlung über die Erfindung des Papiers und der Spielkarten mit ſo vielem Recht erwarten laſſen. Auch von der Fortſetzung dieſer Abhandlung ſind ſchon mehrere Bogen gedruckt, und was davon die eigentliche Holzſchneidekunſt betrifft, liegt längſt zum Drucke fertig. X. *Ildephons Schwarz*, Benedictiner, Bibliothekar und Profeſſor im Stifte Banz, ein ſehr aufgeklärter Mann und eifriger Wahrheitsforſcher, der unter andern zur Literatur des katholiſchen Deutſchlandes die gründlichſten Recenſionen, oder vielmehr Abhandlungen, im theologiſchen und philoſophiſchen Fache lieferte. XI. *Heinrich Julius Bruns*, Schullehrer und Cantor zu Reckan, verdiente ſeiner muſterhaften Thätigkeit und Lehrgaben wegen hier gewiſs eine Stelle, ſo wie ihn der Domherr *von Rochow* eines Denkmahls in ſeinem Garten, mit der einfachen Aufſchrift: *Er war ein Lehrer*, würdig hielt.

ALTONA, b. Hammerich: *Magazin für Kirchengeſchichte und Kirchenrecht des Nordens.* Herausgegeben von D. *Friedrich Münter*, ord. Prof. d. Theol. zu Kopenhagen. *Zweyten* Bandes erſtes St. 1793. 128 S. *Zweytes* 1794. 108 S. *Drittes* 1795. 110 S. 8.

Verſchiedene Aufſätze in dieſem zweyten Bande gehören zuſammen, und ſollen daher auch hier der Kürze wegen gleich mit einander angeführt werden. *Die von den Jeſuiten* 1577 *in Schweden eingeführte katholiſche Liturgie*, (die Hr. D. *M.* auch beſonders hat drucken laſſen) *die Urkunden zur Geſchichte derſelben*, und *die Geſchichte des ſchwediſchen Nationalconcils zu Upſal* 1593 betreffen eine und dieſelbe merkwürdige Angelegenheit der ſchwediſchen Kirche, die auch noch nie zuvor ſo vollſtändig und genau auseinandergeſetzt worden iſt, ſo bekannt auch im Allgemeinen der ganze Vorgang, der ſogenannte liturgiſtiſche Streit mit ſeinen Folgen war. Man erhält hier den Text der jeſuitiſchen Liturgie ſelbſt, welcher im Original eins der ſeltenſten Bücher, auſser Schweden faſt gar nicht zu finden, auch, ſo viel Rec. weiſs, in keinem andern Werke wieder abgedruckt iſt. Da fällt nun aber die bisher ſchon im Ganzen bekannte genaue Uebereinſtimmung dieſer Liturgie mit dem römiſchen, durch die Synode zu Trident verbeſſerten, Miſſale unverkennbar in die Augen; eben ſo ſehr aber auch der Mangel dieſer Uebereinſtimmung in allen ſolchen Stellen, wo ſie der Abſicht hinderlich geweſen ſeyn würde, die Gemüther nur langſam und unmerklich auf die Annehmung der römiſchen Meſsordnung vorzubereiten. Die Urſachen der Abänderungen und Auslaſſungen hat der Herausg. in untergeſetzten Noten treffend angeführt. Aber in voller Stärke war die verrätheriſche Abſicht dieſer Formeln ſchon in den Gutachten aufgedeckt, welche die mit den Anordnungen des von den Jeſuiten verführten Königs Johann III unzufriedene Parthey ſich von den theologiſchen Facultäten zu Wittenberg, Leipzig, Frankfurt a. d. O. und Helmſtädt ausfertigen lieſs. Dieſe leſenswürdigen Gutachten hat der Herausg. unter den Urkunden mitgetheilt; ſie waren bisher zwar, ihrem Inhalte nach, aus *Rango's Suecia orthodoxa* bekannt, aber (das Wittenbergiſche ausgenommen, welches bereits in den *Conſil. Theol. Witeb.*, Francof. 1664. T. III. p. 46. zu leſen iſt,) ungedruckt. Ob nicht auch günſtige Urtheile für die jeſuitiſche Liturgie von auswärts eingegangen ſind, berichtet Hr. M. nicht. Vielleicht führt ihn das, was wir in *Bokelmanns Bibliotheca Agendorum* p. 251. über die Sache geſammelt finden, künftig noch zu einer genauern Unterſuchung; unter andern der Umſtand, den Laur. Fabricius in der Dedication ſeiner Partit. cod. Hebr. beybringt: *Miſſus ille fuit liturgicus Antichriſti liber ad quaedam Germaniae loca cum munere butyri tonnis conditi et Mardiam* (was iſt das?) *pretioſarum fasciculo; his muneribus cenſor captus et excoecatus potentiori (Regi) librum mittenti neſcire blanditus fuit.* — Was Hr. M. von der upſaliſchen Nationalſynode 1593 berichtet, erhält ſein Intereſſe theils von eben dieſer jeſuitiſchen Liturgie, welche hier, nebſt allen Ueberbleibſeln des jeſuitiſchen Einfluſſes auf das Kirchenweſen im Reich abgeſchafft wurde, theils auch von dem im J. 1793 begangenen ſchwediſchen Reformationsjubelfeſte.

Die Kirchenverfaſſung des neuen Jeruſalems iſt in zwey Stücken dieſes Magaz. durch Mittheilung des Merkwürdigſten aus der in London 1790 herausgekommenen Monatſchrift: *New Jeruſalem Magazine or a treaſury of celeſtial, ſpiritual and natural Knowledge*, vornehmlich durch die im erſten Stück derſelben enthaltene kurze Ueberſicht der vornehmſten Lehren der neuen Jeruſalemskirche, überaus gut erläutert. Was für einen ausgebreiteten Anhang dieſe Secte in England habe, iſt bekannt genug. In Schweden beſtand ſie noch im J. 1787 nur aus 500 Mitgliedern, die jetzt wahr-

Digitized by Google

wahrscheinlich bis auf 2000 vermehrt, im ganzen Reiche zerstreut, meistens Kaufleute, bürgerliche Beamte, Edelleute und Officiere sind; dem gedachten englischen Journal zufolge ist sogar der Herzog von Südermannland beygetreten; es liefert im 4ten St. die Rede, die er bey seiner Einführung gehalten haben soll. (Zu verwundern wäre es doch, wenn dieser Umstand während der Regentschaft des Herzogs den Swedenborgern ganz unvortheilhaft geblieben wäre.) Die Regierung beweiset sich sehr duldsam gegen sie; ihr Gesuch aber um freye Religionsübung nahm Gustav III sehr ungnädig auf, (ob um der Sache selbst willen, oder wegen des frechen Tons der Bittschrift, ist nicht gesagt). In Dänemark rechneten die Proselytenmacher dieser Parthey sehr viel auf die von der Regierung verwilligte Pressfreyheit; brachten auch die wichtige Nachricht aus, dass daselbst das symbolische Ansehn der Augsburgischen Confession vernichtet sey. Soll man aus solchen Artikeln in dem engl. Journale die übrigen, welche *the State of the new Church in — in —* überschrieben sind, beurtheilen, so ist viel Aufschneiderey darinn; ein gewöhnlicher Kunstgriff kleiner schwärmerischer Secten, um sich auszubreiten, sich für sehr ausgebreitet halten zu lassen.

Kurze Darstellung der Geschichte der Reformirten in Dänemark, vom Anfang ihrer öffentlichen Religionsübungen bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Der Vf., Hr. Pastor *von Gehren*, entschuldiget es, dass er erst von der Zeit ausgeht, da die Reformirten in Dänemark vollkommene Religionsfreyheit erhielten, damit, dass es an zuverlässigen Nachrichten fehle. Indessen würden doch die Nachrichten vom Schicksale Johanns von Lasco und seiner aus England vertriebenen reformirten Gemeine in Dänemark, (die der Bischof *Harboe* mit Fleiss gesammelt hat,) die Geschichte der Handel wegen der Concordienformel (im Pontoppidan, in der dän. Bibliothek, u. a.) und das, was man von den toleranten Gesinnungen der holsteinischen und schleswigischen Regenten weiss, zu einer vollständigern Geschichte dieser Religionsparthey in jenem Reiche nützlich gebraucht werden können. Von der Entstehung reformirter Gemeinen in Altona, Glückstadt etc. (vergl. *Boltens* Kirchennachrichten, *Matthia* Kirchenverf. v. Schlesw. u. Holst.) sagt der Vf. nichts. Vielleicht wäre auch die Bemerkung hier am rechten Ort angebracht gewesen, dass vor der Revolution im J. 1660 die Könige von Dänemark weit weniger Gewalt hatten, im Reiche selbst andern Religionsparthеyen Freyheiten zu gewähren. Daher denn auch, dass erst die Königin Charlotte Amalia die Urheberin der freyen Religionsübungen für alle Reformirten seyn konnte; und daher, dass nun erst der Vf. mit einer kurzen Erzählung der Verdienste anhebt, welche sich diese Königin, eine hessische Prinzessin (und Tochter einer Schwester des grossen brandenburgischen Kurfürsten) um ihre Religionsverwandten erwarb. Auch hier ist die Geschichte zu kurz; um so unterrichtender aber die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes dieser Gemeinen.

Folgende Aufsätze sind aus des Bischof *Ol. Wallquist* Ecclesiastike Samlingar: *Gustavs Adolphs Plan zu einem Oberconsistorio für ganz Schweden; königl. Verordnung vom 29 Jan. 1790 über Errichtung einer Expedition für die Geschäfte der Kirche und des Priesterstandes; königl. Verordnung vom 21. Aug. 1786. wie es mit den Beförderungen etc. im Priesterstande gehalten werden soll; zwey königl. Befehle an ein Consistorium, während der Erledigung* (des Ledigseyns) *eines Bisthums keine Synode zu halten; kurzer Lebenslauf des schwed. Oberhofpred. u. Ordensbisch. Taube.* Aufserdem enthält dieser Band noch: *Verzeichniss aller in Dänemark bis zur Reformation gehaltener Concilien*, zur bequemen Uebersicht, aus Hvitfeld, Pontoppidan und andern, und *Privilegien der deutschen Petrigemeine in Kopenhagen von 1672.*

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Biographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*, bearbeitet von *Carl Lang*. Aus dem zweyten und dritten Jahrgang des historischen Taschenbuchs für den deutschen Adel besonders abgedruckt. Mit Kupfern von *Küfsner, Lang* u. a. 1795. (2 Abtheilungen, jede 80 Seiten ohne Kupfererklärung) 12.

Wir sind dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er seinen Gegenstand mit einer hinlänglichen Kenntniss der Geschichte damaliger Zeit bearbeitet, und ihr durch den lebhaften Vortrag viele Anmuth gegeben. Inzwischen wäre Götz von Berlichingen wohl nie einer besondern Aufmerksamkeit werth gehalten worden, wenn es nicht seiner eigenen Lebensbeschreibung geglückt hätte, bis auf unsere Zeiten zu kommen, und durch eine bekannte Meisterhand dramatisirt zu werden. In seiner natürlichen Gestalt kann uns Götz durchaus nicht als ein erhabener, als ein grosser Mann, bey weitem nicht mit einem *Sickingen, Hutten, Schwarzenberg, Schwendi, Schertel*, vergleichbar erscheinen. Statt dass grosse Männer ihrem Zeitalter vorrücken, war Götz nicht einmal der anfangenden Cultur seines eigenen empfänglich, ja vielmehr um 100 Jahre zurück. Unter den günstigsten Umständen, die jedem vorzüglichern Kopf die wichtigsten Rollen von selbst in die Hände hätten spielen müssen, eröffnete er seine Laufbahn bey Hof. Allein ohne Wissenschaften, ohne Erziehung, und nicht vermögend, diesen Mangel durch die Kraft seines Geistes nachzuholen, blieb seinem kindischen Ehrgeiz nichts besseres übrig, als sich und andere durch den altväterischen Spass der Buschklopfereyen zu ergötzen. Und auch da traute er sich lange Zeit nicht so viel zu, selbst einen Plan zu entwerfen, selbst Anführer zu seyn, sondern bequemte sich, als Spiessgeselle an die verrufensten Abentheurer, einen *Massenbach, Meuterer, Sützel* sich anzuschliessen. So wie er anfing, auf seine freye Faust zu handeln, ging es gewöhnlich schief. Nirgends leuchtet aus seinen zahllosen Prügeleyen ein Zusammenhang, ein Plan hervor. Sein letzter Zweck lief meistens auf eine Gelderpressung hinaus. Dabey erscheint seine Ehrlichkeit in einem sehr zweydeutigen Licht. Zu derselbigen Zeit macht er den Spion des schwäbischen Bundes, und den Aufführer der aufrührischen Bauern, führt sie recht geflissentlich fehl,

und defertirt dann ins feindliche Lager. Der Hauptzug ſeines Charakters wurde endlich Tollkühnheit und Wuth. Er ſelbſt vergleicht ſich in dem Gefecht vor Landshut mit einem *wilden Schwein*. Um ſo weniger darf es uns wundern, wenn wir bey ihm, der ſeine Frau gleichgültig ſitzen liefs, und ihre Mutter zum Haus herausjagte, einen der ſchönſten Züge der alten Ritterſchaft, die Galanterie, vergeblich ſuchen. — Dafs *Thomas Münzer* als Anführer des Bauernaufruhrs dargeſtellt wird, iſt wohl ein hiſtoriſcher Mifsgriff des Vf. Man ſollte endlich aufhören, die wiedertäuferiſchen Handel in Niederdeutſchland mit den Bauernunruhen in Oberdeutſchland wegen ihrer zufälligen Aehnlichkeit zu verwechſeln. Das Aeufsere des Büchleins iſt ſehr gefällig, und die 12 Monatskupfer von *Küſner* verdienen Lob. Jedoch ſieht man bey dem Kaiſer Max auf der 9ten Kupfertafel nicht das Jager-Coſtum beobachtet, in welchem er kurz vorher beſchrieben wird. Bildliche Vorſtellungen von Stürmen, Schlachten, wie Tafel 7 fallen gewöhnlich ſehr gedankenleer aus.

Gotha, b. Ettinger: *Kriegerische Beyſpiele von Muth, Liſt und Entſchloſſenheit.* Ein Leſebuch für Officiere im Felde. Erſter Theil. 1795. 250 S. Zweyter Theil. 240 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Kriegsliſten und kriegswiſſenſchaftliche Anekdoten von berühmten Feldherrn. Erſter Theil. Von Griechen und Römern. Zweyter Theil. Von berühmten Feldherrn der neuern Zeiten.

Der erſte Band iſt unter dem letztern Titel ſchon 1792 erſchienen, und enthält die Strategemata des Frontinus, ohne Auswahl und Erläuterungen. Bey dem zweyten Theile ſind einige allgemeine Schriftſteller benutzt. Das ganze Buch iſt weiter nichts, als ein Vademecum für Kriegsleute, wobey der Vf., oder, wie die Vorrede will, *die* Vff., ohne Kritik und Ueberlegung, allerley zuſammengerafft haben, was ihnen eben in die Hände lief. Der wichtige Ton der Vorrede fällt gegen die ganze unbedeutende Arbeit ziemlich lächerlich auf. Was ſollen *denkende Officiere* über den *Gang ihrer Wiſſenſchaft* aus einer ſo dürftigen Compilation für Unterricht ſchöpfen? Zur Probe wollen wir gleich Nr. 1. des IIten Theiles herſetzen. „Karl V ſchickte, da er bey *Landrecy* ſtand, einen Rittmeiſter am hellen Tage aus, um zu ſehen was der Feind mache. Dieſer brachte die Nachricht, er habe die Schweizer aufmarſchirt und im Treffen geſehen. Andere nach ihm geſchickte Patrouillen aber ſahen, dafs es Bäume waren.“ Das iſt wohl ein platter Einfall, aber keine Kriegsliſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Bern: De notione et generibus Scepticismi et hodierna praeſertim ejus ratione* praelegit pro ſuggeſtu Lauſanenſi Philoſophico *Em. Zeender*, Stud. Theol. 1795. 67 S. gr. 8. Dieſe kleine Schrift enthält manche gute und richtige Bemerkungen über den Skepticismus, vorzüglich über den Begriff deſſelben, und ſie macht dem Vf. um ſo mehr Ehre, da ſie nicht allein von ſeiner gründlichen Beleſenheit in den alten und neuern philoſophiſchen Schriften, ſondern auch von ſeinem eignen Denken unverkennbare Beweiſe liefert. Nach einigen Betrachtungen über Dogmatismus, Skepticismus und Kriticismus überhaupt, beſtimmt er den Begriff und die Arten deſſelben ganz kurz, verweilt ſich aber dann länger bey dem hiſtoriſchen, pyrrhoniſchen, humiſchen, Maimons und Aeneſidemus Skepticismus gegen die kritiſche Philoſophie. Die Betrachtungen über dieſe Arten des Skepticismus ſind der beſte Theil der Schrift. Die ganze Abhandlung kann als Einleitung zu einer Geſchichte des Skepticismus angeſehen werden; vieles iſt darinn beſtimmter und richtiger gefaſst, als in *Ständlins* bekanntem Werk; manches erfodert aber auch hier noch Berichtigung, z. B. der Begriff des dogmatiſchen Skepticismus. Der Vf. ſtellt ihn als ein von Principien ausgehendes Syſtem von Zweifelsgründen dar, wodurch die Gewiſsheit der Grundſätze der Philoſophie gänzlich zernichtet, oder doch zweifelhaft gemacht wird. S. 13. 25. 26. Der höchſte Grad, gleichſam das Ideal jedes Skepticismus iſt derjenige, der auch ſeine eignen Principe nicht verſchont, ſondern mit einem völligen Nichtwiſſen und gänzlichen Unentſchiedenheit endiget. Allein dieſer würde ja mit ſich ſelbſt ſtreiten, und dadurch dem Dogmatismus Waffen gegen ſich in die Hände geben; und dann, wie würde man denn mit dem Vf. ſagen können, dafs er von Principien ausgehe, und deshalb den Namen des philoſophiſchen verdiene, wenn er dieſe Grundpfeiler ſeiner Zweifelsgründe; und damit die Rechtmäſsigkeit ſeiner Zweifel ſelbſt zerſtörte. Zwar bemühet ſich der Vf. dieſen Begriff hiſtoriſch zu begründen, indem er S. 25. behauptet, die Pyrrhonier hätten nicht nur die objective, ſondern auch die ſubjective Wahrheit und S. 29. ſogar die analytiſchen Regeln des Denkens beſtritten. Ein etwas tiefer eingehendes Studium des Sextus wird ihn aber bald belehren, in wiefern und in welcher Rückſicht ſie das gethan haben. Weil nämlich die Dogmatiker jener Zeit die formale und materiale Wahrheit nicht unterſchieden, ſondern die Regeln der Logik für conſtitutive Principe hielten, und die Logik ſelbſt zu einer vollendeten Wiſſenſchaft erhoben zu haben glaubten, ſo konnten die Pyrrhonier mit Recht auch die Logik in dieſer doppelten Rückſicht der Skepſis unterwerfen. Aber ſo unlogiſch waren ſie nicht, dafs ſie gewiſſe formale Regeln verworfen hätten, z. B. was von der Gattung gilt, gelte auch von den Arten, dafs von der Wahrheit eines Grundſatzes die Wahrheit aller abgeleiteten Sätze abhänge, ſie beriefen ſich vielmehr ſelbſt darauf, um den Streit mit den Dogmatikern abzukürzen; z. B. Hypotyp. II. c. 8. Eben ſo hat der Vf. nicht darauf geachtet, dafs, wenn die Wahrheit überhaupt beſtritten wird, dieſes nur vermöge der Erklarungen der Dogmatiker von der Wahrheit, nicht an ſich geſchiehet, wie aus eben dieſem Kap. des Sextus erhellet. Der Stil iſt im Ganzen gut und ziemlich rein, nur im Periodenbau manchmal, z. B. S. 25., zu verwickelt, und dadurch undeutlich.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. August 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. Ettinger: *Theophanis Nonni* epitome de curatione morborum, Graece ac latine. Ope codicum manu scriptorum recensuit notasque adiecit *Jo. Steph. Bernard.* Tom. II. 1795. 428 S. 8.

Das Urtheil, welches Rec. über den ersten Theil dieses Werkes (A. L. Z. 1795. N. 131.) gefällt hat, wird durch das Studium des zweyten Theils vollkommen bestätigt. Der verstorbene *Bernard* hätte sich kaum einen andern griechischen Arzt wählen können, bey dem sich die angewandte Mühe weniger belohnte, als diesen geistlosen Epitomator. Indessen hat B., als Kritiker immer viel geleistet, und der nützlichste Theil dieser Arbeit sind die zahlreichen Emendationen, welche er beyläufig über andere Auctoren bekannt macht. So wird z. B. *Aret. acut.* II. 2. ξυν αὐτῳ in ξυν ὑγιτιῳ, beym *Palaephat.* c. 35. και ἀλλοις το πλασμα in ἁλις το πλασμα, beym *Moschion* c. 2. και βαλε ἐνδα μολιβδινῳ in κ. β. ἐν Θυΐᾳ μολυβδινῳ sehr glücklich verändert. Sogar *Act. apost.* XXVIII. 4. wird die Rede der Melitenser von Paul, ὁν διασωσαντα ἐκ της θαλασσης ἡ δικη ζην οὐκ εἰασεν durch den *Aeschylus* erklärt, wo θεμις für γαια steht. Es ist nur zu bedauern, dass diese und mehrere nicht gemeine Bemerkungen für einen grosen Theil der Philologen verlohren gehen, da sie so sehr zerstreut sind, und kein Register auf die emendirten Auctoren verweiset. Hätte *Bernard* statt dieser Ausgabe *Varias Lectiones* geschrieben, so würde er gemeinnütziger geworden seyn. Dass der Text des *Theophanes* selbst fast unverändert aus der Ausgabe des *Martius* abgedruckt und alle Verbesserungen in die Noten verwiesen, dass sogar die an einzeln Stellen höchst fehlerhafte alte Uebersetzung beybehalten worden, ist sehr zu tadeln, da bisweilen die bessern Lesearten in die Augen springen. So ist offenbar p. 40. κνουμενον — κενουμενον: so muss p. 50 in ἐνεγκον αὐτους ἐλαιῳ, αὐτους wegbleiben oder gelesen werden: ἐνεγκον αὐτοις ἐλαιον, so wie p. 58. ἐπιθετεον το σπλαγχνον offenbar τῳ σπλαγχνῳ. Oder man müsste dies, wie so manches andere zu den Barbarismen rechnen, wovon *Theophanes* voll ist. So muss p. 58 offenbar statt ἀρτεμισιας μελανθιον — ἀρτεμισιαν, μελανθιον, p. 90 statt διασασεως — διατασεως, p. 92 statt γυτναπια — γυμνασια, p. 114 statt ὀρχεω — ὀσχεῳ, p. 138 statt σχολωσις — σκολιωσις, p. 140 statt τρογλωτιδα — τρωγλιτιδα, p. 266 statt ἐπι τῳ δερματι — ὑπο τῳ δερματι, p. 332 statt δακομενων — δακνομενων, p. 336 statt χασματα — χασμαται gelesen werden. Uebrigens kommen hier und da sehr gute Veränderungen vor, die den geübten Kritiker anzeigen. S. 14 liest B. statt ὠα, ὀα, wodurch auch eine schon durch Ruhnken glücklich emendirte Stelle in *Platons* Symposion erklärt wird. S. 22 sehr gut ἀτοθερμων κυδωνατον *placenta cydoniorum melle subacta.* Der ehemalige Herausgeber hatte ἀτοθερμον sehr ungeschickt zu ὑδρογαρον gezogen. S. 146 ist ἠγουν τιθει nach μαζους sehr gut für ein Glossem erklärt, das aber durch den spätern Abschreiber verderbt worden; es sollte nemlich ἠγουν τιτθους heisen, S. 188 gute Bemerkungen über die *particulas expletivas* μοι und σοι. S. 266 πηξις vortrefflich in πιεξις, S. 270 ἐναντι in ἐν αὐτῃ. S. 292 πυρ ἡ και τας σκηνας in πυρην κατα τας σκηνας ändert.

Rec. muss aber auch bey dem zweyten Theil wieder bedauern, dass *Bernard* so wenig Realerläuterungen gegeben hat. Das Grübeln über die Worte scheint ihm den Sinn für die Sachen geraubt zu haben. So macht er S. 7 die Bemerkung, dass *Stalpaart* van der *Wyl* und *Borelli* die äussere Anwendung des Schierlings für schädlich gehalten hätten. Hatte denn *Bernard* nie Erfahrungen über den Nutzen des Schierlings, äusserlich gebraucht, angestellt? So führt er bey dem Worte σωτειρα S. 64 an, dass dies ein Beyname der *Artemis* und *Pallas* gewesen. In jener Stelle ist aber offenbar die Rede von einem antidotum dieses Namens, dessen Composition schon *Paul* von Aegina (Lib. VII. p. 267. *ed. Basil. graec.*) und nach ihm *Myrepsicus* (*antidotar.* sect. 1. c. 206. p. 403. *coll. Stephan.*) angeben. Auch sucht man von andern Compositionen eine Erklärung vergebens, z. B. von der *antidotus Esdrae* und dem *emplastr. Mnasaei.* Doch ist S. 198 die Composition ὑγεια angegeben. S. 62 erklärt B. ζινοφυλλον sehr gut durch *Sennesblatter*, die hier vermuthlich zuerst vorkommen. S. 66 wird τυχοδαιμων, woraus man sonst nichts zu machen wusste, in τοιχοδαιμων verändert und für einen *passerculus* erklärt. Rec. las die Parallelstelle im *Paulus* nach (Lib. III. c. 45. p. 100. 101.) und fand den Vogel unter dem Namen τρωγλοδυτης so gut beschrieben, dass er keinen Augenblick ansteht, auch den τοιχοδαιμων des *Theophanes* für unsern *Zaunkönig* (*Motacilla troglodytes*) zu erklären. Diesen Vogel salzten die Alten ein, verbrannten ihn zu Asche und gebrauchten die letztere als Harntreibendes Mittel. S. 83 wird der Name der *orkadischen* Inseln seltsam genug von ὀρχις hergeleitet, weil die Inseln rund seyn. Das sind sie aber nicht: *Hoy*, *Pamona*, *Sanda* und *Eda* unter den *Orkney's* haben eine länglichte, unregelmäsige Form. Weit besser ist die Ableitung von *Ork-eyar*, *wüste* Inseln, da, nach *Wallace*, weder Bäume noch Sträucher auf denselben gefunden werden. S. 309 ist die magische Formel ἐξηφορε, zur Vertreibung der Fliegen von *Villoison* sehr gut durch *exi foras* erklärt. *Scheids*

Herleitung aus dem Arabischen und Hebräischen ist zu gezwungen.

Uebrigens hat der Verleger für gute Register gesorgt: doch ist die Correctheit des Drucks in diesem Theil etwas mehr vernachlässigt, als im ersten.

Leipzig, b. Liebeskind: *Ueber den Nutzen gewisser Bewegungen des Körpers zur Heilung hartnäckiger Hypochondrie, Gicht und einiger andern Krankheiten* von einem Nichtarzte. 1796. VIII u. 104 S. 8 (6 gr.)

Der Vf. dieses Büchleins meynt es recht herzlich gut, und er hat nicht Ursache zu fürchten, wie er häufig äufsert, dafs man seinen guten Willen bey der Abfassung dieser Schrift verkennen, oder derselben spotten werde. Aber zum guten und wahrhaft nützlichen medicinischen Volksschriftsteller gehört mehr, als guter Wille, und mehr, als der Vf. geleistet hat, und nach dieser Schrift zu urtheilen, zu leisten im Stande ist.

In seinem neunzehnten Jahre wurde er als Aufseher einer Wachsleinwandfabrik angestellt, wo er in einem Zimmer den Tag über zubringen und Nachts schlafen mufste, in welchem dreyhundert aufgespannte Leinwande und das häufige Bleyweifs und Oppiment, sammt dem Firnifs, mit welchem man die Farben anmacht, die giftigsten Dünste verbreiteten. Er litt begreiflich gar bald an heftigen Kolik und andern Schmerzen, Krämpfen und Gliederschmerzen, und als er einst wegen einer Aderlafswunde, die nicht heilen wollte, den Arm die Nacht über an den Leib festbinden liefs, war beym Erwachen der Arm steif, und als man ihn schwang, blieb er in der Höhe, wie eingeschraubt, stehen, so, dafs er nur mit der stärksten Gewalt unter heftigem Schmerz wieder herab gebracht werden konnte. Das nun hält der Vf. für Gicht, und da er durch nach und nach verstärkte Bewegung, Anfangs durch das Schwingen eines Stockes, nachmals durch das mit vorwärts oder rückwärts ausgestrecktem Arm verrichtete Aufziehn eines an einem in der Wand befestigten Rade hängenden Bleygewichts, und endlich durch allmälig verstärktes Reiten diesen Schmerz vertrieb, so glaubt er, ein Mittel gefunden zu haben, hartnäckige Gicht zu heilen.

Indefs blieben ihm, ungeachtet einer Reise, seine hypochondrischen Beschwerden, und er wurde täglich mehr überzeugt, „dafs alle hypochondrischen Beschwerden im Unterleibe *und dem Rückgrathe* ihren Sitz haben." Er stellte nun täglich dreymal erst mit dem Rücken, dann mit der rechten, dann mit der linken Seite sich gegen die oben erwähnte Maschine, und zog mit über den Kopf gestreckten Armen den Strick herab, und machte noch andre von ihm hier beschriebene Bewegungen der Arme. Indefs gesteht er hier doch ein, dafs Billardspielen, Holzsägen, Hobeln, Wasserschöpfen und andre von Aerzten angerathene Bewegungen dieselben guten Folgen haben würden, wenn man sie abwechselnd anwendete. Ungeachtet er nachmals durch Gartenarbeit seine Maschine zu ersetzen suchte, nöthigten ihn doch erneute Beschwerden zu ihr zurückzukehren. „Wer, sagt der Vf. (und diese Stelle mag einen Beweis seiner hypochondrischen Theorie von der Hypochondrie abgeben) wer einen Begriff von der Entstehung solcher Zufälle zu haben wünscht, braucht nur zu wissen, dafs der ganze menschliche Körper aus einem feinen Gewebe unendlich kleiner und gröfserer Kanäle besteht, durch die die Säfte durch die Schnellkraft des Herzens und der Gefäfse bis an die Haut getrieben werden; durch diesen Trieb wird der Umlauf des Blutes und der Säfte unterhalten: durch diesen Umlauf reinigt sich das Blut mit den übrigen Säften, und setzt zugleich die Unreinigkeit in den dazu bestimmten Werkstätten ab. Wo eine Stockung entsteht, bleibt die Unreinigkeit sitzen, und verursacht Schmerzen; solche Stockungen entstehen aus verschiedenen Ursachen." — Um einem Schmerz in der Gegend des Rückgraths zu vertreiben, will er unter den Hypochondristen eine Art zu gehen einführen, die er für die natürlichste hält, und die bey dem Allen sich sonderbar genug ausnehmen mufs. Er streckt nämlich mit jedem Schritte die Hände vor- und rückwärts so weit aus, dafs der obere Leib sich mitdrehen mufs, läfst auf jeden Schritt den Oberleib seitwärts auf die Hüfte, abwechselnd von einer Hüfte auf die andere sinken, und versichert, davon die nämliche Wirkung zu erhalten, wie von der Auflösung der Salze. — Das Sodbrennen, gegen welches er Krebsaugen in grofsen Gaben genommen (und es durch den *Mifsbrauch* dieser Arzney und der Magnesie ohne Zweifel vermehrt) hatte, lernte er durch häufiges Schlucken von Speichel, den er durch das Kauen von Süfsholz herbeyzieht, vertreiben, und meynt nun, die neuern Aerzte (vielleicht ein junger Doctor von seiner Bekanntschaft) kennten den Nutzen des Speichels zur Verdauung entweder gar nicht, oder liefsen diefs unschätzbare Mittel ganz und gar aufser Acht. Der äufserliche Gebrauch des Speichels (oder vielmehr das *Reiben* mit Speichel) stärkte die Muskeln der untern Gliedmafsen eines alten Mannes, und von andern Kuren durch den äufserlichen Gebrauch des Speichels schweigt er, „weil sie nicht schicklich wären, hier anzuführen." — „Wenn die blinde goldne Ader geschmiert wird, so nenne ich diefs einen Schnitt *in den Mastdarm* machen, *wobey das Leben allezeit in Gefahr kommt*," sagt unser Vf., und doch öffnete er, nach seiner Erzählung, mit einem Schwamme sie oft selbst, und machte sich eine örtliche Aderlafse. — Einen krampfhaften Schmerz in den Fingern vertrieb er durch Kamillenthee. —

Frankfurth u. Leipzig: *Die Kunst, schöne Kinder zu zeugen.* Nichts weniger als Posse. Ein Handbuch für junge Eheleute von *Andreas Gumpmann*, Doct. Med. 1792. 156 S. 8.

Alle Vorschläge laufen darauf hinaus, die Eltern sollen ihre Einbildungskraft mit schönen Bildern von einander und von dem Kind, dem sie Daseyn zu geben wünschen, schwängern. Wenn wirklich nicht die

fra

feinsten und versteckteften Anlagen und Richtungen des Geistes und Körpers sich fortpflanzen sollen, die in dem Augenblicke der körperlichen Vereinigung gewiss nicht thätig sind, sondern nur das *jetzige* Verhältniss beider Eheleute zu einander und ihre *gegenwartige* physische und moralische Stimmung von Einfluss auf das Kind ist, wie man jetzt immer lehrt, der wahren Beobachtung ganz zuwider; so muss man vorzüglich warnen, dass Niemand dieses Buch zu einer Zeit liefet, in der es möglich ist, dass er Aussicht auf Erhaltung seines Stammes erhält; denn der Eckel und die Langeweile, die es einflösst, lassen gewiss kein Kraftgefühl aufkommen und hemmen zuverlässig alle Thätigkeit der Phantasie *in dieser Stunde* nicht allein. Ein geschmackloseres, seichteres Schriftgen ist uns lange nicht zu Gesicht gekommen. Der Vf. liebt vorzüglich die dramatische Behandlung, wo denn der Schauplatz, auf dem die sprechenden und handelnden Personen auftreten, mit vieler Kunst (!) geschildert ist. Doch weiss er auch charakteristische Briefe zu schreiben! Unkeusche Worte und unsittliche Situationen wird ein solcher Schriftsteller keineswegs ängstlich vermeiden. Von diesen erwartet man hier keine Beyspiele. Aber seine Plattheit und Erbarmlichkeit müssen wir in aller Kürze belegen, obgleich es ihnen eigen ist, dass sie sich nur in weitläuftigen Sätzen ganz abdrucken. Die Dedication ist an den pfiffigsten Mann unter der Sonne, den hochseeligen Herrn Erzvater Jacob, *weiland* Sohn des weltberühmten Herrn Isaacs und *Sohn* der wunderschönen Frau Rebecca u. s. w. Der erste Abschnitt fängt an: Klingelu sie, Herr Gevatter, sie hören ja, wie draussen gepocht wird. Nein ist die Antwort, warten sie noch ein wenig; ich muss erst die Lichter noch einmal putzen u. s. w. S. 126 wird die Spermatologie durch das Brandweinbrennen aufgeklärt. Ein Brandweinbrenner Wisch erhält aus 88 Pf. 7 Loth Ingredienzien nur 6 Loth reinen Spiritus. 86 Pf. Rindfleisch, 2 Pf. Schockolade, ein Schock Eier und 3 Selleriegerichte geben erst ein Loth von einem gewissen edlen Safte!!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt, b. Esslinger: *Auswahl interessanter republicanischer Reden*, gesammelt und herausgegeben von *Franz Gustav Iselin*. 1795. 300 S. 8.

Je weniger wir in diesem Fache neben anderen alten und neuen Völkern glänzen, und je weniger Meisterstücke selbst diejenigen deutschen oder Schweizerischen Staaten aufzuweisen haben, deren Verfassung die Beredsamkeit mehr als andere zu begünstigen scheint: um so mehr ist der Gedanke einer Auswahl zu billigen, deren Inhalt Senatoren und Bürgern, die sprechen müssen, zum Muster dienen könnte. Rec. muss jedoch gestehen, dass diese Absicht hier nur unvollkommen erreicht wird. Nicht die Halfte der Aufsatze sind würklich gehaltene Reden; bekanntlich ist z. B. das, was Rousseau über die Staatswirthschaft schrieb (S. 213—300), wohl ein *Discours*, aber R. ist nie öffentlich aufgetreten, um vor einem Senate, Volke, oder Fürsten zu reden. Zweytens sind diese Abhandlungen und Reden sämmtlich übersetzt, und, nach dem Gefühl, des Rec. nicht eben wie Redner übersetzt werden sollten: Sie sind weder deutsche Originalwerke, noch zu deutschen *Reden* gemacht worden. Der grammaticalischen Versehen sind nicht wenige. Endlich würde z. B. der Eindruck, den Tronchins Reden (S. 1—90) machen sollen, durch eine Einleitung, worinn der Vf., der Zweck, *warum*, die Umstände, *unter welchen*, die Rathsversammlung, *vor* der er auftrat, geschildert worden wäre, nicht wenig gewonnen haben. Von diesem allem erfährt man gar nichts; und ob Rousian über Vaterland und Freyheit geredet, und vor wem, oder ob er nur davon schreibt, ist dem Rec. selbst nicht bekannt. Auf diese Mängel wollte er den Herausg. darum aufmerksam machen, weil derselbe in den Anmerkungen zu Tronchins dritter Rede sich als einen denkenden Kopf und in verschiedenen Wendungen als einen Mann zeigt, welchen das Schriftstellertalent nicht fehlt. Wenn man seine offenbar gute Absicht dazu nimmt so verdient er alle Ermunterung.

Wir wollen kürzlich den Inhalt durchgehen: 1, 2. u. 3. Tronchin (Jean Robert), Procureurgeneral von Genf, über den Partheygeist und über die Gesetze. Diese drey Reden, welche schon sonst übersetzt waren, (S. *Hallers* Bibl. schweiz. Gesch., Th. IV), haben allerdings vorzüglich verdient, wieder in Umlauf gebracht zu werden. Nur, da sie bey ihrem übrigen Werthe auch Meisterstücke der Diction sind, war die Uebersetzung kein leichtes Unternehmen; und Rec. würde sie lieber im Original wieder gelesen haben. Sie stellen die ächten Grundfesten und die Natur republicanischer Verfassungen, (die jetzt von dem Partheygeist so sehr verkannt werden,) dar. Man erkennt in ihnen den Mann, von dem Montesquieu sagte: *Den Artikel von den Republiken im Esprit des Loix versteht er besser als sich selbst.* Tronchin ist nun todt; die Regierungsform seiner Vaterstadt sah er nach mehreren Erschütterungen fallen; Freunde und Feinde derselben sind wirklich in gemeinschaftlichen Ruin verwickelt: aber die hier vorgetragene Weisheit ist keinen Revolutionen unterworfen; sie trifft die Uebertreibungen aller Partheyen. Dem Rec. war besonders merkwürdig, was über die Religion vorkommt. In diesem Puncte dachte Tronchin ausserordentlich frey; er war durchaus nichts weniger als gläubig; was er von dem Gebrauch der Religion in freyen Verfassungen sagt, hat um so mehr Gewicht; und er unterscheidet sehr sorgfaltig die denselben vortheilhafte Religion von der, (S. 41) „deren „Diener nicht mehr Bürger seyn wollten, um desto „sicherer Despoten zu werden; welche den Menschen „das geheiligte Recht der Untersuchung rauben möchte u. s. f.“ Eine hierauf sich beziehende Stelle passt so gut auf unsere Zeit, dass Rec. sich nicht enthalten kann, sie (wo möglich zur Stillung der Gänse auf unserm Capitol) herzusetzen: „Oeffentlich anzeigen, dass „die Religion bedrohet wird, heisst, sie in Gefahr set„zen; weil es eben so viel ist, als anzeigen, dass sie „eine grosse Menge Ueberläufer habe. Dadurch muss

„das Volk, als gegen Meynungen, worüber man ihm „sehr viele Leute, als hinweg zu seyn, vorstellt, ganz „gleichgültig, und, von diesem Raume frey, unbe„zwinglich werden: oder es wird in finstere Aengst„lichkeit verfallen, und da es sich von unbekannten „Feinden umringt glaubt, geneigt seyn, diejenigen „dafür anzusehen, welche Hass, Rache und Schwär„merey ihm als solche dargestellt haben!“ Er ist überhaupt der Meynung, dass nichts von der Aufklärung an sich, wohl aber davon zu fürchten ist, wenn die, welche gebieten, mit denen, welche gehorchen sollen, hierinn nicht gleichen Schritt halten. In Rousseaus Reden oder Discursen ist mehr Warme, bey Tronchin mehr Licht. Jener fällt bisweilen (wie S. 174 ff. auch Hr. Iselin wohl erinnert) in Declamationen z. B. über den Luxus, dessen Begriff und Gradationen er bey weitem nicht genugthuend entwickelt.

Im übrigen handeln seine Aufsätze 4) von Vaterland und Freyheit (S. 91—126); 5. von den Mitteln, ein Volk vom Verderben zu retten (S. 127—184), an eine wohldenkende Gesellschaft in Bern. Es ist genug nur anzuzeigen, dass 6) Rousseau über die Tugend der Helden; 7. über die Staatswirthschaft, angehangt ist. Das Ganze bleibt bey allen obigen Erinnerungen ein recht nützliches Lesebuch, zur Bildung, wo nicht von Rednern, gewiss, was mehr ist, von rechtschaffenen Bürgern.

Stockholm, in der Königl. Ordensdruckerey: *Läkaren och Naturforskaren. XI Bandet.* (*Der Arzt und Naturforscher*, XI Band.) 1794. 1 Alph. 2 Bog in 8.

Unsere Leser kennen die Einrichtung dieser Schrift schon aus der Anzeige der vorigen Theile. Nachrichten von medicinischen Vorfällen, Amtsberichte der schwedischen Provinzialärzte, Nachrichten von Hospitälern und Lazarethen und darinn gemachten Beobachtungen, von bewährt gefundenen Arzneymitteln, Recensionen von medicinischen Büchern, oft aus deutschen und englischen periodischen Blättern, Auszüge aus schwedischen medicinischen Disputationen, aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaft, u. d. g. meteorologische Anzeigen, Biographien schwedischer Aerzte, medicinische Neuigkeiten u. d. g. m. machen auch den Inhalt dieses Bandes aus. Freylich ist manches, was hier als merkwürdig berichtet wird, eben nicht unbekannt, manches kann aber besonders dem praktischen Arzt doch auf eine oder andere Art nützlich seyn. Rec. will zur Probe der hier vorkommenden Bemerkungen doch eine und die andere auszeichnen. Fast alle Provinzialärzte klagen über die zunehmenden Krankheiten, welche von vielem und starkem Brandtweinsaufen herrühren, imgleichen über die grössere Ausbreitung venerischer Krankheiten, besonders in Finnland seit dem Kriege, nicht so sehr durch Liederlichkeit als sonstige Ansteckung. In Nyland ist der Bandwurm fast allgemein. Ein Mann zu Helsingfors nahm aus Versehen statt der *Tinct. Cort. Peruv.* 2 Unzen. *Tinct. Canthárid.* in *Sp. Vini* ohne alle Ungelegenheit ein. Ein hypochondrischer Student nahm in der Distraction an 5 Quentchen Opium, und konnte auch durch alle angewandte Mittel nicht gerettet werden. Nach einem Briefe des Hn. Retzelius aus London, kennt man noch nicht recht die Angusturarinde, sie ist weder von einer *Brucea*, wenigstens nicht von *Brucea Antidysenterica* noch von *Mongolia glauca* oder *grandiflora*. Doch gewinnt diese Rinde dort immer mehr Vertrauen. Hr. *Lundmark* versichert, dass ihm die Inoculation der Pocken oft fehlgeschlagen sey, wenn er nach *Dimsdale* unreife Materie dazu genommen, bey reifer Materie aber nie. Hr. *D. Wadström* schlägt vor, bey der rothen Ruhr *Alcali Lignorum* und *Lac Aluminatum* zu versuchen. Hr. *Tengmalm* giebt in einem Briefe aus London von dortigen Krankenhäusern sehr gute und umständliche Nachrichten. Im Hospital London, wo nur 130 Betten sind, sind doch von 1740 bis 1762 in allem 457,282 Kranke aufgenommen worden. Er berichtet, dass man dort in kalten Fiebern zu viel arsenikalische Tropfen gebrauche, und dafür halte, wenn der Arsenik mit *Alkali veget.* gesättiget, und die Solution wohl aufgelöset werde, so dass nichts vom Arsenik unaufgelöst bleibe, so sey dies Mittel vorsichtig gebraucht nicht schädlich. Die *Angusturarinde*, die im Anfange Wunder that, fange doch jetzt an allmählig ihren Credit zu verlieren. Hr. *Hesselius* versichert, dass ein Decoct von Berberitzen eine lange daurende Verstopfung, wo alle andere Mittel lange nicht anschlugen, gehoben habe. Auch hat er solches ein paarmal bey Wassersüchtigen mit Nutzen gebraucht. Ein viertägiger Schmerz vom Wurm im Finger hörte augenblicklich auf, da ein elektrischer Funke aus der Mitte des schmerzenden Gliedes am Finger gezogen ward. Ein Lieutnant *W.* war von den mehresten Aerzten als einer, der unheilbar schwindsüchtig sey, übergeben. Er war engbrüstig, hustete viel und nahm ungemein ab. Der Arzt liess ihm einige Blutigeln am After setzen, die ihn so sehr erleichterten, dass er gleich anfing zu glauben, er habe keine Schwindsucht mehr. Er trank darauf den Brunnen und ward völlig gesund. In dem in Finnland nach dem Kriege grassirenden ansteckenden und tödlichen Fieber gebrauchte Hr. Ass. *Apelbaum* besonders laue Fussbäder aus Wasser und Essig, und liess Kopf und Hals mit kalten Wasser und Essig baden. Für die Mattigkeit gab er Wein, und bey geringern Leuten Brandtwein, mit Essig, Wasser, Honig und Zucker vermischt. Hr. *Naren* erzählt einen *Casus Paraplegiae perfectae*, der mit der von Hn. *Ludwig* vormals beschriebenen viele Aehnlichkeit hat. Als ein neues Mittel gegen Brennschäden wird aus den *Medical Facts and Observations*, der Essig empfohlen, worin die verbrannte Stelle so lange gebadet wird, bis Schmerz und Hitze vergeht, welches innerhalb 2 bis 3 Stunden geschieht. Dann werden noch Umschläge von Essig gebraucht. Nach vorhergegangenen Baden mit Essig werden, wo sich Brandblasen finden, solche aufgeschnitten und mit Kreide bestreuet. Hr. *Tlodin* hat in venerischen Krankheiten ein Decoct von 12 Gr. *Mercur. corrosivus albus* mit einer Unze *Tinct. martis*, gebraucht, und dadurch Kranke, die für unheilbar angesehen worden, in 7 bis 8 Wochen geheilt. Doch passt diese Cur nicht für Schwindsüchtige u. a. m.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. August 1796.

GESCHICHTE.

ZAGRAB, in der bischöfl. Druckerey: *Andreae Blaskovich de Blaskovcz historia universalis Illyrici ab ultima gentis et nominis memoria. Tomi IV.* 1794. Zusammen ungefähr (denn jede Dissertation ist besonders paginirt) 540 S. Fol.

Imp. Caesari C. Messio Quinto Trajano Decio P. F. Aug. P. M. Tr. pot. Cos. Imp. P. P. Resp. Andaut. D. D. Diese bey dem Dorfe Stenevecz (nicht weit von Agram) entdeckte Aufschrift und besonders die Worte *resp. Andaut.* können wohl eigentlich als die Veranlassung dieses gelehrten Werks betrachtet werden; über ein Drittheil desselben hat die Erklarung dieser Zeilen zum Gegenstand. Es ist nicht zu laugnen, dass das Buch über die Geographie des an der Sau gelegenen Pannoniens neues Licht verbreitet, und besonders die sich darauf beziehenden Stellen der Itinerarien besser erläutert als je zuvor geschehen ist. Auch über andere, besonders pannonische Gegenstände ist, wie bey einer so weitläuftigen Ausführung zu erwarten ist, viel merkwürdiges gesagt worden. Die sehr dunkle Geschichte eines der würdigsten Kaiser, dessen Tugend mit dem Schicksal des fallenden Roms kämpfte, erhält beträchtliche Erläuterungen. Ueber den Anfang der Geschichte Illyriens ist eine eigene (nicht die beste) Dissertation beygefügt. Ausserdem ist wenigstens bisher dem Rec. nichts vorgekommen, wodurch der vielversprechende Titel gerechtfertiget würde. Er findet nur noch beyzufügen, dass die Schreibart altrömisch, und die Form wenigstens insofern gefällig ist, als die unzählichen Anführungen anderer Autoren den Text nicht immer unterbrechen, sondern meist notenweise angebracht sind.

Genauer wird, was hier zu suchen ist, aus einer umständlicheren Nachricht von dem Innhalt jeder Dissertation erhellen. *Diss. I. Itineraria et decora Pannoniae Saviae:* Sie ist die Grundlage der übrigen. Obige Inschrift ist schon 1758 entdeckt, und, wie aus der Dedication zu schliessen ist, diese Erläuterung derselben schon 1781 abgefasst worden. Der Hauptzweck ist, zu zeigen, dass in dieser Gegend Pannoniens eine freye Republik *Andautonium* unter dem Römischen Schutz geblühet habe. Die Ruinen der Stadt erstrecken sich anderthalb Stadien weit bis an die auch in Trümmern liegende Burg Susted auf der Höhe, an deren Fuss die Krapina sich mit der Sau vereinigt. Die Gegend wird von Seiten der Fruchtbarkeit und Gesundheit, und in Ansehung der mercantilischen und militarischen Vorzüge der Lage so geschildert, dass man allerdings wohl sieht, wie natürlich der Gedanke gewesen, eine Stadt allda zu gründen. Hierauf wird ihr Verhältniss zu anderen auf der Heerstrasse liegenden Ortschaften gezeigt. Japydien, Istrien, Liburnien und Pannonica liefen bey Szeniesnak zusammen; der Ort wird also wohl *Ad Fines* genannt worden seyn. Hier kömmt nun über die Landmarken Pannoniens und Noricums viel Merkwürdiges vor. Es werden drey Pannonien statuirt; es wird gezeigt, wie Valeria aus dem ersten und zweyten gebildet, jenes (das erste P.) aus dem ripensischen Noricum wieder ergänzt, oder und unter *Saupannonien* aber von diesen Veranderungen unberührt blieb. Die Polstation *Aquae vivae* war in Rogatecz; hier trennten sich die nach Sissek und Sirmium laufenden Strassen. Das Dorf Kollari möchte *Populis;* die Stadt *Jovia* Krapina seyn. *Piri* wäre Konesina, und *Lentuli* Kassina. *Serena* bey Szeverin u. s. f. Alles dieses wird aus Gegeneinanderhaltung der Itinerarien und der Natur und Monumente gezeigt; die wichtigen Orte *Mursa* (Essek), *Cibalis* und ihr weiter Sumpf (*palus Hulca*) bleiben nicht unbeleuchtet. *Diss. II. tituli Impp. et forma reip. Andautonienſis:* erläutert sowohl die in obiger Aufschrift als in einer andern, eben auch hier zu Ehren der Gemahlin des Decius, *Herennia Etruscilla*, vorkommenden Titel. Die Kaiserin heisst auf dem Stein *Mater Castrorum.* Es kann ganz wohl seyn, dass sie den gewissenhaften Gemahl bestimmt hatte, nach dem Willen der Legionen den Purpur zu nehmen. Weiter wird gezeigt, wie Hostilianus eigentlich der *angenommene* Sohn des Kaisers gewesen. Beyläufig wird erwiesen, (was freylich auch schon von anderen geschehen ist,) dass der Titel *Pont. Max.* nicht mit Philippus aufgehört, sondern bis auf Gratianus perpetuirt worden. *Diss. III. Chronologia Decii:* Dass Philippus in allem fünf Jahre sieben Monate, Decius vom May 249 bis in die Mitte des Decembers 251 regiert habe. Aus den Steinen wird auch das Andenken, wie es scheint, mehrerer von ihm erhaltenen Siege erneuert. Es ist eine Tabelle der von 240 bis 254 laufenden Münzen von Viminacum angehängt. *Diss. IV. Herenniae Etruscillae marmor illustratum:* Es wird wahrscheinlich gemacht, dass Decius eben in Andautonium oder dem Gebiete dieses gemeinen Wesens die Kaiserwürde angenommen. *Diss. V. Urbs secunda et fines reip. Andauton.:* Das Denkmal der ersteren Stadt, aber ohne ihren Namen, hat sich im Dorf Schitarievo gefunden; Rec. scheint Andautonium eine weitgedehnte *Civitas* gewesen zu seyn. In dem Namen des Dorfs hat sich das Andenken einer *Scutaria* erhalten, deren Lage und Spuren untersucht werden. In der Note geschieht von dem Steine Meldung, der unter Commodus *reip. Jasorae* gedenkt, welches Diss. VII. S. 25 in *Jasorum* verbessert wird. *Diss. VI.*

Urbs tertia reip. A. et decora Saviae. Die Exiſtenz der erſtern gründet ſich auf eine bloſſe Vermuthung; es hätte, ſo ſeyn *ſollen* oder *können.* Schon merkwürdiger iſt *Diſſ VII. Ius Andauton. rerump. ſub Romanis*, worinn der Grad von Freyheit unterſucht wird, welcher ſolchen Gemeinheiten gelaſſen wurde. Von allgemeinerm Intereſſe iſt endlich *Diſſ. VIII. Vetuſtas, eminentia et fines Pannoniae Saviae, et praefidum ſeries, ad Licinium et Conſtantinum Augg.* Was von der Geſchichte dieſes Pannoniens in römiſchen Schriftſtellern, auf Münzen und Steinen ſich irgend vorfand, iſt hier geſammelt: beſonders die Folge der Vorſteher möglichſt vollſtändig. Es wird gezeigt, daſs obwohl der Name dieſer Abtheilung erſt bey Sex. Rufus vorkömmt, ſie doch weit älter iſt, ja Unterabtheilungen, ein zweyfaches Praetorium, von Alters her hatte. Mit Vergnügen ſtöſst man auf Denkmäler *Trajans* und *Hadrians.* Um eben dieſes Land ſcheint ſich *Aelius Verus* beſondere Verdienſte erworben zu haben. Es werden billig auch ſolche Steininſchriften mitgetheilt, die in wenig bekannten oder dergleichen Büchern ſtehen, wo man ſie nicht ſucht (wie in *Veſzprémi biogr. medic. Hung.*). Die Geſchichte der *Legio Fulminatrix* iſt S. 55—73 etwas ausführlich vertheidiget; der Vf. ſucht zu zeigen, daſs Dio, wo er ſie lang vor jenem Quadenkriege ſo nennt, dieſes *anticipando* gethan. S. 81 ſucht er darzuthun, daſs M. Aurelius nicht in Wien, ſondern zu Sirmium ſtarb. Das Itinerarium, oder vielmehr die Grundeinrichtung deſſelben, ſchreibt der Vf. ihm zu. S. 91. Erwähnung der Begünſtigungen, welche Siſſek von Severus empfangen, welche daher *colonia Septimia Siſcia Auguſta* hieſs. Denkmal der gemeinnützigen Arbeiten, welche man durch die Soldaten thun lieſs: *Claudianus pr. pr. praefidium vetuſtate collapſum manu militum reſtitui fecit.* In Pannonien ein Stein, der das Andenken des Conſulates *Caſſii Dionis* enthält, welcher Geſchichtſchreiber bekanntlich *Praeſes* dieſes Landes geweſen war: wie faſt alle von derſelben Zeit an bis auf Diocletianus bekannte Vorſteher dieſer Provinz den Thron beſtiegen. S. 103. ein Stein, wo Decius *Reſtitutor Daciarum* heiſst. *Munatius Plancus Paulinus* siebzehn Jahre lang *Praeſes Pannon.* S. 105 ſqq. merkwürdige Nachrichten über die Spuren von *Sirmium*; die Waſſer haben ihr Bette, wohl gar gedrängt von Ruinhügeln, verändert; die Stadt gieng oſtwärts über Semlin hinaus. S. 111 bis 119 Verzeichniſs von Münzen aus dieſer Gegend. S. 136 ein unlängſt aufgefundenes Denkmal eines Officiers L. Funiſulanus, *donati, bello Dacico, coronis murali, vallari, claſſica, aurea; haſtis puris quatuor, vexillis quatuor.* Mit den bisher excerpirten gründlichen Arbeiten contraſtirt ein wenig, was nun unter dem Titel *hiſtoriar. Illyrici Liber. I.* folgt. Eine kurze Darſtellung der Genealogie des illyriſchen Stammvaters wird dies Urtheil beſtätigen. *Noah*, von dem bewieſen werden will, daſs er auch Saturnus, Hannakus der Phrygier und der argoliſche Inachus war, zeuget, nebſt anderen zwey Söhnen, *Japhet*, das iſt, Neptunus; dieſer den *Javan*; (wen anders als den Cyclopen Polyphemus?) den Vater des Illyrius, der ja wohl Elisa ſeyn kann, deſſen Name 1 Moſ. 10 in *Eliſa* verſchrieben iſt. Dieſe Verirrungen ſind begreiflich: der Vf. wie viele andere mit Eruirung der Alterthümer aus Aufſchriften beſchäftigte Männer hatte ſich gewöhnt, auf einen einzigen Punct ſeine Aufmerkſamkeit zu fixiren; über römiſche Zeiten hatte er Hulfsmittel, die ihn leiteten; in der fabelhaften Zeit hatte er keine Haltung. Da geſchah ihm wie den heiligen Mönchen auf dem Berg Athos im vierzehnten Jahrhundert: indem ſie ihr Auge immer auf den Nebel hefteten, ſahen ſie zuletzt das unerſchaffene Licht vom Berg Thabor. Allein das thut dem Werthe deſſen, was der Vf. aus Büchern, Steinen und Münzen mit tiefer Beobachtung herauszubringen gewuſst hat, keinen Abbruch; und Rec. wünſcht ſehr, eine Folge dieſer Arbeiten zu ſehen: denn ſo wie der Vf. aus der Noachiſchen Zeit in die hiſtoriſche ſchreitet, wird er feſtere Tritte thun, und man wird ihm folgen können.

HERMANNSTADT, b. Hochmeiſter: *Geſchichte der aboriginen daziſchen Volker* in Abendunterhaltungen von *Michael Lebrecht*, Prediger an der Kloſterkirche. 1791. 416 S. 8.

Dieſes Buch, deſſen Aeuſſerliches, beſonders der Druck, etwas abſchreckendes hat, und welches auch nicht ohne beträchtliche Mängel iſt, verdient eben darum nachgeholt zu werden, weil das Gute, das es enthält, ſonſt überſehen werden dürfte. Es enthält, freylich mit vielen Abſchweifungen in die gothiſche und hunniſche, auch entferntere, Geſchichte, die Geſchichte der Volker, welche Siebenbürgen von Anfang der Hiſtorie bis in das zehnte Jahrhundert beſeſſen zu haben ſcheinen. Die Form von Abendunterhaltungen iſt wohl nicht die glücklichſte, aber auſſerweſentlich und ohne merklichen Einfluſs auf das Ganze. Die hiſtoriſche Erzählung ſcheint ſelten aus den Quellen, doch aus guten Büchern, den hiſtoriſchkritiſchen Arbeiten *Timon's, Pray's, Benko's* u. a. über Siebenbürgen, in Sachen des byzantiniſchen Reichs aus *le Beau* über die *origines gentium* aus *Deguignes* genommen, und dieſes nicht immer mit gehöriger Genauigkeit geſchehen zu ſeyn. Empfehlenswürdig iſt aber das Werk durch den, daſſelbe belebenden, Geiſt reiner Humanität, welcher beſonders in einem populären Buch das gröſste Lob verdient.

Die Beweiſe dieſes Urtheils werden ſich bey einzelen Stellen ergeben. Wir wollen bey den Fehlern anfangen, um uns ruhiger dem Lob des Guten zu überlaſsen. S. 12 ſoll Kain dem Sineſiſchen Reich ſeinen Namen gegeben haben. S. 16 Dacien heiſse wohl von *audacia* ſo. S. 20 ſteht eine für die Abendunterhaltung mit der Frau von T. etwas unfeine Anmerkung, die wir auch nicht für wahr annehmen können; „die nak„ten Weiber der alten Scythen ſeyn in der Hälfte ih„res Lebens *nicht halb ſo wollüſtig* geweſen, als die „*züchtigſten* Damen unſerer Zeit *in ihrem vierzehnten* „*Jahr.*" S. 31 Mariza ſey der türkiſche Name des Hebrus (längſt vor den Türken wurde er in der Landesſprache ſo genannt). S. 31 f. dringt L. Calpurnius Piſo über die Gebürge Rhodope *und Caucaſus.* S. 46 wird

zwei-

zweifelhaft davon gesprochen, ob Trajans Säule noch steht. S. 109 wird die Edda (das ist arg) Carl dem Grofsen zugeschrieben. S. 142 und mehrmals, heifst Kaiser Gratianus Oheim des Valens, (da es umgekehrt ist); S. 402 der H. Martinus von Tours *Bischof zu Turin in Frankreich*. Genug um zu zeigen, dafs über dergleichen Puncte das Buch eine Revision bedarf.

Dafür S. 21 f. eine richtige Würdigung der gepriesenen Tugend wilder Völker. S. 24 vernünftige Grundsätze der Freyheit. S. 37 ff. des Decebalus Geschichte ganz gut, mit Bemerkung von Localitäten, die nur der Einlander wissen kann, und selbst kritischer Prüfung der alten Erzählungen aus gleicher Quelle. Wie denn der Vf. immer sehr schätzbar ist, wo er, wie oft geschieht, Volkssagen und Sitten anführt; S. 73. 89. 90. 92. 98. 100 und häufig. S. 111 f. eine herrliche Stelle über Religionspartheyen: „Maulwürfe „zanken mit Ameisen, welche Parthey den Herrn des „Gartens besser kennt. Katzern auch die Sterne ein„ander, darüber dafs nicht alle gleiches Licht haben?" *u. s. f.* S. 115, „Man verfolgte das Christenthum, weil „durch seine unkluge Bekenner der Same der Uneinig„heit in sonst ruhigen Staaten ausgestreut wurde." S. 176, der Wunsch, „dafs doch alle Generale die „Sache ihrer Fürsten wenigstens zur Hälfte zu ihrer „eigenen machen möchten." S. 246, von ursprünglicher Freyheit und weit spätern Anfang der Leibeigenschaft. S. 248, Eine menschenfreundliche Stelle zu Empfehlung eines eben so fähigen als gedrückten und vernachläfsigten Volks, der Zigeuner. S. 377 der Name Siebenbürgens in einer Urkunde am Ende des eilften Jahrh. (Den Namen *Erdeel* hat der Vf. nicht berührt.) Von 411—416 eine gedrängte Recension und sehr billige, vernünftige Würdigung der nach und nach in das Christenthum aufgenommenen Gebräuche und Formen. Das Resultat ist, man habe „die rohen Menschen mit etwas Geklapper unterhal„ten," und vor das A B C Buch der Gottesfurcht so „Bildchen hinmahlen müssen, woran ihre sinnliche „Kindheit sich satt sehen könne."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM: *Journalisten, eller Utvalda Samlingar i blandade ämnen Hämtade i synnerhet ur de Nyaste och Basta Engelska Journaler till hytta och nöje för Medborgare af Pagge Kinen.* (*Der Journalist, oder ausgesuchte Sammlung vermischter Abhandlungen, grofstentheils* aus den neuesten und besten englischen Journalen, zum Nutzen und Vergnügen der Mitbürger beiderley Geschlechts.) IV Tom. I—IV Quartal. 766 S. mit vielen zum Theil saubern Kupfern. gr. 8.

Der Redacteur dieser schwedischen beliebten Quartalschrift, die nun schon einige Jahre fortgedauert hat, ist ein junger Gelehrter, der sich mit seinen Eleven selbst in England aufgehalten und sich dort mit der englischen Literatur sehr genau bekannt gemacht hat. Die Auswahl so wie die Mannichfaltigkeit und die Abwechselung in den Materien ist gut, die Schreibart rein und fliefsend. Achtung für Religion und Sitten ist nie beleidiget. Unter einer Menge eingewebter kleiner Erzählungen zum Vergnügen sind die meisten natürlich, ohne ins übertriebene Romantische zu verfallen. Auch liest man Artikel über ernsthafte und wissenschaftliche Gegenstände, bisweilen kleine Abhandlungen, aber so wie billig in einem solchen Journal, immer für alle faslich und populär. Rec. will nur einige derselben hier kurz bemerken. z. B. Aus der Historie und Statistik: Die Nachrichten von der Religion, den Geistlichen und den Heirathen der Sineser, nach Grosier; über die ehmalige Pracht des Hofes zu Mexico; über Hollands Staatsverfassung und Handel, nach Zimmermann; über den Charakter der Konigin Elisabeth von England, nach Whitacker, wenig zu ihrem Vortheil; über das Englische Parlement (unzureichend); über den Ursprung des Sklavenhandels; dann die Beschreibung von Loretto, von London, vom Tower daselbst, von Gibraltar; von Jamaica, u. dgl. Aus der Physik, Naturhistorie, Chemie, als: über den mannichfaltigen Nutzen und die Kraft des Wassers für die Gesundheit, nach D. Rutty; über das Küchensalz, dessen Ursprung und Bereitung; über ein besonderes Insekt, Libella, das nur einige Tage lebt; über die Ausdehnung des Wassers beym Gefrieren, nach Williams; die Naturhistorie des Ichneumons; über das ewige Feuer in Persien; physische Bemerkungen und Versuche über die Kälte: über die Figur und Bewegung der Erde; chemische Untersuchung, ob der Gebrauch der kupfernen Gefäfse bey Bereitung der Speisen gefährlich sey; Beweis, was das Wasser bey Menschen ausrichten könne; Exempel von lebendigen in festen Steinen gefundenen Thieren; über die Gesetze der Vegetation; über den Ocean und die Ursache der Salzigkeit seines Wassers. Aus der Heilkunde: über den grofsen Nutzen der spanischen Fliegen in langsamen Brustkrankheiten, nach Tarangets Erfahrung; über den grofsen Nutzen des Badens in warmen salzen Wasser. Aus der Philosophie, Moral u. dgl. über die Vorzüge der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung; über den Instinkt bey Menschen und Thieren; Beweis, was die Gewohnheit bey Menschen ausrichten könne; Versuche über die Freundschaft. Aus der Oekonomie; wie man die Insekten auf Obstbäumen vertilgen und die Rübenpflanzen für Ungeziefer bewahren könne; wie man den Lichtern und Lampen den Dunst benehmen könne; wie alle Bäume fruchttragend zu machen sind, nach Prof. Halle; ingleichen, wie man äufsere Schaden an Obstbäumen heilen könne; leichte Methode durchscheinendes Papier zur Abnahme von Copien beym Zeichnen zu machen; Beschreibung eines Firnisses, verschiedenen Holzarten das Ansehen von Mahagony zu geben. (Man nimmt 2 Quent. Drachenblut, ein Quent. Alkannawurzel, ½ Quent. Aloe; auf diese Ingredienzien giefst man 8 Loth starken Spiritus, und wenn solcher die Farbe aus den Kräutern gezogen hat, überstreicht man das Holz damit, mit einem Pinsel oder Schwamm, nachdem es vorher in Scheidewasser ge-

beizt worden.) Aufser einigen Anekdoten von berühmten Männern sind besonders die biographischen Nachrichten von La Fontaine, Arioft, Hanway, Elliot, Corregio, Händel, und Pitt angenehm. Die Portraite von Handel, Pitt, Arioft, Corregio, Elliot, sind den biographischen Nachrichten beygefügt. Die übrigen Kupfer stellen Loretto, London, den Tower, Gibraltar, Jamaica, und einige Landgüter vor. Am Ende eines jeden Quartals sind kurze Recensionen von neuen englischen Büchern angehängt.

Leipzig, b. Meyer: *Nützliche Sachen für den lieben Bürgers- und Bauersmann, um Betrüger zu entlarven, Geld zu sparen und Verbesserungen von mancherley Art anzubringen* 1796. 258 S. 8 (12 gr.)

Der Inhalt der 28 Aufsätze dieser Sammlung betrifft gröfstentheils interessante Gegenstände aus der Oekonomie, Technologie und Medicin. Sie scheinen manche zweckmäfsige Belehrung und Berichtigung der Begriffe zu enthalten, und Lesern aus den beiden bemerkten Klassen vielfach nutzbar werden zu können. Von allgemeinerm Interesse fand er die Aufsätze: VI. *Haben die Stellungen der Sterne in der Stunde unserer Geburt einen Einfluss auf unser Schicksal?* — X. *Goldmacherey.* XI. *Ware es wohl gut, wenn es immer beym Alten bliebe?* — In dem letztern Aufsatze ist eine sehr wichtige, aber auch sehr schwierige Frage mit vieler Klarheit, Unbefangenheit und Ruhe beantwortet; so, dafs der Vf. seinen Leser auf einen glücklichen Mittelweg zwischen grundloser Anhänglichkeit an das Alte und träumerischer Neuerungssucht hinweiset. — Bey der Anordnung der Aufsätze wäre doch wohl etwas mehr Sorgfalt zu wünschen. Es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn auf den zuletzt erwähnten Aufsatz von so allgemeinem und hohem Interesse sogleich unter XII. *Vorschläge die Wanzen zu vertreiben* folgen.

Augsburg, b. Stage: *Etwas über die Frauenzimmerbildung*, von *Ph. J. Karrer* des Ministerii ordinirten Kandidaten. 1793. 98 S. 8. (7 gr.)

Eine aus bessern und schlechtern Schriften für Frauenzimmer zusammengeraffte Compilation, die von den häfslichsten Druckfehlern und Provincialismen wimmelt. Die Lehren und Regeln sind zum Theil gut; Auswahl und Ausdruck und namentlich die im XII Abschnitte enthaltenen Verhaltungsvorschriften *für Dienstmagde* zeigen übrigens, dafs der höfliche Vf. für *Frauenzimmer* aus den untersten Bürgerklassen geschrieben habe.

Augsburg, b. Riegers Sohnen: *Der Krankenbesuch* in seinen Eigenschaften nach der physischen und moralischen Lage der Kranken; Systematisch-praktisch bearbeitet vom Verfasser des Katecheten. I B. 1793. 340 S. II B. 1793. 319 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem Begriffe, den Absichten und Obliegenheiten des Krankenbesuches; im Werke selbst handelt er von der *physischen* Lage des Kranken, welche den ganzen ersten Band einnimmt; im zweyten Bande von der *moralischen*; wozu noch ein drittes Bändchen *von den Heilmitteln* kommen soll.

Der Vortrag ist zwar etwas weitschweifig, allein das Bedürfnifs derjenigen, für welche das Buch geschrieben ist, mochte diese Weitläufigkeit wohl entschuldigen, wo nicht gar rechtfertigen; denn es ist nur allzu wahr, dafs die meisten Landgeistlichen selbst bey den Protestanten, und noch mehr bey den Katholiken, besonders von der Gesundheitspflege des Leibes sehr wenig verstehen. Es ist daher sehr zu wünschen, dafs viele Pfarrer dieses Buch fleifsig lesen und benutzen. Die Sprache ist nicht ganz rein; aber überall leuchtet die gute Absicht des Vfs. und eine richtige Urtheilskraft hervor.

Leipzig, in d. Weidmannischen Buchh.: *Natur, Menschenleben und Vorsehung*, von *J. A. E. Götze.* V Band. 643 S. VI Band. 508 S. 8. nebst Register über alle 6 Bände. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch in diesen zwey Bänden liefert der Vf. sehr zweckmäfsige Beyträge zur Unterhaltung und Belehrung des gröfseren Publicums. Wir empfehlen das Buch besonders Predigern und Schullehrern, die gewifs gröfsen Nutzen daraus schöpfen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Bernburg*, b. Bergemann: *Gedächtnifspredigt zum dankbaren Andenken des am 9 April 1796 selig entschlafenen Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Albrechts, weyland ältestregierenden Fürsten zu Anhalt*, am 1 May in der Schlofskirche zu Ballenstedt gehalten, und auf höchsten Befehl zum Druck übergeben von *J. C. Paldamus*, Fürstl. Hofprediger, und Pfarrer zu Rieder, 1796. 40 S. 8. Der Vf. spricht in dieser Predigt zwar mit der Dankbarkeit und Rührung eines Mannes, der die vortrefflichen Eigenschaften und die grofsen Verdienste seines verewigten Fürsten kennt und verehrt; aber auch mit der Würde und mit dem Ernst eines Lehrers der Religion, der den Ton der Schmeicheley verschmäht, und es nicht verschweigt, dafs der Verstorbene Mensch war, und seine Fehler hatte. Eben so freymüthig wird der neue Regent an seine Pflichten erinnert, ohne dafs der Redner die Ehrerbietung verletzte, die er demselben schuldig ist. Der Befehl des nun regierenden Fürsten, dafs diese Predigt gedruckt werden sollte, ist ein sehr rühmlicher Beweis, dafs man dem redlichen Eifer des edlen Greises, der sich bey dieser Gelegenheit auf eine so würdige Art zu erklären wufste, den Beyfall nicht versagt hat, den er verdiente.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voſs*. 1793. Homers Ilias. Erſter Band. 318 S. Zweyter Band. 339 S. Homers Odyſſee. Erſter Band. 272 S. Zweyter Band. 263 S. gr. 8. Mit einem Titelkupfer und drey Karten. (6 Rthlr.)

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Proſa und in Verſen zu übertragen ſich bemüht hat, von der ſyriſchen bis zur engliſchen, kann ſich vielleicht keine der Urſchrift mit einer ſo glücklichen Treue nähern, als die deutſche. Schon das giebt ihr hiebey einen entſchiednen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einſeitig ausgebildeten neuern Sprachen, daſs in ihr allein die metriſche Kunſt der Alten, in ſo fern wir ſie kennen, und auf uns anzuwenden vermögen, feſten Fuſs gefaſst hat, da hingegen bey den Italienern, Spaniern, Franzoſen, Engländern, der Verſuch ſie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben iſt, und nur noch unter den literariſchen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unüberſehlich groſser, Vortheil liegt in der Freyheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateiniſchen Sprachen, wie die römiſche ſelbſt, beynah gänzlich entbehren. Indeſſen giebt es noch andre Gründe, warum dieſer letzten weder ihr klaſſiſches Anſehen noch ihre griechiſche Erziehung für eine Ueberſetzung Homers ſonderlich zu Statten kömmt. Wie ihre Einfalt roh und ungeſchlacht geweſen war, ſo wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüthe der begünſtigenden Natur. Die Formen ihres poetiſchen, beſonders ihres epiſchen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des alexandriniſchen Kunſtfleiſses. Ihr heroiſcher Vers war zu ſtolz, um zu der ſchmuckloſen, aber goldnen Beſcheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unſchuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraſeologiſchen Uebungen der neuern iſt hier nicht die Rede; aber wären die altrömiſchen Arbeiten in dieſem Fach nicht verloren gegangen, ſo möchten wir leicht die Odyſſee des Livius Andronicus in ihrer harten Treue homeriſcher finden, als die abgerundetſte Nachbildung aus dem Zeitalter des Auguſtus.

Dieſe Betrachtungen führen auf einen Umſtand, der tiefer in das Weſen der Sache greift, ja worauf alles ankömmt. Im Geiſte unſrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unſrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins ſind, eine ſehr vielſeitige Bildſamkeit. Der Eifer des Deutſchen, alles Ausländiſche gründlich zu kennen, ſeine Willigkeit, ſich in die entlegenſten Denkarten und in die abſtechendſten Sitten zu verſetzen, die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohnteſten Tracht, huldigt, ſind oft in Nachahmungsſucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber ſie erheben ſich allmählich immer mehr zu freyer Aneignung des Beſten. Beſtimmte, ausſchlieſsende Nationalrichtungen machen unſre europäiſchen Mitbürger groſsentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beſchränken ſie daher ganz allein auf einheimiſchen Reichthum oder einheimiſche Armuth. So viele angebliche Liebhaber des klaſſiſchen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren: wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erſt in ihrem Kopfe traveſtiren müſsten, um ihn genieſsbar zu finden? Unſtreitig iſt unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu leſen, am wenigſten ſelten, und da die Mutterſprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorſtellungen und Gefühlen ſeyn muſs, ſo hängt damit eine vorzügliche Anlage der unſrigen, ſie in ihrem wahren Geiſte zu überſetzen, nothwendig zuſammen, ja ſie iſt nur eine verſchiedne Anſicht derſelben Eigenſchaft.

Es können daher auch an eine deutſche Ueberſetzung Homers Foderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre, bey einer franzöſiſchen und ſelbſt bey einer engliſchen nur zu denken: aber eben dies macht das Unternehmen um ſo ſchwieriger, und eine gelungene Ausführung um ſo verdienſtlicher. Die Sprache iſt an ſich ein todtes Werkzeug, und wartet auf den Künſtler, der durch einen geſchickten Gebrauch darthut, was ſie in irgend einer Gattung zu leiſten vermag. Daſs dieſer ſich oft nicht ſo leicht findet, beweiſen die verunglückten Verſuche poetiſcher Ueberſetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfaſſern, von Bodmer, Stolberg und Bürger (nämlich die Proben ſeiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erſcheinung der ältern Voſſiſchen Odyſſee gemacht worden ſind. Sie trug zuerſt den ungetheilten Beyfall der Kenner verdienter Weiſe davon. Allein der Kenner ſind wenig, und für ein Werk dieſer Art war unter uns weder enthuſiaſtiſche Aufnahme bey der Menge, noch angemeſſene Belohnung zu erwarten. Dieſer vorauszuſehende Kaltſinn hat indeſſen Hn. *V's.* edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unſre Literatur zum zweytenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyſſee, und einer neu verdeutſchten Ilias. Der in unſerm Zeitalter ſo ſeltne männliche Ernſt, die gewiſſenhafte Strenge, womit dieſer Schriftſteller das zu errei-

erreichen ſtrebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntſchaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntniſſe, wovon er unterdeſſen ſo manchen Beweis gegeben; die reifere Selbſtſtändigkeit eines Dichtergeiſtes, der in der *Louiſe* den Stil des joniſchen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauſchte, aber durchaus reine, zarte und ſchöne Darſtellungen anzuwenden gewuſst; die ſorgfaltige Bearbeitung des deutſchen Hexameters, in deſſen Bau er von Seiten der Schönheit, wenn gleich nicht des Ausdrucks, ſelbſt Klopſtock, den Lehrer dieſer Kunſt, übertroffen hat; dies alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgeſtellte Ueberſetzung werde kaum noch etwas zu wünſchen übrig laſſen, da jene erſte ſchon ſo viel geleiſtet hatte. Sollte ſie nicht ganz befriedigt worden ſeyn, ſo liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundſätzen, welche Hn. *V.* bey ſeiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fodern alſo eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann ſich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen ſo viele Schriftſteller ſchon durch ihre ſorgloſe Eilfertigkeit geſichert ſind.

Wieland hat ſehr richtig bemerkt (im T. Merkur 1795. 12 St.), daſs für eine Ueberſetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchſtablicher Genauigkeit zu entfernen, der ſich ſo leicht an dieſen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchſte, ja faſt das einzige, Geſetz ſeyn muſs. Es giebt Werke, bey deren Nachbildung künſtleriſche Willkühr immerhin ihr freyes Spiel treiben mag, wie ſie es bey ihrer erſten Hervorbringung trieb. Eine Copie derſelben, ſey ſie noch ſo unähnlich, hat ihren Werth, wenn ſie für ſich betrachtet gefällt. Die Sache wird ſchon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf perſönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darſtellen wollen, auch einen unwillkührlichen Abdruck ſeines innern Selbſt gegeben hat. In einem einzelnen Weſen iſt nichts abgeſondert vorhanden: alle ſeine Charakterzüge ſtehen in durchgängigem Zuſammenhange, und wenn ihre innerliche Beſtandheit ſich auch nicht immer nach Begriffen erklären läſst, ſo kann ſie doch gefühlt, faſt möchte man ſagen, angeſchaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen ſind daher oft hinreichend, ein falſches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität läſst ſich nicht in Stücke zerlegen; ſie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyſſee bewundern und lieben, iſt zwar nicht die Perſon des Dichters: ihn allein ſuchen wir vergebens in einer Götter- und Menſchenwelt, die ſonſt alles zu umfaſſen ſcheint. Eben daraus ſind ſo viele verkehrte Urtheile über die Homeriſche Poeſie entſtanden, daſs man ſie als den glücklichen Erguſs einer ungewöhnlich reichen Organiſation, oder gar als die abſichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat; als nothwendiges Reſultat einer durch groſse Naturgeſetze beſtimmten Form der Menſchheit, und zwar einer reinen und vollſtändigen Form, die in ihrer Art ein Höchſtes war, wird ſie ihre Anſprüche auf die Ehrerbietung des geſammten Menſchengeſchlechtes ewig behaupten. Homer iſt Organ ſeines Zeitalters, und dies giebt ihm ein höheres Anſehen, als ſeiner beſondern Perſönlichkeit zukommen konnte. Wer ihn in eine fremde Geſtalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, ſondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorſtellungen von dem Aelteſten unter den Alten, von dem erſten Griechen, wenn wir ſo ſagen dürfen, müſſen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der griechiſchen Bildung verſtricken, weil man in ſeiner kindlichen Dichtung ſchon die Keime von Allem, ſelbſt dem Edelſten und Schönſten, wozu dieſes Volk ſich von irgend einer Seite erhoben hat, ſich regen und entfalten ſieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter laſſe ſich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer dieſen nicht verſtehen lernen will, kann jenen nicht genieſsen. Man hat es ja genug erlebt, wie ſich die ſchönen Geiſter, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müſſen, armſelige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da ſind. Nur einem ſeichten Geſchmacke kann z. B. in Popens Ueberſetzung oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mishelligkeit zwiſchen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er iſt? Die grammatiſche und antiquariſche Auslegung iſt hiebey noch das geringſte, ob ſie gleich Schwierigkeiten genug hat, ſo daſs ſelbſt die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches unerklärliche übrig laſſen würden, wenn wir ſie auch alle hätten. Aber bey der doppelten Beziehung der Wörter nach aufsen auf Gegenſtände, von denen wir gar keine ſinnliche Anſchauung haben, und die wir erſt durch ſie kennen lernen müſſen, und nach innen auf einen Kreis von Vorſtellungen, auf eine Anſicht der Dinge, die von der unſrigen unendlich weit abſteht, ſind wir den mannichfaltigſten Täuſchungen ausgeſetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der ſpätern wiſſenſchaftlichen Ausbildung in eine Sprache, der es gänzlich an abgezognen, und, für alles, was Erſcheinung oder Wirkung des innern Menſchen iſt, auch an genau beſtimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach ſchwankenden ſinnlichen Wahrnehmungen ſondert und zuſammenfaſst. Das Medium iſt um ſo trügender, weil oft bey den Fortſchritten der Cultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer daſſelbe geblieben iſt. Der Eindruck, den eine dichteriſche Darſtellung machen ſoll, hangt endlich nur dem kleinſten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redeſätze ab, in ſo fern der Verſtand ihn ausmachen kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beſeelter Töne nimmt die Poeſie, beſonders die Naturpoeſie welche der eigentlich ſchönen Kunſt und der Wiſſenſchaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menſchen in Anſpruch. Für dieſe vielfach gemiſchten ſtarken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Mutterſprache einen ſichern und unmittelbaren Takt. Bis auf einen gewiſſen Grad läſst er ſich in einer frem-

Digitized by Google

den, selbst in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verschiednen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln prosaischen Stil, und in den verschiednen Gattungen der Dichtkunst. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen solchen Vergleichungspunkten, weil sie, die Ueberbleibsel des Hesiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da stehn. Wir sind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo sie entstanden sind, die Sprache des gemeinen Lebens beschaffen gewesen; und aus dem Verhältnifs des Homerischen Ausdrucks zu dieser liefse sich doch allein seine poëtische Höhe mit Sicherheit bestimmen, weil es noch keine schriftlich aufgezeichnete Prosa, und auch, so viel wir wissen, nur einen einzigen Stil der Poësie gab. Zwar läfst sich im Ganzen vermuthen, dafs die Sprache der olympischen Musen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menschen, sich nicht so gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythische Welt, die älteste Quelle der Dichtung, der wirklichen noch sehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft schwer zu sagen seyn, was Schmuck oder Bedürfnifs, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder blofs sinnliche Kraft und Wahrheit ist.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Ansehung des Wortverstandes ist ein Verdienst, das bey der Arbeit eines so gründlichen Sprachgelehrten, wie Hr. *V.* ist, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweydeutige Stellen der Urschrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entscheiden können, bis Hr. *V.* in dem Commentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden ist, die Gründe für die seinigen vorgelegt haben wird. Also nur einige Zweifel dieser Art. Sollte Il. II. 176. Καὶδέ κεν ἐυκνήμῖδα Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ λίποιτε, Ἀργείην Ἑλένην, welches hier übersetzt wird:

Liefset ihr so dem Priamos Ruhm, und den Troischen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer so zu construiren seyn, dafs ἐυκνήμῖδα als Apposition von Ἑλένην betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf καταλίποιτε bezogen würden? Es klingt ein wenig seltsam, dafs Helena den *Troischen Männern* zurückgelassen wird. Sollte Il. II, 291.: Ἡ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνηθέντα νέεσθαι, bedeuten können:

Freylich ringt wohl jeder, wer Trübsal duldet, nach Heimkehr,

was allerdings der Zusammenhang zu fodern scheint? Kann es, wie der Vers jetzt steht, etwas anders heifsen, als:

Freylich ist es auch schlimm, mit Verdrufs nach Hause zu kehren?

Aber alsdann wird im 298. V. fast dasselbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, passen durchaus nicht. Da überdies das doppelte νέεσθαι unmittelbar nach einander, V. 290, 291. das Ohr beleidigt, so wird eine Corruption wahrscheinlich. Die vortreffliche, dem Rec. von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Conjectur, dafs sich statt ἀνηθέντα καθῆσθαι, aus dem vorhergehenden Verse νέεσθαι eingeschlichen, rückt alles in die beste Ordnung. Was im Griechischen für einen der Sprache kundigen Leser dunkel ist, hat Hr. *V.* mit Recht eben so ausgedrückt. An ein paar Stellen ist vielleicht das Deutsche dunkler; z. B. Il. IV. 306.:

Ὅς τὸ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὦν ὀχέων ἕτερ' ἅρματ' ἵηται,
Ἔγχει ὀρεξάσθω,

Welcher Mann vom Geschirr hinkommt auf des Andern Wagen,
Strecke die Lanze daher

Geschirr für Wagen, wie es Hr. *V.* häufig gebraucht, sollte nie stehen, wo es zweydeutig seyn kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anspannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet: ferner ist das wesentliche Fürwort ausgelassen: *von seinem Geschirr*; und *strecke die Lanze daher* legt zu viel Nachdruck auf den buchstäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders sagt, als: er führe die Lanze, weil er nämlich fremde Pferde nicht so gut regieren kann. Der schwierige Vers Il. XVI, 507. heifst im Deutschen:

Sehnsuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geschirr sie verlassen

wo man eher *Geschirr* als *sie* für den Nominativ halten sollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meynung des Uebersetzers war. Das sonderbare *Eigner* für ἀνάκτων, und *Geschirr* wiederum für Wagen vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieses Hemistich bisher in allen Ausgaben gelesen ward, konnte es freylich einem Uebersetzer zu schaffen machen. Unstreitig ist die Lesart λίχεν vorzuziehn, die Hr. Wolf nach Vorgang des venetianischen Codex und der Scholien in seine neueste Ausgabe aufgenommen hat, da λίχου blofs eine Veränderung des Zenodotus ist, und zwar eine sehr ungeschickte. Der Scholiast erklärt die Stelle selbst folgendermafsen: ἐπειδὴ τὰ ἅρματα τῶν ἀνάκτων ἐλείφθησαν, ἠρημώθησαν.

In der Wahl der treffendsten Ausdrücke für die natürlichen Gegenstände sowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerley menschliche Erfindungen und Anstalten, zeigt sich Hr. *V.*, wie in seinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte deutsche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der Homerischen Sitten zu erinnern. Aus seiner ersten Odyssee kennt man schon *die ehrbare Schaffnerin*, und freut sich jedesmal, wenn sie erscheint. Für σκῆπτρον wird einigemale (Il. II. 46. 101.) sehr schicklich *Herrscherstab* gebraucht; warum nicht immer, oder wo man schon weifs, wovon die Rede ist, blofs *Stab*? Bey Zepter denkt man sich so leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes σκῆπτρον war freylich auch Symbol derselben,

aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck *Palaſt* auch für die geräumigſten und bequemſten Häuſer, die Homer beſchreibt, ſelbſt für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorſtellung von Pracht erweckt. Indeſſen läſst es ſich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen der Könige Homers alles beyſammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Hr. *V.* gebraucht es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος ſteht, (Il. I, 30.) und die Gemächer für die Familie des Priamus ſind bey ihm aus *ſchöngeglättetem Marmor* (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. *Burg* für das Haus eines Fürſten, welches Bürger in den Proben ſeiner hexametriſchen Ueberſetzung öfter gebraucht, und Hr. *V.* ſich auch Il. II, 513. entſchlüpfen laſst, giebt die dem Homer ganz fremde Vorſtellung von einem einzelnen befeſtigten Wohnhauſe der barbariſchen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck *Meerſchiff* (Il. XVI, 1 u. öfters) legt wohl, auſserdem, daſs er ganz ungewöhnlich iſt, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Gröſse der Fahrzeuge, die nicht viel beſſer als groſse Canots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in beiden Ueberſetzungen der Odyſſee durchgängig *Harfe* heiſst? An die Saiteninſtrumente der alten nordiſchen Barden kann es nicht erinnern, da wir ſie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigſtens wie ſie im Hymnus auf den Hermes beſchrieben wird; Homer ſelbſt läſst ſich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, auſser etwa Od. XXI, 506 bis 508.) nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ein Beywort, das auf den bauchförmigen Reſonanzboden der φόρμιγξ geht, Il. IX, 340: *die ſchön gewölbete* Harfe, wird dadurch ganz unverſtändlich. Warum nicht überall die Leyer, die Hr. *V.* ſelbſt ein paarmal nennt, (Il. I, 603, IX 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin- und her geſtritten, ob Homer φόρμιγξ und κίθαρις unterſcheidet, oder nicht. Die erſte Meynung gründet ſich hauptſächlich auf Il. III, 54, und Hr. *V.* ſcheint ſich dafür zu erklären, da er hier Laute überſetzt. Die Stelle Od. I, 153—155. macht es wenigſtens ſehr zweifelhaft. Nach Wolfs ſcharfſinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Ueberſ. ſchwerlich durch ſeinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

> Aber er ſandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
> Gab er ihm, *Todesworte* geritzt auf gefalteten Täflein,

den vortrojaniſchen Helden die Schreibekunſt beygelegt; beſonders da er das γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ ſchon ſo richtig nach dem alten Sinne gegeben hat.

Wäre es indeſſen leichter, als es wirklich iſt, die uns ſo geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitalter noch nicht kannte, zu vergeſſen, ſo bliebe es doch eben ſchwierig, was ihnen vorherging, treffend zu benennen. So überſetzt Hr. *V.* z. B. θεμιστες, *Geſetze*, wobey man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Geſetzgebung, ſondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. *Gebräuche* erſchöpfen dieſen Begriff nicht ganz; doch heiſst Θεμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX, 117., nach Hn. *V.*:

> Wie in der Menſchen Geſchlecht der Mann dem Weibe ſich nahet,

wörtlicher:

> Wie es im Menſchengeſchlecht der Männer und Weiber Gebrauch iſt.

Die Ausdrücke Homers, die ſich auf ſittliche Gefühle beziehen, können den Ueberſ. in groſse Verlegenheit bringen. Die derben Aeuſserungen geſunder, roher Kraft, die durch mancherley geſellige Einverſtändniſſe noch nicht gefeſſelt, aber für die edelſte ſittliche Bildung empfanglich iſt, ſind weſentlich von feſtgeſetzter Barbarey und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verſchieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worinn der Wohlſtand ſeine despotiſche Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeſchwächt übertragen will, ſo veranlaſst man leicht eine Verwechſelung mit dieſem. Hierinn war *Bürger*, (auf deſſen hexametriſche Ueberſetzung wir noch zurückkommen werden,) der Gefahr zu übertreiben ausgeſetzt; Hr. *V.* hingegen ſcheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über ſich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I, 159.) und Helena ſich ſelbſt eine Hündin (Il. VI, 344. 356.) nennen zu laſſen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich ſagt, daſs Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I, 586:

> Duld', o theuerſte Mutter, und faſſe dich, herzlich betrübt zwar!
> Daſs ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es ſehe,
> Wann er dich *ſtraft* (Θεινομένην).

Freylich iſt es auch allzudemüthigend für die *hoheitblickende* Göttin (βοῶπις πότνια Ἥρη). Man ſieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andre nach ſich zieht. Hielt Hr. *V. die farrenäugige Herr*, wie ſie bey Bürger heiſst, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beywort iſt an ſich ſchön, es würde vortrefflich paſſen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Geſtalt, wie etwa die der Juno Ludoviſi, im Sinne gehabt; aber es ſagt vielmehr als die beiden griechiſchen: ſogar eine Sklavin heiſst einmal βοῶπις (Il. III, 144.), und mit πότνια iſt Homer auch nicht karg. Die von Thieren hergenommenen Benennungen ſowohl ſchlechter als guter menſchlicher Eigenſchaften ſind ſehr bedeutend: ſie bezeugen die enge Nachbarſchaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thieriſchen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zuſammenlebten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Sollte dem Dichter nicht etwas fremdes geliehen werden, wenn man γυναικῶν θηλυτεράων durch *zartgebildete Weiber, zartgeschaffene Weiber* giebt? Homer sagt so vieles, was sich von selbst versteht, dass man dies Beywort so gut wie νεκύων κατατεθνειώτων für tautologisch halten könnte. Zu der letzten Uebersetzung geben die beiden Stellen, wo sie vorkömmt, Od. XI, 434. und XV, 421. noch einigermafsen Veranlassung; bey den *zartgebildeten Weibern* aber Od. XI, 385. fehlt sie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Grieche eher auf jede andre Art bezeichnet, und wird geistige Bildung darunter verstanden, so ist Gedanke und Ausdruck noch unhomerischer. Warum nicht wörtlich *weibliche Frauen* oder *Weiber*, welches auch dem Leser, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leisten könnte? Es wäre nicht das erstemal, dass es in unsrer Sprache gesagt wird. Die Minnesinger begrüfsen ihre Geliebten häufig so, als mit einem schmeichelnden Beyworte. Bey der nach unsern Sitten nicht anständigen, aber an sich züchtigen, Weise, wie Homer von der Liebe beider Geschlechter redet, hat sich der Uebersetzer meistens geschickt durchgeholfen, ohne doch schonende Schleyer zu werfen, welche die Sache verschlimmern. Nur in der Stelle von der Astyoche Il. II, 513—515.

in der Burg des Azeidischen Aktors
Stieg sie einst in den Söller empor, die schüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und sank in geheimer Umarmung.

giebt das letzte Hemistich, eben weil es weniger sagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das Homerische: er lagerte heimlich sich zu ihr. Zur Ehre der schüchternen Jungfrau sollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῷ mit τέκεν verbunden, und ὑπερῴῳν ἐιςαναβᾶσα auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, so dass der Aorist παρελέξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος steht dieser Auslegung nicht im Wege, es heifst mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart: *durchbebt* von süfsem Verlangen, für: καί μι γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ, Il. III, 446. möchte selbst für den Weiberheld Paris zu zart seyn.

Nirgends sieht man auffallender, wie fest Homer oder vielmehr sein Zeitalter noch am Sinnlichen hing, als in seinen Kinderbegriffen von der menschlichen Seele. Der philosophische Scherz, nach welchem sie im einzelnen Menschen mit dem Fortgange des Alters allmählig von den Füfsen bis zum Kopfe hinaufsteigen soll, liefse sich auch auf ganze Völker anwenden. Bey jenen guten Insulanern der Südsee, denen Gedanken *Worte im Bauche* heifsen, wohnt sie noch tief unten. Auch aus der Homerischen Sprache sieht man nirgends, dass sie sich schon im Kopfe hätte spüren lassen; ihr eigentlicher Sitz ist die Brust. Die Gränzen der verschiednen Seelenvermögen flieſsen in einander: die Verrichtungen des Verstandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die sich am entschiedensten kund thut, zugleich mit zugeschrieben, und diese ist wiederum eigentlich nichts als das physische Leben, ein so handgreifliches Ding, dass es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Brust gezogen werden konnte (Il. XVI, 38[illegible]). Beym Uebersetzen solcher Stellen unsre unsinnliche Seelenlehre zu entfernen, verursacht oft grofse Schwierigkeiten: doch sind sie nicht unübersteiglich, weil jene einfaltigen Vorstellungsarten auch bey uns unter dem Volke nicht ausgestorben sind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünschen, Hr. *V.* hätte statt der so häufig bey ihm vorkommenden Wörter *Herz* und *Geist* öfter für jenes Brust, für dieses Muth, Sinn, Gemüth, Seele, gebraucht. Das Herz, blofs körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weise für den ganzen innern Menschen gesetzt werden: aber die Stellung mufs verhindern, es metaphorisch zu verstehn, was uns eigentlich weit geläufiger ist, und besonders mufs man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unsern empfindsamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte diese Klippe vermieden seyn, wenn Juno (Il. I, 569. ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ) *die Stürme des Herzens bezwingt?* Der Geist wird bey uns immer allem Körperlichen entgegengesetzt, und entspricht daher Homers für die Sinne faslichen Bildern von der Seele am wenigsten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben solch einen θυμος als den Menschen zugeschrieben haben: allein es hat eine komische Emphase, wenn Hr. *V.* die beiden Lämmer (Il. III, 294. θυμὸν ἀποπνείοντες) *den Geist aushauchen* lafst. Da θυμος an andern Stellen, Il. V, 689. XVI, 469. schicklich Leben übersetzt wird, so lag hier eine Auskunft nicht sehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt; wäre der Geist wohl besser weggeblieben. Il. V, 696. τὸν δ' ἔλιπε ψυχὴ, *und ihn verliefs sein Geist*; ψυχὴ

ist ja an mehrern Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die sichtbare Lebenskraft. Merkwürdig ist es zu sehen, wie Homer sich hilft, wo er von der Einbildungskraft spricht, Od. I, 115.: *δασσάμενος πατρὸς ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσίν*, welches nicht zum treuesten übersetzt wird: *denkend des Vatersbild*... Man könnte zweifeln, ob Homer sich das Gedächtniss, so wichtige Dienste es ihm bey seinen Dichtungen leisten musste, und obgleich seine Wirksamkeit schon zur Person erhoben war, als eine für sich bestehende Seelenkraft dachte; es wäre also sicherer gewesen, Il. II, 33. *μηδέ σε λήθη αἱρείτω* anders zu geben als: *dass dem Gedachtniss nichts entfällt*. Wenn es aber Od. XVIII, 216. heisst:

Schon als Knab' im Herzen bewegtest du mehr des Verstandes,

für:

παῖς ἔτ' ἐὼν, καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,

so tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbestimmtheit der Vorstellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterscheidet, und die gesonderten und nunmehr entgegengesetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben so gut das Herz im Verstande bewegen, als den Verstand im Herzen. Noch mehr misslungen, wo möglich, ist die Uebersetzung des Hemistichs: *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*, *in des Herzens Geist und Empfindung*, welches um so schlimmer ist, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Psychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende *Empfindung* nöthigt, einen Geist? Dem Worte Empfindung für innre Empfindniss möchte schwerlich etwas in der ganzen Homerischen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innre Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derselben zu trennen? Doch dies ist noch nicht alles; denn nun soll nebst dem Geiste des Herzens auch in der Empfindung des Herzens etwas *erwogen* (Il. I, 193.) oder gar *erkannt* werden (Il. IV, 163.). Wie schlicht und einfaltig lautet dagegen das Griechische! Tautologischer Ueberfluss ist überhaupt im Tone der kindlichen Urwelt; aber bey der Beschreibung dessen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an seinem Platze: denn hier glaubte man sich nicht deutlich genug verständigen zu können. Wen es beleidigt zu hören: *in seinem Sinn und Gemüthe, in der Brust und in dem Gemüthe, in der Seel' und in dem Gemüthe* u. s. w., der ist noch nicht im Stande den Homer zu geniessen.

Dies sey genug über die Wahrheit der Vossischen Uebersetzung von Seiten des Inhalts. Wir müssen nun betrachten, in wiefern sie die poëtische Form, den Styl, den Ton, die Farbe der Darstellung der Homerischen Gesänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigste ist, weil es sich über das Ganze erstreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es ist schon oben bemerkt worden, dass sich hiebey nicht alles durch Gründe entscheiden lässt: die feinern Unterschiede der Eindrücke sowohl dem Grade als der Art nach hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann sein besondres Gefühl zum allgemeinen Maasstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Hn. Voss'ens Homer sey nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn unstreitig wenige so tief und anhaltend wie er studirt haben. Indessen würde es misslich um die ganze Poësie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobey eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweyte Sprachverwirrung einreisst, so wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidne mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünstelten und Steifen vertauscht wird. Der nüchternen, aber kräftigen, Einfalt Homers kann nichts schlimmers widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinsten Prosa wird man sie immer noch eher wieder erkennen. Wie also Hr. *V.* übersetzen konnte: *ὁ δ' ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς*, *er wandelte düster wie Nachtgraun*; *τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον*, *denn sein ist siegende Allmacht*; *ὀρινομένη τε θάλασσα*, *des Meeres Empörung*; *τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε*, *ihn erblickt' aufschauernd*; *βρότον αἱματόεντα*, *blutigen Mord*; *πολέμου ἐπιδημίου*, *ὀρινθέντος*, *des heimischen Kriegs, des entsetzlichen Schauspiels*; *κονίη*, *wolkender Staub*; *πυρὸς ὁρμῇ*, *von des Feuerorkans Wuth*; *μεγάλῳ ἀλαλητῷ mit wild aufhallendem Feldruf*; *ὑπερφιάλοισι μετελθών*, *unter mit' ihn der trotzigen Schwelger Getümmel*; *νέκταρ ἐρυθρόν*, *rothfunkinder Nektar*; *μέγας σῦς*, *ein Borstenumstarrt Schwein*; *θύελλα*, *der Ungestüm des Orkanes*; *πολύ μείζονά τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο*, *ein grösseres noch und viel grauvolleres Unheil*; *ὕλῃ θηλεούσῃ*, *des grünenden Haines Umschattung*; *εἰχύος ἣ μιν ἱκάνει*, *des Elendes, das ihn umdränget*; *ἐπισπέρχουσι δ' ἄελλαι παντοίων ἀνέμων*, *wie sausen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf*; wie Hr. *V.* so übersetzen konnte, wenn er nicht selbst in dem alten Sänger den Pomp der spätern kunstgerechten Epopoe suchte und fand, scheint in der That unbegreiflich. Am auffallendsten werden diese Abweichungen, wenn von Gegenständen des gemeinen Lebens die Rede ist. In einem Schranke oder Behalter, wo in der griechischen und ältern deutschen Odyssee viele Speere standen, müssen sie jetzt *gedrängt aufstreben* (Od. I, 129.). Den fichtenen Mast (Od. II, 425.) *stellten sie hoch aufrichtend* ἔστησαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er sein Heer in Ordnung stellt, mit einem Stiere unter der Heerde verglichen wird (Il. II, 481.), so heisst es:

So wie der Stier in der Heerd' ein Herrlicher wandelt vor allen,
Männlich stolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide.

Der

Das *mannlichstolz* ist ein Zug, wovon man im Griechischen keine Spur findet, und der obendrein die ganze Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichnisse beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichnen Gegenstände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, so mufs auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das versteht sich von selbst.

Nach dergleichen Beyspielen möchte man doch wohl genöthigt seyn, von Klopstocks Ausspruche, „Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem Verdeutscher wieder vergriecht werden," (grammat. Gespräche, S. 345.) etwas abzurechnen. Wir müssen jedoch erinnern, dafs man beträchtliche Stücke in einem fortlesen kann, ohne auf so starke Störungen zu treffen. Es sey uns erlaubt, einige Stellen im Zusammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weise zu übersetzen, theils mit Hn. *V's.* eigner früherer Arbeit zu schärfen. Die Rede der Thetis Il. I, 413. lautet in der neuesten *Uebersetzung* so:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergiefsend:
Wehe mir! dafs ich, mein Kind, dich erzog, unselig Geborner!
Möchtest du hier bey den Schiffen doch frey von Thränen und Kränkung
Sitzen; dieweil dein Verhängniss so kurz nur währet, so gar kurz!
Aber zugleich frühwelkend und unglückselig vor allen
Wurdest du! Ja, dich gebahr ich dem Jammergeschick im Palaste!
Dies dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich selber hinauf zum schneebedeckten Olympos.
Du indefs an des Meers schnellwandelnden Schiffen dich setzend,
Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl der unsträflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmlischen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf steig ich empor zum ehernen Hause Kronions,
Und umfass' ihn die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bey Bürger (im Journal von und für Deutschland. 84. 1. St.):

Ihm antwortete darauf die Göttin Thränen vergiefsend;
Ach! was mufst' ich dich, Kind, gebähren zum Unglück und aufziehn?
Dafs du doch thränenlos und ungekränket hier säfsest,
Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben bestimmt ist!
Sterblich bist du so früh und über alles doch elend!
Drum gebahr ich gewifs dich heim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeschneyten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib sitzen indefs bey den schnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl an den Ozean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten sämmtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in sein erzbegründetes Haus gehn,
Und sein Knie umschlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Gesanges:

Sprachs; da lächelte sanft die lilienarmige Here;
Lächelnd darauf entnahm sie der Hand des Sohnes den Becher,
Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
Rechts herum, dem Kruge den süfsen Nektar entschöpfend.
Doch unermefsliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hefästos in emsiger Eil umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem sich gesenkt des Helios leuchtende Fackel,
Gingen sie auszuruhn, zur eignen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künstler Hefästos
Bauete seinen Pallast mit erfindungsreichem Verstande.
Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann süfser Schlaf ihm genaht war.
Dorthin stieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bey Bürger:

Sprach's ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieser reichte nun auch, rechts anbeginnend, des süfsen
Nektars, aus dem Kumpe geschöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöschliche Lache befiel die seligen Götter,
Als sie sahn, wie Hefaistos die Halle so flink durchdiente.
Nun durchschmauseten sie den Tag, bis die Sonne hinabsank.
Keines Herzen gebrachs an voller Gnüge des Mahles.
Foibos Apollon schlug die schöne Laute. Die Musen
Sangen Wechselgesänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als sie gesunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach seinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Hefästos
Sein besonders Gemach mit künstlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olympische Schwinger des Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin ging er und schlief bey dir, goldthronende Here.

Man ſieht, daſs Bürger ſchon ſehr viel geleiſtet hat. Zeile vor Zeile neben der Voſsiſchen Ueberſetzung mit dem Original zuſammengehalten, verliert die ſeinige, weil ſie ſich beſonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zuſammenhange geleſen, giebt ſie den Eindruck vielleicht vollkommner wieder, und ein gewiſſes Etwas darinn ſpricht einem bekannter und herzlicher an. Die Wortfolge iſt oft von der Homeriſchen verſchieden, aber im Deutſchen eben ſo leicht und kunſtlos, wie jene im Griechiſchen. Hn. Voſsens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen: allein Bürgers Hexameter iſt bis auf einige Verſehen gegen die Proſodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt an ihm weit weniger Spuren einer mühſamen Entſtehung. In Anſehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er ſelbſt ſich nicht neben Hn. *V.* haben ſtellen wollen. Sonſt hatte dieſer wackre Dichter gewiſs einen vorzüglichen Beruf, Ueberſetzer Homers zu werden. Alles, was die deutſche, auch die alte deutſche Sprache, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, ſtand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengſtlichkeit ſagte ſeine Muſe alles, wie ſie es fühlte; er war ſelbſt Volksdichter und vergaſs nie, daſs Homer es im höchſten Sinne des Wortes geweſen. Schwerlich ſo treu als Hr. *V.*, aber vielleicht wahrer, hätte er ihn verdeutſcht. Da ſeine Ilias leider unvollendet geblieben iſt, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daſs die im Journal von und für Deutſchland zerſtreuten Geſänge ſowohl, als was ſich noch unter den Papieren des Verſtorbnen finden möchte (Rec. müſste ſich ſehr irren, wenn er nicht ſelbſt fertige noch ungedruckte Stücke von Bürger hätte vorleſen hören) geſammelt herausgegeben würden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M., b. Zeſsler: *Skizzen, Erzählungen* und *Gedichte* zur Unterhaltung des ſchönen Geſchlechts, von *Ludwig Chriſtian Kehr.* 1795. 164 S. 8.

Das ſchöne Geſchlecht ſolke Hn. K. eine harte Buſse dafür auferlegen, daſs er Sachen, die keinen einzigen männlichen Leſer unterhalten können, für gut genug gehalten hat, dem weiblichen Publicum an den Kopf zu werfen. Seine *Skizzen* ſind ſo flüchtig entworfen, und oft ſo ganz unbedeutend, daſs ſie gar kein Intereſſe haben; ſeine proſaiſchen *Erzählungen*, welche meiſtens beſiegte Hinderniſſe, die Liebenden entgegenſtehen, zum Gegenſtand haben, ſtellen Entführungen, Raub, Mord, Blutvergieſsen und Schlagflüſſe auf, wodurch ſie, bey dem gänzlichen Mangel an weſentlichen Schönheiten, nur Leſer ergötzen können, die mit dieſen verbrauchten Dingen noch nicht bekannt ſind; ſeine *Gedichte* endlich, Lieder, Elegien, Idyllen, ſind voll der matteſten proſaiſchen Stellen, z. B. S. 22. *befreyt vom Laſtgewimmel — wo das kleine Luftgefieder aus Inſtinkte huldigt*, S. 23. *wo Geſsner im Gedachtniſs ſteht*; S. 78. *ich liebte ſo herzlich dieſe gute Schweſter, wie noch nie Geſchwiſter ſich geliebt.* Oft erlaubt ſich der Vf. Reime, wie *Kinderſpiel* und *Will*, und Härten ſind ihm ſo gleichgültig, daſs er *der Lieb' Gebrauch* ſagt, wo er durch die kleine Aenderung *der Liebe Brauch* hätte abhelfen können.

VOLKSSCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Exempelbuch zum Geſundheitskatechismus.* Ein Leſebuch für niedere Schulen, Aeltern, Lehrer und Kinder, die ſich des Guten befleiſsigen wollen. *Zweyte Halfte*, von *Aug. Carl Müller.* 1796. XX u. 266 S. gr. 8.

Das Gute, was wir vom erſten Theile aus Ueberzeugung geſagt haben, haben wir auch im zweyten gefunden, an dem man überdem noch mehr Correction und Feile bemerkt. Dieſer Theil beſchäftigt ſich mit dem Verhalten in Krankheiten und der Wegräumung der Hinderniſſe, die ſich der Heilung der Menſchen in den Weg ſtellen, und theilt denjenigen unter den niedern Volksclaſſen, die für Belehrung Empfänglichkeit haben, ſehr brauchbare und der Beherzigung werthe Lehren im Gewande der Erzählung mit. Hie und da wird mancher wohl wünſchen, daſs der Vf. Fauſts Fuſsſtapfen verlaſſen hätte, z. B. wenn er glaubt, daſs der Menſch von *allen* Krankheiten frey bleiben könne, wenn es heiſst, der Bauer ſolle bey Krankheiten zu *geſchickten* Aerzten und Wundärzten gehen, als wenn er dieſe vor den Ungeſchickten herauskennte? Wenn er ohne alle Einſchränkung behauptet, Vorbauungsmittel gegen Krankheiten zu gebrauchen ſey nicht gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin u. Leipzig: Nöthiger Zuſatz zu des Hn. Profeſſor Buſch praktiſchen Darſtellung der Bauwiſſenſchaft.* Von drey Gewerksmeiſtern aus Berlin. 1795. 2½ B. 8.

Auch unter dem Titel:

Ein paar Worte uber die auffallende Verſicherung des Hn. Profeſſor Buſch in Hamburg: daſs in Berlin ſchlecht gebauet werde. Geſprochen von drey Gewerksmeiſtern allhier.

Man muſs es den angeblichen Vff. dieſer paar Bogen zugeſtehen, daſs ſie mehr Kenntniſs zeigen, als man von gewöhnlichen Gewerksmeiſtern erwartet. In wiefern Hr. Büſch die empfindlichen Vorwürfe verdient, welche ihm hier gemacht werden, kann Rec., da es hier ſehr auf örtliche Kenntniſs Berlins ankommt, nicht entſcheiden. Zu wünſchen wäre aber, daſs ein Mann, der ſich durch ſeine mannichfaltigen Schriften im Publicum gerechtes Vertrauen erworben, ſich gegen dieſe Anſchuldigungen rechtfertigen möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voſs*. etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Bey der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren Voſſiſchen Odyſſee wird ſich vielleicht ein ähnliches Verhältniſs offenbaren, wie zwiſchen den eben zuſammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erſte Ueberſetzung iſt ſo durchaus umgearbeitet worden, daſs es keiner ſorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterſchied auffallend zu zeigen. Faſt jedes andre Bruchſtück könnte denſelben Dienſt verrichten, wie die folgenden, die wir aus verſchiednen Geſängen ausheben wollen. Pallas erſcheint der Nauſikaa und redet ſie an, Od. VI, 25—40. In der ältern Ueberſetzung:

Liebes Kind, was biſt du mir doch ein läſsiges Mädchen?
Deine koſtbaren Kleider, wie alles im Wuſte herumliegt!
Und die Hochzeit ſteht dir bevor! Da muſs doch was ſchönes
Seyn für dich ſelber, und die, ſo dich zum Bräutigam führen!
Denn durch ſchöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
Bey den Leuten; auch freun ſich deſſen Vater und Mutter.
Laſs uns denn eilen und waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet!
Ich will deine Gehülfin ſeyn, damit du geſchwinder
Fertig werdeſt; denn Mädchen, du bleibſt nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja ſchon die edelſten Jüngling' im Volke
Aller Faacken um dich; denn du ſtammſt ſelber von Edlen.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
Daſs er mit Mäulern dir den Wagen beſpanne, worauf man
Lade die ſchönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich iſt es ſo bequemer, als wenn du zu Fuſse
Gehen wollteſt; denn weit von der Stadt ſind die Spülen entlegen.

In der neuern:

Welch ein läſsiges Mädchen, Nauſikaa, biſt du der Mutter:
Dein Gewand, wie liegt es in Wuſt, ſo geprieſener Schönheit!
Und dir naht die Vermählung, wo ſchönes du brauchſt, für dich ſelber
Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bey den Menſchen
Rings; auch freun der Vater ſich deſs und die liebende Mutter.
Gehen wir denn zu waſchen, ſobald der Morgen ſich röthet.
Ich als Helferin auch begleite dich, daſs du geſchwinder
Fertig ſeyſt; denn wahrlich, du bleibſt nicht lange noch Jungfrau.
Denn ſchon werben um dich die Edelſten unter dem Volke
Aller Fäaken umher; da du ſelbſt von edler Geburt biſt.
Auf, den geprieſenen Vater ermuntere noch vor dem Morgen,
Daſs er Mäuler und Wagen beſchleunige, welcher dir führe
Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunſtwerk.
Auch iſt ſolches dir ſelbſt anſtandiger, als da zu Fuſse
Hinzugehn; denn weit von der Stadt ſind die Gruben der Wäſche.

Die erſte Zeile folgt in beiden Ueberſetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der letzten gewiſſermaaſsen noch weniger als in der erſten. Zwar ſteht *Nauſikaa* und nicht *liebes Kind* im Texte; die Mutter iſt auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältniſſe. Der Dativ *der Mutter* iſt hier ſehr fremd; mit dem pleonaſtiſchen *mir* hat es eine verſchiedene Bewandniſs: es iſt im vertraulichſten Tone gebräuchlich, da jenes höchſtens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte: *du biſt der Mutter ein läſsiges Mädchen*, bedeuten: die Mutter leidet unter deiner Nachläſsigkeit, (und was könnte ſonſt ihr Sinn ſeyn?) ſo iſt es noch überdieſs unrichtig. Die folgende Rede zeigt, daſs Nauſikaa *ſich ſelbſt* ein läſsiges Mädchen war, weil ſie für ihren eignen Putz nicht ſorgte. Die Griechiſche Wendung: τί νύ σ' ὧδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ, ſoll wohl nichts mehr ſagen als: *wie nachläſſig biſt du von Natur*; es möchte alſo durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu ſtarker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26 wird *Gewand* als Collectivum gebraucht, welches dem Urſprunge des Wortes gemäſs ſeyn mag, aber gewiſs gar nicht üblich, und deswegen unverſtändlich iſt. *So geprieſener Schönheit* für σιγαλόεντα iſt zu geſchmückt und geſucht. Die mit dem Griechiſchen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutſchen gekünſtelte, wo nicht ganz

Digitized by Google

unerlaubte Stellung verstärkt noch diesen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, sich nicht über die einheimische Art zu construiren erheben kann, wird mit einem Wuste von gepriesener Schönheit zu schaffen bekommen. Wie viel natürlicher ist: *deine kostbaren Kleider!* Vielleicht ist *im Wuste* für ἀγλαΐηφι in beiden Uebersetzungen ein zu harter, Ausdruck. *Und dir naht die Vermählung* ist viel vornehmer aber auch steifer, als: *Und die Hochzeit steht dir bevor.* Durch welches von beiden sollte wohl das Homerische ἐπὶ δὲ γάμος ἀγχεδόν ἐστιν, besser getroffen seyn? Eben so verhält es sich mit: *wo schönes du brauchst* statt: *da muss doch was schönes seyn.* Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Substantivum möchte *schönes* schwerlich die Begleitung des Pronomen *etwas* oder des vertraulicheren *was* entbehren können, und wenn es mit *Gewand* zusammenhängen soll, wie das Griechische καλὰ mit εἵματα, so musste der ungelehrte Leser erst besonders davon unterrichtet werden. Die Versetzung *wo schönes du brauchst* statt *wo du schönes brauchst* ist hart. V. 29, 30 klingt viel naiver in der älteren Uebersetzung; in der neueren sind die *Leute* zu *Menschen* erhoben, und mit einem nachschleppenden *rings* verziert worden, wozu Homer nicht den geringsten Anlass giebt. In den folgenden Zeilen sind die Veränderungen weniger bedeutend und meistens zum Vortheil der neueren Uebersetzung. V. 35 scheint Hr. *V.* beide Male ὅτι und nicht ὄφι gelesen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zusatz *edle Geburt* bezeichnen können? Nach der Lesart ὄφι sagt Homer freylich etwas, das sich von selbst versteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchsten Grade misslungen ist die Veränderung des 37 und 38 Verses. Wie kann man sagen: *Mauler und Wagen beschleunigen?* Dieses Zeitwort heisst: machen, dass etwas geschwinder geschieht, und lässt sich daher durchaus nicht auf Gegenstände, sondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beschleunigt man ein Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beschleunigung einer *Sache* redet, so meynt man damit immer ein Geschäft, eine Verrichtung. Ueberdiess liegt dabey immer ein Vergleich des Schnelleren und Langsameren zum Grunde, die hier gar nicht Statt finden kann. Wie seltsam würde Nausikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geschwinder zu schaffen, da sie ihm vorher noch nichts davon gesagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐΦοπλίσαι lässt keine Spur von dieser unschicklichen Eile wahrnehmen. *Wagen* konnte im Deutschen die Bestimmung des Artikels *einen* oder *den* nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurück weisen sollte. *Welcher dir führe* ist in der That sehr wörtlich nach dem Griechischen: ἥ κεν ἄγῃσι; doch steht das unnütze *dir* nicht da, und *führen* sagt man in unsrer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, einer Frachtwagens, aber in andrer Beziehung als wie es hier steht. Die griechische Wortfolge: *Welcher dir führe Gattel und seine Gewand' u. s. w.* möchte bey uns durch hohen lyrischen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenständen des gemeinen Lebens angebracht, ist sie ganz an der unrechten Stelle. Aus ἧγεα σιγαλόεντα ist hier wieder etwas sehr prächtiges geworden, nämlich *Teppiche, edel an Kunstwerk.* Schwerlich lässt sich die Präposition *An* in dieser Verbindung gebrauchen: man sagt *edel von Abkunft* statt *von edler Abkunft*, aber nicht *edel an Abkunft.* Doch was soll man bey *edel an* oder *von Kunstwerk* denken? Ein Kunstwerk ist ein selbstständiges, durch Kunst hervorgebrachtes Ding, und keinesweges eine Beschaffenheit, wornach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunstwerk; wenn man sie anders mit diesem Namen beehren will: da hätten wir also ein an Kunstwerk edles Kunstwerk. Der *Vf.* hat sagen wollen: *edel in Kunstarbeit*, allein diese Bedeutung hat das Wort *Werk* nur in den niederdeutschen Zweigen der germanischen Sprache, dem Englischen und Holländischen, niemals im Hochdeutschen. Im 39ten V. entspricht *anständiger* dem κάλλιον besser als *bequemer;* dagegen ist *solches* hineingekommen, gegen dessen häufigen Gebrauch sich schon der Beurtheiler im *T. Merkur* erklärt hat. *Gruben der Wäsche* erklären die Sache bestimmter als das provinzielle *Spülen.*

Die darauf folgenden Verse lauten in der frühern Odyssee:

> Also redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
> Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigen Wohnsitz,
> Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer benetzet,
> Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenlose Heitre
> Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit schimmerndem Glanze:
> Dort erfreut sich ewig die Schaar der seligen Götter.
> Dorthin kehrte die Göttin, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In der spätern:

> Also sprach und enteilte die Herscherin Pallas Athene
> Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
> Sagen sie: den kein Sturm noch erschütterte, nie auch der Regen
> Feuchtete, oder der Schnee umstöberte; Heitre beständig
> Breitet sich wolkenlos, und hell umfliesst ihn der Schimmer.
> Dort erfreun sich täglich die seligen Uranionen;
> Dorthin kehrt' Athene, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In beiden Uebersetzungen gehört die Stelle sowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetsten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die sie erlitten, hat sie theils verloren, theils gewonnen. Beym Homer geht Athene weg, in der neuen Uebersetzung *enteilt sie schnell;* und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet: *von einem Orte wegeilen*, so enteilt sie hier *zum Olympus empor.* In dem ὄφι φασί verräth sich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bey seinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müssen meynt, er habe seine Nachrichten darüber nur vom Hörensagen. Dieser merkwürdige Zug war vorhin übersehen worden; jetzt ist er durch *Sagen sie* gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachschleppt und nicht frey von Undeutlichkeit ist. Die Orkane, ein Prachtwort, das Hr. *V.* sonst vorzüglich liebt, sind diesmahl zum

Sturm

Digitized by Google

Sturme geschildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat *beflöhern* in das künstlichere *umflöhern* verändert werden müssen, da doch jenes genauer mit ἐπιπλῶνται übereinkömmt? Die Stellung des *beständig* zwischen dem Nominativ und dem Verbum ist den Gesetzen unsrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, so muss das Umstandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, so muss es diesem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man sagen will: *Heitre breitet sich beständig*, oder: *beständig breitet sich Heitre*. Wenn unsre Sprachkundigen *breiten* für ausbreiten oder verbreiten gelten lassen wollen, so ist das Hemistich: *Breitet sich wolkenlos* schöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweyten Hälfte des Verses: *und hell umfliesst ihn der Schimmer*. Im 40 V. ist *täglich* dem sinnlichen Ausdruck ἤματα πάντα gemäfser als das zuvor gesetzte *ewig*. *Tag für Tag* käme vielleicht noch näher. Für die Vertauschung der *Götter* mit Uranionen möchte es schwer seyn, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verse würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum sie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern ist die buchstäbliche Uebertragung des πάππα φίλ' durch *lieber Papa* in der Rede der Naulikaa, von dem häfslichen und übelklingenden Diminutiv *Väterchen* verdrängt worden. Sollte man bey solchen Gelegenheiten nicht denken, der Deutsche, sonst so naive Dichter habe sich der ehemahls empfundenen Naivität im Namen des Griechischen Sängers und in seinem eignen geschämt? Allein hier geht nach etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Dafs die Homerische Poesie in einer ernsthaften Darstellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Natursprache nicht verschmähte, ist äufserst charakteristisch, und könnte allein hinreichen, manchem falschen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erste Anrede des Kyklopen Od. IX, 252—255 hiefs ehedem:

> Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
> Habt ihr wo ein Gewerb', oder schweift ihr ohne Bestimmung
> Hin und her auf der See: wie Küsten umirrende Räuber,
> Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu schaden?

Jetzt:

> Fremdlinge, sagt, wer seyd ihr? Woher durchschifft ihr die Woge?
> Ist es vielleicht um Gewerb', ists ohne Wahl, dafs ihr umirrt,
> Gleich wie ein Raubgeschwader im Salzmeer, welches umherschweift,
> Selbst darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend.

Die letzte Hälfte des ersten Verses ist wörtlicher geworden. Das altdeutsche *von wannen* hätte indessen beybehalten werden können, das Sylbenmaafs gestattete es wenigstens. *Ohne Bestimmung* war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür gesetzte *ohne Wahl* ist nicht ganz passend. Eine Wahl, wenn auch eine bloss willkührliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. *Aufs Gerathewohl* wäre das eigentliche Wort für μαψιδίως. *Räuber* (λῃστῆρες) war weit treuer und einfacher als *Raubgeschwader*. Unter einem Raubgeschwader *im* Meere wird man sich etwa Hayfische vorstellen: menschliche Seeräuber fahren *auf* dem Meere. Und welche ängstliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Worts ἅλς, an die der Grieche vermuthlich selbst nicht mehr dachte, wenn er es für *Meer* gebrauchte, durch Salzmeer geben zu wollen! Der deutsche Leser wird unfehlbar glauben, es sey nicht von der See überhaupt, sondern von einem bestimmten, vorzüglich salzigen Meere die Rede. Der lächerliche Mifsverstand, der entsteht, wenn man gewöhnlicher Maafsen *welches* auf das zunächst vorhergehende Substantivum bezieht, wo dann ein umherschweifendes Salzmeer zum Vorschein kömmt, hätte auch billig vermieden werden sollen. Räuber, *die ihr Leben selbst darbieten*, sind in der That sehr höflich und grofsmüthig; beym Homer setzen sie es nur aufs Spiel (ψυχὰς παρθέμενοι). Die ältere Uebersetzung: *die ihr Leben verachten* erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber sie verunstaltete ihn doch wenigstens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulysses überlassen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, dem Leser zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlufszeilen aus. In der ältern Uebersetzung:

> Scheue doch, Bester, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
> Und ein Rächer ist Zeus dem hülfeflehenden Fremden,
> Zeus der Gastliche, welcher die heiligen Gäste geleitet.

In der neuern:

> Scheue doch, Bester, die Götter! Wir nahen dir jetzo in Demuth;
> Aber Zeus ist Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
> Gastbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das *nahn* und den *nahenden Mann* scheint Hr. *V.* die Ableitung des ἱκετης haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zusatz *in Demuth* zwar vor Mifsverstand gesichert, doch war die letzte Hälfte des ersten Verses vorhin kräftiger und herzlicher übersetzt. *Der nahende Mann* hingegen ohne weiteres könnte eben so gut ein Bandit seyn als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt ist es seltsam, eine vorübergehende Handlung auf diese Weise als fortdauernde Eigenschaft vorzustellen. *Der nahende Mann* nimmt sich um nichts besser aus als *der gehende Mann*, *der laufende Mann*. Der zweyte Vers hob mit *Und* weit schicklicher an, als jetzt mit *Aber*, obgleich im Griechischen δέ steht. Dieses mufs so manche unmerkliche Lücken zwischen den Redesätzen ausfüllen, dafs es längst nicht den Nachdruck des *Aber* hat, und auch in drey bis vier

Verſen nach einander wiederholt wird, was im Deutſchen unerträglich ſeyn würde. Hier ſoll ja kein Einwurf gemacht, ſondern vielmehr etwas zur Beſtätigung des Vorhergehenden angeführt werden. *Gaſtbar;* allerdings ein altes deutſches, aber auch ein veraltetes Wort iſt dem wohlklingenderem *gaſtlich* vorgezogen worden. Daſs *gaſtbar* für *der Gaſtbare* ſteht, wird wohl kein Leſer errathen, der nicht das Griechiſche zugleich vor Augen hat. Es könnte nicht ſo verſtanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte: Aber Zeus, gaſtbar, iſt Rächer u. ſ. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt iſt! Ein Beſchaffenheitswort wird erſt durch die Concretionsſylbe zum Adjectivum, und kann ohne dieſelbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Man wird alſo unfehlbar, trotz der Interpunction conſtruiren: *und (iſt) dem Fremdling gaſtbar.* Hieraus folgt weiter, daſs das Relativum *welcher*, da es mit einem Beſchaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und *Zeus* durch zwey andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt iſt, auf *Fremdling* bezogen werden wird. Der Dativ *ehrwürdigen Fremdlingen* ſtatt des Genitivs iſt fremd und gelehrt; um nicht zu ſagen undeutſch. Das Beywort heiligen für σεβασσαν war angemeſſener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher ſcheint. Ehrwürdig iſt man durch perſönliche Eigenſchaften, vorzüglich durch ſittliche; heilig kann ſogar eine lebloſe Sache ohne ihr Verdienſt ſeyn, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die Römiſchen Tribunen waren oft ſehr wenig ehrwürdig, aber dennoch *perſonae ſacrae;* ſo auch ein Gaſt nach Homers Begriffen. Doch dieſs iſt noch nicht das wichtigſte: wir müſsten uns ſehr irren, wenn die neuere Ueberſetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte. Nicht von einer lenkenden, ſondern von einer beſchützenden Begleitung iſt die Rede. Zeus beſtimmt die Fremdlinge nicht, ſich hierhin oder dorthin zu begeben, er *leitet ihnen den Gang* nicht; ſondern er iſt ihnen nahe, damit ſie nicht verletzt werden, er *geleitet* ſie.

Dieſe umſtändliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienſtvollen Ueberſetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher abſichtlich geſchwiegen, um die verſchiednen Geſichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetſchung des Griechiſchen, nicht als eine Uebertragung ins Deutſche betrachtet. Dieſes doppelte Verhältniſs liegt ſchon im Begriffe einer Ueberſetzung: eine Sprache muſs dabey völlig an die Stelle der andern treten, ſo daſs auſser ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was ſich durch keine allgemeinen Vorſchriften beſtimmen läſst, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verſchiedenheit der Sprachen bleibt alles poëtiſche Ueberſetzen, wo es nicht bloſs auf den Sinn im Ganzen, ſondern auf die feinſten Nebenzüge ankommt, eine unvollkommne Annäherung. Es bedarf keines Beweiſes, daſs alle Freyheiten, die einem Originaldichter geſtattet werden, einem überſetzenden Dichter, deſſen Lage weit ungünſtiger iſt, im vollſten Maaſse zu Gunſten kommen müſſen. Aber eben ſo ausgemacht iſt es, daſs es für jede Sprache gewiſſe durch urſprüngliche noch fortdauernde Beſchaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her feſtgeſetzte Gränzen giebt, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daſs man eigentlich keine gültige, als ſolche anerkannte Sprache, ſondern ein ſelbſterfundnes Rochwelſch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutſch, unentſtellt von Graecismen, unmöglich, ſo würde es beſſer ſeyn, ganz Verzicht darauf zu thun.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Greifswald*, b. Eckardt: *Unterſuchungen über den Begriff der Philoſophie und den verſchiedenen Werth der philoſophiſchen Syſteme.* Zur Anzeige ſeiner akademiſchen Vorleſungen von *Johann Ernſt Parow*, Doct. u. Privatlehrer der Philoſophie. 1795. 29 S. 8. (3 gr.) Einige gute Gedanken über die Erklärungen, welche Plato, Ariſtoteles, die Skeptiker, Stoiker, Wolf, Alex. Gottl. Baumgarten, Hume, Cruſius, Eberhard, Kant, Reinhold und Heydenreich von der Philoſophie gegeben haben. Der Vf. will darunter verſtanden wiſſen einen Inbegriff allgemeingültiger Vernunfterkenntniſſe des Menſchen in Beziehung auf ſeine höchſte Beſtimmung, und ſchlieſst weder die Mathematik und Phyſik noch die pragmatiſch bearbeitete Geſchichte von ihrem Gebiete aus. Dieſs heiſst freylich ſo viel, als gar keine Gränzlinie zwiſchen Philoſophie und dem, was keine Philoſophie iſt, ziehen, und keine Art von Erkenntniſſen von der erſtern auszuſchlieſsen, auſſer denen, welche und in ſoferne ſie den Einfluſs einer vernünftigen Bearbeitung gar nicht erfahren haben. Um den Unterſchied und Vorzug eines philoſophiſchen Syſtems vor dem andern zu beſtimmen, nimmt Hr. P. theils auf die Art und Weiſe Rückſicht, wie die Vernunftübung über dargebotene Gegenſtände angeſtellt wird, theils auf die Gegenſtände ſelbſt, worauf ſich dieſelbe bezieht. So beweiſet er nun den vorzüglichen Werth der kritiſchen Philoſophie. So manches Wahre Hr. P. über die Sache geſagt hat, ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daſs ſie eine tiefer eingehende Unterſuchung verdiene.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voſs*. etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Noch neulich iſt darüber geſtritten worden, wie weit ſich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erſtrecke. Daſs einzelne Schriftſteller, beſonders Dichter, durch ihr Beyſpiel einen unüberſehlich groſsen Einfluſs darauf haben können, beweiſt die Geſchichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verſchrieen, was nachher Eingang gefunden und ſich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorſchläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müſſen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewieſen werden. Wie alle menſchlichen Einrichtungen, ſo ſtrebt auch die Rede, dieſe ſchöne Urkunde unſrer höheren Beſtimmung, unaufhörlich nach dem Beſſeren, und es iſt ein wahres Verdienſt, wenn der Einzelne durch ſeine beſtimmten Beſtrebungen das Organ dieſes allgemeinen Wunſches wird. Nur iſt es dabey eine unerlaſsliche Bedingung, daſs er nicht einreiſsen muſs, indem er baut: das vorgeſchlagne Neue darf nicht im Widerſpruche mit dem entſchieden feſtgeſetzten ſtehn. Wäre die Sprache eine bloſse Zuſammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Beſtandtheilen, eine formloſe Maſſe; ſo dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein ſie iſt ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anſpruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Geſetzen der Aehnlichkeit und Verwandſchaft zieht alles in ihr ſich an oder ſtöſst ſich ab; allgemeine Formen gehen durch ſie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfaſſender und zuſammenhangender ihre Geſetze ſind, deſto vollkommner iſt ſie organiſirt; je gröſsere Freyheit neben dieſen Geſetzen, nicht wider ſie, Statt findet, deſto geſchickter iſt ſie zum poetiſchen Gebrauch. Das Uebermaaſs poſitiver Geſetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwickelung origineller Anlagen übrig läſst, iſt, wie im Staate, ſo auch in der Sprache, ein groſses Uebel. Hat es mit der geprieſenen Bildſamkeit der unſrigen ſeine Richtigkeit, ſo leiden wir nicht davon, wenigſtens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um ſo viel leichter läſst ſich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur ſtreitendes aufzudringen, was ſich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verſchmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anſchmiegen können, iſt nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbſtſtändigkeit dabey zu behaupten hat und behauptet. Bildſamkeit ohne eignen Geiſt, was wäre ſie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des ſprachbildenden Künſtlers hebt alſo da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er ſich in das Geſchäfte des letztern miſchen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher der allgemeineren Analogie zuwider nur in einzelnen Redensarten herrſcht, zurecht zu weiſen ſucht. Er thut es indeſſen immer auf ſeine Gefahr. Uebrigens iſt jedes poſitive Geſetz der Sprache, wie ſie ſelbſt überhaupt, wo nicht in ihrem Urſprunge, doch in ihrer entwickelten Geſtalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieſelbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daſs ſich oft keine innre Nothwendigkeit dabey erkennen läſst, thut ſeinem Anſehen nicht den geringſten Eintrag. Bloſs nach den Grundſätzen der philoſophiſchen Grammatik, ohne das Individuelle und ſelbſt das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, lieſse ſich wohl eine Art logiſcher Zifferſchrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entſchieden iſt, bleibt es eben ſo ſehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabey ſein Spiel getrieben. Indeſſen hüte man ſich, charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechſeln. Oft wird ein Geſetz, das man, abgeſondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyranniſchen Streichen des ſo oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zuſammenhange der Beſtandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorſchreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und ſelbſt eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die ſich eher fühlen als darthun läſst.

Es ſchien das Kürzeſte dieſe Betrachtungen vorauszuſchicken, um bey dem Urtheile über die Freyheiten, die Hr. *V.* ſich mit der deutſchen Sprache genommen, immer ſtillſchweigend darauf zurückweiſen zu können. Sie beſtehn entweder in neu abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortſtellungen.

Bey der Leichtigkeit der Zuſammenſetzungen, die unſre Sprache mit der Griechiſchen gemein hat, entſtehen häufig, ſelbſt in der ungelehrten Sprache des Umgangs neue Wörter dieſer Art, und der Ueberſetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle ſeiner Beywörter nachzuahmen ſuchen. Rec. kann in

Anſehung ihrer weder Bürgern beytreten, der ſie zum Theil für bloſse Titulaturen hielt; noch dem Beurtheiler im T. Merkur, wenner behauptet, Homer würde bey dem Deutſchen Leſer gewinnnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle ſetzte, oder ſie auch manchmal gar wegliefse. Es iſt ſchon gezeigt worden, dafs dem modernen Geſchmack ſchlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geſchmeichelt werden darf, und die Leſer, bey denen Homer durch eine ſolche Veränderung gewönne, mochten wohl überhaupt unfähig ſeyn, ihn zu fühlen. Die Beywörter gehören weſentlich zum Charakter ſeiner Poëſie: es liegt in der freundlichen Anſicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, dafs ſie jedem Gegenſtande, ſey er noch ſo gering und unſcheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weifs, und das Verweilen bey der ſinnlichen Gegenwart bezeichnet, ſo wie die unermüdliche Stetigkeit der ſanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortſchreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Eſſen und Trinken, ſeinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines groſsen Scharfſinns, um zu bemerken, dafs die Beywörter im Munde der redenden Perſonen oft ſehr undramatiſch ſind: aber es leuchtet auch ein, dafs die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epiſchen Tons untergeordnet ſeyn muſste, da der Vortrag durch Geſang, wozu das Gedicht urſprünglich beſtimmt war, doch keine eigentlich theatraliſche Täuſchung zuliefs. Wenn die Homeriſchen Beywörter nicht immer eine hervorſtechende Eigenſchaft benennen, wenn ſie keinen Nachdruck haben ſollen, der die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können; ſo iſt doch die poetiſche Sitte, die ſie vertheilt und feſtgeſetzt hat, noch weit von der geſellſchaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen, entfernt; und was hat die leere Leerheit in dieſen mit dem ſchönen Ueberfluſſe gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft ſchmeicheln? Mit Recht hat indeſſen der Ueberſetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verſchiednen Beywörtern wechſelt, ſich eben dieſer Freyheit bedient. Auch dadurch iſt nichts verloren gegangen, dafs er ſolche, deren buchſtäbliche Ueberſetzung ſchwierig oder unangenehm geweſen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild geben, erſetzt hat: z. B. χρύσεον Ἥβη, *die goldene Frühe*, καλλιπάρῃος, *die roſige* oder *die anmuthvolle*, Κρόνου ἀγκυλομήτεω, *des verborgenen Kronos* u. ſ. w. Wären die *ſaumnachſchleppenden Weiber*, (ραιτυπέλαι) die man für nachläſſig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in dieſe Klaſſe gerechnet worden! Ob man nicht bloſs das Haar ſelbſt, ſondern auch die Perſon, der es angehört, lockig nennen darf: *die lockige Leto*, bezweifeln wir. Immer iſt es noch beſſer als Bürgers *lockenliebliche Leto*. Verſchiedene Beywörter dieſer Art, die ſich bey ihm finden, und ſich auf die einzige Analogie des unedlen *lendenlahm* ſtützen: *die wangenſchöne, der ſchenkelraſche*, u. ſ. w. hat Hr. *V.* mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zuſammenſetzungen ſo ſehr, dafs er ſie nicht ſelten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, beſcheiden ſchmückende Beywörter hat. Aus dem geſtirnten Himmel Il. IV, 44 wird ein *ſternumleuchteter*, aus langen Spieſsen Il. IV, 533 werden *langſchaftige*; *ein borſtenumſtarrt Schwein* (σὺς ἀγριος) und *den wild aufhaltenden Feldruf* (μεγάλῳ ἀλαλητῷ) erwähnten wir ſchon. Ja man findet ziemlich häufig dreyfach zuſammengeſetzte Wörter, die nach dem Muſter des zuletzt angeführten gebildet ſind: *das weitaufrauſchende Meer, die hellaustonende Stimme, die holdanlachelnde Kypris, der harthinſtreckende Kampf, und androkend, du weithinſchattende*, oder auch *weitherſchattende Lanze, der ſchönhinwallende Xanthos, die grimmanſtürmende Lanze, der tiefhinſtrömende Herrſcher, die gern austheilende Mutter, das ſchwer hinwandelnde Hornvieh*, und andre mehr. Zum Glücke iſt die Zuſammenſetzung nicht ächt, und zerfällt von ſelbſt wieder in ihre Beſtandtheile. Die erſte Sylbe bleibt, trotz der Weglaſſung des Zwiſchenraumes beym Schreiben, ein eignes beſtimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinung erfodert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Hr. *V.* trennt ſelbſt einmal Il. XXI, 324 *in trüb' anſtürmender Brandung*. Was ihm dieſe Wörter empfohlen hat, iſt vermuthlich ihre proſodiſche Beſchaffenheit. Doch liefse ſich gegen ihren Wohlklang erinnern, dafs, wenn ſie wirklich wie Ein Wort betrachtet werden, ein gewiſſer Zwiſt der Accente entſteht, indem man ſie nicht *holdanlachelnde, hellaustonende*, ſondern *hold-anlachelnde, hell-austonende, grim-anſtürmende* ausſprechen muſs. Ueberhaupt ſollten wir beym Prägen neuer Wörter immer die ſorgfältigſte Rückſicht auf den Wohlklang nehmen, und ſie würde unſre Freyheit darin gar ſehr beſchränken. Der Grieche fand mit ſeinen ſchönen Vokalen und biegſamen Endſylben der Wörter hiebey keinen Anſtofs; ſie flofſen von ſelbſt in einander. Bey uns müſſen ſie wegen des Gedränges anfangender und ſchlieſsender Konſonanten, oft zuſammengezwungen werden. Wir haben ſchon zu viel ſolcher furchtbaren Wörter wie *Kopfſchmerzen, Kopfwerkzeug* u. ſ. w. als dafs wir noch neue erfinden ſollten, wie Hn. *V.* einige entſchlüpft ſind: *Siegsjauke, ſchwarzſchauernd, erſtarrend, ſturmbrüdrig* mit einem dreyfachen *R* in drey Sylben, und *hochhauptig* mit einem dreyfachen Hauche. Nur wenig neue Zuſammenſetzungen ſind uns aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt; z. B. *die unmahbaren Hände, der wohl an landbare Hafen*: die Ableitungsſylbe *bar*, wenn ſie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt, (die einzige Bedeutung, worinn es noch erlaubt iſt, neue Wörter durch ſie zu bilden) ſetzt ein Zeitwort voraus, das ein vollſtändiges, perſönliches Paſſivum hat, und als Aktivum die vierte Endung regiert; beides iſt mit *nahen* und *ankenden* nicht der Fall. Ein *vielgerudertes* Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin ſchon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern verſehenes Schiff. Die mit *um* zuſammengeſetzten Beywörter, die Hr. *V.* vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzukünſtliches Anſehen: *der ſternumleuchtete Himmel, die*

Digitized by Google

erzumschirmten Achaier, *der schwarzumwölkte Kronion*, *der helmumflatterte Hektor*. Das letzte enthält überdiefs eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, sondern der Helmbusch. *Schollig* und *quellig* sind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als dafs sie gefallen könnten. *Rothschnäblicht* ist nur falsch geschrieben; es sollte *rothschnäblig* heifsen, denn das Schiff ist nicht einem rothen Schnabel *ähnlich*, sondern es *hat* einen rothen Schnabel. Eben das gilt von *mähnicht*, wenn die Kentauren *mähnichte Ungeheuer* genannt werden. Ein ganz unschickliches Beywort erhält das Meer: am Strand des *verödeten* Meeres; (ἀλὸς ἀτρυγέτοιο) verödet ist nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, dafs es nicht Homerischer Ton sey, die Beywörter in Umschreibungen aufzulösen, so lafst es sich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kömmt dabey nur auf die geschickteste Art an. Für ἀργυροτόξου hatte Bürger versucht: *Silberbogner;* allein dieis würde nach der Analogie von *Wagen* und *Wagner* jemanden bedeuten, der silberne Bogen verfertigt. Besser hat es Hr. *V.* mit dem folgenden verflochten:

> Höre mich, Gott, der du Chryfa mit silbernem Bogen umwandelst.

Für ῥοδοδάκτυλος Ἠὼς setzt er *Eos mit Rosenfingern*. Es ist die Frage, ob es nicht heifsen müfste *mit den Rosenfingern*, damit man es als fortdauernde Beschaffenheit auf das Substantivum, nicht als Zustand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: *ich erwachte mit Zahnweh*, geschieht. *Die Stadt voll prächtiger Gassen* für πολὺν ἐρυάγυιαν, Il. II, 329, hätte Hr. *V.*, da er andern Stellen die *weitdurchwanderte* Stadt übersetzt, unehrlich finden müssen. Freylich weifs Rec. in dem letzten Beyworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuser in einer Stadt können *weit* aus einander liegen, und man kann sie *durchwandern*: aber wie soll man sie *weit durchwandern?* Gegen *Artemis, die Lenkerin goldener Zügel*, χρυσηνίη, Il. V, 205, und *Apollon mit goldenen* (mit dem goldnen) *Schwerte*, χρυσάορα, Il. V, 509 ist nichts erhebliches einzuwenden; auch den *Sporner der Gaul*, Ἀδωνεύς, Il. V. 654: χλιαστῆρα liefse man sich gefallen, wenn er nicht die Vorstellung der Reitkunst erregte, welche dem Kostum der Homerischen Helden fremd ist. Mehrmals hat sich Hr. *V.* durch einen absoluten Genitiv zu helfen gesucht, der aber, aufser in den einmal eingeführten Redensarten, nur da stehen sollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer bestehenden Eigenschaft gesprochen wird. Helena, *die herrliche, langes Gewandes* ist schon von andern gerügt worden. Eben so fehlerhaft steht Il. III, 326. 327:

> Rings um setzten sich alle in Ordnungen, dort wo sich jeder
> Rosse gehobenes Hufs, und gebildete Waffen gereihten.

Man könnte allenfalls sagen: *die Rosse laufen gehobnes Hufes*, aber nicht ohne Dazwischenkunft eines Zeitwortes: *Rosse gehobenes Hufes* für *mit gehobenem Hufe*. Ueberdiefs heben die still stehenden Rosse hier die Hufe ja nicht wirklich, sondern sie werden nur von der Gewohnheit es beym Laufen zu thun im allgemeinen ὀρεξίποδες genannt. Hätte der Uebersetzer sich genauer an das ἔκειτο gehalten, so würde man glauben müssen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füfse in die Höhe gestreckt.

So viel von den Beywörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern sind die häufigsten und leider auch die mifsrathensten die mit Hülfe der vorgesetzten Sylbe *ent* gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zusammenbringen: entsenden (welches sehr oft vorkömmt) entschallen, entfunkeln, enttauchen, (für *emergere*) enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entbeben, entlodern, entwandeln, enttrocknen, entschiffen, entwaschen, entnehmen, entschöpfen, entstöbern, entrudern, u. s. w. Nicht alle die eben angeführten sind gleich verwerflich; manche darunter sind auch schon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber seyn, dafs es erlaubt ist, vermittelst der Sylbe *ent* neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in *entzaubern*, *entgöttern*) bezeichnen. Bey einer geschickten Wahl kann der Ausdruck durch sie sowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Hr. *V.* gebraucht sie meistentheils so, dafs er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das Zeitwort ganz denselben Dienst geleistet, z. B. Od. III, 157: „Wir nun betraten die Schiffe und *entruderten*. Od. V, 41: „sie *enteilte* — schnell zum Olympos empor." An andern Stellen werden diese Zeitwörter nicht mit dem Dativ construirt, den sie immer fodern, wo sie eine Entfernung von etwas bedeuten, sondern mit der entbehrlichen Präposition, z. B. Il. V, 353; „enttrug sie *aus* dem Getümmel; ja sogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichste nennt. Il. XVII, 275: „dafs *von* der Leiche *hinweg* sie entzitterten." Ebendaselbst, 533: „enteilten *von dannen*." Nicht edel, sondern steif und kostbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für abschicken oder fortschicken, für wegtragen, so seltsame Wörter wie *entsenden* und *enttragen* erfindet; wenn sogar „der Braten von den Spiefsen *entzogen* wird." Man bemerke, dafs Hr. *V.* hier ein in andrer Bedeutung sehr gewöhnliches Wort durch seinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuschaffen gewufst hat. Eben so setzt er Il. III, 325 *entspringen* für *herausspringen*. Ganz untauglich für diese Art der Ableitung oder Entleitung sind des entstehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem *T* anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pause und erneuertem Ansatz der Stimme aussprechen können, *ent-taumeln* u. s. w., oder man wird ein *T* auslassen: *ent-aumeln*, wodurch das so schon unbekannte Wort vollends unverständlich werden mufs.

Von einem ähnlichen Mifsbrauche der Ableitungssylbe *um* sey es genug, zwey auffallende Beyspiele anzuführen. Il. XVI, 548: „Die Troer *umschlug* schwerlastender Kummer." Il. XII, 161: „Die Helme von

von Mühlsteinen *umprallt*." Das widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darinn liefse sich ohne Schwierigkeit aus einander setzen, nur möchte es die Geduld ermüden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Hendel: *Auszüge aus Xenophons Schriften*, mit Anmerkungen und einem griechisch deutschen Wortverzeichnifs. Zum Schulgebrauche herausgegeben von *A. G. Becker*. 1794. 210 S. 8.

Rec. konnte nie begreifen, wie Männer, die als Pädagogen berühmt sind, Chrestomathien machen oder anpreisen konnten, die so bunt sind, wie eine Musterkarte, indem es sowohl den Grundsätzen der Pädagogik als des vernünftigen Sprachstudii zuwider ist, eine Sammlung aus den — *materialiter et formaliter* — heterogensten Schriftstellern für zweckmäfsig zu halten, die mit und von *Lehrlingen* gelesen werden soll. Die Schüler durch ein solches ungleichartiges Gemenge den gewähltern Sprachgebrauch und den feinern Mechanismus der Sprache wollen kennen lehren, wie einige vorgeben, wird wohl keinem Lehrer zu Sinne kommen, dem bekannt ist, wie viel man schon von dem Umfange einer Sprache wissen müsse, um nur das mindeste von diesem Unterschiede zu verstehen.

Die Natur der Sache und einige Erfahrung wird vielmehr jeden überzeugen, dafs Lehrlinge ungleich gröfsere Fortschritte machen werden, wenn sie länger mit Auszügen aus einem und eben demselben Schriftsteller beschäftiget werden. Rec. findet daher diese Auszüge viel besser und zweckmäfsiger, als jene bunt scheckigen Chrestomathien. Sie sind gröfstentheils aus dem Gastmale und dem Feldzuge des jüngern Cyrus genommen. Aus den Denkwürdigkeiten und der Cyropädie nahm der Herausg. vermuthlich deswegen weniger, weil die ganzen Schriften auch schon sehr verbreitet sind.

Die beygefügten Noten und das Wortregister hätten übrigens füglich wegbleiben können; denn da das Buch für den Schulgebrauch bestimmt ist, so kann man voraussetzen, dafs dem Lehrer die darinn enthaltene Gelehrsamkeit schon beywohne, oder dafs er die nämlichen philologischen Postillen selbst nachschlagen könne; und da sich das Wortregister durch nichts von den gewöhnlichen Wörterbüchern unterscheidet, so ist es auch entbehrlich, indem doch jeder Schüler der griechisch lernen will, irgend ein Wörterbuch haben mufs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

SALZBURG, b. Duyle: *Praktisch-katholisches Religionshandbuch für nachdenkende Christen.* Verfafst von *P. S. Schwarzhueber.* 3te Aufl. 3ter B. 1795. 558 S. 8. (22 gr.)

ZÜRICH, b. Orell, Gefsner, Füfsli u. Comp.: *J. J. Hefs, Lebensgeschichte Jesu.* 7te Aufl. 1794. 1 B. 607 S. 2 B. 614 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. F. Maurer: *Zwey Reden am Geburtstage Sr. Majestät des Königs* in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie der bildendenden Kunste und mechanischen Wissenschaften am 25 Septbr. 1793 und 1795 gehalten von *Friedrich Rambach*, Professor. 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Den gröfseren Theil der ersten Rede nimmt ein allgemeines Lob der Künste und des Friedens ein, auf den sich damals schon eine nahe Aussicht zeigte. Die zweyte Rede, welche die Freude über seine Wiederherstellung ausdrückt, hat mehr die Art eines Programms, und geht nach einer kurzen Einleitung die Symbole durch, die den Alten die Idee des Friedens versinnlichten. Bey den Griechen erst der Mythus von der Liebe der Venus und des Mars, und ihrer Tochter Harmonia; dann Irene als eine der Horen; darauf auch abgesondert verehrt, mit dem säugenden Plutus an der Brust. So war sie zu Athen von Cephisodotus vorgestellt worden. Die kriegerischen Römer hatten in diesem Stück doch gewissermafsen eine reichere Symbolik als die Griechen. Aufser der Göttin Pax, der sie den Oelzweig, das Füllhorn, den Flügelstab Merkurs, eine unbewehrte Lanze, Aehren in der Hand, auch wohl einen Kranz von Aehren oder Mohn zu Attributen, oft die Eintracht und den Ueberfluss, oder die Siegesgöttin zu Begleiterinnen gaben, hatten sie eine friedenschenkende Minerva, und den Janus, dessen Bezug auf den Frieden aber nicht von leichter Deutung ist. Die Schreibart in diesen Reden ist leicht und fliefsend, und geschmückt, ohne in das Kostbare zu fallen. Nur mufs man sie nicht mit dem vollendeten Muster des panegyrischen Stils in Engels beym letzten Preufsischen Regierungswechsel gehaltnen beiden Reden vergleichen. S. 6 findet man *die Feyern*, einen ungewöhnlichen Pluralis, S. 35 *die Muthe*, weiblich, statt *der Muthus*. S. 12. *Hier rauscht er* (der Genius des Friedens) *ihm* (dem Könige) *ins leise horchende Ohr die Wünsche eines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt, auf frohlichem Gefieder sich über seine neu beglückten Lande zu schwingen.* Hier sind bey dem zweyten *er ihm* die Subjekte verwechselt, *er* ist nun der König, und *ihm* der Genius, welches Verworrenheit verursacht. Wie kann man sich (S. 30) *einer Ahndung, wiewohl mit Zutrauen, doch mit einer bangen Besorgniss überlassen? Die Freudenthränen*, S. 34, *die sich tief in Marmor eingraben sollen*, wird der reine Geschmack auch nicht billigen. Die Uebersetzungen von Stellen aus Griechischen und Römischen Dichtern sind nicht immer zum besten gerathen. In dem Hymnus des Bacchylides auf den Frieden scheint Hr. R. ἀείδει αὐτὴν fälschlich auf αὐτὴν nicht auf τίκτει zu beziehn: *Sie* (Irene) *legt die fufsen Blüthen des Gesangs — in die lichte Glut auf den Altar der Götter hin.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voſs*, etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

In den Wortfügungen iſt Hn. Voſſens Sprache ebenfalls gar nicht rein von Verſtoſsen wider die Grammatik, wenigſtens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die bloſs ungewöhnlichen, und freylich nicht ſonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il I, 407., *deſs* ihn erinnernd; *ereifern* und *erzürnen* ohne *ſich* nach oberdeutſcher Weiſe als Neutra gebraucht; *einen hoch an Sitz und an Fleiſch ehren; welchen er das Blut vergoſs*, ſtatt: *deren Blut er vergoſs*, und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Verſen Il IV, 497—500. ſteht *ihm* dreymal auf dieſe Weiſe); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. ſ. w. Wahre Sprachfehler hingegen ſind *walten* und *vernehmen* mit der zweyten Endung: Il. III, 440. „es *walten* Götter auch *unſer*." Il. VI, 465. Eh ich *deines Geſchreyes vernehme*; Auslaſſungen, wie *geſtrengt* für *ungeſtrengt* Il. XVII, 746.; Od. XIX, 105. „Wer? und woher der Manner?" (Im Griechiſchen ſteht das Zeitwort da) Die unterlaſſene Wiederholung des Accuſativs, der alsdann auf zwey Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort ſteht, zugleich bezogen werden muſs, Il. II, 595:

dort, wo die Muſen
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges *beraubten*;

oder auch die gänzliche Auslaſſung des Accuſativs, den ein tranſitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII, 409, 410.:

Nicht ja gebührt Kargheit bey abgeſchiedenen Todten
Daſs man, nachdem ſie geſtorben, mit Glut zu *beſänftigen* eile

Pleonasmen, wie Il. I, 98, 99. *zurück hingeben*, oder Il. XVII, 202, 203. „Du zeuchſt die unſterbliche Wehr an, *Sein* des erhabenen Manns." *Sein* als poſſeſſives Pronomen erfodert ohne Concretionsſylbe die Dazwiſchenkunft des Zeitwortes: die Wehr iſt *ſein*. Auch mit dieſer Sylbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart *des Mannes ſeine*, umgekehrt herauskommen. Auch als perſönliches Pronomen der dritten Perſon in der zweyten Endung ſtatt *ſeiner* ſteht es nicht nur überflüſſig, ſondern fehlerhaft. Eine ganz falſche Conſtruction entſtellt die Zeilen Il. XVII, 601, 602:

Hektor ſodann durchſtach des Leitos Hand an dem Knöchel
Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

Sohn ſoll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ ſeyn, da doch *des Leitos*, womit es in Appoſition ſteht, den Genitiv erfodert. Die weggelaſſene Biegungsſylbe des Dativs, *Sohn* ſtatt *Sohne*, macht das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weiſe conſtruiren: Hektor durchſtach des Leitos *Hand*; ihm (dem Hektor) durchſtach ſie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte *s* iſt wiederum fehlerhaft: denn bey eignen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungsſylben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die ſie gar nicht haben können; ſo ſteht *raſſen* und *entraſſen* Il. V, 50 u. 541. für *erlegen*. (im Texte beide male ἔλε) Dieſe Beyſpiele lieſsen ſich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in dieſem Fache wenige hin, ſonſt würde die Kritik ein endloſes Geſchäft ſeyn. Wir führen nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des *jener*, *jene*, *jenes*, wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Geſetzt auch, es lieſse ſich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran Rec. zweifelt: was wird dadurch gewonnen? Heiſst es nicht die Sprache gerade zu auf den Kopf ſtellen? Nicht ganz dieſelbe Bewandtniſs hat es mit dem ebenfalls häufigen *ſolcher*, *ſolche*, *ſolches*, das wirklich ehedem als demonſtratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Hr. Voſs es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelüberſetzung öfters ſo vorkommt. Freylich iſt es veraltet, und ſollte daher nicht anders, als mit einem beſondern Nachdrucke, in einem feyerlichen Tone der Rede, geſetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleyen, und nimmt ſich nicht beſſer aus, als das abgedankte *ſothanes*.

Was aber das ſchlimmſte Unheil in der ganzen Ueberſetzung von einem Ende bis zum andern geſtiftet, ſind unſtreitig Hn. Voſsens Grundſätze über die deutſche Wortſtellung. Grundſätze nennen wir es, und nicht einzelne Verſehen oder in beſondern Fällen genommene Freyheiten, weil ſie mit Folge und Gleichförmigkeit durch ſein Werk hingeben, ſo daſs man ſagen kann: es iſt Methode in ſeiner Undeutſchheit. Er hat ſich überall an die griechiſche Ordnung anſchmiegen wollen, nicht ſo nah wie möglich, (dies wäre ſehr zu loben) ſondern ſo nah, wie es in unſrer Sprache unmöglich iſt. Es kann oft eine ſehr verſchiedne, ja entgegengeſetzte Wirkung thun, wenn in verſchiednen Sprachen daſſelbe geſchieht, und faſt in keinem Punkte unter-

Digitized by Google

scheiden sich die beiden alten classischen Sprachen wesentlicher und auffallender von den neuern insgesammt, als in der Wortfolge. Die Freyheiten, die jene hierin genossen, waren ohne Zweifel für Poesie und Beredsamkeit unweit günstiger als die moderne Gebundenheit: dürfen wir darum sie uns anmaßen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältnisse gegen einander veränderlich sind, die Bezeichnung dieser Verhältnisse vollständig und unzweydeutig an sich. Bey uns muss in unzähligen Fällen, um sie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner bestanden dort die Biegungslaute nicht wie bey uns in dumpfen Consonanten und einem tonlosen *E*, sondern sie waren oft mehrsylbig, und wurden meistens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerstreut es auch stehen mochte, herauszufinden, ja nicht selten wurde es bey Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beywortes durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltsten Sätzen und Verbindungen schuf also schon die bloss sinnliche Beschaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne dass der Geist dabey mit Nachsinnen sehr bemüht worden wäre. Hiezu kommt, dass der Verstand bey den Neuern (und dies gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrschende Princip der Sprache ist, als er es bey den Alten war, bey denen die rege, allseitige Empfänglichkeit wie auf die ganze Sprache so auch auf die Wortstellungen den entschiedensten Einfluss hatte. Dem Verstande widerfuhr sein Recht, wenn die Wörter den Verhältnissen gemäs, die er vorschrieb, umgeendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, selbst dem Gehör anheim, und so durfte die Kunst auch bey der Anordnung der kleinsten Bestandtheile eines Gedichts ein freyes und schönes Spiel treiben. Einer leichten und schnellen Fassungskraft ist das zu ängstliche Bestreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die strengen Regeln der Wortfolge in den neuern Sprachen gebunden, waren die classischen Sprachen bey der bestimmten Vollständigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich gewesen. Die reizendste Mannichfaltigkeit, die schönsten Zusammenstellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verschiednen Zweigen am zierlichsten und zugleich am festesten so gewunden wird, dass bald diese, bald jene Blätter und Blumen zum Vorschein kommen, so vereinigen sich in der Poesie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu stetigen und harmonischen Massen. Der Zwang des Bedürfnisses verschwand, freye Schönheit trat als ein höchstes Gesetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der griechischen Dichtersprache beynahe sagen wie von dem goldnen Zeitalter: erlaubt ist, was gefällt.

Dies waren Vorzüge der Alten: wer will es läugnen? ob wir sie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichsam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muss es auffallen, wenn wir sie uns, ohne Rücksicht auf die ganz entgegengesetzte Natur unsrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache anlage, dies mit Glück zu thun, so ist es gewiss nicht die deutsche mit ihren stummen Endungen, und der kargen Kürze ihrer Biegungen, sondern vielmehr die italiänische, die zwar keine Umendungen für die Verhältnisse (*casus*) der Hauptwörter und Beywörter, aber dagegen Geschlecht und Zahl derselben, und hauptsächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meistens mit offnen Vocalen bezeichnet. Freylich ist bey uns die Wortfolge noch lange nicht so gebunden, wie z. B. in der französischen Sprache, und doch müssen wir sogar diese um die armselige Freyheit beneiden, das Adjectiv wenigstens in vielen Fällen sowohl nach als vor seinem Substantiv setzen zu dürfen. Aufnehmen können wir sie nie, weil sie dem ganzen System unsrer Wortfolge widerspricht, worinn alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, seine Bestimmungen vor sich nimmt. Der Verstand erstreckt bey uns seine Herrschaft nicht bloss über die gewöhnliche Wortstellung, worinn er die Bestimmungen nach einer gewissen Stufenfolge ordnet, sondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung voraussetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inversionen. Diese lassen sich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenschaftlich sie auch scheinen mögen, so ist es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes gestellten Begriffs, was sie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutschen gerade so vielmal umkehren kann, als sie Wörter enthalten; allein sie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeschickten bleibt dabey nach einer behutsamen Regel bestimmt. Eben so verhält es sich mit der Inversion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode herausliebt. Hr. Voss hingegen erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und grade so herauskommen, als ob man im Französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: *j'ai à la campagne été*, statt: *j'ai été à la campagne.*

Wir fangen mit einem einfachen Beyspiele an. Il. I, 413: *Aber Thetis darauf antwortete.* Das Umstandswort *darauf* ist eine Bestimmung des Zeitwortes, und konnte ihm also nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelst einer Inversion an die Spitze des Satzes (das *aber* abgerechnet) gestellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als: Thetis antwortete darauf, oder: darauf antwortete Thetis. Eben so erlaubt als die von Hn. Voss erwählte Ordnung wäre es zu sagen: antwortete darauf Thetis. Die Verneinung steht bey allen übrigen Redetheilen, wozu sie gehört, voran; das Zeitwort allein fodert sie hinter sich. Hr. Voss stellt sie häufig vor dasselbe. Il. X, 235.: *nicht darfst du.* Il. I, 468.: *nicht mangelt' ihr Herz des Gemüts*

meinſamen Mahles. Wird dadurch ein beſondrer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn ſie an ihrer natürlichen Stelle ſtünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, ſie ſo voranzuſetzen, weil dadurch das bey dieſer Inverſion dem Zeitworte unentbehrliche *es* verſchlungen wird; *es mangelte nicht ihr Herz des gemeinſamen Mahles*, wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbeſtimmtheit des vorangehenden Pronomens ſich ſträubende Umſtellung. Il. I, 592: *Ganz den Tag* (fehlerhaft für *den ganzen Tag*) hinflog ich. So lange der Unterſchied zwiſchen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben iſt, muſs es heiſsen: *flog ich hin. Ganz den Tag hinflog ich*, iſt nichts beſſer, als: *ich anredete ihn, ich auskleidete mich.* Hr. Voſs ordnet oft ſo. Il. XVII, 735: *und ſtets nachtobte des Kriegs Wuth.* Il. XVIII, 28. 29.:

Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos
Laut mit bekümmerter Seel' *aufſchrien* ſie.

Dieſe Verſe enthalten noch ſonſt viel ſprachwidriges. *Mägde* kann den Artikel nicht entbehren, da das *ſie* am Ende beſtimmt auf ſie zurückweiſt. Dieſes hat eine rhetoriſche Emphaſe, die gar nicht in Homers Ton iſt. *Zugleich* iſt ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat. Es begünſtigt die durch die Stellung des *Patroklos* verurſachte Zweydeutigkeit. Womit zugleich ſchrien die Mädchen? Natürlich mit dem Patroklos. Das Zeitwort ſollte unmittelbar nach *laut* ſtehn. Das einfache *ſchrien* (ἴαχον) hätte auch hingereicht. Da bey uns manche Zuſammenſetzungen ſowohl ächt als unächt ſeyn können, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man bey der obigen Behandlung derſelben zuweilen nicht unterſcheiden kann, welche von beiden gemeynt ſey. Od. XII, 325.: *Aber den ganzen Mond durchſtürmte der Süd.* Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchſtürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich? — Il. XVI, 247.:

Unverletzt mir alsdann in die rüſtigen Schiffe gelang' er.

Daſs *unverletzt* voran ſteht, iſt eine ſehr erlaubte Inverſion, aber nun muſste auch das Verbum mit dem dahinter geworfnen Nominativ ſogleich folgen. Jetzt iſt es freylich ganz die Ordnung des griechiſchen Verſes. Doch nein! Etwas fehlt noch: ἔτος ἐν πρώτῳ. Warum ging man, da man ſich einmal ſo viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und ſagte: „Unverletzt mir alsdann rüſtigen in die Schiffe gelang' er?" Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leſer zu enträthſeln: Il. XVI, 212.:

Faſt wie die Wand ſich füget ein Mann aus gedrängeten Steinen,
Eines erhabenen Saals.

wird er nicht eine Wand, die ſich ſelbſt füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängeten Steinen iſt, herausbringen? Auch ohne das ungeſchickte Flickwort *ſich* wäre die Stellung noch unleidlich, weil *die Wand* gar kein Zeichen des Accuſativs an ſich tragt. *Füget* ſollte wenigſtens, wie im Griechiſchen, unmittelbar vor den Worten: *aus gedrangeten Steinen* ſtehen. Auch kann der Genitiv *eines Saals* unmöglich von dem Hauptworte geriſſen werden, das ihn regiert. So muſs gleichfalls die Appoſition unmittelbar folgen, ſonſt entſtehen die ſeltſamſten Miſsverſtändniſſe. Od. IV, 319—321.:

Denn feindſelige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abſchlachten, und mein ſchwerwandelndes Hornvieh,
Freyer der Mutter umher, voll übermüthiges Trotzes.

Im Griechiſchen iſt freylich dieſelbe Ordnung: aber welch ein Unterſchied! Wie deutlich bezeichnen die Endungen εἰλίποδας ἕλικας βοῦς, und μνηστῆρες — ἔχοντες, den Accuſativ und Nominativ! Im Deutſchen kann *mein ſchwerwandelndes Hornvieh* und *Freyer* ſo gut der eine als der andre Caſus ſeyn, und die Stellung könnte hier zu einem lächerlichen Miſsverſtande führen. Unzähligemale wird das Beywort mit dem wiederholten Artikel nach ſeinem Hauptworte geſetzt. Il. XVI, 107.: „Stets vom Schilde beſchwert, dem Beweglichen." Il. XIX, 393.: „Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen." Wo ein beſondrer Nachdruck darauf ruht, läſst es ſich allenfalls vertheidigen, ſonſt aber thut es grade die Wirkung, als ob man etwas vergeſſen hätte und umkehren müſste, um es zu holen. Il. XVI, 428. folgen ſogar zwey Beyworter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionsſylbe als Beſchaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, ſcharfklauigen, krummgeſchnabelt.

Wir ſchlieſsen dieſen Abſchnitt unſrer Beurtheilung mit einem Beyſpiele eines gleichſam an allen Gliedmaſsen verrenkten Satzes: Il. X, 235.

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft' er ſich Haare.

Ungern haben wir uns ſo lange bey dem traurigen Geſchäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgeſetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem feinden Muſter ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte, den in ſeinen Originalwerken oft der Genius unſrer Sprache ſelbſt zu beſeelen, und mit harmoniſcher Fülle auszuſtatten ſcheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, daſs ein Werk von dieſem Umfange, von dieſer Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntniſſen aufs beſte gerüſtet war, und wovon man nach der ältern Odyſſee die ſchönſten Hoffnungen hegen durfte, durch den unſeligen Einfluſs einiger irrigen Grundſätze miſsrathen iſt? Daſs eine Ueberſetzung dieſer ſchätzbaren Denkmahle des Alterthums, die ſo nahe daran war, ſelbſt die höchſten Foderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beſchaffenheit ſo viel einzelnes vortreffliches enthält, nicht durch Vernachläſſigung, ſondern durch verſchwendeten Fleiſs, durch überſpanntes Beſtreben nach buchſtäblicher Treue, im Ganzen undeutſch, und dem Leſer einen reinen Genuſs zu verſchaffen unvermögend geworden? Nur der Beſitz

der ältern Ueberſetzung der Odyſſee, für welche Deutſchland nie aufhören ſollte, Hn. *V.* dankbar zu ſeyn, kann uns darüber tröſten. Wenn ſich alles Vorzüglichere, was die zweyte vor ihr voraus hat, nicht bloſs in Gedanken, ſondern in der Wirklichkeit in ſie übertragen lieſse, ohne ihrer Einfalt und Popularität, dieſen liebenswürdigen Charakteren des homeriſchen Geſanges, Abbruch zu thun, ſo hätten wir eine in der ganzen modernen Literatur einzige Nachbildung eines Klaſſikers aufzuweiſen.

Noch eine, bisher unberührt gelaſſene, und zwar eine ſehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Rec. geſteht, daſs er die hier bewieſene Kunſt nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreiſen kann, weil er überzeugt iſt, daſs ſie, nächſt jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meiſten dazu beygetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der ſcharfſinnige Verfaſſer der Abhandlung *de metris poëtarum Graecorum et Romanorum*, Hr. Herrmann, äuſsert dieſelbe Meynung (S. 277.). Hr. Voſs hat ſich nicht nur den homeriſchen Hexameter überhaupt zum Muſter vorgeſtellt, ſo weit die Verſchiedenheit der deutſchen und griechiſchen Metrik es erlaubte, ſondern auch den Gang einzelner Verſe, die jedesmaligen Verhältniſſe der rhythmiſchen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verſe in den andern, und die dadurch beſtimmte Stellung der Einſchnitte, nachzumachen geſucht, und auch in der That erſtaunlich genau nachgemacht. Einem Leſer, der in der Ueberſetzung nichts weiter als den Versbau des Originals ſtudiren wollte, dürfte man ſie ohne Einſchränkung empfehlen, ſo gewiſſenhaft befolgt Hr. *V.* die Vorſchriften, die er hierüber in der Vorrede zur Ueberſetzung des virgiliſchen Landgedichts, und in einer kleinen Schrift über Ton und Auslegung deſſelben dargelegt hat. Die Einrichtung dieſer Blätter geſtattet uns keine umſtändliche Prüfung dieſer Grundſätze der metriſchen Nachbildung, die übrigens für die beſonnene, nicht ſelten in Künſtlichkeit ausartende, Kunſt der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule ſehr gut paſſen könnten, ohne auf Homer anwendbar zu ſeyn. Eben ſo wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des Joniſchen Sängers anlegen. Wir müſſen uns begnügen, in aller Kürze die hauptſächlichen Geſichtspunkte dieſer Unterſuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein trefflicher Alterthumsforſcher vor kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebey wichtig iſt, über allen Zweifel erhoben.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KINDERSCHRIFTEN.

Gotha, b. Perthes: *Sittengemälde aus dem gemeinen Leben* zum belehrenden Unterricht für Kinder. Von dem Vf. des *Gumal und Lina*. Mit einem Titelkupfer. 1796. VI u. 152 S. 8. (10 gr.)

Allerley praktiſche Lehren in dramatiſirten Erzählungen. Viel Nützliches in einem angenehmen Gewand, wie man es von Hn. Loſſius, dem Vf. von Gumal und Lina, gewohnt iſt. Die Sittengemälde ſind folgende: Das mütterliche Denkmal. Karolinchens Tod, oder, die Geſchwiſterliebe. Das arme Weib. Das ſtolze Mädchen. Der beſchämte Geizige. Der muthwillige Knabe. Der ehrliche Schuldner.

Als neue Auflage iſt erſchienen:

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Magazin der neueſten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten*, mit Beyſpielen aus der ältern Geſchichte. 1. B. Neue verbeſſerte Aufl. mit dem Plane von Bitſch. 1795. 268 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Oels*, b. Ludwig: *Gott Mars*, oder, *der eiſerne Mann*. Ein komiſches Singſpiel in zwey Aufzügen. Text und Muſik vom Hn. von *Dittersdorf*. 91 S. ohne Anzeige des Jahrs. 8. (6 gr.) Der Liebhaber und ſein Bedienter verkleiden ſich im erſten Aufzug in Savoyarden, werden verrathen, und mit dem Degen in der Fauſt fortgejagt. Im zweyten kriechen ſie, einer nach dem andern, in eine eiſerne Bildſäule im Garten, die den Mars vorſtellen ſoll, das denn mancherley Miſsverſtändniſſe und Scenen von poſſenhafter Furcht und Schrecken veranlaſst. Ein ſich taubſtellender Bedienter, und eine alte habſüchtige Haushälterin helfen die Burleske vollkommen machen. Als Probe des proſaiſchen Dialogs mag folgendes dienen: S. 9. „*Deine Tochter iſt brav, und wird keinem das Bette vergiften.*“ S. 27. „*Ich würde ihm ſeine hundsfottiſchen Knochen zu Streuſand zermalmen.*“ S. 39. „*Es kann dem dürren Knochenmann jählings der Raptus ankommen.*“ Die Geſänge ſind faſt alle, wie folgende Stellen S. 26.:

Sag ſie dieſem dummen Hachen,
Mit ihm wäre nichts zu machen,
Und furs liebe Gnadenbrod
Aergert er mich noch zu todt.

oder S. 50.:

Du Eſel, du Ochſe, geh, brich dirs Genick,
Wir drehn dir den Hals um, kommſt du mehr zurück.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Homer (oder die Sänger eines gewissen Zeitalters, die man unter diesem collectiven Namen zusammen zu fassen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche) Homer schrieb seine Gesänge nicht. Der erste Grund zu einer theoretischen Grammatik wurde erst viele Jahrhunderte nach ihm gelegt, und eine theoretische Prosodie konnte fast weniger als irgend ein andrer Theil derselben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche Statt finden, weil dabey alles auf die Zergliederung der Wörter in Sylben, und dieser in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchstaben festhalten, und nach langer Beobachtung über die verschiednen Bewegungen der Sprachorgane, als für sich bestehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch so zarte Gehör nur Massen empfängt. Uns will diese Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in so früher Kindheit bekommen haben, dass wir geneigt sind es für etwas zu halten, das sich von selbst versteht. Wir müssen es uns wiederholt einprägen, dass der göttliche Homer vermuthlich nicht buchstabiren konnte, um es nicht bey der ersten Anwendung zu vergessen. Das Gehör entschied also damals ganz empirisch, ohne alle Theorie, über die Sylbenzeit, wahrscheinlich nicht mit grosser Schärfe, weil die Aussprache selbst, ehe man anfängt, durch schriftliche Aufzeichnung sich Rechenschaft davon zu geben, in allen Sprachen viel schwankendes und unbestimmtes zu haben pflegt. Ueberdies sind wir sehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich sich die Aussprache der griechischen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Pisistratus verändert und verfeinert haben mag, welchen Einfluss dies auf die metrische Beschaffenheit jener alten Gesänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählig und unmerklich vorgenommenen, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müssen. Da der Text späterhin durch die abglättenden Hände so vieler Kritiker ging, die eine Menge orthographischer, und bey der freyen Mannichfaltigkeit der Homerischen Wortformen, auch eine Menge grammatischer Mittel wussten, die Prosodie nach den nunmehr gültig gewordnen Regeln zu stützen, so könnte man sich eher wundern, dass noch so viele bey spätern Dichtern selten oder gar nicht vorkommende Freyheiten, als dass ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben sind. Und zu welchen Schlüssen über den ursprünglich hiebey aufgewandten Grad von Kunst und Genauigkeit berechtigt uns dies alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas schriftlich aufzubewahren, folgt weiter dass das Sylbenmaass zu Homers Zeit keineswegs blos schmückende Einkleidung, sinnliche Form des Schönen war, sondern Hülfsmittel für das Gedächtniss, und also eine Sache des Bedürfnisses. Die Aufmerksamkeit des Sängers musste daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet seyn, welche die Existenz seiner Dichtungen sicherte, als auf die dabey möglichen Abwechselungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, seine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetische Periode mitgerechnet, nur irgend fähig ist, in der Ilias und Odyssee erschöpft sind, so kann das bey Gedichten von diesem Umfange, wo dasselbe Sylbenmaass unter allen Verschiedenheiten des Inhalts so viele tausendmale wiederholt wird, eben sowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeschrieben werden. Wir müssen uns also hüten, da raffinirendes Studium zu suchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metrischen Gesetz auf irgend eine Art Genüge geleistet zu haben. Selbst die grosse Leichtigkeit, womit die damalige Jonische Sprache, wie ihr ganzer Bau beweist, sich in Hexameter und zwar in wohlklingende Hexameter fügte, musste den Gedanken einer mühselig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenste Ausführung selten etwas mehr kostet als einen glücklichen ersten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigsten, die ihn ersetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Ist es glaublich, dass der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz sinnlichen, ungebildeten Hörer an sein wunderbares Epos zu fesseln, noch ein übriges gethan; und nach feinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfänglichkeit bey ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr musste sein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben, nur lässt sich nicht wohl denken, dass jede einzelne Welle ihnen Gegenstand der absondernden Betrachtung geworden sey. Die stete Wiederholung äusserst einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geschmack nicht: wozu hätte die auserlesenste Mannichfaltigkeit aufgeboten werden sollen?

Sie ist indessen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebun-

denen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abſtufungen von Schnelligkeit und Langſamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, ſich nach dem immer wechſelnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den proſodiſchen Maaſsſtab anlegt, ſondern durch ununterbrochnes Fortſchreiten am Ende, durch Pauſen in der Mitte der Verſe, wo der Sinn ſie fodert, immer andre und andre rhythmiſche Maſſen bildet, worinn das Geſetz ſich verliehrt, ohne aufgehoben worden zu ſeyn. Aber auch für den Vortrag durch Geſang, wozu jene Rhapſodien urſprünglich beſtimmt waren? Wir können uns zwar keine anſchauliche Vorſtellung davon machen, allein wir wiſſen doch, daſs dieſer Geſang von einem Inſtrumente begleitet wurde, welches ſich auf eine ſehr enge Tonleiter beſchränkte, und daſs er ſyllabiſch war, denn dies blieb bey einer weit höhern Ausbildung der Muſik griechiſche Sitte. Dürfen wir von Homers Darſtellung ſolcher Gegenſtände auf ihn ſelbſt zurück ſchlieſsen, ſo wird es wahrſcheinlich, daſs er ſeine Hexameter nicht rezitativiſch, ſondern taktmäſsig und zwar die verſchiednen Verſe in einerley Tempo geſungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epiſchen Geſange des Demodokus getanzt (Od. VIII, 261 u. f.). Auch das Beyſpiel andrer Völker und die allgemeine Geſchichte der Muſik ſpricht für dieſe Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Taktes machte eine gewiſſe Stätigkeit im Vortrage jedes Verſes unvermeidlich, und dadurch muſste denn die Beſchaffenheit der Wortfüſse und die Stellung der Abſchnitte, wenn ſie auch nicht ganz verſchwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man ſich einen muſikaliſchen Satz von ſechs Takten, wo der Aufſchlag immer eine lange Note hat, der Niederſchlag (ausgenommen im letzten Takte) eine lange oder zwey gleichgeltende kurze haben kann, tauſendmale wiederholt: wird an die Stelle der geprieſenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unſer verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher geſagte ſoll die Zweckmäſsigkeit und Schönheit des Homeriſchen Versbaues im geringſten nicht herabſetzen, obgleich das *bonus dormitat Homerus* auch in dieſem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im griechiſchen, deſſen Ausſprache wir ſo unvollkommen kennen, anmaſsen dürfen. Als freywillige Blüthe der Natur betrachtet, verdient dieſe Harmonie faſt mehr Bewunderung, als wenn man ſie für einen ſchwer errungnen Gipfel der Kunſt hält. In Hn. Voſsens Ueberſetzung iſt ſie dieſes wirklich, und man ſieht ihr an, daſs ſie es iſt. Bey aller Aehnlichkeit ſeines Versbaues mit dem Homeriſchen im Einzelnen, die beſonders in Abſicht auf die Glieder der rhythmiſchen Periode bewundernswürdig groſs iſt, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermiſst den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunſtloſe Leichtigkeit der Joniſchen Muſe. Man fühlt bey dem Genuſſe, daſs vieles aufgeopfert, daſs groſse Schwierigkeiten überwunden werden muſsten, um ihn uns zu verſchaffen. Der Versbau in ſeiner ältern Odyſſee iſt zwar lange nicht ſo ſchön, ſo reich und mannichfaltig, aber doch flieſsend und angenehm, und bey den weit gröſsern Abweichungen im Einzelnen, giebt ihm das täuſchende Gepräge einer kunſtloſen Entſtehung, das er meiſtens trägt, im Ganzen einen mehr Homeriſchen Charakter.

Man ſieht aus Hn. Voſsens Art zu überſetzen, daſs er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des griechiſchen Verſes, und im Klange der Sylben zu finden geglaubt: er hat ihn, und zwar nicht ſelten verſtärkt, zu übertragen geſucht. Ohne wie Johnſon den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob ſich ein ſo beſonnenes und kleinliches Studium bey einer improviſirenden Sängerkunſt annehmen laſſe, wie die war, woraus die Homeriſchen Rhapſodien allmählig hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung der äſthetiſchen Eindrücke vorausſetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters paſst, dem die dichteriſche Begeiſterung etwas ſo unerklärliches war, daſs es vollen Glauben an einen dabey waltenden göttlichen Einfluſs hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenſtandes für abhängig von dem Vorſatze des Sängers hielt? (Od. I, 347—350.) Ob endlich das ſinnreiche Anſpielen auf körperliche oder geiſtige Beſchaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Sylben und Buchſtaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunſt zu halten ſey, als für eine der Naturpoëſie eigne Schönheit? Es verſteht ſich, daſs hier weder vom Ausdruck der innern Empfindung in den lyriſchen Weiſen, noch von der allgemeinen Wahl eines Geſetzes der Succeſſionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede iſt, wobey die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichſten Inſtinkt geleitet worden ſind. Da ſich indeſſen vorausſehen läſst, daſs dieſe Meynung ſtarken Widerſpruch finden, und daſs vorzüglich, mit Berufung auf das Anſehen des Dionyſius von Halikarnaſſus, der Stein des Siſyphus gegen ſie hergewälzt werden dürfte, ſo behält ſich Rec. vor, ſie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnügt ſich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunſt, mit welcher Hr. Voſs den Bewegungen des griechiſchen Verſes Schritt vor Schritt folgt, auf einmal ſichtbar wird. Od. XI, 593—598.

> Auch den Siſyfos ſah ich, von ſchrecklicher Mühe gefoltert,
> Eines Marmors Schwere mit groſser Gewalt forthebend.
> Angeſtemmt, arbeitet' er ſtark mit Händen und Füſsen.
> Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
> Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal ſtürzte die Laſt um;
> Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückiſche Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Ueberſetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darinn liegen ſoll. Die zweyte Zeile hat im griechiſchen einen hüpfenden daktyliſchen Schluſs: ⏑ — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑, hier endigt ſie ſchwerfällig: ⏑ — ⏑ ⏑ | — — — ⏑. Der abſichtliche

Uebel-

Digitized by Google

Uebellaut: von der *Au' aufwälzte*, ist ebenfalls weit stärker als der Hiatus in: ἄνω ὤθησε. In der lezten Zeile scheint Hr. *V.* neben der Schnelligkeit auch noch das Getöse des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchstaben im geringsten andeutet. Dies hat ihn denn auf die höchst unglückliche Zusammensetzung *Donnergepolter* gebracht, worinn das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch ist. Sie steht indessen schon in der ältern Odyssee. Warum nicht wörtlich?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückische Marmor

Der Gang des Verses wäre ganz derselbe geblieben. Gegen die beredte Bewunderung des Dionysius (*περὶ συνθέσ.* C. 30.) der diese Zeile so ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu mahlen, liesse sich eine andre von völlig gleicher metrischer Beschaffenheit anführen, worinn kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geschieht:

Ἄντις ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λᾶας | ἀναιδής:
ὁι δ' ἐπ' ὀχεῖσθ' | ἑτοῖμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiss? Homer hat hier die Behendigkeit, womit seine esslustigen Helden nach den Speisen griffen, durch den Gang des Verses nachahmen wollen. Mit Recht hat Hr. *V.* der Mannichfaltigkeit wegen, die spondeischen, im deutschen meistens trochäischen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmische Mahlerey im Originale gesehen, und daher meistentheils dieselben Verse, wo dieses ihn hat, damit geschlossen, obgleich Homer mehrmals Spondeen setzt, wo das Gesetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fodern würde, z. B. Il. II, 764. IV, 74. 500. Auch folgende Beyspiele von spondeischen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII, 54. 55. und XII, 128. 131. wobey sich Reime, in den letzten sogar doppelte Reime eingeschlichen haben, sind für die Kenntniss der Homerischen Verskunst wichtig. Eben so gut wie den Gang solcher Verse Il. I, 11.:

Οὕνεκα τὸν χρύσην ἠτίμησ' ἀρητῆρα,
Drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester,

hätte der Uebersetzer dies auch nachmachen können. Die monosyllabischen Schlüsse (— ◡ ◡ — | —) die nach *Hermann. de metris* p. 275. sowohl das Grosse und Erhabne auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen sollen, (so zweydeutig ist das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks) hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. Il. XVI, 123.:

— und plötzlich durchflog unlöschbar umher Glut.

Den einsylbigen Namen des Vaters der Götter und Menschen setzt Homer und sein Uebersetzer oft an diese nachdrückliche Stelle: Il. I, 508. *μητίετα Ζεῦ*, *Ordner der Welt, Zeus; νεφεληγερέτα Ζεύ*, *der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.* Schade, dass einem Schweine dieselbe Ehre widerfährt. Od. IV, 437. *μέγας αὖς*, *ein Borstenumstarrt Schwein.*

Uebrigens bleibt Hn. Vossens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unsrer Sprache unerreichtes Muster. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bey uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der mattern Wortfüsse (— ◡, ◡ — ◡) wozu die deutsche Sprache einen grosen Hang hat, ist auf das glücklichste vermieden, dagegen sind die edlern und männlichern (◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ◡, — ◡ —, — ◡ ◡ —) überall mit Wahl u. schöner Abwechselung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (◡ — —, ◡ ◡ — —, — — ◡, — — ◡ ◡) künstlich eingemischt. Nur hat sich der Dichter den seltnen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zusammenziehungen wie: *Gebirgs Felshaupt*, oder übellautende Zusammenstellungen: *dumpf aufhallte*, *tief aufseufzt' er*, erlaubt. — Ein Paar wirklich antispastische Anfänge des Verses sind statt spondeischer durchgeschlüpft, z. B. *Und erzstarrende Schilde*, *Und Ruhm hätten gewonnen.* Solche Worte wie *und* könnten wohl vor eine unbedeutende Vorschlagssylbe gestellt, als Länge gelten, aber vor der gröfsten Länge, wie hier, werden sie unfehlbar kurz. Im griechischen kann die Arsis in Spondeen und Daktylen eine Sylbe verlängern helfen, bey uns fodert sie vielmehr eine entschiedne Länge. Daher ist es auch Sylbenzwang, wenn die erste Sylbe solcher Wörter wie *Schwachheit*, *Kargheit*, *abwärts*, in die Thesis eines Spondeen, die zweyte weit kürzere in die Arsis des nächsten Fufses fallt. Z. B.:

Nicht ja ge | buhrt Karg | heit bey | abgeschiedenen.

Nicht zu verwerfen ist das Bemühn, manchen Wörtern ihre alte Vielsylbigkeit wieder zu geben, z. B. *Adeler*, (es hiefs ehedem *Adelhar*;) hingegen *schönste* möchte schwerlich Eingang finden.

Als Probe des schönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue und des Stils fast ohne Tadel ist. Il. VI, 466—475.:

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt er die Arme,
Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
Schmiegte sich schreyend das Kind, erschrecks von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küsste sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den andern Göttern.

Möchte es doch Hn. *V.* gefallen, wenn er einmal zum Homer zurückkehrt, der zu sehr der seinige geworden ist, als dass er ihn je überdrüssig werden könnte, die ganze Uebersetzung in diesem Geschmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiste dieses ehrwürdigen Alten ist, hat er durch seine ältere Arbeit an der Odyssee, und durch die Nachbildung seines Stils in Originalgedichten dargethan. Dass sein poëtischer Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, ist selbst unter allen absichtlichen Uebertretungen der Sprachgesetze in der neuern Uebersetzung unverkennbar; und in der Louise glänzt beides, so wie der schönste Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringste ungebührliche Freyheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas so vollkommnes zu liefern im Stande seyn als er, wenn er dieser entsagte, sich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leisten vornähme, und sich überhaupt lieber den Geist des Sängers, als seine Kunst, zum beständigen Augenmerk machte.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Kleiner Schäfer-Katechismus*, worinnen von der Stallung, der Streu und dem Pferch der Schaafe, von der Auswahl der Zucht-Böcke, von den Weiden, Triften und Futter-Arten, von der Winter- und Salz-Fütterung, von Paarung der Schaafe zur Woll-Veredelung, vom Einpferchen und Hordenschlage, wie auch von Heilung der Schaaf-Krankheiten vollständiger Unterricht ertheilet wird; zum Besten der Schaferey-Herren, der Pachter, der Bauern und Hirten, aus dem Französischen des Bürgers *Daubenton*, nach der dritten Ausgabe des Originals verdeutscht von Dr. *Adolf Waldmann*. 1796. XVI Vorr. u. 216 S. 8. (15 gr.)

Daubenton gab 1782 einen Unterricht für Schäfer und Schäfereyherren, in einem Grofsoctavbande mit vielen Kupfern, heraus, wovon das Original durch die Unterstützung der Regierung nächstens in einer neuen Auflage erscheinen wird. Aus diesem Unterrichte ist der 1795 bey Siegert in Liegnitz zum zweytenmale bereits gedruckte *grofse Katechismus der Schaafzucht* entstanden. Aermern Landwirthen zu Besten entwarf *D.* 1795 seinen wohlfeilern *Extrait de l'Instruction pour les Bergers et les Propriétaires de Troupeaux*, der in demselben Jahre dreymal aufgelegt worden. Dies ist nun der hier in einer wohlgerathenen Uebersetzung gelieferte *kleine Schäferkatechismus*, welcher, da er auch für deutsche Landwirthe sehr brauchbar ist, gewifs eine nicht weniger günstige Aufnahme, als das Original finden wird. Nur in dem letzten Abschnitte von den Heilmitteln, hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht, da hier blofs gegen die Blutkrankheit und Raute einige Hülfsmittel angegeben sind. Auch hätte man in ein deutsches Lesebuch Behauptungen wie folgende mit mehr Behutsamkeit aufnehmen sollen: Dass Haberstroh Schaafen zur Winterfütterung dienlicher seyn soll als Gerstenstroh; dass von lauter dürrem Futter die Schaafe im Winter zu sehr erhitzen und dann sich die Wassersucht ersaufen sollen; dass man einem Zuchtbocke nicht mehr als höchstens 15 bis 20 Schaafe zu Befruchten zugeben solle; und andre Dinge mehr, von denen doch *D.* selbst nicht entscheidend spricht, oder die er, wie er selbst im Vorbericht erklärt, aus in- und ausländischen Schriften selbst entlehnt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Coburg*, b. Ahl: *Mittel, die uns schädlich werdenden Raupen zu vermindern*, für Gartenfreunde und Landwirthe, von *C. P. Pezold*. Mit 2 Kupfert. 1794. 7 B. 8. (12 gr.) Es sind hier in allen 12 Arten von Schmetterlingsraupen aufgeführt, die sich durch ihre Verwüstungen an Kohl und Baumfrüchten vorzüglich auszeichnen, und diesen sind noch der weifse Kornwurm und die Kleidermotte hinzugefügt. Der Vf. erzählt die ganze Oekonomie eines jeden, vom Ey bis zum Vogel, und theilt bey der Gelegenheit solche Vorschläge zu ihrer Vertilgung mit, die schon die Natur des Thiers selbst an die Hand giebt. Die Raupen und Puppen sind in ziemlich gut illuminirten Abdrücken abgebildet. Schade ist es, dass die Abbildungen der Schmetterlinge nicht auch beygefügt worden. Das Büchlein würde dadurch für den Landmann, der nicht Gelegenheit hat, sich bey Kennern oder in gröfsern Werken Belehrung zu verschaffen, noch ungleich brauchbarer geworden seyn. Indessen auch schon so, wie es jetzt da ist, sollte es in keiner Büchersammlung eines Landwirths oder Gärtners fehlen. Wie wohlthätig würde die Naturgeschichte für den Landmann werden, wenn erfahrne Naturkündiger sich herablassen wollten, mehrere einzelne Theile dieser Wissenschaft nach dieser planen, selbst dem geringen Mann fafslichen Methode, zu bearbeiten.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die besten Mittel gegen die den Menschen und Hausthieren der Oekonomie und Gartnerey schädlichen Thiere*, gesammelt und herausgegeben zum Nutzen für Jedermann. 1795. 112 S. 8. (6 gr.) — Die *besten* Mittel, die übrigens nicht gar viele Kenntnisse in die thierische Oekonomie verrathen, bestehen aus einer Sammlung von Recepten, die hin und da, wo sie in ökonomischen Büchern und Lexicis zerstreut vorkommen, ohne sonderliche Ordnung und Auswahl gesammelt und dem Leser zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt werden. Für die Wirksamkeit aller ohne Unterschied, wird der Sammler sich wohl nicht verbürgen; indessen da hie und da doch einzelne gute Bemerkungen vorkommen, so kann diese kleine Schrift für diejenigen noch immer von einigem Werthe seyn, die nicht Gelegenheit haben, oder auch die Mühe scheuen, um einzelner Gegenstände willen, gröfsere Schriften durchzublättern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. August 1796.

PHILOSOPHIE.

BASEL, b. Flick: *Vom Urſprunge der menſchlichen Erkenntniſs in Hinſicht auf die Grundſätze der kantiſchen Philoſophie*, von *J. Leonhard Hug*, D. der Theol. Prof. der morgenl. Sprachen, Alterthümer und Bibelkunde an der Univ. zu Freyburg. 1796. 175 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede (welche wohl das Beſte im ganzen Buche ſeyn mag) und der ganze Ton, in welchem der Vf. räſonnirt und ſchreibt, verräth einen Wahrheitsliebenden und ſelbſtdenkenden Mann. Allein der ganze Inhalt des Buches beweist auch, dafs derſelbe von dem, was transſcendental heifst und was den eigentlichen Streitpunkt zwiſchen der kritiſchen Philoſophie und dem Empiriſmus ausmacht, noch keinen beſtimmten Begriff beſitze. Eine Vertheidigung des empiriſchen Urſprungs aller unſrer Vorſtellungen und Erkenntniſſe gegen die Behauptung des reinen Urſprungs ſowohl der Anſchauungen Raum und Zeit als der Verſtandesbegriffe und Grundſätze, läſst ſich in den Schranken einer Recenſion nicht ſo gründlich und ausführlich prüfen und widerlegen, dafs man ſich den Beyfall des Vf. verſprechen könnte. Dieſen Gedanken müſste ſonach der Rec. aufgeben, ſelbſt mit Gefahr, dafs ſein Urtheil für einen Machtſpruch gelte. Hr. *Hug* verwechſelt durchgehends die Entſtehung einer Vorſtellung *mit* und *bey der Erfahrung*, welche von Seiten der Kritik allgemein zugeſtanden wird, mit ihrem Urſprung *aus der Erfahrung*, welcher keinesweges aus der erſtern folgt. Daher mag er z. B. noch ſo gut zeigen, wie ſich immer vermittelſt der Erfahrung unſre Vorſtellung von Raum und Zeit entwickelt und allmählig zum deutlichen Bewuſstſeyn erhebt; mit allem dem gewinnt der Empiriſmus in der Philoſophie und Mathematik nicht das geringſte. Denn es kommt immer wieder darauf an, worauf ſelbſt die Möglichkeit eben dieſer Erfahrung urſprünglich beruht, und ob ſie nicht gewiſſe dem Geiſte urſprünglich eigene und geſetzmäſsige Thätigkeiten vorausſetze, von welchen gewiſſe Formen und Vorſtellungsarten der Gegenſtände *a priori* abhängen. Eben ſo gewinnt der Dogmatiſmus nichts, wenn man den natürlichen Gebrauch gewiſſer Begriffe darthut, weil alles auf die erſte Urquelle derſelben und auf die urſprüngliche Befugniſs dieſes ihres Gebrauches ankommt. — Mit dieſen Erinnerungen wird jeder Kenner der kritiſchen Philoſophie die gegenwärtige Schrift leſen können, ohne in irgend einer ſeiner Ueberzeugungen wankend zu werden. Dem Nichtkenner müſste man die ganze Kritik vorlehren, um ihn eines Beſſeren zu überführen. Eines Auszugs iſt die Schrift nicht wohl fähig, weil ſie aus lauter einzelnen Reflexionen zuſammengeſetzt iſt. Die abgehandelten Materien ſind 1) von dem Raume 2) wie iſt reine Geometrie möglich; 3) von der Zeit; 4) Urſprung, Befugniſs und Gegenſtände der Arithmetik. 5) Wie iſt reine Dynamik möglich; 6) von den Urtheilen; 7) von der Erfahrung.

ALTONA, b. Hammerich: *Geiſt der kritiſchen Philoſophie, in Beziehung auf Moral und Religion dargeſtellt.* Erſter Theil. 1796. 510 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. ſeine Recenſentenpflicht nicht ſchwerer und drückender gefühlt, als eben bey dem gegenwärtigen Buche. Ein groſses Buch iſt wahrlich ein groſses Uebel, wenn man nach langem, mühſeligen Leſen weder an Umfang, noch an Gründlichkeit, noch an Deutlichkeit, noch auch an Leben und Anſchaulichkeit ſeiner Erkenntniſs gewonnen hat, wenn man ſich am Schluſſe weder belehrt noch belebt oder erquickt, ſondern nur durch getäuſchte Erwartung geärgert und von Langeweile ermüdet fühlt. Und gerade dies war der Fall des Rec. bey dieſer Schrift, deren Vf. ſo viel verſprochen und ſo wenig geleiſtet hat. Er will die kritiſche Philoſophie populariſiren und er durchwäſſert ſie; er will ihren Geiſt, ſo viel als möglich, allgemein faſslich darſtellen, und er hat ihn in vielen Worten erſäuft. — Den Plan des ganzen Werks ſoll man zwar erſt im folgenden Theile überſchauen; allein man müſste doch wenigſtens die planmäſsige Beziehung deſſen, was dieſer erſte Theil liefert, auf den angegebenen Zweck des Werkes ſchon beurtheilen können. In der 50 Seiten langen Einleitung wird *über Religion überhaupt und ihre Geſchichte* viel Triviales und nichts Selbſtgedachtes dem Leſer vorgelegt. Der erſte Abſchnitt des Werks ſelbſt ſchildert den *ſittlich religiöſen Charakter und die Cultur unſers Zeitalters*, wohl nicht ganz unrichtig, aber ſo weitläuftig, dafs es Mühe koſtet, die zerſtreuten Züge aus dem Schwall von Worten und Nebengedanken zu ſammeln und in Einem Gemälde zu vereinigen. Der zweyte Abſchnitt hat die Aufſchrift: *Ueber die Grundvermögen unſres Gemüthes und deren urſprüngliche Bedingungen*, und iſt eine im höchſten Grade wortreiche und gedehnte Wiederholung von den Lehren der Kritik der reinen Vernunft, welche ſich — mit einem unerwarteten Winke beſchlieſst, dieſe Lehren zur Verbeſſerung der Catechetik und Homiletik anzuwenden. — Neues, Gutes oder Böſes, wüſste Rec. aus dem Buche nicht zu bemerken. Sollte vielleicht der Vf. dieſs Urtheil als einen Machtſpruch übel nehmen,

nehmen, so fodert er ihn selbst auf, von dem eigentlich Verdienstlichen seiner Schrift nur eine oder die andere Probe vorzuzeigen.

1) Wien, b. Stahel: *Lazarus Bendavid's Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft.* Nebst einer Rede über den Zweck der kritischen Philosophie und doppelten Register. 1796. 101 u. 30 S. VIII. (15 gr.)

2) Ebendas.: *L. Bendavid's Vorlesungen über die Kritik der Urtheilskraft.* 1796. 202 S. 8. (18 gr.)

Was der Vf. Vorlesungen nennt, sind wohl mehr Entwürfe zu denselben; denn sie bestehen aus kurzen, aphoristischen, abgezählten, trockenen Sätzen, denen zwar Beyspiele kürzlich beygefügt sind, die aber dennoch einer weiteren Ausführung und Belebung für Anfänger bedürften. Der Rec. fühlt sich in Verlegenheit, da er seinem Beruf gemäss, über solche Schriften etwas sagen soll, welche lediglich den Inhalt von *Kants* Kritik der praktischen Vernunft in eine aphoristische Form bringen, welche durchaus keine neue Ansicht der abgehandelten Sache geben, übrigens aber auch keinen besondern Fehler zeigen, ausserdem, dass eben diese Fehlerlosigkeit ihr einziges Verdienst ist. Für die Zuhörer des Vf. und für manche Leser, die lieber ein Buch in kurzen Paragraphen als ein andres in freyerem Stil geschriebenes lesen mögen, können sie demungeachtet nützlich seyn; für die Wissenschaft selbst sind sie es freylich gar nicht, indem sie nicht einmal einen interessanten oder neuen Irrthum enthalten. Die der ersterwähnten Schrift angehängte Rede über den Zweck der kritischen Philosophie beweist, dass es Hn. *Bendavid* nicht an der Gabe fehlt, bekannte Wahrheiten nicht nur ordentlich und logisch deutlich auseinander zu setzen, sondern auch für Anfänger faslich und interessant zu machen. Herrscht in seinen philosophischen Vorlesungen durchgängig dieser Ton, der zwischen dem aphoristischen und declamatorischen ein so glückliches Mittel hält, so ist nicht zu zweifeln, dass seine Zuhörer vielen Nutzen daraus ziehen werden. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

Zürich, b. Orell, Gessner u. Comp.: *Adam Fergusons ausführliche Darstellung der Gründe der Moral und Politik.* Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Abhandlung über den Geist der Fergusonschen Philosophie begleitet von *K. G. Schreiter*, Prof. zu Leipzig. Erster Theil. 1796. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

Den innern Gehalt der Fergusonschen Philosophie kennt das deutsche Publikum schon aus den *Grundsätzen der Moralphilosophie* von demselben Verfasser, welche Hr. Prof. *Garve* deutsch übersetzt und mit interessanten Anmerkungen begleitet hat. Für eine nähere Würdigung ihres Geistes wird die Recension des folgenden Theiles von dem gegenwärtigen Werke eine schicklichere Veranlassung geben, worinn der Uebersetzer diesen Gegenstand untersuchen will. Diese ausführliche Darstellung ist aus den Vorlesungen entstanden, die *Ferguson* über seine *Institutes of Moral Philosophy* seit 1764. bis 1792 als öffentlicher Lehrer der Moral auf der Universität zu Edinburg gehalten und jedesmahl aufs Neue umgearbeitet und verbessert hat. Das Werk selbst kam zu Edinburg und London 1792 in 2 Banden in 4. heraus unter folgenden Titel: *Principles of Moral and Political Science; being chiefly a Retrospect of Lectures delivered in the College of Edinburgh, by Adam Ferguson.* In Absicht auf Ordnung des Vortrags, Klarheit und Simplicität der Entwickelung und Precision, Lebhaftigkeit und Eleganz des Styls sind sie ein wahres Meisterstück und verdienen hierinn als Muster sorgfältig studiert zu werden. Die Philosophie selbst, als Wissenschaft betrachtet, dürfte vielleicht nichts durch sie gewonnen haben; Deutschland hat wenigstens eben so gründliche Untersuchungen der nämlichen Gegenstände aufzuweisen. Allein jene Vorzüge des Vortrags und der gemeinfaslichen und doch gründlichen Behandlungsart machen eine Uebersetzung dieses Werks immer zu einem verdienstlichen Unternehmen, wofür Hr. S. um so mehr Dank verdient, je mehr sich seine Uebersetzung durch eine glückliche Nachbildung des trefflichen Stils der Urschrift vor vielen ähnlichen Versuchen unterscheidet. Der erste Theil enthält lauter Untersuchungen über die menschliche Natur und über die Geschichte der Menschheit, worauf in der Folge die Lehren der Moral und Politik gegründet werden sollen. In der Recension von einer Schrift dieser Art wird man weder einen Auszug noch einzelne Bemerkungen über den Inhalt erwarten; an der Uebersetzung hat Rec. wirklich nichts Erhebliches zu tadeln gefunden.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Carl Heinrich Heydenreichs Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie.* Dritten und letzten Bandes erste Abtheilung. 1796. VI. u. 231 S. gr. 8. (20 gr.)

Das Talent des Vf. neue Ideen aufzusuchen und zu verfolgen, sie mit Praecision und Deutlichkeit darzustellen, wodurch er sich schon um manche Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben hat, hat dieser Sammlung schon manchen Aufsatz gegeben, der wegen der Fruchtbarkeit und des Scharfsinns in Gedanken mit Vergnügen gelesen wurde. Aus diesem Grunde werden es die Leser bedauern, dass der Vf. schon das Ende derselben mit dem dritten Bande ankündiget. Auf der andern Seite scheint nicht mehr ganz der Grad von Sorgfalt und Fleiss über diese Originalideen zu walten, der die Theilnahme des Publicums vermehren könnte, wie schon eine kurze Anzeige des Inhalts lehren kann. Diese Abtheilung enthält sechs Abhandlungen. 1) *Allgemeine Uebersicht der Fortschritte der theoretischen Philosophie im achtzehnten Jahrhundert.* S. 1—66. Diese Abhandlung, die interessanteste in der ganzen Sammlung, enthält treffende Bemerkungen über Lockes, Leibnitzens, Hume's und Kants Philosophie in Rücksicht auf objective Wahrheit, und über das Verhältniss des Dogmatismus der erstern zum Skepticismus des dritten, und der Kritik zu beiden. Ungeachtet sich darüber nicht viel neues mehr sagen lässt

läfst, so ist doch die ganze Darstellung zur Uebersicht der Fortschritte der Philosophie nicht ohne eignen Werth. Die kritische theoretische Philosophie scheint dem Vf. S. 44 auf einer Thatsache des Bewufstseyns zu beruhen, welche er so ausdrückt: *das vorstellende Subject in der Unveränderlichkeit seiner von aller Erfahrung unabhängigen Vorstellungen des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen.* Ueber die Versuche, die Resultate der Kritik aus höhern Gründen zu demonstriren, wird viel Lehrreiches gesagt. Diese Abhandlung ist noch nicht vollendet, so wie auch die zweyte. Zweckmäfsiger wäre es aber doch gewifs gewesen, eine lieber ganz, als beide zerstückelt zu liefern. Nicht allein hier sondern auch fast bey allen folgenden befinden sich Anmerkungen, nicht unter sondern hinter dem Texte; welches etwas unangenehm ist, zumal da einige sehr lang sind, andere füglich in den Text hätten verwebt werden können. z. B. S 75, 101. 2) *Ideen über den Einfluss der Philosophie auf die Beruhigung der Leidenden* S 69—128. Die Philosophie kann einen dreyfachen Einfluss auf die Beruhigung des Leidenden haben, indem sie 1) durch eine *Theodicee für Leidende* den innern Frieden der Seele herstellt und befestiget, 2) *durch eine Disciplin für Leidende* die Vorstellungen und naturwidrigen Stimmungen des Gemüths hebt oder vermindert; endlich 3) in einer *Technik zur Beruhigung der Leidenden* mannichfaltige Kunstgriffe (die aber nicht auf Täuschung beruhen müssen) lehret, wodurch der Mensch unangenehme Gefühle gegen angenehme vertauschen, oder doch die Dauer und Stärke jener vermindern kann. Hier folgen nun zuerst *Ideen zu einer Theodicee für Leidende*, die aber mitten in dem Ideengange abgebrochen sind. Wir können daher nur den Hauptgedanken angeben. Der Mensch kann nur durch den Frieden seiner Seele sich gegen menschliche Leiden gefafst machen, jener Friede ist aber nur durch Religion und die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung alles Uebels mit dem Endzwecke des Menschen möglich. Diese Ueberzeugung kann uns keine Naturbetrachtung und keine Physikotheologie geben (dies wird trefflich ausgeführt); man mufs einen höhern Standpunkt dazu nehmen. Die eigentliche Aufgabe dieser Theodicee ist: wie läfst sich aus dem Plan Gottes für die Menschheit, wiefern ihn die Idee des Endzwecks derselben ankündiget, die zufällige Vertheilung von Glückseligkeit und Elend in der wirklichen Welt begreiflich machen? Die Entscheidung darüber ist für die Einigkeit des moralischen Menschen nothwendig, aber kein Gegenstand des Wissens sondern nur eines in praktischer Hinsicht eben so nothwendigen Glaubens, als der Glaube von Gottes Daseyn und Unsterblichkeit, und daher keineswegs vermessen. Wir versparen das Urtheil über diese Abh. bis zur Vollendung derselben, ob wir gleich gestehen müssen, dafs uns eine Theodicee in dieser bestimmten Rücksicht und zu diesem Zwecke weder möglich noch so nothwendig scheint, als der Vf. will. Auch hat es uns Wunder genommen, dafs Hr. H. auf die bekannte Abh. Kants nicht die geringste Rücksicht genommen hat. Die folgenden Abhandlungen gehören sämmtlich zur Theorie der schönen Kunst, und enthalten nur Skizzen zu weiterer Ausführung oder einzelne Bemerkungen. 3) *Skizze einer philosophischen Theorie der bildenden Kunst*, als eine spezielle Anwendung der in der ersten Abhandlung des 2 Th. enthaltenen Grundsätze. S. 132—150. 4) *Skizze einer Theorie der Charakterzeichnung in Werken der Dichtkunst* S. 153—180. 5) *Bemerkungen über den Zusammenhang des Aesthetisch-Edlen mit dem Moralisch-Edlen* S. 183—210. 6) *Ideen über Schönheit und Häfslichkeit* S. 213—231. Eine Entwickelung des Geschmacksurtheils von der Häfslichkeit. Alle diese Abhandlungen enthalten eine grofse Mannichfaltigkeit von feinen Bemerkungen, leiden aber ihrer aphoristischen Form wegen keinen Auszug. Einige stehen auch, wo wir nicht irren, in dem kurzgefafsten Handwörterbuche über die schönen Künste. — In der Vorrede erklärt sich der Vf über den Titel, den manche Kunstrichter für Anmafsung gehalten haben. Aber er rührte nicht von ihm, sondern von dem Verleger her, der ihn schon im Messcatalog hatte abdrucken lassen, da Hr. H. nachdem er lange unentschieden gezögert, endlich den: *Beyträge für Wahrheit, Güte und Schönheit* einschickte. „Meine Schuld dabey, heifst es am Schlusse, ist nur die, dafs ich das Verbrechen nicht eben so grofs fand, da ja Schauspieldichter ihre Stücke *Originalschauspiele* nennen dürfen, ohne in den Vorwurf der Eitelkeit zu fallen.“ In dieser Zusammensetzung hat aber wohl das Wort Original eine andre Bedeutung als hier.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hofmann: *Zwey Schauspiele* von *Carl Reinhard*, Mitglied der Hamburgischen Schaubühne. 1795. 104 S. 8.

Das erste unter diesen beiden Schauspielen: *Die Tugend unter den Barbaren* in drey Aufzügen ist aus einer Erzählung des *Florian* gezogen, und hat in dem heroischen Trotz der, in die Gefangenschaft von Barbaren gerathenen, *Berissa*, in ihrer Treue gegen ihren Geliebten, in der unerwarteten Zusammenkunft mit Vater, Mutter, und Geliebten auf dem zu ihrem Tode bestimmten Platz, in den wechselseitigen Erbietungen, sich für einander aufzuopfern, und in der Gutmüthigkeit des asiatischen Despoten viele Spuren seines romantischen Ursprungs. Lobenswürdig ist es, dafs der Vf. sich langer Declamationen, und strotzender Tiraden, wozu Charaktere, die Bewunderung zu erregen bestimmt sind, leicht verleiten können, enthalten hat. Bey der Einfachheit der Handlung scheint er übrigens viel auf das morgenländische Kostum, (er nennt sogar sein Stück ein *orientalisches* Schauspiel) auf mancherley *in* Augen und Ohren fallende Dinge, (das Stück beginnt gleich mit den Folgen einer eben geendigten Schlacht) auf kriegerische Scenen, Processionen, und Executionen, auf die Einfalle eines gewissen *Ali*, der hier den Spafsmacher spielt, gerechnet zu haben, um sich des Beyfalls der Zuschauer zu versichern. — Das andre, ganz kleine, Schauspiel: *Schein-*

verbrechen betitelt, in einem Aufzuge iſt theils Gemählde von der traurigen Lage eines verabſchiedeten Officiers, dem ſogar die Penſion entzogen worden, theils Einleitung zur Verbeſſerung ſeines Schickſals. In ſeiner Verzweiflung ſagt er in einer gedruckten Schrift bittre Wahrheiten über die Gebrechen der Regierung, die ihn in eine ſolche Lage verſetzt; dieſe Schrift, die mancher Fürſt als ein Pasquill geahndet haben würde, öffnet dem Fürſten dieſes Stücks nicht allein die Augen, ſondern bewegt ihn auch, den Officier zu entſchädigen. Ungeachtet der Maſke von Härte, die der Fürſt anfangs annimmt, ſieht der Leſer gar bald die Entwicklung voraus. Uebrigens muſs man aber befürchten, daſs die edle Handlung, die der Fürſt an dem Officier ausübt, nur eine vorübergehende Aufwallung eines an ſich guten Herzens ſey, da er den Geheimenrath beybehalt, der doch zu nichts taugt, als die Papageyen zu füttern.

Leipzig, b. Liebeskind: *Ildefonſe von Venedig.* Ein Seitenſtück zu Lauretta Piſana. Vom Verfaſſer deſſelben. Erſter Band. 1795. 300 S. Zweyter und letzter Band. 274 S. 8.

Die meiſten Ritterromane haben einen wohlthätigern Einfluſs auf die Caſſe der Verleger als auf die Bildung des Geſchmackes. Im gegenwärtigen fanden wir ein Paar gute Charakterzeichnungen, manche lebhafte Darſtellungen, beſonders des Prieſterdeſpotismus, und einige wirklich rührende Scenen, dagegen aber auch eine Aufhäufung von Begebenheiten, die bald mit der Weitſchweifigkeit eines Ammenmährchens, bald mit der Trockenheit eines Compendiums erzählt ſind. Der deutſche Ritter, der I. S. 49 ſich damit *begnügt*, ſeinem auf einer Untreue ertappten Mädchen *ins Geſicht zu ſpeyen* und der Frau Mamma *beym Rückwege ein paar Ohrfeigen zu geben*, hätte ſich wohl mit wenigerm begnügen können. Nicht wenig haben wir uns gewundert ein ganz modernes Venedig zu den Zeiten Otto's des Groſsen anzutreffen. Auch die Vernachläſsigungen des Stiles ſind uns aufgefallen. Wer verſtehet die Provincialismen *drüngen* II. S. 20. *unmuſtere* I. 133. Auch auf Sprachfehler und zwar auf gröbere ſind wir geſtoſsen. I. 213 *Meine Hoffnung beruht auf Sie* (Ihnen) *Cardinal.* I. 93 *davor* (dafür) *bin ich geſtraft.* II. 373 *furchte* ſtatt fürchtete. II. 147 *umrungen* ſtatt umringet.

Berlin, b. la Garde: *Florian's Fabeln*, franzöſiſch und deutſch, herausgegeben von *S. H. Catel.* 1796. 195 S. 8.

Der Abdruck des Originals iſt ſo correckt und zierlich, als nur möglich; die gegenüberſtehende Ueberſetzung ſcheint, da ſie in Verſen, und folglich nicht wörtlich iſt, nicht zur Erleichterung für den Anfänger, ſondern zum Vergnügen deſſen da zu ſtehn, der beide Sprachen in der Gewalt hat. Bald läſst der Ueberſetzer aus, z. B. anſtatt: *Enfin quelques vieillards, gens de ſens et d'eſprit*, ſagt er S. 139 nur: *Endlich traten die Aelteſten auf.* Bald, und noch öfter, iſt er weitläuftiger, als das Original, z. B. für *des l'aurore* ſagt er: *Sobald Aurora Perlen ſtreute.* Er macht ſogar gröſsere Einſchaltungen wie z. B. S. 143: *Die Univerſität hat ihre Lieblinge ja jederzeit erhoben, und mit dem höchſten Platz verſehn*, von welchem allen im Original nichts ſteht. Um deutſchen Leſern die Lectüre angenehmer zu machen, wird in der Ueberſetzung *Schrocke* für *Rollin* S. 45 geſetzt, S. 53 ſich auf *Gellert* berufen u. ſ. w. Im Ganzen hat der Ueberſetzer den Fabelton gut getroffen, in einzelnen Stellen hat das Original zuweilen Kürze, Präciſion, und Zierlichkeit voraus. Dieſes Bändchen enthält nur drey Bücher Fabeln, die beiden andern aber ſollen künftig noch nachgeholt werden.

* * *

Von folgenden Büchern ſind Fortſetzungen erſchienen:

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Magazin der neueſten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten mit Beyſpielen aus der ältern Geſchichte.* 3ter B. 336 S. 4ter B. 340 S. 1795. 8.

Prag, in der Herrliſchen Buchhandl.: *Geſchichte der Schiffbrüche* oder *Nachrichten von den merkwürdigſten Schickſalen und Begebenheiten der berühmteſten Seefahrer auf ihren Reiſen in verſchiedenen Weltgegenden.* Nach dem Franzöſiſchen. 5ter B. 1795. 255 S. 8. (16 gr.)

Leipzig, b. Reinicke: *Die Geiſterſeherin, Gräfin Seraphine*, von *Hohenacker.* 3ter Th. 1796. 247 S. 8. (20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Leipzig*, b. Heinſius: *Ideen über Lebensgenuſs für Glückliche*, von dem Verfaſſer des Greiſes an den Jüngling, mit einer Vorrede von Freyherrn *Adolph Knigge.* 1795. 53 S. 8 (4 gr.) Trivialität und Paradoxie ſind die beiden Klippen, woran populäre Schriftſteller über moraliſche und überhaupt das gemeine, menſchliche Leben betreffende Gegenſtände zu ſcheitern pflegen. Der Vf. dieſer wenigen Bogen, welcher ſich am Schluſſe *G. F. Niemeyer* zu *Celle* unterſchrieben hat, verſtand es, beiden auszuweichen, und ſeine Schrift giebt eine intereſſante und nützliche Lectüre. Erſchöpft hat ſie freylich ihren Gegenſtand bey weitem nicht, aber doch manches nicht ganz Gemeine lebhaft und anſchaulich darüber geſagt. Die Mittel zum Lebensgenuſs, auf deren Empfehlung ſich der Vf. einſchränkt, ſind das Andenken an intereſſante Menſchen und an die glücklichen Augenblicke, die ſie uns machten, die Hofnung (bey deren Gebrauch er die nöthige Vorſicht und Einſchränkung dringend empfiehlt), eine auf Grundſätzen beruhende Zufriedenheit mit der Gegenwart, Toleranz im geſelligen Leben, thätige Vaterlandsliebe, und ein hinreichender Vorrath von intereſſanten Ideen. — Die Knigginſche Vorrede hat der Rec. bey ſeinem Exemplar nicht gefunden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. August 1796.

PAEDAGOGIK.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Kurze Theorie der Unterrichtskunst* nach den Grundsätzen der *kritischen Philosophie.* Mit steter Rücksicht auf den Gebrauch der Philephebischen Schulencyclopädie. 1796. 172 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieses Buch soll die Stelle der vergriffenen Gebrauchsbücher zur Philephebischen Schulencyklopädie ersetzen, und zugleich eine kurze Theorie der Unterrichtskunst, nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, nebst den allgemeinsten Regeln ihres Gebrauchs, für angehende Schul- und Privatlehrer enthalten. Welcher Umfang von Kenntnissen, welcher Schatz von Erfahrungen, welche Geschicklichkeit sie anzuwenden und welcher Eifer damit nützlich zu werden, sich im Philephebus, einem der würdigsten Schulmänner, vereinigen, ist bereits aus den vorigen Bänden dieses Werkes bekannt, das wegen gewisser Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten in Form und Materie weniger als es verdiente benutzt worden zu seyn scheint. Gegenwärtige Theorie ist zwar eigentlich für die Schulencyklopädie berechnet, macht aber doch ein Ganzes für sich aus und verdient auch denen, die das Ganze jenes Bändereichen Werkes nicht besitzen, nachdrücklich empfohlen zu werden.

Der oberste Grundsatz aller Unterrichtskunst ist nach dem Vf.: „Belehre so, dass der Schüler eben die Erkenntniss einsammle (sich zu eigen mache,) nach welcher er vernunftmässig handeln soll." Er leitet ihn vom obersten Grundsatze der Erziehungskunst überhaupt ab: „Gewöhne den Zögling zur Befolgung des obersten Princips aller Sittlichkeit, welches vernunftmässig zu handeln gebietet." Allein wir fürchten, der Vf. habe bey diesem und jenem Grundsatze die Erziehung zur Sittlichkeit mit der Erziehung überhaupt verwechselt, welche es nicht mit blos vernünftigen, sondern mit vernünftig-sinnlichen Wesen zu thun hat, die ausser den moralischen Fertigkeiten noch andrer bedürfen.

Aus dem Hauptzwecke des Unterrichts: Beförderung des Gebrauchs der Seelenkräfte zur eignen Einsammlung der einem vernünftigen Menschen nothwendigen Erkenntniss fliessen folgende allgemeine Vorschriften als Mittel zu jenem Zwecke: 1) warte, bis die *Kraft* des Schülers sich regt, gewisse Kenntnisse einzusammeln; 2) errege den *Willen* und die Lust, diese Kraft zu brauchen; 3) lehre mehr durch *Beyspiel* als Regel, wie er sie gebrauchen und dadurch Erkenntniss einsammeln könne. (Wenn das heisst: übe den Lehrling überall praktisch: lehre und lass ihn von jeder gegebenen Regel sogleich die Anwendung machen, oder auch aus gegebenen Fällen die Regel abziehen, so ist nichts dagegen zu sagen. Aber der Vf. scheint sagen zu wollen: lehre mehr durch *dein Beyspiel* etc.; denn er erklärt dieselbe Regel hernach so: „Erwirb dir scheinbar die Erkenntniss *vor* und *mit* deinem Schüler, von der du wünschest, dass *er* sie erlerne." Dieses möchten wir aber nicht zur unbedingten Vorschrift machen, weil es im Durchschnitt besser auf den Lehrling wirkt, wenn er glaubt und wahrnimmt, dass der Lehrer das alles schon wisse, was er lehrt. Dennoch hat die letztere Erklärung des Vf. ihren guten Grund, wenn ihr nur ein anderer Sinn untergelegt wird, nämlich der: Lehre alles, wobey es auf Entwicklung der Seelenkräfte ankommt, so, als wolltest du es itzt erst mit deinen Schülern erfinden, gehe vom Einzelnen aus, bilde aus Anschauungen Begriffe, aus Begriffen Urtheile u. s. w. und das alles in Gemeinschaft, durch Mithülfe deiner Lehrlinge. Mit andern Worten: Entwickle mehr als du lehrest.)

Dem obigen zufolge wird nun festgesetzt: I) Die Seelenkräfte müssen in der Reihe und stufenmässigen Ordnung geübt werden, welche die Natur selbst in ihrer Entwickelung beobachtet. Es wird also gehandelt 1) von den *untern* Seelenvermögen 2) von den *obern* 3) von Fertigkeiten und Geschicklichkeiten oder vom Kraftgebrauch überhaupt und allmähliger Entwicklung desselben bey der Jugend. II) Die einzusammelnde Kenntniss muss nach jenen Winken der Natur bestimmt und geordnet werden. Auseinandersetzung der dem Menschen nothwendigen Kenntnisse.

Im zweyten Theile werden I) die Mittel angegeben, wie die Kräfte der Seele zu entwickeln sind, nämlich 1) der äussere und innere Sinn; 2) die Aufmerksamkeit und der Beobachtungsgeist 3) die Einbildungskraft 4) das Gedächtniss 5) die sinnliche Unterscheidungskraft 6) das obere Erkenntnissvermögen. 7) Fertigkeiten des Sprechens, Schreibens, Lesens und Rechnens. II) Wie am zweckmässigsten über Sachkenntnisse oder in Wissenschaften Unterricht ertheilt wird, nämlich 1) Naturgeschichte 2) Technologie und politische Vorkenntnisse 3) Geschichte des Menschengeschlechts 4) Erdbeschreibung, als *Gedächtnisswissenschaften.* Ferner als *Verstandeswissenschaften* 1) Physik 2) Mathematik 3) Philosophie. Zuletzt handelt der Vf. noch von den schönen Wissenschaften, von Erlernung der alten Sprachen, und theilt zum Beschlusse einige vermischte Betrachtungen und fromme Wünsche mit.

Auf Zustimmung in Allem rechnet der billigdenkende Vf. nicht; ja er geht in seiner muntern, scherzhaften Laune so weit, sich selbst mit einem Theriakkrämer

krämer zu vergleichen, der auf dem grofsen Markte herumziehe, und bey dem man es doch wenigstens versuchen könne, wenn etwa die alten Mittel nicht anschlagen wollen. Aber der Vf. gehört keineswegs unter die Zahl der seichten Empiriker unter den Erziehungskünstlern, sondern er ist ein Arzt, der Vernunft und Erfahrung weislich mit einander verbindet, der seinen eignen Weg geht, und auf ihm viele vortreffliche Hülfsmittel ausfindet. Wir könnten dieses Urtheil durch viele Belege unterstützen, z. B. durch die Proben äufserst zweckmäfsiger Lehrbücher, die der Vf. mittheilt, durch die Angabe eines Lehrbuchs der Philosophie, durch seine Skizze einer Logik, durch die von ihm erleichterte Uebersicht der Tafel der Kategorien, aus welchen allen viel Einsicht hervorleuchtet, aber wir müssen hier abbrechen.

Quedlinburg, b. Ernst: *Der Mentor.* Für Jünglinge auf Universitäten. 1796. 150 S. gr. 8. (12 gr.)

Die Schrift ist in Briefen an einen studirenden Jüngling abgefafst. Die Briefform mag die etwas nachläfsige und weitschweifige Schreibart ein wenig entschuldigen, aber den Mangel an Bestimmtheit und die Verwirrung der Begriffe, welche hie und da herrscht, entschuldigt sie nicht. Den Geist derselben mögen ein paar Beyspiele kenntlich machen. S. 21 „Sie wollen sich nun einmal der Theologie widmen. Diese Wissenschaft — ist die erste und wichtigste für einen jeden Menschen, (der Vf. verwechselt die Theologie mit der Religion) nicht blos für den Gottesgelehrten. Sie sollen sich also itzt zu dem höchsten Grad menschlicher Tugend und Vollkommenheit bilden!" Also sind das gleichbedeutende Ausdrücke, sich der Theologie widmen, und: sich zu dem höchsten Grade menschlicher Tugend und Vollkommenheit bilden?! S. 76 redet der Vf. den Jüngling so an: „Hättest du diesen Trieb (zur Befriedigung der Sinnenlust) nicht; so wüfstest du in früherer Jugend nichts vom frohen Knabensinn; so hättest du kein Feuer, das dich belebt; so wärest du kalt für alles Vergnügen, kalt gegen alle Geschöpfe, die mit dir gleicher oder ungleicher Art sind; taub gegen alle Reize der Natur. Kurz, du wärest ein Unding in der Schöpfung, dir und allen Menschen eine Last." Also aller Frohsinn, alle Theilnahme und alles Wohlgefallen am Schönen ist Folge von Sinnenlust! In einem Anhang, worinn Epictets vorzüglichste Maximen übersetzt sind, heifst es S. 132: „Ein Exempel besonderer stoischer Verachtung selbst körperlicher Schmerzen und Leiden giebt uns *Gellert* in seinen Fabeln und Erzählungen von ihm (dem Epictet)." Sollte man nicht meynen, Gellert wäre ein alter Classiker, auf dessen Zeugnifs Epictets stoische Selbstüberwindung behauptet würde? Ungeachtet nun solche Stellen, wie die angeführten, dem Buche zu keiner sonderlichen Empfehlung gereichen, so sind wir doch nicht in Abrede, dafs nicht viele brauchbare und beherzigenswerthe Bemerkungen und Belehrungen in demselben über den Zweck des Studirens, über Aengstlichkeit und Leichtsinn, über den guten Ruf, akademische Freunde, Verführung und Verwahrungsmittel, Wollust und sinnliches Vergnügen überhaupt, Selbstsucht und Prahlerey, über die Begriffe von akademischer Freyheit (der Vf. ahmt die Zunftsprache nach und sagt: Burschenfreyheit, Burschencomment etc.), Zeitvertreib, Spiel, u. s. w. in der Schrift vorkommen. Wenn der Vf. diese Briefe noch einmal durchgesehen hätte, so würden ihm wohl Sprachunrichtigkeiten wie S. 63 „Sie *begehen* denselben *Auftritt* etc. nicht entgangen seyn.

1) Wien, b. Stahel: *Erster Religionsunterricht* für die Schulen protestantischer Konfessionsverwandten in den K. K. deutschen Erbländern. Nach höherem Auftrage abgefafst von *Ge. Chsti. Schmidt* Kons. Rathe u. zweytem Prediger der evang. Gemeine Augsp. Konfess. in Wien. 1796. 109 S. gr. 8. (4 gr.)

2) Nürnberg, b. Felsecker: *Lorenz Richards Unterhaltungen* über den Kinderfreund des *Hn. v. Rochow.* Ein Beytrag zur Katechetik von *Joh. Ferd. Schlez.* II Heft. 1796. S. 105—208. 8.

Auch von Wien aus wird also die vernünftige Idee ausgeführt, dafs für den ersten Unterricht in der Religion und Moral ein ganz andrer Leitfaden nöthig sey, als für den spätern Unterricht der erwachsneren Kinder. Das Schmidtische Lehrbuch Nr. 1 bereitet die Elementarschüler für den umfassendern Unterricht des Fockischen Lehrbuches vor, und enthält die ersten, leicht verständlich zu machenden Wahrheiten der Religion des guten Lebenswandels in einem der Fassung der Kleinen angemefsnen einfachen, kurzen, nicht in Fragen zerlegten Vortrag, mit Unterlegung einiger biblischen Stellen und vorzüglich sehr passender Liederverse. Die Auswahl der vorgetragenen Lehren verräth den Meister. Es sind folgende. Es ist ein Gott, der der weiseste und gütigste Vater der Menschen ist. Er kann alles machen was er will, und er will nur das Gute und Nützliche. Er ist uns allenthalben nahe und weifs alles. Er liebt und belohnt das Gute, verabscheut und bestraft das Böse. Künftige Vergeltung und ewige Fortdauer. Gott lenkt die Schicksale der Menschen zu ihrem Besten. Er gab den Menschen Gesetze, weil er sie liebt. Sorge für die Gesundheit. Arbeitsamkeit und Fleifs. Liebe gegen alle Menschen. Sey aufrichtig und rede stets die Wahrheit. Sey ehrlich und treu. Sey bescheiden und demüthig in deinem Betragen. Sey verträglich, nachgebend, versöhnlich. Dankbarkeit gegen Wohlthäter, besonders gegen Eltern und Lehrer. Anweisung, die verschiedenen Stände der Menschen und die äufseren Glücksgüter richtig zu beurtheilen. In einem Anhange wird den Kindern gesagt, dafs wir alle die wichtigen Lehren von Gott und unsern Pflichten dem Unterricht Jesu verdankten, der durch seinen Unterricht und Lebenswandel unser Erretter und Wohlthäter geworden. Eine sehr zweckmäfsig angelegte Lebensgeschichte dieses grofsen Lehrers wird daher beygefügt.

Hr. Schlez gehört zu den geschicktesten Katecheten. Seine Unterhaltungen N. 2 sind ein trefflicher praktischer Commentar zu Rochows Kinderfreunde, der in den

Digitized by Google

den Händen aller der Jugendlehrer, welche den Kinderfreund erklären sollen, zu seyn verdient. Auch die geübteren werden aus ihm lernen können. Dieses Heft enthält sechs Katechisationen, vier über Gegenstände des Aberglaubens; eine über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, und eine über Dienstfertigkeit.

Leipzig, b. Kummer: *Libellus, sanitatis tuendae elementa complectens*, in usum scholarum ac disciplinae domesticae compositus a D. *Bernard Chstph. Fausio*. Nunc in latinum Sermonem conversus, ex edit. quarta german. C. tabb. quatuor ligno incisis. 1796. VIII u. 144 S. 8. (3 gr.)

Der Gesundheitskatechismus ist für Volksschulen eingerichtet und geeignet; wir hätten daher nicht geglaubt, dafs Jemand auf den Einfall gerathen würde, ihm durch ein lateinisches Gewand Eingang in die lateinischen Schulen zu verschaffen, für die freylich ebenfalls ein anthropologischer Unterricht, nur in einer andern Einkleidung und nicht eben in lateinischer Sprache Bedürfnifs ist. Indefs hat der geschichte Hr. *Conr. Meiner* in Langensalz hierüber andere Gedanken, und beweist wenigstens durch diese wohlgerathene Arbeit hinlänglich seinen Beruf zur Uebersetzung einer deutschen Schrift in reines Latein. Nur ist es zu bedauern, dafs die Uebersetzung durch Druckfehler entstellt ist, die in einem Lesebuch für Schulen mit vorzüglicher Sorgfalt ausgerottet werden sollten. Dahin gehören, um nur ein paar Beyspiele anzugeben: S. 6, 8 *ad membra quaelibet conservanda* f. *conservanda*, S. 12, 13 *quare qui si* etc. mufs wohl *si* durchgestrichen werden. Z. 31 *ut labores continuatos* (f. *continuati*) *suscipiantur*. Hier und da möchte noch ein Fleckchen von der Uebersetzung wegzuwischen seyn, wie S. 8 *praeceptor scifcitatur, num per tempus morbi spatium ipsi bene aut* (f. *an*) *male secum agi fuifset* (f. *fuerit*) *visum?* Uebrigens ist zu bemerken, dafs Fragen und Antworten des Faustischen Katechismus hier weislich in einen fortlaufenden Vortrag verwandelt worden sind.

Kürzlich ist auch erschienen:

Bückeburg: *Gesundheits - Katechismus* zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte, von *B. C. Faust. Fünfte und verbesserte Auflage*. 1796. 112 S. 8.

Halberstadt, b. Grofsens Erben: *Literarisch - pädagogisches Handbuch für Aeltern, Erzieher, Lehrer und Kinderfreunde*, zur Kenntnifs der neuesten Erziehungsschriften mit zweckmäfsigen Beurtheilungen, Inhaltsanzeigen und beygesetzten Preisen. 1794. Erster Th. 88 S. 8 Zweyter Th. 1795. 92 S. (12 gr.)

Der Titel zeigt die Absicht des ungenannten Vfs. hinreichend an. Das zweckmäfsige der Beurtheilungen bestehet darin, dafs sie in möglichster Kürze die Meynung des Vf. über den Werth der angezeigten Bücher, wovon er die meisten selbst durchgesehen und sich nur in Ansehung derer, welcher er nicht habhaft werden konnte, auf fremde Anzeigen verlassen zu haben versichert, angeben. Es sollen jedesmal die in der Messe herausgekommenen Erz. - Schriften sämmtlich angezeigt werden. Auch will der Vf. die von 1790 an nachholen. Da ferner in manchen Schriften, die eigentlich nicht in das Erziehungsfach einschlagen, gute pädagogische Abhandlungen vorkommen, so will der Vf. auch hierauf Rücksicht nehmen. In dem ersten der beiden vorliegenden Theile sind 72, und in dem andern 59 Schriften angezeigt. Das im ersten Theile bey der Erscheinung des 2ten versprochene Register, ist bey diesem noch nicht erfolgt und wird nun erst bey dem 4ten Th. versprochen. Nach Rec. Urtheil müfste jeder Theil ein solches Register mit sich führen, wenn das Buch nicht an seiner Brauchbarkeit verlieren soll. Eben so nothwendig scheint es ihm, die Schriften selbst, oder doch wenigstens das Register, nach gewissen Classen und Rubriken zu ordnen und hier z. B. Bücher, welche blos für die Eltern oder Lehrer bestimmt sind oder den Kindern, theils von jüngern, theils von reiferen Alter, selbst in die Hände gegeben werden sollen, ferner Lehrbücher und Compendia, Unterhaltungsschriften u. dgl. wohl zu unterscheiden. Vielleicht hat der Vf. schon darauf Rücksicht genommen, und ist dies die Ursache der Verspätung des Registers. Sollte dies nicht seyn, so bittet Rec. ihn darum, zumal da das Abschreiben der Titel und der Inhaltsangaben nicht viele Mühe verursachen und der Vf. sich hiedurch hauptsächlich verdient machen, und eine lehrreiche und nützliche Uebersicht, nach kürzerer oder längerer Zeit, verschaffen kann.

VOLKSSCHRIFTEN.

Schnepfenthal, in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Conrad Kiefer*, oder *Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder*. Ein Buch fürs Volk, von *Christian Gotthilf Salzmann*. 1796. 268 S. 8.

Conrad Kiefer ist ganz zu einem Familienbuch für die niedern Stände geeignet; aber auch die Hausväter und Hausmütter der obern Stände können viel daraus lernen, wenn sie sich überwinden können, eine Schrift zu lesen, die nach der Fassungskraft der Gemeinen und Einfältigen eingerichtet ist. Es wird in demselben die schlichte und natürliche Erziehung geschildert, welche ein Landmann seinem Sohne giebt, der durch seinen gesunden Menschenverstand gemeiniglich den rechten Weg trifft, in zweifelhaften Fällen aber, wo seine Vernunft und Erfahrung nicht ausreichen, von einem einsichtsvollen Prediger unterstützt wird. Dafs ein Mann wie Hr. *S.* von einer unbedingten Anhänglichkeit ans Alte und Hergebrachte frey ist, braucht nicht erst erinnert zu werden: eher verdient die vorurtheilfreye Denkungsart eine rühmliche Erwähnung, mit welcher der Vf. das Bewährte von dem Alten wieder aufnimmt und so manche Künsteleyen der neuern Erziehungskunst verwirft. Es ist äufserst lehrreich, die Erziehung Conrads durch alle Perioden zu verfolgen und zu sehen, welche mannichfaltige Versuche der Vater macht, welche Mittel ihm das durch Noth und

Bedürfnifs gereitzte Nachdenken an die Hand giebt, wie manchesmal er zwar strauchelt, aber wie er dennoch alle Schwierigkeiten durch Ueberlegung, Klugheit, Beharrlichkeit und Geduld überwindet!

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Gräff: *Daniel Melanderhjelm* Professor der Astronomie zu Upsal etc. *von der Nothwendigkeit der beständigen Fortsetzung astronomischer Beobachtungen.* Aus dem Schwedischen übersetzt von *D. C. G. Goning.* 1795. 76 S. 8. Es ist dies eigentlich eine Rede, die Hr. M. gehalten hat, da er sein Präsidium der Königl. Akad. der Wiss. zu Stockholm den 24 Nov. 1790 niederlegte. Er behandelt seinen Gegenstand hauptsächlich historisch, und zeigt, wie die Astronomen von den ältesten Zeiten her ihre Wissenschaft durch fortgesetzte Beobachtungen zu immer grösserer Vollkommenheit gebracht, und davon auch für das bürgerliche Leben nützliche Anwendungen gemacht haben. Doch scheint es Rec. etwas zu weit ausgeholt, und wenigstens gewifs nicht, wie es S. 6. heifst, ein *sehr unwidersprechlicher* Beweis von dem Alter der Astronomie zu seyn, wenn aus Veranlassung einer 600 jährigen Periode, von der Josephus einmal gelegentlich spricht, Betrachtungen über die Länge der Zeit, die zu Erfindung einer solchen Periode nothwendig war, angestellt, und am Ende der Schluss hergeleitet wird, es müssen wenigstens während 6 oder 7 solcher Perioden, also *lange vor der Sundfluth* astronomische Beobachtungen angestellt worden seyn. Es ist ja sehr wohl möglich, dafs die Alten nicht gerade durch Beobachtungen, die sie 600 Jahre lang, oder gar während mehrerer solchen Perioden fortgesetzt hatten, sondern aus ganz andern Gründen auf diese, ohnehin nicht vollkommen richtige Periode können gekommen seyn, z. B. auf die Art die neuerlich Herr Burja in dem Bod. astron. Jahrbuch für 1797 angegeben hat. Das *erwiesene* Alter der Astronomie geht nur etwa auf 720 Jahre vor Christi Geburt, von welchem Jahr her Ptolemäus eine von den Chaldäern beobachtete Mondsfinsterniss anführt. Freylich setzt eine solche Beobachtung schon andere durch frühere Beobachtungen gesammelte astronomische Kenntnisse voraus, nur lafst sich die Epoche dieser frühern Beobachtungen nicht historisch bestimmen. Es werden sodann die astronomischen Bemühungen der Griechen und Araber, und in neuern Zeiten besonders die Verdienste eines Copernicus, Tychos, Keplers, Cassinis, Huygens, Newtons, Bradleys, Mayers, Eulers, de la Place, und Herschels in Rücksicht theils der praktischen, theils der theoretischen Astronomie ausführlicher oder kürzer erwähnt, und richtig bemerkt, dafs wenn auf der einen Seite sorgfältigere, mit genauern Instrumenten angestellte Beobachtungen, und Vergleichungen derselben unter einander, manchmal auf neue durch die bisherige Theorie noch nicht erklärte Unregelmäfsigkeiten aufmerksam machen, und dadurch zur Vervollkommnung der Theorie Veranlassung geben; nun auch umgekehrt eine noch mehr berichtigte Theorie, oder schärfer geführte Rechnung manchmal den Beobachtungen zuvor eile, und dem praktischen Astronomen Nachweisungen geben könne, auf welche Umstände er hauptsächlich seine Aufmerksamkeit wenden müsse. — Nachweisungen, die, bey der oft viele Jahre hindurch unbemerkbaren, nach dem Verlauf von Jahrhunderten aber doch sichtbar werdenden Gröfse mancher zu beobachtenden Veränderungen, selbst den vollkommansten Zustand der praktischen Astronomie vorausgesetzt, doch immer fortgesetzte Beobachtungen zu ihrer Bestätigung, oder weitern Berichtigung nothwendig machen müssen. Eine kleine Unrichtigkeit ist es übrigens, wenn von Tycho gesagt wird, er habe ein Verzeichniss von 777 Fixsternen gemacht. Denn, wenn gleich in seinen *Progymnasm.* nur ein Verzaichniss von 777 Fixsternen vorkommt, so hat doch er selbst dieses nachher auf 1000 Fixsterne erweitert, und es, wie auch Kepler in der Vorrede zu seinen *Tabul. Rudolph.* erzählt, in verschiedene fürstliche Bibliotheken handschriftlich verschickt. Dies Verzeichniss ist nicht nur noch jetz, wie Rec. weifs, in einigen dieser Bibliotheken vorhanden, sondern auch eben in Keplers Rudolph. Tafeln, in *Longimontanus Astron. Danica*, und sonsten abgedruckt worden. Eben so ists nicht völlig richtig, wenn von Mayer und Euler gesagt wird, sie haben die grofse in England auf Erfindung der Länge gesetzte Prämien unter sich getheilt. Einen Theil davon erhielten sie wohl, aber sie theilten nicht die ganze vom Parlement ausgesetzte Prämie von 20000 Pf. Sterling.

Sonst wird übrigens noch bemerkt, dafs nicht nur die immer weiter getriebene Vervollkommnung der Werkzeuge immer neue Gegenstände, neue Planeten und ihre Trabanten, Kometen, neue Fixsterne, Durchmesser der Fixsterne, Bewegung des ganzen Sonnensystems, Bewegung einzelner Fixsterne u. s. w. zum Beobachten darbieten, sondern Beobachtungen besonders auch noch in der Absicht immer fortgesetzt werden müssen, um junge Seelente, denen astronomische Beobachtungen so unentbehrlich sind, im Beobachten zu unterrichten. (Gleich unentbehrlich aber sind sie auch zu Bestimmung der Oerter auf dem festen Lande, und es wäre doch wirklich Zeit, dafs auch zu dieser Absicht häufigere Beobachtungen von den Regierungen veranstaltet würden. Ist es z. B. nicht eine wahre Schande, dafs man die geographische Lage eines Orts, wie Hamburg, noch nicht kennt?) Endlich wird noch von Beobachtungen einer andern Art gesprochen, die gewöhnlich auch auf Sternwarten pflegen angestellt zu werden, und wegen ihres Einflusses auf eigentlich astronomische Beobachtungen dort angestellt werden müssen, nämlich von meteorologischen Beobachtungen, und es wird gezeigt, dafs blofs lange fortgesetzte, mit Genauigkeit und mit Rücksicht auf die verschiedene Umstände angestellte Beobachtungen, und daraus hergeleitete Schlüsse auch die Meteorologie zu dem Rang einer Wissenschaft erheben können, die alsdann für das praktische Leben eben so nützlich, als für die Erweiterung unserer physikalischen Kenntnisse wichtig seyn würde. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, dafs diese wirklich interessante Schrift einen der Sache sowohl als seiner Muttersprache etwas besser kundigen Uebersetzer gefunden hätte. Die wahre Bewegung der Planeten heifst hier S. 13. die *rechte* Bewegung. Länge und Breite des Monds heifst S. 40. seine *Longitud* und *Latitud*, und so auch an andern Orten. Eben so werden auch sonsten häufig ganz unnöthiger Weise lateinische Ausdrücke z. B. S. 15. das Systema Ptolemäicum, die Parallaxis orbis magni, S. 23. die aequatio centri, der Focus, S. 25. *die* sogenannte motus medius, S. 26. das *berüchtigte* Problema Keplerі u. s. w. eingemischt. An andern Stellen kommen zwar deutsche Ausdrücke vor, die aber so unglücklich gewählt sind, dafs sie ganz und gar nicht die Begriffe bezeichnen, die sie der Natur der Sache nach bezeichnen sollten. So heifst es S. 49. Bradley habe die *schräge Richtung* der Erdaxe zuerst bemerkt, statt: die *Schwankung* (Nutation) der Erdaxe. Eben dies wird auch S. 75. wiederholt. Auf der nämlichen Seite heifst es: der *Irrgang* der Sterne seye in diesem Jahrhundert entdeckt, und dadurch der Gang der Erde um die Sonne vollkommen bewiesen worden, statt die *Abirrung* des Lichts (Aberration). Von der eigenen Bewegung der Fixsterne heifst es S. 51. 56. 60. immer, diese Bewegung geschehe bey den verschiedenen Fixsternen nach verschiedenen *Ordnungen*, statt: nach verschiedenen *Richtungen*. Auch kommen Perioden vor, wie diese S. 18: Das andere Hinderniss machte der päbstliche Fanatismus, unter einem Vorsatze, die richtige Meynung der Schrift nicht zu begreifen, sich eine unförmliche Advocatur für ihre Unfehlbarkeit anzumafsen, welche bis zu der Ungereimtheit gieng, dafs päbstliche Beschlüsse wider die Bewegung der Erde um die Sonne ausgefertigt wurden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. August 1796.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Schöne: *Lehrbuch der Aſtronomie*, von *Abel Bürja*. Zweyter Band. (Mit eingedruckten Holzſchnitten). 1796. 322 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der gegenwärtige zweyte Band dieſes Lehrbuchs, (wovon der erſte No. 321. Jahrg. 1794. der A. L. Z. angezeigt iſt,) enthält hauptſächlich den trigonometriſchen Theil der Aſtronomie, nebſt der Lehre von der Zeitrechnung und Zeitmeſſung, vom IX bis XIX Hauptſtück: ob der Reſt in 1 oder in 2 Bänden wird erſcheinen können, will der Vf. nicht beſtimmen. Die trigonometriſchen Lehrſätze und Aufgaben ſind wegen ihrer Wichtigkeit etwas ausführlicher abgehandelt, als ſonſt in Lehrbüchern zu geſchehen pflegt; die trigonometriſchen Beyſpiele hat Hr. *Ideler*, Aſtronom der kön. Akad. d. W. und Lehrer der Aſtronomie bey der Streitiſchen Stiftung zu Berlin zu berechnen übernommen. Am Ende ſind noch Berichtigungen und Zuſätze zum erſten ſowohl als zum zweyten Bande angehängt. — Den Anfang macht im IX Hauptſt. die Lehre *von der Zeitrechnung*. Erſte Begriffe vom Kalender, auch dem neufranzöſiſchen. Hr. B. verſucht, die neuen Monatsnamen „der Frankreicher" deutſch zu überſetzen, und zwar ſo, daſs, wie im Original, ſchon der Laut des Namens den Charakter jedes Monats bezeichnen ſoll, z. B. die vier letzten Monate, *Prairial, Meſſidor, Thermidor, Fructidor*, heiſsen hier: *Wieſenhold, Erndtegeber, Brenner, Fruchtvoll*. Sprachkenner mögen über die Schicklichkeit dieſer Benennungen urtheilen: Rec. wundert ſich nur, daſs Hr. B., um ſein Original zu erreichen, nicht auch den Endſylben für drey Monate immer gleichförmigen Laut gab. Die Art, wie ein franzöſiſches Datum in das gewöhnliche, und umgekehrt, zu verwandeln iſt, behandelt Hr. B. viel zu oberflächlich; er glaubt, die Herbſtnachtgleiche müſſe allemal am 21, 22 oder 23ſten Sept. einfallen, (dies kann auch am 24ſten Sept. geſchehen,) und vom Verhältniſs der franzöſiſchen Schaltjahre zu der gewöhnlichen Einſchaltungsmethode meldet er gar nichts. Die beiden Beyſpiele, welche Hr. B. anführt, enthalten einen Irrthum, der übrigens bloſs aus einem Additionsfehler entſtanden iſt; denn dem 30. Aug. 1795 entſpricht der 13te Fructidor, und dem 9ten Thermidor des 3ten Jahrs entſpricht der 27ſte Jul. 1795; Hr. B. ſetzt dagegen unrichtig hier den 28ſten Jul., dort den 12ten Fructidor. Der Vf. handelt ferner von der verſchiedenen Einrichtung der Jahre, des ägyptiſchen, julianiſchen, gregorianiſchen, vom Sonnenzirkel, Sonntagsbuchſtaben, der güldenen Zahl, Indiction, verſchiedenen Cykeln, der alt und neugriechiſchen, jüdiſchen, römiſchen, muhammedaniſchen, nabonaſſariſchen Jahrrechnung u. ſ. w. Ueberflüſſig ſind unter den Vorſchriften zur Verfertigung des Kalenders folgende: man ſolle die Witterung dem Klima gemäſs anſetzen, und aberglaubiſche Dinge, wenn man ſie ja genöthigt ſey, aufzunehmen, aus ältern Kalendern abſchreiben. Die Aufgabe: wie für einen gegebenen Tag der Wochentag zu finden, löſt Hr. B. nach einer Methode, (zum Theil jener ähnlich, welche Hr. *Häſeler* in einer Schrift: *Auflöſung einer chronologiſchen Aufgabe*, bekannt gemacht hat,) auf die aber Hr. B., noch ehe er dieſes Buch kennen lernte, gekommen zu ſeyn verſichert. Nach dieſer, gegen die gewöhnliche etwas abgekürzten, Methode verwandelt man zuerſt das gegebene gregorianiſche Datum in den alten julianiſchen Stil, und vermindert, um bloſs verfloſſene Jahre zu erhalten, die Jahreszahl um 1; dieſe Summe + ihr vierter Theil (mit Weglaſſung des Bruchs) + der Ueberſchuſs aller im laufenden Jahre verfloſſenen Monathe über 28 Tage + der Ueberſchuſs der gegebenen Tagezahl über 7. 14. 21. und 28. wird am Ende durch 7 dividirt: was übrig bleibt, zeigt den Wochentag an, wobey aber vom Sonnabend, als dem erſten Wochentage an gerechnet werden muſs; bleibt nichts übrig, ſo iſts ein Freytag. (Hn. Steinbeck's chronologiſcher Handkalender löſt dies Problem ohne Rechnung mechaniſch auf.) X. Hauptſt. *Von Sonnenuhren*. Ihre verſchiedenen Gattungen; wie allgemeine „Gleichersuhren oder Aequinoctialuhren" zu verfertigen, wie einer Aequin. Uhr die Einrichtung zu geben ſey, daſs ſie auch am Tage der Nachtgleichen die Zeit weiſet. XI. *Von Räderuhren*. Die weſentlichen Theile einer Uhr mit Pendel oder Perpendikel werden umſtändlich und praktiſch beſchrieben; vom *Echappement* oder Hemmung der Pendeluhren; Unterſchied der letztern in ihrer Einrichtung von den Taſchenuhren; Hemmung der Taſchenuhren. Etwas von Aequationsuhren (nach Hn. *Geiſslers* Uhrmacherkunſt), wodurch mittlere und wahre Zeit angezeigt wird. Vom aſtronomiſchen Zähler, (Schlaguhren ſind, als dem Aſtronomen unnütze, übergangen). Compenſation des Einfluſſes von Wärme und Kälte; Beſchreibung des Roſtpendels; andere Compenſationen ſind nicht erwähnt. XII. *Von Beobachtung der Oerter und der Lage der Himmelskörper*. Wie die Standhöhe eines Sterns (die Höhe über dem Horizonte) deſſen Culmination (auch bloſs mittelſt zweyer über der Mittagslinie ausgeſpannter Fäden), deſſen gerade Aufſteigung, die Mittagshöhe der Sonne, die Polhöhe, die Lage des Aequators und der Ecliptik, der Abſtand zweyer Sterne

von einander, die Mittagslinie aus correſpondirenden Fixſternhöhen zu finden. XIII—XV. enthalten: *Trigonometriſche und andere Aufgaben, welche ſich auf die Sonne, die Fixſterne, und die Erdkugel beziehen.* Das wichtigſte der ſphäriſchen Aſtronomie, durch ausführlich berechnete Beyſpiele erläutert. Darunter auch die allgemeine Aufgabe: Wenn von folgenden 5 Stücken, Abweichung, gerade Aufſteigung, Länge der Sonne, Schiefe der Ecliptik, und Winkel derſelben mit dem Aufſteigungskreiſe, der durch die Sonne geht, 2 gegeben ſind, eines der drey übrigen zu finden. Auch etwas vom kosmiſchen, achroniſchen und heliakiſchen Auf- und Untergang der Sterne. XVI. *Aufgaben, welche ſich auf die Schiffahrt beziehen.* Die geographiſche Breite zur See zu erforſchen, wird hier nach ſieben, und die geogr. Länge zur See, nach ſechs verſchiedenen Methoden gelehrt: unter den letztern findet ſich No. 5. die Methode durch die Magnetnadel, und No. 6. *Ditton's* und *Whiston's* Vorſchlag, durch Bombenſignale, die gerade um Mitternacht an verſchiedenen Orten der See aus gewiſſen am Anker befeſtigten Schiffen gegeben würden, mittelſt des Windſtrichs, unter welchem man die Bombe ſehen würde, und mittelſt der zwiſchen Schall und Licht verfloſſenen Zeit, die Länge und Breite eines andern auf der See befindlichen Schiffes zu erfahren. Zur Bedienung jener am Anker feſtgemachten Schiffe müſste man, wegen der beſtändigen Gefahren, die ihnen drohen, wie hiebey ausdrücklich angemerkt wird, Miſſethäter gebrauchen! Andere Aufgaben enthalten: wie der Weg, den das Schiff zurückgelegt hat, zu finden, desgleichen die Richtung, die man ihm geben muſs, um zu einem gewiſſen Punkte der Meeresfläche zu gelangen; wie die Abweichung der Magnetnadel zu erforſchen; auch die neueſten Unterſuchungen über die Geſetze dieſer Abweichung von Hn. *Churchman* werden angeführt, Hr. B. findet aber deſſen Theorie, wenigſtens für die gegenwärtige Abweichung zu Berlin, um ungefähr zwey Grade fehlerhaft. XVII. *Vom Einſchalten.* Algebraiſche Gleichungen, wenn Reihen nach einer gewiſſen Ordnung fortſchreitender Zahlen als Functionen von einander abhängen. Das Maximum und Minimum in ſolchen Reihen zu finden. Reduction der erſten Glieder derſelben auf 0, zur Erleichterung der Rechnung; Gleichungen, wenn die eine Reihe nach 0. 1. 2. 3. u. ſ. w. fortſchreitet; Anwendung auf aſtronomiſche Beyſpiele. XVIII. *Von Veränderung der kuglichten Dreyecke.* (Variationsrechnung.) Kurze Darſtellung der *Coteſiſchen* Lehrſätze, ſo weit ſie ſich auf ſphäriſche Aſtronomie beziehen, um mittelſt derſelben aus kleinen Veränderungen gewiſſer Stücke eines ſphäriſchen Dreyecks die davon abhängende Veränderung anderer Stücke herzuleiten. Wie durch Anwendung dieſer Lehrſätze die vortheilhafteſte Zeit einer gewiſſen Beobachtung, z. B. der ſchicklichſten Höhen zur Erfindung der geographiſchen Breite, oder der Zeit, oder des Azimut, zu beſtimmen; Anwendung eben derſelben auf die Aenderung des Mittags wegen geänderter Abweichung der Sonne in der Zwiſchenzeit der Beobachtungen. XIX. *Von der Strahlenbrechung und der Parallaxe.* Beider Einfluſs iſt bey den vorhergehenden trigonom. Aufgaben übergangen, und für dies letzte Hauptſtück aufgeſpart worden. Wie die Gröſse der Strahlenbrechung in jeder Höhe zu beſtimmen ſey; *Bradley's* Refractionstafel; *Mayers* Verbeſſerung der Refraction durch den Stand des Barometers und Thermometers; von der Refraction abhängende Aenderungen in der geraden Aufſteigung und Abweichung, im Auf- und Untergang, in der Länge und Breite der Sterne. Theorie der Parallaxe; ihre Wirkungen auf den ſcheinbaren Stand der Sterne; Aufgaben, die Parallaxe betreffend. Aus dem ſcheinbaren Abſtande eines Sterns vom Monde und beider Höhen den wahren Abſtand und die Länge zur See zu finden; Anwendung der Lehre von Veränderung der Dreyecke auf die Wirkungen der Refraction und Parallaxe. — Eine Stelle in den Berichtigungen und Erläuterungen, die dem gegenwärtigen Bande beygefügt ſind, bedarf ſelbſt einiger Berichtigung: der Vf. meynt, den Grund, warum die Herbſtnachtgleiche auf mehrere Tage, auf den 21. 22. und 23ſten Sept. fallen könne, in der Verſchiedenheit der geographiſchen Länge der Oerter gefunden zu haben: allein theils gehört dieſer Umſtand gar nicht hieher, theils wäre es nicht einmal zureichend, jenen Unterſchied von drey, (oder, den 24ſten Sept. miteingeſchloſſen, von vier) Tagen zu erklären. Die wahre Urſache liegt vielmehr, wie leicht einzuſehen iſt, in dem Ueberſchuſs des tropiſchen Sonnenjahrs von 5 Stunden 49 Min. über 365 Tage, in der gregorianiſchen Einrichtung der Schaltjahre, und der periodiſchen Auslaſſung derſelben, der kleineren Ungleichheiten des Sonnenlaufes hier nicht zu gedenken. — Uebrigens macht der dem Vf. eigene faſsliche und deutliche Vortrag der erſten Lehren der Aſtronomie auch dieſen zweyten Band, ſo wie den vorhergehenden, für Anfänger ſehr brauchbar.

Leipzig, in der Weidmannſchen Buchh.: *Anleitung zur Kenntniſs der Sternnamen, mit Erläuterungen aus der arabiſchen Sprache und Sternkunde,* entworfen von *Friedrich Wilhelm Victor Lach.* (Aus des Hn. Hofrath *Eichhorn's* allgemeiner Bibliothek der bibliſchen Literatur Band VII, für die der orientaliſchen Sprachen unkundigen beſonders abgedruckt.) 1796. 164 S. 8. (12 gr.)

Dieſe Anleitung, ein Beweis der mannichfaltigen Kenntniſſe ihres Vf., verdiente allerdings einen beſondern Abdruck, beſonders auch in Rückſicht auf Aſtronomen, welche ſich vom Urſprunge ſo vieler arabiſchen Namen in ihrer Wiſſenſchaft zu belehren wünſchten, und denen mit einem ähnlichen Aufſatze in Hn. *Bode's* aſtronomiſchem Jahrbuche 1788. S. 130 ff., deſſen Schwächen der ſel. *Michaelis* in ſeiner orientaliſchen Bibliothek längſt nach Verdienſt gerügt hat, ſehr wenig gedient ſeyn kann: um ſo mehr wird ſich Hr. *Lach* ihren Dank durch ſeine gründlichen Unterſuchungen über einen Gegenſtand verdienen, der einen hinreichenden Grad von Einſicht in die Aſtronomie ſowohl als die morgenländiſche Sprachkunde fodert. Vielleicht könnte auch Hn. *Ls.* Arbeit gelegentlich die

Aſtro-

Aſtronomen veranlaſſen, unter mehreren morgenländiſchen Sternnamen die richtigeren und am wenigſten entſtellten nach und nach in Gang zu bringen: wie widrig muſs z. B. der Name *Denebola*, ein Ausdruck, womit alle Aſtronomen noch heut zu Tag den hellen Stern im Schwanze des Löwen bezeichnen, dem Ohre desjenigen klingen, welcher weiſs, daſs *Denebola*, oder, wie es bey andern heiſst, *Nebolaſed*, aus dem vollſtändigen Worte *Deneb — ol — aſed* abgekürzt iſt, gerade wie wenn man ſtatt des lateiniſchen: *Cauda leonis*, (dies bedeuten jene arabiſchen Worte) der Kürze halber *Caudale*, oder *Daleonis* ſagen wollte! — Hr. *L.* macht den Anfang mit einer genauern Beſchreibung der arabiſch-cufiſchen Himmelskugel, die im Muſeo des Cardinal *Borgia* zu Velletri aufbewahrt wird, und die auch bey dem folgenden, mit Berichtigung einiger irrigen Erläuterungen des Hn. Prof. *Aſſemani*, zum Theil benutzt iſt. Nun folgt für die bekannteſten Sternbilder der Alten eine Aufzählung der Namen ſowohl ganzer Sternbilder, als einzelner kenntlicher Sterne derſelben. Die Aufzählung dieſer theils lateiniſchen und griechiſchen, theils vorzüglich morgenländiſchen Benennungen, welche zugleich auf eine hinreichende Art und mit Benutzung der beſten Quellen nach ihrer Bedeutung erklärt ſind, iſt, ſo viel Rec. aus Vergleichung einiger Sternbilder mit ähnlichen Verzeichniſſen der Sternnamen beurtheilen konnte, möglichſt genau und vollſtändig: doch lieſsen ſich hie und da einige kleine Zuſätze machen. So hat *Bayer* in ſeiner Uranometrie, die zugleich eine umſtändliche Sammlung alter Sternnamen enthält, ſogleich beym erſten Sternbilde, dem kleinen Bären, den von unſerem Vf. übergangenen Namen: *Ezra*, welcher wahrſcheinlich aus *azgar* (der kleine Bär heiſst arabiſch: دب الاصغر, *dub elazgar*) entſtanden iſt. Von zwey beygefügten Anhängen begreift der eine die verſchiedenen Namen theils der ſüdlichen, theils der neu zuſammengeſetzten Sternbilder (darunter ſchon das neueſte: der Mauerquadrant); der andere enthält eine ſehr nützliche Sammlung verſchiedener zur Aſtronomie gehöriger arabiſcher Kunſtwörter; ein alphabetiſches Regiſter der entſtellten Wörter und Namen macht den Beſchluſs. Bey den Erläuterungen mancher oft gar zu unkenntlichen Namen, wo ſich bloſs einiges muthmaſsen, aber nichts entſcheiden läſst, zeigt der Vf. durch das Beyſpiel älterer Vorgänger gewarnt, eine rühmliche Beſcheidenheit. Auch zur Erklärung mancher bibliſchen Stellen, welche Sternnamen enthalten, giebt der Vf. zuweilen einige Winke: Rec. ſchlieſst dieſe Anzeige mit einer hieher gehörigen Bemerkung. Daſs die arabiſchen Schriftſteller, wie auch Hr. *L.* anführt, theils die ſämmtlichen Sterne der beiden Bären am Himmel, theils einzelne Sterne im groſsen Bären بنات النعش (*filiae feretri*) nennen, iſt bekannt: aber nirgends erinnert ſich Rec. eben dieſe Benennung zur Erläuterung einer auffallend ähnlichen Stelle Job. 38, 32. angewendet gefunden zu haben, wo zu Job geſagt wird: הֲעִשׁ עַל־בָּנֶיהָ תַּנְחֵם (*Num feretrum cum filiis ſuis circumduces?*) Hier kommt offenbar die *Bahre* mit ihren *Trägerinnen* vor, und die Analogie der בְּנֵי עָשׁ mit dem obengenannten *Benát-naſch* iſt nicht wohl zu verkennen: die letztere Benennung, welche noch jetzt unter den Aſtronomen einen Stern im groſsen Bären beſonders bezeichnet, müſste demnach, da ſie ſchon im Job ſich findet, ſehr alt ſeyn. Ob ſtatt תַּנְחֵם *duces eos*, vielleicht תְּנֻחֵם *conſolaberis*, zu leſen ſeyn möchte, thut obiger Bemerkung keinen Eintrag.

Halle, in d. Rengerſchen Buchh.: *Grundriſs der reinen Mathematik* zum Gebrauch bey Vorleſungen und beym eignen Studium, von *J. G. E. Maaſs*, Prof. der Philoſophie zu Halle — 1796. 4 Kupfertafeln und 335 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Ganzen gründlich und deutlich, und der Abſicht des Vf. entſprechend. Manche Definitionen ſind anders gegeben, als es ſonſt in der Mathematik gewöhnlich iſt, z. B. die Definition vom Verhältniſs. Manche Sätze in der Geometrie ſind anders geſtellt; ſo wird z. B. der Satz; daſs Triangel einander decken, wenn die Seiten des einen denen des andern gleich ſind, vor dem Satze bewieſen, daſs Triangel einander decken, wenn in dem einen zwey Seiten mit dem eingeſchloſſenen Winkel ſo groſs ſind, als in dem andern. — Nach dem Vf. neigen ſich zwey gerade Linien gegen einander, ſo ferne die an einerley Seite liegenden innern Winkel zuſammen weniger als 2 rechte betragen, und ſie neigen ſich um ſo mehr gegen einander, je kleiner dieſe Winkel ſind. Nun nimmt der Vf. als Grundſatz an: Wenn 2 gerade Linien zuſammenlaufen, ſo müſſen um ſo mehr 2 andere zuſammenlaufen, die mit jenen von einerley Punkten ausgehen, und ſich mehr gegen einander neigen, als jene. Hieraus ſucht der Vf. den berühmten 11ten Grundſatz Euklidens zu beweiſen. — In vielen geometriſchen Lehren hat ſich der Vf. mehr an die Karſtenſchen Lehrbücher gehalten, z. E. in der Kreisberechnung; immer aber zeigt er ſich als Selbſtdenker. — Von Logarithmen iſt viel zu wenig beygebracht worden. Man kann nicht abſehen, warum ſolche ganz zu Ende des Buches angehängt worden ſind. Der Vf. hätte im J. 1796 wohl auch wiſſen ſollen, daſs Vega's logarithmiſche, trigonometriſche und andere — Tafeln und Formeln nicht mehr zu haben ſind, ſondern, daſs davon mehrmals eine zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage angekündigt worden iſt, die auch bereits erſchienen ſeyn würde, wenn Vega nicht durch den Krieg abgehalten worden wäre. Deſſen ungeachtet aber hat er die Ausgabe eines logarithmiſchen Handbuchs und den groſsen Theſaurus beſorgt.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. Agaſſe: *Flore françoiſe, ou deſcription ſuccinte de toutes les plantes, qui croiſſent naturellement*

en France, disposée selon une nouvelle méthode d'Analyse, et à laquelle on a joint la citation de leurs vertus les moins équivoques en Medecine, et de leur utilité dans les Arts. Par le C. *Lamarck. Seconde Edition.* Tome premier. 130 S. Tome second. 684 S. Tome troisième. 654 S. gr. 8. L'an 3me de la République.

Ein unveränderter Abdruck mit allen Vorzügen und Mängeln dieser Flore françoise von 1778. (7 Rthlr. 12 gr.)

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Der geöffnete Blumengarten.* Theils nach dem Englischen von *Curtis Botanical Magazine*, neu bearbeitet, theils mit neuen Originalien bereichert und für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrten sind, herausgegeben von *Dr. Aug. Joh. Ge. Carl Batsch*, Professor zu Jena. No. 1—7. in 8. Die erste Numer 5, jede übrige 4 illuminirte Kupfertafeln, mit gegenüberstehender deutscher und französischer Beschreibung. (2Rthlr. 22 gr.)

Als Originalien in diesen Numern erscheinen *Vinca rosea* mit weisser Blume, *Mimosa pudica*, *Mesembryanthem. pomeridianum*, *Rudbeckia alata*, *amplexifolia*, *Scolymus maculatus*. Die übrigen: *Teucrium latifolium*, *Salvia aurea*, *Antirrhinum alpinum*, *triste*, *Epidendrum cochleatum*, *Cypripedium album*, *Sophora tetraptera*, *Glycine rubicunda*, *Iris Pavonia*, *Ixia Bulbocodium*, *Bulbocodium vernum*, *Lilium Catesbaei*, *Capparis spinosa*, *Sanguinaria canadensis*, *Erica grandiflora*, *cerinthoides*, *Gnaphalium eximium*, *Mimosa verticillata*, *Mesembryanthemum aureum*, *Ixora coccinea*, *Camellia japonica*, *Plumeria rubra*, *Rosa semperflorens* — sind treue Copien aus Curtis botanischem Magazin, mit welchem die angestellte Vergleichung nichts zu wünschen übrig lässt; einige wenige ausgenommen, wo bey dem Ausmahlen nicht dieselbe reine und durchscheinende Farbe der Originale gewählt zu seyn scheint. Hr. Batsch liefert ausführliche und mahlerische Beschreibungen, wobey auf seine Grundsätze der Botanik für Frauenzimmer zurückgewiesen wird. Es ist zu wünschen, dass die Kenntniss des Pflanzenreichs bey uns dadurch eben so befördert werde, wie in England durch den Antheil, welchen das geschmackvolle und gebildete Publicum an der Herausgabe von Curtis bot. Magazine nimmt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Salzburg*, b. Mayer; *Antonii Canestrini*, Ph. et M. D. Caes. Reg. Montano-Cameralis physici Sebatii in Tyroli, *pestis diagnosis, maxime ex ejus contagio hauriendo.* Accedunt observationes de hernia inguinali ex scrotino testium in scrotum descensa. 1795. 115 S. 8. — Im J. 1770 erhielt der Vf. den Befehl, sich nach Zboina, einem Dorfe in der Sempliner Gespanschaft, zu begeben, woselbst die Pest herrschte. Einem Arzt, der die Einwohner vorher von der Gefahr unterrichtet hatte, in der sie schwebten, hatte man mit dem Galgen gedroht, und erst nachdem durch ein königl. Hofdecret bey schwerer Strafe befohlen worden war, der Krankheit ihren wahren Namen zu geben, konnte man in jenen Gegenden sich über die Natur des Uebels frey äussern. Durch sorgfältige Trennung der angesteckten und verdächtigen Personen, und durch genaue Reinigung und Verbrennung der angesteckten Geräthschaften hatte der Vf. das Glück, der Pest bald Grenzen zu setzen, aber auch das Unglück, von sehr vielen auf das ärgste verläumdet zu werden, weil kein Mensch glauben wollte, dass menschliche Sorgfalt fähig sey, die Pest so bald zu hemmen. Er erklärt die Ansteckung, die von Person auf Person, oder von Materien, die den Körper eines Pestkranken berührten, auf die Menschen übergeht, für ein wesentliches Merkmal der Pest, und er hielt ein bösartiges Fieber, an welchem sehr viele Menschen in einem Dorfe krank waren, besonders aus der Ursache nicht für pestartig, weil ein Kranker, der an diesem Fieber litt, und mit dem er in genauem Umgange lebte, ihn und die übrigen, die um ihn waren, nicht ansteckte. Wenn der Vf. aber gleich der Pest fast ausschliessend, wenigstens vor den faulichten- und Nervenfiebern, den ansteckenden Charakter zuschreibt, so denkt er sich doch die erste Entstehung der Pest in den Ländern, wo sie häufig ist, auch ohne Ansteckung als möglich. Er glaubt, das Pestgift könne auch in Europa erzeugt werden, und bauet diesen Glauben auf eine Erfahrung, die aber das doch nicht beweist, was sie beweisen soll. In einem Dorfe herrschte die Viehseuche, und ungeachtet der Vf. den Richter von der Gefahr faulichter Ausflüsse gehörig unterrichtete, liess man doch das todte Rindvieh auf der Strasse und vor den Häusern liegen und verfaulen. Die Einwohner des Dorfes verfielen unter diesen Umständen in eine Krankheit, die sehr viel ähnliches mit der Pest hatte, sich aber durch unmittelbare Berührung der angesteckten Personen oder Sachen nicht fortpflanzte, der also der wesentliche Charakter der Pest fehlte. Aber von den Ausdünstungen verfaulter Fische und des faulen Wassers nach den Ueberschwemmungen im Jahr 1770 ist doch nach seiner Meynung die eigentliche Pest in Ungarn entstanden, und an einem Ort genasen von 60 angesteckten nur vier. Der Vf. glaubte selbst durch einen Todten angesteckt worden zu seyn, dem er zu nahe getreten war, und zwar versichert er schon etliche Stunden nach der Beichtigung des Leichnams die Zufalle der Pest empfunden zu haben, welche aber sich auf die schweisstreibenden Heilmittel bald verloren, und höchstwahrscheinlich nicht Folgen der Ansteckung, sondern Wirkungen des Entsetzens und der Furcht waren. Dieses ist fast die einzige Thatsache, auf welche er seine Behauptung von der Möglichkeit der Entstehung der Pest in Europa bauet. Diese Möglichkeit ist aber bey weitem noch nicht genug erwiesen, und wenn die 60 Personen, von denen der Vf. redet, die wahre Pest hatten, (woran aber noch zu zweifeln ist; denn an dem Knaben, dessen Geschichte er weitläuftig erzählt, entdeckte man keine Pestbeulen, wohl aber Beweise von der heftigsten Fäulnis,) so konnte dieselbe eben auch an diesen Ort aus andern Orten, wo sie herrschte, gebracht worden seyn, und die faulen Ausflüsse des stehenden Wassers und der verfaulten Thiere konnten nur die Disposition der Körper zur Ansteckung vermehren. Ueberhaupt ist der Vf. bey mehreren Punkten, die die Pest betreffen, zu leichtgläubig: er verlässt sich oft auf die Aussagen der Dorfrichter, der Popen u. s. f., denen man nur mit grosser Vorsicht glauben muss, und die oft sehr viele Gründe haben, die Wahrheit zu verheimlichen. Der Vf. bestätiget auch durch seine Erfahrungen die Wirksamkeit des Knoblauchs zur Verhütung der Ansteckung. Die Todtengräber wurden fast gar nicht angesteckt: so oft sie aber in ein angesteckes Haus gingen, beschmierten sie vorher Hände, Brust und Gesicht mit zerquetschtem Knoblauch.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Beytrag zur Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters.* Ein Verſuch auf Veranlaſſung der neueſten zur Begründung einer reinen Religionswiſſenſchaft angeſtellten Unterſuchungen; von *Karl Heinrich Ludewig Politz*, Doctor und Privatlehrer auf der Univerſität Leipzig. 1795. 442 S. Vorrede und Inhalt XXXVIII S. 8.

Unter den mannichfaltigen Schriften, welche der jetzt herrſchende Geiſt unſers kritiſchen Zeitalters in Abſicht auf Religionsphiloſophie und deren Anwendung auf poſitive und insbeſondere chriſtliche Religion hervorgebracht hat, verdient die gegenwärtige eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. An Talent fehlt es Hn. P. nicht; man ſieht, daſs er ſelbſt gedacht hat, und mit den kritiſchen Grundſätzen vertraut auf eine freye und unbefangene Weiſe die Wahrheit ſucht, und ſie feſt hält, wo er ſie zu finden glaubt, ohne durch Vorurtheil und Anſehen anderer ſich feſſeln zu laſſen. Nur iſt zu beklagen, daſs er in der Bearbeitung des vorhandenen Stoffs einen äſthetiſchen und redneriſchen Vortrag einem planen, mehr philoſophiſchen und gedankenreichen Stil vorgezogen hat. Dadurch iſt eine gewiſſe Weitſchweifigkeit entſtanden, welche die ruhige Unterſuchung der Wahrheit mehr hindert als befördert, der nöthigen Beſtimmtheit des Ausdrucks ſchadet, und bey philoſophiſchen Abhandlungen eben ſo fehlerhaft iſt als die allzugedrängte und trockene Darſtellung der Wahrheiten bey aſcetiſchen Vorträgen. Dies abgerechnet hat Rec. ſeine Erwartung hinlänglich befriedigt gefunden, und ſtimmt im Ganzen den Grundſätzen des Vf. vollkommen bey, ungeachtet er in einzelnen Behauptungen mit ihm nicht einerley Meynung iſt.

Hr. P. geht von dem Begriff der Religion als einem allgemeinen Bedürfniſſe für alle vernünftig ſinnliche Weſen aus. Die *Religion* definirt er durch die freye Beziehung eines vernünftigſinnlichen Weſens auf die Gottheit, und rechnet dazu eine *Erkenntniſs* derſelben, die mit einem von derſelben abhängenden *Kultus* verbunden iſt, deren Reinheit und Vollſtändigkeit von dem vorhandenen Grade moraliſcher Bildung abhängt. Daraus leitet er die völlige Harmonie zwiſchen dem Grundtriebe der ſinnlichen Natur und dem Geſetze der Vernunft oder die Harmonie der Tugend und Beſeligung als den Endzweck, den Gott mit dem einzelnen Menſchen und dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu erreichen ſucht, auf eine befriedigende Weiſe her, und bahnt ſich dadurch den Weg zu dem Begriff der *univerſellen Religion*. Was der Vf. hier von dem *Veralten der Religion* ſagt, einem Schickſale, dem alle früh entſtandene an heilige Urkunden gebundene Religionen unterworfen ſind, und von dem Verhältniſs einer Offenbarung zu dem jedesmaligen Grade der Reife und Kultur, auf dem das Volk ſtand, §. 4. aus richtigen Gründen zeigt, iſt zwar nicht ganz neu, aber doch unter einen nicht ganz gewöhnlichen Geſichtspunkt gebracht, um das nothwendige *Veralten geoffenbarter Religionen* daraus herzuleiten und zu zeigen, daſs eine univerſelle Religion dadurch ſich zur *allgemeinen Volksreligion* qualificire, daſs ſie *poſitiv* ſey und unter göttlicher Autorität publicirt werde. Etwas unbeſtimmt und verſteckt iſt aber der Begriff von Offenbarung, da der Vf. ſich nicht ausdrücklich darüber erklärt hat, welche Art er meyne, eine unmittelbare übernatürliche oder eine mittelbare natürliche Offenbarung; und doch ſollte dieſes genau beſtimmt ſeyn, da es auf den Gang der Unterſuchung einen groſsen Einfluſs hat. Doch die letzte ſcheint der Vf. im Sinne zu haben, wie man aus S. 183 ſehen kann. Die *Kriterien der univerſellen Religion* ſind nach §. 5. *Allgemeinverſtändlichkeit*, wozu auch *Allgemeingültigkeit* gehört, und *allgemeine Anwendbarkeit*. Wenn der Vf. bey Gelegenheit des erſten Kriteriums S. 107 bemerkt: „die univerſelle Religion verwirft alles was *wider* die Vernunft iſt, erklärt als unzuverläſsig und unnöthig das was *über* die Vernunft iſt," ſo ſoll dadurch nicht geleugnet werden, daſs die univerſelle Religion auch *Geheimniſſe* habe, es wird vielmehr nur behauptet, daſs es unnöthig ſey, das Geheimnisvolle zu erklären und zu verſtehen, weil ſonſt die Vorſehung den Menſchen nicht genug in den Stand geſetzt hätte, ſeine moraliſche Bildung vollſtändig zu machen. Dagegen könnte aber eingewendet werden, daſs eben die Offenbarung dieſen Mangel erſetze und daſs dieſe eben deswegen als nothwendig und annehmungswürdig zu betrachten ſey, ſo wie Supernaturaliſten ſich hauptſächlich darauf zu berufen pflegen. Das zweyte Kriterium beſtimmt den Unterſchied der *univerſellen Religion* von der *Religionswiſſenſchaft*, der nicht ſowohl im Inhalte als in der Form zu ſuchen iſt, indem dieſe die Grundſätze philoſophiſch entwickelt, jene aber ganz populär und praktiſch iſt. Bey der Deduction der moraliſchen Religion §. 7. bemüht ſich Hr. P. zwiſchen den beiden Parteyen in Abſicht auf den höchſten moraliſchen Grundſatz eine Vereinigung zu ſtiften, und weicht daher etwas von dem Wege ab, der ihm von Kant iſt vorgezeichnet worden. „Da der Menſch, ſagt er S. 122. „eine ſinnliche und eine moraliſche Natur in ſich vereiniget, da beide für die

Dauer eines irdiſchen Lebens unzertrennlich verbunden ſind, ſo muſs auch aus der Verbindung beider der geſammte Endzweck, ſeine ganze Beſtimmung auf der Erde hervorgehen. Er muſs daher eben ſo gut *den Grundtrieb ſeiner ſinnlichen Natur* als das Gebot ſeiner ausgebildeten moraliſchen Vernunft *in die Maxime ſeines Handelns aufnehmen*, und beide müſſen ſeine Beſtimmung begründen." Mit dieſem Vorſchlag zum Vergleich möchte es aber eben ſo gehen, wie es mit vielen andern gegangen iſt, wenn beide Parteyen etwas nachlaſſen ſollten, wodurch ihr ganzes Lehrgebäude von Grund aus erſchüttert wurde. Der geſammte Endzweck des Menſchen und ſeine ganze Beſtimmung iſt allerdings ein beſtändiges Streben nach der Erreichung des höchſten Guts, oder Vereinigung der Geſetzgebung der Vernunft und des Verlangens nach Glückſeligkeit, die durch Religion bewirkt wird; aber nur auf die Weiſe, daſs Sittlichkeit allein als das oberſte Gut betrachtet und bey dem Streben nach ſittlicher Vollkommenheit Glückſeligkeit als unzertrennliche Folge derſelben erwartet wird. Dadurch iſt auch die Harmonie zwiſchen der vernünftigen und ſinnlichen Natur hinreichend geſichert. So bald wir aber von dieſer oberſten Regel abweichen und den *Grundtrieb der ſinnlichen Natur* ſelbſt in die Maxime des Handelns aufnehmen, wird die Reinheit der Tugend und ihr ganzer Werth eben dadurch gänzlich aufgehoben. Hr. P. erklärt zwar im folgenden ſeinen Grundſatz auf eine ſolche Weiſe, daſs dieſe nachtheiligen Folgen dabey nicht ſtatt finden. Auch ſtimmt es mit der Reinheit der Sittlichkeit gar wohl überein, wenn er S. 126 Tugend und Glückſeligkeit in Harmonie als den Endzweck der moraliſchen Welt betrachtet und S. 128 als höchſtes Gebot annimmt: Befördere die Tugend und Glückſeligkeit der vernünftig ſinnlichen Weſen, und erwarte von der Einrichtung der moraliſchen Welt, daſs du eben dadurch den Endzweck deines Daſeyns erreichen werdeſt. Aber eben dieſes Gebot gehört doch eigentlich zur Geſetzgebung der Vernunft, die allein gebieten kann, ſo wie Grundtriebe der ſinnlichen Natur nie zur moraliſchen Geſetzgebung tauglich ſeyn können. Rec. übergeht das, was der Vf. im folgenden von dem Verhältniſſe der moraliſchen Religion oder Religionsphiloſophie zu den poſitiven Religionen der Vorwelt und dem Verhältniſſe der natürlichen Religion (von welcher ein beſtimmter Begriff ungern vermiſst wird,) zu der poſitiven und der moraliſchen §. 9. 10 ſehr richtig bemerkt hat. Bey dem Verhältniſſe der Religionswiſſenſchaft zur univerſellen Religion §. 11. ſind ihm manche Bedenklichkeiten aufgeſtoſsen. „Die univerſelle Religion," ſagt der Vf. S. 261. iſt ganz moraliſch, nur daſs in ihr *die Principien der moraliſchen Religion ganz wegfallen* und die Annahme der Wahrheiten auf göttliche Auctorität geſchieht, ſo daſs das Reſultat jener Religion hier nur als Prämiſſen gilt"; und S. 266. *„Sie bedarf bey den niedern Volksklaſſen nicht eine Zurückführung auf die letzten möglichen Gründe;* ſondern empfiehlt ſich durch ihre Reinheit, Simplicität und Andringlichkeit dem Menſchen von ſelbſt, darf aber auch die Zurückführung auf Gründe nicht ſcheuen." Wenn der Vf. eine methodiſche und ſcientifiſche Entwickelung der erſten Begriffe und höchſten Grundſätze verſteht, ſo iſt ſeine Behauptung allerdings richtig, aber an ſich kann die univerſelle Religion als Volksreligion der erſten Grundſätze nicht entbehren, da ſie ſelbſt Grundſätze der gemeinen Menſchenvernunft ſind und nur nicht mit völliger Klarheit und Beſtimmtheit gedacht werden. Es iſt freylich nicht zu glauben, daſs das Volk je ſich zur bloſsen reinen Vernunftreligion erheben werde, aber man muſs dieſes doch beſtändig zum Zweck machen und dahin arbeiten. Der Vf. ſagt ja ſelbſt S. 264 die Religionslehrer ſollen alles auf moraliſchen Grund und Boden anlegen, was ſie lehren und wozu ſie die Menſchen auffodern. Dazu ſind aber die Principien der moraliſchen Religion unentbehrlich, nur müſſen ſie populariſirt und verſinnlicht mit dem Princip auf Auctorität, ſo wie es S. 268 richtig vorgeſtellt iſt, vereiniget werden. Eben dieſs findet auch ſtatt bey der Anwendung auf die *chriſtliche Religion.* Sie ſtellt kein Princip für ihre Wahrheit auf, in ſo ferne dieſes oben anſteht und alles auf eine ſyſtematiſche Weiſe daraus deducirt wird. Aber ſie hat doch die allgemeinen Principien im populären Gewand hie und da mit eingeflochten, und es iſt überaus leicht, ihre Grundſätze und Bewegungsgründe auf das höchſte Princip zurückzuführen. Zwar ſagt der Vf. S. 327. „Die Formel: *liebe Gott über alles und deinen Nächſten als dich ſelbſt*, iſt nicht das Princip der moraliſchen Religion, das Zeitalter war noch nicht reif genug dazu. — Es iſt mehr die moraliſche Maxime des gemeinen Menſchenverſtandes; eine Maxime, die ſich durch ihre Deutlichkeit und Simplicität ſogleich empfiehlt und die in der Ausübung ſo leicht gedacht werden kann." Aber ſollte denn das Princip der moraliſchen Religion nicht auch die moraliſche Maxime des gemeinen Menſchenverſtandes, nur genauer beſtimmt und techniſch ausgedrückt ſeyn? Daſs von dem Grundgeſetz der Religion Jeſu nicht die Rede geweſen ſey, kann Rec. nicht zugeben, denn dadurch daſs er es für das vornehmſte Gebot im Moſaiſchen Geſetz erklärte, gab er zu erkennen, daſs es überhaupt das vornehmſte moraliſche Gebot ſey, und ſuchte dadurch ſeine Sittenlehre an die Moſaiſche anzuſchlieſsen. Das Gebot ſelbſt iſt zwar allerdings populär ausgedrückt, ob aber deswegen eine pathologiſche Liebe gemeynt ſey, wäre doch wohl zu bezweifeln, da den Neigungen ſonſt eben nicht das Wort geredet, ſondern immer ihre Bekämpfung nachdrücklich eingeſcharft wird. Auch weiſs ſich Rec. nicht darein zu finden, wenn der Vf. S. 331 ſagt: „es kann hier nicht die Frage ſeyn, ob Jeſus ſeine beſſern religiöſen Grundſätze auf Moral oder Moral auf Religion gebauet habe," denn im letzten Fall wäre ſie eine falſche Moral, und ſo konnte auch nicht bald darauf geſagt werden, daſs ſeine ganze Lehre *auf Moralität gebauet* ſey. Uebrigens verdient es ſehr beherziget zu werden, was der Vf. über den *Geiſt der Lehre Jeſu* und deſſen nothwendige Unterſcheidung von den *localen und temporellen Vorſtellungen* derſelben gelehrt hat. Sehr richtig wird dabey bemerkt, daſs Jeſus, indem er ſeine beſſern Lehren an die ſchon vor-

han

handenen anzuknüpfen suchte, nicht alles antiquiren konnte, sondern es den Fortschritten der Menschen überlassen mufste; dafs der Geist der Lehre Jesu nie antiquirt werden könne, weil die moralische Vernunft und ihre ewige Gesetzgebung vollkommen damit übereinstimmt; und dafs jetzt, da der menschliche Geist in seiner Reise weiter fortgeschritten ist, vieles zum Christenthum gehöre, was damals noch nicht gelehrt werden konnte. Nach diesen Grundsätzen beurtheilt der Vf. das Verhältnifs des Begriffs von Offenbarung und von Wundern zur Religionswissenschaft, das Verhältnifs des Christenthums zu den Principien der Religionswissenschaft und zu der daher resultirenden universellen Religion, und das Verhältnifs der Religionsphilosophie zur Exegese, (wo von grammatischer, historischer und allegorischer Interpretation gehandelt wird,) zur christlichen Moral, zur Kritik und Revision des dogmatischen Systems und zur pragmatischen Behandlung der Kirchengeschichte; wobey sich viel Lesenswürdiges findet, welches zu manchen neuen Untersuchungen die Bahn öffnet und zum weitern Nachdenken reichen Stoff darreicht.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: D. *Georg Ludwig Gebhardt's Biblisches Wörterbuch*, als Realconcordanz über die sämmtlichen heiligen Bücher des alten und neuen Bundes, für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften. Mit einer Vorrede des Herrn geheimen R. Raths *Hezel*. Dritten Bandes erstes Stück. 1795. 572 S. 8.

Da Rec. schon bey der Anzeige der beiden vorhergehenden Bände (A. L. Z. 1794. no. 67. S. 529 u. 1795. no. 32. S. 252.) die Einrichtung dieses biblischen Wörterbuchs angegeben und der grofsen Thätigkeit, womit der Vf. zur Vollendung seines angefangenen Werks fortschreitet, das gebührende Lob ertheilt hat: so kann er dieses bey der hier erschienenen Fortsetzung, in welcher der Vf. vom Buchstaben H. schon bis K. fortgerückt ist, um so mehr thun, weil er nicht allein auf keine Spuren der Eilfertigkeit dabey gestofsen ist, sondern auch versichern zu können glaubt, dafs das ganze Werk mit dem 2ten St. dieses 3ten B. geendigt seyn werde.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Sulzbach, im Verlage der Seidelschen Officin u. b. Erbstein in Meissen: *Predigten im Jahre 1795 bey dem Churfürstl. Sachs. Evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten* von *D. Franz Volkmar Reinhard*, Churfürstl. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistoriali. 1796. 398 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Predigtensammlung verdient eine umständlichere Anzeige, da sie sich aus einer grofsen Menge von Kanzelreden heraushebt, womit das christliche Publicum alljährlich heimgesucht wird. Zwar kennt man schon bereits rühmlich die Manier des würdigen Vfs. im homiletischen Fache, wozu Rec. besonders eine durchaus logische Ordnung im Vortrage, weise Oekonomie der einzelnen Theile, die auf einander ein vortheilhaftes Wechsellicht werfen und aus jeder Predigt ein schönes Ganze bilden, vortreffliche Benutzung des Texts, der bald durch Hervorhebung eines einzelnen Umstandes, über welchen ein gemeiner Homilet hinwegblickt, bald durch Zuziehung des Contexts unter den Händen reichhaltiger zu werden scheint, und endlich eine Schreibart rechnet, welche auf der einen Seite so viel natürliche Leichtigkeit und auf der andern so viel edle Würde und eindringende Kraft merken läfst. Die erste der vorliegenden Predigten, welche eine Anweisung enthält, wie man den Morgen des neuen Jahres durch eine dankbare Erinnerung an die Wohlthaten heiligen könne, die uns Gott am Morgen unsers Lebens erzeigt hat, wird theils durch die Wahl der Materie nach Veranlassung des Texts Luc. 2, 21. theils durch eine nicht gemeine Behandlungsart derselben interessant. Bey der zweyten über den vortheilhaften Einfluss unsrer häuslichen Verhältnisse auf unsre Sittlichkeit über Joh. 2, 1—11. ist die Fülle und Herzlichkeit des Vortrags in der Anpreisung des ehelichen Lebens ungemein rührend. Was vorhin von dem Charakteristischen der Reinhardschen Predigten, dem genauen Ebenmaafse der Theile derselben und ihrer durchgängigen Beziehung auf einander gesagt worden ist, das sieht man vorzugsweise an der dritten über den Einfluss des hohen Alters auf unsre Menschenliebe nach Luc. 2, 22—38. Auch ist alles vorgetragene durch und durch praktisch und dann bedarf es freylich keiner so genannten Nutzanwendungen und besonderer Schlufsanreden an Sünder und Fromme. Die vierte Predigt des Inhalts: wie sich Christen bey den mannichfaltigen Meynungen über die Geisterwelt zu verhalten haben über Matth. 4, 1—11. ist ein Muster einer populären und toleranten Untersuchung eines bestrittenen Lehrpunkts und bekommt dadurch ein Verdienst mehr, dafs die Materie ganz nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit bearbeitet worden ist. Junge Prediger können hier lernen, wie sie sich bey öffentlichen Vorträgen über kirchliche Dogmen, die aber freylich nur selten vorkommen können, zu nehmen haben. In der fünften Predigt am Bufstage (sollte wohl um besorglicher Mifsverständnisse willen *Bettag* heifsen) ist die Rede davon, wozu uns ein Blick auf die Würde der Gemeine bewegen soll, die Christus auf Erden sammlen wollte über Ephes. 5, 25—27. Die Predigt fängt so wie mehrere mit einem Gebete an Christum an und geht durch die Partikel *denn* zum Vortrage an die Gemeine über. Rec. hält dafür, dafs wir durch die Vorschrift und das Beyspiel der Bibel angewiesen sind, unsre Gebete nur an Gott durch Christum und in seinem Namen zu richten. Uebrigens sind ihm noch in dieser Predigt die Aeufserung S. 81. über die völlige Schuldlosigkeit der christlichen Gemeine und S. 55. die Apostrophe an eben dieselbe: Wir segnen dich auserwählte! dich entstellt kein Flecken u. s. w. aufgefallen. Die 6 und 7te gehören zusammen und sind am Osterfeste über das Thema: die Geschichte von der Auferstehung Christi als die

glücklichſte Auflöſung der vornehmſten Schwierigkeiten der Regierung der Welt und unſrer Schickſale (ganz mit Vorausſetzung der hiſtoriſchen Wahrheit des Factums) gehalten worden. Die 8te Predigt: wie wir uns zu Endzwecken erheben müſſen, die unſer Daſeyn für unſre Mitmenſchen wichtig und auch nach dem Tode der Erwähnung werth machen können, über Joh. 10, 12—16. iſt vortreflich. S. 142. kommt eine kraftvolle Stelle vor, die auch den Stumpfſinnigſten wecken muſs. S. 146. iſt dem gereinigten Geſchmacke des Vf. ein hebräiſchartiger Ausdruck entwiſcht, der noch dazu der Miſsdeutung unterworfen iſt. In der 9 und 10ten Predigt am Pfingſtfeſte über den Einfluſs des Glaubens an ewige Fortdauer auf die Tugend, hat der Rec. mit Vergnügen bemerkt, daſs der Vf. den durch *Kant* geſchärften Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, ſo wie an einem andern Orte den von eben demſelben genauer beſtimmten Begriff von Moralität auf eine populare Art benutzt hat. Die 11te Predigt handelt von dem ernſthaften Nachdenken über die Beſchaffenheit unſrer Geſinnungen gegen Chriſtum. Die 12te enthält Regeln für Aeltern, für die welche keine Kinder haben, und für Kinder bey Betrachtung der Erwartungen, welche die aufblühende Jugend in uns erweckt, mit muſterhafter Behandlung des Texts Luc. 1, 57—80. Die 13te über das Vorherſehen einer beſſern Zukunft, die man nicht erleben wird (Luc. 10, 23—37) endigt ſich auf eine überraſchende Weiſe mit der Gedächtniſserneuerung eines Amtsvorfahren des Vf. des ſel. *Phil. Jac. Spener*, die gewiſs eine groſse Wirkung bey der Gemeine gethan haben muſs. Die 14te über das Thema: der Anblick der Natur ein heilſames Mittel, Bekanntſchaft mit uns ſelbſt zu befördern, gehört zu denen, aus welchen eine durchgehends treffliche Anordnung der abzuhandelnden Sachen und eine vorzügliche Gabe der Benutzung des Texts hervorblickt. In der 15ten iſt es dem Vf. in einem hohen Grade gelungen, die Materie vom freyen Willen eben ſo popular als in mehrern Hinſichten praktiſch abzuhandeln. Das Evangelium am Michaelistage liefert ihm dazu reichen Stoff, der unter ſeinen Händen geſchmeidig wird. Bey der 19ten dünkt dem Rec. das Thema: die Vernichtung des Todes, welche das Chriſtenthum verſpricht, von dem Zwecke der Bettagsfeyer zu entfernt zu liegen. Die 19 und 20te am Weynachtsfeſte gehalten machen ein Ganzes aus, und ſtellen den Erdkreis unſern Wohnplatz bey dem Lichte, welches die Menſchwerdung des Sohnes Gottes über ihn ausbreitet, als einen lehrreichen Schauplatz und als einen wohlthätigen Uebungsplatz vor; *lehrreich*, in ſo fern wir in dem angegebenen Geſichtspunkte unſre Natur in ihrer wahren Gröſse, Gottesregierung in ihrer erquickenden Geſtalt und ihn ſelbſt in ſeiner Verknüpfung mit einer höhern Welt, als einen wichtigen und glücklichen Theil der allgemeinen Stadt Gottes betrachten, und *wohlthätig*, da wir auf demſelben unſern Verſtand zum Glauben an Gott, unſre Vernunft zum freyen Gehorſam gegen jede Pflicht, unſer Gefühl zur Liebe gegen alles, was da iſt, und unſern Geiſt zu immerwährenden Fortſchritten gewöhnen ſollen. Wie dieſe Hauptgedanken von dem Vf. ausgeführt ſeyen, das muſs der Rec. der eigenen Anſicht der Leſer überlaſſen; nur bemerkt er, daſs man dieſe beiden Predigten mit gutem Grunde ganz *neue* nennen könne, da dieſe Materie wohl bisher auf keiner Kanzel *ex profeſſo* mit ſolcher ausgebreiteten Anwendbarkeit und mit *der* eindringenden Beredtſamkeit abgehandelt worden iſt.

WIEN, b. Doll: *Tugendlehre nach den Grundſätzen der reinen Vernunft und des praktiſchen Chriſtenthums*, von *Auguſtin Iſenbiehl*, Doctor der Gottesgelahrheit. 1796. 197 S. 8. (10 gr.)

Die Abſicht des Vf. iſt nicht, gelehrte oder philoſophiſche Unterſuchungen über moraliſche Gegenſtände anzuſtellen, ſondern die Reſultate derſelben durch einen faſslichen, lebhaften und doch nicht zu wortreichen Vortrag gemeinnütziger zu machen, und dadurch reine Tugend zu befördern. Seine Schrift umfaſst nach dem einfachſten Plane alle moraliſchen Betrachtungen über die Beſtimmung der Menſchen, über die Tugend, über die Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt und gegen unſre Nebenmenſchen und über die Tugendmittel; ſie giebt über jeden dieſer Gegenſtände einen populären und zweckmäſsigen Unterricht und iſt mit gut ausgewählten Stellen der bibliſchen ſowohl als anderer vorzüglicher moraliſchen Schriften z. B. von *Dalberg*, *Garve*, dem Vf. *der moraliſchen Wiſſenſchaften* (welcher aber nicht, wie Hr. *l.* zu glauben ſcheint Hr. Rector *Lorenz*, ſondern Hr. Prediger *Schwarz* im Darmſtädtiſchen iſt) durchwebt. Der Stil iſt rein, herzlich, kräftig und edel, einige Provincialismen abgerechnet, die man doch bey Schriftſtellern aus jener Gegend ſonſt weit häufiger und anſtöſsiger zu finden pflegt. Hr. *I.* wird durch dieſe Schrift die Summe des Sittlichguten unter ſeinen Mitmenſchen vermehren, und das iſt ja das einzige Verdienſt, wonach er ſtrebt. Die kirchliche Verketzerungsſucht wird ihm hoffentlich ein ſolches Streben nicht zum Verbrechen anrechnen, da er übrigens in der Vorr. ſeine Verehrung für die Offenbarung und ſeine Unterwerfung unter die Lehre der katholiſchen Kirche hinlänglich betheuert.

* * *

Als neue Auflage iſt erſchienen:

GIESSEN, b. Krieger: *G. A. Fabricius Tabellen zu Beſtimmung des Gehalts und des Preiſes ſowohl des beſchlagenen als des runden Holzes, hauptſächlich zum Gebrauch für Forſtbediente, Bau- und Zimmerleute.* 2te verb. Aufl. 1795. 188 S. 8. (20 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Die Tochter der Natur*, ein Familiengemählde in drey Aufzügen, von *Auguſt Lafontaine*. 1793. 144 S. 8. (8 gr.)

Der Sohn eines adelichen Präſidenten *von Wallbronn*, ſtets voll romantiſcher Ideen von Natur, Gleichheit, Freyheit, und Unabhängigkeit, voll Abneigung und Eckel gegen das Hofleben, dabey aber von einem ſehr ausgebildeten Verſtande und vortrefflichen Herzen, ſieht und liebt ein ſchönes Landmädchen *Louiſe*, beſucht ſie öfters in ihrem Dorfe, und, da er gar nicht erwarten kann, daſs ſein Vater in eine eheliche Verbindung mit ihr, die ſein ernſtlicher Wunſch iſt, willige, entweicht er, kauft ſich in dem Dorfe an, beſchlieſst ſich hier niederzulaſſen, und nimmt ſich nun mit Anfang des Stücks vor, bey dem Vater ſeiner Geliebten, *Leopold*, vor dem die Liebenden bisher noch ihre Neigung verheimlicht hatten, um ſie anzuhalten. Der Präſident, der endlich den Aufenthalt und die Verbindungen ſeines Sohnes auskundſchaftet hat, der über deſſen Liebe zu einer Bäuerin doppelt aufgebracht iſt, nicht blos, weil der Sohn ſeinen Adel dadurch befleckt, ſondern weil er auch ſchon ein reiches Fräulein für ihn beſtimmt hatte, und der, weil er die Bäuerin ſelbſt noch gar nicht kennt, glaubt, daſs hier blos Wolluſt im Spiel ſey, reiſt ſeinem Sohn nach, in der Abſicht, ihn durch gütliche Vorſtellungen, und, wenn dieſe nicht fruchten, mit Gewalt zurückzubringen. Weil er aber doch nicht gleich ſelbſt auf ſeinen Sohn einſtürmen will, ſo überträgt er den erſten Verſuch einem Freunde ſeines Sohnes, einem Officier. Daraus entſtehen nun folgende treffliche Scenen. Der Freund verſucht es, erſt mit Spott, und dann mit ernſthaften Gründen den jungen *Wallbronn* zu bekehren, aber vergebens; entſchloſſen, zuverſichtlich, und muthig vertheidigt dieſer ſeine Handlungen und Geſinnungen. Die Scene, wo *Louiſe* das Herz faſst, ihrem, gegen alle Menſchen miſstrauiſch gewordenen, Vater ihre Liebe zu entdecken; die Scene, wo *Louiſens* Vater ihren Geliebten erzählt, daſs der Präſident, deſſen Pachter er vordem geweſen, durch ſtrafbare Liebe zu *Luiſens* Mutter ihren Tod bewirkt habe, und wo er, ungeachtet ſeines Haſſes gegen alle *Wallbronne*, endlich doch durch des Liebhabers dringende Vorſtellungen zur Einwilligung hingeriſſen wird; die Scene zwiſchen Vater und Sohn, wo der Vater den Sohn durch Bitten zu erweichen ſucht, und der Sohn im Kampf zwiſchen den Pflichten gegen ſeinen Vater und gegen ſeine Geliebte dem Worte, das er dieſer gegeben, unerſchütterlich treu bleibt (doch iſt es zu arg, daſs der Vater vor dem Sohn auf die Knie fällt) — die Scene, wo der Vater in Verbindung mit einem Onkel, welcher auch in dem Wahn erhalten wird, als ob die Geliebte eine ſchlecht denkende Bäuerin ſey, aufs neue in den Sohn, deſſen Standhaftigkeit auch durch den Arreſt, worinnen er ſich jetzt befindet, nicht wankend gemacht werden kann, eindringt; die Scene endlich, wo der Sohn ſeinem Vater die eigentliche Herkunft ſeiner Geliebten bekannt macht — alle dieſe Situationen ſind eben ſo vortrefflich angelegt, als ausgeführt. Einige Miſsverſtändniſſe, die daraus entſtehen, daſs man die Geliebte von dem Bedienten des jungen *Wallbronn* mit ſeiner eignen Geliebte verwechſelt, veranlaſſen im erſten und dritten Aufzug ein Paar komiſche Scenen, die ſehr lebhaft und unterhaltend ſind. Das ganze Stück ſpielt ſehr raſch fort, indem immer eine intereſſante Scene auf die andere folgt, und nichts Müſsiges, nichts, das nur zum Ausdehnen diente, eingeflickt iſt. Die Auflöſung iſt frey von allem prunkhaften Geſchwätz, und beſteht ganz nur in den wahreſten Aeuſserungen des Gefühls. Selbſt da, wo endlich der Präſident nachgiebt, und beſchämt nachgeben muſs, S. 134 geſchieht es ſtillſchweigend, und die Sache wird hinter der Bühne vollends abgethan, um den Vater nicht zu ſchamroth zu machen, und alle Wiederholungen zu vermeiden. Die innige Zärtlichkeit der Liebenden, das Rührende ihrer Lage, die natürlichen Gemälde von den Verhältniſſen beider Väter; der kernigte und ausdrucksvolle Dialog, die gewählte, und ohne Affectation ſchöne Sprache erhalten die Theilnehmung des Leſers vom Anfang bis zum Ende. Im höchſten Grade liebenswürdig iſt der Charakter der *Tochter der Natur*, das iſt, *Luiſens*, die, als neugebohrnes Kind aufs Land gebracht, und als Bäuerin erzogen, ganz Natur und Naivetät iſt, und mit der reizendſten Unſchuld eine edle Denkungsart, und ein ſchönes Herz verbindet. Nächſt ihrem Geliebten, gefällt am meiſten die militäriſche Rolle des Onkels, der, frey von Vorurtheilen, eben ſo heftig in der Miſsbilligung des Unrechts, als in der Beförderung des Guten, ein angenehmer Sansfaçon iſt. — Eine einzige zu geſuchte, und für den dramatiſchen Dialog zu räthſelhafte Stelle hat Rec. S. 38 bemerkt, wo es heiſst: „Meines Vaters Sohn iſt das Band, „das er trägt, die Stelle, die er bekleidet, nicht ich.“ — *Er wird es nicht abhalten*, für *aushalten*, und S. 95 *Nücken* für *Mucken* ſind die einzigen Provincialismen, die wir gefunden haben. — Seit ſeiner Erſcheinung iſt dieſes Schauſpiel auf den vornehmſten Theatern Deutſchlands wiederholt mit immer neuem Beyfall gegeben worden.

Digitized by Google

Berlin, b. Maurer: *Vaterländische Schauspiele* von *Friedrich Rambach*, Erstes, *der grosse Kurfürst vor Rathenau*. 1795. 184 S. 8.

Das Stück, das hier den Anfang einer, wie zu wünschen ist, langen Reihe ächt deutscher Schauspiele macht, wird auch unter dem besondern Titel: *Der grosse Kurfürst vor Rathenau, ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen* verkauft. Bekanntlich gab der verstorbene Dichter *Blum*, aus Rathenau gebürtig, 1775 ein Schauspiel in fünf Aufzügen *das befreyte Rathenau* heraus, auf das Hr. *Rambach* in der Benutzung historischer Umstände, und in einigen Fictionen allerdings Rücksicht genommen hat. Da übrigens *Blum's* Name sich mehr durch seine lyrischen Werke, als durch diesen dramatischen Versuch, der auch nur der einzige blieb, erhalten wird, so war es keine Vermessenheit, denselben Stoff noch einmal zu bearbeiten, zumal, da Hr. *R.* hier nicht als Nachahmer, oder als blosser Verbesserer zu Werke gegangen ist, sondern bewiesen hat, dass er ein interessantes Stück über diesen Gegenstand würde haben liefern können, wenn er auch keinen Vorgänger gehabt hätte. Aus der Vergleichung beider Dichter erhellt, dass Hr. *R.* (wie er auch schon durch andere Versuche bewiesen) weit mehr dramatische Talente hat, sein Süjet weit mehr zu versinnlichen, die Handlung weit mehr zu individualisiren, und zu beleben weiss. Vornehmlich hat er den Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Grossen, der durch seine schnelle Ankunft und rasche Entschliessung die Befreyung von Rathenau bewirkte, mehr zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht, als *Blum*, der ihn in seinem Stücke nicht allein selbst weniger reden, sondern auch weniger von ihm sprechen lässt. Hier erschallt sein Lob aus dem Munde der Kurfürstin so gut, als jedes Bürgers und Bauers. Die Rollen der Rathenauer Bürger sind hier viel charakteristischer, ausführlicher, und mannichfaltiger; der eine zeigt mehr Freymüthigkeit und edlen Trotz, der andere mehr gesetzte Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Druck, unter dem sie bey der Unmenschlichkeit der Schweden seufzen, und der sie auch ohne des Kurfürsten Ankunft zum Aufstand gebracht haben würde, ist hier sehr anschauend geschildert, wodurch denn der Leser an der hernach erfolgenden Errettung desto mehr Theil nimmt. Die Kurfürstin und ihre Kinder kommen bey *Blum* gar nicht vor; hier tragen sie dazu bey, den Helden auch als Gatten und Vater von einer liebenswürdigen Seite zu zeigen. Die Bauern in der Nachbarschaft, die der Geschichte nach so patriotisch die Waffen ergriffen, sind hier auch eingeführt, und besonders schön die Anrede, die ein Prediger S. 139 an sie hält. Die Liebe einer Rathenauerin zu einem schwedischen Officier (der nach *R.* Dichtung nicht blos an sich menschlicher gesinnt ist, sondern auch einer Rathenauischen Familie Pflege und Genesung zu danken hat) ist bey *Blum* nur Skizze gegen das, was sie hier ist. Wenn *Luise* (dort *Lore*) ihren Schmuck zur Brandschatzung freudig hergiebt, wenn sie sich alle Gewalt anthun muss, ihre Liebe nicht zu verrathen, wenn der Bruder sie warnt, und der Vater ihr droht, wenn sie, nachdem sie die Verschwörung gegen die Schweden erhorcht hat, gern ihren Geliebten vom Untergang retten, und doch ihr Vaterland nicht verrathen will, wenn der Bruder ihre Liebe billigt, und sich mit dem Schweden aussöhnt, wenn sie selbst in der äussersten Gefahr den Geliebten verkleidet aufsucht, und im Gefecht dazwischen tritt, so entstehen daraus, zumal durch die Ausführung des Vf., Scenen, die aufs Herz wirken. Die Rolle des, Trunk- und Scherz liebenden, Lieutenants (bey *Blum* heisst er *Wild*, hier *Ruhl*) ist überhaupt mehr verfeinert; bey *Blum* aber verliert er alle Achtung dadurch, dass er sich die Parole zu verrathen bewegen lässt; hier bleibt er unerschüttert, und bestätigt es nur unwillkührlich, nachdem man auf einem andern Wege die Parole erfahren hat. Sein Alter und seine lange Zurücksetzung erregen Mitleid für ihn. Der nächtliche Ueberfall wird nicht erzählt, sondern geschieht vor den Augen des Zuschauers, und ist sehr mahlerisch dargestellt. Im Ganzen herrscht übrigens keine regellose Wildheit, der kraftvolle und doch zierliche Dialog hat keinen unnützen Ueberfluss, frey von aufbrausender Gluth, und niedrigem Scherz, bleibt er jeder Rolle angemessen. Um desto mehr ist es zu bedauern, dass der Vf., wie er in der Vorrede erzählt, die Vorstellung des Stücks, zu der es doch, wenn man nur einigen Aufwand daran wagen wollte, so geschickt ist, nicht hat erlangen können.

Leipzig, b. Gräff: *Die Hand des Rächers*, Fortsetzung der *Jäger*, ein Familiengemählde in fünf Aufzügen von *Karl Steinberg*, Mitdirekteur der Schauspielergesellschaft der Geschwister Schuch. 1795. 172 S. 8. (12 gr.)

Der harte und selbstsüchtige Amtmann, der in *Iffland's* Jägern in so schwarzem Lichte erscheint, und so viel Unheil stiftet, ist die Hauptrolle in dieser Fortsetzung; dort werden blos durch Entdeckungen der Unschuld seine bosbaften Absichten vereitelt, hier aber häuft er so viele Unthaten auf einander, dass *die Hand des Rächers* nicht ausbleiben kann. Ein grosser Brand, der an seinem Geburtstage durch fremde Kutscher in herrschaftlichen Scheunen entstanden war, und wobey sein Amtsschreiber auch noch öffentliche Gelder entwandt hat, verleitet ihn, die Schuld auf den Schulzen zu schieben, der ihn ehedem einmal verklagt hatte, ihm ohne hinlängliche Anzeichen Ketten anlegen zu lassen, und ihn sogar mit der Folter zu bedrohen. Eine Kommission entdeckt endlich alle seine Bosheiten, und in seiner eignen Familie erlebt er die traurigsten Auftritte; dass ihm seine eigenen Kinder auf die entsetzlichste Art fluchen, ist gar zu gräslich, wie denn das ganze Stück und besonders der Hauptcharakter zu sehr ins Gräsliche fallen. Die besten Scenen sind die S. 60, wo der unschuldige Schulze um Linderung seines Elends bittet; die S. 102, wo *Luise*, eine edle Verwandte des Amtmanns, mit so vieler Grösse des Geistes alle Ausflucht des Ungerechten, und die Hand dessen, der sich um sie zu bewerben scheint, mit so vieler Verachtung ausschlägt; die S. 149, wo der biederherzige

Ober-

Digitized by Google

Oberförster den Amtmann sehr in die Enge treibt. Die Erinnerung an das Sterbebette, und an das Weltgericht würde weit mehr Kraft haben, wenn sie in diesem Stücke nicht zu oft wiederholt würde. S. 110 und 112 ist es überflüssig, dass die Kinder des Schulzen selbst erscheinen, (wie denn das Stück überhaupt mit vielen unnöthigen Personen überladen ist) und ihr lumpichter Anzug möchte auf dem Theater keine gute Wirkung thun. Ausser dem Amtmann, sind auch die andern, aus den Jägern bekannten, Karaktere so fortgesetzt worden, wie sie Iffland angelegt hatte; der junge *Anton*, der nun seines Vaters Dienst hat, ist eben so wohlthätig, eifrig für alles Gute, freymüthig, feurig, und rasch; der Pastor, der durch den Amtmann seinen Dienst verliert, eben so edelgesinnt; *Matthes* eben der elende Böswicht. Es fehlt dem Dialog des Vf. nicht an guten charakteristischen Zügen und an Leichtigkeit; aber Iffland's Natur und Stärke hat er doch nicht immer erreicht. Mancher Ausdruck ist nicht fein und edel genug, z. B. S. 50: „Das soll ihm in den Magen fahren, dass er noch lange *Bauchgrimmen* fühlen soll!" Provincielle Redensarten kommen hin und wieder vor, z. B. *Der Bott* (das Gebot) *Schuttungen* (Schutten) *eitel* (für ganz) *wenn sich eine Krankheit aufdruckt* (blicken lässt) *den Fürsten antreten* (mit Bitten angehn) *das Vorstellen* (die Vorstellung) *gemeinhin* (insgemein). — Dahin gehören auch Sprüchwörter, die sich auf Provincialismen gründen z. B. *der weifs, wo Lux Bier* (an andern Orten heifst es: *wo Bartel Most*) *holt*. Wenn die Familie des Oberförsters *Na* für *Nun* sagt, so lässt man es gelten, aber der Pastor S. 41 und der Amtmann S. 91 sollten es nicht brauchen.

Leipzig, b. Göschen: *Komisches Theater* von *J. F. Jünger*, K. K. Hoftheaterdichter. Dritter Band. 1795. 399 S. 8.

Dieser dritte Band enthält folgende Stücke: 1) *Die Geschwister vom Lande*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Ein alter Geck von einem Baron, durch seine Thorheiten tief in Schulden gerathen, will sich durch Verheirathung mit Theresen, der Tochter seines verstorbenen Verwalters, die ein grofses Vermögen ererbt hat, retten, und lässt sie in die Stadt kommen, damit sie sich hier erst ein wenig bilden soll. Da sie ganz Einfalt, Offenherzigkeit, und liebenswürdige Unschuld ist, so enthält ihre Rolle viele Naivetäten. Ihr Bruder, der sie in die Stadt begleitet, um sich da baronisiren zu lassen, hat geschwinder, als sie, einen Anstrich des Modetons angenommen, und affectirt die Manieren der grofsen Welt, doch so, dass überall Mangel an Erziehung, bäurische Plumpheit, und rohe Gutherzigkeit durchschimmern. Diese beiden ländlichen Geschwister geben dem Stücke durch die natürlichen Züge ihres Charakters, und durch die treffenden Satiren auf die Modewelt, die sie veranlassen, viel Interesse und Lebhaftigkeit. Die Abfertigung des alten Barons (der Theresen bald um andrer Plane willen aufgiebt an allen den Orten, wo er sein Glück versuchen will; Theresens Verbindung mit einem vernünftigen und gesetzten Manne; die Liebe einer verständigen Person, die der Mode zu Ehren, für kokett angesehen seyn will, ob sie es gleich nicht ist, für einen feinen jungen Mann; eine heimliche Heirath, deren Entdeckung eine sehr schöne Scene hervorbringt, — dies alles macht den Stoff einer Intrigue aus, die sehr gut verwebt ist. Nur der letzte Aufzug ist nach Verhältnifs zu kurz, und zu leer. Mit der bekannten Feinheit des *Jüngerischen* Dialogs, die auch in diesem Stücke herrscht, stimmt folgender Ausdruck nicht überein, wenn es S. 42. von einem Gecken heifst: „Der Baron hat ein wenig *tief ins Hasenfett getreten*." — 2) *Maske für Maske*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen nachdem *jeu de l'amour et du hazard* von *Marivaux*. Unter dem Titel: *Das Spiel der Liebe und des Zufalls* übersetzte es der Schauspieler *Krüger* in der *Sammlung einiger Lustspiele aus dem französischen des Marivaux*, Hannover, 1747 sehr schleppend. Hr. *Schwan* verlegte die Scene davon nach Deutschland, gab ihm den Titel: *Die Verkleidung*, und so erschien es zu Mannheim 1777. Obgleich die Sprache hier schon viel moderner war, so fehlte doch dem Dialog noch immer die Zierlichkeit und Lebhaftigkeit des Originals, die man nun bey Hrn. J. vollkommen wieder findet. Die Vergleichung einer kleinen Stelle wird dies beweisen:

Schwan

„Kennst du etwa unsern Herrn Nachbar nicht? In Gesellschaft ist er der angenehmste, aufgeräumteste Mann. Zu Hause aber spricht er kein Wort; er ist ein Mensch, der weder lacht, noch keift. Er ist eine Seele von Eis; sein Herz ist eine Einöde, zu welchem man gar keinen Zutritt findet. Seine Frau kennt er noch gar nicht; er hat gar keinen Umgang mit ihr. Sie ist mit nichts anders verheirathet, als mit einer Figur, die aus ihrem Kabinet geht, die zu Tische kömmt, sich da hinsetzt, und auf eine so langweilige Art ifst, dass jedem andern der Appetit vergeht. Ist ein solcher Mann nicht ein hübscher Zeitvertreib? Hast du wohl jemals daran gedacht, was ein Mann ist?"

Jünger

„Der Doctor *Lesberg* — wer ist nicht gern in seiner Gesellschaft? Er stimmt oft durch ein einziges Wort einen ganzen Zirkel zur Fröhlichkeit; und zu Hause — einsylbig, stumm, düster, mürrisch sitzt er da, lacht über nichts, zankt über nichts, nimmt an nichts Theil; seine Seele scheint kalt, wie Eis, zu seyn. Seine Frau weifs bis diese Stunde noch nicht, ob sein Herz gut, oder schlecht ist; sie weifs weiter nichts, als, dass sie an eine menschliche Gestalt verheirathet ist, die sich um Tischzeit aus ihrem Kabinet herausschiebt, an den Tisch hinpflanzt, maschinenmäsig einen Bissen nach dem andern in den Mund steckt, alles um sich her für (vor) Langerweile gähnen und schlafen macht, und dann eben so stumm, eben so kalt und steif wieder verschwindet, wie sie zum Vorschein kam. So ein Ehemann mufs doch wohl aufserordentlich unterhaltend seyn, nicht wahr?"

Meistens behält Hr. J. nur den wesentlichen Inhalt des Dialogs bey, und trägt ihn nach seiner eignen Manier, bald kürzer, bald weitläuftiger vor. In den Sachen selbst hat Rec. keine Veränderung bemerkt, ausser, dass hier nicht, wie im Original, die Tochter, sondern der Vater die Prüfung durch Verkleidung vorschlägt, welches in der That viel anständiger ist. 3 *Die Komödie aus dem Stegreif*, ein Lustspiel in einem Aufzug, frey nach *l'Impromtu de Campagne* von *Poisson*.

Schon 1755 zu Leipzig, und 1776 zu Münster waren buchstäbliche Uebersetzungen dieser Posse erschienen; aber, ausser, dass sie schlecht gerathen waren, passten die darinn vorkommenden Anspielungen nicht mehr auf den jetzigen Zustand der Bühne. Hr. S. hat aber nicht blos das Stück modernisirt, sondern auch die ganze Sprache desselben umgeschaffen.

Leipzig, b. Kummer: *Pfaffengroll*, oder, die Folgen des blinden Vertrauens. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen, 1796. 129 S. 8. (8 gr.)

Ein königlicher Beichtvater, der den Kuppler macht, und sogar S. 100 selbst sagen kann, ein Gewissensrath und ein Kuppler sey so ziemlich einerley, ist schon ein sehr abscheulicher Charakter; wenn er aber dies blos thut, weil einmal der Graf, dessen Frau dem Prinzen in die Hände gespielt wird, seine Dienste verschmäht hat: so macht eine solche Rachsucht ihn allzu schwarz, und der Leser ist froh, dass dieser Pater, ob er gleich die ganze Intrigue lenkt, wenig vorkömmt. Die übrigen Charaktere sind alle ziemlich unbedeutend. Der Prinz, der die Frau verführt, kämpft nur kurze Zeit mit sich selbst, übrigens ist er nichts, als ein heuchlerischer und schmeichelnder Wollüstling, dem andere die Plane machen müssen. Der Graf ist ganz der einfältige Ehemann, und so wenig Höfling, dass der Prinz aus ihm machen kann, was er will. Die Frau, ein schwaches Geschöpf, liebte den Prinzen schon lange heimlich, bey ihr war nichts nöthig, als die kleine List, dass sich der Prinz einige Zeit kalt stellte; sobald er wieder den warmen Liebhaber macht, ergiebt sie sich sogleich. Widrig ist es, wenn der Vf. diese, zur Wollust so geneigte Frau S. 78 *selbst* sagen lässt: „Wie, „wäre es Sünde, die Umarmung eines Mannes zu ge„nieſsen, der in meinen Augen ein Halbgott ist?" Zur Aufführung muss der Vf. sein Stück gar nicht bestimmt haben; denn welche Theatercensur könnte folgende Stelle passiren lassen, wenn der Prinz, nachdem er seinen Endzweck erreicht hat, mit ihr aus einem Cabinet kömmt, und sagt: „Ha, welche Seligkeit sind es „nicht, die Freuden genieſsender Liebe; o, sich an „dem Busen eines schönen Weibes wiegen, sie umfas„sen, fast, wie die Rebe ihren Stab, und dann zu ver„sinken mit ihr in ein Meer von Entzücken, dass alle „Sinnen schwinden; und die ganze Schöpfung sich um „uns wirbelnd dreht, ist das nicht der höchste Gipfel „der menschlichen Glückseligkeit, die alle Freuden des „Himmels nicht aufzuwiegen vermögen?" Wenn dann die Frau, die nicht aus Leichtsinn fehlte, sondern, im Herzen längst dem Gatten untreu, vorsetzlich ein Rendesvous giebt, nun Reue affectirt, so muss der Leser ihre tragödirende Worte für — Worte halten. Die Katastrophe S. 92 ist gar zu schrecklich, wo der Ehemann, der das treulose Paar überrascht, die Frau erschiesst, und, indem er auf den Prinzen losgehen will von dessen Kammerdiener rücklings erstochen wird. Hier sollte sich nun das Stück endigen, aber es kömmt noch ein ganzer Aufzug nach, nicht, damit der Prinz, sondern damit der Pfaffe seinen Lohn empfange, wozu nicht nur noch allerley Abentheuer gehäuft, sondern auch S. 106 doppelte Grausamkeiten angewendet werden. Der Dialog des Vfs ist, so lange er nicht heftige Leidenschaft auszudrücken hat, natürlich, alsdann aber sollen (vornemlich in den Monologen S. 22, 94, 104) Tiraden, Declamationen und Floskeln die Sprache des Gefühls ersetzen. Ueber der Bemühung, nachdrücklich zu seyn, wird der Ausdruck oft affectirt und unrichtig, z. B. S. 30: „Wer anders erhebt die Fürsten „so hoch über andre, als das Schicksal, das auch einen „Bettler zum König machen, und oft einen Nichtswür„digen *zum Throne über Millionen hinschleudern* kann!" Wie niedrig ist es, wenn S. 36 der Prinz sagt: „Nimm „eine *Hundsnase* zu Hülfe, wenn etwa deine eigne „Spurkraft zu schwach wird?" Ganz unverständlich ist S. 36: Den Liebhaber demüthig *auf dem Boden* spielen." Lächerlich klingt es, wenn der alte Graf S. 60 so arkadisch declamirt: „O Natur, wie duftet alles rund um„her *aus deinem gebährenden Schoose*, und lachet dem „*irrenden* Auge entgegen, dort grasen die Rinder, hier „weiden die wolligten Schaafe u. s. w." Eben so zur Unzeit poetisch und burlesk zugleich ist folgende Stelle S. 86: „Wer weiss, ob ich nicht der erste bin, den auf „diesem Dornpfad des Knöchlers Sense mäht!"

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Freyberg, in der Crazischen Buchhandl.: *Guido von Sohnsdom.* 3ter Th. 1795. 404 S. 4ter Th. 1796. 282 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten; mit Beyspielen aus der ältern Geschichte.* 5ter B. 1795. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Berlin: *Brittische Liebschaften, oder kurzweilige doch wahrhafte Historie von den Liebeshändeln englischer Könige, Herzoge, Grafen, Ritter und Kaufleute.* 6ter Th. 1796. 144 S. 7ter Th. 104 S. 8. (18 gr.)

Druckfehler in der Rec. des Vossischen Homer. S. 483. Z. 6. *das Vatersbild* l. des Vaters Bild. S. 491. Z. 20. von unt. *die hier* l. der hier. S. 496. Z. 24. *zu Gunsten* l. *zu Statten.* S. 500. Z. 7. *den wild aufhaltenden* l. den wildaufhallenden Z. 20. von unt. *Kopfwerkzeug* l. Sprachwerkzeug. S. 502. Z. 27. *das Zeitwort* l. das einfache Zeitwort. S. 509. Z. 10. von unten *fast* l. fest.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. August 1796.

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmans: *Magazin für Philologen.* Herausgegeben von *G. A. Ruperti* und *H. Schlichthorst. Erster Band.* 1796. 268 S. gr. 8. (16 gr.)

Das neue Magazin für Schullehrer wird unter diesem neuen Titel fortgesetzt, nach welchem seine Gränzen enger abgesteckt werden. Ueber diese Gränzlinie zu wachen wird die Sache der Herausgeber seyn, welche Nr. 3. und vielleicht auch Nr. 14. nicht hätten aufnehmen sollen. Alle übrigen Aufsätze sind zweckmäfsig und für den Philologen von mehr oder weniger Werth; die meisten sind aus der Handschrift abgedruckt. Abhandlungen philologischen Inhalts sind Nr. 1. von *Heyne* über die Schicksale der Verbannten in Griechenland und Rom. 11. *Schaarschmid* über Homers Thersites und die Ursachen, warum der aus seinem Munde gekommene Vorschlag gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte. 13. *Ruperti* über Theophanien. 16. *Facius* Erläuterung einiger Stellen in Aristoteles Dichtkunst. 17. *Koch* jugendliche und unvollständige Schrift über den Redner und Geschichtschreiber Theopompus. Zur Erläuterung und Berichtigung einzelner Stellen oder Partien alter Schriftsteller enthalten schätzbare Beyträge. Nr. 2. *Königs* Commentar zum Prolog des Persius. 4. *Matthiä* Untersuchung über die Frage: wie stark dachte sich Livius das römische Heer, welches bey Cannä geschlagen wurde? 5 u. 6. *Herels* kritische Bemerkungen über Cicero's Verrinische Reden und über die Bücher von der Divination. 7. *Hopfner* über die im Suidas aus dem Sophokles angezogenen Stellen. Vergleichungen von Handschriften liefern Nr. 9 u. 10.; jene von *Lenz* die Lesarten aus einer Handschrift des Coluthus, diese von *Molleweide* Probe der Lesarten aus drey Wolfenbüttelschen Handschriften des Juvenal. Zusätze zu neuern Ausgaben alter Schriftsteller sind enthalten in Nr. 8. *Hopfner* Ergänzung des Ernestischen Registers zum Homer, und 12. *Haymann* Anmerkungen zu Reitemeiers Ausgabe des Zosimus. *Hopfner* theilt auch noch Nr. 15. Zusätze zu Nitschs geographischem Wörterbuch mit.

Berlin, b. Wever: *Neuste deutsche Chrestomathie* zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, enthaltend kurze und leichte Sätze, Erzählungen und Briefe. Durchgängig mit hinlänglicher Phraseologie versehen. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. 1791. 217 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Titel giebt den Zweck und Inhalt genug zu erkennen, und man mufs dem ungenannten Herausg. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs dieser von ihm gelieferte Vorrath von Materialien zum Uebersetzen, ein gutes Mittel sey, das Französische bald fertig zu schreiben und zu sprechen, besonders wenn eine zweckmäfsige Anweisung eines geschickten Lehrers und öftere Sprechübung hinzukommt. Freylich hat man schon manche Sammlung von Aufsätzen dieser Art, allein mit Recht sagt die Vorrede, dafs, aufser Schmidmer's Chrestomathie, die zu einerley Bestimmung bekannt gemachten Arbeiten eines Curas, Peplier, Meidinger, und die, welche sich in der *Grammaire pratique* und der Uebersetzung der Restautschen Sprachlehre befinden, lauter gedankenloser Wust sind, der blofs zusammengehäuft ward, um die Sprachregeln dabey in Anwendung zu bringen, welcher aber dem Lehrling die Erlernung des Französischen unmöglich angenehm machen kann. Gegenwärtiges Buch fängt mit kurzen leichten Sätzen moralischen Inhalts an, geht darauf zu angenehmen Anekdoten, Erzählungen und Briefen, gröfstentheils aus dem Gellert, fort; und sollte auch hin und wieder ein Ausdruck oder eine Redensart vorkommen, die nicht ganz das ächte französische Gepräge an sich trüge, so wird doch die Jugend diesem Buche, das absichtlich eine zweckmäfsige Abstufung von dem Leichtern zum Schwerern in sich fafst, vieles zu verdanken haben.

Bern, b. der neuen typographischen Gesellschaft: *Abrégé de la Grammaire allemande* à l'usage des François etc. 1795. 133 S. 8. (6 gr.)

Dieses kleine Buch, welches die deutschen Redetheile auf eine kurze und fafsliche Art lehrt, wird solchen Franzosen, welche Deutsch zu lernen wünschen, sehr angenehm und nützlich seyn, besonders da es mit lateinischen Lettern gedruckt ist. Doch zeigt eine Tabelle alle deutschen Schrift- und Schreibzeichen. Am Ende findet man ein kleines Verzeichnifs der nöthigsten Redensarten und Wörter mit einer französischen Erklärung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in d. Bauer- und Mannischen Buchh.: *Versuch einer Sammlung biblischer Texte*, von *Valentin Karl Veilodter*. Mittagsprediger an der Kirche zum heil. Kreutze bey Nürnberg. 1794. 248 u. Vorr. XXIII S. gr. 8.

Die Absicht des Vf. ist, angehenden Predigern die Mühe zu erleichtern, welche ihnen die Aufsuchung eines schicklichen Textes zu dem gewählten Hauptsatze ver-

verurſacht, weil dieſe oft darüber in groſse Verlegenheit geſetzt werden. Eigentlich wäre zwar dieſes Hülfsmittel ſo nöthig nicht, weil ein jeder nur nach geſchehener Wahl des Thema ein dogmatiſches oder moraliſches Lehrbuch aufſchlagen und unter den darinn befindlichen Schriftſtellen die paſſendſte ausſuchen darf. Unterdeſſen hat doch eine ſolche Sammlung von Texten den Vortheil, daſs man ſolche in der Kürze überſehen, und ſich auch in der Wahl der Materie deſto leichter beſtimmen kann. In der Vorrede hat Hr. *V.* einige gute und der Natur der Sache angemeſſene Regeln von den Eigenſchaften eines zweckmäſsigen Textes vorausgeſetzt, die von ſeinen richtigen Einſichten zeugen. Nur zuweilen möchte er wohl etwas zu ſtrenge ſeyn, wenn z. B. S. V. c. Hauptſätze aus Beyſpielen durchaus verworfen werden, da doch Beyſpiele oft die Sache auf eine concrete Weiſe darſtellen und die allgemeine Wahrheit ſehr verſinnlichen, auch beſonders bey moraliſchen Materien die Ausführung ſehr erleichtern. Dunkle und ſchwere Stellen ſind auch nicht ganz zu verwerfen, auch ſolche nicht, die in orientaliſche Redensarten eingekleidet ſind, wenn eine fruchtbare Materie darinn liegt, weil es doch nöthig iſt, daſs die Zuhörer dieſe Redensarten verſtehen lernen. Eben ſo können Belehrungen über beſondere Fälle der damaligen Zeit für die Zuhörer nützlich gemacht werden, wenn man die dabey gebrauchten Grundſätze auf ähnliche Fälle anwendet, z. E. Pauli Entſcheidung der Frage über das Eſſen des Opferfleiſches und die Feyer der Feſttage. Die Wundergeſchichten ſcheinen zwar ſehr unfruchtbare Texte zu ſeyn, aber wenn man ſich auf die Wunder nicht beſonders einläſst, findet man doch darinn oft Veranlaſſung zu ſehr praktiſchen Materien, z. E. Joh. 6, 1—15. Ob das Thema nach S. XIII. allemal auch Hauptſatz des Textes ſeyn müſſe, möchten wir doch wohl noch bezweifeln, weil ſich eine Stelle oft ſehr gut ohne Zwang auf mehrere Wahrheiten anwenden läſst, wovon der Vf. ſelbſt häufige Beweiſe, beſonders S. 32. 33. geliefert hat. Daſs zu manchen Hauptſätzen kein ſchicklicher Text könne gefunden werden, iſt von Hn. *V.* ſehr richtig bemerkt worden. Es iſt das auch aus den von ihm angeführten Gründen leicht begreiflich. Rec. glaubt daher, daſs es ſehr gut ſeyn würde, wenn man zuweilen zwey Texte wählte, und den einen im erſten, den andern im zweyten Theile zum Grunde legte. Die Texte ſelbſt ſind nach den Materien auf eine regelmäſsige Weiſe geordnet, auch in den Vorerinnerungen und Anmerkungen angehenden Predigern manche lehrreiche Winke gegeben worden. Der Vf. wünſcht indeſs ſelbſt noch Beyträge zur Verbeſſerung ſeines Buchs, hier ſind einige von unſrer Seite. S. 13. ſollte bey dem Gebrauche der Vernunft in der Religion billig auch Philipp. 4, 8. ſtehen. S. 16. 17. Pflicht der Chriſten, den erkannten Wahrheiten der Religion gemäſs zu leben, fehlt eine Hauptſtelle, Röm. 13, 11 ff. S. 26. müſsten wohl bey Röm. 2, 6. die folgenden Verſe mit dazu genommen werden, weil in dieſen viel Stoff zur weitern Ausführung des Begriffs von Gerechtigkeit Gottes, hauptſächlich der Allgemeinheit und Unpartheylichkeit derſelben enthalten iſt. Wenn S. 35. erinnert wird, daſs *Beruf* nicht allgemeine Beſtimmung, ſondern *Beſtimmung zum Chriſtenthume* bedeute, ſo iſt dabey zu bedenken, daſs die Abſicht des Chriſtenthums doch nichts anders ſey als Beförderung der Tugend und Glückſeligkeit, und daſs alſo die Stellen vom Beruf der Chriſten bey der Materie von der Beſtimmung des Menſchen gebraucht werden können. Von dem Weſen der Tugend S. 40 möchten wohl beſſere Texte als 1. Petr. 1, 15. zu finden ſeyn. Wenn gleich keine vollſtändige Definition davon in einer Stelle gegeben wird, ſo werden doch zuweilen die vornehmſten Beſtandtheile dieſes Begriffs genannt, z. E. 2. Kor. 1, 12. Ueber den Werth der Tugend S. 43. iſt 1. Tim. 4, 8. nicht der paſſendſte Text, denn hier iſt nur von dem Nutzen derſelben die Rede; beſſere ſind Phil. 4, 8. 1. Petr. 3, 4. 1. Joh. 2, 17. L. 3, 7. 9. 21. 24. Bey den Verpflichtungsgründen zur Tugend iſt der vorzüglichſte, der innere eigenthümliche Werth der Tugend vergeſſen. Von der Beſchaffenheit und dem Werth eines guten Gewiſſens S. 59. fehlt die Hauptſtelle 2. Kor. 1, 12. Hiſtoriſche Texte und Parabeln ſind zu wenig benutzt, da dieſe doch insgemein den reichſten Stoff zur concreten Darſtellung enthalten, als: von der Menſchenfurcht, die Beyſpiele von Pilatus und Petrus, von dem Neide, das Gleichniſs von den Arbeitern im Weinberge, und in mehrere Rückſichten das lehrreiche Gleichniſs vom verlornen Sohn. Auch vermiſst Rec. einige Materien ungern, z. E. die von der Feyer des Sonntags. Alle dieſe Mängel kann aber ein jeder bey dieſer geſchickten Grundlage, die von den guten Kenntniſſen und reichen Einſichten des Vf. zeugen, leicht erſetzen, wenn er bey ſeiner Lectüre mehrere ſpecielle Materien und Texte beytragen will. Ein doppeltes Regiſter von den Materien und den Texten machen das Buch noch brauchbarer.

BRANDENBURG, in der Leichſchen Buchh.: *Verſuch praktiſcher Katechiſationen* über das für die niedern Schulen der preuſsiſchen Lande Allerhöchſt verordnete allgemeine Lehrbuch der chriſtlichen Lehre, von *Auguſt Ephraim Jenchen*, Prediger zu Hohennauen bey Rathenow. 1795. 170 S. 8.

Ausführlichere Katechiſationen über einen Landeskatechismus ſind unſtreitig ein ſehr nöthiges Hülfsmittel für Schullehrer und auch wohl für manche Prediger, um ihnen weitern Stoff zur Erklärung deſſelben zu verſchaffen und ſie zugleich zu einer geſchickten Methode des Unterrichts zu gewöhnen. Solche Katechiſationen über den neuen preuſsiſchen Landeskatechismus zu liefern, iſt nun freylich ein ſchweres Problem, da die verworrene Anordnung der Materien, die Dunkelheit, die darinn herrſcht, und der ſtrengorthodoxe Lehrbegriff, einem Commentator mancherley Hinderniſſe in den Weg legen. Deſto gröſser iſt das Verdienſt des Hn. *J.*, daſs er eine ſo beſchwerliche Arbeit zum Beſten der Schullehrer übernehmen wollen, und es iſt billig, ihn nach der Lage der Sachen zu beurtheilen. So iſt nun derſelbe freylich dem im Katechismus zum

Grunde

Grunde liegenden Syſtem völlig treu geblieben, und hat von ſeinen Vorgeſetzten deswegen wohl nichts zu befürchten. Dabey gebraucht er aber immer paſſende Beyſpiele und Gleichniſſe, und ſucht die dogmatiſchen Lehren immer praktiſch zu machen, ſo wie dieſes bey dem Fall der erſten Menſchen auf eine geſchickte Weiſe geſchehen iſt. Zuweilen erlaubt er ſich auch freyere Erklärung, wenn es nicht den Lehrbegriff ſelbſt, ſondern das Hiſtoriſche betrifft, z. E. daſs unter der Stimme Gottes, welche zu Adam geſprochen, wohl der Donner, und unter den Entſchuldigungen Adams und der Eva die Stimme des böſen Gewiſſens zu verſtehen ſey. Auch wird zuweilen das Vernunftwidrige des Aberglaubens, z. E. S. 62 f. der Hexerey gezeigt. Daſs der Vf. dem *Glückſeligkeitsſyſtem* treu geblieben iſt, mag wohl nicht bloſs durch den Katechismus veranlaſst ſeyn, ſondern auch von ſeiner eigenen Ueberzeugung herrühren. Darüber will Rec. nun jetzt nicht mit ihm ſtreiten, ob es gleich dem, der vom Gegentheil überzeugt iſt, eine unangenehme Empfindung macht. Bey der *Erläuterung des Katechismus* findet man nichts als das gewöhnliche der ältern Katechismen. Dies war nun wohl überhaupt nicht zu ändern. Aber in manchen Stücken hätte Hr. J. doch noch mehr leiſten können. Ein Hauptfehler des Katechismus iſt, daſs der *moraliſche Theil* der Lehre Jeſu ganz vernachläſſiget worden. Hier hätte nun der Vf. dem Mangel dadurch abhelfen ſollen, daſs er die Pflichten bey den Glaubenslehren eingeflochten und erklärt hätte. Das iſt zum Theil zwar geſchehen, aber ſehr unvollſtändig und mangelhaft. Denn einige Pflichten ſind ſehr oberflächlich erklärt und viele ganz übergangen. Von der Liebe gegen andere Menſchen wird an zwey Orten gehandelt, bey der Lehre von dem Menſchen überhaupt, S. 67. wo aber gar nicht gezeigt iſt, was Liebe ſey, und nur das Gleichniſs vom barmherzigen Samariter angeführt, aber ſehr unvollſtändig erklärt wird; und S. 128. wo der Begriff etwas mehr, aber auch ſehr wenig ausgeführt wird. Wäre es nicht ſchicklicher geweſen, beides mit einander zu vereinigen und die Kinder auch mit den Zweigen der Menſchenliebe, Barmherzigkeit, Dienſtfertigkeit, Gefälligkeit u. dgl. genauer bekannt zu machen? Auſserdem hat der Vf. ſich viel zu wenig auf *Entwicklung der Begriffe* eingelaſſen. Manche ſind viel zu kurz und mangelhaft und manche gar nicht erklärt worden. So wird S. 26. geſagt: ein Geiſt iſt ein unkörperliches lebendiges Weſen, das Verſtand und freyen Willen hat; aber nicht gezeigt, was unkörperlich, Verſtand und freyer Wille ſey. Lebendig iſt eigentlich gar kein Prädicat eines Geiſtes. S. 27. heiſst es: wir ſollen Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten, aber was dieſes bedeute, iſt ganz unerklärt geblieben. Eben ſo S. 28. ſteht von Gott als dem allervollkommenſten Geiſte bloſs die trockene Definition des Katechismus: er hat alle gute Eigenſchaften ohne alle Einſchränkung. Wie viel wäre hier nicht bey Kindern zu erklären geweſen? — Daſs Hr. J. *Naturgeſchichte* und *bibliſche Hiſtorie* zur Erläuterung benutzt hat, iſt ſehr zu billigen, aber das Exempel vom Daniel in der Löwengrube S. 33. hätte füglich wegbleiben können, weil es zu ſehr ans Fabelhafte gränzt, und zur Erläuterung der göttlichen Vorſehung gar nicht taugt. Wenigſtens hätte Hr. J. einige Winke darüber geben ſollen, daſs es ſehr grauſam vom Könige geweſen ſey, die Weiber und Kinder der Ankläger Daniels den Löwen vorzuwerfen, die doch nichts verbrochen hatten. Die *katechetiſche Methode* des Vf. iſt nun nicht ganz ſchlecht, hat aber doch auch noch manche Mängel. Die Fragen ſind oft viel zu leicht, z. E. S. 79. oft docirt auch der Vf. da, wo er fragen ſollte, als S. 26. daſs ein Geiſt unſichtbar ſey. Die Beweisſtellen ſind wenig oder gar nicht erklärt und katechetiſch zergliedert; allenfalls iſt eine kurze Erklärung beygefügt. So wird S. 19. die Stelle angeführt Röm. 1, 19. 20. und gleich darauf folgt die Frage: kann wohl ein Haus von ſich ſelbſt entſtehen? Die eigentlich nur eine Zwiſchenfrage ausmachen ſollte. Zuweilen erlaubt ſich auch der Vf. einige unanſtändige und anſtöſsige Ausdrücke, als S. 80. Welches ſind äuſsere Sünden? Die durch Glieder des Leibes in Gebehrden, Wörten oder Werken ausgeübt werden, z. B. wenn man *ſchiefe Mäuler* und Geſichter macht, lügt und *Zoten reiſst*, ſtiehlt und *hurt*. Hätten hier nicht ſchicklichere Ausdrücke gewählt werden können? Alles dieſes abgerechnet, kann das Buch doch Schullehrern ſehr nützlich werden, weil doch manche gute und brauchbare Materialien zur Erläuterung des Textes geliefert ſind.

Riga, b. Hartknoch: *Ueber Menſchenleben, Chriſtenthum und Umgang*, eine Sammlung Predigten aufs (auf das) ganze Jahr für gebildete Leſer, von *K. H. Sonntag*, Oberpaſtor an der Kronskirche in (zu) Riga. Erſten Bandes zweyter Theil. 1794. 410 S. 8. (1 Rthlr.)

Da der erſte Theil dieſer Predigtſammlung in unſerer A. L. Z. ſehr ausführlich beurtheilt worden, und Rec. gegenwärtigen zweyten in Abſicht der Vollkommenheiten ſowohl, als der Mängel jenem völlig gleich gefunden hat; ſo kann er ſich bey dieſer Anzeige etwas kurz faſſen. Der Inhalt der hierin gelieferten Predigten iſt folgender: *Ueber das gute Herz: Warnungen und Ermahnungen auf Veranlaſſung der Geſchichte Petri: Ueber Judas Iſchariot*, zwey Homilien. *Warnung vor dem Leichtſinne im Urtheile über die Menſchen. Maria und Johannes unter dem Kreutze Jeſu.* Eine Homilie. *Die Feyer des Abendmahls, während der Gedächtnifstage des Leidens Jeſu, als* (ein) *wirkſames Hülfsmittel der chriſtlichen Beſſerung. Die Gröſse Jeſu in der Vereinigung ſonſt nie ſo vereinigter ſittlicher Vorzüge.* (Warum nicht lieber: *Jeſus ein Muſter ſittlicher Vollkommenheit?*) *Die Verdienſte des Chriſtenthums um die Aufklärung des menſchlichen Verſtandes*, in zwey Predigten. *Ueber die Menſchenfurcht: Ueber die Aufopferungen für unſern Beruf: Warnung vor der Schadenfreude: die Pflicht des Chriſten, bey dem, was er andern zu ſagen hat, darauf zu ſehen, daſs ſie es tragen können: Meide o Chriſt! und ſuche die Einſamkeit* (etwas geſucht ausgedrückt!). *Die Verdienſte des Chriſtenthums um das Menſchengeſchlecht durch den Glauben an ewiges* (an ein ewiges)

Leben: Ueber die Dienstfertigkeit mit den Eigenschaften und Vorzügen unsers Geistes. — Das angehängte *Gebet nach der Predigt bey gemeinschaftlicher Familienandacht* hat Rec. des pretiosen, geschraubten Ausdrucks wegen, in dem es abgefasst ist, durchaus nicht gefallen. Hier sind ein paar Stellen zur Probe: „Segne eine jede freudige und eine jede traurige Erfahrung des Lebens an uns und Andern." *Dann begegne* uns, was da wolle! *du liebst uns, wir lieben dich;* so müssen alle Dinge uns zum Besten dienen. Und eben dies, du Vater aller Menschen, erflehen wir von dir für unsere Freunde, für unsere Mitbürger, für alle Brüder und Schwestern auf deiner ganzen weiten Erde. *Zwar dürfen wir auch beten — und — höre uns gnädig — wir bitten jetzt:* (wozu hier so zerhackte Redesätze!) Bewahre unser Land und jedes Land vor Misswachs und vor Seuchen! Lenke den Blitz von Wohnungen, den Hagel von Feldern und Gärten ab. Lass Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Sturm und Stille abwechseln *wie bey uns so überall* zu einer fruchtbaren gesunden Witterung." Das Unbescheidene einer solchen Bitte muss Jedem, welcher richtige Begriffe vom Gebete hat, von selbst einleuchten. Soll z. B. die Gottheit durch unaufhörliche Wunder den Gang des Blitzes in allen Landen hemmen? Wie gesucht ist folgende Stelle: „Wir wollen, eingedenk unserer Bestimmung für die Ewigkeit, so leben, wie gelebt zu haben, wir sterbend einst — ach! dann vergebens! — wünschen werden."

Leipzig, b. Voss: D. *Martin Luthers Sittenbuch für den Bürger und Landmann*, aus seinen hinterlassenen Werken mit Auswahl des Besten und Wichtigsten gezogen, vom Verfasser von Luthers Leben. 1794. 373 S. 8.

Unter mehrern Blumenlesen aus Luthers Schriften verdient auch diese empfohlen zu werden. Der Herausg., ein Landprediger T., versichert es aus Erfahrung zu wissen, wie vielen Eindruck Stellen aus Luthers Schriften, die er zuweilen in häuslichen Versammlungen einigen Gliedern seiner Gemeine vorlas, auf die Gemüther derselben machten; und jeder, der das versucht hat, wird ihm beystimmen. Er entschloss sich daher, eine Sammlung von Aussprüchen dieser Weisen zu veranstalten, welche hauptsächlich für die Lebensweisheit von wichtigem Gehalte sind, und er brachte sie in diese sieben Kapitel: Pflichten der Religion in Absicht auf Gott, auf uns selbst, auf andre, auf das bürgerliche Leben, auf das häusliche Leben, auf besondere Umstände des Lebens, auf die Besserungsmittel; jedes Kapitel aber wieder in besondere Abschnitte. Die Ausführung ist besser gerathen, als der Rec. anfänglich glaubte, weil er Luthers Hastigkeit und Zuversichtlichkeit im Absprechen über viele unter diesen Rubriken vorkommende Materien, die ein ruhiges und bescheidenes Nachdenken erfodern, eben nicht für gute Eigenschaften eines Moralisten hält, und weil er oft bemerkt hatte, dass vielen gerade manches aus den Schriften des Mannes gefiel, weil er es derb und possierlich gesagt hatte. Mit Vorsichtigkeit und Strenge hat aber der Herausg. gerade nur die gründlichsten, oder doch die stärksten, herzlichsten und schönsten Stellen ausgehoben, und, wie es scheint, hie und da zur vollern Bestimmung oder Einschärfung eines Gedankens etwas eingeschaltet, ohne es zu sagen und ohne die Sprache merklich zu verändern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer: *Drey Königinnen*, vom *Freyherrn von Wackerhart*. 1795. 48 S. 4. (8 gr.) — Drey historische Anekdoten sind hier nicht historisch erzählt, sondern romantisch ausgebildet. Die erste Königin ist die polnische Königin *Wenda*; sie verwirft die Anwerbung eines deutschen Fürsten, ohne dass irgend ein Grund angegeben wird, warum er ihr nicht anstehe, er will mit gewaffneter Hand sich ihrer bemächtigen, wiederholt erst noch einmal seinen Antrag, und als er zum zweytenmal verworfen wird, erflicht sich der Narr an der Spitze seines Heers, und sein Tod bringt nun auf einmal bey ihr so viel Schwermuth hervor, dass sie sich von einem Felsen stürzt. Da er kein *Phaon*, und sie keine *Sappho* ist, so bedauert der Leser weder ihn noch sie. Die zweyte ist eine Königin der *Berber* in Nordafrika, von der nichts als lauter Kriegsthaten erzählt werden; sie streitet mit männlichen Muth, und bleibt in der Schlacht. Die dritte ist die, jedermann aus *Xenophon* oder aus *Wieland* bekannte *Panthea*; nicht aber der Kampf, den ihre Schönheit dem *Araspes* kostet, sondern ihr Schmerz über den Tod ihres Gemahls, und ihr Selbstmord sind hier das Hauptthema. In allen drey Erzählungen macht der Vf. einen grosen langweiligen Eingang, und holt sehr weit aus. Gröstentheils ist sein Ton poetische Prosa, wo dann oft die unwichtigsten Dinge poetiös ausgedrückt werden, z. B. anstatt *er zog das Schwerd* heisst es S. 17.: „Er *löste* das *giftige* Schwerdt vom *holzernen* Schaft." Lächeln muss der Leser über das *pferdenährende* Polen S. 10., so wie über die *Aphrodite* S. 11. in einer Geschichte aus dem polnischen Heidenthum. Bald verfällt der Vf. in ein episches Pathos, und sagt z. B. S. 47.: „Sie *enthauchte* das Leben, den Namen des Geliebten auf ihre Lippen *gezeichnet*." Bald sinkt er so tief, dass er S. 11. *den Kopf vom Leibe trennen*, oder *das Land vom Ungeziefer säubern lässt*. Zuweilen spricht er in Rätzeln; nachdem er z. B. S. 13. gesagt hat, mit einer eigensinnigen Frau, die keinen Gründen Gehör gebe, sey nichts anzufangen, setzt er hinzu: *Dies ist zwar freylich ein Kunstgriff, aber nicht alle Kunstgriffe sind edel und gut.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Codicis manuscripti N. T. graeci Rauiani, in bibliotheca Regia Berolinensi publica asservati. Examen* — instituit Ge. Gottl. Pappelbaum, ad D. Nicolai Berol. Diaconus. 1796. 206 S. 8.

Schon vor 11 Jahren gab der Vf. in deutscher Sprache eine Abhandlung über den durch die oft erneuerten Streitigkeiten über 1 Joh. 5, 7. so berühmt gewordenen Rauischen Codex des neuen Testaments heraus. (A. L. Z. 1786. Nr. 24.) Er hatte damals nur einen Theil der Handschrift, nämlich den Matthäus, die katholischen Briefe und die Apokalypse, verglichen. Aus dieser Vergleichung leitete er in der gedachten Schrift mit der höchsten Evidenz das Resultat her, der Codex (— versteht sich, die Theile desselben, die man aus den angestellten Vergleichungen kannte. —) sey eine Abschrift der gedruckten Complutischen Ausgabe, mit einigen wenigen absichtlichen Abweichungen. Gleichzeitig mit Hn. P. hatte auch Hr. Griesbach das Resultat seiner eignen Untersuchungen über diesen Gegenstand bekannt gemacht, welches mit dem Pappelbaumischen vollkommen übereinstimmte, und nur den Zusatz noch enthielt, die Abweichungen von dem Complutischen Druck seyen sämmtlich von den Randlesarten der dritten Stephanischen Ausgabe erborgt, und es sey mithin die betrügerische Absicht bey diesem Machwerke offenbar. So schien nun die alte Streitfrage völlig entschieden zu seyn. Nur Hr. Travis, der mit seinen Vertheidigungen der unächten Stelle 1 Joh. 5, 7. so viel Aufsehen gemacht und so viel unverdienten Beyfall in England gefunden hat, konnte sich nicht entschliefsen, den Rauischen vermeynten Zeugen für jene Stelle aufzugeben. Hr. P. hatte ihm zwar in einem eignen Briefe, (welcher mit einigen neuen Zusätzen in einem Anhang hier abgedruckt ist,) von seinen Entdeckungen und den Beweisen für die Richtigkeit derselben ausführliche Nachricht gegeben. Allein Hr. Travis fand nicht für gut, in den folgenden Ausgaben seiner Briefe an Gibbon Notiz davon zu nehmen, und mifsbrauchte sogar die Pappelbaumische deutsche Schrift, aus welcher er sich einen Auszug in englischer Sprache hatte machen lassen, zu seinen Absichten. Dies bewog Hn. P., seine ehemals angefangenen Untersuchungen weiter fortzusetzen, und diejenigen Theile des Rauischen Codex, welche bisher noch unverglichen geblieben waren, ebenfalls zu vergleichen. Seine Mühe ward durch neue Entdeckungen belohnt. Er fand, der Codex bestehe aus zwey ungleichartigen Theilen. In Ansehung des gröfseren Theils, wurden die frühern Untersuchungen vollkommen bestätigt, und es zeigte sich eine grofse Menge neuer, höchst auffallender und unwidersprechlicher Beweise, dieser Theil des Codex sey schlechterdings nichts anders als eine von einem sehr unwissenden Menschen gemachte sklavische Copie der Complutischen Ausgabe; auch erkannte nun Hr. P. selbst, die zur Täuschung hin und wieder angebrachten Abweichungen seyen sammt und sonders aus der dritten Stephanischen Ausgabe entlehnt. Es wird genug seyn, hier nur ein Paar der neu entdeckten Beweise anzuführen. Act. 25, 3. liest die Complut. Ausgabe: παρεκαλουν αυτον αιτουμενοι χαριν κατ αυτου, οπως μεταπεμψηται αυτον εις ιερουσαλημ. Die eingeklammerten Worte und Sylben machen im Complut. Druck gerade eine Zeile aus. Diese Zeile hat der nachlässige Copist übersehen, und in seiner Dummheit geschrieben: παρεκαλουν αυτον αιτουται αυτον εις ιερουσαλημ. Hebr. 7, 1. hat die Complut. Ausgabe: ω συνηντησας αβρααμ υποστρεφοντι απο της κοπης των βασιλεων. Auch hier hat der Copist eine Zeile übersprungen und sinnlos geschrieben: ω (ein copirter Druckfehler statt ὁ) συνεντων βασιλεων. Beyspiele dieser Art, nebst den unzähligen Druckfehlern, welche der Copist treulich abgeschrieben hat, und den nicht seltenen Auseinanderreifsungen zu Einem Wort gehöriger Sylben, welche aber in der Complut. Ausgabe am Ende der Zeilen stehen, und bey denen der Setzer das Theilungszeichen vergessen hatte, sind völlig entscheidend, und widerlegen zugleich die von einigen gesuchte Ausflucht, die Rauische Handschrift selbst, oder auch der Codex, von dem der Rauische abgeschrieben sey, könne von den Complutischen Herausgebern gebraucht und befolgt worden seyn, und daraus lasse sich die Uebereinstimmung ganz natürlich erklären. — Der andere und kleinere Theil des Codex begreift Marc. 5, 29 — 16, 20. den ganzen Lucas und Johannes, Rom. 1, 1 — 6, 18. und Kap. 13, 1. bis zu Ende des Briefs. Diese Stücke sind nicht aus der Complutischen, sondern — aus der dritten Stephanischen Ausgabe von 1550 *abgeschrieben*. Auch diese seine neue Entdeckung belegt der Vf. mit unwidersprechlichen Beweisen. Der Copist hat in diesem Theil der Handschrift die offenbarsten Druckfehler der Stephanischen Ausgabe, sogar auch solche, die Stephanus selbst unter den Erratis angezeigt hatte, mit stupider Treue nachgeschrieben. Doch auch in diesem Theil verläfst er zuweilen mit Fleifs und in der Hoffnung, den groben Betrug einigermafsen zu verbergen, sein Original. Er wufste aber keine andere Aenderungen anzubringen, als die ihm entweder Stephans Rand oder auch die Complutische Ausgabe darbot. Den ersteren plunderte er so sorg-

Digitized by Google

los, dafs er mehrere (S. 92 u. 166.) ganz unrichtig von Stephanus angegebene Lesarten mit abgeschrieben, eben dadurch aber recht völlig in seiner Blöfse sich gezeigt hat. Es ist also der ganze Codex von Anfang bis zu Ende, blofs einige offenbare Schreibfehler, die des Copisten Eigenthum sind, abgerechnet, aus zwey gedruckten Ausgaben und den Randlesarten der einen derselben, zusammengeflickt. Dies ist so evident gemacht, dafs hoffentlich niemals jemand ein Wort über das armselige Rauische Product weiter verlieren wird. Der Vf. verdient Dank für seine mühsamen und die Sache erschöpfenden Untersuchungen, und der richtige scharfe Blick, mit dem er kritische Gegenstände betrachtet, erregt den Wunsch, dafs er seine Musse ferner der Bearbeitung eines Feldes widmen möge, das immer noch eine grofse Aernte verspricht, wozu sich aber so wenige, zumal verständige und geschickte, Arbeiter finden. — Da er die Complutische Ausgabe zu seinem Zweck von neuem ganz collationiren mufste, so dient seine Schrift nebenher dazu, die von Wetstein gegebenen Auszüge aus dieser Ausgabe zu berichtigen und vollständiger zu machen.

Leipzig, im Intelligenzcomtoir: *Christliches Concordienbuch, d. i. der evangelisch-lutherischen Kirche symbolische Bücher. Nebst den sächsischen Visitationsartikeln.* 1790. 1206 S. 8. (12 gr.)

Ein blofser Abdruck des Concordienbuchs nach der Pippingischen und Baumgartenschen Ausgabe, wobey weder Kritik noch Geschichte der im Concordienbuche enthaltenen Schriften etwas gewonnen. Die Ausgabe ist eine blofse Speculation des Directors der Armen- und Realschule, wie auch des Waisenhauses in Wittenberg, der schon in den Jahren 1760 und 1766 zwey ähnliche Ausgaben veranstaltet, und jetzt diese dritte unternommen, *weil man wieder anfange, auf die symbolischen Bücher zu achten, und höchsten Orts anbefohlen worden, über diese Bücher auf beiden Universitäten zu lesen.*" So wie Rec. die Natur, die ursprüngliche Absicht und den relativen Werth der im Concordienbuche enthaltenen Schriften nicht verkennt, sondern zu schätzen weifs: so ist er auch, nachdem Zeiten und Umstände sich geändert, der festen Ueberzeugung, dafs nicht wohlfeil veranstaltete Ausgaben des Concordienbuchs, sondern Bibelstudium, worauf schon Luther zu seiner Zeit gedrungen, die einzige sichere Quelle sey, woraus reines und wahres Christenthum geschöpft werden könne. Noch sind die sächsischen Visitationsartikel vom J. 1592 nach der Pippingischen Ausgabe des Concordienbuchs beygefügt worden, ob sie gleich theils nicht dazu gehören, theils in allen Ausgaben des *Corporis I. E. Saxonici* zu finden sind.

Erfurt, b. Keyser: *Die Theologie der Neuern*, oder Darstellung der christlichen Glaubenslehren nach den neuesten Berichtigungen für die Religionslehrer unsers Zeitalters, von *Paul Friedrich Achat Nitsch*, Pfarrer zu Oberwündsch. 1790. 32 und 528 S. 8.

Predigern und Candidaten des Predigtamts, die nicht Mittel und Gelegenheiten haben, sich mit den allmählich veränderten Lehrformen der Religionswissenschaft bekannt zu machen, war eine solche Schrift, als ihnen hier der nun schon verstorbene Vf. anbot, in der That zur bequemen Uebersicht der Sache, zur Erweckung des Interesse daran, zur Vorbereitung auf gründlichere Einsicht und Beurtheilung, zu gönnen. Aber weit nützlicher, obwohl auch weit schwerer, würde diese Arbeit gewesen seyn, wenn der Vf. schlechtweg den Referenten gemacht, die Verschiedenheit der alten und neuern Theologie auseinandergesetzt, Gründe und Gegengründe unpartheyisch aufgezählt, sich für keine von beiden Seiten erklärt, und es dem Urtheile seiner Leser überlassen hätte, welcher sie den Vorzug geben wollten. Aber schon die Schlufsworte der Vorrede müssen die Nutzbarkeit des Buchs gar sehr vermindern: *Den Tadel der Heterodoxie, dessen mich manche beschuldigen werden, fürchte ich als Historiker nicht* (aber gerade das mufs der Historiker am meisten fürchten und vermeiden, dafs er Parthey ergreife,) *und der Vorwurf, dafs ich mit dieser Arbeit ein Apostel der Neologen bin, wird mich stolz machen*, (und sollte ihn vielmehr, wenn er unverdient war, gekränkt, da er aber eingestanden treffend ist, gedemüthiget haben). Allein, wie gesagt, es war leichter, eine Apologie, als eine Geschichte der neuern Theologie zu schreiben.

In der vorausgeschickten *Einleitung* giebt der Vf. einen magern Abrifs der Geschichte der Theologie. Es würde nicht schwer seyn, auf allen Seiten Lücken, Mifsverständnisse, falsche Data, verfehlte Urtheile nachzuweisen. Zu den *einzelnen Abhandlungen über einzelne Dogmata* rechnet er besonders *des Clemens von Alex. so meisterhafte Stromata*; unter die *übrig gebliebenen* Schriften denkender Theologen die *heiligen Reden des gründlichen Nestorius*; er scheint nur Einen *Cyrill*, den Alex. zu kennen; einen der besten lateinischen Theologen nennt er *Fuerendus* (Facundus Hermian.?) — Doch das Ganze ist entweder aus nachgeschriebenen Heften, oder aus Mosheims, Semlers u. a. Kirchengeschichten, und aus Döderleins Dogmatik compilirt. Dem letztern, und einigen andern, macht der Vf. tiefe Verbeugungen, wenn er auf die neuern Zeiten kommt. Ueber ihn hinaus reicht nun auch die nachfolgende *Darstellung der neuern Theologie* nicht; von der kritischen Philosophie kein Wort. Unter folgenden Aufschriften: Cap. I. von der Religion überhaupt; II. von den Erkenntnifsquellen der christl. Relig. oder vom a. und n. Test.; III. von der heil. S., dem Gebrauche der Vernunft, dem Ansehn der Kirchenväter, Concilien und Symbolen, und IV. von der Theologie, hat er nun diese Darstellung mitgetheilt; wichtiges und unwichtiges, altes und neues, wahres und falsches, alles durch einander; ohne Plan und Oekonomie, umständlich oft bey Kleinigkeiten, kurz und dürftig bey dem Erheblichsten. Die allg. d. Biblioth. und Döderleins Dogmatik sind die Hauptquellen.

Giessen, b. Heyer: *Chr. Wilh. Fr. Walchs, D. — Grundsätze der Kirchengeschichte des neuen Testaments.* Dritte Ausg. verbessert und vermehrt von Joh

Digitized by Google

Joh. Chrph. Friedr. Schulz. — Zweyter Th. Abschn. I. 1793. mit fortlauf. Seitenz. 265 — 520. Abschn. II. 1794. — 720.

Die Anmerkungen und vorzüglich die literarischen Nachweisungen, die der Herausg. beygefügt hat, erhöhen die Nutzbarkeit dieses Buchs gar sehr. So wenig es zu seiner ersten Absicht, als Leitfaden bey Vorlesungen, taugen mag, so wird es doch immer als Hülfsbuch, und vornehmlich in seiner gegenwärtigen Gestalt, als ein zusammengedrängtes Repertorium über die Kirchengeschichte und über die vornehmsten Schriftsteller, die einzelne Materien bearbeitet haben, denen, welche sich in die unbequeme Anordnung zu schicken wissen, gute Dienste leisten. Einige kleine Versehen, die Rec. in seinem Exemplar angemerkt hatte, sind auch in dieser Ausg. stehen geblieben: z. E. dass der Cardinal *Bellarmin* anstatt *Robert* (aus Verwechselung mit *Baroni,*) *Cäsar*, der Stifter des Ordens des Oratoriums in Frankreich, statt *Petrus*, *Johann* Barulle genannt, dass der Orden der Piaristen mit den Brüdern und Schwestern der christlichen Schulen von Nik. Barre verwechselt wird. In den Anmerkungen des Herausg. dürfte mancher historische Umstand, auch manches Buch nach dem Plane dieser Schrift, der Anführung nicht werth scheinen; allein es lässt sich für eine Arbeit dieser Art fast gar nicht bestimmen, was genug, was zuviel und was zu wenig ist; und man muss zufrieden seyn, wenn nur nichts unrichtiges einfliesst. Dass bey König Eduard VI S. 574. eingeschaltet wird: *der viel zu früh verstorbene*, ist gut, aber nicht: *vortreffliche*, eben weil er viel zu früh, im 16ten Jahre, verstarb. Von Heinrichs VIII Schrift wider Luthern wird S. 554. *Joh. Rochensis der wahre Verfasser* genannt; muss heissen: *Joh. Fisher, Roffensis.* Und die Sache selbst ist nicht erwiesen.

OEKONOMIE.

Wien, b. Kurzbeck: *Des Anton Janscha sel., sehr erfahrnen Bienenwirths u. K. K. Lehrers der Bienenzucht in Wien, hinterlassene vollständige Lehre von der Bienenzucht.* 1790. 204 S. 8. nebst 7 Kupfertafeln. (20 gr.)

Der Vf. starb, als er eben im Begriff war, sein vollendetes Lehrbuch zum Druck zu befördern. Sein Nachfolger im Amte, Hr. *Joh. Münzberg*, übergab es aber der Presse, und die öfters veranstalteten Auflagen wurden so bald vergriffen, dass der Verleger zur gegenwärtigen neuen Auflage schreiten musste. Die Unrichtigkeiten in Ausdruck und Sprache, worauf man häufig stösst, da J. wohl ein Meister seiner Kunst, aber kein Gelehrter von Profession war, verdienten bey einer künftigen Ausgabe verbessert zu werden.

Der erste Theil dieses Werks ist der theoretische, dessen 5ter Abschnitt, worinn die Kennzeichen des bevorstehenden Schwärmens der Bienen angegeben sind, als der wichtigste unter allen anzusehen ist. Wir Bienenwirthe in Niederdeutschland wissen aber ausser den vom Vf. angegebenen Kennzeichen doch noch mehrere, die zwar nicht allemal, doch meistentheils das nahe Schwärmen ankündigen. Wenn nämlich die Drohnen in den Frühstunden des Vormittags schon ausfliegen, auch die Bienen, welche am Abend zuvor stark vorgelegen, am folgenden frühen Morgen aber sich innerhalb des Stocks zurückgezogen haben, und sodann wenig aus- und einfliegen, so erwarten wir das Schwärmen derselben.

Von der Begattung des Weisels durch die Drohnen vermuthet der Vf., dass sie ausserhalb des Stocks in der Luft geschehe, da man die mit dem Weisel ausgeflogenen Drohnen an ihn geschwind heranstossen sieht; eine Beobachtung, die an einem ganz allein stehenden Stocke sehr leicht zu machen sey. Die geschehene Befruchtung des Weisels sey bey seinem Zurückkommen zunächst daran zu erkennen, dass der hintere spitzige Theil des Leibes, wo der Stachel sich befindet, offen ist, oder dass etwas Weisses, einem dünnen Faden ähnliches, heraus hängt, so dass es gleichsam beschädiget oder zerrissen aussieht. Ausserdem schliesse man noch die geschehene Befruchtung aus dem geraden Aus- und Einfliegen der Bienen und dem Eintragen der Höseln (Häulchen an den Hinterfüssen von Blumenmehl) zur Fütterung der Brut.

Im zweyten Theile, dem praktischen, sind die Abschnitte von dem Schwärmen selbst und den dabey vorkommenden Verrichtungen des Bienenwärters die merkwürdigsten. Künstliche Schwärme oder Ableger werden widerrathen. Auch wird bemerkt, dass *Schirach* den Ursprung dieser Kunst von einer Zeit von 20 Jahren herleite. Dagegen versichert Janscha, dass 80jährige oberkrainische Bienenväter diese Kunst schon von ihren Vorfahren geerbt haben. Seit 20 Jahren seyen dergleichen Ableger in Oberkrain, wo die Bienenzucht stark betrieben wird, sehr verachtet. Man scheue sich einen Ableger zu kaufen, und verlache den Bienenwirth, der auf keine andre Art Schwärme zu erlangen wisse.

Die Verjüngerung der Stöcke wird S. 166 ff. gelehrt, da die alten Bienen entweder in leere Stöcke hineingetrieben, oder mit schwachen vereinigt werden. Das zu diesem Zweck bey uns gewöhnliche Austrommeln muss dem Vf., da er dessen nicht gedenkt, unbekannt gewesen seyn.

Anfängern in der Bienenwirthschaft würde Rec. zuerst *Spitzners praktische Anweisung zur natürlichen und glücklichen Bienenzucht in Körben*, und dann erst *Janscha's Lehrbuch* empfehlen, wo sie das, was bey dem Einen fehlt, aus dem andern ergänzen können.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund.* Ein Auszug aus H. D. *Krünitz* ökonom. technologischen Encyklopädie, angefertiget und mit Zusätzen herausgegeben von *G. F. Ideler*, Prediger zu Bentwisch in der Prieguitz, und mit einer Vorrede von *V. Wildenow.* 1795. 1. Band, von *Aa* bis *Bel.* mit 3½ Bogen Kupfer. Ohne Vorrede von 22 S. und Einlei-

Digitized by Google

tung 176 S. mit dem Index und deutschem Register 843 S. 8. (7 Gulden.)

Bey der Menge von Gartenschriften, die wir besitzen, und die täglich herauskommen, aber meist nur einzelne Theile der Gartenkunst enthalten, war doch ein ausführliches Werk, wie das gegenwärtige, immer noch ein wahres Bedürfnifs unsrer Zeit. Wir haben zwar die Uebersetzung von des Engländers *Phil. Miller Gardeners Dictionary*; allein es ist darinn in der Uebersetzung nicht selten der wahre Sinn des englischen Originals verfehlt, und die Anweisungen desselben sind bey der Verschiedenheit des Clima nicht allemal in Deutschland anwendbar. Ueberdies sind seitdem in der Gartenkunst grofse Fortschritte gemacht worden.

Wie schon der Titel des Werks besagt, so ist es ein Auszug aus D. Krünitz ökon. technologischer Encyklopädie, und könnte füglicher eine Encyklopädie der Gartenliteratur oder eine Gartenbibliothek als der Gartenfreund heifsen, zumal da es nicht nur alles, was die Gartnerey betrifft, sondern auch die Forstwissenschaft und noch verschiedenes andre umfafst. Krünitzens grofses und reichhaltiges Werk sorgt zwar für eine Menge von Lesern; allein blofse Gartenfreunde können es sich doch selten zu ihrem Privatgebrauch anschaffen. Eben der Fall ist bey des Hn. v. Schütz Auszug aus dem grofsen Kr. Werke, so grofs auch dessen Nutzen für viele Klassen von Lesern ist. Hr. Ideler hat daher ein nützliches Geschäft übernommen, und es ist in gute Hände gefallen. Er stellt nicht nur alles zusammen, was nach Kr. Encykl. die Gartenkunst und Gärtnerey angeht, sondern bereichert es auch mit sehr guten Anmerkungen, welche theils aus eigener Beobachtung und Erfahrung geflossen, theils mit Geschmack und Kenntnifs aus neuern bewährten Schriftstellern gewählt sind, deren sich Kr. in den ersten Bänden noch nicht bedienen konnte. Sie stehen am rechten Orte, und sind zugleich von dem laufenden Texte abgesondert angebracht. — Zur Belehrung derer, die mit dem botanischen Studium noch nicht genau bekannt sind, hat der Vf. noch eine Einleitung in die Botanik vorausgeschickt, und nicht nur die ganze botanische Kunstsprache, sondern auch den physiologischen Theil der Gewächskunde genau und richtig vorgetragen. — Sollten freylich durch alle Buchstaben des Alphabets so reichhaltige Bände erfolgen, so würde auch diese Gartenencyklopädie nur ein Werk für sehr begüterte Gartenfreunde und Gärtner werden, oder es müfste abermals ein Auszug daraus verfertigt werden. Allein einestheils ist dieser Band durch die allgemeine Einleitung verstärkt worden, anderntheils nahm der Buchstabe B so viel Raum ein, weil die wichtigen Artikel von *Baumen* und *Baumgärtnerey* darinn enthalten sind. Indessen ersuchen wir den Vf., um dieses nützliche Werk recht allgemein brauchbar zu machen, alles nur irgend Entbehrliche wegzulassen, das Praktische möglichst zu concentriren, und sich hauptsächlich auf die eigentliche Gartenkunst einzuschränken. So hätten wir gewünscht, dafs er die forstwissenschaftlichen Artikel nicht aufgenommen, oder nur kürzlich auf die Quelle zurückgewiesen hätte, seiner in der Vorrede angeführten Gründe ungeachtet. In der That erforderte das Kr. Werk ein besondern Auszug für die Forstwissenschaft, einen besondern für die Lustgärtnerey, einen besondern für die botanische und einen besondern für die Küchen- und Baumgärtnerey. Da indessen Hn. Id. Plan bereits nach einem weitern Umfang angelegt ist, so wird wenigstens nöthig seyn, dafs er ihn so viel als möglich auf die eigentliche Gartenkunst einschränke, und zwar so, dafs die Küchen und Baumgärtnerey als der Hauptpunkt bearbeitet: sodann die Lustgärtnerey und die botanische mit gehöriger Einschränkung behandelt, und endlich die Forstwissenschaft nur kürzlich berührt, und dabey auf die Quellen und Urquellen zurückgewiesen werde, da doch kein Forstmann aus dem *Gartenfreund* seine Wissenschaft zu erlernen suchen wird. Auf solche Weise wäre allen Lesern gerathen, und das Werk für den grösten Theil der Gartenfreunde vorzüglich brauchbar.

Die vorausgeschickte Einleitung etc. zeugt von einer gelehrten Bekanntschaft mit der Botanik, und unterrichtet den Layen sehr zweckmäfsig und kurz in der Physiologie der Pflanzen und den nöthigen Vorkenntnissen. Sie giebt in elf Bogen eine summarische Beschreibung von den Theilen der Pflanzen mit ihrer verschiedenen Modification, und erklärt die in der Botanik gebräuchlichen Kunstwörter.

Um sich zu überzeugen, wie viel das Krünitzische Werk in diesem Auszuge durch die Zusätze und Anmerkungen gewonnen habe, vergleiche man z. B. den Artikel vom Spargelbau (*Asparagus*), wo man alles beysammen findet, was in so vielen Abhandlungen und Schriften darüber gesagt ist. Wir wiederholen nur den Wunsch, dafs es dem Vf. gefallen möge, alle Abschweifungen möglichst zu vermeiden. So hätte der Gartenkalender ganz füglich wegbleiben können, der vielleicht im Ganzen über 1 Alphabet betragen dürfte, indem die Verrichtungen im April 28 S., und die im August 24 S. einnehmen. Zum Wesentlichen tragen sie doch wenig oder nichts bey, da bey jedem Gewächs die Pflanzzeit etc. und die Behandlung ohnehin bemerkt sind. — Die Kupfer sind ziemlich gut gestochen, haben aber sehr schlechtes Papier. — Das Format des Bandes ist gefällig und bequem.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Schwerin u. Wismar, in der Bödnerschen Buchh.: *Beytrage zu der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden*, von D. *A. D. Weber*. 2te verb. Ausg. 1 St. 1795. 92 S. 8.

Leipzig, b. Crufius: *Lehrbuch der Religion nach Grundsatzen der Vernunft und des Christenthums*. Entworfen von *J. H. A. Schulze*. 2te verb. Ausg. 1795. 238 S. 8. (14 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. September 1796.

OEKONOMIE.

Cottbus, b. Ahl: *Sammlung geprüfter Erfahrungen aus der Haus- und Landwirthschaft*, zur Verbreitung nützlicher und angenehmer Kenntnisse aus den besten Werken gezogen. Erster Theil. 1795. 1 Alph. 9 Bog. 2ter Theil. 1 Alph. 10 Bog. 3ter Theil. 1 Alph. 13 Bog. 8 (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese über vier Alphabet starke Sammlung unterscheidet sich von ähnlichen dieser Art durch eine grössere Menge von Recepten zum Kochen, Braten, Brauen, Brennen, Färben, Waschen u. s. f., die, wie der Herausg. auch selbst gesteht, nichts als eine Compilation aus grösseren Werken enthalten. Für Liebhaber werden sie immer ihren Werth behaupten, doch möchte es auch diesen angenehmer gewesen seyn, wenn die Materien etwas besser geordnet, und nicht so ganz ohne alle Auswahl durch einander gemischt wären. Die übrigens ziemlich vollständigen Register helfen der daraus beym Aufsuchen entstehenden Unbequemlichkeit doch nicht ganz ab.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Kurzer Unterricht für den praktischen Landwirth, neue Fischteiche mit wenigen Kosten anzulegen*, die Teichdämme für Ueberschwemmung in Sicherheit zu setzen, die Fischnahrung nach gewissen Erfahrungen zu vermehren, und die Wässerung nach physikalischen Gründen zu beurtheilen und zu veranstalten. Nebst Vorschlägen, die Stallfütterung ohne künstliche Futterkräuter sicher zu gründen, von M. *Christian Gotthold Herrmann*, weil. Pastor zu Cämmerswalda, der ökonom. Societät in Leipzig Ehrenmitglied. Mit 2 Kupfertafeln. 1795. 263 S. XXIV S. Vorr. u. Inhalt 8. (16 gr. sächs.)

Ein neuer des veränderten Verlags wegen vorgesetzter Titel zu einem in unsern Blättern (A. L. Z. 1798. N. 40.) schon ausführlich angezeigten und nach Verdienst empfohlenen Werke.

Potsdam, b. Horvath: *Annalen der Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam.* Erster Band, Heft I, II, III. Mit Kupfern. 1794. Heft I. 171 S. XXVIII Vorr. H. II. 174 S. XVI Vorr. H. III. 152 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser erste Band empfiehlt sich durch Reichhaltigkeit, Gemeinnützigkeit, und die gründliche Behandlung der Gegenstände. Die H. I. S. 66. mit einem Kupfer erläuterte Anweisung auf eine geschwinde und leichtere Art, Hüte zu appretiren, (vermittelst eines Kessels und der aus ihm übergehenden Hitze des kochenden Wassers,) verdient bekannter zu werden, da zugleich viel Holz dabey erspart wird. Gründlich ist H. II. S. 167. ein in H. I. S. 160. eingerückter Vorschlag gegen die bisherige Baumveredlung widerlegt. Gegen die H. II. S. 74. angerathene, neuerlich wieder öffentlich empfohlne Zubereitung und Nutzung der Häute von geschlachteten Schweinen läst sich noch vieles einwenden, welches auszuführen aber hier nicht der Ort ist. H. III. ist über den Einfluss des Locals bey der Anwendung allgemeiner ökonomischer Grundsätze S. 58. viel Wahres gesagt; so wie S. 76. über die Nachtheile einer unverhältnismäsigen Volksvermehrung. — Ein H. III. S. 127. sehr ausführlich beschriebenes, auf einer Kupfertafel dargestelltes, neu erfundenes Instrument, *Hackespaten*, mus sich erst im Gebrauch noch mehr, als in dieser Anpreisung empfehlen. Gegen die vielfältige Brauchbarkeit 1) als Grabscheid, 2) als Axt, 3) als Hacke, 4) als Pike, kann ungeachtet der vorgezeichneten Form und Richtung des Eisens, wegen der Unveränderlichkeit des Stiels noch viel erinnert werden, da diese verschiedene Werkzeuge nicht Handhaben oder Stiele von einerley Form und Stärke gestatten. — In der Fortsetzung dieser Annalen, der wir mit Verlangen entgegen sehen, würde es gut seyn, die gehaltenen Reden nur auszugsweise, und ohne die überflüssigen Complimente, aufzunehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gesner, Füsli u. Comp.: *Gedichte von Friederike Brun*, geb. *Münter*, herausgegeben durch *Friedrich Matthisson*. 1795. (Mit einer Titelviguette von *Lips.*) VIII u. 178 S. 8. (18 gr.)

Der liebenswürdige Dichter, von dessen Beyfall begleitet diese zum Theil schon einzeln erschienenen Gedichte gesammelt in die Welt ausgehen, versichert bey ihrer Auswahl mit freundschaftlicher Strenge verfahren zu seyn, und nichts aufgenommen zu haben, als was ihm der Dichterin würdig zu seyn schien. Dies letzte ist freylich nur eine relative Schätzung, wobey man, genau genommen, immer noch einen andern für sich bestehenden Maasstab vermissen könnte. Wir glauben jedoch mit Hn. Matthisson, dass alles in dieser Sammlung enthaltene der Verfasserin ungefähr gleich würdig ist. Man kann annehmen, dass sie die Höhe ihres Talents sehr früh erreicht hat, da man in einer so langen dichterischen Laufbahn (es finden sich hier

Gedichte von 1779 und von 1793) durchaus kein Steigen oder Fallen, und überhaupt keinen andern Unterschied wahrnimmt, als dafs sich in den frühern Gedichten der Einfluss gewisser halbdänischer Musen bemerken lasst, während man in den spätern einen Nachhall von der Harmonie Matthissonischer Naturschilderungen zu hören glaubt. So scheint das Lied S. 52.: *Ich ging unter Weiden am kühlichen See* etc. sowohl durch seinen Ton als durch den metrischen Bau mit dem Stolbergischen: *Ich ging unter Erlen am kühligen Bach*, sehr genau verwandt. Hingegen in der *Reise von Lyon nach der Perte du Rhone* S. 84. findet man das Sylbenmaafs und die ganze Manier der berühmten Elegie auf den Genfersee. Sehr schicklich wird es dieser auffallenden Uebereinstimmung wegen dem Verfasser der letzten zugeeignet:

Hier dacht' ich dein, du Liebling der Natur,
Der ihr lobsingt in Nachtigallen-Tönen,
O Matthisson! der ihre leise Spur
Entzückt verfolgt durch himmelvolle Scenen!

O folg auch hier! Es ruft dein Genius;
Dir winkt dies Thal, der ew'gen Allmacht Tempel!
Nicht nur die Alpen wähle sich dein Fuss;
Des Jura Saum trägt auch der Gottheit Stempel!

So ist auch zu der *Mittagslandschaft* S. 12. und zu der *Abendlandschaft* S. 14. das ganz eigenthümliche Sylbenmaafs der *Abendphantasie* von Matthisson mit Glück gebraucht worden. Die erste wird so eröffnet:

Strömend rauscht,
Still umlauscht
Von des Uferthals Gebüsche
Hier des grünen Stromes Frische.

Der vortreffliche Beurtheiler des ebengenannten Dichters in diesen Blättern (A. L. Z. Nr. 298. 1794.) hat so viel tief gedachtes über den Werth, die Grenzen und die Grundsatze der schildernden oder Landschaftspoësie gesagt, dafs wir nur darauf zurückweisen dürfen. Wir setzen daher als erwiesen voraus, dafs Leben oder Harmonie des Gemäldes, wo möglich beides, von dem Dichter gefodert werden kann: er mufs entweder das zufällig coëxistirende in eine scheinbar nothwendige Folge von Erscheinungen zu verwandeln wissen, oder die Gegenstände müssen sich nach seiner Empfindung richten, indem er musikalische Einheit in sie hineinlegt. Erst dadurch wird das Gemälde Poësie: denn das Feld dieser Kunst ist nicht das einzelne und wirklich vorhandne, sondern das allgemeine und mögliche. Dabey wird nicht geläugnet, dafs der mahlende Dichter nicht mit Vortheil schöne Wirklichkeit zur Unterlage brauchen könnte. Allein wenn er sich an ein genau bestimmtes Local bindet, wenn er z. B. eine *Mittagslandschaft am Ufer der Rhone nahe bey Genf*, oder eine *Abendlandschaft von der Bellevüe am Genfersee vor dem Gervaisthore* darstellt, so unternimmt er etwas, das eine *camera obscura* unendlich besser leistet. Daraus entstehen dann Gedichte, wobey man dem weniger bereisten Leser mit Noten nachhelfen mufs, ja wobey man wohl thun würde, eine gute Specialkarte zur Hand zu nehmen. Das Ganze wird vollends disharmonisch, wenn Züge von der unbestimmtesten Allgemeinheit sich einmischen. So schliefst z. B. die Abendlandschaft:

Ruhig walls
Mild umstrahlt
Jetzt der Mond am Azurhimmel;
Um ihn her das Sternengewimmel.

welches sich eben so gut in der Lüneburger Haide als zu Genf vor dem Gervaisthore zu ereignen pflegt. In dem schon erwähnten Stücke S. 84. sind ungeachtet des ganz individuellen Inhalts diese entgegengesetzten Mängel wohl am glücklichsten vermieden. Die Gegenstände verwirren sich nicht, indem sie nach einander hervortreten, die Darstellung steigt mit diesen Fortschritten, und beschliefst eine Art von Kreis, indem sie zuletzt von den wildesten zu den freundlichsten Scenen zurückkehrt. An Mannichfaltigkeit der Bilder hat die Poësie der Verfasserin durch ihre Reisen unstreitig sehr viel gewonnen: allein dies ist nur eine materielle Bereicherung der Phantasie. Das Wesen aller schönen Kunst ist Form. Die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick schöner Gegenden uns mitzutheilen scheint, entwickeln sich eigentlich von innen heraus, und man mufs sie im Keime schon mitbringen. Hieraus erklärt es sich, warum diejenigen Gedichte dieser Sammlung, worinn die Farben der Schilderung am glänzendsten gemischt sind, an sonstigem Gehalte jene frühern nicht übertreffen, die sich auf einen ziemlich engen Kreis weder sehr inniger noch sehr eigenthümlicher Empfindungen beschranken. Dies gilt indessen von der letzten Klasse nicht immer in gleichem Grade. Das Gedicht S. 67. *An meinen Brun vor der Geburt meines zweyten Kindes*, erhält durch die Situation eine gewisse Herzlichkeit; (nur hätte die Vfn. bey einem so schwermüthigen Tone ihren Vornamen lieber nicht in *Friedchen* abkürzen sollen) und das *Lied einer jungen Mutter an ihr ungebornes Kind*, S. 54., ein glücklicher Gedanke, ist zart und mit rührender Einfalt ausgeführt. Der Werth dieses und andrer ganz für den Gesang bestimmten Gedichte wird durch die Compositionen von *Schulze* erhöht. Auf die Melodie: *Ich denke dein*, hat man jetzt einen neuen Text von *Göthe*. S. Schillers Musenalm. 1796. S. 5. Den Beschluss machen einige Stücke in poëtischer Prosa. Die Schweizergeschichte *Cyane und Amandor* ist eine lange Idylle, wobey wieder die Schweiz als Scene das Beste thun mufs, denn die Dichtung ist in der That reicher an Gletschern und Bergströmen, als an neuen Situationen und Empfindungen. Nordische Erinnerungen verliessen auch hier die Dichterin nicht ganz: zur *Schöpfung der Alpenrose* im nächsten Stücke wird die Göttin Freja herbeygerufen.

1) Leipzig, b. Müller: *Gerettete Papiere aus den Ruinen des Schlosses Ulmenhausen*. 1794. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hal-

2) Halle, b. Michaelis u. Comp.: *Die Unsichtbaren.* Von *Ernst Winter.* *Erster Theil.* 1794. 326 S. 8. *Zweyter Theil.* 1794. 296 S.

3) Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Die Verwiesenen.* Eine russische Geschichte aus dem Anfange unsers Jahrhunderts. 1793. 303 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1. Charaktere, Situationen, Verwebung und Gang der Begebenheiten sind in dieser Geschichte, die ihre vorzüglichste Wirkung von den Scenen des Vehmgerichts zu erwarten hat, der Wiederhall der gewöhnlichen Dichtungen dieser Art. Doch gebührt dem Vf. das Zeugniss, dass er wenigstens einige Charaktere, wie z. B. Ruprechts, Herrmanns, und Ubalds, besser gehalten hat, als man von seinen Gefährten auf diesem Gefilde der Schriftstellerey gewohnt ist. Gleichwohl fehlt es auch hier nicht an Inconsequenzen, die nicht auf die Schuld des menschlichen Herzens, sondern der poetischen Wahrheit kommen.

Nr. 2. Eine Regentengeschichte, halb Gegenstück zu dem Hamlet, halb zu der Burg von Otranto, ganz nach der neusten Art, Zahnklappen mit Grausen gepaart! Wie weit unsre Schriftsteller sich von der Natur entfernen können, zeige Ein Beyspiel aus Hunderten:

Albrecht. Ja, Elisabeth, nieder mit ihm! O, Ihr seyd ein Mann, Ihr habt die Flamme der Rache angeblasen, dass ihre Spitze an des Wüthrichs Krone leckt!

Elisabeth. Wohl, so habe ich dich gewünscht. Ueber des stolzen Ehebrechers Leiche steigst du dann auf den Thron, und in deine Arme sinkt —

A. Meine Ida.

E. Unverschämter, was wagst du? — Hast du es denn vergessen, dass ich dich liebe?

A. (zurücktaumelnd) Ach, ja so — u. s. w.

Hat es wohl je ein drolligeres *Ja so!* gegeben.

In Nr. 3. fliesst der Vortrag zwar ohne Schmuck, aber doch ohne merkliche Unebenheiten und Mängel hin: indessen bleibt dieses doch auch der einzige Vorzug der Arbeit, und wenn man den Vf. fragen wollte, was Kunst der Charakterschilderung und Haltung, der Anlage des Ganzen, der Heraushebung der Gesinnungen und ihrer Darstellung durch Handlungen, was Dialog, Situationen, und ihre Benutzung u. s. w. heisse? er würde nicht darauf antworten, oder, wenn er etwas richtiges darauf zu sagen wüsste, dieses auf keine Weise aus seinem Product belegen können. Die Scene der Geschichte ist Siberien, und die Verwiesenen gehören zu den Familien des Fürsten Menzikoff und Dolgoruky, einen schwedischen Obristen Friedhelm ausgenommen, den man S. 40. so genau beschrieben findet, dass selbst die Nägel, mit welchen sein Dornstock beschlagen ist, und der Ort, wo er das gelbe Leder zu seinen Stiefeln gekauft hatte, nicht vergessen werden.

Berlin, auf Kosten der Verfasserin: *Carolinens Blumenkranz zur Bildung des Herzens.* 1796. 148 S. 12. (8 gr.)

Als den kürzesten Beweis, dass dieses Geschreibsel tief unter der Kritik sey, setzen wir einige Zeilen aus einem anmasslichen Liede, *Schurkenlohn*, her, ohne im geringsten zu verbürgen, dass wir unter diesem Haufen platter, zum Theil sinnloser Knittelverse die schlechtesten aufgegriffen.

Ein Schurk zu werden ist nicht gut,
Doch hat ein solcher Glück!
Man stiehlt oft seinen Sinn und Muth,
Belohnt sein Bubenstück u. s. w.

Der Schluss lautet so:

Dem drillionenfachen Schmerz
Der solchen Wegen folgt!
Verzweiflung fühlt' das Schurken-Herz,
Bis endlich sie's erdolcht.

Worauf der Aberwitz mit den erdichteten Namen *Tlantlaquatlapatli*, *Caroline Tlantlaquatlapatli*, *Theon. Selmer*, *Klndt* u. s. w., die als Verfasser unter diesen saubern Gedichten angegeben werden, abzielen soll, begreifen wir nicht; noch weniger, mit welchem Recht ein paar Kleinigkeiten von *Gleim* und *Pfeffel*, und eine Parodie von *Göthe* auf den Stil des verstorbenen *Clodius* in Leipzig, *an den Kuchenbäcker Händel*, die er aber, so viel wir wissen, nie öffentlich anerkannt hat, in so schlechte Gesellschaft gebracht worden sind. Belustigend ist es, wie sich der Hass der schlechten Schriftsteller gegen alle Recensenten ohne Ausnahme so naiv äussert. Das Stück S. 75. ist zu pöbelhaft, um etwas daraus anzuführen, aber S. 72. bittet Caroline:

Seyd aber *Ihr* nicht hübsch galant,
Und recensirt, wie schon bekannt:
So nennet alles Reimerey,
Mir ist dies völlig einerley.

welches denn ihrem Verlangen gemäss hiemit geschieht.

Halle, in Comm. der Rengerschen Buchh.: *Neue vaterländische Blumenlese* für Deutschlands Musensöhne, von *J. H. Eichholtz.* 1796. 176 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem vielversprechenden Titel findet man hier längst bekannte Erzählungen und Balladen: das Wintermährchen, Gangolf und Roseite aus dem Oberon, und Hans und Gulphené, von Wieland; der kleine Schimmel, der Kapuziner und die Buckligen von Nikolai; die Büssende von Stollberg, wieder abgedruckt. In welcher Absicht dies geschehen sey, da die Werke der eben genannten Dichter in Aller Händen sind oder seyn können, und die letzte Erzählung von *Engelschall* nicht das mindeste poetische Verdienst hat, würde schwer zu errathen seyn, wenn nicht ein Blatt, worauf der Verfasser die Sammlung seinen innigst geliebten Landsleuten, *den theuersten Mitgliedern des neuen westphälischen offfriesisch verbündeten Kranzchens* (auf der Universität Halle) widmet, und die Liste Hallischer Pränumeranten, einigen Aufschluss darüber gäbe. Unter Deutschlands Musensöhnen hat man also einen kleinen Studentenzirkel zu verstehn, und es ist zu hoffen, dass die künftigen Bandchen der Blumenlese auch in

demſelben ihren Abſatz finden mögen, damit das übrige Publicum ſo wenig wie möglich damit behelligt werde. Es iſt unglaublich, mit wie geringem Aufwande, und wie ganz ohne Beruf ſich mancher in Deutſchland dazu drängt, die Zahl der Buchmacher zu vermehren. Der Setzer und Drucker haben wenigſtens eben ſo gute Anſprüche darauf, als Hr. *Eichholtz*, Verfaſſer dieſes Buches zu ſeyn. Es iſt nicht einmal correct gedruckt; und das Papier hat eine unangenehme graugelbe Farbe.

1) Magdeburg, auf Koſten des Vf.: *Verbrechen aus Unſchuld.* Ein ländliches Sittengemälde in vier Aufzügen, von *Johann Carl Wilhelm Palm*, königl. Preuſs. Commiſſions-Secretair. 1796. 176 S. 8. (12 gr.)

2) Magdeburg, auf Koſten des Vf.: *Fürſtenglück.* — Ein fürſtliches Original-Familiengemälde in einem (Einem) Aufzuge von Ebendemſelben. 1796. 86 S. 8. (6 gr.)

Die Abſicht des Vf. iſt ſo gut gemeynt, dafs man ſchon deswegen faſt nicht den Muth haben würde, bey Nr. 1. etwas anders als dieſe zu erwähnen, wenn es nicht auch durch ſeine ganze Beſchaffenheit allen Muth lähmte. Wir können daher nichts beſſers thun, als „die werthe und ehrenvolle Verſicherung“ wiederholen, welche ein Mann, den der Vf. als den deutſchen Horaz bezeichnet, ihm darüber zugeſandt hat: „Ueber „häufte Geſchäfte und ein Alter von ſiebzig Jahren „hindern mich, eine genaue Kritik über dieſes Schau„ſpiel niederzuſchreiben, welches in ſeinen einzelnen „Theilen recht ſchön iſt, und ſo ſehr Tugend und Re„ligion lehrt, dafs ſogar eine Betſchweſter, die das „Theater haſst, ein ſolches Stück mit gutem Gewiſſen „beſuchen würde u. ſ. w.“ Allerdings iſt es ganz im Sinn einer Betſchweſter, den Fehltritt eines funfzehnjährigen Mädchens ein *Verbrechen* zu nennen, das nach S. 167. „das Geſetz der Natur umkehrt;“ und nie hätte ſich wohl der liebenswürdige Florian einfallen laſſen, dafs man ſeine *Claudine* (in den *nouvelles Nouvelles*) in ein Sittengemälde wie dieſes umſchaffen könnte. Der Vf. hat ſich freylich zu hüten, dafs die Moral ihn nicht, wie es Betſchweſtern begegnet, zur Unſittlichkeit, und auf einem andern Wege zu ähnlichen Wirkungen führe, wie die, denen er entgegen arbeitet. Denn ein Gegengift, wenn es nicht mit Einſicht gemiſcht iſt, kann Ekel erregen, ohne das Gift wegzuſchaffen; und Aergerniſs kommt eben ſowohl von dem, welcher die Tugend langweilig und widerlich, als von dem, welcher das Laſter liebenswürdig darſtellt.

Was Nr. 2. betrifft, ſo können wir ebenfalls dem Vf. keinen beſſern Troſt geben, als ſeine eigne Erklärung: dafs ihm niemand „das Bewufstſeyn“ verkümmern kann, „aus allen ſeinen Kräften nach dem Guten geſtrebt zu haben.“ Nur iſt zu bedenken, dafs moraliſche und poëtiſche Tendenz nicht einerley iſt; ſonſt würden wir an jedem Erbauungsbuche ein Dichterwerk erhalten. Wer nicht Zeit hat, die Reden, die in dieſem und dem vorhergehenden Stücke gehalten werden, der Länge nach zu leſen, der halte ſich nur an die unterſtrichnen Stellen, als: *Geld blendet!! So krümmt ſich das Laſter vor ſeinem eignen Bewufstſeyn! Der Aeltern Segen baut den Kindern Häuſer, aber ihr Fluch reifst ſie nieder! Unſchuld verloren, alles verloren! Ohne Tugend iſt kein dauerhaftes Glück auf Erden* u. ſ. w.! Dieſe Auszeichnung ſolcher Sprüche durch verſchiednen Druck iſt der einzige Kunſtgriff, den ſich der Vf. erlaubt, um ſeinen Dialog zu beleben. Man lernt ihn vollkommen daraus kennen, und geräth in Verſuchung, auf ihn anzuwenden, was ſein Herr von Ludwig zu Gott ſagt: „Segnen wollt' ich dich, wenn du nicht heilig wärſt!“

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaft. *Frankfurt* u. *Leipzig*: *Auch eine falſche Quelle der Revolutionen.* Eine Ehrenrettung des allgemeinen Staatsrechtes. Von *K. J. Wedekind*, Prof. des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg. 1795. 83 S. 8. (6 gr.) Man erzählt, dafs hie und da der Antrag geſchehen ſey, den öffentlichen Vortrag des Natur- und allgemeinen Staatsrechtes, als der Ruhe der Staaten gefährlich, einzuſtellen. Hr. W., der die Vertheidigung dieſer Wiſſenſchaften unternimmt, wirft die Frage auf: ob eine ſolche Maafsregel gerecht, und ob ſie politiſch ſey? Die Frage über das Recht iſt nun wohl leicht zu entſcheiden. Nur möchte zuweilen der, welcher die Macht in Händen hat, rathſam finden, zu thun, was er kann, während man zu beweiſen ſucht, dafs er es nicht dürfe. In politiſcher Hinſicht kann man ſagen, dafs es eine kindiſche Maafsregel wäre. Denn was ſoll es helfen, eine einzelne Wiſſenſchaft aus den Schulen zu verweiſen, ſo lange die Reſultate derſelben im allgemeinen Umlauf ſind, und man keine Mittel kennt, dieſen zu hemmen? Wenn die Cultur der Vernunft den Staaten Gefahr droher, (welches, je nachdem der Staat iſt, nicht ungegründet ſeyn mag;) ſo iſt nichts zu thun, als die Wiſſenſchaften in ihrem ganzen Zuſammenhange zu unterdrücken, und den menſchlichen Geiſt einer ſtrengen und allgemeinen Vormundſchaft zu unterwerfen; ein Syſtem, das ein bekannter Orden neuerlich wieder hervorgeſucht hat, und das Aufmerkſamkeit verdiente, wenn es anwendbar wäre.

Der Vf. hat ſeinen Gegenſtand nur mittelmäſsig ausgeführt. Der Vortrag iſt mit einer Menge überflüſſiger, zum Theil ſehr übel gewählter Autoritäten überhäuft, und der Beweisführung fehlt es an Licht und guter Ordnung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

Salzburg, im Verlag des Verfaſſers: *Beſchreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit ihrer älteſten Geſchichte.* Von *L. Hübner.* Erſter Band: Topographie. 1792. 594 S., nebſt 2 Kupfertafeln. Zweyter Theil: Statiſtik. 1793. 620 S. nebſt einer Kupfertafel. 8.

Ebendaſelbſt: Ein *Auszug* des nämlichen Werks durch den Verf. ſelbſt. 1794. 8.

Salzburg, die Reſidenz eines der vornehmſten Prälaten in der deutſchen Kirche, der Hauptort einer in mehreren Rückſichten merkwürdigen Völkerſchaft, und ein Sitz der Literatur, welcher ſelbſt jetzt noch eine anſtändige Freyheit genieſst, und durch dieſe Freyheit blühet, verdiente allerdings eine genaue Beſchreibung. Hr. Hübner, ſchon durch mehrere Schriften, und durch die Beſorgung der oberdeutſchen allgemeinen Literaturzeitung, rühmlich bekannt, hat dieſes Werk mit ungemeinem Fleiſs und mit Geſchmack ausgeführt. Er benutzte hiebey, auſser eigener Beobachtung, nicht nur die bekannten, ſondern mehrere ungedruckte, wie es ſcheint ſehr umſtändliche, ſalzburgiſche Geſchichtſchreiber, und für die ältere Geſchichte gleichzeitige Denkmäler und Urkunden, deren er eine groſse Anzahl eingerückt hat. Die Einrichtung des Werks iſt folgende: nach einer kurzen, bündigen Darſtellung der Geſchichte von Salzburg, geht er alle Gaſſen und Gegenden der Stadt auf beiden Seiten der Salza durch, und beſchreibt jedes merkwürdige Gebäude ſowohl topographiſch als hiſtoriſch; eben ſo die Vorſtädte. Nonnthal, Müllen und Stein; die Straſsen und Gegenden vor den Thoren, und (um hierinn Reiſenden bequem zu werden) die benachbarten Städte und Landſchaften Hallein, Berchtoldsgaden, Reichenhall und Laufen. Im zweyten Bande handelt er von den Einwohnern, der Verfaſſung, den gelehrten und milden Stiftungen und Anſtalten, und ſchlieſst mit Nachrichten zur Belehrung für Reiſende. An der Spitze des Artikels von den Einwohnern ſteht der Erzbiſchof, und wird in den Würden und Eigenſchaften ſeines geiſtlichen Amtes und ſeines Reichsfürſtenſtandes betrachtet. Es folgt hierauf das Domcapitel, das Miniſterium, der Hof, die Dicaſterien, die Landſchaft, die Stadtobrigkeit, Geiſtlichkeit, Adel, Militär und Bürgerſchaft. Dem literariſchen Artikel iſt ein Verzeichniſs aller in dem Erzſtift lebenden Schriftſteller und Künſtler beygefügt.

Ein Auszug dieſes reichhaltigen Werks würde kaum kürzer ſeyn können, als der oben angeführte, welchen der Vf. ſelbſt herausgegeben hat. Es kann demnach hier weiter nichts erwartet werden, als daſs die verſchiedenen Geſichtspunkte gezeigt werden, woraus dieſes Werk intereſſiren kann, und daſs man von den unzähligen Datis, die es enthält, einige Proben gebe.

Der Menſch iſt es was man in jeder Geſchichte billig zuerſt ſucht; die Lage der Menſchen das erſte wornach bey jedem Lande gefragt wird: ob ſie glücklich oder unglücklich ſey, beruhet auf unwiderſtehlichen phyſiſchen Einflüſſen oder meiſtens noch mehr auf der Denkungsart des Volkes ſelbſt; welche letztere durch Anſtalten gebildet, durch die Verfaſſung veredelt, oder durch jene daniedergehalten, durch dieſe verdorben wird. Was über alle dieſe Punkte hier zu finden iſt, wollen wir überhaupt anmerken.

Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorſtädte wird auf 16,000, die des ganzen Landes auf nicht viel über 200,000 (auf jede Quadratmeile 833⅓) berechnet. Die Urſache, warum ihrer nicht mehr ſind, findet ſich hauptſächlich in den unten vorkommenden Verbannungen der unkatholiſchen Chriſten: es iſt aber auch ſehr auffallend (was II, 85 vorkömmt, und vorher und nachher tabellariſch gezeigt wird), daſs *in dieſem ganzen Jahrhundert* (nur das J. 1711 ausgenommen), alſo in Zeiten der Möncherey und der Aufklärung, vor und nach der groſsen Emigration, in einem Lande, welches ſeiner Geſtalt und Lage nach geſund ſeyn muſs, *die Anzahl der Geſtorbenen die der Gebornen allezeit, und oft ſehr betrachtlich, übertroffen hat.* Dieſes wird ſich kaum irgendwo finden, und verdient eine genaue und freymüthige Unterſuchung. Der Vf. giebt an, daſs nach den Auswanderungen zu viele Bauerngüter zuſammengekauft worden; daſs ſeit der ſtrengeren Conſcription im Oeſtreichiſchen wenig neue Anſiedler kommen; daſs die Beſoldungen bey zunehmenden Preiſen der Dinge für die Unterhaltung einer Familie unzureichend geworden; daſs man (wohl eben aus Mangel an Auskommen) gewöhnlich erſt nach dem dreyſſigſten Jahre heirathet.

Wenn man den Stand der Religion und Geiſtescultur, wie er unter der preiswürdigen Regierung des Erzbiſchofs Hieronymus iſt, mit dem vergleicht was er war; ſo läſst ſich nicht leicht eine Verbeſſerung denken, wozu dieſem Fürſten Wille und Muth fehlte, oder welche von den Fortſchritten der Aufklärung in ſeinem Lande nicht zu hoffen wäre. Als Rec. von den Abbildungen Voltaire's und Rouſſeau's las, welche in dem erzbiſchöflichen Cabinet aufgehangen ſind, konnte er ſich nicht enthalten, an gewiſſe Porträte zu gedenken, welche der groſse Friedrich überall hatte, weil man die dadurch vorgeſtellten Perſonen nie aus dem

Auge noch Andenken verlieren müſſe. Was kann ein geiſtlicher Furſt beſſeres thun, als die Zeiten bedenken, worinn er lebt, mit denſelben fortleben, und ſeine Verwaltung ſo einrichten, wie ihr Geiſt ſie erfodert!

Aus der Geſchichte wird gezeigt, daſs Unzufriedenheit mit dem herrſchenden Lehrbegriff ſchon 1340 im Salzburgiſchen ſichtbar geworden. II, 8. (Da dieſes Phänomen ſich ſchon weit früher in der ganzen Gebürgskette hin und wieder geäuſsert, ſo verdiente es wirklich nähere Beleuchtung. War in dieſen Leuten ein Reſt altchriſtlicher Einfalt, oder Myſticiſmus, oder die Ueberlieferung manichäiſcher, gnoſtiſcher Ideen wirkſam?); daſs beym erſten Anfang einer Religionstrennung im Salzburgiſchen nie Anhänger der Oppoſition gefehlt II, 9; wie gewaltig Luther und wie ſchneller, zumal bey dem gemeinen Manne, gewirkt habe. Hiebey eine Beſchreibung der Strenge, womit EB. Matthäus Lang den Neuerungsgeiſt unterdrücken wollte; in welche Gefahr, Verlegenheit und Schaden er dadurch, ſelbſt indem er ſiegte, gekommen. Dieſer Abſchnitt iſt mit merkwürdigen Urkunden belegt, und es finden ſich Züge darinn, welche unwillkürlich an die gegenwärtige Zeit erinnern. Am Ende ſieht man, daſs die Volkswuth endlich einem ſyſtematiſchen Benehmen weichen muſste, daſs aber der Kampf der Fürſten und des Volks traurige Wirkungen hinterlieſs, welche hätten verhindert werden können, wenn man beiderſeits von Extremen zurückgekommen wäre. Die traurige Verfolgungsgeſchichte währet unter den folgenden Regierungen fort. Nur hört man gern, daſs der EB. Johann Jakob Kuen von Belaſy (mit anderen; wie Daniel Brendel von Homburg, Mainz, den Kaiſern Ferdinand und Maximilian ſelbſt) Verſuche gemacht, den römiſchen Hof zum Nachgeben zu bewegen. Es folgt endlich, zu Anfang der Regierung des raſchen Wolf Dietrichs von Raitenau, die groſse Auswanderung des J. 1588. Rec. hat in einem fernen Lande ein Denkmal der evangeliſchen Pietät einer ſolchen ausgewanderten Familie gefunden. Es war ein ſilbernes Käſtchen, worinn ſiebzehn mit ungemeiner Feinheit von Abraham Reinhard, einem augsburgiſchen Künſtler verfertigte Gemählde lagen: eine Menge Emigranten, Männer, Weiber und Kinder, in der Mitte Chriſtus, und die Worte: Folge mir nach! Die Emigration, mit den Worten: Gehe aus, aus deinem Land; ein Landkärtchen von Salzburg; ein Prediger mit den Werken Luthers (Aufſchrift: Wahrheit); Soldaten die das Volk aus ſeinen Wohnungen treiben; ein Bücherbrand (Aufſchrift: unſere Herzen brennen). Segnende Prediger; u. ſ. f. Dabey war (Rec. weiſs nicht warum) ein Kärtchen von Litthauen; endlich das erzbiſchofliche Edict mit der Aufſchrift: *deine Wohnungen, Herr, ſind gut überall.* Nach andern Vorgängen ähnlicher Art erfolgt 1731 die Emigration von 25 bis 30000 Menſchen, welche der EB. Leopold Anton von Firmian die vaterländiſchen Gebirge zu verlaſſen nöthigte. Die Bearbeitung der 26 Foliobände Acten, welche dieſe Trauergeſchichte betreffen, würde ein Verdienſt ſeyn. Man könnte die ganze Sache beſſer beurtheilen; es könnte auf politiſche Bemerkungen leiten, die für das Land heilſam wären; geheime Wunden könnten entdeckt, und vielleicht geheilt werden. Wie ſehr contraſtirt mit dieſer Geſchichte die ſchöne Reihe von Verordnungen des regierenden Erzbiſchofs, von ſeinem erſten Jahre an! In denſelben iſt nicht weniger ſeine Aufmerkſamkeit und ſein richtiges Urtheil, als ſeine Klugheit und Maſsigung ſichtbar; wie er alles läutert, ohne etwas weſentliches im mindeſten zu gefährden; wie er Nationalvorurtheilen nachgiebt, um nur dem gepflanzten Keim beſſerer Dinge, der einſt jene von ſelbſt erſticken wird, um ſo eher Eingang zu verſchaffen; wie er am ſorgfältigſten für die Volksbildung auf dem Wege der Erziehung, durch gute Lehrer und deutſchen Gottesdienſt ſorgt.

Man ſieht mit Freuden, wie gut es gelingt, wenn ein Furſt nicht wider, ſondern in dem Geiſte ſeiner Zeit arbeitet. Er hat keine Orden aufgehoben, eher ſich für ſeine löblichen Inſtitute Geld von ihnen geben laſſen. Aber die Orden hören von ſelbſt auf, wie gewiſſe Vögel bey anbrechendem hellem Tage ſich nicht mehr ſehen und hören laſſen: Die Franciſcaner ſind von 60 auf 14 geſunken; die Bartholomäer haben aufgehört; die Capuciner von Tamsweg ſind aus dem Lande gelaufen, als ihnen das miraculöſe Pulver wider Behexungen weggenommen wurde; es ſind im ganzen Erzſtift keine 300 Ordensleute mehr, und dieſe (ſelbſt Capuciner,) machen ſich nützlich. Aufser ſehr armen, hülfloſen Studenten meldet ſich niemand mehr, denn die Einkünfte werden immer unergiebiger und alles Terminiren iſt verboten. Nun iſt auch alle Zauberey (57 Zauberer und Hexen wurden noch 1678 hingerichtet) verſchwunden. Das Gnadenbild von Plain, wunderwirkend ſeit dem dreyſsigjährigen Krieg, im J. 1751 und ſeither jährlich mit Gold und Edelgeſteinen gekrönt, bekömmt kaum noch ein Drittheil ehemaliger Pilgrime; Votivgemälde, Krücken, Crucifixe mit ſechs Zoll langen Fuſszehen, eine Menge verunſtaltende Bilder hat der Erzbiſchof aus den Kirchen geſchafft.

Wir müſſen, der Kürze wegen, die Nachrichten von den niederen Schulen übergehen, um von der Univerſität zu bemerken, wie ſchwer und ſonderbar ihr Aufkommen geweſen. Vergeblich bemühete ſich EB. Johann Jacob Kuen von Belaſy; vergeblich wandte ſich Wolf Dietrich an mehrere Orden. Es mag wohl ſeyn, daſs die Salzburger ſich überhaupt lieber mit einträglicheren Speculationen beſchäfftigten; aber dem Rec. ſcheint ein Haupthinderniſs darinn gelegen zu haben, weil der Zweck dieſer hohen Schule nicht geweſen zu ſeyn ſcheint, Aufklärung zu verbreiten, ſondern die neuen Meynungen zu unterdrücken; daher war ſie unpopulär. Unter dem thätigen EB. Marcus Sittich von Hohenems kam die Univerſität, vornehmlich durch den Eifer des Abbts Joachim Puechauer von S. Peter, eigentlich durch Verbindung einiger dreyſsig benedictiniſcher Klöſter zu Stande, war aber in der That nur Gymnaſium. Der Geiſt, welcher darinn herrſchen muſste, iſt ſchon an dieſen Umſtänden zu erkennen. Billig hielt der einſichtsvolle EB. Paris von Lodron dieſes Inſtitut nicht für ganz geſchickt, praktiſche Männer zu bilden; hiezu, ſcheint es, errichtete er

wenigstens als kleine Pflanzschulen, das rupertinische und marianische Collegium. Ganz anders sieht es, bekanntlich, nun aus; wie der Lectionscatalogus und das Verzeichnifs der nun lebenden Schriftsteller zeigt. Merkwürdig ist, dafs niemals eine medicinische Facultät bey dieser Universität hat aufkommen können. Das Capital der Universität wird, aufser verschiedenen Gütern, deren Werth und Ertrag nicht bestimmt sind, auf 72,000 Gulden berechnet, welche von der Landschaft mit fünf Proc. verzinset werden. Die Bücher des berühmten Besoldus waren der Anfang der Universitätsbibliothek, die nicht über 13,000 Bände stark ist. Es werden aber billig die 40,000 Bücher der (auch an Handschriften nicht armen) Bibliothek zu S. Peter und die 20,000 Bände der (auch mit Prachtwerken prangenden) Hofbibliothek, in der Schätzung literärischer Hülfsmittel für Salzburg mit in Anschlag gebracht. Die wichtigen Mineraliencabinette des Hofkanzlers Baron Kürsinger und Hofkammerraths Schroll, das Naturalienkabinet des Generaleinnehmers Baron Rehlingen und der Gewächsgarten des Handelsmanns Hn. Ränftl haben zu viel eigenes, um nicht Auszeichnung zu verdienen. Endlich dürfen beide gel. Zeitungen und die vielfaltig ausgestandenen Kampfe wider „einen Obscurantenclubb" nicht übergangen werden. Von älteren Gelehrten, die gelegentlich vorkommen, machen wir auf das aufmerksam, was bey Gelegenheit seines Sterbehauses und Grabmals von dem berühmten Paracelsus gesagt ist. Aus einer sehr seltenen Schrift ist sein Testament und Inventarium abgedruckt zu lesen. Auch Luthers Freund, Staupitz, der hier als Abt zu S. Peter starb, hat ein würdiges Denkmal; seine Schriften und Bücher vernichtete der Eifer eines spätern Abts.

Von alter Kunst scheinen sich keine erheblichen Ueberbleibsel gefunden zu haben. Doch verdient der (vorgebliche) Antinous Erwähnung: Ein ungemein schöner Jüngling, eine Streitaxt haltend, neun Fufs hoch, von Bronze, ist im J. 1502 bey S. Veit in Kärnthen ausgegraben worden, und steht nun in der Residenz; ihn für einen Antinous zu halten, dazu hat man keinen andern Grund als seine Schönheit; noch dazu ist nicht gesagt, ob es der Charakter der Schönheit ist, welche den Antinous unterscheidet. Eine Menge alte Münzen ist in der Silberkammer, aber in Teller und Schüsseln eingelegt, freylich sehr unbequem, zu sehen. Aus den mittleren Zeiten haben wir nicht viel gefunden, das besondere Betrachtung verdiente (einige Kirchengeräthe; ein Evangelienbuch, das des H. Ruprechts gewesen seyn könnte). Die unterirrdische Welt bietet eine etwas gröfsere Zahl von Merkwürdigkeiten dar: Billig wird angezeigt, was in gewissen Grabern bey ihrer Eröfnung gefunden worden; auch durch welchen Ausdruck von Schmerz oder Bewunderung die Alten gesucht, geliebte oder verehrte Personen im Gedächtnifs der Mitbürger zu erhalten. Das fürchterlichste Grab ist wohl das, welches in der Nacht vom 16 Julius im J. 1669 bey nahe dreyhundert Menschen unter einem von dem Mönchberg herunterrollenden Fels gefunden: und (was allein nützliches dabey zu thun war) es ist zur Warnung angezeigt worden, dafs die Unglücklichen oder ihre Väter zu viel in die Seiten des lockern Berges hineingebauet hatten; wie er denn von dem an jährlich untersucht wird.

Details über die Baukunst können bey einer so ausführlichen Stadtbeschreibung nie fehlen. Wir zeichnen hier nur aus, was über die erzbischöfliche Residenz, I. 316—394 über das Lustschlofs Mirabell, I, 520—546, über Hellebrunn I, 190—202, von der majestätischen Domkirche I, 412—416, von der Spitalkirche u. a. m. ausführlich gemeldet wird, und nicht ohne Vergnügen, manchmal mit Bewunderung dessen was mit so beschränkten Hülfsmitteln hat geschehen können, zu lesen ist. Dem Fleifse des Vf. entgehen auch weniger in die Augen fallende Dinge nicht: z. E. die seit 1562 in einem Bürgerhause bestehende fliegende Stiege; die zu Abwendung von Erdbeben unter den Thürmen des Doms angebrachten tiefen Ciftern. Die Festung Hohensalzburg wird, wie sie im sechzehnten Jahrhundert war, und wie sie nun ist, gut beschrieben. Unter den Zierden der Palläste können wir vorzügliche Gemähldegallerien nicht übergehen: von der Sammlung auf Leopoldskron (Firmianisch) ist ein Verzeichnifs; wir nennen davon blofs die 217 Porträts von Malern in dem Billardzimmer. Die Gemaldesammlung des jetzt regierenden EB., in Verbindung mit der von dem EB. Harrach hinterlassenen II, 580—584. Von Gärten wollen wir den Lodronschen in Aigen anführen.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vofs: *Friedrichs des Zweyten*, Königs von Preufsen, *apokryphische Schriften in Prosa und Versen*, gröfstentheils satirischen und scherzhaften Inhalts, aus dem Französischen übersetzt. 1795. 490 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.

Eine Uebersetzung der, vom König zwar nicht selbst anerkannten aber doch, ihrer Beschaffenheit, dem Zeugnisse glaubwürdiger Personen, und verschiedenen Stellen in des Königs Briefen an seine Freunde nach, höchst wahrscheinlich von ihm herrührenden Aufsätze, und zwar eine, so viel es bey dem satyrischen und scherzhaften Inhalt derselben möglich war, ganz verständliche Uebersetzung war schon 1790 als *Anhang*, oder, als ein *fünfter* Theil der bey Lebzeiten des Königs gedruckten Werke herausgekommen. Diese wird nun hier denen Liebhabern zu Gefallen, die schon ältere minder vollständige Uebersetzungen von des Königs Schriften besitzen, unter einem eignen Titel einzeln verkauft.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien, b. Gerold: *Der praktische Hausfekretär für verschiedene Gattungen Menschen.* Neueft. Aufl. 1794. 224 S. 8. (20 gr.)

Digitized by Google

Riga u. Leipzig, b. Müller: *Lief- Eſth- und Kurländiſcher Briefſteller für junge Kaufleute oder Handbuch für ſolche, die ſich der Handlung widmen,* Nebſt Anzeige von dem beſondern Liefländiſchen und zum Theil auch Ruſſiſchen Handel in Rückſicht auf Eingebohrne und Auswärtige. 2te Aufl. 1795. 280 S. 8. (18 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Rom*, in d. Pagliariniſchen Druckerey: *Le Pitture di un antico vaſo fittile trovato nella Magna Grecia ed appartenente a* S. A. il Principe *Staniſl. Poniatowski* espoſte da *Ennio Qu. Viſconti.* 1794. (iſt aber erſt im vorigen Jahre ausgegeben worden) gr. fol. XIII S. mit 4 gr. Kupfertafeln. Es gehört jetzt zum unerläſslichen antiquariſchen Luxus, wenigſtens einige altgriechiſche Vaſen von ausgezeichneter Schönheit und Gröſse zu beſitzen. Sie werden, wenn ſie von einer nur mittlern Gröſse ſind, in Campanien und Apulien in der Gegend ſelbſt, wo ſie ausgegraben werden, oft mit 30 bis 40 Ducaten bezahlt. Die neue zweyte Hamiltoniſche Sammlung, von welcher nächſtens eine weitläuftige Anzeige in dieſen Blättern gegeben werden ſoll, enthält vortreffliche Zeichnungen von *Tiſchbein* in Neapel; aber die Erklärung iſt doch ſehr ſeicht ausgefallen. Nur ſelten bringt ein glücklicher Zufall eine ſchöne Vaſe mit einem ſachkundigen Erklärer zuſammen, wie dies im vorſtehenden Werke wirklich der Fall geweſen iſt. Eine Vaſe von ausgezeichneter Gröſse und mit den ſchönſten Zeichnungen geſchmückt, die unweit *Bari* in Apulien ausgegraben wurde, kam in den Beſitz des Prinzen *Poniatowski*, und fand nun in dem geübteſten Alterthumskenner Roms, dem Abbate *Viſconti* einen Erklärer, wie ihn, einige von *Winkelmann* in den *Monumenti Inediti* herausgegebene Vaticaniſche Vaſen ausgenommen, noch keine andern Vaſen gefunden haben. Die vier dieſer Erläuterung beygefügten Kupfer, in welchen man ſogleich die Tiſchbeiniſche Schule in Neapel erkennt, ſtellen erſtlich die Vaſe ſelbſt in ihrem zierlichen Umriſſe nebſt den Zierrändern und doppelten Henkeln vor, wovon die gröſsern in Maſken, die kleinern in Schwanenhälſe ſehr verſtändig auslaufen. Dann kommt auf der 2ten Tafel eine Blumeneinfaſſung um den Hals der Vaſe, in deren Mitte aus einem Blumenkelch ein blühender Knabe mit der phrygiſchen Mütze hervorquillt (eine ſehr ſeltene und merkwürdige Vorſtellung, aus welcher ſich deutlich ergiebt, daſs die ſogenannte Thier- und Blumenarabeſke ſchon vor mehr als 2000 Jahren, noch vor Alexanders Zeiten unter den Griechen gebräuchlich, alſo nicht erſt von den Alexandrinern in Aegypten entlehnt war). Die dritte Tafel enthält die, wie auf allen dergleichen Vaſen, ſorgfältiger ausgearbeitete Vorderſeite, einen Mythos aus der Geſchichte der Proſerpina, und auf der 4ten iſt die Hinterſeite abgebildet. Die Vorderſeite auf der 3ten Tafel bietet dem gelehrten Erklärer den dankbarſten Stoff. Auch iſt ſie ohne Zweifel eine *der vollendeteſten und ſchönſten Darſtellungen aus dem ganzen Alterthume.* Aber, wie ſonderbar, hätte ein Deutſcher in der Bibliothek der heiligen Synode zu Moſkau nicht die alten Handſchriften durchſucht und dort den Hymnus auf die Ceres widergefunden; ſo hätte ein Alterthumsforſcher zu Rom dieſe im unterſten Italien aufgefundene Vaſe nicht erklären können. Denn ſie erhält, wie Viſconti beym erſten Blick entdeckte, ihren ganzen Aufſchluſs aus jener Hymne. Die Zeichnung iſt wie mehrere der Art in zwey Regionen die himmliſche und irdiſche, vertheilt. Oben thront Jupiter und hat zur einen Seite den Merkur, der Bericht abſtattet, zur andern die Proſerpina, die ſo eben aus der Unterwelt angekommen iſt, und neben ſich die Hora des Frühlings, als dienende Zofe, ſtehn hat. Während dieſs im Olymp verhandelt wird, empfängt Triptolemus auf ſeinem geflügelten Drachenwagen zur Ausfahrt auf die Erde gerüſtet die Befehle der ihm Kornähren darbietenden Ceres. Der Ceres zur Seite ſteht, die Nymphe Hekate mit der Fackel (Hymn. in Cer. 52. 438. *Viſconti* lieſt *κιμσσα*. Aber *Ilgen* richtiger *κιμσσ*), ſo wie auf der andern Seite des Wagens eine Nymphe, die den Drachen aus einer Schaale füttert (Viſconti, der eine Rhea oder Tellus darinn findet, durfte ſich nur an die Nymphe erinnern, die auf dem von ihm ſelbſt angeführten Braunſchweiger Onyxgefäſſe den Drachen des Triptolemus einen Korb mit Früchten bietet). Wer den Hymnus auf die Ceres kennt, wird ſchon aus dieſer Angabe ſchlieſsen können, wie viel ſich aus ihm zur Erläuterung beybringen lieſs. Aber die unbeſchreibliche Anmuth der einzelnen Figuren und die verſtändige Zuſammenordnung und Gegeneinanderſtellung derſelben muſs man ſelbſt ſehen, um ſich von der Vortrefflichkeit dieſes Kunſtwerks eine Vorſtellung machen zu können. In den einzelnen Anmerkungen giebt der Erklärer aus der Fülle ſeiner Kunſtkenntniſſe und der ihm umgebenden Alterthümer manche ſehr belehrende Winke, wohin wir beſonders den gelehrten Excurs p. VII. n. 16. über die auch von Mannern an den Armſpangen getragenen Siegelſteine und Pitſchiere rechnen. Denn da der Jupiter auf dieſer Vaſe ein ſolches Armband mit einer Gemme trägt, ſo nimmt der Vf. davon Gelegenheit zu zeigen, daſs dieſs die früheſte Sitte des Alterthums noch vor Erfindung der Ringe oder eigentlichen Fingerreife geweſen ſey. Die Sache iſt auch für die ebräiſche Archaeologie wichtig. Das Siegel Juda 1 Moſ. XXXVIII, 18. (welches ſelbſt *Dathe* noch nach *Paulen von der Regierungsform der Morgenländer* §. 61. S. 297. von einem am Halſe an einer Schnur hängenden Edelſtein erklärt) war ſelbſt nach der Ueberſetzung der LXX nichts anders als eine Gemme, die in die Armſpange (ἐμβολεῖς nennen es die LXX) gefaſst war. Daraus laſſen ſich auch die groſsen Skarabaeengemmen erklären, womit man anfangs geſiegelt hat, und die man nicht, wie *Caylus Recueil* T. 1. p. 92. muthmaſst, um den Hals gehangen, ſondern in Armbändern trug. — Weniger glücklich ſcheint uns die Erklärung der Hinterſeite (auf dem 4ten Kupfer) gerathen zu ſeyn. Hier konnte ſelbſt ein ſo bedächtiger Alterthumsforſcher, als Viſconti iſt, der Verſuchung nicht widerſtehn; vor welcher er ſo oft in ſeinen andern Schriften warnt, *einer allgemeinen Vorſtellung eine beſtimmte mythologiſche Deutung zu geben.* Er findet in dem Jüngling mit dem Jagdhunde, der in der Mitte wie in der Vorhalle eines Tempels ſteht, und offenbar die Hauptfigur ausmacht, einen zweyten Heros und Liebling der Ceres, den Jaſion. Allein Rec. findet ſich durch die häufige Betrachtung ſo vieler Vaſenabbildungen immer mehr in ſeiner Vermuthung beſtärkt, daſs die Figuren der Rückſeite auf dieſen Einweihungsvaſen, wo vorn die bedeutendſten Vorſtellungen aus einem beſtimmten Mythencyclus vorkommen, ſich gewöhnlich auf den Einzuweihenden ſelbſt beziehen, und durchaus keine eigentliche mythologiſche Deutung leiden. Der Jüngling, der ſo zwiſchen zwey Tempelſäulen ſteht, kommt, was Viſconti zu erinnern vergeſſen hat, z. B. in den d'*Hancarvilliſchen* Vaſen mehrmals vor z. E. T. III. tab. 36. und ſcheint den jungen Candidaten der Myſterien, dem heute die Tempelpforte zum erſtenmal geöffnet wird, ſelbſt vorzuſtellen. Bey dieſen Aufnahmen der Jünglinge waren in jenen altgriechiſchen Myſterien auch Frauen, wie ſchon aus dem ſpätern Bacchanalienunfug beym Livius, noch mehr aber aus einer ſo groſsen Menge von Vaſenabbildungen älterer Zeiten zu erſehen iſt. Nun werden auch die 4 Figuren auf dieſer hier von V. erklärten Vorſtellung deutlich. Den Aufzunehmenden umgeben zwey junge Männer und zwey Frauen, wovon die eine einen Spiegel, die andere ein Schmuckkäſtchen wahrſcheinlich zum Anputzen der *Libera*, in der Hand hält. Viſconti, der aus dem Spiegel einen Wedel, und aus dem Käſtchen eine *ciſta myſtica* machen möchte, wollte ſich nur um ſeiner Hypotheſe willen nicht erinnern, daſs grade ſo geſtaltete Spiegel und Schmuckkäſtchen beym Aufputz der Frauen auf Einweihungsvaſen ſo häufig vorkommen (z. B. in *Tiſchbeins Engravings* T. II. tab. 36. und beſonders T. III. tab. 35, wo die vollſtändigſte Frauentoilette zu ſehn iſt), daſs ſie auch hier nicht zu verkennen waren.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

SALZBURG, im Verlag des Verfaſſers: *Beſchreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit ihrer älteſten Geſchichte.* Von *L. Hübner.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Verfaſſung wird eigentlich im Zweyten Bande geſchildert. Von dem Urſprung des Erzſtifts liefert Hr. *H.* gute Nachrichten; in der Chronologie tritt er Hanfiz bey, und läſst den H. Ruprecht zu Anfang des achten Jahrhundertes an den Ort kommen, wo Geſträuch die Trümmer Juvaviens deckte. Hierauf handelt er von der Manier, wie ſeine Nachfolger zu der oberſten Würde gelangt ſind; nämlich (wie meiſt überall) durch freye Wahl der Geiſtlichen, der Groſsen und des Volks, welcher damals eine Vorwahl zu S. Peter vorgehen mochte. Es wird gezeigt, wie nachmals das Domcapitel, zumal nach ſeiner Säculariſirung, das Wahlrecht allein ausgeübt, und wie man ſich mit einer Proclamation an das Volk begnügt habe. Die Formen der Wahl vor 1612. Die vielfältigen Verſuche des Domcapitels, theils währender Sedisvacanz, theils vermittelſt bedungener Wahlverträge mehr Gewalt auszuüben, als man ihm, ohne Gefahr für die Finanzen und ſ. f. überlaſſen zu können glaubte; wie der Reichshofrath jene Eingriffe 1784, die Anſprüche eines Condominiums eben derſelbe 1779, und der Römiſche Hof 1701 wirkſam zurückgehalten habe. Die Primatie wird aus dem Recht eines *Legati a latere* deducirt. Es wird bemerkt, daſs man ſeit mehr als hundert Jahren den Cardinalshut nicht mehr geſucht, weil die Würde eines Erzbiſchofs in der That höher iſt. Die Taxen ſind von 26000 auf 7000 Scudi geſunken. Die Regentenmacht wird in allen ihren Zweigen beſchrieben. Da keine Wahlcapitulation mehr ſtatt hat, ſo iſt ſie einerſeits unumſchränkter als in vielen anderen geiſtlichen Wahlſtaaten; doch kann der EB. weder ohne das Domcapitel etwas von Gütern und Rechten veräuſsern, noch ohne „Rath und Zuthun" der Landſchaft Auflagen machen. Wir fügen nur noch bey, daſs er ſeit 1777 ein *Privilegium de non appellando* beſitzt, wodurch die Appellationsſumme von 400 R T. auf 2000 Gulden erhöhet wurde.

In Anſehung des Domcapitels wird urkundlich beygebracht, wie im J. 1122 S. Ruprechts Chorherren Auguſtinermönche geworden, im J. 1514 aber, vornehmlich durch Vorſchub des Cardinals von Gurk, Matthäus Lang, den ſie zum Erzbiſchof wählten, den Ordenshabit, nicht ohne vielen Widerſpruch des Adels und der Landſchaft, wiederum abgelegt haben. Unter dem Domprobſt (nachmaligem EB.) Andreas Jacob von Dietrichſtein, 1733 wurde das noch beſtehende, obwol nie beſtätigte, Statutenbuch abgefaſst, aus welchem der Vf. einen nützlichen Auszug liefert. Die Ahnenprobe kam (obſchon auf edle Abkunft, doch unausſchlieſslich bloſs moraliſch edler Männer, auch zuvor geſehen worden) in dem ſechzehnten Jahrhundert auf. Zu Grafen wurden die Domherren von Salzburg unter Kaiſer Leopold I. erhoben, und ſind es ſeither meiſt alle; Wolf Dietrich hat 1606 mit dem Capitel verabredet, nie aus den groſsen Häuſern Oeſtreich oder Bayern zu wählen; dieſes Statut ſey nicht beſtätiget (dafür iſt es aber beobachtet) worden.

Spuren einer Landſchaft werden ſchon 1387 in einer Bete gezeigt, welche die Geiſtlichkeit und Ritter nebſt der Stadt S. „mit Willen und Gunſt anderer Landleut und Städte" ausgeſtellt; worauf im J. 1403 eine „Verbündniſs der Geiſtlichen, Ritter, Knechte und Städte" vorkommt. Der erſte förmliche Landtagsreceſs iſt vom J. 1525. Erneuert wurde die landſchaftliche Verfaſſung von dem EB. Paris Grafen Lodron, der im Anfang des dreyſsigjährigen Kriegs (den er ganz und glücklich durchlebte) nach ſeiner Weisheit fühlte, wie nothwendig Popularität in der ſchweren Zeit ihm ſeyn würde. Nun beſteht ſie aus acht Prälaten, deren bey dem jährlichen Landtag die Hälfte erſcheint; den vier Erbämtern, dem Comthur von S. Ruprecht und den Rittern von der Landtafel, welche zuſammen acht Deputirte ſenden; der Burgerſtand beſteht aus ſechs Städten und 23 Märkten: die Städte ſenden 3, die Märkte einen Deputirten. Man erkennt auch hieraus, wie im XIV und XV Jahrhundert Bürger und Landleute ein groſses Gewicht erworben, welches ſie einbüſsten, als die Religionsneuerung, der ſie häufig beytraten, ein Vorwand wurde, ſie zu trennen, und anderen Ständen mehr Gewalt zuzueignen; und daſs zwar der Adel auch hier ſo viele Glieder als die beiden übrigen Stände zum Landtag abordnet, doch gemeine Landleute auch hier von einer öffentlichen legalen Stimme nicht ausgeſchloſſen ſind. Ein glücklicher Umſtand! weil, wo Geſetze dem Landmanne keine Stimme geben, ſie nur tumultuariſch ausbrechen kann. Von der Stadt läſst ſich bemerken, daſs auch ſie ſchon um 1287 Freyheit geſucht, mannichfaltig (und am gewaltſamſten, wo Religion den Vorwand gab) eingeſchränkt, von den Kaiſern begünſtiget, aber von dem Landesherrn durch ſogenannte *Coups d'etat* (wie II. 290) und, in Zeiten allgemeiner Verwirrung, da ſie geſchwächt und ermüdet war, vollends um die Selbſtſtändigkeit gebracht worden, die ſie ſich hatte geben wollen.

len. Uebrigens ist mit der Landschaft die Landmannschaft nicht zu verwechseln: diese besteht aus dem Landadel und hat eigene Privilegien.

Das nächste, wonach man weiter fragen wird, dürfte das Militär seyn: dieses ist nie zu Unterdrückung des Landes, sondern zu seinem Schutz gehoben worden: die innerlichen Unruhen hat die Geistesgegenwart der Fürsten und bayrische Hülfe gestillt. Lange war das Militar des Hofs höchst unbedeutend; in der That wurde an keine andere Furcht, als an die der osmannischen Waffen, gedacht; als Paris Lodron den Staat in höchster Noth sah, wandte er sich an die Landfahne; 24.000 Mann standen auf; der Feind kam nicht. Nach diesem casarmirte er eine beständige Militz. Aber wie könnte sie drückend seyn, da sie aus kaum 820 Mann besteht.

Soldaten erfodern Geld, und Geld gewinnt der Steuerbare durch Landbau, Fleifs und Handel. Speditionshandel war in jenem, für die deutschen Städte glücklichen Zeitalter, als die vornehmste Strafse aus Indien über Kahira und Alexandria, von da mitten durch Deutschland nach den Hanseatischen Städten ging. Eben der hieraus entsprungene Wohlstand gab den Salzburgern so viel Muth; so wie nachmals der Verfall dieses Handels gewifs auf die mehrere Biegsamkeit ihres Charakters wirkte. Es ist merkwürdig, dafs auch der Handel mit Weinen von eigener Cultur im XIIten Jahrh. vorzüglich war. Jetzt sind in der Stadt 55 stehende Handlungen, 457 Gewerbe; alle Meister können Gesellen und Knechte halten, so viele sie wollen; wo aber die Verordnung entweder nicht von 1657 oder nicht von EB. Paris ist (denn er starb 1653). Hinlängliche Angaben, in wie fern der Ertrag jener Handlungen und Gewerbe wichtig ist, fehlen; wenn man II, 303 ff. den Factor Sigmund von Hafner im J. 1787 an Legaten und milden Stiftungen, aufser dem was er seinem Universalerben läfst, über 795.295 Gulden disponiren sieht, so ist man begierig zu wissen, auf welchem Weg sein Haus so viel erworben, und ob mehrere dieser Art sind.

Uebrigens scheint die Finanzverwaltung entweder sehr sorgfaltig gewesen, oder von glücklichen Speculationen (wie es dem EB. Johann Ernst von Thun mit holländischostindischen glückte) mächtig unterstützt worden zu seyn; man sieht die Fürsten, selbst in schweren Zeiten, sehr grofse Summen zu Stiftungen verwenden. Wie hoch sich ihr ordentliches Einkommen belaufe, finden wir nicht angegeben. (Dem Rec. ist von 800,000 G. gesprochen worden; andere nehmen es um ein Drittheil höher an). Der reine Gewinn der, bekanntlich wichtigen, Berg- und Hüttenwerke, wird auf jährliche 227,000 G. gerechnet (II, 247; vgl. I, 577, 582 ff.). Die jährliche Ausmünzung belauft sich auf 300 000 G. Die Einkünfte der Landschaft (von Steuern, Abzuggeldern und grundherrschaftlichen Decimationen) auf 317,166.

Mit Vergnügen erkennt man das Bestreben um den Fortgang der Cultur in dem Beyspiel, das schon früh in Betreff der Obstpflanzung u. a., unter Leopold Anton von Firmian durch Verbesserung der Stuterey gegeben wurde, und durch die Viehzucht auf dem fürstlichen Meyerhofe erscheint, besonders aber in Benutzung des grofsen Moores sichtbar ist, worinn, wenn auch nicht ganz Juvavia, doch gewifs prächtige Villen der Alten versunken sind, und welches, seit EB. Firmians löblichem Beyspiel, endlich abgeleitet, bebaut und besonders zu Torfstecherey en mit grofsem Nutzen gebraucht wird.

Rec. wollte noch Proben von dem geben, was für die Sittengeschichte aus diesem Werk zu lernen ist, oder für und wider den Charakter verschiedener Erzbischöfe daraus erhellet.: Er wollte nun von der einfaltvollen Milde der Alten, von unschuldigem Aberglauben, von der Bestimmung einer ordentlichen Stunde zu Schlagereyen, hinwiederum von ihrer Grausamkeit gegen Juden, von dem EB., der dem Dompropst die Augen ausstechen liefs, weil er ihn verklagt hatte, von ihren fürchterlichen Malefizmaschinen, von Steinhausers sehr naiver und merkwürdiger Schilderung seiner Mitbürger, von Jagd, und Turnierwesen und Gastfreyheit manches ausheben. Er wollte ferner auf die beygebrachten Polizeyordnungen aufmerksam machen, auf die Preise der Lebensmittel, wie sie 1460 bestimmt worden, auf Matth. Langen Malefizordnung von 1533, in Vergleichung jener um 200 Jahre ältern, den Keuschheitsverwahrungen durch die Missionärs 1736, und der weisern Rücksicht auf die Schwächen der Menschheit, welche nun, was nicht übersehen werden kann, nur väterlich züchtiget. Ueberdies wäre über die alten Pestanstalten, über die Kornpolizey, über die Brandassecuranzcasse, über die gute Einrichtung im Spital vieles zu sagen gewesen. Endlich, weil das Andenken der Fürsten doch nicht aus vorgeschriebenen Lobreden oder bezahlten Zuschriften, sondern aus Monumenten, die sie hinterlassen, und manchmal aus dem Eindruck, der in der Ueberlieferung von ihnen bleibt, sich beurtheilen läfst; so hätte sich zeigen lassen, wie eifrig doch die meisten Erzbischöfe bemühet waren, durch löbliche Stiftungen oder Anstalten einen verehrten Namen auf die Nachwelt zu bringen; persönlich würde Paris, aus den Grafen Lodron, als der grofste, erscheinen, der auch dem Staat in gefahrvollen Zeiten militarische Consistenz, und dem Militär durch strenge Ordnung und gemeinnützliche Arbeiten wahren Werth zu geben bedacht gewesen. Man würde bey der charakteristischen Kraft Wolf Dietrichs von Raitenau ihm etwa vergeben, dafs er auf seinen fürstlichgeehrten Bruder (mit Recht oder Unrecht) endlich Zorn gefafst (er wurde doch wieder sein Wohlthater); und noch lieber, dafs er die schöne und gute Salome Altin von Festin zu sich holen liefs, die, von jedermann verehrt, ihm seine letzte Regierungszeit angenehmer machte. Er hat die Stadt gepflastert; er war eifrig für die Orden, welche er allein als Volkslehrer kannte, und er versäumte nichts, für die Bildung derer zu sorgen, welche andere lehren sollten. Seine Strenge rettete sein Volk von der Pest: er hielt in Stürmen, wie der von Ungewittern unerschütterte Thurm, der sein Sinnbild war, und kann überhaupt kein gemeiner Fürst gewesen seyn, da er, seiner Schwachheit für die Altin ungeachtet, in der Meynung des Volks nach seinem Tode verehrt geblieben. Man würde an Mars Statt

Sittich von Hohenems den Geschmack für religiösen Pomp entweder als eine Popularitätsmaafsregel betrachten, oder doch nicht vergessen, wie er übrigens Menschenfreund, Freund der Natur und Stifter der Universität gewesen; den sonst guten Max Gandolphen von Kuenburg wegen seines an einen Unwürdigen verschwendeten Vertrauens bedauern, und es loben, dafs er sich nicht scheute, den Irrthum zu erkennen; an Johann Ernst von Thun Schwäche der Menschlichkeit finden, wo er gegen die Stiftungen und Ideen des Vorwesers Leidenschaft verräth, aber nicht vergessen, was er für die Armen, für das Alumnat, für edle Jünglinge, und als Stifter des Leihhauses, was er sowohl für die Stadt als das Militär durch den Casarmenbau, was er selbst gegen den Aberglauben, und wie viel er von diesem allein aus eigenem Vermögen, und wie ohne Rücksicht auf nachrechnendes Lob (er verbrannte die Rechnungen), er alles gethan. Man würde in unserm Jahrhundert Jacob Ernst von Lichtenstein und Andreas Jacob von Dietrichstein gleich wohlthätig für das Volk, und diesen unterstützen sehen, was jener unvollendet liefs. Aber die Gränzen einer Anzeige sind schon überschritten. — Die Kupfer stellen die Stadt aus dem sechzehenden Jahrhundert, und wie sie nun ist, nebst der Residenz dar.

SCHÖNE KÜNSTE.

Reval, b. Bornwasser: *Karl Rosen und Wilhelmine Wagner*, eine deutsche Familiengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Erster Theil. 1794. 308 S. Zweyter Theil, 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wilhelmine, ein dürftiges vaterloses, aber geistvolles und edles Mädchen, hat sich zu Fehltritten hinreifsen lassen, die sie ernstlich bereut; mit dem festen Vorsatz, zur Tugend zurückzukehren, entfernt sie sich von dem Ort, der ihr gefährlich gewesen, ist kurze Zeit Kammermädchen und Nähterin, widersteht allen neuen Versuchen standhaft, verwirft sogar Heirathsanträge, die ihrer unwürdig sind, und erhält endlich doch noch eine gute Versorgung. Sie ist, wie sie Th. I. S. 246 sich selbst schildert, nicht frech, nicht verbuhlt, nicht aus Eigennutz wollüstig, aber ihr Herz will sich nun einmal an ein, Liebe erwiederndes Geschöpf anschmiegen, und, dafs sie ein solches Geschöpf nicht unter ihrem eignen Geschlecht sucht, daran ist ihr *Temperament* (das in dem Buche nur ein wenig zu oft in Anschlag kömmt) Ursache. Sie ist zuweilen dem Rückfall nahe, aber sie besiegt glücklich alle Anreitzungen, die sie dazu bekömmt. Ein solcher Charakter mufte mit viel Delicatesse behandelt werden, und dies ist hier wirklich in einem solchen Grade geschehen, dafs man für die Gefallene nicht allein Mitleid, sondern auch Hochachtung empfindet. Ob übrigens das Buch dadurch, dafs sein vornehmster Endzweck dahin geht, zu lehren, Uebereilungssünden seyen keine fluchwürdigen Laster, und nicht jeder sey gerade ein Bösewicht, der die Freuden der Liebe ohne priesterliche Einsegnung zu schmecken suche, moralischen Schaden stifte, mag der Sittenlehrer bestimmen. Der Vf. hat in der Vorrede ausdrücklich erklärt, dafs seine Heldin, so wenig, wie *Camille*, die zu seinem Werke die Veranlassung gegeben, dazu bestimmt sey, jungen Frauenzimmern als Muster aufgestellt zu werden; er habe nur zeigen wollen, wie Fehler gegen die bürgerliche Verfassung nothwendig traurige Folgen nach sich ziehen müsten, aber doch immer einer sonst edelgesinnten Person nichts von ihrem wahren Werth entzogen. Er glaubt, es sey in unsern Tagen nützlich, in Beyspielen zu zeigen, dafs jede Uebertretung der Pflichten für den fehlenden selbst schädlich sey, dafs wir aber leicht eben so, wie die, die wir tadeln oder strafen, gehandelt haben würden, wenn wir an ihrer Stelle gewesen wären. — *Karl Rosen* sollte nicht auf dem Titel prangen, am wenigsten *vor* Wilhelminen stehen, indem er eine sehr untergeordnete Person ist. Seine Liebe für Wilhelminen entspinnt sich erst im zweyten Theil, und ist eine kurze Episode, kurz zur Freude des Lesers, weil *Rosen* Ehemann ist. Er wird das vornehmste Werkzeug zu *Wilhelminens* Glück, und nur in sofern interessirt er. Denn durch seine Empfindeleyen, durch seine Raisonnemens, auch selbst durch seine üble Lage, die er sich durch unkluge Freymüthigkeit und Tadelsucht zuzieht, erregt er wenig Theilnehmung, zumal, da der Vf. auf Bearbeitung dieses Charakters wenig Fleifs verwandt hat. Mehr würde vielleicht der feurige Kosmopolit, der zuletzt *Wilhelminen* heirathet, die Leser an sich ziehen, wenn er nicht zu wenig vorkäme, und wenn nicht seine vorhergehende, doch wirklich strafbare Liebe für eine Ehefrau, an deren Leiden und Tod er Ursache ist, die Leser gegen ihn abgeneigt machte. *Rosens* schwache Gattin, die durch ihre Kälte bey dem Unglück ihres Mannes, und durch ihre Zurückhaltung gegen ihn den Unwillen des Lesers erregt, und die sehr einfachen Schicksale einer, übrigens gutdenkenden, *Julie* machen ziemlich unbedeutende Episoden aus. Der Freygeist und Wollüstling *Willmer* ist ein widriger Mensch, und seine Intriguen sehr plump; der anscheinenden Besserung eines, ihm ähnlich gesinnten, Lieutenants ist wenig zu trauen. Nicht allein alle die hier genannte, sondern auch noch viele andre Nebenpersonen schreiben einander Briefe, wodurch dann die Erzählung etwas weitläuftig, doch nie lästig wird. Der Briefton ist natürlich, und ohne affectirte Lebhaftigkeit nie einschlafernd. Uebrigens mufs man sich wundern, dafs ein Schriftsteller, dem die Schilderungen deutscher Charakter aus dem bürgerlichen Leben, und die Sprache deutscher Briefe so gut gelungen sind: sich zuweilen einiger Gallicismen schuldig macht, z. B. Th. I. S. 103. *Eine Dame gekleidet im letzten Geschmack; ein Bedienter auf vier Nadeln gezogen.*

Petersburg, ohne Anzeige des Verlegers; *Pittoresken aus Norden*, meine und meines Freundes Geschichte. Erster Theil. 1795. 354 S. Zweyter und letzter Theil. 373 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Pittoresken sind, nach des Vf's eigner Erklärung, eben so viel, als Gemählde, Schilderungen, Darstellungen,

lungen, und sein Roman führt diesen Titel, weil er mehr in einer Folge von Charakterisirungen, als in einer künstlich verwobenen Geschichte besteht. Nicht allein Vf. und Verleger sind im *Norden* zu Hause, sondern auch die Personen und Begebenheiten des Romans sind nördlichen Ländern, namentlich *Liefland*, *Eftland*, *Kurland*, und *Dänemark*, angedichtet, und die Sitten dieser Länder zu schildern, ist des Vfs. vornehmstes Bemühen. Die Geschichte von dem eigentlichen Helden ist nur zu einfach; sein *Freund* aber hat auf Reisen sonderbare Schicksale, geräth in die Stricke von dem Stifter eines geheimen Ordens, dessen Betrügereyen ihn in ein Labyrinth von Gefahren verwickeln, und ihn nöthigen, einige Zeit unter einem angenommenen Namen den Hofmeister zu machen, bis er am Ende durch eine Gräfin, die sonst auch ein Werkzeug des Ordens gewesen war, und deren amazonenhafter Charakter den Leser wenig für sie einnimmt, ein reicher Ehemann wird. Er jagt immer täuschenden Bildern, und einer glänzenden Zukunft nach, indess sein Freund mehr auf Realität sieht, und Häuslichkeit und Vaterfreuden zu seinem Ziel macht. Dadurch, dass am Ende die Geliebte des letztern als eine Schwester des erstern befunden wird, schlingen sich die Bande ihrer Freundschaft noch fester in einander. Ausser diesen beiden, sehr oberflächlich bearbeiteten Charaktern findet man vielerley, nicht durch Bezug auf die Haupthandlung sowohl, als durch ihre Sitten hervorstechende Personen, z. B. einen Petersburger Stutzer, einen dummen Officier, einen gutherzigen General mit allerhand militärischen Seltenheiten, und mit einem Serail, das er selbst nicht benutzen kann, einen Landwirth mit Neuerungssucht ohne Einsicht, ein altes verliebtes Fräulein, eine unwissende Ahnenstolze u. s. w. mit sehr natürlichen Zügen geschildert. Die häufig eingeschalteten langen Betrachtungen z. B. über die schlechte Beschaffenheit der Kirchen und des Gottesdienstes in Kurland, über die vielen Reisen der Kurländer, über die Kultur ihres Adels, über das Emporkommen der schönen Künste in Russland, über den Druck der esthnischen Bauern, und in wiefern es rathsam sey, sie davon zu befreyen, über Vorurtheile der Prediger und die fehlerhafte Erziehung in jenen Gegenden — können dem Publicum nützlich seyn, für das der Vf. zunächst schrieb. Es ist ihm so sehr darum zu thun, Provincialinteresse zu bewirken, dass er T. II. S. 342 ein Hochzeitgedicht blos darum einschaltet, weil darinn auf gewisse, Liefland eigne, Hochzeitgebräuche angespielt wird. Die Erzählung wird oft durch Briefe, und noch öfter durch Dialogen unterbrochen. Manche allgemeine Digressionen z. B. das Geschwätz über die Liebe Th. I. S. 114, und der launigt seyn sollende Dialog zwischen Vernunft und Herz Th. I. S. 116 sind dem Vf. ganz misslungen. Seine Sprache liest sich am besten, wenn er so geradeweg schreibt, sobald er zierlich seyn will, wird er gezwungen, z. B. Th. II. S. 293: „Sein Vortrag glich „einer Bildsäule von Phidias, zwar nur von Marmor, der „des vorigen einer böotischen, jedoch aus gediegnen Gold gearbeitet." Was *centreseidne* Haare seyn sollen, die im ersten Theil zweymal vorkommen, ist nicht zu errathen. *Man muss sich vertreten* Th. I. S. 109 anstatt *Bewegung machen* ist ein nordischer Idiotismus, dergleichen mehrere in dem Werk vorkommen. Dass Th. I. S. 346 *Gene* für *Chaine* stehen müsse, ist unter den Druckfehlern nicht angezeigt.

Zürichau, b. Frommann: *Die Regentschaft*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach dem Englischen des Verfassers des *Dya — Na — Sore*. 1796. 174 S. 8. (16 gr.)

Die Uebersetzung dieses, aus der Geschichte der *Jane Shore* gezogenen, und an einzelnen schönen Stellen reichen Stücks hatte bey der gedrängten und gedankenreichen Kürze des Dialogs, bey dem Nachdruck, der oft in einzelen Worten liegt, (deshalb der Vf. selbst so viele Winke über die Deklamation gegeben) bey dem poetischen Feuer in den längern Reden sehr viele Schwierigkeiten, die der ungenannte Uebersetzer meistens glücklich besiegt hat. Nur einige Stellen sind durch eine zu buchstäbliche Uebersetzung etwas dunkel, z. B. S. 29: *Und als ich nun auftrat, die Priesterin der guten alten Zeit im Bunde meiner Gespielinnen;* S. 59: *Der Verzug ist, wie ein Nachtfrost, man ist dann doch froh, sich mitzutheilen;* S. 94 *Ach wäre der Mord nicht mit Donner belegt;* S. 126 *Ich will zwischen euch und dem Zufall seyn;* S. 128 *Mit diesem gekrankten Auge.* Hier und da ist der Ausdruck etwas schwerfällig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem angeblichen Druckort *Lindenstadt*: *Der junge Antihypochondricus oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Förderung der Verdauung. Erstes Portiönchen;* oder, unter einem andern Titel: *Theologisches Vademecum Für Geistliche und Weltliche. Enthaltend eine Sammlung auserlesener theologischen Geschichten, Anekdoten, und Erzählungen. Erste Portion.* 1796. VI S. Vorbericht des Verlegers und 64 S. 8. (4 gr.) Man würde sich sehr getäuscht sehen, wenn man sich durch den zwiefachen Titel dieser Fortsetzung einer schon bekannten Compilation hätte anlocken lassen. Es sind meistens Dinge, die man vielfältig gelesen hat, Plattheiten, und sogar Zoten, ohne Wahl und Geschmack zusammengerafft, und im Chronikenton der vorigen Jahrhunderte erzählt; wobey noch überdiess das Ganze, wie schon der zweyte Haupttitel ankündigt, eine gewisse Tendenz verräth, die kein Wohlgesinnter billigen wird. Mancherley sind doch die Schlaftränkchen, wodurch man gerade in den jetzigen Zeiten, da Alles zur Wachsamkeit auffodert, gewisse Leser von kindlichen — oder kindischen — Sitten in sanften Halbschlummer einschläfern möchte! Und ein solches Schlaftränkchen soll denn auch gegenwärtiges Vademecum seyn; wie man, vielleicht unerwartet, S. V. der Vorrede angegeben findet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Strahan u. Cadell: *A Journey from Prince of Wales fort in Hudsonsbay to the Northern Ocean* undertaken in the Years 1769. 1770. 1771 and 1772 by *Samuel Hearne*. 1795. 458 S. 4. nebst verschiedenen Kupfern und Karten.

Auszüge aus dieser vor fünf und zwanzig Jahren unternommenen gefahrvollen und äufserst mühseligen Reise durch die kalten Wüsteneyen von Nordamerika waren bisher aus englischen Pamphlets bekannt; der sel. Forster hat aus diesen auch in seinen kleinern Schriften einige der wichtigsten Resultate mitgetheilt. Ihr Unternehmer, Hr. Hearne, stand damals in Diensten der Hudsonsbaycompagnie, und mufste auf ihren Befehl in Gesellschaft einiger Wilden, die unwirthbaren nordwestlichen Gegenden der neuen Welt von 59 bis 72 Grad N. Breite besuchen, um die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zu erforschen, weil die Wilden von einem grofsen Flufs im Innern des Landes redeten, auch ob das von ihnen gerühmte Kupferbergwerk in der Nachbarschaft des Nordpols wirklich vorhanden sey. Er ward deswegen zu drey verschiedenen Malen ausgesandt, und auf der letzten Reise erreichte er 1771 glücklich den Kupferflufs. In seinem Vorbericht rettet er die Gesellschaft gegen die Beschuldigungen, welche alle bisherigen brittischen Reisebeschreiber dieser Gegenden verbreitet haben. Er nennt viele ihrer Aussagen *notorious absurdities*, versichert dafs sie insgesammt von Ellis bis zum Umfreville Unzufriedene und Mifsvergnügte gewesen wären, und zeigt unter andern, dafs die Gesellschaft schon 1719 auf ihre Kosten den Capitain Knight ausgesandt habe, die nördlichen Gewässer der Hudsonsbay zu untersuchen. Damals glaubte man auch in Europa, er habe die nordwestliche Strafse gefunden, ungeachtet keine Nachrichten von seiner Entdeckungsfahrt je zurückgekommen waren, auch erst 1767 das Wrack seines gescheiterten Schiffs nebst Ankern, Kanonen und andern Geräthschaften auf der Marbleinsel gefunden wurden.

Da des Vfs. Reisen durch die unbekannten von einzelnen wilden Stämmen bewohnten Einöden gingen, welche gegen Westen und Norden vom Fort Churchill liegen, so konnte er häufig nur seine Gefahren und Aufnahme unter den Wilden schildern, und da ihm unterwegs sein Quadrant zerbrach, nicht die Lage von allen besuchten Gegenden und Flüssen bestimmen, die aufser seiner eigenen oder Arrowsmiths Karte, auf keiner andern zu finden sind. Er und seine Begleiter mufsten zu Fufse wandern, nur zuweilen beschifften sie die auf ihrem Wege liegenden Gewässer auf zerbrechlichen, in der Eile verfertigten Canots, die nur zwey Personen fassen konnten, von denen einer niederliegen mufste, um das Umschlagen zu verhüten. Die Reisebeschreibung des Vfs. enthält indessen interessante Beobachtungen über die Beschaffenheit der von ihm zuerst erforschten wilden Landstrecke in den innern Gegenden nordwestwärts der *Hudsonbay*, über die Sitten und Lebensart der dort in kleiner Anzahl zerstreuten Einwohner, und den Mangel, der sie häufig mitten in der strengsten Kälte drückt, von dem Europäer keine Vorstellung haben. Wir können sie daher deutschen Lesern, als eine unterhaltende Schilderung jener Gegenden und einer der mühseligsten und gefahrvollsten Reisen empfehlen. Sehr oft mufste Hr. Hearne mitten im November sein Nachtlager im tiefsten Schnee ausgraben, wenn seine ganze Nahrung in 24 Stunden aus einem halben rohen Rebhun bestand, oder er mehrere Tage gehungert hatte, an europäische Kost war, sobald er sich etwas von den englischen Niederlagen entfernt hatte, nicht zu denken, Wasser war sein und seiner Gefährten einziges Getränk, und dabey lief er Gefahr, von diesen verlassen zu werden, nachdem sie alle Lebensmittel sorglos aufgezehrt hatten, ohne ihn zu versorgen, oder dem Mangel vorzubeugen, der sie auf etliche Tage gewifs erwartete. Für die letzte Reise, auf welcher er so glücklich war, weiter gegen Norden vorzudringen, als je ein Europäer versucht hatte, fand er endlich einen angesehenen thätigen Führer unter den Wilden, die nordwärts der Niederlassungen der Hudsonsbay umher streifen. Dieser bemerkte bald die Ursache der beiden ersten mifslungenen Landfahrten, auf denen Hr. Hearne in keiner grofsen Entfernung vom Fort Churchill fortgerückt war. Er schrieb dies vorzüglich dem Mangel an mitgenommenen Weibern zu, die bey den Wilden Lasten tragen, die Gezelte aufrichten, und alle Arbeit verrichten müssen, während die Männer für den Unterhalt, durch Jagd oder Fischfang sorgen. Die angesehenen unter den Wilden haben deren sechs, sieben und mehrere. Sie sind auch leichter, wie dieser Führer sagte, zu unterhalten, denn nach ihm bedurften sie in Zeit der Noth nichts weiter, als von ihren Fingern die elenden Speisen abzulecken, die sie für die Männer bereiten mufsten. Wirklich zeigen des Vf. Geständnisse an mehrern Orten, dafs ihnen, selbst beym grösten Ueberflufs, nicht viel mehr zu Theil wurde, oder dafs sie, wenn Mangel einfiel, buchstablich verhungern mufsten.

Mit diesem sehr erfahrnen Begleiter, der Matonabbi hiefs, und zu dem sich bisweilen funfzig und mehr

Wilde nebſt Weibern und Kindern geſellten, trat Hr. *H.* den 7. Dec. 1770 ſeine letzte nördliche Reiſe an, wovon wir nur einige der merkwürdigſten Vorfälle mittheilen wollen, um ſo mehr, da ſeine Wanderungen durch kümmerlich bewohnte Wüſten gingen, die noch auf keiner gewöhnlichen Karte verzeichnet ſind. Oft lieſſen die Wandernden, wenn ſie Ueberfluſs hatten, einen groſsen Theil ihres friſchen Fleiſchvorraths zurück, oft hatten ſie dagegen das Miſsvergnügen, daſs andere vor ihnen verzehrt hatten, was für die Zukunft, oder den Nothfall in Felsklüften aufbewahrt war. Nur ſelten ſtieſsen ſie auf einzelne temporäre Wohnungen, und wo ſie dergleichen an fiſchreichen Seen fanden, dienten ſie nur zum Aufenthalt der Weiber, Kinder und Greiſe, deren männliche Verwandte die Jagd oder der Handel mit den Engländern entfernt hatte. Der Führer hatte ſieben Weiber in ſeinem Gefolge, die für ihn Laſt tragen und arbeiten muſsten. Er tauſchte dergleichen von andern Wilden auf der Reiſe ein, und oft wurden ſie ihren Männern von den Stärkern mit Gewalt entriſſen, vorzüglich wenn ſie jung waren und keine Kinder hatten. Die Männer verwechſeln auch ihre Frauen auf kurze Zeit; ſobald aber der rechte Mann ſtirbt, muſs der andere für ihren und der Kinder Unterhalt ſorgen. Wenn die Jagd nicht ergiebig war, lebten die Reiſenden von getrocknetem Hirſchfleiſch, das zuweilen des leichtern Tranſports wegen zu grobem Pulver zerſtoſsen ward. Im Anfange des Julius wurden ſie unter 68° 46′ von einem ſo heftigen Schneegeſtöber überfallen, daſs ſie Halt machen muſsten, auch waren damals die Gewäſſer noch mit Eis bedeckt. Muſcus Ochſen waren in dieſer Gegend in Menge vorhanden. Nach unſerm Vf. ſind ſie von dem Biſong in den weſtlichen Gegenden ſehr verſchieden, und ihr Fleiſch iſt wegen des ſtarken Geruchs beynahe ungenieſsbar. In der Nachbarſchaft des Kupferfluſſes, dem Ziel der ganzen Reiſe, den der Vf. aber als ſehr ſeicht, und für die Schiffahrt untauglich beſchreibt, überfielen ſeine Begleiter einige Familien wehrloſer Eſquimaux, die ſämmtlich mit kaltem Blute ermordet wurden. Alle Vorſtellungen des Vfs., das Blutbad zu verhindern, waren vergebens. Ueberhaupt ſind die wilden Stämme dieſer Gegenden ſehr grauſam gegen einander. Nicht nur werden die Schwächern von den Stärkern ihres Eigenthums und ihrer Weiber beraubt, ſondern auch ohne Umſtände getödtet. Den 18. Jul. 1771 erreichte er die Mündung des Kupferfluſſes, die nach ihm unter 71° 54′ liegen ſoll. Nur verweilte er nicht lange genug, um die benachbarte Gegend gehörig zu unterſuchen, wo er nach ſo manchen Beſchwerden von Hunger und Kälte endlich anlangte. Er ſchloſs die Nachbarſchaft des Meers, in welches ſich der Fluſs ergoſs, aus den vielen Seehunden, die er auf dem Eiſe erblickte, aus der Ebbe und Fluth bey der Mündung des Fluſſes, und den Wallfiſchknochen, die ſich in den Zelten der Eſquimaux fanden. Doch in der Vorrede ſcheint er der Meynung zu ſeyn, daſs das, was er bey ſeiner Anweſenheit für Meer hielt, vielleicht ein groſser Meerbuſen, wie die Hudſonsbay, ſeyn könne. Der Punkt iſt alſo noch nicht ſicher ausgemacht, daſs unter der angeführten Breite, der Ocean gegen Norden die neue Welt begränzt.

Auf der Rückreiſe, die vom 18. Jul. 1771 bis zum 29. Jun. 1772 dauerte, nahm Hr. *H.* einen andern, mehr weſtlichen Weg über den groſsen Athapuſkow-See. Den Namen Arathapeſkow, den er bisher nach ſeinem Journale führte, den ihm auch Arrowſmith und andere beylegen, erklärt er für einen Schreibfehler. Er kam auch zu der von den Wilden ſo ſehr gerühmten Kupfermine, das Erz war aber weder in Menge noch von beſonderer Güte vorhanden. Nach langem Suchen fanden ſie ein Stück vier Pfund ſchwer von ſehr gutem Gehalt. Er glaubt, daſs die Wilden nach und nach das zu Tage liegende Kupfer weggeholt haben. Bey den Eſquimaux ſahe er auch Meſſer, Beile, und verſchiedene Waffen aus dieſem Metall verfertigt. Kranke Perſonen, die auf den Wanderungen der Wilden nicht fortkommen können, werden in der Wüſte allein zurückgelaſſen, um die andern nicht aufzuhalten. Man läſst ihnen etwas Waſſer und Lebensmittel, auch wenn es möglich iſt, Holz zur Feuerung, zeigt ihnen den Weg, den die übrigen Familien nehmen, und bekümmert ſich nicht weiter um ihr Schickſal. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie die Einwohner einander in dieſer Wüſte den Weg oder Vereinigungsplatz in einer Entfernung von vielen Tagereiſen beſtimmen, und glücklich erreichen. Bieberwohnungen fand der Vf. je weiter er ſüdwärts kam. Gelegentlich beſchreibt er die Beſchaffenheit derſelben, und widerlegt zugleich verſchiedene Schriftſteller, die darüber ſo wundervolle Berichte gegeben haben. Nach ihm kann der Bieber keinen Pfoſten oder Pfahl einrammen oder gerade befeſtigen. Seine Häuſer beſtehen nur aus auf einander gelegtem Holzwerk mit Steinen und Erde vermiſcht, eben ſo wenig können Bieber mit ihrem Schwanze etwas fortſchaffen. Ihre Arbeiten verrichten ſie immer des Nachts. Ihre Häuſer haben auch nicht, wie gewöhnlich geſagt wird, zwey Ausgänge an der Land- und der Waſſerſeite. Bey dem erſten würden ſie in der gröſsten Gefahr gegen ihre Verfolger, die amerikaniſchen Wolfsbären ſeyn, die Hr. *H. Quiquehatch* ſchreibt, aus welchem Namen die Engländer ihr *Quikhatch* geformt haben. Ihr Fleiſch kochen die Wilden dieſer Gegend in Keſſel von Birkenrinden, darinn das Waſſer durch glühende Steine erhitzt wird. In der Nachbarſchaft des Sees Athapuſkow fanden die Reiſenden mitten im Winter in einer kleinen Hütte eine junge Frau, die ihren Feinden entſprungen war, und ſieben Monate lang in der Einſamkeit gelebt hatte. Ihren Unterhalt verſchaffte ſie ſich dadurch, daſs ſie Kaninchen und Feldhühnern Fallen ſtellte, die ſie aus den Sehnen der Thiere machte. Ihre Felle dienten ihr zugleich zur Kleidung, und alle ihre Werkzeuge beſtanden aus einem Stück eines eiſernen Reifs, und einer eiſernen Pfeilſpitze, ſie ward aber von ihren Entdeckern erſchlagen, die über ihren Beſitz nicht einig werden konnten. Im Winter holen die Wilden Elendthiere, die im tiefen Schnee nicht ſchnell fortkommen können, auf ihren Schneeſchuhen in 8 oder 9 Stunden ein, und erlegen ſie ohne viele Mühe. Wenn die nördlichen

chen Wilden mit den Engländern handeln, sind sie unersättlich in ihren Foderungen, die sie als Zugabe über den Preis ihrer Waaren verlangen, diese beträgt oft 800 bis 1000 Bieberfelle an Werth. Wird dies ihnen abgeschlagen, so drohen sie ihr Pelzwerk den Canadischen Kaufleuten zu vertauschen, die schon gegen Norden bis zum 62 Gr. ihrem Handel nachgehen, und der Hudsonsbaygesellschaft nachtheilig werden.

Aufser den Bemerkungen, die der Vf. in seinem Journal über die Denkungsart und Lebensweise der nordlichen Wilden einstreut, hat er diese Materie noch in einem besondern Abschnitt behandelt, der aber nicht viel Eigenthümliches oder Unbekanntes von dieser rohen Menschengattung enthält. Wenn die Wilden Fische angeln oder mit Netzen fangen, (letztere werden aus Streifen von Thierhäuten verfertigt,) so sind diese Geräthschaften immer mit Vögelschnäbeln, Bieberzähnen und andern Kleinigkeiten versehen, weil bey den Wilden der allgemeine Glaube herrscht, ohne diese Zaubermittel würden sie keinen guten Fang thun. Ungeachtet sie äuserst unwissend sind, so haben sie doch alte Sagen von der Schöpfungsgeschichte, die ganz ihren rohen Ideen angemessen sind. Alte Leute geniesen selbst von ihren Kindern nicht die mindeste Achtung, die schlechtesten Speisen sind für sie bestimmt, so wie für ihre Kleidung solche Felle, welche die andern nicht tragen mögen. Zuletzt hat Hr. *H.* ein ausführliches Verzeichniss der Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich in dieser nördlichen Gegend angehängt, wobey er Pennants arctische Zoologie benutzte. Da er selbst kein Naturforscher war, so giebt er bald kürzere bald ausführlichere Beobachtungen, über diese Gegenstände, die nicht allemal neu oder wichtig scheinen.

Auf der Karte des Vfs. sind nicht nur seine verschiedenen Reiserouten, sondern auch die von ihm besuchten Seen und Flüsse abgebildet, auch der Athapuskowsee, der hier aber eine andere Gestalt hat, als beym Arrowsmith, welcher sonst eben diese Reisekarte schon auf seiner grosen von Nordamerika verkleinert mitgetheilt hat. Andere zeigten den Kupferfluss und dessen Lauf ins Meer, und die verschiedenen Flüsse, an deren Mündungen die Hudsonsbaygesellschaft Niederlassungen hat. Auch sind auf einigen Kupfertafeln das Fort Churchill und verschiedene Geräthschaften der Wilden zu sehen.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Statistisch-politische Briefe über Deutschland*, von einem *ausgewanderten Franzosen an seinen Bruder in Paris*. Nach dem französischen Manuscript ins Deutsche übersetzt. 1793. 1. B. 94 S. 2. B. 120 S. 3. B. 132 S. 8.

Die, wenn gleich wahrscheinlich erdichtete, Qualität des Briefstellers, und die Unbekanntschaft mit dem Original schützt beides, den Inhalt und die Uebersetzung, vor der strengern Kritik. Denn wer dieses Werk nach dem aufrichtig und treffend abgefasten Titel kauft, erwartet gewis nichts vollkommeneres als er darinn findet, und wird daher nicht getauscht. Der Raum, den die Briefe umfassen, ist nicht sehr ausgedehnt in Ansehung der Zeit, aber desto reichhaltiger an Begebenheiten; er geht vom Monat May 1791 bis zum October 1792, und greift folglich in den Anfang der häufigen Emigrationen nach Deutschland. Die Behandlung der Gegenstände ist gewöhnlich staatsrechtlich, im dogmatischen Sinne des Worts, und, wenn bey den publicistischen Digressionen jeder deutsche Schriftsteller sein Eigenthum vindicirte, so möchte wohl wenig für den Vf. übrig bleiben. Eine Tabelle über deutsches Staatsrecht, der Allianztractat von 1792 zwischen Preusen und Oesterreich, und die Correspondenz des Generals Custine mit dem kurpfälzischen Ministerium hätten statt derjenigen Form und Verbindung, in welcher sie hier stehen, wohl Auszugsweise gegeben werden sollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Augsburg, b. Späth: *Analekten aus der Hinterlassenschaft* des *Küsters von Ilgenthal*. Erstes Bändchen. 1796. 278 S. 8. (12 gr.)

Ein braver Mann mag der Küster von Ilgenthal gewesen seyn, und Selbstdenker genug um gegen einen Pastor wie der seinige anzustosen, und den Kreis von Menschen, den er in der Schenke zu Mildenthal um sich versammelte, zu unterhalten und zu belehren. Aber da er nun todt ist, und eine Recension, welche er im Leben so sehr gescheut, ihn nicht mehr schmerzen kann, so wollen wir nicht verhehlen, dass sowohl der Vorbericht des Herausgebers als sein eigner, Erwartungen giebt, die über jene Sphäre hinausgehn und durch seine Aufsätze nicht erfüllt werden. Dass sie dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande zusagen, ist alles, was sich davon rühmen läst; und wo man sich nicht geradezu gegen diesen verschworen hat, wäre der gute Küster wohl vor gehässiger Aufmerksamkeit sicher gewesen. Er geht mit den Scenen seiner Jugendgeschichte nicht aus den niedern Ständen heraus, für die sie auch einen recht guten Spiegel abgeben können. Die gebildeten, bey denen feinere Gattungen von Barbarey zu Hause sind, werden sich ihn nicht vorhalten, und so hätte er von dieser Seite eben so wenig zu fürchten als zu hoffen gehabt. Seine Mutter gebahr ihn im Elende, bettelte mit ihm im Lande umher, bis man sie in ein Arbeitshaus brachte, wo sie starb. Ihm ergeht es darauf erträglich, bis er zu einem Schuster aufs Handwerk verdungen wird, wo die pöbelhaftesten Auftritte ihn verjagen, so dass er sich anwerben läst. Die Eifersucht und üble Behandlung seines Hauptmanns bringt ihn zur Desertion, worauf er Gelegenheit findet, sich in einen Schulmeister umzuschaffen. Hier denkt er über Gegenstände nach, die eine *Vorstellung an die Theologen unsrer Zeit*, und *politische Aphorismen* bey ihm veranlassen, welche nichts als die gemeinsten Gemeinplätze enthalten. Als Produkte seines Witzes können das *Gespräch mit Freund Hain*, der ihm das Leben läst, da er ihm verspricht, sich mit der Arzneykunde abzugeben, und eine *Hochzeitrede* gelten, wo er die Männer ermahnt, lieber Geduld als Schläge bey ihren bösen Weibern anzuwenden.

In die Bibliothek eines Küsters auf dem Lande ist dieses Werk eines Mitbruders, sammt den Theilen die noch erscheinen sollen, wenn sie nicht schlimmer wie der erste sind, immer zu empfehlen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Gemeinnützige ökonomische Erfahrungen zum praktischen Gebrauch für den Bürger und Landmann.* 2te vermehrte Auflage. 1796. 482 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich*, von J. L. v. Hess. 2te Aufl. 1. B. 224 S. 2. B. 198 S. 3. B. 216 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Ueber den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus, zur Beurtheilung einer Neuerung, welche mit dem Christennamen im Werke (?) ist*, von *Joh. Carl Siegfr. Radefeld*, Garnisonprediger zu Harburg. 1794. 54 S. 8. — Dem Vf., einem Mann von Scharfsinn, der aber hie und da, wie selbst die letzte Zeile der Ueberschrift zeigt, seinen Eifer kaum mit Mühe zurückhält, ist S. 12. 51. *nur* der ein Christ, *welcher Jesu in seinen Amtsreden* (war denn Jesus beamtet?) *aufs Wort glaubt;* welcher, was Jesus über Religion sagte, *blos weil* Er es sagte, für wahr hält. *Ueber Namen aber hat man sich*, nach S. 4., *zu vergleichen und sie dann contractmäßig zu gebrauchen!* Wie aber? haben wohl die Heiden und Juden zu Antiochien, da sie zuerst die, welche Jesus für den erschienenen Christus oder Messias, für das theokratische Oberhaupt der Nation, hielten, *Christianer* oder Messianer benannten, gleichsam contractmäßig alles darauf gesetzt, dass diese, was sie glaubten, *blos weil* Jesus es gesagt hatte, glaubten; oder war vielmehr der Partheyname Christianer sogleich bey seiner Aufnahme in die Sprache nur *Unterscheidung von allen denen, welche keinen oder einen andern Messias, ausser Jesus, erwarteten?* Ist ein Lutheraner nur, wer alles glaubt, was und weil es Luther gelehrt hat? — Der Vf. giebt S. 20. zu, wer aus Religionsgrundsätzen, wie Jesus sie lehrt, in seinen Gesinnungen gewissenhaft sey, werde dadurch *virtualiter* ein Christ; und dies könne man seyn, ohne von Jesu Person, Lebensgeschichte und Vorschriften etwas zu wissen, so wie, nach Paulus, Abraham durch keinen andern Glauben als den, welcher Christen selig macht, Gott gefällig gewesen sey. Und doch will er nun davon diejenigen S. 21. unterscheiden, welche *realiter* Christen seyn. Fehlt denn aber dem, welcher etwas *virtualiter* ist, die *Realität?* oder vielmehr blos noch die *Nominalität?* Und wer wird das Wasser weigern, sagt Petrus, wo der Geist ist? — Uebrigens zeigt freylich S. 16. 17. das πρωτον ψευδος des Vfs. Auch Er meynt: was die Vernunft von Gott wisse, sey *nur möglich*. Gottes Vorsätze aber müssten uns *gewiss* seyn. Wer aus dieser Klasse von Christen wird doch einmal den Grundsatz, auf welchem dies ganze System ruhen müsste, beweisen? Er kann kein anderer seyn, als dieser: *Ideen* (wie z. B. moralisch persönliche Fortdauer) werden erst *durch Geschichte gewiss*, durch *Vernunft* (d. h. hier: durch das ganze menschliche Vermögen, Ideen richtig zu denken) sind sie *nur* als *möglich* bekannt! Ist es denn so schwer, den Unterschied zwischen *Ideen* — und in diesem Gebiete steht doch alle Religion! — und zwischen *Begriffen* festzuhalten? — Der Vf. protestirt dagegen, dass er den dem Christen nach S. 50. nothwendigen Satz: Jesus lehrt mit *untrüglichem* Ansehen Gottes; *wegen der Wunder* glaube. „*Wir*, sagt er S. 44., „glauben die Wunderwerke Jesu und seiner Diener; wissen es, „dass er sich damit als einen Propheten, *vor den Juden* legitimirt habe. Aber *in der Allgemeinheit* (dies heisst doch wohl: „für alle Christen?) bauen *wir* keineswegs unsern Glauben an „ihn auf dieses und andere *argumenta credibilitatis; geben es auch „einem jeden frey, in welch einem Sinne er die Concurrenz der Vorsehung bey diesem Werke nach seinem Gewissen deuten wolle „oder wie er sich diese Begebenheiten zu erklären wisse.* Selbst auf „die *Inspiration*, wenn man etwa auf sie allein bey dem wunderbaren Ursprung des Christenthums seine Gedanken richten „wollte, findet dies seine Anwendung." Rec. gesteht, dass er nach dieser Aeusserung begierig wäre, von dem Vf. dennoch einen folgerechten Beweis für die *Untrüglichkeit* aller Lehrausspruche des Evangeliums geführt zu sehen. So viel ist gewiss, dass, wenn Er unter dem *Wir*, wie sonst in seinem Aufsatz, diejenigen versteht, welche *ihm* realiter Christen sind, eine dritte Classe unter unsern gelehrten und ungelehrten Mitchristen dagegen gar sehr protestiren werden, unter diesen *wir* als Christen gemeynt zu seyn, weil *nach ihnen nur* die Wunderglaubigen (die, welche die Untrüglichkeit Jesu auf den Wunderbeweis gründen) ächte folgerechte Christen seyn können. Mit diesen wollen wir es den Vf. ausmachen lassen, ob sie ihm mehr als höchstens etwa die gute Absicht, ein Realchrist zu seyn, zugeben, dabey aber entschieden läugnen werden, dass er durch einen folgerechten Schluss die *Untrüglichkeit* (Irrthumsfreyheit) des *specifischen* im ursprünglichen Christenthum, ohne den vollen Wunderbeweis bis zur Inspiration herab, erweisen könne. Er giebt am Schluss einen schönen Wink von dem Gang seines Beweises. Sein Rath ist: der Christ in seinem Sinn solle aus dem für *beide* Theile (den Rationalismus oder *Naturalismus revelatus* und das Untrüglichkeitssystem) geltenden Princip der Erkenntniss das *Bedürfniss der Unterscheidungslehren* im christlichen Glauben, und hernach eine *Pflicht*, sie zu glauben, erweislich machen. — — Was wird der Erfolg dieser Deduction seyn? Welche Lehren zu glauben nach der Vernunft, als dem gemeinschaftlichen Princip der Ueberzeugung von Religionsideen, ein *Bedürfniss* und daher *pflichtmässig* ist, diese sind, in so weit dies bey ihnen der Fall ist, sogleich und eben deswegen *dem Vernunftglauben gewiss;* sie sind *in und durch Vernunft gegeben*, durch Lehrer von Ansehen aber werden sie, rein oder gemischt, *angegeben* und bekannter gemacht! — Möchte eine Zeit kommen, wo man die Schlussworte des Vfs. so umändern kann: „Jene sind eine Zeitlang (bey dem individuellen) bey der Geschichte der Religion stehen geblieben, jetzt aber (zu den allgemeinen Ideen der Religion) zur Religion an sich, fortgeschritten! Dies wünscht Rec. nicht um irgend eines alten oder neuen Partheynamens wegen, sondern — weil es Fortschritt der Verstandscultur für Religion ist, *der Religion ohne Beynamen* sich zu nähern.

Noch muss bemerkt werden, dass diese Abhandlung durch einen Aufsatz *über das wesentliche der Religion und das specifische des Christenthums* im 1. Bd. des Henkeschen Magazins für Religionsphilosophie etc. veranlasst worden ist, und sich zum Theil auf diesen, zum Theil aber auf die vorgeschlagene Unterscheidung zwischen naturglaubigen und wunderglaubigen Christen s. ebendas. II. Bd. 1. St. S. 141. 161. bezieht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. September 1796.

GESCHICHTE.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker* im Stande der Roheit und Cultur, *von Gott, Religion und Priesterthum* von *Johann Gottlieb Lindemann* Prediger zu Gifhorn (jetzt zu Isenbüttel) u. d. kgl. deutsch. Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied. Sechster Theil. 1792. 304 S. 8.

Dieser Theil ist den vorigen in Absicht auf die Behandlung gleich. Der Vf. wollte nach der Vorrede Resultate über die Religionsgeschichte alter und wilder Völker geben, und er setzt hinzu: es sey ein schweres Unternehmen, wobey viel gewagt werde, weil sich die richtige Ursache abstracter Wahrheiten noch weit schwerer angeben lasse als von den Phänomenen der Körperwelt. Unterdessen haben mir doch hier wenig Resultate, noch weniger solche angetroffen, welche viel Mühe könnten gekostet haben; und wenn man auf Stellen kommt, wo es scheint, als wolle er nun aus dem grofsen Vorrathe der in 5 Theilen gesammelten Nachrichten Folgesätze und Betrachtungen ableiten, welche den Verstand etwas mehr beschäftigen, so verfällt er wie aus Gewohnheit wieder in das Compiliren. Anstatt der Resultate findet man daher fast nichts als eine neue Sammlung von historischen Nachrichten, ohne viel Plan und Ordnung, ohne historische Kritik mit unnöthigen Digressionen und Wiederholungen. Nach einigen Bemerkungen über Völker, die keinen Begriff von einem göttlichen Wesen hatten, wirft der Vf. die Frage auf: was waren es für Wege, worauf die Menschen unter Anleitung ihrer Vernunft und der Erfahrung auf den Begriff von höheren Wesen geriethen, und waren Völker ohne Offenbarung im Stande, den Begriff von einem einzigen höchsten Wesen sich selbst zu bilden? Die erste Frage ist sehr unphilosophisch beantwortet, indem das was Veranlassung zur Entwickelung des Gedankens an Gott gab als Furcht, Gefühl der Ohnmacht und Schwäche, Dankbarkeit, Anstaunen der grofsen Himmelskörper, Klugheit der Gesetzgeber u. s. w, mit der Entstehung der Idee einer Gottheit verwechselt wird. Die Stoiker brauchten die Divination zum Mittelbegriff für einen Beweis für das Daseyn der Gottheit, aber sie waren nicht so sinnlos, die Divination, wie S. 9 steht, für einen Weg zu halten, auf dem die Menschen zu dem Begriff von Göttern gekommen. Unvermerkt geräth der Vf. in Digressionen über die Entstehung des Polytheismus, des verschiedenen Cultus, der Mifshandlungen der Götter, wobey eine Menge von Collektaneen angebracht werden. In der Erörterung der zweyten Frage von der Einheit Gottes herscht eine grofse Unbestimmheit. Wenn man das ganze Räsonnement zusammenfafst, so würde es so lauten: Die Einheit Gottes ist keine Lehre der Vernunft sondern der Offenbarung, denn für wilde, rohe Nationen war diese Idee zu erhaben. Hier eine lange Abschweifung über die Mysterien, von denen der Vf. nicht ohne Grund zu zeigen sucht, dafs sie die Einheit Gottes entweder gar nicht gelehrt, oder sehr spät entlehnt haben. Von der verschiedenen Art Götter zu verehren, von Statüen, Tempeln, Orakeln, Festen, Opfern, Menschenopfern, Fasten, Casteyungen, Einsiedlern, Priestern. Auch etwas von den Meynungen über der Seelen Unsterblichkeit und Zustand nach dem Tode, von den allgemeinen Sätzen in der Religion, wohin aufser dem Glauben an Götter und Unsterblichkeit auch die Traditionen von grofsen Ueberschwemmungen, und die Vorstellungen von Opfern (die doch sehr vergänglich sind) gerechnet werden, endlich von den Veränderungen in den Religionssystemen und ihren Ursachen, und von dem Aberglauben. Gelehrsamkeit und Fleifs in dem Sammlen findet man auch in diesem Theile genug, und also auch viel Materien für den Geschichtsforscher; nur werden sie wegen des unkritischen Gebrauchs der Quellen und des sinnlosen Zusammentragens zum Theil wieder unbrauchbar; und man siehet bald, dafs es dem Vf. mehr um das Sammlen und Auskramen von Gelehrsamkeit als um zweckmäfsige und brauchbare Anordnung und Bearbeitung der Thatsachen zu thun war. Eine Stelle zur Probe, wie unzuverläfsig des Vf. Angaben sind. Zum Beweis, dafs die Menschenopfer noch in den Zeiten der Cultur fortgedauert haben, werden S. 185 folgende Facta erzählt. In Rom opferte man nach Caesars Sieg zum Ausdruck der Dankbarkeit noch Menschenopfer, und Tiberius schaffte die Opfer, die man dem Saturn brachte, ab. Nero glaubte, dafs man die Strafen der Götter, die ein Comet damals verkündigte, durch Vergiefsung des edelsten Bluts abwenden könnte; und noch im zweyten Jahrhundert, zu den Zeiten des Dionysius aus Halicarnafs, warf man jährlich an einem bestimmten Tage dreifsig Menschenfiguren in die Tiber etc. — S. 195 wird Democrit zum ersten Einsiedler gemacht. Als Anhang folgt noch Religionsgeschichte (Beschreibung) der Kamtschadalen aus Steller, und der Abiponer aus Dobrizhofer.

In der Vorrede verspricht der Vf. noch in einem 7 Th. eine Geschichte der Moral der Völker als eines Hauptstücks ihrer Religion zu liefern, und mit einem Register das ganze Werk zu beschliefsen. Dieser 7te

und letzte Theil ist auch unter dem besondern Titel erschienen:

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Die Moral älterer kultivirter und neuerer wilder Völker* historisch und philosophisch bearbeitet von *Johann Gottlieb Lindemann*. 1795. 348 u. XIV S. Vorr. und Inhalt 8. (20 gr.)

Eine Compilation, welche den vorigen Theilen vollkommen ähnlich ist, aber weder ein historisches geschweige denn philosophisches Gepräge an sich trägt, der Vf. müsste denn darin, dass das Buch aus Schriften über die Geschichte der Völker und der Philosophie gesammlet ist, oder in einigen eingestreueten Raisonnements den Charakter desselben setzen. Das Ganze besteht aus drey Abschnitten. In dem ersten findet man ein Schriftstellerverzeichniss über die Moral der Völker; in dem zweyten eine skizzirte Geschichte der Sitten der Völker; der dritte endlich enthält denn eigentlich die Moral der Völker, sowohl überhaupt als nach einzelnen Tugenden. Keiner dieser Abschnitte befriedigt die geringsten Foderungen, welche man dem Titel zu Folge machen kann. Die Literatur ist weder vollständig, noch zweckmäfsig geordnet. Folgendes kann zur Probe von des Vf. Urtheilen dienen. S. 17. „Da man nun schon in den Schulen der alten Griechen „viel Moral vortrug, und die Begriffe von Recht, „Pflicht und Glückseligkeit auseinander setzte; so fin„det man ihre interessantesten Beobachtungen über die „Natur des menschlichen Willens, über Recht und Un„recht in Ciceros Buch von den Pflichten und beym „Diogenes Laertius." Die Schilderung der Sitten oder wie es auch zuweilen heisst, des moralischen Zustandes verschiedener Völker ist auf die Art, wie wir sie in dem zweyten Abschnitt finden, eine leichte Arbeit. Die einzelnen Züge von der Lebensart, der Kleidung, dem Essen und Trinken, Sitten und Gewohnheiten, Leidenschaften, Beschäftigungsarten der Nationen liefsen sich leicht auffinden (so ist das meiste von den Griechen aus Anacharsis Reisen und Meiners), aber so hingeworfen, wie hier, geben sie auch kein Sittengemälde, noch lassen sie in das Innere des Gemüths, in die Triebfedern der Handlungen einen Blick thun. Alles was er von den Islandern zu sagen hat, bestehet darin, dass sie ehrlich, freundlich, leutselig sind, dass dabey aber Faulheit, Mistrauen, und Ergebenheit des Trunks herscht S. 52. Zuweilen sind diese Nachrichten dunkel, auch wohl gar widersprechend z. B. S. 53 heisst es von den Lappen: sie halten das Stehlen nur in der Familie aber nicht aufser derselben für strafbar, und bald darauf, sie sind — nicht diebisch — im Handel betrüglich. Der längste Abschnitt ist der dritte von S. 69 bis an das Ende, aber eben so unbefriedigend. Zuerst erscheinen die Gnomen der alten Völker und die Sprüche der 7 sogenannten Weisen, welche der Vf. alle für moralische Lebensregeln hält, ohne zu bedenken, dass die meisten blofse Klugheitsregeln sind; unter Solon werden sogar einige seiner Gesetze angeführet. Nach einigen Sittensprüchen von Theognis, Phocylides und Pythagoras goldnen Gedicht (und doch wufste der Vf. dass sie weit spätern Ursprungs sind) und Syrus Sentenzen, einigen Bemerkungen über Aesops, Locmanns und Phaedrus Fabeln, über Homers und Anacreons Gedichte (noch weit mehr Stoff dächte man, hätten die dramatischen Dichter dargeboten) kommt er auf die Moral der Aegyptier, Chineser, Indier und Perser. Was er von den Indiern und Chaldäern sagt, ist fast wörtlich aus Stollens Geschichte der heydnischen Moral genommen. Die Moral der griechischen Philosophen enthält unvollständige Nachrichten von den moralischen Lehrsatzen, die bald besser bald schlechter sind, je nachdem es die Führer waren (Stolle, Brucker, Anacharsis) oder Auszüge aus ihren Schriften, aus denen man keinen vollständigen Begriff ihres Moralsystems nehmen kann. Eben das gilt auch von den Römern. In den angehängten Betrachtungen über die Sittenlehre der Alten kommen einige gute Bemerkungen vor. Den grofsten Theil dieses Abschnitts, so wie des ganzen Buchs, nehmen die Gedanken der Weisen über einzelne Tugenden und Beyspiele ihrer Ausübung so wie der entgegengesetzten Laster ein. Hiebey ist, wie der Vf. selbst gesteht, das bekannte Buch von *Lawätz* über die Tugenden und Laster, stark benutzt. Mangel an Ordnung, strenger Auswahl (was machen z. B. hier die vielen Erzählungen von den Formalitäten bey Gebeten, Opfern, Eidschwüren und andern dergleichen Gewohnheiten?) und philosophischem Geiste offenbaret sich nur zu sehr an vielen Stellen. Schwerlich aber ist das Ganze einer solchen ins Einzelne gehenden Kritik werth. Denn nicht allein das ganze Buch sondern auch mehrere Urtheile über moralische Gegenstände (z. B. gewisse Tugenden schienen nur für ein gewisses Land bestimmt und nur einem gewissen Clima eigenthümlich zu seyn) verrathen nur zu sehr, dass der Vf. seinem Gegenstande nicht gewachsen war, und keinen durchdachten Plan darüber entwerfen und ausführen konnte. Denn sonst würde er Moralität, moralische Kultur und Moral genauer unterschieden haben. Wie sollen denn die einzelnen bald aus dieser bald aus jener Nation der alten und neuen Zeiten hergenommenen Beyspiele von Tugenden und Lastern oder die moralischen Sätze der Philosophen eine Kenntnifs der *Moral der Völker* gewähren können? Warum verband er die Moral der älteren cultivirten und der neueren wilden Völker, von denen er doch selbst saget, dass bey ihnen nicht viel Moralität zu finden sey. Das versprochene Register, welches sehr nöthig gewesen wäre, fehlt.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck: *Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der östreichischen Monarchie.* 1ter B. 1795. 1 Alph. 7 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber dieser Aufklärungen hat die Absicht, schätzbare Stücke zur Kenntnifs der östreichischen Staatskunde, gedruckte, aber schwer zu erhaltende, und ungedruckte, die ihm in die Hände gerathen sind, in zwey Bänden, heraus zu geben, und sie

da

dadurch gemeinnütziger zu machen. Die Auswahl für diesen ersten Band ist sehr gut, und derjenige, dem an einem genauen Unterricht von den Angelegenheiten der östlichen Provinzen der östreichischen Monarchie gelegen ist, darf diese Schriften nicht ungelesen lassen. Die ersten beiden in diesem Bande enthaltenen Stücke sind schon einzeln gedruckt, aber wenig ins Publicum gekommen, indessen sind beide in der A. L. Z. angezeigt, das erste: *Magna Charta von Galizien* bereits in N. 53. des vorig. J. und das zweyte: *Politisch kirchliches Manch-Hermäon von den Reformen Kaiser Josephs in Ungern;* kam 1790 aber ohne Bezeichnung der Jahrzahl und des Druckorts heraus, und findet sich in N. 348 der A. L. Z. v. J. 1790 beurtheilt, verdient aber auf alle Art bekannter zu werden. Der Hauptzweck des Vf., (der, wie es scheint, von vornehmen Stande ist) oder wenigstens einer der vornehmsten Mitzwecke ist Vertheidigung des Verfahrens des Kaisers Joseph II. Nun lässet er zwar auch ein paar mal den Beschwerden über ihn Gerechtigkeit wiederfahren; aber im Ganzen sucht er ihn zu sehr überall zu entschuldigen, und Handlungen der Willkührlichkeit zu rechtfertigen, die von wenigem oder gar keinem Nutzen waren, und gleichwohl die Erbitterung der Ungern sehr vermehrten, z. B. die Wegnehmung der ungrischen Krone und die Einführung der deutschen Sprache. Das Buch wurde vor dem damals erwarteten Reichstage geschrieben, und kündigte auf dem Titelblatte die Absicht an, den versammelten Ständen Winke zur Richtung zu geben. — Der dritte Aufsatz in diesem Bande ist noch nie gedruckt. Er untersucht den Werth des Werbötzischen *juris tripartiti*, welches die Ungern als eine Inspiration verehren, und welches der Vf. gleichwohl sehr tadelt. Die Schreibart in beiden Schriften, ist für ein Wiener Product auszeichnend rein und gut, nur hin und wieder zu witzelnd.

Göttingen, b. Dieterich: *Th. Adwood's Geschichte der Insel Dominica.* Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerk. begleitet von *G. F. Benecke*, Secret. b. der königl. Univ. Biblioth. zu Göttingen. 1795. 276 S. 8.

Ein unpassenderer Titel als der einer Geschichte der Insel Dominica liess sich schwerlich für dies Werk finden, das in der That nur einen einzigen Beytrag zur Geschichte von Dominica enthält; Hr. *A.* erzählt uns nur, wie im nordamerikanischen Kriege Dominica in die Hände der Franzosen gerieth, und was das Loos der Bewohner dieser Insel während der Herrschaft der Franzosen war. Hr. *A.* hat also gar nicht, wie Hr. *B.* in der Vorrede sagt, das Verdienst, der Erste zu seyn, der in einem besonderen Werke die Geschichte von Dominica abhandelte. Was er uns hier liefert, ist eine Art von Statistik, in welcher der Theil welcher die natürliche Beschaffenheit der Insel betrifft, am vollständigsten ausgefallen ist; in welcher aber auch mehrere Abschnitte ganz vermisst werden. Es fehlt sogar die zweyte grosse Hälfte jeder guten Staatskunde fast ganz; wenigstens kann man das, was von der Verwaltung des Landes gesagt ist, nicht einmal als vollständiges Gerippe ansehen. Bey dem allen verdiente dies Werk gewiss durch eine Uebersetzung allgemeiner und bekannter zu werden, und bey den wenigen statistischen Nachrichten, die uns bisher von Dominica zu Theil wurden, ist es sehr befremdend, dass wir nicht längst schon eine Verdeutschung desselben erhielten. Hn. *B's.* Uebersetzung hat gewiss das Verdienst der Treue, und dies Verdienst würde nicht ihr einziges seyn, hätte Hr. *B.* weniger ängstlich nach demselben gerungen. S. 8 steht wohl *unter* den Pflanzungen, statt *auf* den Pf. S. 10 der Orkan, welcher jene Gegenden *betraf*, S. 17 von diesen Bergen entspringen, statt auf diesen Bergen und S. 61 wenn man die Asseln *zufrieden lässt*, statt wenn man sie nicht reizt; doch sind Stellen der Art selten. Der Anmerkungen findet man nur wenige und diese betreffen fast einzig den naturhistorischen Theil des Werks.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Dyk: *Die Liebe. Eine Briefsammlung* 1791. 8. *Erstes Bändchen.* XII. u. 308 S. *Zweytes Bändchen.* 352 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendas. b. Kummer: *Bruno. Eine deutsche Originalgeschichte.* 1794. 8. *Erster Band.* 282 S. *Zweyter Band.* 222 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendas. b. Böhme: *Sophie Waller. Ein neuer Beytrag zur Geschichte der Stammbäume.* 1794. 564 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ohne glänzende und hervorstechende Schönheiten, ohne eine ausserordentliche Verkettung der Begebenheiten, die vielmehr einen ganz der Natur des Menschen und dem Wesen der Dinge angemessenen Gang nehmen, schliesst dennoch der Roman Nr. 1. (als dessen Vf. der verstorbene Professor *Hammersdörfer* genannt wird) sich an die bessern Arbeiten dieser Gattung an. Die Charaktere sind mit Menschenkenntniss geschaffen und gezeichnet, mit steter einsichtsvoller Hinsicht zum Zweck gehalten; die Situationen und Begebenheiten entspringen ohne Zwang eine aus der andern, verschlingen sich ohne unbegreifliche Mittel, und werden aufgelöst ohne die Knoten zu zerschneiden; Raisonnement, Schilderungen, Bemerkungen, die nicht nothwendig zu dem Zweck des Ganzen gehören, sind ungezwungen auf dem Weg des Vf. mitgenommen und eingewebt, und sie ziehen durch Anspruchlosigkeit und Wahrheit an. Die Maschinen, ohnerachtet sie nur in den gewöhnlichsten Leidenschaften und Empfindungen menschlicher Herzen bestehen, sind dennoch auf eine so geschickte zweckmässige Art benuzt, dass sie nicht den mindesten Anstrich der Alltäglichkeit behalten, und vielmehr der Anlage des Ganzen einen vorzüglichen Reiz der Neuheit mittheilen. Hierzu kömmt noch ein gebildeter, leichter und angenehmer Vortrag, und so giebt dieser Roman, in Verbindung aller erwähnten Eigenschaften eine wirklich interessante und anziehende Lecture. Vielleicht könnte

Digitized by Google

die Perle der jungfräulichen Unschuld, durch die gegen ihren Werth gebrauchten Sophismen, zu tief herabgewürdigt und die den letztern entgegengesetzte Vertheidigung der Aechtheit ihres Glanzes mit zu schwachen Gründen geführt scheinen, und vielleicht dürfte man daher fürchten, dass dieser Roman jungen warmfühlenden Herzen gefährlich werden möchte. Allein ungerechnet, dass der aesthetische Zweck jene Aeusserungen nothwendig macht, wird man bey genauerer Prüfung auch den moralischen gerechtfertigt finden. Wilhelmine leidet für die Vernachlässigung der Tugend lang und tief und der Vf. schildert das, was dahin Beziehung hat, sehr treffend. Würde man dies überschlagen und sich blos an die Vertheidigung ihrer Fehltritte halten, wer könnte dann für Misbrauch? Mit mehrerem Grunde würde man tadeln können, dass auch hier die Bösewichter sich zu freymüthig in ihrer Blösse darstellen: ein Fehler, der von der Briefform vorzüglich leicht herbeygeführt und vergrösert wird.

Neben der eben beurtheilten Arbeit erscheint Nr. 2. in einem nicht vortheilhaften Contrast. Wenn Ausländer aus dem, was wir selbst originell nennen, einen sehr seltsamen Begriff von deutscher Originalität sich bilden, so ist dieses ihnen fürwahr nicht zu verargen. Die vor uns liegende Geschichte ist weniger als irgend eine von der Art, jene Idee umzuschaffen. Hier findet sich nichts von feinerer Charakterzeichnung und Kunst der Darstellung. Einzelne grobe Striche, die sich in alltäglichen Situationen und Intriguen entwickeln, bilden das langweilige, in einem schleppenden Vortrag daher schleichende Ganze, das der Vf. umsonst mit komischen Situationen zu beleben versucht hat, zu deren Darstellung es ihm nur zu sehr an Fähigkeit mangelt.

In Nr. 3. werden einzelne richtig gefasste und erträglich gezeichnete Gefühle durch die Alltäglichkeit der Anlage des Ganzen, durch Unwahrscheinlichkeiten und Unnatur desselben, durch das getheilte Interesse, durch den geschraubten und schwerfälligen Vortrag, durch Uebertreibungen sowohl in Sachen als im Stil wiederum ganz überschattet. Auch dieser Schriftsteller ist sehr unglücklich, wenn er komische Scenen zeichnen will, und seine Sprache ist unrein z. B. *es spricht* nicht Vernunft, sondern erhitztes Blut *aus Sie* — die *herbeygerufte* Freundin — *an Ihnen* werde ich das depot übergeben — ein Held gegen *mir* u. s. w. Druckfehler verunstalten noch über dieses häufig den Sinn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Nürnberg*, in der Pech- u. Schulzischen Buchh.: *Johann Adam Schmerler's Lebensgeschichte*, geschrieben von seinem Freunde *J. F. Schlez*. Mit dem Bildnisse des Verstorbenen. 1795. 61 S. gr. 8. Grosses Interesse kann die Biographie eines Gelehrten, der zwar ein brauchbarer und braver Mann aber weder durch glänzende Verdienste und Talente noch durch aufserordentliche Schicksale merkwürdig wurde, nicht erregen, doch enthält das Leben des sel. *Schmerler* manche sonderbare Begebenheiten, die der sonst unvermeidlichen Trockenheit für manche Leser wenigstens abhelfen. Er ward geboren den 29 Jan. 1765 in dem Marktflecken Fürth bey Nürnberg, der Sohn eines Beckermeisters daselbst, wurde von seinem Vater zu eben diesem Handwerke bestimmt, und blieb bis in sein 13tes Jahr Beckerpursche bey ihm. In dieser Qualität ging er mit dem Brodkorbe auf den Dörfern und Heerstrafsen herum, um den Brodvorrath seines Vaters zu verkaufen. Aber seine Neigung sträubte sich gegen diese Bestimmung. Pfarrer zu werden, war das Ziel seiner Wünsche. Schon in seinem 7ten Jahre hatte er Predigten weitläufig nachgeschrieben, und bald fing er an, selbst dergleichen auszuarbeiten. Aus einer Predigt über die Höllenstrafen, die er in seinem 13ten Jahre schrieb, sind Stellen ausgehoben, die seine damaligen Vorstellungen, so wie seinen damaligen Geschmack, hinlänglich bezeichnen. Diese Predigten, so wie „Betrachtungen von dem Sündenfalle unsrer ersten Eltern" über 100 Seiten stark, wurden auf der Landstrafse neben dem Brodkorbe niedergeschrieben, und zweymal brachte ihn die Vertiefung in diese Arbeit in Lebensgefahr. Versuche, die er machte, sich dem theologischen Studium widmen zu dürfen, schlugen fehl, und *S.* gab diesen Vorsatz mit stolzer Resignation auf. „Aber, die Welt soll doch wissen, sagte er, dass ich eines bessern Schicksals werth war." Und so gieng er mit einigen Predigten nach Nürnberg, um einen Verleger für sie zu suchen. Auch dieser Versuch misslang, aber zu seinem Vortheil. Er unterwarf seine Predigten dem Urtheil des Diakonus *Schöner* in Nürnberg, dessen Approbation ein Buchhändler zur Bedingung der Uebernehme zum Druck gemacht hatte. Diese Approbation erhielt er nicht, zog aber die Aufmerksamkeit dieses Geistlichen auf sich, und wurde durch dessen Vermittelung in die Schule zu St. Sebald in Nürnberg aufgenommen, und von der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit unterstützt. Schon war er 15 Jahre alt, als er die Schule bezog, und noch fehlte es ihm an aller Sprachenkenntnis; dennoch war er nach vier Schuljahren mit dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, und Französischen hinlänglich bekannt. 1784 gieng er nach Altdorf, und betrat dort seine Laufbahn rühmlich und unter günstigen Aussichten; aber ein Fehltritt, zu welchem ihn „religiöse Bruder- und Schwesterliebe verleitete" raubte ihm alle Unterstützung. Indessen glückte es ihm, zweymal nach einander die Stelle eines Hauslehrers zu erhalten, und er befand sich bey der zweyten Stelle in einer sehr glücklichen Lage. Von dieser Stelle aus wurde er 1790 als Rector bey der gemeindlichen Schule in Fürth angestellt. Seine Einnahme in dieser Stelle war sehr gering; sein Eifer stund mit ihr in keinem Verhältnis. Er machte einen neuen Lectionsplan, und gab Unterricht in der Naturhistorie, Naturlehre, Geographie, Geschichte, Religion, der lateinischen, französischen, und deutschen Sprache. Aufserdem hielt er an Sonn- und Feyertagen Vorlesungen über die Naturlehre, und dann über die bürgerliche Moral — die er auch herausgegeben hat —, und hatte dann noch 6—7stündiger Arbeit doch noch Lust und Kraft zu einer ausgebreiteten Lectüre, und zu den vielen literarischen Arbeiten, die er dem Publicum vorgelegt hat. Aber seine Gesundheit erlag auch unter dieser Anstrengung, und er starb am 13 Nov. 1794 in einem Alter von nicht vollen 30 Jahren. Ein würdiger Mann, durch dessen Verwendung *Schmerlers* Anstellung und die Verbesserung der Schule hauptsächlich bewirkt worden war — sein Name verdient bekannt zu werden — *Mennerdorfer*, Bürgermeister zu Fürth, veranstaltete eine glänzende Bestattung auf öffentliche Kosten. Hr. *Schlez* giebt ein Verzeichnis der Schriften seines Freundes, durch welches man *Schm.* als den Verfasser der *freymüthigen Betrachtungen über die dogmatische Lehre von Wundern und Offenbarungen*, 1792 kennen lernt. Für das beste unter seinen Büchern hielt *Schm.* selbst seine *Hochzeitpredigten*, Coburg 1792., und Hr. *Schl.* stimmt ihm hierinn bey. — Die Abbildung des Verstorbenen soll nach der Versicherung der Verlagshandlung (S. 50. N.) die sprechendste Aehnlichkeit mit ihm haben; aber Rec., der den Verstorbenen von Person kannte, kann versichern, dass *Schmerler* das Glück hatte, seinem Porträte nicht ähnlich zu seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Wolfischen Buchhandl.: *Petrarca.* Ein Denkmal edler Liebe und Humanität, von *Friedrich Butenschön.* Erster Band. 1796. XVI u. 332 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenige merkwürdige Männer haben in ihren Schriften einen so reichhaltigen Stoff für den Biographen hinterlassen als Petrarca. Nicht nur mit vielen äussern Vorfällen und Verhältnissen seines Lebens machen uns seine lateinischen Briefe bekannt; in ihnen sowohl, als in den Unterredungen mit dem H. Augustin, am meisten aber in seinen toscanischen Gedichten, hat er seine besondere Ansicht der Dinge, seine eigenthümlichsten Gesinnungen, ja die Geheimnisse seines Herzens niedergelegt, die es freylich für den zergliedernden Verstand bey der Untersuchung seines Charakters immer bleiben, und nur durch ein ähnlich gestimmtes Gefühl aufgefafst werden können. Das Werk des *Abbé de Sade*, worinn sonst jene Materialien mit Gründlichkeit und Wahl verarbeitet sind, läfst in der letzten Hinsicht noch am meisten zu wünschen übrig. Alle historischen Erläuterungen über Laura's Person, und über Petrarca's Liebe zu ihr, die sich auftreiben liefsen, hat er gegeben: aber dem Gange dieser Leidenschaft mit einiger Tiefe philosophisch nachzugehen, zu zeigen wie der Geist des Zeitalters sie vorbereitete, wie die schönen Anlagen des Menschen und Dichters sie hervorlockten, und wie sie jene wiederum zu harmonischer Vollendung entfaltete: das lag aufser seiner Sphäre. Er schrieb wie ein Geistlicher über einen Geistlichen, für dessen Schwäche in diesem Stück er höchstens Entschuldigung zu erlangen wünschte. Hier ist also noch ein Feld für die historische Darstellung offen, wo sie das Interesse der Wahrheit mit allem Zauber der Dichtung vereinigen könnte. Das Denkmal, welches Hr. Butenschön dem Petrarca zu stiften versucht, ist nicht von dieser Art, sondern ein auf Geschichte gegründeter Roman. Wie weit man auch die Rechte der Dichtung über einen historischen Stoff ausdehnen mag, so wird man doch eingestehen, dafs die Einbusse an Wahrheit immer durch einen ästhetischen Gewinn vergütet werden mufs. Dieis zu leisten war hier ein äufserst gewagtes Unternehmen: denn wer kann hoffen, Petrarca's Liebe inniger, schöner, harmonischer auszudrücken, als er es selbst in so vielen Gedichten gethan? Zwar macht die Sammlung seiner Sonette und Canzonen, worin, ungeachtet der meistentheils beobachteten Zeitordnung, die auf einander folgenden Stücke nur selten einen sichtbaren Zusammenhang haben, kein ästhetisches Ganzes aus; und es läfst sich denken, dafs eine Auswahl dieser poëtischen Bestandtheile mit Vortheil zur Einheit eines gröfseren Gedichtes verknüpft werden könnte. Allein es fehlt der Geschichte dieser Liebe, die während des Lebens der Geliebten achtzehn Jahre dauerte und nach ihrem Tode erst noch den höchsten Schwung nahm, an eigentlichen Begebenheiten, an Mittelpunkten der dramatischen oder epischen Einheit, und sie scheint ihrer Natur nach auf lyrische Darstellung eingeschränkt zu seyn, worinn Petrarca selbst unstreitig das Höchste geleistet hat. Sollte Hr. Butenschön wohl bey seiner Unternehmung an diese Bedenklichkeiten auch nur entfernter Weise gedacht haben? Ja, mufs man ihm nicht, trotz des vorgegebenen Enthusiasmus, alles Gefühl für die schöne Individualität jenes Dichters absprechen, wenn er gerade zu gesteht, (S. VII) Petrarca habe ihm seinen Namen zum Ausdrucke eigner Gesinnungen, eigner Schwärmereyen geliehen? Er konnte sich also schmeicheln, der Leser werde lieber sein Individuum kennen lernen, als die wahrhaft schöne Seele eines Mannes, der blofs durch seine persönlichen Eigenschaften: reine und umfassende Empfänglichkeit, sittliche Würde, und überlegene Einsicht, so vielfach auf seine Zeitgenossen und noch weit hinaus auf die Nachwelt wirkte? Statt eines idealischen, oder auch eines treuen Bildes von Petrarca, giebt er uns eine durch die abgeschmackteste Ueberspannung verzerrte Karikatur. Seine Liebe wird in einem Meere empfindelnder Schwätzereyen ersäuft, die überall lärmenden Anspruch auf Kraft machen, aber völliger Leerheit des Kopfes kaum nothdürftig zum Deckmantel dienen. Dieser Petrarca ist stolz darauf, (S. 11) „dafs das kraftvolle *Gemmengepräge* der Natur in ihm noch nicht erlosch." (Die Kunst Gemmen zu *prägen* wird wohl seit dem 14ten Jahrhundert verloren gegangen seyn.) Da er einen schönen Abend am Ufer des Meeres geniefst, (S. 15) „mufsten Thränen seinem Herzen Luft machen, sonst wäre er ins Meer gesprungen." Man sieht, eine solche Empfindsamkeit ist gefährlich für ihren Besitzer, aber sie hat auch ihre Vortheile, denn vermöge derselben riecht man die Unsterblichkeit der Seele: S. 48. „Wer in den Wohlgerüchen der Orangen und Myrten *keine glückliche Zukunft ahndet*, dem fehlt die schönste Gabe der Natur." Eben so mufs man (S. 82 u. 217) das Daseyn Gottes „in einem einfachen Morgengesange," etwa einer Lerche, hören können, sonst wird man für unfähig erklärt es überhaupt anzuerkennen. Lello, Petrarca's Freund, belehrt diesen S. 96. 97. „dafs Himmel und Erde sich wie ein Buch Papier zusammenrollen lassen," doch übergeht er die mechanische oder chymische Pro-

tedur, wodurch man dieſs bewerkſtelligen kann. Die bekannte Vorliebe Petrarca's für die Alten, die für die Wiederbelebung der klaſſiſchen Literatur ſo wichtig wurde, iſt hier ins lächerliche getrieben, wenn ihm S. 22 „die ewige Lampe der Humanität im Horaz leuchtet," wenn S. 41 „die ganze Kraft Virgils in ſeinem Buſen rollt und erklingt," und wenn er gar S. 175 „den mit Ruthen gepeitſcht wiſſen will, welcher dieſe beiden Dichter zu erklären wagt, ohne zu lieben oder geliebt zu haben. Uebrigens hat er eine ungemeine Gabe der Combination, denn „die ganze Geſchichte iſt ihm S. 47 nur *Ein Laut*." Wie Laura auf ihn wirken wird, läſst ſich ermeſſen, da er S. 64 „die Weiblichkeit einen reinen *Schmelz*, einen ehrwürdigen *Anflug* des Göttlichen" nennt. Auch ſteigt durch die Liebe ſeine Tollheit aufs Höchſte. (S. 133) „Kleinigkeiten erwürgen ihn, dagegen wäre es ihm Kinderſpiel, in den Feuerſchlund des Aetna zu ſpringen," und „er ringt (S. 153) mit ſich ſelbſt *wie mit einem Gotte*." Aber dann (S. 239) „wird auf einmal alles ſo ſchön und heiter um *ſeine kleine Perſon*," (hier vergaſs Hr. Butenſchön vermuthlich, daſs er nicht in ſeinem eignen Namen ſprach) daſs es kein Wunder iſt, „wenn er ſich ſo heilig und gut, ſo frey von aller irdiſchen Schwäche dünkt," und wenn S. 237 „ſich der Embryo des Himmels in ſeinem Herzen regt." Die Sprache des ganzen Buchs iſt wieder eins von den unter uns leider ſo häufigen Beyſpielen, zu welcher Verkehrtheit, Verſchrobenheit und Abentheuerlichkeit das erbarmenswürdige Ringen nach einem Scheine von Genialität führen kann. Es wird S. 136 ſchwer gefunden, „das rege *Kuiſtern* in unſerm Herzen" zu erklären. „Liebliche *Flocken* der Harmonie ſchweben S. 146 auf den Dichter herab;" ein andermal S. 253 „labt ihn Laura's Stimme wie *Mannaflocken*." „Zorn und Unwillen *rollt* S. 144 alle Zuſchauer zuſammen." Die fernen Thürme von Avignon *ſummen* S. 216, und jeder Laut *zerſplittert* das Herz. Bey Hn. Butenſchön nehmen die Thränen nicht immer ihren natürlichen Lauf, ſondern flieſsen nach Befinden der Umſtände auch hinaufwärts, und claſſificiren ſich dadurch ſelbſt. S. 140. „Mit jedem Blicke bebte eine Thräne des Danks gen Himmel, und eine andre Thräne reiner Anhänglichkeit floſs auf die Erde." Wer wollte ſich bemühen, das Feuer einer ſolchen Phantaſie, wie S. 240 ff. geklagt wird, daſs es häufig geſchehe, „mit Haken und Waſſereimern zu dämpfen?" Man kann ſie ausbrennen laſſen ohne groſse Gefahr zu fürchten. Dem gefühlvollen Bewunderer Petrarca's und ſeiner Liebe werden dergleichen Parodien ärgere Entweihung dünken, als die witzigſten Spöttereyen des Taſſoni. Bey der ungenieſsbaren Beſchaffenheit des Ganzen verdient es keine umſtändliche Rüge, daſs in den Gedanken und Geſinnungen das Koſtum des Zeitalters alle Augenblicke übertreten wird; daſs die angenommene Briefform ſo wenig beobachtet iſt, daſs Petrarca dem Lelio einmal dasjenige erzählt, (S. 210) wobey dieſer gegenwärtig geweſen war; daſs die vom Vf eingeſtandnen aber ſchlechten ſchuldigten Anachroniſmen ganz ohne Noth und Nutzen begangen werden u. ſ. w. Ein Beyſpiel, wie der Vf. hiſtoriſche Winke benutzt, kann man an der unklugen Geſchichte S. 140 — 145 ſehen, die ſich auf den Brief Petrarca's *de rebus familiar.* III, 22 gründet. Er verwendet ſich darinn für ein paar Liebende, die von ihrem Gutsherrn verfolgt wurden. „*Juvenis quidem virginem, cujus amore languebat, ipſa non obluctante cognovit, matrimonii pactis interpoſitis etc. — Et nos aliquando, frater, arſimus, et opem ferre decet ardentibus.* Wie einfach, naiv und menſchenfreundlich! Nun vergleiche man die vorliegende Behandlung.

Was die kleinen Blumen betrifft, die Hr. Butenſchön nach ſeinem Ausdruck, „aus fremden Gärten in den ſeinigen verpflanzt hat," ſo hätte er beſſer gethan ſie beſtimmt anzugeben. Die Betrachtungen über den Tod S. 227 — 229 ſind von Herder entlehnt, das Sonett nach Petrarca S. 183 iſt von A. W. Schlegel. Die wiederholten Lobreden auf die griechiſche Religion ſind, höchſt unpaſſend in Petrarca's Munde, Schillers Göttern Griechenlands nachgeſprochen. Doch wenn alle Reminiſcenzen dieſer Art für fremde Blumen gelten ſollten, ſo möchten ihrer gar viele werden. Die eignen Gedichte, die Hr. Butenſchön ſtatt Petrarkiſcher aufſtellt, ſind zu ſchlecht, als daſs er ſie nicht ſelbſt gemacht haben ſollte; z. B.:

Ariſtipps und Zenons Schüler,
Jene warm und dieſe kühler,
Predigen Philoſophie,
Gehen und — vergeſſen ſie.

In derſelben Strophe heiſst es:

Flammt die Seele? welch ein Toben!
Iſt ſie ruhig? welche Ruh!

Ja wohl! Und ſchreibt der Autor unſinnig? welcher Unſinn! Wer von unſern Leſern ein ſo verwerfliches Produkt, woran übrigens ſchönes Papier und ſaubrer Druck mit Ungerſchen Lettern verſchwendet iſt, hier zu umſtändlich gewürdigt findet, der bedenke, daſs es nach dieſem Plane leicht durch ein Dutzend Bände fortgeführt werden könnte, und ſehe von welcher Höhe Hr. Butenſchön in der Vorrede auf ſein Zeitalter herabſchaut, ja *die Menſchheit für gänzlich geſtorben und begraben* zu halten droht. Er glaubt ſich berechtigt, die Gleichgültigkeit Andrer gegen alles Edle und Groſse zu ſchelten, da doch eine Gefangenſchaft von einigen Monaten während der unglücklichen Epoche in Frankreich hinreichend war, ſeinen politiſchen Enthuſiasmus ſo ganz abzukühlen, daſs er die Franzoſen ein *Vandalenvolk* nennt, „den Ariſtides und Decius für Fabeln anſieht, und beym Plutarch und Xenophon gähnt."

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. Comp.: *Die Erſtlinge meiner Muſe.* Von *Gottlieb Kapf.* 1796. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Sehr uneigentlich nennt der Vf. dieſe Gedichte Erſtlinge, da eins darunter nach der Ueberſchrift vom Jahre 1786, mehrere vom J. 1793 ſind, und andre vielleicht noch ſpäter geſchrieben ſeyn mögen. In einem Jahrzehend hat ein Dichtertalent ſchon Zeit genug ſich zu ent-

entwickeln, wenn es anders vorhanden ist, oder reifere Einsicht sollte den unglücklichen Kitzel wenigstens in so weit mäfsigen, dafs man die Poëterey nur zu eigner Belustigung triebe, und nicht öffentlich damit aufträte. Ueberdies giebt es so manche Zeitschriften und Sammlungen, wo ein angehender Dichter (weil wir Hn Kapf doch als einen solchen betrachten sollen) seine Versuche zur Beurtheilung aufstellen kann, wo nicht selten auch ziemlich schwache einen Platz finden, dafs es viel rathsamer ist, sich dieser zu bedienen, als mit einem noch ganz unbekannten Namen einen Band Gedichte auf einmal ins Publicum zu schicken. In dem herzbrechenden *Lebewohl ans Büchlein*, worinn der Vf. unter andern zu diesem sagt: „Freundschaft und Liebe „haben dich gezeugt, und als die Freude deiner genas, „war Mutter Natur dein Pathe," scheint er den grofsen Unterschied zwischen Gedichte machen und drucken lassen sehr aus den Augen verloren zu haben; und bleibt es auch bey jenem, so möchte der Zeitvertreib, schlechte Verse zu schreiben, leicht noch geistloser seyn als das Kartenspiel womit er ihn vergleicht. Diese hier sind, wie es scheint, sehr nachläfsig, ohne allen Begriff von Kunst und Feile mit einer unseligen Fruchtbarkeit hingeworfen. Ob der Vf. wirklich einige Anlagen hat, ist unter diesem Wuste schwer zu erkennen. So viel ist gewifs, sie sind zum Theil noch so roh, zum Theil schon so misgebildet und verunstaltet, dafs an keine Besserung zu denken, und das Versprechen bald „reifere Geschwister nachzusenden" sehr voreilig ist. Fast alle Stücke sind lyrisch; einige hat eine uninteressante Gelegenheit veranlafst, z. B. S. 163 *an meinem Namenstage*. Die meisten drehen sich um abgenutzte Gemeinplätze. Bald herrscht Plattheit, bald Schwulst, und das Schlimmste ist, dafs der Dichter gar nicht aufzuhören weifs. So ist die schwerfallige Ode S. 62, welche anhebt: „Ewigkeit! — Gedanken ohne Ende!" fast ein Gedicht ohne Ende geworden. Wer wird sich bemühen wollen, folgenden Unsinn zu entziffern?

Am Gestad der Ewigkeit gescheitert
Strömen Wesen, von der Vaterhand geschleudert
Hinter Gottes Ebenbild zurück —
Schlummern Onan's Legionen Enkel —
Ungeboren — in der Zeile dunklem Winkel,
Und erwarten des Allvaters Blick.

Um nichts gescheidter ist der Schlufs:

Ewigkeiten müssen ihn (den Weisen) belohnen,
Deren Dauer ihren Werth bestimmt.

Ein andermal heifst es mit einem lächerlichen Pathos:

Denn wir wanken an dem schwarzen Schlunde,
Wo der Tod im Hinterhalte *schmollt*.

Aber den Gipfel seines Bombasts hat Hr. Kapf vielleicht in folgenden Zeilen erreicht:

Wo der *Drillingsstern* um Gottes Scheitel
Ewig flammt, *Urwahr*, *Urgut*, *Urschön* u. s. w.

Die häufigen grammatischen und metrischen Schnitzer, z. B. *euerm Herz*, Reime wie *Gelde*, *quälte*, *Wünschen*, *Menschen*, *gelehrt*, *verzerrt*, würden allein hinreichen, diese Arbeiten als stümperhaft kenntlich zu machen, verdienen aber bey einer so durchgängigen Schlechtigkeit kaum eine Rüge. Ein Lust-, Schau- und Trauerspiel; *Sie finden sich als Schauspieler in zwo Handlungen*, folgt den Gedichten als Anhang. Der Vf. hätte sich nur unter die darinn aufgeführten Personen oder Masken aufnehmen mögen. Seine Ansprüche haben in der Prosa noch ein weiteres Feld als in der Poësie. In jener wechselt Witz mit Philosophie und Empfindung, alles nach dem oben gegebenen Maafsstabe: ein würdiges *Drillingsgestirn!* Es treten hier lateinisch, französisch und englisch radebrechende Deutsche auf, deren Rollen vermuthlich nicht immer mit Wissen und Absicht so unorthographisch geschrieben sind. Die Sprache, worinn alle übereinkommen, ist Unsinn, der nicht selten ins pöbelhafte fallt.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Romantische Bijouterien.* (Mit einem Titelkupfer.) 1796. XVI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Schon der Titel setzt den Rec. in Verlegenheit. Sollen Bijouterien Kleinodien oder Spielwerke bedeuten? Fast sollten wir glauben, der Vf. selbst mache keine Ansprüche auf die erste Uebersetzung, und für die letzte ist seine Feder bey weitem nicht leicht genug. Eben so wenig weifs man, ob diese Erzählungen Originale oder aus fremden Zungen übertragen seyn mögen. Ein gewisser gezierter Ton scheint den Einfluss verunglückter englischer Novellen zu verrathen. Am zweifelhaftesten wird man am Ende vielleicht darüber seyn, ob man sich unterhalten hat; und doch giebt der Vf. in einer Vorrede, die uns die Geschichte der Romane überhaupt in kurzen Worten liefert, Unterhaltung als seinen Zweck an. So viel ist gewifs, dafs man hier überall auf kostbare und schwerfällige Schilderungen stöfst, und mit leerer Weitläuftigkeit zu kämpfen hat. In der ersten Geschichte will ein junges Mädchen einer Freundin mündlich ihre Leidenschaft erzählen, und bleibt bey folgender Tirade hängen. S. 16. „Ein kleiner Flufs „von bunten Blumen umkränzt, schlangelt sich durch „die lachenden Wiesen und Thäler durch, auf welchen „Apollo's schweigender Vogel mit ausgespanntem Gefie„der sich majestätisch wiegt. Ich sah ihn oft seinem mit einer goldnen Kuppel versehenen Hauschen zueilen; „kaum hatten ihn seine Jungen erblickt, so schwammen „sie ihm entgegen und freuten sich recht kindisch. „Schakernd verachteten die muntern Fröschc den Bach; „sie genossen der wohlthätigen Sonne auf grünem Moofs, „aber bald sprangen sie in ihr Element zurück, und „prophezeiten, mit den zirpenden Cicaden auf der ho„hen Pappel wetteifernd, den Regen; der bunte Specht „pflückte inzwischen die zarte Knospe einer saftigen „Dattel." Es liefsen sich Bogen in diesem Geschmack auszeichnen, aber wohl dem, der sie bey seiner Lektüre, so wie die unzähligen müfsigen Briefe und Dialogen, die den Leser um nichts als um die Seiten des Buchs weiter bringen, überschlagen darf! In der letz-

ten Novelle hat ſich der Vf. bemüht, leichtfertig zu werden, was man ihm in den vorhergehenden eigentlich nicht Schuld geben kann. Er erhält ſeine Heldinnen von einer gewiſſen Seite ziemlich bey ihrer Tugend. Vergiftungen ſcheut er ſchon weniger. Unter andern hat er einmal die bekannte Begebenheit der Marquiſe von Gange mit eingeflochten, aber das rührende derſelben freylich ganz zu erſticken gewuſst. Beſonders unglücklich iſt er in ſeinen Verſen. An den Hexametern S. 289—291 iſt es noch der geringſte Fehler, daſs ſie oft ſieben Füſse haben: ſie erregen die Empfindung, als ob man in einem ſtoſsenden Wagen über einen holprigen Steindamm führe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cöln, b. Hammer: *Reiſe von Mainz nach Koln im Frühjahr* 1794. in Briefen. 1795. 274 S. 8.

Dieſe Reiſe enthält hauptſachlich zwey Actenſtücke, die auch auf dem Titel bemerkt ſind: eine den verſtorbenen Bahrdt und ſeinen Aufenthalt in Marſchlinz und Heidesheim betreffende Correſpondenz, und eine Predigt, worinn der Pater *Simplicianus Haan* in Cöln im J. 1789 bewies, daſs kein Proteſtant ſelig werden kann. Daſs Bahrdt ein ſinnlicher Menſch und ſchlechter Wirthſchafter war, und hiedurch oft in Noth gerieth, welche ihn nicht ſelten zu niedrigen Auskunftsmitteln verleitete; dies war auch den wärmſten Verehrern ſeines Geiſtes und Muthes vorhin bekannt. Die Simplicianiſche Rede erregt Lächeln; man mag dem Pater die Freude gönnen, welche er ſich durch ſo viel Geſchwätz noch mehr zu verſichern ſucht, die Proteſtanten einſt, von ſeinem Ehrenſeſſel neben S. Dominicus und den Inquiſitoren herab in der Hölle braten zu ſehen. Carricaturen dieſer Art können in der That keinen, auch ungebildeten, Verſtand verführen. Indeſſen wird eine Reiſe in die Länder, wo der Mann ſeinen Tummelplatz hatte, in einigen Jahren merkwürdig ſeyn; ſo viele Akatholiken, die als Freunde und Feinde dort waren, müſſen den alten Sinn doch ziemlich erſchüttert haben; es wird eine intereſſante pſychologiſche Beobachtung ſeyn, ob die elektriſirten Landesbewohner nun auf Extreme anderer Art fallen, oder das glückliche Mittel treffen werden. Aber welches iſt das Land und das Volk in Europa, deſſen ältere Statiſtik nicht eine ähnliche vergleichende Reviſion nach Ablauf der heutigen Kriſe nöthig haben wird!

Der Vf. beſchäftigt ſich übrigens vornehmlich mit der moraliſchen Anſicht, welche das Land von Mainz bis Köln 1794 hatte; ſeine Urtheile ſcheinen aber weniger die Frucht eigenen tiefern Studiums bey längerm Aufenthalt, als das Reſultat der geſelliſchaftlichen Unterhaltungen zu ſeyn, wozu er durch Verbindungen und gutes Glück veranlaſst wurde. Eine aufgeklärte und menſchenliebende Denkungsart blickt überall durch. Es würde ein eben ſo groſses Buch zu ſchreiben ſeyn, wenn man einzelne Angaben von mehrern Seiten beleuchten und prüfen wollte: Wir begnügen uns, den Leſer auf das Vorzüglichere aufmerkſam zu machen. Dazu zählen wir (S. 6) die Beſchreibung der Sereſſaner; (S. 12.) den nachtheiligen Einfluſs, den der Aufenthalt der Franzoſen auf die Mainziſche Deutſchheit und Moralität gehabt haben ſoll; (S. 14.) die Schilderung der pfälziſchen Regierung, welche jedoch leider nichts neues enthält; (S. 57.) einige artige Briefe von dem Dichter Maus; (S. 67.) einiges (doch nicht tief geſchöpftes) über die Erfindung der Buchdruckerey; (S. 74 f.) Cuſtine's Räubereyen zu Biberich, (welche durch gröſsere an andern Orten verübte, jetzt leicht in Vergeſſenheit kommen dürften); (S. 145 ff.) Schilderung der Emigrirten wahrend ihres Aufenthalts zu Coblenz (leider auch wahr!); (S. 154.) über die Urſachen der Revolution lehrreiche und gegründete Bemerkungen, die ja wohl zeigen, daſs ſie nicht die Wirkung der Aufklärung, ſondern der ſo gar unaufgeklärten Handlungsweiſe der vorigen Gewalthaber war; (S. 172.) ein Urtheil über den Fürſten von Neuwied, welches unter die beſſern gehören dürfte, welche über ihn gegeben worden ſind; (S. 176.) von dem „Caſperle des Reichs, dem Neuwieder Zeitungsſchrei„ber;“ (S. 193.) Hedderich's verdientes Lob. Die Stadt Cöln iſt treffend geſchildert; möchte das Gemälde bald unkenntlich werden!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste, *Riga u. Mitau*, b. Müller: *Der Onkel aus Amſterdam.* Eine komiſche Oper in 2 Aufz. Nach dem Ital. *il pittore Parigino* frey bearbeitet und der Muſik des *Cimarosa* untergelegt. 1796. VI u. 104 S. 8. (8 Gr.) — Der Wunſch des Ueberſetzers iſt in ſofern erfüllt, daſs man die Verdeutſchung einer gut componirten italieniſchen Oper nicht als überflüſſig anſehen kann, weil man um keinen andern Preis die Muſik derſelben auf deutſchen Theatern zu hören bekömmt. Allein ohne den Charakter auszulöſchen und dadurch die Muſik unpaſſend zu machen, iſt es faſt unmöglich einer ſolchen Production des italieniſchen Bodens das Fremdartige für uns zu benehmen, was denn auch bey weitem hier durch den Titel und ein paar deutſche Anſpielungen nicht geſchehn iſt. Der Alte vorzüglich wird in deutſcher Sprache immer plump und nicht komiſch auftreten; und es bleibt ſchwer in das Ganze einen rechten Zuſammenhang zu bringen, ohne daſs man doch den Mangel daran der Willkühr des Muthwillens zu gut hielte. Einige einzelne Arien ſind indeſſen ganz glücklich übertragen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTGART, b. Steinkopf: *Taschenbuch für Freunde des Gesangs.* 1796. Erstes Bändchen. 132 S. Zweytes Bändchen. 144 S. 8. *Melodien* zum Taschenbuch für Freunde des Gesangs. Erste Abtheilung. 144 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Die Absicht des Herausg. ging zunächst dahin, junge Männer auf Universitäten mit einer Liedersammlung für den Gebrauch bey fröhlichen Zusammenkünften zu versorgen. Es giebt zwar schon verschiedne dergleichen: doch ist es immer noch nicht unnütz, sie zu erneuern und zu vervielfältigen, da viel daran fehlt, dass die zum Theil sinnlosen und unanständigen, zum Theil wenigstens platten Lieder, die ein hartnäckiges altes Herkommen in Schutz nimmt, die aber den ganzen gesellschaftlichen Ton zur Rohheit stimmen müssen, aus allen akademischen Zirkeln verbannt, und durch geistvollere ersetzt seyn sollten. Die hier befolgte Wahl ist grosentheils verständig und zweckmäfsig. Man wird nicht leicht irgend einen lyrischen Aufruf zur Freude von einem unsrer berühmten Dichter, der Popularität erlangt hat, vermissen. Wir finden hier *Schillers* Lied an die Freude, *Göthens* Bundeslied, viele Trink- und Gesellschaftslieder von *Gleim*, *Stollberg*, *Claudius*, *Hölty*, auch vorzüglich von *Voss*, auch von andern beliebten, wenn gleich weniger berühmten Verfassern. Noch andre stehen ganz ohne Namen da, und müssen sich also blofs durch ihren Gehalt empfehlen, der bey vielen dazu nicht hinreichen möchte. Meistens scheinen es schwäbische Producte zu seyn, und daher dem Publicum, für das sie zunächst bestimmt sind, noch eher gefallen zu können. Da indessen singlustige Kehlen viele Lieder nöthig haben, und die Strenge der Kritik gewöhnlich mit der geselligen Fröhlichkeit in umgekehrtem Verhältnisse steht, so kann man diese Stücke der Sammlung als den geringeren Wein betrachten, den man den Gästen vorsetzt, wenn sie schon viel getrunken haben. Nur sollten nirgends, auch nicht einmal im Rausche lärmender Freude, Vorurtheile begünstigt werden. Wozu also das leere Pochen auf Deutschheit, das in einigen dieser Lieder, z. B. 2 B. S. 127. herrscht? Es ist sonst eine auszeichnende Eigenschaft der Deutschen gewesen, von thörichtem Nationalstolze frey zu seyn, aber seit zwanzig oder dreyfsig Jahren hat man sich unglaubliche Mühe gegeben, ihnen denselben anzuschwatzen. Wie abgeschmackt sind z. B. folgende Verwünschungen 2 B. S. 27.:

> Wer in fremdem Tranke prasset,
> Meide dieses freye Land!
> Wer des Rheines Gabe hasset
> Trink als Sklav an fremdem Strand?

Was hat die Vorliebe für den Champagner oder Madera mit der Freyheit der Gesinnungen zu schaffen? Aber die Verfasser mehrerer hier eingerückten Lieder würden bey ihrem blinden Lobe der deutschen Freyheit wohl ziemlich verlegen seyn, wenn sie den Begriff, den sie mit diesen Lauten verknüpfen, angeben sollten. Der Sammler hätte wenigstens für Uebereinstimmung sorgen, und die Zeilen eines Stollbergischen Liedes:

> Weh dem, der frey uns nennt,
> Und Deutschlands Schmach verkennt!

die bey den jetzigen Zeitumständen bedenkliche Erinnerungen wecken, auslassen sollen. Im zweyten Theil hat er sich nicht auf eigentliche Gesellschaftslieder beschränkt, und auch einige von ältern Dichtern, die es verdienen, wieder in Andenken gebracht. Das nicht zur Ehre unsers Geschmacks allbeliebte *Freut euch des Lebens* steht am Eingange desselben. Die Melodieen sind theils die bekannten und hergebrachten, theils neue von den Hn. Eidenbenz, Lang und Zumsteeg in Stutgart für das Taschenbuch besonders componirte.

Unter dem angeblichen Druckort: Schlofs LINDENBERG, in der Reichsfreyherrl. Taschenbuchdruckerey: *Abentheuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau*, Zeitgenosse(n) des Erasmus Schleichers. (Schleicher.) 1796. Erster Band. XVI und 544 S. Zweyter und letzter Band. 536 S. 8. (Mit Titelkupfern und Vignetten.) (3 Rthlr.)

Der Vf. macht in der Vorrede eine Satire auf einen Scribenten, der jede Messe ein erstaunenswürdiges und spectakelvolles Geschichtenbuch liefert, und diese führt er dann, freylich unerwartet genug, im Werke selbst als in einem anschaulichen Beyspiele der Länge nach aus. Anders läfst sich dieser Roman, der nach einem etwas modernisirten Zuschnitt von weiland Herkules und Herkuliska abgefafst ist, nicht wohl betrachten. Der Held windet sich zwischen einem Chaos von Haupt- und Staatsactionen und Hofintriguen, die den Leser abstumpfen, mit einem Hokuspokus hindurch, der ihn munter erhalten soll. Als Oberhaupt eines geheimen Bundes macht Raphael Pfau die Schurkereyen schwarzer oder gemeiner Böfewichter aus allen Ständen, und die Ränke verworfner Weiber in allen ihren Haupt-

Digitized by Google

und Nebenlinien zu Schanden, ist allwissend und allgegenwärtig, und thut noch viel grösere Dinge, als man deutlich in Erfahrung bringt. Denn die Angel des Geheimnifsvollen wird bis zu Ende nicht ganz eingezogen, und es bleibt uns noch vieles eben so unbegreiflich als unwahrscheinlich. Wir sehen ihn nur einen vertriebnen Minister wieder einsetzen, und einige gedrückte Unschuldige im Triumph aufführen; aber die Beförderung eines seiner Beschützten, der zuletzt ganz wie ein asiatischer Wunderprinz auftritt, zeigt, dafs er seine Hand in mehreren Regierungen des Erdbodens hatte, und nach dem vorherverkündigten Tode des Fürsten zu schliefsen, sitzt er auch im Rathe der Götter. Dafs er Geister und Gesichte erscheinen läfst, ist nur ein geringes, und die Kunst, womit er sich Creaturen schafft, und sie als Maschinen braucht, blofs ein Beweis der natürlichen Ueberlegenheit dieses unter Zigeunern gebildeten Rechtschaffnen. Eine beträchtliche Anzahl von Liebesgeschichten nebst verliebten, freundschaftlichen und räsonnirenden Dialogen durchkreuzen und dehnen dieses seltsame Gemisch. Das Gedächtnifs weifs die Paare kaum mehr zusammen zu finden, die sich lieben, und verfolgt, getrennt, zuletzt auf einen Haufen gesammelt werden. Auch die schmutzige Geschichte eines magnetisirten Mädchens nimmt hier eine Stelle ein, und unter den Episoden kommt die Lebensgeschichte der Madam Hastings mit verstellten Namen vor. Ein Beyspiel, wie geschickt fremde Züge benutzt werden, kann die Stelle B. II. S. 259. abgeben. Eine Opernsängerin, die jetzt eine ehrwürdige *Marchesa* ist, erzählt von ihrem ersten Geliebten: „Rubi„nello brachte auch zuweilen Bücher mit sich, die ihre „Verfasser nicht dazu bestimmt hatten, zu unterrichten, „sondern die blofs unterhielten, und diese las er mir „zuweilen vor. Einst brachte er mir Petrarca's Ge„dichte mit. Er las mir eins der feurigsten Gedichte „an Laura daraus vor. Wir glühten von innen vor „Liebe, und diese Glut von aufsen — an diesem Tage „fiel meine Tugend." So weifs der Vf. in wenigen Zeilen eine Erinnerung aus Dante (Francesca da Polenta erzählt nämlich in jener berühmten Stelle des *Inferno*, dafs ihr der Roman von Lanzelot auf ähnliche Weise verderblich geworden) zu entweihen, und den Sänger der geistigsten Liebe, Petrarca, zum Kuppler zu machen. In keinem höheren Sinne ist er das, wofür er sich doch geben zu wollen scheint, Beobachter des Ganges menschlicher Schicksale, Thorheiten und Laster. Was er uns auf seinem Schauplatze zeigt, ist der abgenutzte, grobe Umrifs, worinn niemand Belehrung finden kann. Das einzige Gute, die wiederholte Ermahnung zu männlicher Thätigkeit, hat er wieder dadurch verdorben und ins Abentheuerliche verzerrt, dafs er damit beständig vom geheimen Bunde ausgeht und auf ihn hinweist, und durch die Mitglieder desselben unglaubliche Thaten und Taschenspielerkünste verrichten läfst. Das ganze Buch erhebt sich daher nirgends über den Rang eines gemeinen Zeitverderbes. Der freywillige Leser ist fast zu bedauern, aber der unermüdete Schreiber flöfst noch mehr als Mitleiden ein. Sprachfehler, wie B. I. S. 27.: „ohne *der* Hülfe eines Officiers;" und S. 297.: „die nichts in *Sie* liebte, als die *Fülle* Ihrer Gesundheit" u. s. w. sind hoffentlich unter die zuletzt erwähnten Druckfehler zu rechnen.

Leipzig, b. Meyer: *Das Schlofs des Grafen Roderich.* Eine Geschichte aus den gothischen Zeiten. Nach dem Englischen. 1796. 327 S. 8. (18 gr.)

Diese Geschichte aus gothischen Zeiten ist, zu ihrem Ruhme sey es gesagt, auch in einem recht gothischen Geschmack geschrieben. Sie hat in England eine zweyte Auflage erlebt, ungeachtet man glauben sollte, der Effect mufste bey einer zweyten Lesung verloren gehen. Sie könnte eine unterirdische Erzählung genannt werden, denn man kömmt darinn fast nicht ans Tageslicht, und treibt sich in wüsten Schlössern, Gefängnissen und allerley düstern Gängen und Winkeln herum. Diese Decorationen sind die Hauptsache und die handelnden Personen nur das Nebenwerk. Es wäre daher nicht übel gewesen, einige Risse zu einer deutlicheren Vorstellung von dem Localen beyzulegen. Trepp auf, Trepp ab verfolgt uns der Schall von Menschentritten und die Erscheinung befremdender Gestalten; der Vf. ist unermüdlich in dem Vergnügen, dem Leser die Haare zu Berge stehen zu machen. Wenn man indessen über den ersten Schrecken hinweg ist, so hat es mit dem Buche auch weiter keine Gefahr. Wir haben so wenig, wie der Ueberf., irgend eine „Verletzung der Zucht" wahrgenommen; nur was die „Kunstlosigkeit des Ausdrucks" betrifft, können wir nicht seiner Meynung seyn. Seine Feder hat vielmehr das Kostbare des Originals nicht weggenommen. Dahin gehört S. 5.: „Ihre schwarzen Augen verriethen Lebhaftigkeit des Geistes mit dem Schmelzenden der Empfindsamkeit im schönsten Verbande." S. 11.: „Unten aus dem Thal hatte der Gipfel ein so mahlerisches Ansehn, dafs die Seele des Zuschauers feurige Wünsche ihn zu erreichen erfüllten" u. dgl. m.

Leipzig, b. Reinicke: *Lottens Tagebuch.* Aus dem Französischen. 1796. XVI u. 323 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine leichte fliefsende Uebersetzung des schon bekannten kleinen Romans: *Journal de Lolotte, par Mde la Baronne de H.*, gegen die nichts zu erinnern ist, als dafs Hr. *C. G. Lenz*, der sich unter dem Vorberichte als Uebersetzer unterzeichnet, einen gar zu hohen Begriff von dem Werthe des Werkchens giebt. Es ist allerdings unschädlich, gefällig geschrieben, und eben dadurch anziehend, dafs es keine höheren Ansprüche zu machen scheint. Hier wird es aber beynahe als ein vollendetes Kunstwerk betrachtet, da es doch in der Zusammensetzung grofse Mängel hat. Die episodische Erzählung von der Frau, die ihren Mann durch eine zu weibische Liebe unglücklich machte, hätte nothwendig lebendiger in das Ganze verflochten werden müssen, um die gehörige Wirkung zu thun. Es ist eine andre Ungeschicktheit und in Charlottens Munde ein Uebelstand, sie alle die Schmeicheleyen, die man ihr macht, wieder erzählen zu lassen. Der Ueber-

Digitized by Google

setzer

setzer muss es nicht übel nehmen, wenn er durch eine partheyische Beurtheilung, die nur das Beste erwähnt, und es in das vortheilhafteste Licht stellt, die Kritik reizt, da sie sonst das artige Original gern verschonen würde.

Leipzig, b. Kummer: *Armuth und Edelsinn*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von *August von Kotzebue*. 164 S. 8. (12 gr.)

Dürftigkeit, mit edlen Gesinnungen gepaart, ist schon in unendlich vielen Schauspielen geschildert worden, auch in vielen schon eindringender, als hier. Die Hauptrolle des exilirten Officiers, der im äussersten Unglück nie das Gefühl seiner eignen Würde verliert, ist nur angedeutet, kömmt in zu wenig Scenen vor, und verliert sich unter einer Menge andrer Personen. Einmal lodert seine Schwärmerey etwas auf; da er sich aber den Vorsatz, seine Geliebte, deren Reichthum er vorher nicht wusste, nicht eher zu heirathen, als bis er ein gleiches Vermögen erworben, bald wieder ausreden lasst, so sieht man, dass jene Schwärmerey bey ihm nur ein Uebergang war. Am meisten sind die Rollen zweyer Kaufleute, welche Brüder sind, ausgeführt; der eine ist die Gefühllosigkeit und der Eigennutz selbst, (viele müssige Reden, vornehmlich aber die Uebertreibung z. B. in den Aeusserungen über den Sklavenhandel S. 67. machen diese Rolle widrig; in einigen Stellen, z. B. S. 63., spricht dieser schlechte Mensch zu edel für seinen Charakter) der andre scheint trocken und kalt, verbirgt aber nur seine Empfindsamkeit, die zuletzt noch ganz zum Ausbruch kommt. Zur Belustigung der Zuschauer sind, wie in den meisten Stücken des Vf., zwey burleske Rollen, die eines pedantischen Buchhalters, die z. B. S. 116. einen sehr possenhaften Auftritt veranlasst, und die eines bigotten alten Weibes, (wo sogar das abgenutzte Missverständniss angebracht ist, dass sie den Heirathsantrag, der ihrer Tochter gilt, auf sich zieht,) eingeschaltet. Das Wenige, was man Handlung in diesem Stück nennen kann, ist ziemlich romanhaft. Eine Tochter (*Louise*) lebt mit ihrem Vater in demselben Hause, so, dass sie, aber nicht er, es weiss, wechselt Briefe mit ihm; erhält Geld von ihm, legt dem armen Officier, ihrem Liebhaber, einen Geldwechsel in den Koffer, den der Vater, welcher Geld in denselben Koffer practiciren will, erblickt; die Erkennung geschieht durch ein Gemälde ihrer Mutter, und *in demselben Augenblick* stürzt der Liebhaber herein, und erhält ihre Hand. Eine Reihe von Missverständnissen entsteht durch ein andres Paar, indem der Liebhaber unter einem angenommenen Namen erscheint, um in diesem Incognito zu sehen, ob man ihn aus Neigung, oder aus Interesse wähle, und indem die Geliebte (*Josephine*) sich für eine andre (*Louise*) ausgiebt; auch hat der Vf. nicht vergessen, den Officier sich duelliren zu lassen, damit *Louise* ihre Zärtlichkeit für ihn an den Tag legen kann. Alles übrige sind gedehnte Episoden, wovon manche sich einzeln gut lesen lassen, aber in der Verbindung Langeweile machen, weil sie die Handlung unnöthig aufhalten. Die Reden, auf die der Vf. mehr, als auf die Handlung gerechnet zu haben scheint, sind zu voll von, theils am unrechten Ort angebrachten, theils faden, Witzeleyen, gesuchten Repartien, und zugespitzten Sentenzen; die kurzen Schlagreden kommen gar zu häufig vor.

Berlin, b. la Garde: *Wilhelmine*, eine Geschichte in zwey Theilen, von *J. F. Jünger*. Erster Theil. 1795. 246 S. 8. (16 gr.)

Ein reiches Mädchen, das zwölf Jahr im Kloster erzogen worden, und das man vergeblich darinn zurückzuhalten sucht, erhält noch, ehe sie es verlässt, einen Geliebten, den ihr eine Nonne, die unglücklich geliebt hatte, abtritt. Die Figur, die sie spielt, als sie in die Welt tritt, die Aeusserungen, und die schnellen Fortschritte ihrer Neigung für jenen Geliebten machen den Inhalt dieses ersten Theils aus, worinn alles so rasch geht, dass sie am Ende desselben schon vier Wochen mit ihm verheirathet ist. Ihr Herz ohne Falsch, und ihre kindliche Gesinnung gegen ihre Mutter nehmen so sehr für sie ein, ihr schöner und geistvoller Anbeter reisst Mutter und Tochter so dahin, dass man die glücklichste Ehe wünscht und hofft. Allein die Worte der letzten Seite: „Mein Mann war die *ersten* „*vier Wochen* der gefälligste, zärtlichste, aufmerksam„ste Ehemann," verglichen mit dem Motto auf dem Titel: *Es ist nicht alles Gold, was glänzt*, erregen Besorgnisse für die Zukunft. Mutter und Nebenbuhler erscheinen in diesem ersten Theil ganz anders, als in den gewöhnlichen Romanen; die Mutter ist Freundin und Rathgeberin ihrer Tochter, die ob sie gleich gern sie mit einem andern verbunden sähe, doch ihrer Neigung keine Gewalt thut, sondern nur Vorsicht anwendet; der Nebenbuhler ist ein Mann, der der Tochter vielleicht gefallen hätte, wenn sie nicht schon für den andern eingenommen gewesen wäre, und der sich sogleich gelassen zurückzieht, als er sieht, dass man den andern vorzieht. Nur die Zofe kommt als eine unwürdige Gelegenheitsmacherin in Verdacht. Die einfachen Auftritte des bürgerlichen Lebens, die dieser Roman schildert, gefallen mehr, als die seltsamsten Abentheuer, durch die vielen wahren natürlichen Züge, durch die treffenden Bemerkungen über menschliches Leben und Handlungen, und durch die ungezwungen blühende Erzählung, die ohne alle Affectation alle Eigenschaften hat, den Leser angenehm zu unterhalten.

Unter dem erdichteten Druckorte: Bagdad, gedruckt vor der Sündfluth: *Der Substitut des Behemoth*, oder Leben, Thaten und Meynungen des kleinen Ritters *Tobias Rosemond*. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. Erster Theil. VI und 198 S. 8. (14 gr.)

Unter dieser Verkappung finden wir eine Chronik, die der Schreiber unstreitig auf neue Zeiten gedeutet haben will. Ohne Beyhülfe dieser Gemüthsergötzlichkeit würde sie wenigstens nicht viel Unterhaltung gewähren. Der kleine Ritter scheint nämlich die Person eines grossen Königs, und Tobias Rosemond die seines Nachfolgers vorstellen zu sollen. Auf dem Titel

sind zwar beide Namen in eins gezogen; allein in der Geschichte selbst gehören sie zwey verschiednen Personen. Die Wahrheit pflegt bey solchen Gelegenheiten eben so zweydeutig abgefunden zu werden, wie die Darstellung, weswegen auch weder der historische noch der ästhetische Beurtheiler viel darüber zu sagen haben kann. Der einmal darinn angestimmte trockne und altväterische Ton ist ziemlich gut behauptet; nur schliefst er bey weitem den gemeinen nicht aus, wovon wir diesmal lieber kein Beyspiel geben wollen, um allerley Aergernifs zu vermeiden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Jena*, b. Voigt: *Ueber den Einfluss der Philosophie, sowohl überhaupt, als insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl.* Eine Vorlesung, gehalten beym Anfange eines philosophischen Cursus, von M. *Wilh. Traugott Krug*, Adjunct der philos. Facult. zu Wittenberg. Nebst einer Abh. *über den Begriff und die Theile der Philosophie.* 1796. 112 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas. u. b. Barth: M. *W. T. Krug über den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie.* Nebst zwey Abhandlungen *über Vernunftglauben und Herzensglauben*, und *über Orthodoxie und Heterodoxie.* 1796. 84 S. 8. (6 gr.)

In Nr. 1. zeigt der Vf., dem die Gabe eines klaren und beredten Vortrags nicht abzusprechen ist, dass der Einfluss der Philosophie überhaupt, und insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl weder ein unmittelbarer, noch ein gewaltsamer und plötzlicher, noch auch ein gefährlicher und schädlicher seyn könne, sondern dass die Philosophie mit den angezeigten Gegenständen blofs in einer solchen Verbindung stehe, vermöge deren sie auf dieselben nur einen mittelbaren, sanften und allmählichen, und daher in jeder Rücksicht einen höchst wohlthätigen und vortheilhaften Einfluss haben müsse.

Die beygefügte Abh. *über den Begriff und die Theile der Philosophie* ist eine Umarbeitung und weitere Ausführung des ersten Theils seiner ein Jahr vorher geschriebenen lateinischen Disputation *de pace inter philosophos utrum speranda et optanda.* Sie enthält viel Neues und Selbstgedachtes, wodurch diese eben so wichtige als schwierige Untersuchung weiter als bisher fortgeführt wird; sie verstattet aber nicht wohl einen Auszug. Rec. bemerkt hiebey, dass, (so wie Hr. *Krug*) auch Hr. *Fichte* in der *Vergleichung seiner Wissenschaftslehre mit dem neuen Schmidtischen Systeme* (Niethammers philos. Journal 1795. St. 12.) die Eintheilung der Philosophie in die *reine* und *empirische* verwirft, und dasjenige, was man bisher zu der letztern gerechnet hat, zwar *Wissenschaften*, aber nicht *Philosophie* genannt wissen will. Unser Vf. ist consequent genug, auch die Eintheilung der Mathematik in die *reine* und *angewandte* zu verwerfen, die mit jener Abtheilung der Philosophie in gleichem Range steht. — Rec. bittet bey diesem Vorhaben, wogegen er weiter nichts zu erinnern hat, man möge doch vorher zusehen, wie viel oder wie unendlich wenig für die Philosophie etwan übrig bleiben dürfte, wenn man von allem empirisch gegebenen darinn abstrahiren und sich lediglich auf das schlechthin reine beschränken wollte? Streng genommen würde der einfache Gedanke der *Einheit*, nebst der Foderung des Geistes, dieselbe in allem Mannichfaltigen zu realisiren, den vollständigen Inhalt von der ganzen Philosophie ausmachen. Denn selbst die Kategorieen lassen sich auf diesen einzigen Gedanken der *Einheit* zurückführen, welcher nur durch die mannichfaltige Art, wie etwas empirisches gegeben seyn kann, auf vielfache Weise modificirt wird. Sollte nicht vielleicht der Unterschied zwischen reiner und empirischer Philosophie mehr in der Verfahrungsart als in den Objecten gesucht werden, die in beiden Arten zu philosophiren immer dieselben bleiben? Sollte nicht die *reine* Art zu philosophiren durch ein synthetisches Hervorbringen und die *empirische* durch ein analytisches Aufsuchen der Einheit in allem gegebenen Mannichfaltigen sich charakterisiren? Ein Gedanke, den Rec. bey einer andern Gelegenheit weiter auszuführen gedenkt.

In Nr. 2. bemerken wir 1) die *Vorlesung über den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie.* Für das Auditorium des Vf. war sie wohl, als Vorbereitung zu seinen Vorträgen über die praktische Philosophie, ganz zweckmäfsig; das Publicum hatte aber nichts verloren, wenn sie ungedruckt geblieben wäre, weil sie lauter allbekannte Gedanken nur andeutet, und nicht einmal ausführt. 2) *Ueber den Unterschied des Vernunftglaubens und des Herzensglaubens.* Gegen einen Aufsatz in der *Berlinischen Monatsschrift* v. J. 1795. Jul. S. 85 ff., dessen Vf. einem Herzensglauben an Gott und Religion, welcher aus individuellen Gefühlen entspringt und eben so individuellverschiedene Religionen veranlafst, vor dem praktischen Vernunftglauben den Vorzug zu geben schien, welchen Hr. *K.* mit treffenden Gründen dem letztern wieder zueignet. 3) *Ueber die Beurtheilung der Orthodoxie und Heterodoxie individueller Ueberzeugungen.* Diese beiden Wörter gleichen einer gangbaren Münze von zweydeutigem Werthe. Bey vielen heifst Orthodoxie nichts anders, als *meine* Doxie, und Heterodoxie jede *fremde* Doxie, die davon abweicht. Sucht man einen allgemeinen Maafsstab, so scheint zuvörderst die *Stimmenmehrheit* einen solchen abzugeben, oder das *Zeugniss der weisesten und besten Menschen*, oder das *Alter der Meynungen*, oder der *Ausspruch der Gottheit.* Alle andere gangbare Erklarungen der Orthodoxie, z. B. was mit der Bibel, oder den Concilienssprüchen, oder den symbolischen Büchern einer Kirche u. s. w. übereinstimmt, lassen sich auf einen der vorhergenannten Bestimmungsgründe zurückführen. Allein keiner davon ist, wenigstens in der für uns möglichen Anwendung zuverlässig, um über Wahrheit und Irrthum zu entscheiden. Hr. *K.* bringt einen neuen Bestimmungsgrund, nemlich die *Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Aussprüchen des gemeinen und gesunden Verstandes* in Vorschlag. Allein er mufs die Schwierigkeit in der Anwendung dieses Merkmals zur Beurtheilung einzelner Ueberzeugungen selbst eingestehen, so gut es ihm auch gelungen seyn mag, den Zusammenhang zwischen den übrigen Erklärungen und der seinigen sichtbar zu machen. Vielleicht wäre es am besten, diese Wörter gänzlich aufser Curs kommen zu lassen, oder dem strengen Sprachgebrauche gemäfs unter Orthodoxie eine durch Autorität und durch — gröfsere oder geringere, kirchliche oder politische — Gewalt sanctionirte Meynung, unter Heterodoxie aber das Gegentheil zu verstehen, ohne dabey auf andere nichthistorische Verhältnisse, z. B. der Wahrheit, Rücksicht zu nehmen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. September 1796.

PHILOSOPHIE.

1) München, b. Zängl.: *Wahres Verhältniſs der Kantiſchen Philoſophie zur chriſtlichen Religion und Moral*, nach dem nunmehr redlich gethanen Geſtändniſſe ſelbſt des Herrn Kants und ſeiner eifrigſten Anhänger allen redlichen Chriſten zum reifen Bedacht vorgeſtellt, vom Verfaſſer des *Antikants*. 1794. 158 S. 8. (8 gr.)

2) Halberstadt, b. d. Groſsſchen Erben: *Zweifel und Erinnerungen gegen* Herrn *Immanuel Kants philoſophiſche Religionslehre*. Herausgegeben von *Salomo Gottlob Unger* Mag. d. Philoſ. u. evang. Pred. zu Cölleda an der Loſs. 1795. XLVI u. 154 S. 8. (10 gr.)

3) Kiel, b. Bohn: *Einige Bemerkungen über Kants philoſophiſche Religionslehre*. 1795. 4 S. Vorr. und 154 S. gr. 8. (12 gr.)

1) Was man ſich vom Hn. *Stattler* über Kants Religionslehre zu verſprechen hat, das kann man ſich im Ganzen aus dem Antikant vorſtellen. Er ſucht nämlich zu erweiſen, daſs Kant die Abſicht, die chriſtliche Religion zu verdrängen, durch dieſes Buch nun ganz klar an den Tag gelegt habe. Die Beweiſe des Hrn. *St.* im Detail zu verfolgen und ſie zu widerlegen, würde für die meiſten Leſer eine langweilige Sache, und für Hn. *St.* eine fruchtloſe Bemühung ſeyn. Wer glaubt, daſs er vieles, das ihm gefällt, in dem Buch finden werde, wird es ohnedem ganz leſen. Aber das dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daſs Hr. *St.* in dieſer Schrift in einem weit anſtändigern Tone ſpricht, und ſich klärer und behutſamer ausdrückt als in ſeinen vorigen Schriften. Wenn ein Mann in dem Alter des Hn. *St.* und der ſich doch, wenigſtens mit ſo viel Recht als manche andere, als Lehrer ein Verdienſt um die Cultur der Philoſophie in einem Theile Deutſchlands zuſchreiben darf, noch gegen die Stimme der Kritik nachgiebig iſt, ſo verdient er gewiſs darüber alles Lob. Einem ſolchen Manne eine gänzliche Revolution ſeiner Denkart in der letzten Hälfte ſeiner Tage zuzumuthen, iſt eine Unbilligkeit, der ſich Rec. nicht ſchuldig machen will. Manchem Theologen, der ſich einen gar zu groſsen Synkretiſmus der Kantiſchen Religionsphiloſophie mit *ſeiner* Dogmatik geſchaffen hat, iſt auch die Leſung dieſer Schrift anzurathen, denn Hr. *St.* hat an vielen Stellen ſehr richtig geſehen, daſs die anſcheinende Einſtimmung mancher Aeuſserungen Kants mit dogmatiſchen Begriffen lange nicht ſo groſs iſt, als manche Theologen wähnten, und wenn auch ſein Eifer darüber nicht immer in den Grenzen einer rein philoſophiſchen Unterſuchung bleibt, und kein Kind einer lichtfrohen Wahrheitsliebe iſt, ſo iſt er doch ſehr *conſequent*.

2) Mit weniger philoſophiſchem Scharfſinn, und mehr Verhärtung gegen Aufklärung und freymüthige Unterſuchung der Religion tritt Hr. *U.* als Gegner Kants auf. Wem dies Buch gefallen oder nicht gefallen kann, das wird der Leſer aus dem Schluſſe beurtheilen, mit deſſen Anführung wir uns, da für die Philoſophie ſich gar keine Ausbeute in der ganzen Schrift findet, begnügen wollen. „Wir leben jetzt in Rückſicht des Sittenverderbniſſes und des Verfalls der Tugend in einem ähnlichen Katholicismus der Philoſophie, als ehedem die Chriſten in Anſehung der Verdorbenheit des öffentlichen chriſtlichen Lehrbegriffs unter der Allgewalt des Pabſtes lebten — (was ſoll dies heiſsen?) Wir Chriſten (alſo nur die Proteſtanten?) haben in unſerer Bibel eine weit vollkommenere Religionslehre, als uns alle Philoſophen zuſammen, die jemals gelebt haben, und jetzt leben, und noch leben werden (wie kommt Hr. *U.* unter die Propheten?) geben können; und es iſt folglich mehr Behuf für Irreligion, als für wahre praktiſche Religion, ja es iſt eine Umkehrung der ganzen Sache, (welcher?) wenn noch philoſophiſche Religionslehren zum Vorſchein kommen, die auf Beſtreitung der geoffenbarten Religionslehre abzielen; weil die chriſtliche Lehre vollkommen, die philoſophiſche Religionslehre aber unvollkommen iſt und bleibt.“

Ein ganz anderer Geiſt herrſchet in der *dritten* Schrift. Sie iſt das Product eines hellen und freymüthigen Denkers. Kants Religionslehre wird hier ohne Verkennung ihres Verdienſtes einer ſcharfen Kritik unterworfen, und wenn auch einige gegen dieſelbe gemachten Einwendungen gehoben werden können, ſo verdienen doch alle die unparteyiſche Prüfung vorurtheilfreyer Wahrheitsforſcher. Der gröſste Theil dieſer Erinnerungen findet ſich ſchon in der Anzeige der philoſophiſchen Religionslehre in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, es ſind aber einige Zuſätze und eine ganze neue Abhandlung, über das Verhältniſs der Moraltheologie zur reinen moraliſchen Geſinnung, hinzugekommen. Die wichtigſten Einwürfe in dieſer erſten Abhandlung ſind gegen die Idee vom höchſten Gute gerichtet. Zuerſt ſucht der Vf. zu zeigen, daſs die Idee vom höchſten Gut keine moraliſche Triebfeder abgeben könne, weil ſie ſich als Triebfeder immer auf das Princip der Selbſtliebe zurückführen laſſe. Die Gründe womit der Vf. dieſes zeigt, dürften ſich ſehr ſchwer widerlegen laſſen. Dann zeigt er aber auch einige Schwierigkeiten der Idee an ſich. Sie iſt aus

Digitized by Google

unvereinbaren Elementen zusammengesetzt, und es lässt sich schwer begreifen, dass das moralische Gesetz zugleich auch ein Princip *a priori* für die Erkenntniss eines Gegenstandes in der Erfahrung abgeben könne, und wie die Annahme dieser Möglichkeit nicht eine Vermengung der praktischen Vernunft mit der theoretischen, welche letztere allein für die Erkenntniss gesetzgebend ist, ausmache. Die Uebereinstimmung der Glückseligkeit mit dem in endlichen Wesen jedesmal vorhandenen Grade der Tugend lässt sich aber auch analytisch aus dem Begriffe der Tugend beweisen. In so fern die praktische Vernunft Unterwerfung des Willens unter ein Gesetz fodert, muss sie zwar immer ein Gefühl der Unlust hervorbringen; allein in so ferne sich unsere Vernunft dieses Gesetz selbst giebt, und selbiges unsere Erhabenheit über den Mechanismus der ganzen Natur bezeugt, so muss es auch ein Gefühl der Lust hervorbringen, und dies um so mehr, da jede Erreichung eines Zweckes mit Lust verbunden ist. Diese Lust besteht in der Zufriedenheit mit uns selbst und mit unserer persönlichen Verfassung, welche wir uns durch den Gebrauch der Freyheit erworben haben. (Gegen diese Behauptung lässt sich einwenden: dass das moralische Gesetz als gebietend noch nicht Lust sondern nur Achtung erzeugt, die Erreichung eines Zwecks, der doch immer materiell seyn muss, aber nicht durch das moralische Gesetz in unsere Gewalt gegeben ist, das, was von uns abhängt, besteht nur darinn, dass wir uns nichts vorzuwerfen haben, aber der Erfolg, der erst die Lust gewähren kann, hängt nicht von uns ab, und es kann unsere moralische Gesinnung gehindert seyn, in tugendhaften Handlungen zu erscheinen. Wir können uns dann wohl trösten, wenn wir mit gutem Willen zu handeln suchten, aber nicht freuen.) Einer nähern Betrachtung ist auch die Consequenz werth, die der Vf. aus der Idee vom höchsten Gut, wie sie in der Moraltheologie vorkommt, zieht. „Besteht moralische Schwärmerey darinn, dass man sich einbildet, man könne in der Ausübung des Pflichtgebots es so weit bringen, dass blos die Liebe zu diesem Gebot die zureichende Beobachtung desselben ausmache, und Achtung gegen dies Gebot, welche uns demüthigt, gar nicht mehr nothig sey: so muss derjenige, welcher das, was die Pflicht befiehlt, um des höchsten in der Welt möglichen Guts willen vollbringt, und dieserhalben an das Daseyn eines Gottes glaubt, weil dieses höchste in der Welt mögliche Gut ein Object der Liebe und Zuneigung ausmacht, nothwendiger Weise auf die Einbildung kommen, er übe seine Pflichten blos aus Liebe zu demselben aus, und das moralische Gesetz sey für ihn nicht mehr ein Gegenstand der Demüthigung und der Furcht.“ Der Vf. giebt am Schluss die Aussicht zu einer Anthropotheologie, die aber im Grund doch nur eine Moraltheologie seyn kann, weil sie sich gleichfalls auf die Anlage des Menschen zur Sittlichkeit gründet. In der zweyten Abhandlung, über die Allgemeinheit des sittlichen Verderbens in der menschlichen Natur, sucht der Vf. die Kantischen Beweise dieses Verderbens zu entkräften, weil sie sich alle nur auf Erfahrung stützen, und zu zeigen, dass sie nur um einer philosophischen Deutung des Dogma der Erbsünde willen, gesucht zu seyn scheinen. Die dritte Abhandlung über die Pflicht, einen ethischen Staat Gottes unter den Menschen zu errichten, ist gegen den Kantischen Begriff einer Kirche gerichtet. Am stärksten erklärt sich der Vf. in der vierten Abhandlung, über die moralische Auslegung der heiligen Schrift und des Kirchenglaubens gegen Kant. Unter andern Gründen des Vfs. scheint Rec. einer der wichtigsten; dass durch diese Auslegung leicht, an sich unvernünftige Sachen in ein heiliges Ansehen gesetzt werden können. Es scheint auch wirklich in dieser Erklarungsart etwas zu liegen, das nicht völlig der durchgängigen Aufrichtigkeit, die das Moralgesetz uns zur Pflicht macht, entspricht. Allein wenn man unbedingte Aufrichtigkeit zur Pflicht macht, so muss man nothwendig (wie bey allen moralischen Gesetzen) hinzudenken, dass sie nur gegen moralisch ausgebildete Wesen Pflicht seyn kann. Gegen Kinder und Verrückte, die uns zur Aufsicht anvertraut sind, haben wir die Pflicht, jenen ihre Unwissenheit und diesen ihren Unverstand so viel möglich unschadlich zu machen. Sollte sich aber nicht jeder denkende Mann im Verhältniss gegen den Blindglaubenden als ein Vorsteher desselben denken dürfen, dessen Pflicht es ist, jenen vor dem Schaden des blinden Glaubens so lange zu bewahren, bis er denken lernt? Die moralische Auslegung müsste daher nur gebraucht werden, der Wahrheit als einem Gegenstand des Glaubens Eingang zu verschaffen und dann sie aus Gründen zu erweisen. Die gelehrte Auslegung kann dann zeigen, dass ein gewisser Satz gar nicht in der Urkunde gegründet war, so wird der Wahrheit nichts vergeben, und das Ansehen der Urkunde dennoch durch kein Blendwerk befestigt.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben. *Erster Theil bis auf Plato.* von *Johann Gottl. Buhle* ord. ord. Prof. d. Philos. in Göttingen. 1796. 472 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet die Bearbeitung der Materialien für die Geschichte der Philosophie noch bey weitem nicht so weit gediehen ist, dass man ein weitläuftiges oder compendiarisches Werk darüber schon erwarten könnte, welches den höhern Foderungen, die jetzt an einen Geschichtschreiber dieser Wissenschaft mit Recht gemacht werden können, auf irgend eine vollkommene Art Genüge thun könnte; so bleibt es doch immer ein nützliches Unternehmen, wenn der bisher verarbeitete Stoff von einem Manne, der die dazu erfoderlichen Kenntnisse und Talente hat, in ein Ganzes vereiniget wird, zumal wenn er damit eigenes Quellenstudium verbindet, und eine dem gegenwartigen Culturzustande der Philosophie angemessene Idee ihrer Geschichte sich zu eigen gemacht hat. Dieses ist zum Theil wirklich in dem vor uns liegenden Lehrbuche geschehen, welches ungeachtet einiger Mängel, doch das vollständigste und beste ist, das wir bis jetzt in dieser Art besitzen. Der Vf. ist willens, künftig ein ausführlicheres Werk über die Geschichte der Philosophie herauszuge-

Digitized by Google

ben, und er liefert es vorjetzt erst in compendiarischer Form. Doch ist es etwas mehr als Compendium, wie schon daraus erhellet, dass das Ganze aus drey solchen Bänden, wie der gegenwärtige, bestehen wird. Mit Recht ist die Philosophie als Wissenschaft dem Vf. der Hauptgesichtspunkt. „Das gegenwärtige Lehrbuch, „heisst es in der Vorrede, soll den Ursprung und die „allmalige Entwickelung der Philosophie als Wissen„schaft in möglichst gedrängter Kürze erzählen, den „Geist der berühmtesten ältern und neuern philosophi„schen Systeme, ihre Verschiedenheit, ihren gegensei„tigen Einfluss auf einander, und die nächsten Veran„lassungen dazu, soweit die Nachrichten hinreichen, „oder die Natur der philosophirenden Vernunft, die „Zeitumstände, die besondern Geistesphysiogno„mieen, die Charaktere, die Lebensgeschichte der „Philosophen selbst, historisch anzeigen." Nach dieser richtigen Idee ist wirklich der gröfste Theil dieses Lehrbuches bearbeitet, das Leben und die Schicksale der Philosophen sind nur kurz berührt, weitläuftiger aber wird ihre Philosophie dargestellt. Nicht zufrieden die einzelnen Behauptungen aufgeführt zu haben, sucht vielmehr der Vf. auch den Gesichtspunkt der Philosophen, die Grundsätze und den Zusammenhang ihrer Behauptungen nach den historischen Quellen anzugeben. In dieser philosophischen Darstellung der Systeme, in gröfserer Reichhaltigkeit, in kritischer Benutzung der neuern Arbeiten, und eigenem Studium der Quellen, in der beygefügten kritischen Aufführung derselben und überhaupt der hieher gehörigen Literatur, bestehen die vornehmsten Verdienste des Vf. und die Vorzüge dieses Lehrbuchs vor andern Compendien. Nach einigen Vorerinnerungen über den Begriff Zweck, Bearbeitung und Literatur der Geschichte der Philosophie, die etwas dürftig ausgefallen sind, handelt der Vf. in dem ersten Abschnitt von dem Ursprung der Philosophie, sehr kurz, und dann in einzelnen Abschnitten, von der Philosophie der Aegyptier, Hebräer, Phönicier, Chaldäer, Perser, Hindostaner, Sinesen, Celten und Scandinavier. Diese Abschnitte, welche keinen kleinen Theil des Buchs einnehmen (bis S. 134) enthalten viel gelehrte Untersuchungen und Resultate über die Gelehrsamkeit und die Religion dieser Völker; allein eine andre Frage ist es, ob sie hier an ihrer Stelle stehen. Rec. glaubt zum wenigsten, dass mehrere mit ihm diese Abschnitte als nicht ganz zu der Idee, welche Hr. *B.* aufgestellt hat, passend ansehen werden, weil bey allen diesen Volkern keine Spur von Philosophie als Wissenschaft, noch irgend ein enges Band mit den Philosopheinen der Griechen zu entdecken ist, und wünscht, der Vf. wäre hierinn lieber Niemand als, wie es scheint, seiner eignen vor drey Jahren herausgegebenen Geschichte des philosophirenden Verstandes gefolgt. 10. Abschn. Ueber die Philosophie der Griechen. Es werden folgende 11 Epochen angenommen; 1) *mythische Philosopheme* und die praktische Erfahrungsdisciplin der *Gnomiker* 142—186. Hier müssen wir die obige Erinnerung wiederholen. 2) Geschichte der Meynungen *der Jonischen Kosmophysiker* S. 186—224. 3) Geschichte des *Pythagoreischen Systems*. S. 224—277. 4) Geschichte des *Eleatischen Systems*, und der Meynungen einiger *einzelnen Kosmophysiker, die Zeitgenossen der Eleatiker waren*. S. 277—336. 5) Geschichte der *Sophisten* S. 337—360. 6) Geschichte der *Sokratischen Philosophie*. S. 361—391. 7) Geschichte der Philosophie der *Megariker*, *Cyniker*, *Cyrenaiker*, *Epikureer*, *und Stoiker*. S. 392—472. So weit geht dieser erste Theil. 8) Geschichte der *Platonischen Philosophie*. 9) Geschichte des *Aristotelischen Systems*. 10) Geschichte der *akademischen Philosophie*. 11) Geschichte des *Pyrrhonismus*. Gegen diese Abtheilung, und die Folge der Epochen dürfte sich wohl manches erinnern lassen. Nicht allein die Eleatiker, sondern auch *Leucipp* und *Demokrit* und *Anaxagoras* machten Epoche, und die Philosopheme dieser Männer, die so sehr von einander abweichen, hätten nicht in eine Epoche zusammengestellt werden sollen. Die Zeitfolge und der Realzusammenhang der philosophischen Systeme ist gar zu sehr hintangesetzt. — Die Geschichte des Pythagoreischen Systems hat das meiste Eigenthümliche; allein diese Darstellung historisch zu begründen, sollte wohl eine schwere Aufgabe seyn. In den vorhandenen Fragmenten ist zum wenigsten dieses System nicht, noch weniger so ausgearbeitet enthalten, als hier aufgeführet wird. Als Probe nur den ersten Satz des Systems. S. 241. „Der letzte und oberste Gattungsbe„griff, worauf die Analyse jeder einzelnen Sinnener„scheinung und der Dinge überhaupt führt, ist das *Eins*. „Dieses dringt sich nicht nur als das erste *Realelement* „(der Materie nach) eines Dinges so wie alles Vorhan„denen auf; sondern auch als dasjenige Princip, was „einem Dinge seinen *Bestand*, sein *bestimmtes Daseyn* „giebt, was es zu einem *Dinge* (der Form nach) macht. — „*Soll aber aus diesen Realelementen ein seinem Daseyn nach „bestimmtes Ding entstehen, so müssen sie zur Einheit der „Form nach verbunden werden. Folglich ist das Eins eben „so Princip der Form, wie es Princip der Materie ist.*" Zu solchen abstrakten Begriffen als Form und Materie hatte sich Pythagoras gewifs noch nicht empor gearbeitet. Besser hätte Hr. *B.* gethan, wenn er statt dieses für Pythagoras zu gelehrten Raisonnements dessen Gesichtspunkte weiter nachgegangen, und den Sinn der Zahlen in diesem System vor Darlegung des Systems nicht nach demselben entwickelt, und sich dabey mehr an die historischen Data gehalten hätte. Sextus adversus Physicos II. §. 258 und einige Excerpte des Stobaeus enthalten dazu noch manchen unbenutzten Stoff, in welchem Aufschlüsse über den Geist der Zahlenlehre liegen. Aufser manchen Unrichtigkeiten, z. B. dass die geraden Zahlen vollkommener sind als die ungeraden S. 244 vermissen wir hier auch die Sorgfalt in der Nachweisung der Quellen, woraus die Behauptungen genommen sind, welche bey keinem Theil der Geschichte so nothwendig gewesen wäre. — Das System des Parmenides ist ebenfalls nicht ganz treu dargestellt. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dieser Denker von dem Satze; die Sinne trügen, ausging, welcher eher Resultat als Prämisse ist, und er behauptete nicht, dass das *Eine* eine unendliche Substanz sey, wie hier stehet, sondern gerade

das Gegentheil. Und womit will Hr. B. beweiſen, daſs (S. 299) Meliſſus die Gültigkeit der Erfahrungserkenntniſs ſchlechthin verworfen, Parmenides aber in einem gewiſſen Sinn angenommen habe? Der eine behauptete ja wie der andere die Täuſchung der Sinne. Ariſtoteles de Coelo III, 1. — Am meiſten iſt aber die Darſtellung der Philoſopheme des Zeno miſslungen, der hier als Skeptiker aufgeführt wird. Sein Skepticismus habe ſich ſowohl auf die Weltſubſtanz als auf die Bewegung bezogen; in Rückſicht der erſten habe er behauptet, daſs *weder etwas ſey noch nicht ſey, weder die Exiſtenz noch die Nichtexiſtenz der Dinge* ſich erweiſen laſſe. Hier führt Hr. Buhle eine Stelle aus Ariſtoteles de Meliſſo Xenophane Gorgia c. 5. an, und wundert ſich, daſs ſie allen Geſchichtsforſchern ſelbſt Hn. Stäudlin entgangen ſey. Dieſes wäre freylich ſonderbar, aber ſonderbarer als dieſes iſt, daſs dieſes ganze Raiſonnement, wie es hier als Zenoniſch angeführt wird, in der genannten Schrift, wie der Zuſammenhang ausweiſet, dem Sophiſten Gorgias beygeleget wird. Die übrigen angeführten Beweisſtellen ſcheinen freylich für dieſe Behauptung zu ſprechen, wenn ſie nur nicht auf einen Miſsverſtand beruheten, welchen eine Stelle in Platos Parmenides S. 75. Zw. A. aufdeckt. Und man kann um ſo weniger dieſer Stelle ihre hiſtoriſche Gültigkeit ſtreitig machen, da auch Ariſtoteles, wie Plato, den Zeno und Parmenides als einſtimmig in dem Syſteme verbindet, Elench. Sophiſtic. c. 33. Endlich wenn auch dieſe Zeugniſſe gelten ſollten, ſo hätte Zeno behauptet, daſs auch nicht einmal das *Eine* alſo gar nichts wirklich ſey, und er wäre darin ſo wenig ein Skeptiker, als wenn er die Realität der Bewegung leuguet, wo er ſo dogmatiſch verfahrt, als irgend ein anderer. Der vierte Grund gegen die Wirklichkeit der Bewegung, iſt ganz ausgelaſſen. Veranlaſſung zu ſolchen Berichtigungen, auch Zuſätzen findet ſich noch hie und da. Dieſe Erinnerungen ſollen übrigens den Werth dieſes Buches keinesweges herabſetzen, ſondern nur beweiſen, daſs wir es mit Aufmerkſamkeit geleſen haben, und den Vf. aufmuntern, noch mehr Sorgfalt und Genauigkeit auf die Fortſetzung und Vollendung dieſes Werks zu wenden, welches dann ein ſehr zweckmäſsiges und brauchbares Handbuch werden wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Himburg: *E. P. H. Böthcke, Beyträge zur Lehre, wie man mit möglichſter Schonung des Holzes alle Landgebäude wohlfeil, dauerhaft und feuerficher bauen kann.* Mit 2 Kupft. 1795. 72 S. 8. (16 gr.) Dieſe paar Bogen ſind, nach der Anzeige des Vf. dazu beſtimmt, dasjenige, vorzüglich unter der geringen Klaſſe der Landleute, bekannter zu machen, was er ſchon in einer andern Schrift, *Verſuch zur Verbreitung des Lehmpatzen Baues unter den Landleuten*, dargelegt hat. Um ſich möglichſt gemeinnützig zu machen, beſorgte er aus genannter Schrift einen Auszug auf ſeine Koſten, und vertheilte davon 250 Exemplare umſonſt unter die deutſchen Bauern im Nezdiſtricte; aber die bald darauf erfolgten kriegeriſchen Unruhen, zerſtörten den gehoften guten Erfolg. Er ſelbſt gerieth in polniſche Gefangenſchaft und nutzte die ihm ertheilte Erlaubniſs bey ſeiner Familie bleiben zu dürfen, dazu, den vorliegenden Aufſatz auszuarbeiten. — Der Aufſatz enthält drey Abſchnitte. Im erſten wird das ganze Verfahren bey der Bereitung der Lehmziegel ſelbſt, imgleichen die vortheilhafteſte Art des Vermaurens, wie auch des Putzens der Wände und Mauern deutlich erzählt. Die Methode des Herrn von Goldfuſs, der bey den äuſſern Wänden in Entfernungen von etwa 16 Fuſs, die Pfeiler rund um ¾ Fuſs ſtark mit Ziegelſteinen verblenden läſst, wird ſehr beſcheiden geprüft und als überflüſſig verworfen. Eben ſo wird auch die Gröſse der Lehmpatzen, deren Länge H. v. G. auf 18 Zoll beſtimmte, richtiger auf 11 Zoll eingeſchränkt. Der 2 Abſchnitt handelt von geſtreckten Windelböden und von Lehmſchindel-Dächern. Erſtere ſind auf dem platten Lande bekannt genug, letztere hingegen in vielen Gegenden noch gar nicht. Die hier von dem Vf. beſchriebenen unterſcheiden ſich übrigens ſehr von den ſonſt wohl gewöhnlichen Lehmſchindeldächern, und auch von den Gillyſchen. Nach der hier gezeigten Methode ſollen nämlich die Lehmſchindel *auf beiden Seiten* mit Lehm beſtrichen, unmittelbar auf die Latten befeſtiget, und über dieſe Schindel ſoll ein Strohdach, wiewohl nur halb ſo dick als gewöhnlich, auf die bekannte Art über gedeckt werden. Daſs dies Dach in Hinſicht der Stärke und Dauer vor dem Gillyſchen, das blos aus Lehmſchindeln, die nur auf der Lattenſeite mit Lehm beſtrichen werden, Vorzüge haben müſſe, iſt ſichtbar, aber freylich werden die Koſten auch etwas höher hinan laufen. Da indeſſen dieſe Koſten-Vermehrung nur gröſstentheils von der gröſſern Stohmenge entſteht, ſo wird, in der Vorausſetzung, daſs der Landmann ſolches ſelbſt hat, und zu jedem gewöhnlichen Strohdache noch ungleich mehr erfoderlich ſeyn würde, darauf nicht Rückſicht genommen werden können. Der Vf. führt Erfahrungen von dem groſsen Nutzen dieſer Dächer bey wirklich entſtandenen Feuersbrünſten an, die alle mögliche Aufmerkſamkeit verdienen. Der dritte Abſchnitt zeigt, durch beſtimmte Berechnung eines Deputanten Hauſes von vier Familien, den Unterſchied der Koſten des vierfachen Baues; nämlich: maſſiv von Ziegeln, von Lehmpatzen, von Wänden mit gemauerten und geklehmten Fachwerk. — Rec. fühlt ſich gedrungen, bey dieſer Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die vielleicht hier nicht ganz unpaſſend iſt. Er ſelbſt lebt in einer Gegend, wo nicht nur auf dem platten Lande, ſondern auch in den Vorſtadten gröſſerer und kleiner Städte die gewöhnlichen Stroh- und Rohrdächer noch faſt allgemein ſind. Eine fürchterliche Feuersbrunſt, die beſonders durch das Flugfeuer verbreitet ward und einen ſehr angeſehenen Ritterſitz des Landes gänzlich in die Aſche legte, machte mehrere wohlhabende Gutsbeſitzer auf die Abſchaffung ihrer Strohdächer aufmerkſam. Man verfiel auf die Faxiſche Steinpappe und forderte darüber die Meynung des Rec. Ueberzeugt, daſs ſchon allein die Koſtbarkeit dieſes Materials, wenigſtens noch vor der Hand, die allgemeine Anwendbarkeit derſelben hindern würde, ſchlug er die Gylliſchen und Böthckiſchen Schindeldächer vor. Allein noch iſt ihm nicht bekannt, daſs auch nur ein einziger Verſuch bey dem kleinſten und unbedeutendſten Gebäude damit angeſtellt wäre, da man ſich doch noch immer damit beſchäftigt, die Steinpappe nachzumachen. Dies iſt wirklich zu bedauern, und Rec. kann es ſich kaum erklären, wie es kommt, daſs talentvolle Männer, Männer von Kenntniſſen und voll rühmlicher Strebſamkeit fürs allgemeine Beſte, miſslichen, und mit beträchtlichen Koſten verknüpften Verſuchen, die doch nie allgemein anwendbar werden können, vor einfachern wohlfeilern und ungleich bequemern den Vorzug geben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

RIGA, b. Hartknoch: *Materialien zur Kenntniss des russischen Reichs*, herausgegeben von *Heinrich Storch*. Erster Band. 1796. 522 S. 8.

Der Vf., der sich bereits durch sein Gemählde von Petersburg, die statistischen Tabellen des russischen Reichs und durch die mannichfaltigen Kenntnisse, die in beiden Werken allgemeiner verbreitet sind, vortheilhaft ausgezeichnet hat, fängt unter dem angeführten Titel ein drittes Werk über den gegenwärtigen Zustand des russischen Kaiserthums an, das ihm gewiss den Beyfall aller Freunde der russischen Geschichte im Auslande verschaffen wird. Wie wir bereits aus Busse's Journal von Russland wissen, erscheinen dort über die alte und neue russische Geschichte und Staatsverfassung eine Menge gründlicher Werke, die wegen der Unbekanntschaft der russischen Sprache, von Ausländern nicht benutzt werden können. Aus diesen will Hr. *S.* hier Auszüge liefern und kleinere Aufsätze über eben diese Gegenstände ganz mittheilen, so dass es ihm nicht leicht an Materie fehlen kann, seine Leser über den alten und gegenwärtigen Zustand dieses Reichs in mancherley Rücksicht zu belehren. In diesem ersten Theil sind sieben Aufsätze verschiedenen Inhalts gesammelt, und in der Vorrede giebt Hr. *S.* hinlängliche Nachrichten von ihren Verfassern, und den russischen Werken, aus denen sie ganz oder auszugsweise entlehnt sind.

1) Historische Untersuchung über die Lage des alten russischen Fürstenthums *Tmutarakan*. Diesen Namen haben wahrscheinlich die wenigsten unserer Leser je gehört, aber er begriff im zehnten und eilften Jahrhundert einen Theil der russischen Eroberungen am schwarzen Meere. Ueber die Lage dieses Fürstenthums, das wahrscheinlich zu Anfange des zwölften Jahrhunderts aufhörte, waren die russischen Geschichtsforscher bisher sehr zweifelhaft, und sie verlegten es bald nach Litthauen, bald nach Astracan. Es lag aber auf der Insel Taman, hatte seinen Namen von der Festung Tamatarcha, welche bey griechischen Schriftstellern vorkommt, und auf den Ruinen der alten Stadt Phanagoria erbauet ward. Unter andern Beweisen für diese Lage jenes Fürstenthums führt der Vf. ein altes russisches Denkmal von weissem Marmor an, das 1793 zufällig auf der Insel Taman gefunden ward, und durch eine Inschrift die Ausmessung des Meeres erhielt, welche der russische Fürst Gjeb 1068 auf dem Eise von Tmutarakan bis Kertsch anstellen liess. Dies Monument hat auf Befehl der Kaiserin einen anständigern Platz bekommen, um solches vor weitern Beschädigungen zu verwahren. Der ganze Aufsatz enthält überdem treffliche Aufklärungen der alten russischen Erdbeschreibung.

2) Topographische Beschreibung der kaiserl. Residenzstadt Moskau und des moskowischen Gouvernements. Für die Stadt Moskau werden hier nach angestellten Untersuchungen im Sommer 300,000 Seelen, und im Winter hunderttausend Einwohner mehr angegeben. Rec., der eine genaue Zählung von 1790 vor sich liegen hat, muss diese Berechnung für zu hoch halten, weil nach dieser Zählung im Sommer des angeführten Jahrs nur 188,799 Seelen gefunden wurden, ungeachtet auch Herrmann mit unsern Vf. übereinstimmt. Sonst ist die Beschreibung der Stadt sehr genau; nur die Fabriken sind zu kurz und registermässig verzeichnet. Das ganze Gouvernement selbst ist nach seiner dermaligen Beschaffenheit ausführlich dargestellt; nur vermissen wir am Ende dieser politischen Schilderung die allgemeinen Resultate, die aus den speciellen Angaben der einzelnen Kreise zu ordnen mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Für deutsche Leser würde der Herausg. auch manche Wiederholung besser vermieden haben.

3) Reise am Ladoga und Onega See aus dem Russischen des Hn. Oserezkowski. Die Provinz Olonez wird hier ausführlicher als bisher versucht ward beschrieben. Von der Kreisstadt Kem am weissen Meer wird der Handel nach dem bothnischen Meerbusen noch jetzt auf canadische Art getrieben, indem man die beladenen Fahrzeuge über die lapländischen Moräste 1 bis 3 Werste ziehen muss. Die Geschichte des jetzt verlassenen Woizzer Goldbergwerks, das zwar in den 36 Jahren vor 1783 110,000 Rubel Ausbeute gab, aber 144,000 Rubel kostete, giebt zu mancherley Betrachtungen Anlass. In dem benachbarten altgläubigen Kloster Leksa machen sich die Weiber es zur Pflicht, für jedes Almosen Verbeugungen bis auf die Erde und zwar hundert für einen halben Kopek zu machen.

4) Allgemeine Beschreibung der Statthalterschaft Wologda. Die Hauptstadt liegt 689 Werste von Petersburg unter 59°. 13½′ nördl. Breite. Ihre Bevölkerung, so wie die der einzelnen Kreise, wird nicht angegeben. Sonst enthält dieser Aufsatz ungefähr gleiche Nachrichten über diese Provinz, als wir bereits aus andern deutsch vorhandenen russischen Specialtopographieen kennen.

5) Meyers Beschreibung der otschakowischen Steppe, oder des Landes zwischen dem Bug und Dniester. Sie umfasst zwar vorzüglich dessen physikalische Beschaffenheit, ist aber dennoch als Schilderung eines unbekannten Landstrichs wichtig.

Digitized by Google

6) Anmerkungen zu Leclercs Geſchichte von Rufsland, ein Auszug aus dem bekannten Werke des Major Boltin. Sie betreffen gröſstentheils die alten Völkerſtämme, welche vor Zeiten in Rufsland wohnten, die alte ruſſiſche Mythologie, Geſetze, den Bauernſtand und einige andere unrichtige Angaben, die man nefterweiſe in Le Clercs dicken Quartanten finden kann. Aber auch Hr. Boltin zeigt in ſeiner Prüfung wenig Ordnung und kritiſchen Unterſuchungsgeiſt. Seine Beweiſe ſind unter einander geworfen, und beruhen oft auf verwerflichen Zeugen, Hypotheſen alter und neuer Geſchichtſchreiber, und ſind mit geringer Darſtellung vorgetragen, ſo dafs ohne abermalige Durchſicht ſeiner Gewährsmänner ein unbefangener Leſer Bedenken trägt, Hn. *B.* in allen beyzuſtimmen. Was er hier hingegen über die alten ruſſiſchen Geſetze und den ehemaligen Zuſtand der Bauern geſammelt hat, enthalt der wenigen Ausführlichkeit ungeachtet, wahre Aufklarungen der ruſſiſchen Geſchichte. So zeigt er unter andern, dafs vor Iwan Baſilowitſch II ſchon Geſetze unter dem Namen Sudebnick vorhanden waren, und dafs jener Zaar nur dieſe Geſetze verbeſſert habe. Die Bauern waren unter eben dieſen Zaaren, ob es gleich ſchon damals Leibeigene gab, noch nicht an das Land gebunden, ſondern konnten von einem Gutsbeſitzer zum andern ziehen. Das Verbot aus dem vorigen Jahrhundert, von einem Gute zum andern überzugehen, war der Anfang ihrer Knechtſchaft, die ſich hernach durch Rekrutenlieferungen und die Seelenſteuer vermehrte. Auch über die Entſtehung der Koſaken und Pugatſchews Aufſtand haben wir verſchiedene neue Aufſchlüſſe gefunden. Den Namen Koſack leitet der Vf., wie Hr. v. Engel, aus dem tatariſchen her. Von doniſchen Koſacken finden ſich ſchon Spuren aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts.

7) Beſchreibung der Statthalterſchaft Wiburg. Herrmann hat zwar bereits im 3 Bande ſeiner Beyträge zur Oekonomie, Technologie und Statiſtik des ruſſiſchen Reichs eine ahnliche drucken laſſen, allein die hier von Hn. *S.* mitgetheilte, iſt vieler Uebereinſtimmungen ungeachtet, genauer, verbreitet ſich auch mehr über den gegenwärtigen Zuſtand. Die Provinz iſt nach ihren Kreiſen ausführlich beſchrieben, die Bevölkerung der Städte und Ortſchaften angezeigt, auch ſind die vornehmſten Gewerbe der Einwohner, die Einkünfte der Krone und andere verwandte Gegenſtände hier nach den neueſten eingegangenen Berichten aufgeführt.

FRANKFURT a. M., b. Fleiſcher: *Verſuch einer ſyſtematiſchen Erdbeſchreibung der entfernteſten Welttheile Afrika, Aſien, Amerika und Südindien.* Afrika. Dritter Theil, oder Südafrika. Von *Paul Jac. Bruns.* 1795. 381 S. gr. 8.

Der gelehrte und fleiſsige Vf. hat auch hier, ſo viel er nur konnte, gethan, um unſere Kenntniſs von dieſen gröſstentheils noch unbekannten Landern zu berichtigen und zu erweitern. Er hat alle vorhandene Nachrichten, die er bekommen konnte, planmäſsig geordnet, ſeine Quellen ſelbſt immer zum Beweis deſſen, was er ſagt, ſorgfältig angeführt, und ſo eine Erdbeſchreibung von Südafrika gegen Oſten, genauer, der Oſtküſte von Afrika ſüdlich unter Habeſch, nebſt den Inſeln an dieſer Küſte, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder dem Hottentottenlande geliefert, die alle ältern Werke an guter Ordnung, Genauigkeit und Vollſtändigkeit übertrifft. In Beziehung auf die Abſchnitte der vorigen Theile machen dieſe 3 Abſchnitte, den 4ten, 5ten und 6ten aus.

Im vierten Abſchnitte, der Südafrika gegen Oſten begreift, gehen ſeine Quellen bis auf den Abuzeid el Hacen aus dem 9ten Jahrhundert, den Renaudot aus dem Arabiſchen überſetzt. Dieſer meldet ſchon, dafs das Land der Zinges, was wir Zanguebar oder Kaffernland nennen, Zuckerrohr trüge, woraus man ſchwarzen Zucker machte. Dies mufs aber nur von dem Küſtenſtrich verſtanden werden, den die Araber kannten, alſo bis Sofala, oder etwa den 20ten Grad Süder Breite. Den neueſten Zuſtand dieſer Küſte beſchreibt er hauptſächlich aus Hamilton, Thoman, Bucquoi und einigen Aufſätzen aus *Ehrmanns Bibliothek der neueſten Völker- und Länderkunde*, darunter ſelbſt die des Lascaw Iſuf vom Lande Magadoxo nicht verſchmahet iſt. Unſer Vf. hält ſie für glaubwürdig, welches doch Rec. nicht ſo vorkommt, wenn er auch nur auf die, dieſen halb Wilden ziemlich unähnliche und andern Nachrichten geradehin widerſprechende, Schilderung des Charakters und der Verfaſſung ſieht. An den groſsen, 10 Fuſs hohen Vogel Pyon, den Bozer, eine Art Amphibien, *einem Vogel nicht unähnlich*, deſſen harte Oberdecke ſo hart wie eine Baumrinde iſt, und durch die kein Pfeil gehet, und ſelbſt an den Elephanten, der auf beiden Seiten eine Gallerie von ungefähr 10 Fuſs ins Gevierte trägt, um eine beträchtliche Menge Menſchen darinn aufzunehmen, womit der König ſeine Reiſe auf dieſem Thiere anzuſtellen pflegt, — mag Rec. nicht einmal gedenken.

In dem bey weiten gröſsern 5ten Abſchnitte nimmt die Inſel Madagaskar den gröſsten Raum ein. Dieſe groſse Inſel beſchreibt der Vf., doch mit Zuziehung des le Gentil, Rochon, Beniowsky und Makintoſh, vorzüglich nach dem Flacourt, aus dem er auch ein alphabetiſches Verzeichniſs der Gewächſe und Thiere gemacht hat. Auch ſind die ältern Nachrichten nicht übergangen, und die älteſte, die Marco Polo uns geliefert, iſt ſogar im Auszuge nach dem italieniſchen Texte mitgetheilt. Vermuthlich als Rarität wird auch der Vogel Ruch aus demſelben angeführt, der einen Elephanten mit ſeinen Klauen angreifen, in die Höhe heben und alsdenn fallen laſſen und auffreſſen ſoll. Bey ausgebreiteten Flügeln ſey er 16 Schritte breit, und die Federn 8 Schritte lang. In der Note ſteht die richtige Bemerkung aus neuern Nachrichten, dafs in Madagaskar keine Elephanten vorhanden ſind.

Den vorzüglichſten und ausführlichſten Theil dieſes Buchs macht der 6te Abſchnitt aus, der das Vorgebirge der guten Hoffnung enthält. Was hier Kolbe, Mentzel, Thunberg, Sparrmann und Patterſon, und zwar letzterer in ſehr zerſtreuten Anmerkungen über dies Land geſagt haben, hat der Vf. mit Zuziehung

Digitized by Google

anderer minder wichtigen Nachrichten, schön geordnet, und so ein Ganzes daraus gemacht, das jedem Kenner und Liebhaber der Erdbeschreibung schätzbar seyn muss. — Freylich fehlen hier noch viele nicht bloss das Stein- und Thierreich betreffende Nachrichten, sondern auch manche unter dem Gouverneur *Plettenberg* und besonders *de Graf* gemachte Anordnungen und Veränderungen, davon wir hier nur zum Theil durch die gegen ihn geführten Klagen benachrichtigt worden sind. Aber wer wird darüber dem Vf. Vorwürfe machen? Man findet doch bey ihm wirklich so viel Neues, als bisher durch den Druck bekannt geworden. So hat er selbst schon etwas von dem neuen Distrikt Graf Reinette, der den entlegenen östlichen Theil des Landes bis an die Grenzen des Kaffern Landes begreift, und zwar aus *Rion's Journal*, worinn die Reise nach dem östlichen Afrika 1790 zur Aufsuchung der Mannschaft des 1782 gescheiterten englischen Schiffs Gros Venor vorkommt, der Distrikt wird hier Rynet genannt. Rec. glaubt aber, einer schriftlichen Nachricht zufolge, die er bald nach Entstehung dieses neuen Distrikts erhielt, dass er Graf Reinette nach dem Gouverneur *de Graf* und seiner Gemahlin *Reinette* benannt worden ist.

Carlsruhe, b. Maklot: *Geographische Beschreibung der Landvogtey Ortenau.* 1795. 124 S. 8.

Diese statistische Abhandlung enthält in gedrängter Kürze, was zu summarischer Kenntnis der Ortenau erfoderlich ist, wie ein Auszug dieses deutlich zeigen wird. Die Geschichte der ganzen Gegend, welche von Alters her von dem Stein zu Ortenberg herab regiert wurde, macht den Anfang. Diese ist aber nichts vorzügliches, vielmehr z. B. S. 6 f. in dem was der Vf. von den Zäringischen Herzogen sagt, sehr unrichtig: Jener Berthold, welcher Stammvater der vier folgenden dieses Namens wurde, ist nicht eben der schon 1016 und 24 vorkommende; Berthold IV ist nicht ohne männliche Erben, und nicht 1214, sondern 1186 gestorben u. s. f. Der Vf. wird in den neuern Zeiten über die Verpfändungen und die nach Abgang Baden-Badens 1771 erfolgte Wiedereinlösung schon diplomatischer, S. 12—18. Je mehr er auf das praktische kommt, desto besser wird sein Werk. Die natürliche Beschaffenheit ist gut beschrieben. Er durchgeht alsdann die vier Hauptgerichte und beide Nebengerichte. Bey Anlass des Dorfs Achern liefert er die Sagen der Landleute von Turenne's in der Nachbarschaft erfolgten Tod. So wie er die Dorfmarken durchwandert, giebt der Vf. mit Einsicht mögliche Verbesserungen der Landescultur an. Der Ertrag pflege acht bis neunfältig zu seyn. Man könne den reinen Ertrag eines mit Hanf oder Flachs bepflanzten Morgens auf 96 Gulden rechnen. Auch hier werden die Brachfelder nun benutzt, und bringen viele Sommerfrüchte. Der Zustand des Volks wird nebst seinen Ursachen, wie S. 65. 71 u. f. f. gut geschildert. Die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell am Hammersbache, und das Thal bey dieser letztern werden in besondern Kapiteln beschrieben. Sie stehen bekanntlich unter östreichischen Schutz. In dem schrecklichen Krieg, worinn 1688 auch Offenburg von den Franzosen verbrannt worden, litt sie einen Schaden von 1,169,691 Gulden. Wie kann eine solche Stadt sich erholen! Gengenbach enthält in der Stadt 200, auf dem Lande 320 Familien; ihr Schultheiss wird von dem Abt gesetzt. Hier äusserte sich Insubordination gleich in den ersten Monaten der französischen Staatsumwälzung; die Bauern weigerten sich der Dienste und Frohnen. In der Geschichte des Klosters ist der Vf. wieder gar zu unhistorisch: auf der nämlichen Seite, 106, hat es Graf Ruthard in der Ortenau um 736 gestiftet, und erfährt es die Verwüstungen des Attila (um 450). S. 110. eben so undiplomatisch: unmöglich kann *Maria Theresia* die Privilegien der Stadt Zell, in sofern es *Reichsfreyheiten* sind, bestätigt haben. Merkwürdig ist wiederum der daselbst 1735 und 1760 ausgebrochene Geist der Unruhe; nur sind weder dessen Ursachen noch dessen Gegenstand gehörig auseinander gesetzt. Das freye Reichsthal Hammersbach macht den Beschluss. Es hatte 1778 zweytausend Einwohner; „obwohl es ein Bauernregiment ist, findet man verständige Leute; sie haben einen Rechtsgelehrten zur Seite, der sein Gutachten geben muss. Das Halsgericht wird mit aller Schärfe geübt. Der Reichsvogt hat das Begnadigungsrecht. Für die Ausgaben legen die Einwohner zusammen.“ Am Ende ist ein Verzeichniss von 25 Zollstädten, die in dem kleinen Lande (8 Meilen lang, 3 bis 4 breit) sind; ein anderes der Landvögte seit 1505; und eine Tabelle sämmtlicher Ortschaften.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Der Spion.* Nach dem Französischen. Mit einem Kupfer. 1796. Erster Theil. VI u. 274 S. Zweyter Theil. 230 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nicht nach dem, was das Original: *la mouche ou les avantures de Mr. Bigand* vom *Chevalier de Mouhy* zu seiner Zeit galt, sondern wie es jetzt in seiner neuesten deutschen Bearbeitung erscheint, haben wir diese zu beurtheilen. Sie dünkt uns allerdings eine ungleich unterhaltendere Lectüre, als ein grosser Theil der neumodigsten Werke von verwandter Gattung, nach denen man freylich niemals ein Gemählde unsrer Sitten wird entwerfen können, als in sofern der buntscheckigste Geschmack einen Zug derselben ausmacht. Aber auch den Spion möchten wir nicht mit dem Uebersetzer für ein ächtes Sittengemählde ausgeben. Die Häufung der Abenteuer, bey welchen auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit beobachtet worden ist, (wie denn der Held zuletzt durch einen Goldmacher, der das Gold ganz ernstlich im Schmelztiegel kocht, aus aller Noth gerissen und zu Ehren und Ehrgefühl gebracht wird) musste dem Ganzen nothwendig einen Anstrich des Uebertriebnen mittheilen, der bessere Eigenschaften verdunkelte. Jenes sind doch „äussre Decorationen, welche die Wesen der Gestal-

ten verändern," und woran man hier das Veraltete erkennt. Die Lebhaftigkeit der Darstellung ist es vorzüglich, wodurch man sich festgehalten fühlt, und dann einige allgemein wahre Züge und Schilderungen, die wir doch eher das kleine als das „grosse Spiel der Leidenschaften nennen möchten. Zuweilen könnte der Spion wohl noch feiner und gelenkiger seyn, um uns recht zu ergötzen, und den schwerfälligen Traum, den er im Kloster lügt, hätte der Uebersetzer besser weggestrichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Thomas: *Physiologische Untersuchungen*, von D. *Theodor Georg Aug. Roose*, Prof. zu Braunschweig. 1796. 102 S. 8. — Diese Schrift enthält verschiedene Abhandlungen über physiologische Gegenstände, deren Inhalt folgender ist:

1. *Ueber die Eintheilung der Physiologie.* Sie lässt sich nicht im strengen Sinn systematisch vortragen, weil sie eine Erfahrungswissenschaft ist; durch eine gewisse Ordnung aber lässt sich die Erlernung derselben doch erleichtern. Hr. *R.* theilt sie bey seinem Vortrag in die allgemeine und besondere: in der ersten handelt er vom lebenden menschlichen Körper überhaupt, von den flüssigen Theilen und insbesondere vom Blut, von den festen Theilen und vom Zellgewebe, von den Lebenskräften und von der Gesundheit und Natur des Menschen; in der letzten von den verschiedenen Verrichtungen, nach ihren bekannten vier Hauptklassen. Die thierischen Verrichtungen beschreibt er vor den Lebensverrichtungen, weil man diese nicht verstehen kann, wenn man jene nicht bereits kennt. (Rec. glaubt, dass sich die Lehre von den Lebenskräften füglich unter den Abschnitt bringen lasse, in welchem vom lebenden menschlichen Körper überhaupt gehandelt wird; dass es vielleicht natürlicher sey, wenn die festen Theile vor den flüssigen beschrieben werden; auch dass die Lehre vom Aufhören aller Verrichtungen, vom Tode, einen eigenen Abschnitt erfodere. Ueberhaupt aber gesteht Rec., dass er die von Hn. *R.* vorgeschlagene, übrigens sehr zweckmässige, Ordnung nur dann anwendbar findet, wenn die Physiologie für eigentliche *Aerzte*, bey welchen die nöthigen anatomischen Vorkenntnisse vorausgesetzt werden können und müssen, vorgetragen wird; wobey indessen doch nicht zu läugnen ist, dass die in England eingeführte Methode, die Anatomie und Physiologie im *Zusammenhange* und ungetrennt zu lehren, welche sich aber auf deutschen Universitäten schwerlich einführen lassen wird, vor allen andern den Vorzug verdienen dürfte. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn die *Zuhörer* diese Wissenschaft, als Nichtärzte oder als bloße *Liebhaber*, kennen lernen und das Studium der Anatomie, nur so weit es ihnen nöthig ist, damit verbinden wollen, in welchem Fall nämlich jene Ordnung nothwendig abgeändert werden muss, wenn letzteres Studium nicht ermüdend und trocken ausfallen soll. Ein solcher sogenannter *anthropologischer* Cursus sollte billig auf jeder Universität vorgetragen und durch alle nur mögliche Hulfsmittel erleichtert werden, da dessen Nutzen für jeden denkenden und gebildeten Menschen, wie Hr. *R.* bemerkt, nicht zu bezweifeln ist. Hiervon ist jedoch die sogenannte *populare Medicin* sehr unterschieden, von welcher der Vf. S. 6. sehr richtig behauptet, dass die Kenntnisse aus derselben bey Nichtärzten gewiss mehr Schaden, als Nutzen, stiften.)

2. *Ueber das Anschwellen des männlichen Gliedes.* Dieser Aufsatz ist der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen mitgetheilt und in den G. G. A. vom J. 1795 auszugsweise angezeigt worden. Drey Versuche an lebenden Hunden bewiesen, dass die schwammichten Körper bey diesem Anschwellen durchaus strotzend mit Blut gefüllt sind. Hebenstreits und Spontzers Meynung wird mit Bescheidenheit widerlegt. Das Anschwellen kommt vom vermehrten Antrieb des Bluts in die Arterien und aus diesen in die schwammichten Körper her; der dadurch entstandene Druck auf die Venen hindert sie, alles ergossene Blut aufzunehmen. (Rec. ist hierin völlig mit dem Vf. einstimmig, wiewohl mit dem Zusatz, dass die Lage der Dorsalvene, welche offenbar bey der zunehmenden Anschwellung immer mehr zusammengedrückt wird, hier nicht vergessen werden muss.)

3. *Ueber das Ersticken neugeborner Kinder.* Ist schon, als Programm, einzeln abgedruckt und in der A. L. Z. angezeigt worden.

4. *Ueber die geheimen Harnwege.* Diese werden aus mehreren Gründen mit Recht geleugnet. Als ein neuer und überzeugender Beweis gegen diese geheimen Wege wird die beym angebornen Vorfalle der umgekehrten Harnblase vom Vf. zweymal gemachte Beobachtung, dass der Harn blos aus den Ureteren hervorströmt, angeführt. Der stärkere Zufluss durch den linken Ureter wird aus der nahern Nachbarschaft der linken Niere und der Aorta erklärt.

5. *Ist Galle im Blut?* Der bekannte Versuch von Fourcroy beweiset diesen Satz nicht, zumal, da Galle wohl aus den Därmen mit dem Milchsaft eingesogen und dem Blute beygemischt werden mag.

6. *Kurze Bemerkungen.* Dass Lessing nie geträumt habe, wird, nach der Versicherung einer glaubwürdigen Person, geleugnet. — Es ist wahrscheinlich, dass die Milch in den Brüsten nicht eigentlich aus dem Blute abgesondert, sondern, dass nur der Speisesaft, vor seiner gänzlichen Verähnlichung mit dem Blute, daselbst ausgeschieden und abgesetzt werde. — Die Erzeugung des Fettes geschieht vielleicht durch kleine einfache Gänge, die seitwärts aus den Wänden der Arterien abgehen, in welchen, bey der langsamern Seitenbewegung des Bluts, die Ansammlung dieser öhlichten Feuchtigkeit bewirkt wird. — Die *reactio nervosa* scheint nicht sowohl als ein Vermögen desselben, sondern vielmehr als ein *Gesetz* des Empfindungs- und Bewegungsvermögens anzusehen seyn. — Bey der Zergliederung einer erwachsenen Fischotter ward die thymus von ungemeiner Grösse gefunden: hieraus lassen sich manche Folgerungen ziehen, weil dieses Thier lang unter dem Wasser, ohne Athemholen, ausdauern kann. — Zum Herabsinken des Hoden beym Fötus scheinen die Fleischfasern des Leitbandes etwas beyzutragen.

Rec. hat diese kleine, aber sehr reichhaltige, Schrift mit ungemein vielem Vergnügen gelesen. Sie zeigt den Beobachtungsgeist und Scharfsinn des Vf. eben so sehr, als seine Gelehrsamkeit und ruhmwürdige Bescheidenheit.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. September 1796.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Wappler: *Joſeph Jakob Plencks*, K. K. Rathes, der Wundarzneyk. Doctor der Chemie und Pflanzenk. öffentl. Lehrers — *Phyſiologie und Pathologie der Pflanzen.* 1795. 157 S. 8.

Derjenige Theil der Naturgeſchichte, welcher das Leben, die Krankheiten und den Tod der Pflanzen genauer unterſucht, machte bisher nur ſehr langſame Fortſchritte, obgleich eine gründliche Kenntniſs der organiſchen Geſchäfte in den Pflanzen auch für die thieriſche Phyſiologie und Pathologie in mannichfaltiger Hinſicht äuſserſt wichtig werden kann. Dieſe Gründe veranlaſsten den bereits um mehrere Fächer der Arzneykunde und Naturgeſchichte wohl verdienten Vf., die ſchätzbaren Bruchſtücke aus den Werken der berühmteſten Botaniker auszuheben, und zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen in ein Syſtem zu ordnen. So gerechten Anſpruch ein ſolches Werk, als der erſte Verſuch in dieſem Fache, auf eine ausführliche Anzeige, noch mehr aber auf ſorgfältige Prüfung machen darf, ſo müſſen wir uns gleichwohl bey dem Reichthum und der Wichtigkeit des Gegenſtandes und bey dem engen Raume, welchen wir dazu widmen können, nur auf die allgemeine Einrichtung des Lehrgebäudes und auf einige Bemerkungen über die Güte und Haltbarkeit der Materialien, worauf es ſich ſtützt, einſchränken.

Phyſiologiſcher Theil. Von der Phyſiologie der Pflanzen überhaupt. Zergliederung der feſten Theile. „Das Mark iſt die innere, weiche, aus Bläschen beſtehende, durch ihre ſchneeweiſse Farbe von dem Zellgewebe ſich auszeichnende Subſtanz. Bey jungen Pflanzen iſt das Mark häufig, nimmt aber mit zunehmendem Alter des Stammes einen kleinern Raum ein, und verſchwindet endlich ganz. *Hieraus ſcheint zu erhellen, daſs zwar das Mark zum Anfange, aber nicht zur Erhaltung des Lebens nothwendig ſey.*“ — Richtiger dürfte hieraus erhellen, daſs der Vf. unter Mark eines Stammes nur das Product des erſten Jahrringes verſtanden wiſſen will. Gleicher Meynung ſind nun zwar die mehreſten botaniſchen Schriftſteller; daher denn aber auch die faſt allgemein angenommenen, ganz irrigen Begriffe über die Eigenſchaften und die Beſtimmung des Markes. Dieſes zellförmige Gewebe entwickelt ſich, ſo wie die Gefäſse ſich ausbilden, welche daſſelbe umſchlieſsen, und ſeine Farbe iſt *alsdann* nicht ſchneeweiſs, ſondern nach denjenigen Feuchtigkeiten verſchieden, womit es gleich während ſeiner Entſtehung, und nur zu *der* Zeit angefüllt wird. So bald dieſe wieder eingeſogen und zur Ausbildung anderer Theile angewendet worden ſind, iſt nun die eigendiche Beſtimmung deſſelben vollendet, welche demnach gewöhnlich ſich kaum über die erſte Jahreszeit ſeines erſten Daſeyns erſtreckt. Indeſſen wächſt der zweyte Ring von Gefäſsen heran, und mit ihm ſeine markichte, jener erſten Markanlage des Stammes in Hinſicht des Urſprungs, der Zellenform, der Dauer, überhaupt ſämmtlicher Eigenſchaften völlig gleiche Subſtanz, die folglich zum Behältniſs der abgeſchiedenen Säfte auch nur ſo lange dienet, bis das Markgewebe des dritten Ringes den Zeitpunkt ſeiner Anſchwellung erreicht hat u. ſ. f. Obgleich alſo mit dem zunehmenden Alter des Stammes das Mark des erſten Ringes vertrocknet, und endlich ganz verſchwindet, ſo läſst ſich doch hieraus keinesweges ſchlieſsen, daſs zwar das Mark zum Anfange, aber nicht zur Erhaltung des Lebens nothwendig ſey. Indem das unbrauchbare Gewebe zuſammenſchrumpft, in Holz verwandelt, oder durch die Fäulniſs, wie wir bey hohlen, dennoch grünenden, nicht ſelten fruchtbaren Bäumen ſehen, verzehrt wird, muſs ununterbrochen ein friſches Mark von den Stämmen ſowohl als von den Aeſten und Zweigen erzeugt werden, wenn das Leben derſelben fortdauern ſoll. — Gefäſse. „Das vorzüglichſte gefäſsartige Gewebe wird eingetheilt in das rindichte, welches zwiſchen dem Holz und der Rinde, in das markichte, welches zwiſchen dem Holz und dem Mark liegt.“ — Warum die Gefäſse der Rinde, des Holzes, der markichten Subſtanz ſelbſt weniger vorzüglich ſeyn ſollen, läſst ſich nicht wohl einſehen. — Eintheilung der Gefäſse. „1) Saftgefäſse, die ſenkrecht in die Höhe ſteigen, und aus der Wurzel nach allen Theilen der Pflanze den Nahrungsbrey führen. Dieſe beſtehen aus arteriöſen, oder zuführenden, die zunächſt unter der Haut liegen, ſtärker und zäher ſind, und aus venöſen, oder zurückführenden, die ſehr zahlreich und weicher, und im Zellgewebe verborgen ſind.“ — *Zurückführende* Gefäſse, die gleichwohl dem Gattungscharakter gemäſs den Nahrungsbrey *aus der Wurzel nach allen Theilen der Pflanze führen!* Doch mit den Worten möchte man es immerhin ſo genau nicht nehmen, wenn nur die Gründe leichter zu entrathſeln wären, warum die äuſsern Saftgefäſse Arterien, die innern Venen ſeyn ſollen. Der apodiktiſche Ton, womit dieſe aus dem Thierreiche entlehnte Angiologie hier vorgetragen wird, ſcheint ihr das Anſehen einer Wahrheit zu geben, die auf dem Augenſchein, oder auf zuverläſſigen Erfahrungsgeſetzen der Vegetation beruhet. Dennoch fehlt es bisher nur zu ſehr an ſolchen Beweiſen, wenn nicht etwa ſchwankende Hypo-

Digitized by Google

theſen, ungegründete Schlufsfolgen und Analogieen deren Stelle vertreten ſollen. Vielmehr ſind die Reſultate der gründlichſten Unterſuchungen über die innere Oekonomie des Pflanzenkörpers jener ganz verſchiedenen Eigenſchaft der aufsern und innern Saftgefäſse, überhaupt dem Kreislaufe ſeiner Säfte durchaus nicht günſtig. Die Saftgefäſse des Zellgewebes ſind auch, in ſo fern Rec. beobachten kann, weder zahlreicher, noch ſchwächer und weicher, als diejenigen, welche man Arterien zu nennen beliebt hat; und in beiden bewegen ſich die natürlichen Säfte, ingleichen gefärbte Flüſſigkeiten ſowohl auf- als niederwärts, je nachdem die Urſachen eintreten, wodurch dieſe oder jene Richtung beſtimmt wird. — „2) Schlauchartige Gefäſse, die in einer horizontalen Richtung zwiſchen dem Zellgewebe fortlaufen, und wenn man den Stamm gerade entzwey ſchneidet, zum Vorſchein kommen.“ — Sie liegen nicht zwiſchen dem Zellgewebe, woraus ſie vielmehr ſelbſt beſtehen, ſondern zwiſchen den Gefäſsen, und können ihrem ganzen Baue nach unſtreitig nur zum Behältniſs, nicht zur Bewegung der Säfte dienen, folglich auch nicht zu den Gefäſsen gerechnet werden. — „3) Markichte Gefäſse, die zum Mark gehören, nicht ſo zahlreich und niemals bündelweis vorkommen, und ohne Ordnung horizontal fortlaufen.“ — Wenn man ſenkrechte Durchſchnitte des Markes von der Dicke und Breite mehrerer Zellen unter die Vergröſserungsgläſer, vorzüglich unter das zuſammengeſetzte Mikroſkop bringt, ſo erſcheinen dieſe horizontal laufenden Gefäſse, welche gleichwohl zuverläſſig nichts anders ſind, als ein optiſcher Betrug, der durch die Verdoppelung der Membranen von mehreren ſich einander berührenden Zellen entſtehet, und daher ſich leicht entdecken läſst, wenn möglichſt einfache Lagen des Gewebes einer genauern Unterſuchung unterworfen werden. Die einjährigen Zweige des Wallnufsbaumes, deren Mark aus einzeln über einander gereiheten Bläschen beſteht, und das groſsfacherige Markgewebe des Binſengraſes verrathen die Täuſchung ſchon dem unbewaffneten Auge. Allerdings giebt es wohl Markgefäſse, die aber gänzlich auf jene Beſchreibung unanwendbar ſind; denn ſie ſteigen am äuſserſten Umfange des Markes *ſenkrecht* in die Höhe, auch, ſo viel Rec. beobachtet hat, allemal *bündelweiſe*.“ — „4) Eigenthümliche Gefäſse, die äuſserſt fein ſind, und an den groſsen Gefäſsen anliegen. Sind dies vielleicht Nahrungsgefäſse?“ — Verſteht der Vf. hiermit diejenigen Gefäſse, welche den eigenthümlichen Saft führen, ſo umfaſst die Beſchreibung nichts weniger, als einen deutlichen und richtigen Begriff von dieſen wichtigen Organen. Nicht äuſserſt fein ſind ſie, ſondern vielmehr die gröſsten unter allen übrigen Arten. Denn eben dieſe groſsen Gefäſse, woran die äuſserſt feinen liegen ſollen, führen den eigenthümlichen Saft, nicht die letzteren, welche hingegen bloſs wäſſerigen Stoff enthalten, der ſich ſchon durch die Farbe, der übrigen Eigenſchaften zu geſchweigen, von jenem auffallend unterſcheidet. Dieſe feinen Gefäſse liegen auch nicht an den Behältern des eigenthümlichen Safts, ſondern ſie bilden deren äuſserſte Membran. *Rhus Sumach*, *Sambucus nigra*, *Pinus Cembra*, *ſylveſtris* und mehrere Arten aus dieſen Gattungen geben hiervon unverkennbare Beweiſe. — „5) Spiralgefäſse, welche in Geſtalt einer Schraube gewunden ſind, einen gröſseren Durchmeſſer haben, als die Saftgefäſse, und von denſelben bündelweis umgeben werden. Sie führen Luft und Saft zugleich, daher ſie Spiralröhren oder Luftröhren, oder beſſer pneumatiſche Nahrungsgefäſse genennet werden.“ — Die Spiralgefäſse ſelbſt führen keine Säfte, wie ſich jeder aufmerkſame Beobachter leicht ſelbſt überzeugen kann, wohl aber die einfach, nicht bündelweiſe, an einander gereiheten, vermittelſt einer feſten Membran unter ſich verbundenen, und von den Saftgefäſsen durch das zellförmige ihrer Bildung ſehr auffallend unterſchiedenen Canale, welche in Geſtalt einer Haut das Spiralgefäſs gleichfalls äuſserlich umſchlieſsen. Daher wird auch bey den glücklichſten Verſuchen mit gefärbten Flüſſigkeiten nur jene gefäſsreiche Haut angefüllt, indem das Spiralgefäſs ſelbſt durchaus keine Spur von irgend einer Veränderung ſeiner natürlichen Silberfarbe verräth. Je weniger bisher hierauf Rückſicht genommen wurde, deſto erfinderiſcher war man, den Spiralgefäſsen Eigenſchaften und Namen beyzulegen, welche mit der Natur nicht übereinſtimmen. Die Benennung: pneumatiſche Nahrungsgefäſse, möchte nicht glücklicher gewählt ſeyn. — Säfte. Grundſtoffe der Pflanzen. Beſtandtheile der feſten, der flüſſigen Theile. Aeuſserliche Beſchaffenheit der Pflanzen. Hieher gehören die Einſaugung der Nahrung, die Ernährung, das Wachsthum, die Abſonderung der Säfte, die Ausdünſtung und die Ausleerungen. „Durch ganz eigne Schwingungen der Abſonderungsgefäſse wird der vegetabiliſche Nahrungsbrey der Pflanze in ſeine Beſtandtheile zerſetzt, und dieſer, wie es ſcheint, in neue Grundſtoffe zuſammengeſetzt.“ — Was gewinnen wir mit ſolchen ganz eignen Erklärungen für die genauere Kenntniſs des Abſonderungsgeſchäftes? — Die Lebensverrichtungen werden durch das Athemholen, durch den Umlauf der Säfte in den Gefäſsen, welchen der Vf. annimmt, und durch die Erzeugung der Wärme vollbracht. „Da ſowohl die Wurzeln als die Blätter den Nahrungsſaft anziehen, und allen andern Theilen der Pflanzen mittheilen, ſo erhellet hieraus, daſs ſich der Saft ſowohl aufwärts als abwärts bewege; *damit aber dieſe entgegengeſetzten Bewegungen einander nicht verwirren*, ſo ſieht man leicht ein, daſs die Pflanzen ſowohl für die aufwärts als abwärts ſteigenden Säfte mit eignen Gefäſsen verſehen ſeyn, oder daſs die von den Blättern eingeſaugten Säfte bey Nacht abwärts ſich bewegen, bey Tage aber von den Wurzeln in die Höhe ſteigen müſſen.“ — Es fehlt uns nicht an ungleich wichtigern Gründen, woraus ſich auf das Letztere ſchlieſsen läſst; wir ſind auch nicht ſo unbekannt mit den Geſetzen, nach welchen dieſe entgegengeſetzten Bewegungen in denſelben Gefäſsen auf einander folgen, daſs wir, ſo lange noch Tag und Nacht ſich nicht verwirren, gegründete Urſachen hätten, einer zu befürchtenden Unordnung wegen unſere Einbildungskraft bey der Organiſation der Gewächſe in Thätigkeit zu ſetzen. Doch, alles

Digitized by Google

alles dies bey Seite gesetzt, wie läfst sich wenigstens aus dem angeführten Grunde die Evidenz jener eignen Gefäfse (wir wollen nicht mit dem Vf. sagen, leicht) nur mit einigem Anschein der Zuverlässigkeit herleiten! Nicht weniger leicht könnte man sonst einsehen, dafs ein Strom, der zu gewissen Zeiten Ebbe und Fluth hat, sowohl für das aufwärts als niederwärts fliefsende Wasser mit eignen Canälen versehen seyn müfste, damit nämlich diese entgegengesetzten Bewegungen einander nicht verwirren. Noch schwächern Zusammenhang hat nachstehende Schlufsfolge mit ihren Vordersätzen. „Indem das Aufsteigen der Säfte weder von der Anziehung der Haargefäfse in den Wurzelfasern, weder von der die Säfte ausdehnenden Wärme, noch von den Schwingungen der innern Wände der Gefäfse hergeleitet werden kann; ferner die Bewegung der Säfte von verschiedenen Reizen vermehrt wird; auch sich die zur Reizbarkeit eines Theils entbehrlichen Nervenfasern in den Gefäfsen der Pflanzen nicht antreffen lassen: so erhellet hieraus, dafs diese Gefäfse nicht allein mit einer Lebenskraft, d. i. mit Reizbarkeit begabt sind, sondern auch, *so wie die Gefäfse in den Thieren wechselsweis erweitert und verengert werden können.*" — Thierische Verrichtungen. Geschlechtsverrichtungen. „Der Honigsaft scheint vermöge seiner Klebrigkeit den Staub in der Narbe aufzunehmen, zu befestigen, aufzulösen, und mit sich *durch die Höhle des Griffels* zu dem Fruchtknoten, dem Eyerstock der Pflanze zu führen." — „Die mehresten Griffel sind nicht hohl, noch weniger mit Honigsaft, sondern mit Zellgewebe angefüllt; und wo man solche Zwischenräume antrifft, lehrt schon die Lage, noch mehr aber die sehr leichte Anfullung derselben vermittelst einer gefarbten Flüssigkeit augenscheinlich, dafs sie weder mit der Narbe, noch mit den Keimen des Eyerstocks die mindeste Gemeinschaft haben, folglich den befruchtenden Stoff so wenig aufnehmen, als zu den Keimen führen können. Jener zahlreichen Gefäfse, welche von den Wärzchen der Narbe zu den Sameneyern gehen, und durch eben diese niemals abweichende Richtung, durch das beständige Daseyn, wo andere minder wesentliche Werkzeuge der Begattung fehlen, ingleichen durch das plötzliche Zusammenschrumpfen nach vollbrachter Befruchtung ihren Endzweck genugsam verrathen, wird gar nicht gedacht. Ueberhaupt sind in den Abschnitten von den Geschlechtsverrichtungen die neuern Entdeckungen zu wenig benutzt worden. Dagegen erscheint auch hier noch die hinkende Vergleichung der Staubfaden, Staubbeutel, der Narbe, des Griffels u. s. f. mit den Geschlechtstheilen der Thiere nach Linné, nebst Zusätzen, die zum Theil nichts weniger als geschickt sind, das Irrige jener Vorstellungsart zu berichtigen. Z. B. „Der Honigsaft des Stempels, der die Höhle des Fruchtknotens und des Stempels anfullt, ist der Schleim der Mutterscheide. — Der Fruchtboden und der Kelch machen das Brautbett aus, auf dem die Staubfaden und Stempel, wie Mann und Weib — liegen. — Die zweylappigen Narben — erwarten einige Tage denn männlichen Bluthenstaub, verwelken aber, wenn kein Mann zugegen ist, wie eine alte Jungfer." — Mit solchen Analogieen war der Vf. aller Wahrscheinlichkeit nach immer noch beschäftiget, als er ohne einige Einschränkung niederschrieb: „Die zur Begattung reifen Staubbeutel *springen plötzlich auf*, und die *Ausspritzung* des Blüthenstaubes aus den Staubbeuteln *in die Narbe des Stempels* macht die Begattung aus;" denn nur ein Paar Seiten weiter wird bereits eine zahlreiche Klasse von Pflanzen angeführt, bey welchen die Uebertragung des Blüthenstaubes zu den weiblichen Blumen den Winden und Insecten überlassen bleibt. Ueberdies vermischt sich die männliche und weibliche Feuchtigkeit zum öftern ohne Ausspritzung des Blüthenstaubes blofs durch unmittelbare Berührung der Staubbeutel und der Narben. Auch bemerkt man die Explosion des Blüthenstaubes nur bey denjenigen Staubbeuteln, welche auf einmal schnell aufbersten: gröfstentheils aber öffnen sich diese, wie bekannt, allmählich. — Die folgenden Abschnitte enthalten die Befruchtung des Samens, die Bastarderzeugung, Geburt, Besamung, künstliche Fortpflanzung, ferner die besondern Verrichtungen, als die Wanderung, die Winterruhe der Pflanzen, die Aufkeimung des Samens, die Mutterkuchenanlage, Knospenbildung, Blatterlage, Entwicklung der Blätter, Blüthenlage, den Blüthenstand, die Entblühung, Samenzeitigung, das Alter, den Tod — die Oekonomie der Natur, den Nutzen und die Arzneykräfte.

Der pathologische Theil handelt zuvörderst von den Krankheiten der Pflanzen überhaupt, alsdann von den äufserlichen Verletzungen, Ausführungen, Schwachheiten, Kachexieen, von der Fäulnifs, den Auswüchsen, Mifsgeburten, der Unfruchtbarkeit und den schädlichen Thieren fast durchgängig sehr zweckmäfsig und gründlich. Bisweilen wird jedoch der Vf. auch hier durch zu festes Vertrauen auf die nicht allemal glücklich gewählten Gewährsmänner zu Behauptungen verleitet, denen die tägliche Erfahrung widerspricht. Ueberhaupt würde weniger Glauben an Auctorität und weniger Neigung, willkührliche Hypothesen mit dem Gewande absoluter Wahrheiten auszuschmücken, hingegen genauere Bekanntschaft theils mit dem Gegenstande selbst, theils mit allem, was bisher in diesen Fächern geleistet worden, strengere Auswahl und schärfere Prüfung des vorräthigen Stoffes diesem Lehrgebäude, dessen Werth, ungeachtet mancher nicht unbeträchtlichen Fehler in der Anlage sowohl als in der Ausfuhrung des Entwurfs, gleichwohl im Ganzen unverkennbar ist, einen festern Grund und ungleich gröfsern Nutzen gegeben haben.

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmans: *Ueber einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen.* Ein Büchlein zum Unterricht und zur Unterhaltung, von *Johann Christoph Frobing.* 1796. VI u. 198 S. 8. (12 gr.)

Eine Schrift, die nur für einen eingeschränkten Kreis bestimmt ist, aber in diesem recht nützlich wir-

Digitized by Google

ken kann. Der schon durch viele gemeinnützige Schriften bekannte Vf. fängt mit einer Charakterschilderung der Niedersachsen an, worinn er ihnen viel Gutes nachrühmt; (eine billige *captatio benevolentiae*, da sie nachher so viel getadelt werden,) geht dann die vornehmsten Sprachfehler nach einer grammatischen Ordnung durch, und endigt mit einem erdichteten Gespräche, worinn sie im Zusammenhange der Reden angebracht sind. Rec. mufs bezeugen, dafs ihm die Schilderung der Unvollkommenheit, womit man in Niedersachsen das Hochdeutsche spricht, gar nicht übertrieben vorkömmt. Sie ist auch sehr natürlich, in einem Lande, wo es nicht nur eine erlernte, sondern eine erst vor so kurzer Zeit allgemeiner verbreitete Sprache ist, dafs man noch Personen vom ersten Range dort zu nennen weifs, die aus ihrer Jugend die Sitte beybehalten hatten, sogar am Hofe plattdeutsch zu reden, dafs in einigen Städten, z. B. in Hamburg, die Kinder der Vornehmen früher plattdeutsch als hochdeutsch lernen. Nun wird es dabey freylich sehr bedenklich, was einige Sprachlehrer vorschlagen, Beyträge aus dem niederdeutschen Dialect in die hochdeutsche Bücherspräche aufzunehmen. Ein sehr allgemeiner, und auch in diesem Buche S. III u. IV. begünstigter Irrthum ist es, wenn die Niedersachsen die beste Aussprache des Deutschen zu besitzen glauben. Es ist wahr, sie haben eine Biegsamkeit der Organe, die es ihnen leicht macht, fremde Sprachen richtig auszusprechen, und auch nach Ablegung der provinciellen Vorurtheile sich zu einer reinen Aussprache des Deutschen zu erheben. Sonst aber erhält unsre Sprache in ihrem Munde nicht einen sanften Wohlklang, sondern eine phlegmatische Weichlichkeit, die ihrem Charakter durchaus widerspricht. Sie sprechen beständig ein *Jod* statt G (*jejangen*, *Jüte*) D statt T (*doll*, *guden Dag*) F statt *Pf* (*Ferd*, welches Klopstock sogar durch seine Orthographie hat sanctioniren wollen) S statt *Sch* (*slafen*) u. s. w. Auch das ist fehlerhaft, dafs sie das S in den Wörtern, die mit *St*, *Str*, *Sp*, *Spr*, anfangen, nicht mit einem Hauche begleiten: in allen Gegenden, wo das Hochdeutsche oder Oberdeutsche ursprünglich zu Hause ist, geschieht es; und diejenigen Provinzen, wo jenes erst spät erlernt worden, haben in einer ihnen fremden Sprache gar keine Auctorität. Der Einwurf einiger Sprachlehrer hiegegen aus der eingeführten Rechtschreibung beweist nichts, da es offenbar ist, dafs die Deutschen von uralten Zeiten her häufig blofs S geschrieben haben, wo sie *Sch* aussprachen: z. B. die schwäbischen Minnesinger schreiben *Swaben*, *Sweben*, da sie doch grade in den Provinzen dichteten, wo noch jetzt das S fast überall mit dem stärksten zischenden Laute begleitet wird. Rec. vermifst daher in der vorliegenden Schrift Regeln der Aussprache für die Niedersachsen, denen sie sonst, besonders in den Ständen, welche keine gelehrte Bildung geniefsen, sehr zu empfehlen ist. Nebenher werden die beygefügten alphabetischen Verzeichnisse von Zeitwörtern, Nennwörtern und Beywörtern, die sich dort, grofsentheils aus dem Plattdeutschen, in das Hochdeutsche eingeschlichen haben, dem Sprachforscher ein willkommner Beytrag zu einem niedersächsischen Idiotikon seyn, obgleich der Vf. bey einem ganz andern Zwecke hiebey selbst nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht. Einige Wörter werden, so viel sich Rec. erinnert, nicht ganz so ausgesprochen, als sie hier gedruckt sind; z. B. *krausemierig* heifst vielleicht eher *krisemierig*, *rebbeln*, *riwweln* u. s. w. Doch ist die Aussprache eines Idioms, das nicht geschrieben wird, immer nicht ganz fixirt, und auch nach den Gegenden verschieden. *Nippen* sollte wohl nicht ganz verworfen werden: es ist ausdrucksvoll, ohne unedel zu seyn, auch haben es gute Dichter schon gebraucht. Die S. 79. gegebne Regel: „Endigt sich das Participium praeteriti in den „Buchstaben *t*, so ist auch das Wort in jedem Falle „regelmäfsig," ist nicht ganz richtig ausgedrückt. *Haben*, *Wissen*, *Wollen*, *Kennen*, sind nicht völlig regelmäfsig, obgleich ihr Particip. praeter. auf *t* ausgeht; aber sie bilden ihr Imperfectum wie die regelmäfsigen Zeitwörter mit *te*, und das wollte der Verfasser sagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, *Der Rosenkranz*. Ein tragikomisches Gedicht nach einer Legende von *K. W. Z.* (Mit einem Titelkupfer und Vignette.) 87 S. 8. (8 gr.) Ein Product, das von Seiten der poetischen Ausführung noch vieler Entschuldigung bedürfen würde, wenn es sich, von der sittlichen Seite betrachtet, irgend entschuldigen liefse. Eine Nonne, bey der sich der Naturtrieb lebhaft regt, überläfst sich auf einer Pilgerschaft allen Ausschweifungen, wird vor der Zurückkunft in ihr Kloster durch eine unzeitige Niederkunft von dem Beweise ihrer Fehltritte befreyt, bereut, büfst, bindet Rosen in ein Band von Grashalmen, um sich dabey ihrer Sünden zu erinnern, und wird endlich als eine Heilige verehrt. Es war beynah unmöglich, diese magre Erfindung auf einen sittlichen Zweck zu richten: hätte der Vf. dies gewollt, so würde er sich nicht auf die Schilderung solcher Schändlichkeiten eingelassen haben, wie er S. 11—13. berührt. War aber seine Absicht, nur die Sinne zu reizen, so verstand er seinen Vortheil darinn schlecht, dafs er widrige und ekelhafte Vorstellungen einmischte. Die ganze Romanze, weitläuftig gedruckt wie sie ist, und mit ihren kurzen Versen, kann in einer Viertelstunde gelesen werden: aber auch diese ist übel angewandt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. September 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Ludwig Chriſtian Günthers*, ehemal. F. A. C. Cammer-Rath(s) *praktiſche Bemerkungen über Pacht- und Kaufanſchläge, Abnahme, Uebergabe und Verwaltung der Domainen-Aemter und Rittergüter.* Mit Anmerkungen begleitet von *M. F. G. Leonhardi*, ordentlicher(n) Profeſſor der Oekonomie etc. 1795. 124 S. 8. (10 gr.)

Statt der in der Vorrede verſprochenen Belehrung über *wiſſenswürdige Bedürfniſſe für Kameraliſten und Oekonomen* hier ein für dieſe ganz entbehrliches, und ſelbſt nicht einmal für landwirthſchaftliche und kameraliſtiſche Lehrlinge, brauchbares Gemengſel ökonomiſcher und kameraliſtiſcher Lehrſätze. Zur Rechtfertigung dieſes Urtheils wird ein kleiner Nachtrag zu den Belegen, die hierüber ſchon in den Anmerkungen des Hn. Prof. *Leonhardi* enthalten ſind, hinlänglich ſeyn.

Fehlerhaft iſt ſogleich der erſte Pachtanſchlag (S. 10—17) denn die darinn angeſetzten Getreidepreiſe ſtehen in einem ganz ungewöhnlichen Verhältniſſe gegen einander, z. B. Erbſen um 10 Thaler höher, als Weizen, Hafer mit Gerſte völlig gleich. Ferner ſind für einen Haushalt, bey welchem jährlich 27 Wiſpel ausgeſäet, und ſolchergeſtalt etwan 17 bis 18 Hufen Acker beſtellt werden, die angeſchlagenen 10 Spanndienſte ſo hinlänglich, daſs es der Unterhaltung nur etwa noch eines, höchſtens zweyer Geſpanne eigner Pferde bedarf. Für jenes ſind die zum Futter im Anſchlage abgeſetzten 20 Wiſpel Hafer zu viel, und für dieſe zu wenig. Auch iſt es nicht wohl zu erklären, wie für einen Haushalt jährlich 6 Wiſpel 6 Scheffel Hafer (ohne Pferdefutter) bloſs zur Wirthſchaft erfoderlich ſeyn können, bey welchem man doch nur 4 Wiſpel Gerſte, mit Inbegriff des Erfoderniſſes zur Viehmäſtung, verbraucht. Für richtig kann auch das angeſchlagene Dreſcherlohn nicht erkannt werden: denn hiernach würde der Dreſcher, bey angewendeter gleicher Zeit und Arbeit, für 1 Wiſpel Hafer, zum 20ſten Scheffel, nur 1½ Scheffel, hingegen für 1 Wiſpel Erbſen, zum 16ten Scheffel, 1¼ Scheffel, und folglich, nach den berechneten Getreidepreiſen, im erſten Falle nur 14 Groſchen 4½ Pfennige, im letztern hingegen 2 Thaler 12 Groſchen bekommen. Faſt bey allen Rec. bekannten groſsen Landwirthſchaften wird um den 16ten Scheffel, ohne Unterſchied des Getreides, gedroſchen. Sehr fehlerhaft iſt es, den Anſchlag von der Bierbrauerey ſo, wie hier geſchehen, nach der Wiſpelzahl des dazu verwendeten Getreides abzufaſſen: denn es kommt zuförderſt darauf an, ob das Brauweſen bloſs zum eigenen häuslichen Verbrauche, oder auch zum Verkaufe betrieben wird. Im erſten Falle kann dafür billig eben ſo wenig als für das Brodbacken zum eigenen häuslichen Bedarf, ein Pachtgeld gefodert, im letztern Falle aber ſolches nicht anders, als nach der Tonnen- oder Faſszahl des verkauften Biers, beſtimmt werden. Wenn nun hier für jeden Wiſpel des verbraueten Getreides 14 Thaler Nutzung, hingegen für jeden Wiſpel des in Brantewein verwandelten Getreides nur 10 Thaler angeſchlagen ſind; ſo ſtimmt dieſes mit dem bekannten merklich gröſseren Gewinnſte vom Branteweinbrennen, mit Inbegriff der Viehmäſtung, gegen den Gewinnſt vom Bierbrauen, gar nicht überein. Unter den von dem angeſchlagenen Ertrage abgerechneten Ausgaben mangeln die für die Juſtizverwaltung erfoderlichen Koſten, welche doch nothwendig mit in Anſchlag gebracht werden muſsten: da die Gerichtsintraden unter den Einkünften mit aufgeführet, und dieſe doch, ohne jene, nicht zu erlangen ſind. Von Kaufanſchlägen konnte freylich auf nicht vollen 3 Seiten ſehr wenig geſagt werden; aber auch dies Wenige iſt ſo trivial, daſs es nicht den Druck verdiente. Von dem Verfahren bey den Pachtabnahmen und Uebergaben der Güter ſcheint der Vf. im Betreff des wichtigſten dahin gehörigen Gegenſtandes — des Feldinventariums — nur die eine Methode, nämlich die Beſtimmung dieſes Inventariums nach Einſaat, Düngung und Pflugart, zu kennen, aber nicht die andere, die bey verſchiedenen Privat- und Domänengütern in einigen Landen gewöhnlich iſt, nämlich jene Beſtimmung durch die Taxation der Früchte auf dem Halme, entweder nach wirthſchaftlichen Werthe, oder nach den marktgängigen, oder im Contracte feſtgeſetzten Getreidepreiſen: denn der letztern iſt von ihm gar keine Erwähnung geſchehen. Ueber beide und die vorgedachte Sache überhaupt hat ſchon im Jahre 1780 *Hinze* in ſeinem von *Ettinger* verlegten *Unterrichte von Pachtabnahmen und Uebergaben* mehr befriedigende Erklärungen und Anweiſungen gegeben. Unrichtig iſt die Behauptung (S. 22) daſs des Pächters Ehefrau alsdann, wenn ſie den Pachtcontract mit unterſchrieben und ihren weiblichen Gerechtſamen, wegen ihres eingebrachten Vermögens, entſagt hat, *bloſs aus dieſem Grunde*, als Mitpächterinn zu betrachten ſey: denn hieraus kann, den Rechten nach, eigentlich nichts weiter, als eine bloſse Bürgſchaft für ihren Ehemann, gefolgert werden. Auch ein groſser Mangel an Vollſtändigkeit zeigt ſich hier darinn, daſs ſich in den mitgetheilten Modellen von Berechnungen eben ſo wenig, als in den voraus geſchickten Grundſätzen eine hin-

längliche Anweisung befindet, wie die wesentlich nothwendige Vergleichung des Geldbetrages der dem abgehenden Pächter, beym Antritte der Pacht, unentgeltlich übergebenen gutsherrlichen Inventarienstücke gegen den Geldbetrag der von ihm zurück gelieferten einzurichten und hiedurch die von ihm zu empfangende, oder zu leistende Vergütung zu bestimmen sey; sondern blos von dem erstern Falle einige Ansätze mit berechnet sind.

Noch mehrere in den übrigen, nicht volle 5 Bogen anfüllenden fragmentarischen Vorträgen über die Administration der Güter, das Rechnungswesen, Ackerbau, Düngung, Wiesen, Viehzucht, Fischerey, Bierbrauen und Branteweinbrennen, Hopfen- und Esparzettenbau, Torfgraben, Vertilgung der Kornwürmer, Mühlen- und Wasserbauten, Ziegel- und Kalkbrennereyen und ländliche Grenzsachen, häufig vorkommende Fehler zu rügen, würde überflüssig seyn.

Wien, b. Wucherer: *Franz Spies* Kaiserl. Königl. N. O. Landesbuchhalter-Ingrossisten *theoretisch* (e) *und praktische Anleitung des* (zum) *kameralistischen Rechnungssystems* (e) aus den Lehrsätzen der Staatsrechnungswissenschaft. Nebst drey verschiedenen Rechnungsentwürfen, einem tabellarischen Monatsabschluss (e) und Anhang (e) von mehrern Hilfs- (Hülfs) und Nebenbüchern. Für Städte, Märkte und Gemeinen der gesammten K. K. Erbländer. 1788. 387 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Vollkommenheit alles Rechnungswesens beruht eben so, wie die alles Maschinenwesens, darauf, dass es mit möglichst einfachen, genau verbundenen und leicht zu bewegenden Theilen seine Bestimmung sicher und völlig erfülle. Zum Muster hievon kann die hier beschriebene Einrichtung des österreichischen kameralistischen Rechnungswesens nicht wohl, weit eher die Preussische, aufgestellet werden. Das erstere ist noch so sehr mit unnöthiger Weise vervielfältigten und in einander verwickelten Theilen überladen, dass dadurch die Führung sowohl als die Revision der Rechnungen nothwendig merklich erschwert werden muss. So wird z. B. die Rechnungsführung über die Verwaltung des Vermögens einer städtischen, oder ländlichen Gemeine, durch ihre Vertheilung in eine Menge von einander abgesonderter Register, wovon jedes gewisse einzelne Hauptgegenstände des Fonds, oder der Einnahme oder Ausgabe betrifft, gewiss mehr verwirret, als aufgeklärt. Die sichersten Grundlagen einer solchen Rechnungsführung sind richtige und wohlgeordnete Urbarien, Heberegister und Hypothekenbücher, wodurch jene ungemein vereinfacht und erleichtert wird: über deren Abfassung der Vf. also zuförderst hätte Anweisung ertheilen sollen. Auf 6 oder 10jährige Durchschnitte eingeschränkte Kassen- oder Rechnungsetats können nicht anders, als sehr unzuverlässig, ausfallen. Hiezu wird ein längerer Zeitraum erfordert.

Ueberhaupt zweifeln wir, ob die Grundsätze und Modelle des Vf. als *allgemeine* Muster für die *sämmtlichen* Kaiserl. Königl. Erbländer, werden dienen können: für andere deutsche Staaten aber sind sie, nach den vorhandenen besseren Belehrungen, gewiss ganz entbehrlich.

Leipzig u. Prag, b. Widtmann: *Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens.* 1—3 *Heftchen.* 1795. 8.

Hr. von *Riegger*, dessen Bild dem ersten Hefte vorgesetzt ist, liefert in dieser Schrift mit grossem Fleiss gesammelte und wohl geordnete Resultate einer Menge zerstreuter Beobachtungen und Untersuchungen, die dem Publicum sonst unzugänglich, oder doch schwer zusammen zu finden waren. Die Schreibart ist würdig und gedrängt. Die eingestreuten patriotischen Gedanken sind mit anständiger Bescheidenheit vorgetragen. Wer Böhmen kennen will oder soll, dem ist dieses Buch unentbehrlich; für andere ist es ein gutes Muster zu ähnlichen Landesbeschreibungen.

Ein Auszug würde um so weniger an seiner Stelle seyn, da sich von selbst versteht, was zu einer Landeskunde gehört, und es also hinreicht, zu sagen, dass nichts übergangen, alles aber in der natürlichen Ordnung vorgetragen ist. Wir begnügen uns daher, nur einige statistische Data zu excerpiren. Die Grösse des Königreichs wird auf 950 Q. Meilen geschätzt, der Unterschied der südlichen Gränze von der nördlichen beträgt 38 deutsche Meilen. Die Krongüter werden auf 177.774 Jucharte, die geistlichen auf 210.087, die Privatdominien zu 2.645.311, die Unterthansbesitzungen zu 4.551.116 berechnet. Prag liegt 50 Klafter Pariser M. über die Meeresfläche; das Stift Töpl 320 solcher Klaftern. Menschen die über hundert Jahre leben sind weder in der Hauptstadt unerhört, noch im Lande selten. Böhmen könnte beynahe ganz für sich bestehen. vorzüglich fehlt nur Kochsalz; viele Felder tragen 15 bis 20fältig. Richtige Bemerkungen über den Unterschied der deutschen und slawischen Böhmen und über dessen Ursachen S. 25 f.; erfreuliche Betrachtungen über den Fortgang der Cultur. Ursache hievon: der Landmann ist kaum irgendwo in Benutzung seiner Triften und Aecker durch die Verfassung weniger eingeschränkt. S. 33—36 ein langes Verzeichniss neuer Naturverschönerungen. Ueber die Berge werden authentische Nachrichten geliefert, welche meist von den Kreisämtern selbst herkommen. Merkwürdig ist der Artikel von Vereinigung der Flusse S. 67. Das sind die wahren Eroberungen, welche gegen Hindernisse gemacht werden, die die Wirkung der wohlthätigen Natur hemmen. Hieher gehört die Verwandlung unnützer oder schädlicher Teiche in Aecker und Wiesenland. Unter Joseph II. hat sich die Zahl der Häuser über 20.000 vermehrt; seither um neue 10.000, die Menschenzahl zwischen 1780 und 93 um 375.526. Prag hat 74.000 Einwohner; es giebt Marktflecken und Dörfer, die über 2000 bis 2500 haben. Die Zahl der Geistlichen hat sich von 1780 bis 93 um 1381 vermindert, und steht nun zu der Summe des christlichen Volks wie 1 : 271¾; die Zahl der Juden zu der Zahl der Christen, wie 1 : 62¾. Die Sterblichkeit verhält sich zu der ganzen Volksmenge wie 1 : 33. Der Selbst-

Digitized by Google

mord ist unter dem Militär am gemeinsten. Auf eine Q. Meile kommen 3755 Bewohner. In der Verstandescultur stehen die Slawen wenigstens um 50 Jahre unter den deutschen Einwohnern. Auch durch Bauart und Reinlichkeit unterscheidet man sie von einander. Bemerkung über die vorzügliche Singbarkeit der böhmischen Sprache. Zwey Drittheile des Landes sind von Slawen bewohnt, von Stockböhmen die nur slawisch reden, oder von Utraquisten, die auch deutsch verstehen. Angenehmes Verzeichniss der Volksbelustigungen S. 104 ff.: der Dudelsak sey ursprünglich slawisch; die Nationaltänze lärmend, ermüdend; Aerntefeste; Ueberreste von heidnischen; wie die Polizey manchem abhelfen wollen, aber „soll das Volk nicht auch seine „Ergötzungen haben?" Es sind viele sehr genaue Tabellen von der Cultur, den Marktpreisen, dem Populationsstande, beygefügt. In den Beylagen sind auch Abhandlungen anderer Verfasser z. B. eine sehr gute von *Herget* über die Schiffbarmachung der Flüsse, über Holzschwemmungscanale u. dgl. Beynahe alle ansehnliche Oerter und Gränzgebürge können mit der Hauptstadt verbunden werden. Dieses mag zur Probe hinreichen, und wird auf die eigene Lesung des Werks, wie auf dessen Fortsetzung begierig machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Chemnitz, b. Hofmann: *Aurore* oder *das Kind der Hölle.* Schauspiel in fünf Akten, von *Julius Soden*, Reichsgrafen. 1795. 124 S. 8. Mit Kupfern. (20 gr. brochirt 1 Rthlr.)

Die reizende Erzählung von Cazotte, *le diable amoureux*, hat zu diesem Schauspiele unstreitig den Anlass gegeben; aber jener leichte fantastische Stoff ist durch die hinzugekommene anmasliche Philosophie fast erdrückt worden. Ungeachtet hier alles ohne Wunder zugeht, und der Satan sich als eine verliebte Sterbliche enthüllt, da dort Beelzebub wieder so räthselhaft davon fährt wie er gekommen: so scheint uns doch in der Erzählung alles natürlicher. Die *Faustisirung* des Helden, wodurch nach der Absicht des Vf. das Ganze erhöht werden sollte, schwächt blos das romantische Colorit, und giebt uns Bombast statt haltbarer Begriffe, den sich der Zuschauer schwerlich auf der Stelle verständigen, dessen Leere dagegen der Leser bald einsehen wird. Antonio hält sich für etwas, wozu ihn blos seine hohlen Worte machen; er äussert sein Streben über die Endlichkeit hinaus, wie jemand, dem im Rausche die Welt zu enge wird, weil sein Kopf die aufsteigenden Dünste nicht mehr fassen kann. „Es tobt ein Wesen in mir," sagt er S. 10, „das hienieden sich daheim fühlt und doch keine Heimath findet. — Mit Adlersschwingen schwebt es über die engen Gränzen dieser eingeschrumpften Natur, und schwimmt mit geschlossenen Augen im Unermesslichen." S. 11: „Für den Schrey meines Gefühls giebt es keinen Wiederhall in der Schöpfung." Man begreift nicht, welch ein Recht er hat, die Natur für *eingeschrumpft* zu erklären, wenn es nicht in seiner Aufgeblasenheit liegt; noch wie er seinem Freunde so erhaben zurufen darf: „Geh! ruhig! Du siehst, Satan zittert ohnmächtig vor der Allmacht der Tugend." Mehr oder minder führen alle eine so dämonische Sprache. Auroren kleidet es freylich, sich für eine Geburt der Thränen auszugeben, die Antonio am Busen der Natur weinte; aber auch den sanftmüthigen Ludoviko, wenn er sich so gespannt ausdrückt? S. 9: „Friert den Einen der Teufel wohl in der Hölle?" oder S. 64: „Satan war Ihr Rechenmeister." Man hat die Wahl von welcher Seite man Verzerrungen wie folgende auszeichnen will: „Ich fülle sorglos den Freudenbecher aus der nahen Quelle, der Strom der Zukunft rinnt am Ende der Pole." — „Die Gottheit schöpfte meine Seele aus der unermesslichen Feuerflut der Liebe, wo jeder Tropfen im Ganzen sich verliert, jeder das Ganze ist! Sie will zurück! Sie will sich verlieren im Ganzen, werden das Ganze! und der mütterliche Strom nahme sie nicht auf?" u. s. w. Fast das einzige, was den Leser angenehm überrascht, ist Antonio's Anrede an Auroren, da sie ihm ihren Namen sagt: „Aurore? Aurore? O die Morgenröthe ist nicht anmuthiger wie du! Mit deinem Anblick bricht erst die Morgenröthe meines Lebens an! — Aurore! O es soll mir nie mehr Tag werden! wenn dein Purpur erblasst, wenn deine Rosen welken, will ich mein Haupt neigen und schlafen, auf ewig!" Nur dass solche Anspielungen nachher zu oft wiederholt werden. Jene ausschweifenden Raisonnements sind dem Plane des Schauspiels um so weniger angemessen, da dieser so ganz auf Popularität berechnet ist, dass er nur das Interesse der Neugier in Anspruch nimmt. Wer mag an Julien theilnehmen? Sie ist nur ein Werkzeug in der Hand des Vf., um Gefahren zu schaffen. Wer an Ludovico's Liebe für sie, die nur das zerbrochene Werkzeug aufzunehmen bestimmt ist? Filippo scheint blos deswegen da zu seyn, um den Antonio zu verrathen; es fehlt ihm ebenfalls an durchgängiger Nothwendigkeit. Mit Auroren weiss man nichts anzufangen, so lange sie für den Satan gilt, als dass man zu errathen sucht, wer sie seyn mag. Die magische Gewalt, die sie übt, wird sogar am Ende dadurch nicht befriedigend erklärt, dass sie eine Prinzessin ist: denn sie ist nicht etwa regierende Fürstin, sondern eine insgeheim auferzogene natürliche Tochter des Fürsten.

1. Berlin, b. Felisch: *Die Folgen einer minderjährigen Verlobung.* (Ein) Originallustspiel in vier Aufzügen. 1795. 258 S. 8. (16 gr.)

2. Berlin, b. Hartmann: *Juliane von Allern*, oder: *so bessert man Koketten!* (Ein) Lustspiel in fünf Aufzügen. 1796. 108 S. 8. (8 gr.)

Das erste für die Theater-Liebhabergesellschaft zu Amberg verfertigte Stück verräth einen nicht ungeübten Verfasser, der bey seiner eignen Vorliebe für die Bühne, theatralische Gegenstände gut zu behandeln versteht. Nirgends findet man etwas übertriebenes, nirgends Verstöfse wider den Anstand, wider die Sitten und den Geschmack, keine verzerrte Carricaturen, keine erkünstelte Spasmacher, keine ausgeartete

empfindsame Schwärmer, dagegen erhebt sich aber auch der Vf. nirgends über das Mittelmäfsige weder in der Zeichnung der Charaktere noch in der Verwicklung oder Auflösung des Knotens.

Die Folgen der minderjährigen Verlobung eines jungen Cavaliers mit der Tochter eines alten Bekannten vom Hause bestehen darinn, dafs sich der junge Verlobte nach einer langen Abwesenheit vom väterlichen Hause in eine gewisse Caroline verliebt, die er entführt, um sich heimlich mit ihr zu verbinden. Unter der Verkleidung eines fremden Kaufmanns sucht indefs sein Vater ihm das Geheimnifs zu entlocken, und benutzt eine unerwartete Gelegenheit, sich der Geliebten zu versichern. Während der Zeit lafst der Vf. ein andres Paar auf den Schauplatz treten, welches sich durch besre Grundsätze und edlere Gesinnungen von den vorigen merklich unterscheidet. Dies ist die ehemalige Verlobte des jungen Fallstein, mit dem Hn. v. Sternberg, in welchem sie ihren stillen Verehrer gefunden hat. Am Ende zeigt es sich, dafs Caroline Sternbergs Schwester ist, und dafs die Väter damit zufrieden sind, dafs Caroline dem jungen Fallstein, und ihr Bruder seiner ehemaligen Verlobten zu Theile wird.

Juliane von Allern könnte den Stoff zu einem sehr lehrreichen und interessanten Schauspiele hergeben. Eine junge Kokette, die alle Liebhaber in ihre Netze zieht, sich aber auch am Ende von allen verlassen findet, und deren aufrichtige Reue den Zuschauer zum Mitleiden hinreifst, wird endlich mit Hülfe ihrer gutgesinnten Tante einem Manne wiedergeschenkt, den sie nicht vergessen kann. Wie schön hätte diese Anlage in der Ausführung nicht benutzt werden können? Statt dessen findet man hier ein sehr gemeines Stück, worinn die Personen Seitenlang bis zum Ermüden sprechen, und dem es weder an Sprache noch an Charakterzeichnung gelingen will, sich im geringsten hervorzuthun.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lippstadt*, mit Müllers Schriften: *Chirurgisch praktische Abhandlung über eine gänzliche Zerschmetterung des rechten Schien- und Wadenbeins*, von *Joh. Friedr. Gottl. Brill*, Wundarzt zu Lippstadt. 1795. 16 S. 8. Einem Fuhrmann von 40 Jahren ward das Bein durch einen darüber gefahrnen schweren Karren dergestalt zerschmettert, dafs die Wadenmuskeln nebst der vorderen Tibial-Vene zerrissen und beide Röhrenknochen in mehrere Stücke, von denen eins Hand hoch aus der Wunde hervorstand, zerbrochen waren. Die Blutung ward durch trockene Carpey leicht gestillt, und über den ganzen nach Möglichkeit eingerichteten Fufs ward ein Brey-Umschlag von Malvendecoct mit Bley-Extract und Semmelkrumen geschlagen. Bey der nachher eintretenden Eiterung wurden einige Knochensplitter herausgezogen; bald nachher zeigte sich ein Stück der Schienbeinröhre, welches drey Zoll lang und cariös war und ebenfalls herausgebracht ward. Der Kranke erhielt keine Arzneyen, weil sich keine üblen Zufälle einstellten. Nach sechs Monaten ward eine verborgene Eitersammlung, welche viele Schmerzen verursacht hatte, geöffnet und ein knorpelartiger Ueberzug der zerbrochenen Schienbeinröhre weggenommen. In Zeit von neun Monaten war der Kranke so weit wieder hergestellt, „dafs er mit Hülfe der Krücken gut herumgehen konnte"; doch war noch eine verborgene Caries da, welche Hr. B. mit Suraks Salbe (dies ist seine Orthographie) verband. Beym Druck dieser Beobachtung war die Heilung noch nicht vollendet. Der Vf. will durch den hier erzählten Fall beweisen, dafs man Verletzungen dieser Art auch ohne Amputation heilen könne. Der Satz an sich bedurfte wohl keines neuen Beweises, da er schon längst als erwiesen angenommen ist; in diesem hier angeführten Fall aber wäre die Abnehmung des Gliedes bey weitem besser gewesen, weil der Kranke durch diese in Zeit von etwa drey Wochen völlig hätte geheilt werden können, statt, dafs er bey der angegebenen Behandlung nach neun Monaten noch nicht curirt war. Die Krankheitsgeschichte ist nicht sowohl wegen des dabey beobachteten Verfahrens, welches weit zweckmäfsiger hätte seyn können, als wegen der auffallenden Heilkraft der Natur, lehrreich und merkwürdig.

Literärgeschichte. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Beytrag zur Biographie des sel. Hofraths und Ritters von Zimmermann, vom Leibmedicus Marcard in Oldenburg, veranlafst durch die vom Hrn. Leibmed. Wichmann in Hannover herausgegebene Krankheits-Geschichte.* 1796. 60 S. 8. Den Inhalt der Wichmannschen Schrift, gegen welche die von Hrn. *M.* gerichtet ist, kennen die Leser der A. L. Z. aus der in No. 122 davon gegebenen Anzeige. Wer den sel. Zimmermann nicht blofs aus seinen Schriften, sondern auch persönlich, gekannt hat; der wird darin mit dem in jener Anzeige gefallten Urtheil völlig übereinstimmen, dafs Hr. W. „diesen in mancherley Hinsicht merkwürdigen Kranken mit sichtbarer Wahrheitsliebe, und mit freundschaftlicher Schonung" beschrieben habe. Es ist daher dem Rec. eine eben so auffallende, als unangenehme Erscheinung gewesen, dafs Hr. *M.* öffentlich gegen Hrn. *W.* aufgetreten ist und ihn mit einer Bitterkeit behandelt hat, welcher man es leicht abmerkt, dafs sie einen persönlichen Groll gegen letztern zum Grunde hat. Wäre es blofs Vorliebe gegen den sel. Z. — welchen Hr. *M.* wiederholt seinen grofsen Lehrer und Freund nennt und welcher sein Beförderer war — gewesen, die ihn diesmal zum Schreiben antrieb; so hätte er das, was er von Z. sagen zu müssen glaubte, kaltblütig gesagt, ohne Hn. *W.* Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder wenigstens, ohne letzterm eine üble Absicht dabey Schuld zu geben. Rec. welcher Hn. *M.* als einen der vorzüglicheren medicinischen Schriftsteller hochschätzt, will sich in keine nähere Beleuchtung der Schwäche seiner Parthey einlassen, sondern nur im Allgemeinen anmerken, dafs, nach seiner Ueberzeugung, der sel. Z. mehr gewonnen haben würde, wenn sein Lobredner dabey stehen geblieben wäre, die wahren Vorzüge und Verdienste des Verstorbenen mit aller Wärme der Freundschaft zu rühmen, ohne seine bekannten Schwachheiten zu beschönigen oder gar zu leugnen. Am wenigsten ist es zu billigen, dafs Hr. *M.* es seinem Gegner zur Last legt, dafs er die Vorstellungen, welche *Z.* sich in seiner Krankheit gemacht hat und die Aeufserungen der tiefen Melancholie, mit welcher er zuletzt behaftet war, nicht verschwiegen hat. Es war psychologisch wichtig, die Richtung, welche die Seele dieses merkwürdigen Mannes unter solchen Umständen nahm und den ganzen Gang seiner Ideen kennen zu lernen, zumal, da der Verstorbene gewifs bey keinem Vernünftigen etwas dabey verlieren konnte. Rec. kann nicht umhin, das auf diese Marcardsche Schrift anzuwenden, was er, wiewol mit Unrecht, von der des Hn. *W.* S. 4. gesagt hat: „sie hätte wohl überhaupt nicht geschrieben werden müssen."

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France à la fin de l'année 1795 et de la Situation politique des puissances de l'Europe à la même époque.* Vol. I. 1796. 275 S. Vol. II. 338 S. 8.

Dieſe Schrift verdient die Aufmerkſamkeit des Publicums; denn es iſt neuerlich uns kein Werk bekannt geworden, das die gegenwärtige Lage der Dinge in einer ſo allgemeinen und vielſeitigen Ueberſicht umfaſst; wenn man anders zu unſern ewig wechſelnden Zeiten je von *Gegenwart* ſprechen kann, da in der That ſelbſt dieſe erſt im Frühling vollendete Abhandlung in manchen Kapiteln ſchon gänzlich veraltet zu ſeyn ſcheint. Der Vf. iſt ein franzöſiſcher Ausgewanderter. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daſs er nicht Republikaner iſt; ja noch mehr, er iſt entſchiedener Royaliſt; aber ſelbſt als ſolcher betrachtet, iſt ihm das Lob einer groſsen Billigkeit und Mäſsigung nicht abzuſprechen. Seine Anſichten ſind in manchen Verhältniſſen auffallend richtig und unparteyiſch; und ſeine Darſtellung derſelben ungemein gerade und freymüthig. Freylich iſt es eben darum befremdender, wie ungemein einſeitig und oft ſchief er bey andern Betrachtungen ſeinen Geſichtspunkt wählt und wie ihn ſeine Parthey dann ſo ausnehmend verblenden kann. Indeſſen auch in den Kapiteln, von denen dies gilt, wird er dennoch, eben durch ſeine Verirrungen, höchſt lehrreich. Und dann bürgt das am meiſten für ſeine Unpartheylichkeit im allgemeinen, daſs gerade ſeine hiſtoriſche Entwickelung wahrer, billiger und beyfallswürdiger erſcheint als ſeine politiſchen Würdigungen und Wünſche. Wir halten uns demnach aus allen dieſen Rückſichten zu einem genauern Auszuge dieſes Buchs veranlaſst, zumal da wir, bey der Allgemeinheit des Ueberblicks in demſelben, dadurch zugleich mannichfaltige Gelegenheit zu Berichtigungen oder eignen Betrachtungen erhalten werden. Vielleicht wird ſogar einigen Leſern durch unſere Anzeige das Leſen der Schrift erſpart, andern aber erleichtert werden. Denn auſserdem daſs hie und da der Vf., der Wahrheit und der nöthigen Wirkung unbeſchadet, eine gute Anzahl Worte und Phraſen ſich hätte erſparen können, die für überflüſsige Weitläuftigkeit und unpaſſende Gleichniſſe aufgewandt ſind, ſo können wir beſonders der Klage uns nicht enthalten, daſs wir uns kaum je erinnern, ein franzöſiſches Buch geleſen zu haben, das in einem ſo verwickelten, ſchweren, und eben deshalb unfranzöſiſchen Stil geſchrieben wäre. Die Ausgewanderten warfen ſonſt ihren zurückgebliebenen Brüdern Barbariſmen und Verderbniſs der Sprache vor; was werden dieſe letztern dagegen zu ſolchen Büchern ſagen? Freylich ſind jene der Zucht der franzöſiſchen Akademie in der *Wortſchöpfung*, (in der ſie aber auch oft wahre Tyranney ausübte,) entlaufen; indeſſen iſt der Schade dabey doch lange ſo groſs noch nicht, als wenn die franzöſiſche Sprache ihr eigentliches Kleinod, die geſchmeidige, leichte und klare *Wortfügung*, im Auslande (vielleicht gar durch Nachahmung fremder Sprachen in dem, worinn gerade ſie gar nicht nachahmen kann) einbüſsen ſollte.

Im erſten Theil dieſes Werks beſchäftigt den Vf. der innere Zuſtand Frankreichs; im zweyten das äuſsere Verhältniſs aller europäiſchen Staaten gegen einander. Wir wünſchten freylich die Folge ſeiner Vorſtellungen leicht überſehbar darſtellen zu können; allein die Ordnung, die der Vf. ſelbſt im einzelnen beobachtet, ſcheint meiſtens ſehr willkührlich und rhapſodiſtiſch; und dennoch bleibt wohl nichts übrig als ſeinem Gange in der Entwickelung zu folgen.

Erſter Theil. Jetzt ſey es nicht Zeit, hebt der Vf. an, die *Urſachen* der groſsen Begebenheiten unſrer Tage aufzuſuchen; dies müſſe glücklichern Tagen aufgeſpart bleiben. Gegenwart und Zukunft fodern unſere Aufmerkſamkeit und Thätigkeit. (Dies iſt gewiſs zu allgemein behauptet. — Unſtreitig iſt richtige Anſicht der jetzigen Lage, feſter Entſchluſs und ſchnelle Thätigkeit mehr als je uns Noth. Aber man muſs über dem einen das andre nicht laſſen! Daſs man doch ja nicht einen Schleyer auf das Vergangene werfe, wie viele thun wollen! Wir bedürfen der Belehrungen von dort her nur zu ſehr. Nie ſollten die wahren Prieſter der Geſchichte thätiger ſeyn als jetzt. Denn nur zu deutlich leuchtet es aus ſo manchen Handlungen der Machthabenden hervor, wie wenig ſie den Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen in den letzten Jahren zu ihrem und unſerm Frommen erwogen haben.) Die Neuerer in Frankreich, heiſst es weiter, vermöchten ſo viel, weil ſie ihre Feinde genau kennten und richtig beurtheilten; die Freunde der Ordnung bemühten ſich nicht um richtige Kenntniſs der Sachen im Innern von Frankreich. (Sehr wahr; es gehört aber zu jener allgemeinen Beobachtung, daſs der gröſsere Theil der Gegner Frankreichs inconſequent iſt und überhaupt nicht weiſs, was er will. Die, welche es wiſſen, handeln dagegen wohl conſequent; aber ſie wollen etwas, das nicht laut werden darf.) „Viele Menſchen haben „gegenwärtig nur zwey Arten Frankreich anzuſehen; „entweder als eine unüberwindliche Republik, die das „ganze gedemüthigte Europa bedrohe, oder als ein Kö„nigreich, welches Wünſche für die Regierung zum „Him-

„Himmel ſchicke, die es zurückſehne und die es wie„der herzuſtellen brenne. Beide Hypotheſen ſind, ſo„bald man ſie als allgemein annimmt, falſch und ge„fährlich. Die erſte führt zu der ſtumpfſinnigen Nie„dergeſchlagenheit, die alles vor den Siegern zurück„ſcheucht; die zweyte zu dem blinden Vertrauen, durch „das man zu den thörichten Unternehmungen verleitet „wird, die nur die Parthey ſchwächen, der ſie for„derlich ſcheinen.“ (Sehr wahr und ſehr folgenreich!) Auf genaue Kenntniſs des innern Frankreichs, des herrſchenden Geiſtes und der regierenden Partheyen darinn laſſe ſich allein bauen. Es ſey keine Anarchie in Frankreich; es ſey in der jetzigen Regierung Staatsgewalt da, „gehaſst und verachtet, aber gefürchtet und übermächtig.“ Noch herrſche ſie nicht durch Schrecken, aber das Andenken der Schreckensregierung erleichtere die ihrige; und das Volk habe weder Willen noch Kraft, durch einen neuen Sturm dieſe Macht zu ſtürzen. Dieſe Regierung habe alſo keinen Feind auſser ſich ſelbſt. Sie ſey in drey ungleiche Mächte getheilt; allein im Grunde herrſche in allen nur die Faction der Majorität. Die jetzige Regierung ſey überhaupt durch das Decret wegen der Zweydrittel nur eine Fortſetzung des Convents. Aus der Betrachtung des Convents könne man auch Aufklärung über ſie erhalten. Er ſuchte Royaliſten und Jacobiner, als durch gemeinſchaftliche Plane vereinigt, vorzuſtellen. (Wäre denn das nach der vom Vf. ſelbſt ſpäterhin gegebenen treffenden Schilderung der Jakobiner ſo gänzlich widerſprechend?) Doch ſchonte er heimlich die Jakobiner und ſuchte ſich eine Stütze an ihnen zu erhalten. Der Convent beſtand auſser einer Menge *fauler Bäuche*, die immer der mächtigſten Parthey ergeben waren, aus 80 Mitgliedern, die nicht für den Tod des Königs geſtimmt hatten, heimlichen Conſtitutionellen; aus den Thermidorianern, als *Tallien*, *Freron*, *Garnier de l'Aube*, *Rovere*, die ohne beſtimmtes politiſches Syſtem jeder Revolution aus Gewinnſucht geneigt waren; und aus der ſtärkſten Parthey von allen, den republikaniſchen Girondiſten, an die ſich alte Jakobiner, heuchleriſche Anarchiſten und das ganze Heer der Unentſchiedenen angeſchloſſen hätten. Dieſe vereinigte alle Menſchen von Talent und Energie, *Chenier*, *Louvet*, *Bourdon de l'Oiſe*, *le Gendre*, *Carnot*, *Letourneur*, *Lareveillère-Lepaux* u. a. Indeſſen ſey dieſe Parthey doch nicht die gewandteſte (davon nachher mehr), und nur der 5te October hätte die Thermidorianer zu einer Vereinigung mit ihnen gezwungen. Auf die Feindſchaft dieſer Partheyen laſſe ſich jetzt wenig rechnen, eben ſo wenig als auf Aufſtände. Denn bey der Abneigung gegen jeden allgemeinen Aufſtand müſſe man partielle Aufſtände, die ohne Wirkung ſeyn würden, mehr unterdrücken als begünſtigen; und überhaupt lieber die Zeit wirken laſſen, die die Geſinnungen von der Republik zur Monarchie zurückführen werde. Ein *bürgerlicher Krieg* ſey ohne einen mächtigen und ehrgeizigen Aufrührer und unter einem Volksregiment nicht zu denken, ſondern nur gegen eine ariſtokratiſche Regierung, in welche jede groſse Republick verfallen müſſe. Das Mittel der *auſsern Kriege* ſey verbraucht. Man verachte und haſſe die Politik der Alliirten allgemein aufs äuſserſte. Gegen nichts ſey in ganz Frankreich ein ſo allgemeiner Widerwille, als gegen allen Einbruch in das franzöſiſche Gebiet. Wider einen ſolchen ſtritten die Monarchiſten gleich eifrig mit den Republikanern. Man müſſe Frankreich ſich ſelbſt überlaſſen. Alles Unglück liege in dem abgeſchmackten Plan, Frankreich zu erobern oder auszuhungern. Paris habe ſeinen überwiegenden Einfluſs verloren; man müſſe jetzt auf ganz Frankreich, ja nicht mehr auf einzelne Theile, ſehen, und im allgemeinen ſey die Parthey der Royaliſten jetzt gewiſs noch nicht überwiegend. Man ſey von den Grundſätzen der Schreckensregierung zurückgekommen, aber nicht von jenen Ideen, die die ganze Revolution bewirkt hätten. Gewalt, Kunſt und Mittel der Regierung ſeyen ohnehin in den Händen der Republikaner, wenn auch der Monarchiſten an Zahl mehrere wären. Unter den Mitteln, die jene brauchen, nennt der Vf. auch die Preſsfreyheit; denn man wiſſe wohl, daſs gerade bey der öffentlichen Erlaubniſs, alles zu ſagen, auch das ſtärkſte und ausſchweifendſte geringen Eindruck mache. (Eine groſse Wahrheit über die Preſſe, und doch faſt von allen Regierungen unſrer Tage verkannt.) Die Franzoſen überhaupt würden der Streitigkeiten müde und warfen ſich der beſtehenden Regierung in die Arme. Doch gewinne bey den freyen Unterſuchungen die Meynung für die Wiederherſtellung der Monarchie, welche Idee wenigſtens doch Neuheit habe, immer mehr Anhänger. Nur ſey man über die Art der neuen Monarchie ſehr getheilt. Die Anhänger der alten Regierung machten höchſtens ein Viertel dieſer ganzen Klaſſe aus, ſeyen aber ſo wenig unter ſich vereinigt als die Conſtitutionellen. Indeſſen hätten dieſe letztern nach Robespierre's Tode die meiſten Provincialämter wieder erhalten und bilden faſt allenthalben die Nationalgarde. Das ſey eine Folge der Eiferſucht zwiſchen den Thermidorianern und Girondiſten, obgleich die letztern jetzt wieder an den Jakobinern auf allen Fall ſich eine Stütze zu erhalten ſuchen. Indeſſen müſſe man bey den ſogenannten Conſtitutionellen nicht unbedingte Anhänglichkeit an die Conſtitution von 1791 vorausſetzen; ſie betrachten ſie vielmehr jetzt als unbrauchbar an ſich und begehren ihre Wiederherſtellung nur als einen Uebergang zu einer gemäſsigten Monarchie.

So weit werden unſre Leſer, wenn auch nicht durchaus einig mit dem Vf., doch ſeiner richtigen und billigen Darſtellung im allgemeinen Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen. Aber wie auffallend wird es ihnen ſeyn zu hören, daſs er nun zu einer Lobrede der alten Verfaſſung in folgenden Ausdrücken übergeht: Vor der Revolution ſey das Königreich Frankreich „in der ganzen Welt am beſten eingerichtet“ (*le Royaume le mieux organiſé du monde*) geweſen; ſeine *vollkommne* Conſtitution habe *dreyzehnhundert Jahre* das *weitläuftige* Land erhalten, habe eine lange Glückſeligkeit ohne Beyſpiel über das Land gebracht. — Das heiſst denn doch wahrlich der Geſchichte und der Politik Hohn ſprechen! Und dennoch iſt gerade dies die Sprache, die noch immer ſo viele führen. Wie iſt es aber nur möglich, wo

so evident falschen Behauptungen irgend eine Wirkung auf gegenseitige Ueberzeugungen zu erwarten? Sie empören den gesunden Menschenverstand! — Nun ist freylich von unserm Autor das alles auf die Verfassung mit den drey Reichsständen bezogen. Aber war denn diese *dreyzehnhundert* Jahre lang *dieselbe*? War denn Frankreich immer das grosse Land mit derselben Ausdehnung als in den drey letzten Jahrhunderten? Und denn die *lange* Glückseligkeit *ohne Beyspiel*? Wahrlich! wir schämen uns über das alles auch nur ein einziges Moment aus der Geschichte anzuführen. Vollends aber nun von dieser Verfassung als von einer bestehenden Constitution zu sprechen, da sie doch fast zwey Jahrhunderte hindurch keine Spur ihrer Wirksamkeit zeigte. In der That das ist unbegreiflich! So sagte freylich auch Burke in Beziehung auf diese: Die Franzosen hätten eine *gute* Constitution *verlassen*. Uns hat immer dieser Ausdruck aufserst befremdet. Die Reichsstände waren ein paar Wochen lang versammelt; aber *wie* sie constituirt seyn sollten, das war ja selbst nach des Königs frühern Erklärungen noch unentschieden, und ihren weitern eignen Erwägungen überlassen. Der spätre Machtspruch des Königs in der bekannten *séance royale* wird es doch nicht haben entscheiden sollen. Wann ward er denn befolgt? Und endlich wie der Vf. sowohl als *Burke* einer Verfassung, die vor zwey Jahrhunderten begründet war, bey einem gänzlich veränderten Zustande der Dinge das Lob der Güte oder gar der ausschliefslichen Vortrefflichkeit beylegen konnten, das mögen sie vor den einsichtsten und anerkanntesten Grundsätzen der Staatslehre vertheidigen, wenn sie können. — Auch die *Mifsbräuche* in Frankreich, fährt der Vf. fort, seyen alle ohne Veränderung der Constitution abzustellen gewesen; Gesetze dagegen wären da gewesen, man habe sie *nur umgangen (elude)*. — Darauf mag sich denn der Vf. selbst antworten; denn bald nachher sagt er: *En France on éludoit tout.*

So ungereimt indessen diese Behauptungen sind, so wahr ist die gleich folgende Bemerkung, dafs man in Frankreich weniger die alte Verfassung als die ausgewanderten Anhänger derselben verabscheue, unter denen es so gut, als unter den Republikanern, Terroristen gebe, die ihren Hafs und ihre Rachsucht öffentlich genug zeigten. Nach der Stimmung der Majorität in Frankreich sey aus manchen Ursachen jede Rückkehr von der Revolution nur durch die Constitution von 1791 möglich. (Das scheint uns wenig einleuchtend!) So nöthig auch der Adel und die Geistlichkeit (wirklich auch die letztre? Das behaupten andre Royalisten sonst eben nicht) als Stände zu einer Monarchie sind, so müfsten doch vor der Hand beide ihren Vorrechten entsagen. Doch von diesen Vorschlägen kehrt der Vf. wieder zu Entwerfung des Gemäldes vom jetzigen Frankreich zurück, wobey wir ihn auch lieber beobachten.

Man gebe endlich die Meynung auf, dafs die Armeen und das Land royalistisch, die grofsen Städte aber republikanisch gesinnt seyn. So war es, was das Land und die Städte betrifft, unter Robespierre des Maximums wegen. Jetzt aber gewinne der Landmann unsäglich, und der Städter leide Noth. Daher sey es gerade umgekehrt, nur dafs der letztre doch auch für jetzt wieder an der *neuen* Constitution bange, weil sie ein neues Schauspiel gewähre. (Der Gewinn der Landleute durch die Revolution ist im Ganzen zu einleuchtend, als dafs ihre allgemeine Ergebenheit für dieselbe befremden könnte). Die Armeen hätten gar kein politisches System, und gehörten zu keiner Parthey; Ehrsucht leite sie, und nur wenn sie zurückkommen, und die Republik schon wankte, würden *sie* entscheiden. Ein Anführer wie Cromwell könne sich erheben, und überhaupt würde die plötzliche Entstehung einer monarchisch - militärischen Regierung in Frankreich für ganz Europa die schrecklichste Gefahr, obgleich von unsrer Generation auch wohl nicht zu erwarten, seyn. (Wir sollten denken, eben so wenig als ein Cromwell, und zwar unter mehreren Ursachen auch besonders darum nicht, weil der ganze Gang der Revolution nicht durch einzelne Menschen, sondern durch allgemein verbreitete Ideen geleitet ward. Wenigstens würde ein solches Phänomen noch in kürzerer Zeit verschwinden als Robespierre's Herrschaft. Nicht der Mangel an Kraft allein ist es, warum zu unsern Zeiten weniger grofse Männer weit vor andern voraus durch politische Thätigkeit glänzen. Unendlich mehr mufs man auf den Mangel an allgemeiner Empfänglichkeit für ihre Einwirkung rechnen, der denn doch aus Ursachen herfliefst, die, alles gegen einander abgewogen, mehr erfreuend als niederschlagend seyn müssen. So wenig nämlich die Ausbreitung des Selbstdenkens und Selbsthandelns bis jetzt noch durch feste Grundsätze geleitet ist und gute Folgen giebt; so ist doch dabey nur durch mancherley fehlschlagende Versuche ein Weg zum Bessern denkbar.) — Das Kapitel von den Finanzen ist eins der lehrreichsten, obgleich manche Erläuterungen unnützer Weise zu weit ausholen. Es wurde noch zur Zeit der Assignaten geschrieben. Wie sehr hat die Erfahrung schon manche Betrachtung darinn bestätigt! Höchst ungegründet sey die Hoffnung, sagt der Vf., die man auf den Verfall der Assignaten und den darinn liegenden Bankerott setze. Dieser Bankerott sey lange von allen Franzosen vorausgesehen; man habe sich ganz darauf vorbereitet; und wenn die Assignaten wegfallen würden, so würde das baare Geld hervorkommen. Eine höchst eitle Meynung der Emigrirten sey es, dafs sie viel baar Geld aus dem Lande gezogen. Höchstens der zwölfte Theil sey von ihnen herausgebracht, und bey ihrer unüberwindlichen Gewöhnung zum hergebrachten Luxus u. s. w. sey ohnehin in den ersten Jahren das meiste wieder nach Frankreich gegangen. Von dem Verschwinden der Assignaten sey also unmittelbar für die jetzige Regierung nichts zu fürchten. Doch wäre nachher ein Zeitpunkt der Verlegenheit für die Regierung zu erwarten, wenn der Assignate (gegen Echasseriaux's Bericht) zu viel zum Einlösen wären, wenn das baare Geld zu den Ausgaben der Regierung nicht hinreichte, wenn sie keine Steuern einführen konnte u. s. w. (Vergleicht man diese Prophezeihungen mit dem Erfolg, so ist es auffallend, wie weit in Hinsicht auf die erstern die Erwartung so sehr

übertroffen, von den letztern Befürchtungen aber, kluger Maßregeln und unerwarteter Erfolge wegen, nichts wirklich geworden ist. Auf das erzwungene Anlehen, dessen der Vf. noch gedenkt, scheint er zu wenig Werth zu legen. Diese Maasregel kam auf eine so merkwürdige Art zum Vorschein. Während der hin und her schwankenden Berathschlagungen der gesetzgebenden Räthe über die Weise, die Assignaten aus dem Umlauf zu setzen, trat auf einmal das Directorium mit dem Vorschlage zu dem erwähnten Anlehn ohne besondres Aufheben, ja, wie es schien, in einer ganz andern Absicht hervor; und dennoch wirkte dies Anlehen alles, was man durch jene Vorschläge abzwecken wollte. Die Assignaten wurden eingezogen; und jetzt sieht man dem längst erwarteten Hauptstreich, der Demonetisirung der Assignaten, entgegen. Allein schon vor diesem ist das baare Geld erschienen, wie der Vf. vorhersagte. — Indessen geschah nun freylich noch mehr. Aus den im Auslande wenigstens unerwarteten, italiänischen und deutschen Eroberungen zog die Regierung Geld genug, um jetzt nicht durch übermäßige Ausgaben gedrängt zu seyn. Nutzt sie diesen Augenblick zur Einführung ordentlicher und regelmäßiger Abgaben; so dürfte wohl der Zustand der Finanzen ihr nicht sobald Schwierigkeiten erregen.)

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Die Geschichte der Leiden und des Todes Jesu* charakteristisch dargestellt für gebildete Leser, von *J. W. Fischer*, Diakonus an der Hauptkirche zu Breslau. 1795. 432 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Meine Absicht gieng dahin (heißt es Vorr. S. 1.) wahren Verehrern Jesu und der evangelischen Geschichte zur religiösen Unterhaltung ein Buch in die Hände zu geben, worinn sie nach der harmonischen Erzählung (?) der Evangelisten eine Uebersicht der ganzen Leidensgeschichte in ihrem Zusammenhange fänden. Ich wollte sie vorzüglich auf das *Charakteristische* der darinn handelnden Personen, besonders der Jünger Jesu und seiner selbst aufmerksam machen, und so viel ich es zu thun im Stande war (wäre) die dahin gehörigen Gegenstände durch lebhafte Darstellung ihnen vors Auge bringen, oder vergegenwärtigen.“ — Das „*charakteristisch dargestellt*,“ wie der Titel des Buchs ankündigt, kam Rec. etwas sonderbar vor; denn eine Geschichte *charakteristisch* darstellen, kann doch wohl, an und für sich, nichts anders heißen, als das Auszeichnende und Unterscheidende derselben von jeder andern Begebenheit in das gehörige Licht stellen? Und so dünkte ihm jener ganze Zusatz überflüssig zu seyn, weil diese Weltbegebenheit, bekanntermaßen, sich von jeder andern, theils durch die Handlung selbst, theils durch die Personen, welche darinn auftreten, auffallend genug unterscheidet. Allein nach der eignen Erklärung des Vf. geht diese Bestimmung blos auf die handelnden Personen, nicht auf die Facta; und da muss Rec. gestehen, dass er bey aller Gerechtigkeit die er dem guten Willen des Vf. wiederfahren läßt, eben kein tiefes Eindringen in die Charaktere der handelnden Personen hat bemerken können, wiewohl er nicht leugnen will, dass einiges Brauchbare z. B. über Jesum selbst, über Petrus, Pilatus, Judas Iscarioth u. a. gesagt worden, womit eine gewisse billige Klasse von Lesern befriedigt werden dürfte; aber der Denkende kann mehr fodern, wozu ihn der Vf. durch seine Ankündigung selbst berechtigt hat. — Das Ganze zerfällt in funfzig Abschnitte, oder Betrachtungen, in welchen die Geschichte in ihrem Zusammenhange erzählt, mit grammatischen, antiquarischen und historischen Anmerkungen (z. B. bey Pontius Pilatus) erläutert und mit ascetischen Betrachtungen versehen, dem Leser an das Herz gelegt wird. Ueberhaupt hätte sich Hr. F. in manchen Punkten weit kürzer fassen können. Theils ist sein Stil zu weitschweifig und durchwässert, theils trifft man auf antiquarische Bemerkungen, die Rec. sehr unnütz vorkamen. Welchem Leser zum Besten ist z. B. S. 396 angemerkt worden, dass ein Leibrock auf hebraisch *Ketona*, auf griechisch *Cheiton*, auf Lateinisch *Tunica* heisse? Der Gelehrte weiss dergleichen Dinge längst, und der gemeine Leser verlangt sie nicht zu wissen. Statt der funfzig Abschnitte hätte das Ganze in funfzehen bis zwanzig weit zweckmäßiger abgetheilt werden können; denn wozu besondere Betrachtungen über die *Theilung der Kleider Jesu?* über *die Oeffnung seiner Seite* u. d. m.? Prediger, bey welchen, um Passionspredigten zu halten, *curta supellex* ist, können, wenn sie nichts bessers zur Hand haben, sich dieser Arbeit mit einigem Nutzen bedienen.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien u. Leipzig, b. Doll; *Dramatische Gemälde.* Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. N. Aufl. 1796. 143 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Köhler: *Special-Regeln um die Berechnung der Carolinen und Laubthaler wie auch verschiedner anderer in Leipzig, Frankfurth am Mayn und mehrern Handelsstädten oft vorfallenden Course auf eine bequeme und leichte Art zu verrichten*, von *Andr. Wagner.* 2te verb. Aufl. 1796. 54 S. 8. (8 gr.)

Mannheim, b. Löffler: *Der medicinische Landpfarrer*, oder *medicinische Abhandlung und Heilart derjenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen*, von *J. Krause.* 2te verb. Aufl. 1795. 342 S. 8. (18 gr.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France á la fin de l'année 1795 et de la Situation politique des puissances de l'Europe* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem Kapitel über die Religion zeigt sich der Vf. als eifriger Katholik. Ihm ist die katholische Religion die beste Stütze der Monarchie; dagegen aber die Gleichgültigkeit einer Regierung gegen alle Religionen unerhört: und so läfst sich denn das übrige, was er daraus herleitet, leicht denken. — Uebrigens bedauern wir mit ihm innigst, wenn auch nicht die ganze Geistlichkeit, doch einen grofsen Theil, und bewundern die Entsagungen, zu denen viele unter derselben sich entschlossen, so irrige Vorstellungen auch oft dabey wirkten.

Zu der Betrachtung über den Einfluss, den der Friede auf Frankreich haben könne, bereitet sich der Vf. den Weg durch folgende Vorerinnerungen: Modeliebhaberey sey eigentlich eine Hauptstütze der Abneigung gegen die gleichförmige Königsregierung. Seit 1789 könne man sechs grofse Revolutionen in Frankreich zählen und eine Menge andrer Unruhen könnten auch noch fast als Revolutionen gelten. Diese hätten jener Neigung Nahrung gegeben; und die Demagogen hätten mit grofser Einsicht für eben dieselbe gearbeitet, besonders auch durch das Schauspiel des auswärtigen Krieges. „Die Republikaner, heifst es dabey, haben seit „drey Jahren als Menschen gehandelt, die das Bewufst„seyn haben, dafs ihre Grundsätze eben so falsch als „unanwendbar sind; ihre Gegner als Menschen, die „überzeugt sind, die demokratische Regierung sey „so vortheilhaft, dafs man sich hüten müsse, eine Na„tion nur einen Augenblick im Genufs derselben zu „lassen." — Ein neuer Ankömmling aus fernen Landen, dem man das Gemälde von Europa seit sechs Jahren vorlegte, würde ausrufen: „Warum wollen denn „alle diese Könige, zum Verdrufs jener braven Gesetz„geber, in Frankreich eine Republik gründen?" Da die auswärtigen Mächte Frankreich nicht zerstückeln konnten, so hätten sie den abgeschmackten Plan gemacht, es von dem übrigen Europa gänzlich abzusondern. Die Ausführung desselben sey wegen der Handelsverbindungen und der neutralen Nationen unmöglich gewesen, habe aber den Herrschern im Innern Gelegenheit verschafft, durch verbreitete Aengstlichkeit und Furcht vor fremder Unterjochung, die man für Vaterlandsliebe nahm, sich Gehorsam zu verschaffen. Ein plötzlich von allen Feinden Frankreichs angebotener Friede würde die Factionen in Verlegenheit setzen. Die Franzosen würden ihre Augen von den Gränzen weg aufs Innere richten. Das müfste aber gleich bey der Einrichtung der neuen Regierung geschehen; sonst würden sie bald Stärke und Vorwand erhalten den Frieden abzulehnen. (Dieser Vorschlag ist also nun auch schon als Antiquität anzusehen.) Der Friede bringe die Heere zurück, die immer im Sturm zu sehen gewöhnt worden wären; man würde sie durch das Elend des Innern, und durch Anreize der Factionen auch hier zu Bewegungen veranlafst sehen. Nur müsse man auch dann ja nicht eilen, und nie glauben, dafs von der Republik zur Monarchie nur ein Schritt sey. Die Zeit müsse hier alles thun.

Ist denn aber von der Vendée nichts zu hoffen? Diese Frage, die jetzt niemand freylich mehr thun wird, ist vom Vf. zu Anfange dieses Jahrs doch wenigstens so beantwortet, wie es sich allenfalls mit vernünftigen Hoffnungen, die man auf die Vendée setzen konnte, vertrug. Durch Macht und Eroberung könne die Vendée nichts wirken; darum habe der einzige weise Anführer derselben, *Charette*, schon früher dem unglücklichen Uebergang über die Loire sich entgegengesetzt. Die Vendée könne nur die Meynung leiten und unterstützen; erhalten werde sie nur durch die entgegengesetzten Partheyen, damit sich jede von diesen gegen ihre Gegner auf alle Fälle eine feindliche Macht aufspare. Zu dem bekannten geheimnifsvollen Frieden habe Charette die Hand geboten, weil es ihm genug war, dafs in Frankreich ein gleichsam als unabhängig anerkanntes Land da sey, das Gottesdienst habe und am Königthum hänge; die Thermidorianer aber an ihrem Theil hätten sich damals aus Furcht vor den Girondisten die Royalistenparthey als Zuflucht erhalten wollen. Dafs die Vendée nicht mehr Anhänger finde, davon liege die Ursache in der allgemeinen Neigung, die ein jeder Royalist unter den verschiedensten Partheyen habe, immer nur seinen eignen Planen zu folgen, immer den Anführer zu machen, nie zu gehorchen. Die Fehler in den Unterstützungen, die man der Vendée von England zukommen lassen wollte, und die bessern Vorschläge darüber sind jetzt, nach der wirklichen Vernichtung der Vendée und ihrer Chefs, unbedeutend. — Es würde indessen, heifst es beym Vf. ferner, Frankreich bey der Wiederherstellung der Monarchie allein noch nicht Ruhe und Beständigkeit in der Regierung haben, so lange etwa irgend eine Parthey einen Ausländer oder irgend einen andern Prinzen von Geblüte und nicht den rechtmäfsigen Nachfolger auf den Thron setzte. (Das wird unter dieser

Vorausſetzung wohl jeder Unbefangene, von was für einer politiſchen Parthey er auch ſey, zugeben.)

Von dieſen Bemerkungen für den Royalismus geht der Vf. zu einer Beurtheilung der jetzigen Conſtitution über, welche er durch eine hiſtoriſche Darſtellung der Begebenheiten vor ihrer Einführung vorbereitet. Der Mangel an kräftiger Zuſammenwirkung in der Conſtitution von 1791 habe die Girondiſten auf den Entwurf einer Verfaſſung gebracht, durch die eine Faction regieren könnte und die ſich Revolutionsregierung nannte, um nicht Ariſtokratie zu heiſſen. Aber da gegen ſie noch keine Gewohnheit des Gehorſams ſtatt hatte; ſo fielen ſie bald durch die Jakobiner, die Robespierre damals leitete. — Das hiebey vom Vf. entworfene Gemälde von den Jakobinern enthält wenige vielleicht nicht durchaus neue, aber ſo auffallend richtige Züge derſelben, daſs wir gerade darauf die gröſste Aufmerkſamkeit des Publikums zu lenken wünſchen. Die Jakobiner ſind keine *politiſche Parthey*, haben kein *politiſches Syſtem*, ſind ſo wenig der Republik als der Monarchie ergeben; ſie beſtehen nur aus denen, die keine Regierung, und keine Ordnung wollen, weil ſie nur durch die Unordnung gewinnen können. Sie wollen ſelbſt nicht regieren; ſondern nur verhüten, daſs keiner ſonſt regiere. (Dieſemnach wird es ſehr begreiflich, wie in jeder Verfaſſung und dem Scheine nach auch *für* jede Verfaſſung, Jakobiner ſich erheben können, aber auch wieder allenthalben, zum Umſturz *jeder* Verfaſſung hinführen müſſen.) Darum allein weil ſie kein Syſtem hatten, dauerte ihr Reich ſo lange. Robespierre hielt ſich unter ihnen, weil er nie an eine feſte Regierung zu denken ſchien; und eben als er ſich für eine ſolche deutlicher erklärte, lieſsen ſie ihn fallen. — Die Thermidorianer, die ihn ſtürzten, hatten keinen politiſchen Plan. Ihr Zweck war nur, der Guillotine zu entgehen. Noch waren Robespierre's gewandte Gehülfen da und ihnen furchtbar; allein die Gemäſsigten beſtimmten die öffentliche Meynung von Paris, und man muſste Carrier, Barrere u. a. den Proceſs machen. Gedrängt auf beiden Seiten von Royaliſten und Jakobinern nahmen die Thermidorianer die geächteten Girondiſten wieder auf, und gaben ihnen nach dem Anfall der Jakobiner vom 2 April 1795 noch mehr Gehör. Mit der Vendée hatten ſie den geheimniſsvollen Frieden unterzeichnet, entſchloſſen auf den Fall der Uebermacht der Jakobiner den jungen König an Charette auszuliefern. Da aber die Häupter der Gironde wieder ans Ruder gekommen waren; ſo ſahen dieſe wohl die Brauchbarkeit der Jakobiner ein, welche nun ohne Häupter, und deshalb von ihnen leicht zu leiten waren, und die ſie doch, wenn ſie ſich gegen den Convent erklärten, wieder mit den Royaliſten bedrohen konnten. Demungeachtet konnten ſie nicht alle Fehler der Thermidorianer und ihre Folgen, folglich auch nicht den 21 May, verhüten, an dem indeſſen doch die Gemäſsigten in den Sectionen über die Jakobiner ſiegten. Man gab nun dem Wunſch des Volks gemäſs eine Conſtitution, aber nur eine ſolche, worinn die bisher herrſchende Parthey, bloſs unter andern Formen, wieder alles leitete, und ſuchte dies Uebergewicht derſelben noch mehr durch das Decret wegen der Zweydrittel zu ſichern. Dies Decret und die verſteckte, aber unverkennbare, Rückkehr des Convents zu harten Maaſsregeln brachte die Sectionen von Paris, welche den Convent im May vertheidigt hatten, an dem bekannten 5ten October wider ihn in Waffen, und machte dagegen aus ihren damaligen Gegnern ihre Vertheidiger. Indeſſen ſey es noch nicht ausgemacht, ob damals die Sectionen hätten angreifen wollen; ſie hätten ſich wohl nur, um ſich Anſehen zu verſchaffen, bewaffnet. Die Convention habe ſie durch Menou u. ſ. w. bis zum Anfange der Feindſeligkeiten gereizt und dann durch vorbereitete Pläne unterdrückt, welche nur etwa durch eine Entſchloſſenheit, wie ſie den Bürgern von Paris nicht eigen ſeyn konnte, noch hätten vereitelt werden können. Wären indeſſen die Sectionen nur langſamer zu Werke gegangen, und hätten ſie die öffentliche Meynung mehr von ferne her vorzubereiten geſucht; ſo würden ſie diesmal doch das Reich für ſich gewonnen und am Ende geſiegt haben. Dennoch habe nun die jetzige Regierung immer eine Volksmenge um ſich, welche ſich unterdrückt fühle und über die ſie ſich nur durch Strenge und Glanz ein Uebergewicht ſchaffe.

Die jetzige Conſtitution ſelbſt habe eine vollſtreckende Gewalt, die nur ſo lange mächtig ſeyn könne, als die herrſchende Parthey ſie unterſtütze. Eigentlich regiere dieſe, ihr Sitz ſey im Rath der Fünfhundert; die Gemäſsigten habe ſie in den Rath der Alten verbannt, der eine unnütze Zwiſchenmacht ſey, und gegen die unternehmende Jugend der Fünfhundert nicht halten werde. Die ganze Conſtitution ſey nur ein Uebergang zur Schreckensregierung. Tiefer ſich in Beurtheilung derſelben einzulaſſen, hält der Vf. für überflüſſig. (Nun iſt hier freylich auch nicht der Ort, eine weitläuftige und genaue Beurtheilung einer verwickelten Verfaſſung anzuſtellen; doch kann Rec. es ſich nicht verſagen, bey dieſer Gelegenheit über des Vf. Urtheil und ähnliche einige allgemeine Erinnerungen zu machen. Zuvörderſt erklärt er, daſs ihm zwar die jetzige Conſtitution einige ungezweifelt treffliche Einrichtungen und Verbindungen zu enthalten, und beſonders vor der Conſtitution von 1791 ſehr auffallende Vorzüge zu haben ſcheine; daſs er aber dennoch die Vereinigung der vollſtreckenden Gewalt in der Hand eines Einzigen, wenn er dazu Anſehen, Würde und Unabhängigkeit genug hat, noch immer für vorzüglicher achte, und überhaupt die neue Staatsform allgemein betrachtet, in der Hauptſache nicht für eine *gute* Verfaſſung, zumal auf die Dauer, halten könne. Er will auch keineswegs den in die Augen fallenden häufigen und ſchreyenden Ungerechtigkeiten, durch welche man zu derſelben gelangt iſt und die kein Erfolg rechtfertigen kann, im mindeſten das Wort reden, noch die eigennützigen Abſichten ableugnen, die ſehr viele Mitſchöpfer der Verfaſſung dabey gehabt haben mögen. Aber dennoch glaubt er, daſs der ganz unbefangene Beurtheiler ſich noch in eine weit reinere, ruhigere und leidenſchaftloſere Sphäre erheben, und in einen ungleich höhern Geſichtspunkt ſtellen müſſe, um allen dabey zu nehmen-

den

den Rückſichten in ſeinem Urtheil Genüge zu thun. Wenn er nun von da herabſieht, ſo wird ihm erſtlich die ſo wichtige Vorerinnerung zu jedem politiſchen Urtheil in einem deſto klarern Lichte entgegenleuchten, daſs auch eine ſchlechte Verfaſſung gut verwaltet werden könne; und die Geſchichte wird ihn erinnern, daſs die jetzigen Regenten Frankreichs das Regieren wenigſtens durch Uebung binnen ſieben Jahren und in ſolchen Zeiten beſſer als viele unſrer gelehrteſten Staatsmänner gelernt, daſs ſie ſich ſogar dabey einen eignen (doch nicht in ſeinem ganzen Umfange verwerflichen) Weg gebahnt haben, den niemand beſſer als ſie zu wandern weiſs, obgleich er zum Theil allgemeineres Bedürfniſs der Staaten geworden iſt; und daſs ſie folglich gut regieren *können*, wenn ſie wollen. Ob ſie *im Ganzen* gut regieren, gehört nicht hieher. Daſs aber das Directorium doch keine verachtliche Regierung ſey, empfindet jetzt eben das Ausland nur zu ſehr. Sodann iſt der Vorwurf, daſs im Grunde eine Parthey regiere, gewiſs nicht ungegründet. Wenn man aber darauf zu viel Gewicht legt, ſo iſt man offenbar in einem eingeſchränkten Geſichtskreiſe, da ja mehrere Politiker ſo oft, und ſelbſt mit Rückſicht auf England, wiederholt haben, wie nothwendiger Weiſe in einer Republik Partheyen wirkſam ſeyn müſsten. — Endlich ſind beſonders dem Decret wegen der Aufnahme der Zweydrittel des Nationalconvents in die beiden Räthe viele Vorwürfe gemacht worden; und in ſofern dieſe die *Abſichten* derer, die es bewirkten, allein treffen, möchten wir auch ihre Vertheidigung nicht übernehmen. Dennoch halten wir es *an ſich* für wohlthätig. Und wie kann man auch, wenn man conſequent ſeyn will, hier das Gegentheil von dem tadeln, was man vorher der conſtituirenden Verſammlung bey der Conſtitution von 1791 vorwarf? Wenn ja, hieſs es immer, die frühere Conſtitution hatte aufrecht erhalten werden ſollen; ſo müſsten dieſelben ſie ausführen und in Thätigkeit ſetzen, die ſie entworfen hatten. Dies einleuchtende Erforderniſs war doch auch wohl jetzt wieder Bedürfniſs, und wir ſehen nicht wohl, wie es anders erreicht werden konnte, als durch jenes Decret. Zudem war ohne dies Decret, ohne das Bleiben der wichtigſten Glieder des Convents, eine Revolution unvermeidlich. Mochte dieſe immerhin der Gegenparthey erwünſcht ſeyn, — ſobald man annimmt, daſs es auch nur einige Männer der herrſchenden Parthey, mit der Republik und dieſer Conſtitution aus Ueberzeugung, wenn auch nur für das jetzige Bedürfniſs der Nation, ehrlich meynten: welches ſichere Mittel gegen eine Revolution blieb dann, aus ihrem Geſichtspunkt betrachtet, noch übrig? Wenn man ſogar den ſelbſt hiſtoriſch ganz unerwieſenen Satz annimmt, der Adel Frankreichs ſey als das Corps anzuſehen, das die Regierung verſtanden habe, aus deſſen Mitte Staatsbeamte aller Art, alſo auch für die Geſetzgebung, zu nehmen geweſen; ſo war er nun ein mal vertrieben und aufgehoben, konnte mit der neuen Verfaſſung keineswegs beſtehen, und verſtand ohnehin das Regieren in einer *ſolchen* Verfaſſung (bey welcher Behauptung wir hier keine Rückſicht auf ihre Güte nehmen gewiſs nicht. Es muſste ſich demnach eine neue Klaſſe von Menſchen dafür bilden, und dieſe Menſchen hatten ſich durch ſieben Jahre in einer Schule, in der ſie mit ſolcher Anſtrengung arbeiten muſsten, wirklich gebildet. Dies Corps vermehrt ſich und muſs ſich allmählich vermehren, wenn gleich nicht durch Geburt. Aber ganz entfernt, aufgehoben oder nur für eine Zeitlang unthätig gemacht, darf es nie werden. Sonſt muſs ein anders entſtehen und ſich bilden; und dies bringt auf einmal ganz andere Principien mit, ſtoſst das bisherige wieder um, und eine neue Revolution macht den fürchterlichen, mit Blut und Greueln bezeichneten, Weg aller bisherigen noch einmal. Das wolle der friedliche Genius Frankreichs von dem unglücklichen Lande, wenn dies noch irgend etwas von ihm zu hoffen hat, abwenden. Alle künftigen Verbeſſerungen müſſen aus *dieſer* Conſtitution herausgehen; und wir ſollten denken, ſie enthalte Keime zu einer beſſern; wir ſollten denken, die Aeuſserungen mancher wichtigen Glieder des Convents: man könne jetzt nicht weiter gehen, es ſey aber die Conſtitution ſelbſt nur ein Uebergang zu einer zweckmäſsigern, erhielten Belege aus der Conſtitution ſelbſt; ſie ſelbſt bürge uns dafür, daſs die Hoffnungen, die dadurch erregt ſind, nicht ganz ohne die Erfüllung bleiben werden, die Frankreich und die Menſchheit nach ſo vielem Leiden als Erſatz wohl erwarten kann.)

Die Ruhe nach Errichtung der Conſtitution (mit dieſen Bemerkungen eilt nun der Vf. gegen den Schluſs) ſey bey jeder neuen Verfaſſung natürlich. Man habe durch die Amneſtie die Jakobiner frey laſſen wollen, und ſo auch die Royaliſten befreyen müſſen; doch habe man die letztern aus allen Aemtern zu entfernen geſucht, und überhaupt die Regierung durch mehrere Decrete befeſtigt. Es ſey alſo nur von innern Spaltungen in der Regierung etwas zu erwarten.

Dieſem allen nach ſey Frankreichs Regierung nicht verächtlich. Sie habe, eben weil ſie nicht demokratiſch ſey, alle Kraft der monarchiſchen, nur ohne die Vorzüge derſelben. Die Regierenden würden ſie ſo lange als möglich aufrecht erhalten; müſste ſie aber fallen, ihre Feinde mit ſich unter den Trümmern begraben. Man rechne gegen die Erſchöpfung Frankreichs, auf die man baut, viel zu wenig auf die Gegenmittel, welche Natur und menſchliche Leidenſchaften, Thätigkeit u. ſ. w. dieſem Lande geben. — Die Aufzählung derſelben iſt ſehr belehrend, aber wir können ſie noch weniger im Auszuge als in der Abſchrift geben; jenen verträgt ſie nicht, und für dieſe iſt ſie zu lang. Doch könne, heiſst es nachher weiter, eine ſolche Republik nur durch den Schrecken, den die Regierung einflöſse, beſtehen; allein ſie würde ihn mit mehr Geſchicklichkeit und nicht mit ſo auffallenden Grauſamkeiten, als unter Robespierre, verbreiten, aber auch deſto ſichrer alle, die etwas beſitzen, dadurch niederdrücken. Immer ſey indeſſen dieſe Schreckensregierung nur im Kriege mit einigem Erfolge möglich. Durch das gezwungene Anlehen erhalte man die Koſten ihn fortzuführen; aber weit mehr nehme die Regierung dadurch ihren Feinden in Paris die Mittel des Widerſtands. Folglich müſſe man ihnen allgemeinen Frieden anbieten und geben, und ja nicht auf die Unmöglichkeit rechnen, in der ſie wären, den

Krieg fortzuſetzen. Noch ſey immer die erſte Requiſition nicht ganz ins Feld geſtellt. Subſiſtenz für die Armeen würden ſie dieſſeits des Rheins ſuchen. Carnot würde Rieſenplane für die Armeen machen. (Und was iſt von dieſen Planen ſchon ausgeführt!) Indeſſen würde immer eine genaue Verbindung aller Mächte, in Vereinigung mit Preuſſen, den Frieden erzwingen oder doch den Krieg recht wirkſam machen konnen. So weit der erſte Theil.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voſs: *Katechetiſche Unterredungen über religiöſe Gegenſtände in den Sonntaglichen Verſammlungen in der Freyſchule zu Leipzig gehalten* von M. *Jo. Chriſtian Dolz.* II. Samml. 273 S. 8. (16 gr.)

Was wir im vorigen Jahrgange der A. L. Z. bey der Anzeige der erſten Sammlung der Dolziſchen Katechiſationen zum Lobe derſelben geſagt haben, das müſſen wir auch zur Empfehlung dieſes zweyten Bandes derſelben verſichern. Sie ſind mit vorzüglichem Fleiſse ausgearbeitet, zeugen von des Vf. ausnehmender Geſchicklichkeit in dieſer Art des Unterrichts, und wecken in jedem Tugendfreunde den Wunſch, daſs doch jede Schulanſtalt zum Wohl ihrer Zöglinge ſich ſolcher Katecheten und Lehrer zu erfreuen haben möge. Es ſind XV. Katechiſationen in dieſem Bande enthalten, und alle, nur die letzte: von dem vernünftigen Verhalten des Menſchen gegen die Thiere, ausgenommen, in der Leipziger Freyſchule gehalten. Sie betreffen folgende Gegenſtände: Ueber den Werth der Religion für die Jugend; können wir hoffen, daſs das Menſchengeſchlecht immer beſſer werden wird? das Bild eines tugendhaften und frommen Menſchen; was können und ſollen Kinder dazu beytragen, daſs ihre Eltern an ihnen Freude erleben? Von den Pflichten der ältern Schüler gegen ihre jüngern Mitſchüler; von der Wärme für Tugend und Religion; wie kann der Anblick der Gräber für uns eine Schule der Lebensweisheit ſeyn? Ueber die wohlthätige Veränderung, die Jeſus in Anſehung der Religion und Tugend unter den Menſchen bewirkt hat, u. ſ. w. Bey der zweyten Abhandlung: wie können wir erfahren, ob auch wir von dem Geiſte Gottes beſeelt ſind? würde Rec. doch lieber die vorangeſchickte Erklärung des Ausdrucks: Geiſt Gottes ſo eingerichtet haben, daſs er gezeigt hätte, 1) *Gottes Geiſt, heiliger Geiſt*, bedeute zuweilen in der heil. Schrift, z. B. Matth. 28. 2 Cor. 13. 1 Cor. 12, 11. eins von den Dreyen in Gott, die nach der Lehre des Chriſtenthums, an dem einigen göttlichen Weſen gleichen Antheil, um die Seligkeit der Chriſten gleich groſse Verdienſte haben, und daher auch dieſelben zu gleicher göttlicher Verehrung verpflichten; *Geiſt Gottes, Geiſt Chriſti* heiſse aber auch 2) in ſehr vielen Stellen des N. T. Gottes- und Chriſtus-ähnliche Denkungsart, göttlicher Sinn, u. ſ. w. der darinn und darinn beſteht, wie das Hr. D. in der Abhandlung ſelbſt ſehr gut auseinander geſetzt hat, und den man eben haben, von dem man durchdrungen ſeyn muſs, wenn man ſagen will, Gottes Geiſt belebe uns, er ſey, er wohne in uns, u. ſ. w. Dadurch würde der Vf. Behauptungen der Art entgangen ſeyn, wie S. 21 u. 22 enthalt: *Gott, dem wir alle Kräfte unſers Geiſtes und Leibes verdanken, wird, inſofern er durch mancherley Mittel die Gemüther der Menſchen zu veredeln, zu beſſern, zu heiligen ſucht, und ſelbſt das Gute will und thut, der heilige Geiſt genannt.* Er würde nicht aus 1 Cor. 2, 11. den Satz hergeleitet haben: *Eben ein ſolches Verhältniſs, als zwiſchen dem Geiſt des Menſchen und dem Menſchen ſelbſt* — (was ſoll hier *der Menſch ſelbſt* heiſsen?) *Statt findet, finde auch zwiſchen Gott und Gottes Geiſte ſtatt;* wie der Menſch durch ſeinen Geiſt denke und wolle, ſo denke und wolle auch *Gott durch ſeinen Geiſt.* — Machen Erklärungen und Behauptungen von dieſer Art das Schwere und Unbegreifliche nicht noch ſchwerer und unbegreiflicher? — Doch dieſe Bemerkung ſoll dem würdigen Vf. nur freundſchaftlicher Wink, nur Beweis der Aufmerkſamkeit ſeyn, womit Rec. auch dieſen Theil ſeiner Katechiſationen geleſen, mit Vergnügen geleſen hat.

Leipzig, b. Supprian: *Denkwürdige Handlungen und Schickſale der Menſchen* zum Nutzen und Vergnügen der lernenden Jugend, deutſch und franzöſiſch nebſt einem franzöſiſch-deutſchen Wortregiſter von *J. J. Ohm.* 288 S. in 8. (16 gr.)

Kaum kann ein Secundaner auf einer Trivialſchule ſolche Fehler gegen die Grammatik und die Regeln der guten Schreibart begehen als man in dieſem Buche, das zum *Nutzen* und Vergnügen der lernenden Jugend beſtimmt iſt, in Menge findet. Der Vf. ſchreibt z. B. *warum thuſt du ſo arbeiten? er crepirte, er fiel ihn todt* (ſtatt er tödtete ihn durch einen Fall) er hat *erkennet* und *bekennet, von ihrer Seits. Den Entſtehungsgrund legen, er lieſs die Verbrecher bemachtigen*, (ſich der V.) *er wollte lieber ſterben, als zu ſein was er ſich erinnerte, dieſer Fürſt war eben von dem Angriff eines heftigen Podagra zurückgekommen.* — Unter den 701 Stücken, aus welchen die erſte deutſche Hälfte des Buchs beſteht, findet man mitunter einige aus andern Sammlungen bekannte gute moraliſche Erzählungen, aber daneben auch ſehr viele triviale und langweilig vorgetragen, und dieſe wechſeln mit gewöhnlichen zum Theil für die Jugend anſtöſsigen Vademecumshiſtorchen ab. Auch gegen die Geſchichte ſündigt unſer Vf. gar gröblich; *Heinrich* der 4te iſt bey ihm der Nachfolger des Kaiſers *Albrecht Antoninus Pius* heiſt 4 mal hintereinander *Antonius* und *Rudolph* wird mit dem Beyſatze bezeichnet *aus dem Hauſe Oeſterreich.* — Der 2te Theil enthält dieſelben Erzählungen franzöſiſch; auch hier fehlt es oft an Sprachrichtigkeit, noch häufiger aber an einem reinen und eleganten Ausdruck. Auch hievon Beweiſe zu geben, erlaſſen uns die Leſer nach den vorher angeführten Proben ſeiner Deutſchheit und Geſchichtskunde gewiſs, und der Vf. vermuthlich ſelbſt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'etat reel de la France* à la fin de l'année 1795 et *de la Situation politique des puiſſances de l'Europe* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Zweyter Theil. Seit langer Zeit beſtehe die Politik der europäiſchen Staaten nur darinn, ſich auf Koſten ſeiner Nachbarn zu vergröſsern und die Vergröſserung ſeiner Nebenbuhler, ſelbſt mit Hintanſetzung eigner Vortheile, zu verhindern. In dieſem Geiſt des Egoismus, den die Kabinette von oben herab verbreitet hätten, ſey die gegenwärtige Generation gebildet. Sie habe den ſiebenjährigen Krieg, die Unterjochung der Corſen, die Theilung Polens, die Unterſtützung der nordamerikaniſchen Revolution durch Frankreich etc., vor ihren Augen zu Folge jenes Princips vorübergehen ſehen. „Möchten doch die groſsen Kabinette von Europa die Augen auf das Verfahren desjenigen unter ihnen werfen, der vielleicht das geringſte Bedürfniſs hatte, dieſe kleinen verächtlichen Kunſtgriffe anzunehmen; möchten ſie es wohl erwägen, daſs die Macht, die binnen 30 Jahren alle Aufrührer der Erde begünſtigte, ſelbſt zuſammengeſtürzt iſt, da ſie alles ſchwächen wollte!“

I. *Ueberblick der vergangenen Begebenheiten.* Alle Europäer ſeyen nur als ein Volk anzuſehen, das unter verſchiedenen Geſetzen lebt. Alle Künſte und Kenntniſſe ſeyen und würden ihnen gemein, und das immer um ſo ſchneller, da verbeſſerte Wege, Poſten und Zeitungen den Umlauf ſo ſehr erleichterten. Das Anſehen der Staaten, das ſo lange Zeit auf drey Grundſäulen, der Gelehrſamkeit der Geiſtlichen, dem Muth des Adels, und der Gewohnheit des Gehorſams der Völker, ruhte, findet jetzt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Schieſspulvers, und ſeit den durch beide allgemein gewordenen Kenntniſſen und Kriegsfahigkeiten ſich bloſs noch durch die letzte geſtützt. Nur ein Mittel könne ſie erhalten; *die Regierenden müſſen den Fortſchritten des Lichts (der Aufklärung) wie der Schatten folgen und gehorchen.* Sonſt geht es ihnen wie dem Adel; ſie glauben immer noch zu beſitzen, was längſt verſchwunden iſt, und ſetzen nichts anders an die Stelle. Da die Völker ſich unter einander näherten, was nicht mehr zu verhindern war: ſo hätten auch die Regierungen ſich nähern ſollen. — Sie hätten ſich der franzöſiſchen Revolution gleich anfangs gemeinſchaftlich widerſetzen ſollen, da ſie ſchon dadurch allein, daſs ein groſses Reich gänzlich umgeſchaffen werden ſollte, aber nachher noch mehr durch ihre öffentlich bekannten Grundſätze und Begebenheiten allgemeines Unglück drohte; ſie lieſsen ſich aber durch verführeriſche Schriften einſchläfern, und der nachher entſtandnen ſo nothwendigen Coalition habe die alte Politik bald Schwäche und ſpäterhin Trennung gebracht. — Der Vf. geht darauf die Begebenheiten von der Entſtehung der Coalition durch; er übergeht eben ſo wenig das Benehmen der franzöſiſchen Prinzen und Ausgewanderten, das ihnen ſo allgemeine Feindſchaft zuzog, als die Wirkung der Schriftſteller, die der Revolution günſtig waren. Nach einer ſehr ſtrengen (gewiſs zu harten) Beurtheilung Joſephs II kommt er auf das Verfahren des klugen, aber auch ſorgſamen, an ein kleines Land und eine milde durch eignen Entſchluſs eingeſchränkte Regierung gewöhnten, Leopolds. Dieſer habe um Ludwigs Reiſe nach Montmedi gewuſst, und ſey entſchloſſen geweſen, ihn zu unterſtützen. Es ſey ungerecht, ihm dies zum Vorwurf zu machen, da die Nationalverſammlung ſich ja in Worten und Thaten ſo viel gegen die auswärtigen Fürſten erlaubte. Er und Friedrich Wilhelm verbanden ſich nachher in Pillnitz, voll Enthuſiasmus für die gemeinſchaftliche Sache und mit Hintanſetzung der ſonſtigen kleinlichen Politik. Da aber Ludwig ſpäterhin in der Hoffnung, denen, die ihm lieb waren, und ſeinem Reiche gröſseres Unglück zu erſparen, die Conſtitution annahm; ſo hob ſich der Pillnitzer Vertrag gleichſam von ſelbſt, der Enthuſiasmus erkaltete, die alte Politik kehrte in ihre Wirkſamkeit zurück, und die Könige verloren eine Zeit, von der die demokratiſche Parthey keinen Tag ungenutzt vorbey gehen lieſs. In dieſe Zeit fallen eigentlich die Urſachen, warum nachher lauter halbe Maaſsregeln genommen wurden, und der Geiſt des gegenſeitigen Miſstrauens ſich unter allen Gliedern einer ſo ohne Gleichen mächtigen, aber nur nicht zuſammenhängenden, Verbindung verbreitete. Leopolds und des ritterlichen Guſtavs zugleich erfolgender Tod ſchreckte alle Fürſten. England konnte nicht gleich thätig ſeyn. In Frankreich wechſelten die Miniſter und Dumouriez glaubte unter den zurückgebliebenen franzöſiſchen Generälen keinen zu ſehen, der ihm einſt den Oberbefehl ſtreitig machen konnte. Daher brachte er den König aus Eigennutz zur Kriegserklärung. Die Coalition hätte gerade den entgegengeſetzten Erfolg von dem gehabt, den man hätte erwarten ſollen; und das deswegen, weil ſie nicht auf den einzig feſten Grund der Verträge, Redlichkeit und Gerechtigkeit, gebaut war, weil Miſstrauen gegen ihre Alliirten und Verachtung gegen ihren Feind von Anfang her ihre Mitglieder beſeelten, nur daſs die letztere ſich nachher

her in das entgegengeſetzte Extrem abänderte. Miſstrauen, Politik, Eiferſucht, Beſorgniſs habe alle ihre Schritte aufgehalten. Die beiden Hauptverbündeten opferten ihre Eiferſucht nicht auf; die Miniſter ſtellten ihren Fürſten den Zweck des Kriegs nicht aus dem rechten Geſichtspunkt einer feyerlichen Genugthuung für die Beleidigung aller Souveraine vor. Oeſtreich konnte während des ganzen Kriegs ſeinen Ehrgeiz, der hier ſo ſehr am unrechten Orte war, nicht verleugnen, und wollte eben ſo wenig mit Preuſsen offen verhandeln. Es ſcheute ſich die Schwäche, die eine Folge eines ſchweren Kriegs war, zu geſtehen, und verſprach mehr, als es halten konnte. Oeſtreich wollte ſeine Anſprüche auf Elſaſs und Lothringen geltend machen und Preuſsen, um ſeinen Nebenbuhler nicht allein wachſen zu laſſen, ſich in dem ihm nähern Polen Provinzen ſchaffen; und zu dieſen Planen, zum Verderben und zur Zerſtückelung ihres Vaterlands, bewaffnete man die Ausgewanderten und liefs ſie nachher ohne genugſame Unterſtützung. — (Man kann dem Vf., der über dies Verfahren laut klagt, ſein Mitgefühl nicht verſagen.) Im J. 1793 ward Condé und Valenciennes für Oeſtreich in Beſitz genommen: dies ſchwächte Preuſsens Intereſſe noch mehr. Darauf traten die Engländer zu und glaubten, da ſie Geld gaben, auch die Kriegsoperationen, wovon ſie nichts verſtanden, leiten zu können. So bey Dünkirchen und ſo auch 1794, da ſie Preuſsen Subſidien gaben. Mittlerweile führte Preuſsen ſeine Abſichten in Polen aus; denn jetzt verbarg man ja die politiſchen Pläne nirgends mehr. Durch halb ausgeführte Entwürfe ging Weſtflandern verloren, und nun verliefs der Kaiſer aus übereiltem Verdruſs gegen die wandelbaren Belgier auf eine faſt unerklärbare Weiſe, vielleicht um den König von Preuſsen deſto ſicherer zur Vertheidigung Hollands zu zwingen, ganz Belgien, ſelbſt die herrlichen Poſitionen bey Antwerpen, Mecheln und Maſtricht. Bey ſolchem Verfahren kann der preuſsiſche Friede nicht befremden. Alles Unglück iſt nur der falſchen Politik zuzuſchreiben, nicht den Generalen; dieſen vielmehr iſt allein noch jeder gute Erfolg zu danken, aber bey der Benutzung deſſelben hielt man ſie immer auf und unterſtützte ſie nicht. — Die nun folgende Vergleichung der franzöſiſchen Revolution mit der Reformation, wobey zugleich die Verſchiedenheit derſelben von andern neuern Revolutionen gezeigt wird, iſt für den Hauptzweck der Schrift, und alſo noch mehr unſers Auszugs, zu ſehr Nebenwerk.

II. *Gemälde der gegenwärtigen Lage der Dinge.* Europa war blühend; faſt jeder Staat dieſes Welttheils hatte durch verbeſſerte Verwaltung gewonnen. Dieſe Zeit iſt vorbey, alle Staaten leiden; und davon iſt der Grund die franzöſiſche Revolution und das Benehmen der Staaten gegen dieſe. —

Preuſsen könnten die Verbündeten keinen Vorwurf wegen des Baſler Friedens machen, da ja der einzig mögliche Zweck des Bundes ganz aufgegeben war. Höchſtens müſſe Preuſsen ſich ſelbſt das vorwerfen, daſs es die Sache der Regierungen hintangeſetzt habe. Da dieſe Macht aber mehrere ſeiner Provinzen in franzöſiſchen Händen gelaſſen habe, ſo werden wohl geheime Tractaten auf Entſchädigungen in Polen, einigen Provinzen in der Gegend von Mähren und einem Theil Deutſchlands gehen. Indeſſen ſey doch das Anſehen der ſtehenden Heere, auf welches Friedrich II die Autorität ſeines Staats baute, geſchwächt worden; und nur den Umſtänden und dem Gerechtigkeit liebenden Charakter Friedrich Wilhelms danke es die preuſsiſche Macht, daſs ſie nichts an Einfluſs verloren habe. —

Oeſtreich ſey von der Vorſehung zum Beyſpiel auserkohren. Aller ehemaligen Aufopferungen Frankreichs für Oeſtreich uneingedenk habe das Wiener Kabinet ſein altes ehrgeiziges Syſtem immer verfolgt; und bey allen Anſtrengungen gewinne es doch nichts, ſondern habe faſt ununterbrochenes Unglück. (So ſchrieb der Vf. im Frühling; wie viel ſtarker würde er ſich ſpäterhin ausgedrückt haben?) Doch habe Oeſtreich nachher ſehr edel gehandelt, daſs es nach dem Verluſt der Niederlande ſeine Heere nicht in ſeine Erblande zurückzog, ſondern das Reich, von dem es doch ſo ſchlecht unterſtützt ward, vertheidigte. Unterdeſſen hätte nur Englands Unterſtützung die Fortſetzung des Kriegs für Oeſtreich möglich gemacht. Die Urſache von allem dieſen Uebel liege in dem Miſstrauen, das zwiſchen den Regierenden und Regierten herrſche; und davon ſey die Urſache nicht allein in dem Geiſt, den die franzöſiſche Revolution verbreitet hätte, ſondern weit mehr noch darinn zu ſuchen, daſs die letzteren die eigentlichen bloſs ehrgeizigen Abſichten der Mächte für ſich und zugleich ihre Unredlichkeit und Uneinigkeit unter einander, eben ſo offenbar wie ihre Unvorſichtigkeit und ihr Unglück ſahen. Noch ſey ein Mittel übrig, das man mit Verwerfung aller politiſchen und diplomatiſchen Verdrehungen wählen müſſe: eine *offne*, *freye* und edle Erklärung an die Unterthanen und an das Reich, daſs man alle ehrgeizigen Plane aufgebe, und nur ſolche Abſichten verfolgen wolle, die ſich öffentlich ſagen laſſen, ſie mögen nachher auf Krieg oder Frieden gehen. Alsdann werde es an kräftiger Unterſtützung nicht fehlen.

Das *Reich*, welches in Frankreich als Monarchie eine ſichere Garantie ſeiner Verfaſſung hatte, kann von Frankreich als Republik nicht daſſelbe erwarten. Die Abſicht derſelben geht bey den Eroberungen gegen Deutſchland nicht auf den Beſitz weniger Provinzen, ſondern auf die Zerrüttung des deutſchen Staatskörpers. Nur wenn Frankreich ein ſolches Land, das in innrer Schwäche und Unordnung iſt, vor ſich liegen hat; iſt es ſelbſt vor allen Schlägen andrer Mächte ſicher. Und falls Frankreichs jetzige Regierung auch dieſe Plane nicht hätte; wie will man Frieden machen, wie will man im Frieden alle die Furchen, die gelitten haben, entſchädigen? wie will man den Frieden ſichern? Sollte man nun auch die Garantie Frankreichs bey der Macht Preuſsens für überflüſsig halten; wie wenig iſt Deutſchland ſicher, daſs nicht die Rivalität Preuſsens und Oeſtreichs ſich einſt in eine Vereinigung zum Untergange Deutſchlands umgeſtalte?

Digitized by Google

Die

Die Urſachen, warum die *Schweitz* der Coalition nicht beygetreten iſt, und wenn ſie klug handelt, nicht beytreten kann, zumal da man den einzigen Zeitpunkt, da man ſie dazu hätte bringen können, vorüber lieſs, ſind recht gut entwickelt.

„Der Zar Peter hat *Rufsland* mit Europa vereinigt. „Vielleicht hat man nach ihm der Möglichkeit nachge„dacht, einſt Europa mit Rufsland zu vereinigen.“ Wenigſtens drückt es mit ſeiner Laſt ſchon ſo auf die andern Staaten, dafs es ſie leicht erdrücken könne. Darüber müſſe man Erfolg und Gegenmittel vom Schickſal erwarten (?), jetzt müſſe man das Gute nützen, was ein Bündniſs mit Rufsland ſchaffen könne. Das Petersburger Kabinet habe in ſeiner ruhigen Entfernung ſich die richtigſte Anſicht von der Revolution gebildet, aber zur Hemmung derſelben nichts ernſtlich unternommen. Davon liege denn die Urſache in ſeinem nächſten Intereſſe. Da einmal die falſche Politik die Theilung Polens, durch die Rufsland dem Herzen von Europa näher gerückt ſey, ſo weit bewirkt habe, dafs nun die theilenden Staaten einander unmittelbar berühren; ſo ſey auch die Zeit ihres Zwiſts unter einander nicht weit entfernt, und Rufsland habe vielleicht die beiden andern zur Coalition gebracht, um ſich in Polen leichter feſtzuſetzen, könne ihnen aber unmöglich Eroberungen und Erfolge im Weſten wünſchen, wodurch ſie gegen Rufsland ſelbſt mächtiger würden. Jetzt nütze Rufsland nur durch ſein Anſehen gegen die Türkey, die es von der Ausführung der franzöſiſchen Abſichten abhalte. Da indeſſen der Strom der Revolution auch über die da zwiſchen liegenden Reiche Rufsland erreichen könne, ſo ſollte es gegenwärtig mehr thun.

Die Darſtellung von Begebenheiten, die der letzten Theilung Polens vorhergingen, übergehen wir und mögen auch darinn ein paar kleine Schiefheiten nicht rügen, weil ſie zum Zweck des Buchs nicht unmittelbar gehören. Dafs Oeſtreich in der vorletzten Theilung nichts bekam, ſey begreiflich, da es in Elſafs und Lothringen ſeine Entſchädigung feſt zu beſitzen glaubte, und Preufsen bekam auch weniger als Rufsland, weil es noch in Weſten eine Zugabe erwartete. Bey der letzten Theilung bekam Oeſtreich, das ſo ſehr noch in Oſten beſchäfftigt war, nur wenig; Preufsen ein ſehr beträchtliches, ihm ſehr vortheilhaftes, Land, weil es zu Baſel Friede geſchloſſen hatte und mehreres Gewicht ſeinem Verfahren geben konnte; Rufsland aber bey weitem die gröfste und wichtigſte, ja auch die ſicherſte Beſitzung, weil die Bewohner durch Sprache, Sitten und Volkerſtamm natürlich ſchon mit Rufsland verbunden waren. Doch ſey darum die polniſche Nation noch immer nicht vernichtet.

Schweden und *Dänemark* ſahen den Plan der Coalition durch und hatten Recht, ihre Neutralität ſtrenge zu halten, zu der ſie auch andre Umſtände noch zwangen.

Spanien habe aus Bewufstſeyn ſeiner geringen Hülfsmittel und wegen der Eiferſucht gegen England mit Frankreich Friede geſchloſſen. Es könne auch gegen England ſeine ungeheuern Beſitzungen in Amerika gar nicht erhalten, wenn Frankreich keine Marine mehr habe.

Portugall habe, wie Schweden und Dänemark, ſich neutral gehalten und unter Englands Schutz von den Trümmern des franzöſiſchen Handels ſich bereichert.

Für das durch die vielen ſich durchkreuzenden Anſprüche darauf an den Wunſch einer Veränderung gewöhnte *Italien* ſey der Geiſt der franzöſiſchen Armeen noch gefährlicher als ihre Gewalt. — Die einzelnen Staaten Italiens ſind mit wenigen Zügen zum Theil treffend charakteriſirt; aber wir übergehen dies wie einige Hoffnungen, die ja jetzt ganz vereitelt ſind.

Holland mufste bey aller alten Reputation ſchwach ſeyn, weil es kein Zutrauen zu ſeiner rechtmäſsigen Regierung hatte. Die republikaniſchen Formen paſsten für die kalten Holländer noch weniger als für die enthuſiaſtiſchen Franzoſen, und daher haben jene, da ſie dieſe kennen gelernt haben, ſchon Abneigung genug gegen ſie gefaſst. Jetzt ſeyen drey Partheyen in Holland: die oraniſche, die Patrioten von 1785 und die neuern Bataver, welche den franzöſiſchen Demagogen nachäfften, ohne ihre Geſchicklichkeit zu beſitzen. Die beiden erſtern ſeyen der letztern abgeneigt genug; aber ſie hätten den Fehler begangen, ſich nicht gegen ſie zu vereinigen. Indeſſen liebe man in Holland mehr die Ruhe als das Vaterland, mehr die Reichthümer als die Ehre, und ſeufze daher nach Ordnung. Das werde hoffentlich eine Vereinigung aller andern Partheyen gegen die Revolutionsliebhaber zu Stande bringen. Nur müſſe man dem übrigen Europa die verdiente Ehre erweiſen, nichts mehr von demſelben zu erwarten.

England, das über die Meere unumſchränkt gebiete, ſpiele ein ſehr hohes Spiel. Es wolle Europa von allen übrigen Welttheilen iſoliren und über Europens ganzen Handel herrſchen. Nur auf dieſen ſelbſtſüchtigen Zweck gehen alle ſeine Bemühungen. Frankreichs Marine habe es vernichtet, und damit dieſe ſich nicht wieder erhebe, und überhaupt die Regierung nicht Feſtigkeit erhalte, unterſtütze England die Vendee, die Chouans und alle innern Unruhen. Eben darum aber ſeyen dieſe Unterſtützungen auch nur gering und ſchwach geweſen. Nur für ſein eignes Intereſſe und um für ſich zu gewinnen, habe es einen Aufwand gemacht, der alle Gränzen überſchritte. Nun ſtocke freylich der Handel von Amſterdam und Oſtende; die Handlung von Bordeaux, Nantes und Havre ſey vernichtet. Die holländiſchen Colonien habe England genommen; in der Halbinſel von Oſtindien beſitze es alle europäiſchen Comptoire. So könne es denn das Commerz von beiden Indien in ſeine Häfen ziehen. Es habe zwar Intereſſe, einen ruhigen Staat und alſo eine Monarchie in Frankreich entſtehen zu ſehen; aber darum eben keine blühende. Deshalb müſſe dies Land, nach dem Plane des engliſchen Kabinets, erſt ganz entkraftet und erſchöpft werden,

ehe man die Ordnung durch kräftige Maafsregeln herstellt. Nach diesen Maximen habe es auch die königliche Familie untergehen lassen. Und jetzt dürfe man auf keine Aufopferung von Seiten Englands hoffen, die andern Staaten Frieden verschaffen könnte. *Es werde diesen Sommer das deutsche Reich gegen die Antillen und gegen Batavia aufs Spiel setzen.* Diese Diversion auf dem festen Lande sey ihm noch zu wichtig. „Wenn die Umstände in sechs Monaten den Kaiser „zwingen, einen noch härtern Frieden zu schliefsen, „als er ihn jetzt schliefsen würde, so wird das Cabi„net zu St. James einen Theil von dem erreicht haben, „was es begehrt: die Finanzen Frankreichs werden „noch tiefer gesunken seyn; die Anstrengungen für „den Landkrieg werden die, welche man für den See„krieg hätte machen können, aufgehalten haben; und „dann wird es den Vortheil haben, sich von der Coa„lition verlassen zu sehen; folglich auch den, nichts „mehr für sie zu zahlen. Alsdann wird es aufhören, „seine Augen auf das feste Land zu richten, seine Auf„merksamkeit zu theilen, Subsidien zu zahlen, sich „für lästige Anleihen zu verbürgen, und wird sich „ganz auf denjenigen Krieg werfen, den es allein „wünscht. Es wird die französische Seemacht ganz zu „Grunde richten, thätig genug sorgen, dafs sich Frank„reich weder als Monarchie noch als Republik wieder „erholen könne; wenn es möglich ist, wird es Spa„nien herausfodern, Holland sich selbst zu Grunde „richten lassen, und zuletzt nicht blofs Königin der „Meere, was es schon ist, sondern selbst vielleicht die „einzige Bewohnerin des Oceans bleiben." Zum Schlufs sind nun noch die übeln Folgen dieses Plans, selbst wenn er den erwünschten Erfolg ganz hätte, für England in der Zukunft wegen des gänzlichen Ruins von Frankreich und Europa entwickelt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Betrachtungen eines Christen in den Morgen- und Abendstunden, nebst erbaulichen Gebeten auf alle Tage der Woche.* 1796. X u. 157 S. 8. (8 gr.)

„Kein Vortheil ist in den Werken des Geistes gröfser, als die Uebung desselben durch ein vernünftiges Christenthum." — Mit diesem nicht sehr deutlichen Satze fangt das Büchelchen an. Nur noch eine kleine Probe S. 121. heifst es: Gott, mein gütiger Vater, der du mir Arbeit und Ruhe *auch den Graden nach* abgewogen hast, lafs mich dem Bilde deiner unendlichen Zufriedenheit nacheifern. Diese Kühnheit würde mich abschrecken, wenn ich nicht wüfste, dafs deine *göttliche unumschränkte und unwandelbare Ruhe durch mangelhafte menschliche Tugend nachahmend abgebildet würde* u. s. w. — Welche Ideen, welcher Zusammenhang, welche Sprache!

Als neue Auflage ist erschienen:

Wien, b. Binz u. Linz, in der akad. Buchh.: *Neuester Oesterreichischer Briefsteller*, zum Behufe aller Menschenklassen in den k. k. Staaten. Nebst einem deutsch und französischen Titulaturbuche. 2te Aufl. 1797. 275 S. 8. (12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Riga*, b. Müller: *Versuch über die Dichtkunst.* 1794. 46 S. 8. (4 gr.) — Diese wenigen, sehr weitläuftig gedruckten, Bogen enthalten kein ausführliches Lehrgedicht über die allgemeinen und besondern Regeln der Dichtkunst, sondern nur einzelne Räsonnements über einige, für den Dichter wichtige Gegenstände, über den Werth der Regeln, über Genie, Phantafe, Beurtheilungskraft, Gelehrsamkeit, Erhabenheit, wahren und falschen Witz, Deutlichkeit des Ausdrucks u. s. w. in gereimten Versen, und mehr im Ton der Satire als des ernsten Lehrgedichts. Der Vf. hat dabey nicht allein die Gedanken von *Longin*, *Horaz*, *Menzini*, *Boileau*, *Buckingham* und *Pope* benutzt, sondern auch hin und wieder Bilder von ihnen entlehnt: am meisten hat er *Popens* Manier nachgeahmt. In einigen Stellen, wo der Vf. ernst und feyerlich seyn wollte, entwischen ihm komische Züge, z. B. wenn er mitten in einer pathetischen Beschreibung von der Allgewalt des Genies S. 11. sagt: *Berge brockeln ihm*, oder, wenn es S. 13. von der Phantafie heifst, sie *kreise*. Einige satirische Ausdrücke sind gar zu niedrig, z. B. S. 6.: „*Denn Pegasus wird zum Philistergaul.*" In einigen Stellen verfallt er ins Räthselhafte, z. B. S. 7.: *Ihr die ihr die Poesie lenkt, und Schierlingskränze jedem Faun gewährt*; S. 11.: *Allein Begeisterung wird oft Raserey, und die Vernunft zerlodert ihrem Feuer*; S. 13.: *Ihr Blick ist Glut, und Nordschein ihr Gewand.* Wenn die ächte Phantafie, von der hier die Rede ist, nur den Glanz des *Nordscheins* hätte, so wäre dies ein kalter und vergänglicher Schimmer. Eben daselbst ist *kaum — kaum* unrichtig für *bald — bald* gebraucht. Als Probe will Rec. noch eine der bessern Stellen S. 28. hersetzen:

Die Sichel lüftet Chronos, Zevs den Blitz.
Quirin das Schwerd, die Muse strafe den Witz!
Drum wehe, der sie reitzet, weh dem Thoren,
Sey er, wie Midas einst, so hochgeboren,
Sie balsamirt ihn für die Nachwelt ein,
Und weihet ihn der Enkel Spöttereyn!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France à la fin de l'année 1794 et de la Situation politique des puissances de l'Europe* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir haben uns bey diesem zweyten Theil absichtlich aller Zusätze und Erinnerungen enthalten. Die Leser werden diese Behauptungen selbst leicht beurtheilen, und ihrer Ueberzeugung gemäfs bestätigen, widerlegen, oder berichtigen. Allein dafs nun noch ein neuer Aufschluss über die eigentliche Ursache aller dieser Verwirrung folge, da der Vf. selbst bisher immer die alte, falsche Politik mit einem so genauen Detail dafür angegeben, erwartet wohl niemand: und doch wird die Ursache in einem eignen Abschnitt der Welt bekannt gemacht. Die Quelle nämlich, aus der die Unzufriedenheit aller Bürgerklassen in allen Staaten, die falschen Urtheile der Cabinette über den Zustand in und aufser Frankreich, ihr Ehrgeiz und ihre Eroberungssucht, ihre übelgewählten und schwachen Maafsregeln u. s. w. fliefsen, sey in einem Bunde zu suchen, der dies alles als Mittel zu seinem Zweck brauche. Da wäre denn wieder die Schriftstellerzunft, wird man glauben, der man so gern fremde Versehen aufbürdet. Nein, das ist hier feiner und mit mehr Schlauigkeit ausgeführt. Die Schriftsteller sind nicht einmal genannt; dieser Vf. hat denn doch gemerkt, wie sehr eine solche Declamation gegen Schriftsteller in dem Munde eines Mannes, der selbst Schriftsteller ist, seiner eignen Wirksamkeit entgegen arbeite. Seine Deduction ist von einer gröfsern Höhe herab geführt. Die Könige und auch die Minister sind völlig unschuldig an allem Elend unsrer Tage. Aber die Menschen, die *allenthalben* die *zweyten Plätze* in den Staaten einnehmen, und wodurch sich diejenigen, welche die ersten bekleiden, leiten lassen; — diese sind es, die von allem dem die Schuld tragen. Sie bringen den Widerspruch in Worten und Handlungen überall hervor. Sie bewirken kräftige Angriffe auf die Regierungen von einer Seite, und lassen diese sich dann nur schwach vertheidigen; sie bewirken alle widersprechenden Stimmungen der Völker, alle sich zerstörenden Maafsregeln der Staaten; und zwar wirken sie so nicht blofs in Wien, London und Berlin, sondern auch in Paris; das Directorium im Luxemburg zittre vor ihnen. Alle diese Wirksamkeit in den verschiedensten Staaten hange immer von einem und demselben grofsen Bunde ab.

Wir gestehen gern, dafs eine solche Wendung am Ende eines Buchs, in dem auch nicht die entfernteste Hindeutung auf einen solchen Aufschluss sich findet, eine ganz eigne Befremdung in uns erregt hat. Dieser Abschnitt scheint sogar nicht zum Ganzen zu passen; er scheint selbst im Stil beynahe so abweichend zu seyn, dafs wir ihn fast für ein Einschiebsel einer fremden Hand halten möchten. Allein er mag sich herschreiben wo er wolle, so mufs er bey jedem Unbefangnen, der nur einigermaafsen die nothwendigen Folgen solcher Behauptungen erwägt, den gröfsten Unwillen erregen. Leider hat man freylich ähnliche Behauptungen schon sonst gehört; aber je mehr sie wiederholt werden, je tiefern Abscheu mufs jeder Wahrheitsliebende gegen diejenigen fühlen, die solche noch immer fort verbreiten, ohne der so oft geschehnen Auffoderung, Beweise darüber zu geben, nur irgend Genüge zu thun. Auch hier ist wieder verfahren wie immer. Im Ton eines Sehers hebt der Vf. an: *Il existe une coalition, et celle-là est bien puissante; car elle est invisible et parfaitement-unie* etc.; und dann beschreibt er die Kunstgriffe derselben so genau, als ob er ihr Innerstes kenne, und schildert sie, als ob sie mit einer Schlauheit, die alle gerühmte jesuitische weit übertreffen müfste, entworfen wären. — Aber Beweise — auch nur eine einzige bestimmte Hindeutung, die sich manche deutsche Verläumder so leicht erlaubt haben, — sucht man durchaus vergebens; und doch sollen die Glieder dieser Verbindung *allenthalben* (*partout*) die *zweyten Plätze* einnehmen. *Allenthalben* sind sie, und *nirgends* finden sich Beweise derselben? Man mufs es nur nicht für Beweise ausgeben, wenn hie und da sich ein Schriftsteller eine unbesonnene verwerfliche Aeufserung erlaubt, wenn in irgend einem Lande, z. B. in Oestreich, ein Verräther oder auch einige Verschwörer sich finden. Wer kann glauben, dafs unsre Zeiten deren keine aufzuweisen haben werden, da die Geschichte aller unruhigen Zeiten davon voll ist? Aber nicht diese Vergehen Einzelner können Beweise geben; der vorgebliche *Bund*, der *allgemeine Zusammenhang* mufs bewiesen werden. Hat man bey allen jenen Untersuchungen, und bey so manchen andern, die man hart genug anfing, aber meistens durch eine Freysprechung der Verhafteten endigte, irgend Thatsachen aufgefunden, die wirklich Spuren eines allgemeinen Bundes ergaben? Ist nicht fast jede Argumentation darüber von der Schlufskraft jenes bekannten Beweises: Ob es Illuminaten giebt, weifs ich nicht; aber es mufs ihrer wohl geben, *denn warum ginge mit uns sonst alles so krebsgangig?* Wir hoffen nicht, dafs man diesen Beweis aus der alten Geschichte der Illuminaten wird füh-

Digitized by Google

ren wollen. Zugegeben, dafs die Illuminaten alle jene Grundſätze hatten, die man ihnen zuſchrieb, (ſo zweifelhaft dies auch ſeyn mag); wo iſt bewieſen, dafs ſie ſich, trotz aller Illuminatenjagd, ſo ausgebreitet haben; wo iſt bewieſen, dafs ihr Band noch in den *letztern* Jahren beſtehe? und wie leicht müfsten bey ſolcher Ausbreitung und Allgemeinheit, als man von ihnen vorgiebt, Beweiſe davon aufzufinden ſeyn! — Wir glauben, es ſey nothwendig, ſich gegen das Phantom, das man ſo unaufhörlich den Regierungen zeigt, ſo ſtark als möglich zu erklären; denn der Schaden, den eine ſolche Vorſpiegelung ſtiften mufs, iſt ganz unabſehlich; wir geſtehen es frey, unſrer Ueberzeugung nach würde der Glaube daran, wenn er die Regierungen leitete, das allgemeine Elend auf den höchſten Gipfel treiben. Man bedenke nur, dafs nach des Vf. Ausdruck die Mitglieder dieſes Bundes *allenthalben* die *zweyten Plätze* einnehmen. Laſst dieſe Meynung bey den Regierungen (hier ſind ja, des Vf. eigner Erklärung nach, nicht einmal die monarchiſchen allein verſtanden) allgemein werden; ſo iſt alle ihre Kraft, alle ihre noch mögliche Wirkſamkeit völlig gelähmt; dieſer Glaube allein mufs nothwendig Revolutionen ſchaffen und zum Ausbruch bringen; und welcher Menſch von einigem Gefühl, einiger Einſicht und Erfahrung mufs dieſe nicht ſo innig und tief verabſcheuen, dafs er vor jedem Mittel, das dazu führen könnte, zurückbebt? Wodurch ſoll denn die Regierung ihre Aufſicht üben, als durch die Beamten der zweyten und noch tieferer Klaſſen; wodurch ihre Maafsregeln ausführen; wodurch wirken als durch dieſe? Verbreitet ein allgemeines Mifstrauen gegen ſie; ſo iſt die Regierung ohne Augen und Arme. Oder ſoll ſie alle jetzigen Beamten auf einmal entfernen, (welches doch an ſich ſchon der Vorſchlag eines Tollhäuslers ſeyn würde); woher neue nehmen? woran bey der Auswahl derſelben die Mitglieder des ſo allgemein verbreiteten Bundes von den andern unterſcheiden? — Wir kommen durch dieſe Fragen auf eine Seite dieſer Unterſuchung, die wir bey einer ſo wichtigen Sache nicht übergehen können, ſo ſchneidend und herbe ſie auch manchen Ohren klingen mag. Es iſt nicht zu begreifen, was für ein Zweck, und was für ein gemeinſchaftliches Intereſſe ſo viele Menſchen in einen ſo widerſinnigen Bund vereinigen könne, zumal wenn man noch vorausſetzt, dafs ſie in jedem Staat die *zweyten Plätze* ſchon haben. Aber es giebt eine Klaſſe von Menſchen in den meiſten Staaten, die ein leicht einzuſehendes Intereſſe an der Verbreitung jener Vorſpiegelungen nehmen können. Uns kommt dies ganze Geſchrey als eine Kriegsliſt des unwiſſendern Adels gegen die Menſchen von Einſicht in allen Ständen vor. — In ruhigen Zeiten einfacher Staatsverwaltung, wo das Schiff des Staats von ſelbſt ging, war es leichter, die Schiffsleute auch unter ſolchen zu wählen, die eben keine groſsen Talente, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erprobt hatten und anwenden konnten; und da hatte es ſo auffallend üble Folgen noch nicht, wenn man auch ein erbliches Erfoderniſs zu Aemtern ſtatt der natürlichern geltend machte. Aber jetzt, wo die Staatsverwaltung immer verwickelter geworden iſt, wo ungewöhnliche Geiſteskräfte und ſeine Thätigkeit ſo ſichtbar erfodert werden, hat man die Nothwendigkeit zu tief gefühlt, ſich nicht durch die alten Schranken in der Wahl der Beamten einengen zu laſſen. Man hat ſeit längerer Zeit, beſonders aber in den letztern Jahren, ſich durch den Stand nicht feſſeln laſſen, ſondern freyer gewählt, wie man die Menſchen brauchte. Noch jetzt verehrt Europa Adliche von groſser Bedeutung und wohlthätiger Wirkſamkeit in hohen und untergeordnetern Aemtern; aber das Heil, das ſie verbreiten, iſt keine Folge ihres Adels, ſondern ihrer perſönlichen Eigenſchaften, und neben ihnen ſtehen Männer von bürgerlicher Abkunft, die ähnliche Verdienſte ſich erworben haben. So übertrieben uns die allgemeinen Declamationen gegen den Adel ſcheinen, für ſo unſchädlich wir die Unterſcheidungszeichen des Adels, für ſo heilig wir ſeine Rechte des Eigenthums, für ſo wohlthätig (wenigſtens unter manchen Vorausſetzungen) wir ſeine Landſtandſchaft halten; ſo wenig können wir uns von den Vortheilen des ausſchlieſsenden Rechtes deſſelben zu allen oder auch nur den hohen Aemtern überzeugen. Die Gründe gegen dies letztere Vorrecht ſind zu unſern Tagen häufig, und ſelbſt von ſolchen Adlichen, welche ſich ihrer Geſchicklichkeiten und Talente bewufst waren, wiederholt worden; und Regierungen haben Maafsregeln darnach genommen. Dem Theil des Adels, der ſeiner anderweitigen Qualification zu Staatsämtern nicht ſo ſicher iſt, bleibt demnach kein andrer Weg, als die übrigen Klaſſen von einer andern Seite verdächtig zu machen; er möchte ſich gern in ein ſolches Licht ſtellen, als ob er jeder Revolution ſo entgegengeſetzt wäre, dafs bey ihm keine Mitwirkung dazu zu befürchten ſey. Er vergiſst aber dabey, dafs die Geſchichte ſelbſt der neuern Zeiten faſt an der *Spitze* einer jeden Revolution Adliche zeigt. Wir ſind weit entfernt, dieſe Beziehung auf jeden Vertheidiger der angegebnen Meynung zu verbreiten. Sie iſt in den Kopf, auf die Zunge und in die Feder manches rechtſchaffenen und wohlwollenden Mannes, auch der verſchiedenſten Stände, gekommen; und wir glauben gerne, dafs auch der Vf. dieſes Abſchnitts ein ſolcher ſey. Aber das lauteſte Geſchrey darüber führen Adliche, die ſich in Schatten geſtellt glauben, und andre, die ihnen ſchmeicheln wollen.

Braucht es denn aber, um die Phänomene unſrer Tage zu erklären, eines ſolchen *ſalto mortale* in die Regionen der Einbildungskraft? Geben denn die vom Vf. vorher oft ſo gut entwickelten Urſachen nicht Erklärung genug? Wer ſtimmt nicht in die Klagen über die Maximen der alten Politik mit ein? Welcher ruhige Beobachter findet nicht einen Hauptgrund der allgemeinen Noth in dem vom Vf. berührten, aber noch weit über ſeine Angabe wirkenden, Mifstrauen der Regierungen gegen die ihnen untergebenen Völker? Und gerade das allermeiſte vom Vf. berührte iſt ja nicht blofs von Schriftſtellern, ſondern vorzüglich, wie ſelbſt im Publicum bekannt worden, von Staatsmännern des zweyten Ranges ſo vielfach, ſo dringend, ſo ausführ-

lich

lich den Regierungen vorgestellt worden. In diesen und andern Behauptungen stimmen freylich viele Staatsmänner des zweyten Rangs zusammen, weil sie Resultate der immer mehr verbreiteten und seit langen Zeiten schon unter dem dritten Stande am meisten einheimischen allgemeinen Aufklärung sind, für deren Erhaltung und Ausbreitung es aber eben so wenig eines Bundes bedarf, als ihre Gegner sie jetzt mehr aufzuhalten hoffen können. Die Behauptungen jener Art aber werden doch nicht sogar darum ihre Natur verlieren, dafs sie durch ihren Mund gehen. Eben dadurch, dafs man den Argwohn so ins Blaue hinleitet, wo kein fester Gegenstand für die Beobachtung mehr ist, wird die Aufmerksamkeit von den Gegenständen abgelenkt, die für sie am wichtigsten seyn sollten. Kein Mifstrauen der Regierung gegen die Regierten, kein Mifstrauen der einzelnen Klassen der Staatsbürger gegen einander; dies allein ist das Hauptmittel, das uns retten kann. Seyd einig! Ohne Befolgung dieses Raths ist nirgends Heil. Aber man vergesse nicht, dafs die Regierten den Regierungen sich nur durch eine Revolution, die Regierungen aber den Regierten sich durch Reformen und durch Offenheit (Publicität) nähern können. —

III. Der letzte Abschnitt des ganzen Werks führt die Ueberschrift: *Was hat man noch zu fürchten oder zuhoffen?* — Der Hauptfaden darinn ist folgender: Sowohl der Krieg als der Frieden, wie nämlich letzterer jetzt zu machen ist, ist allen Staaten und allen Partheyen nachtheilig. Es bleibt demnach nur das noch zu berechnen übrig: welcher von beiden im Kriege begriffenen Partheyen der Krieg, und welcher der Friede mehr schädlich seyn werde? Ein allgemeiner Krieg, nach consequenten Maafsregeln, wozu sich Preufsen wieder vereinigte, müsse zum Ziel bringen; aber ein allgemeiner Friede werde es auch, vielleicht langsamer, aber doch sicher, zumal da bey der Spaltung, die Frankreich in Europa hervorgebracht habe, ein Krieg mit Kraft geführt, nicht zu erwarten sey. Der Friede würde die Blicke der Franzosen auf ihren innern Zustand leiten, und wenn auch die übrigen Staaten dabey einer noch gröfsern Einwirkung der französischen Meynungen ausgesetzt wären; so hätten sie mehr Mittel, diesen entgegen zu wirken, als die französische Regierung zur Erhaltung ihrer Autorität im Innern haben würde. Zwischen diesen beiden Auswegen habe man leider einen Mittelweg, die Anwendung halber Maafsregeln, gewählt. Nun müsse man allerdings gestehen, dafs die Lage der Sachen so verwickelt sey, dafs man kaum eine irgend annehmliche Uebereinkunft ausfinden dürfte. Wollte man allgemeinen Krieg lieber; so müfste man ja nur auf Erschöpfung der Hülfsquellen der Franzosen, und nicht auf glänzende Plane von Eroberungen denken, die allen Völkern so verhafst wären, und sie immer zum äufsersten Widerstande aufriefen; doch sey zu bedenken, dafs die französische Regierung sowohl als Armee immer zu dringende Beweggründe hätten, den Krieg mit grofser Anstrengung über den Rhein hinaus zu spielen; aber auch selbst bey dem glücklichsten Erfolg könne man die wahrscheinlichen Vorschritte der Oestreicher gegen diejenigen, welche den Franzosen gelingen könnten, kaum in Anschlag bringen. — Für den Frieden gebe indessen auch eigentlich nur die allgemeine Ermüdung und Erschöpfung Wahrscheinlichkeit; die Gährung aller Staaten von Europa läfst sich doch dadurch nicht auf einmal aufheben, so lange sich die Regierungen nicht mit ihren Völkern versöhnt haben; und das sey nicht zu hoffen, so lange Frankreich Republik sey, obgleich die Greuel des Sansculottismus der Revolution schon viel Anhänger entzogen hätten. Das meiste indessen würden immer gute Staatsverwaltungen thun. Man müsse ja künftig jeden Krieg so sehr als möglich meiden, und keinen ohne die nöthigen Hülfsmittel anfangen. Deutschlands Fürsten müfsten sich alle vereinigen; dann würden sie Gewicht haben, und gegen Unterdrückung und Theilung wirken können. Immer bliebe jetzt für den Kaiser, Preufsen und das deutsche Reich nichts übrig, als ein Friede, durch Bewaffnung aufrecht erhalten; aber ein allgemeiner, öffentlich angetragen, so dafs sich die Regierung in Frankreich ihm nicht ohne Unwillen des Volks entziehen könne. Die Royalisten müfsten, wie alle Partheyen, ihre besondern Systeme aufgeben und nur erst Ruhe herbeyführen. Diese würde von allen gewünscht, und nachher möge die That zeigen, dafs nur das Königthum die Ruhe sichre. Zu dem allen müsse man die öffentlichen Blätter nützen, die Schriftsteller unterstützen, und dadurch die öffentliche Meynung bearbeiten. Auf jeden Fall sey freylich der Wunsch nach der besten Verfassung natürlich; allein für jetzt sey es höchst dringend, „nur auf irgend eine Regierung zurückzukommen, um der militärischen Alleinherrschaft der Armeen, dem Föderalism der Departementer, und endlich dem bürgerlichen Kriege zu entgehen, der so vieles Unglück, vielleicht noch auf zwanzig Jahre, verlängern könnte."

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Schwickert. *Die Altenburger.* (Eine) Geistergeschichte aus dem eilften Jahrhundert(e). 1795. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Leo: *Die zwölf schlafenden Jungfrauen.* Eine Geistergeschichte von *Christ. Heinrich Spiefs.* Erster Theil. 1795. 528 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. nennt seinen Roman eine Geistergeschichte, blofs weil er zur Abwechslung mit einer Geistererscheinung auftritt. Seine Schrift ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine ganz gewöhnliche Rittergeschichte, voll Humpengeklirre, Schwerdtgetöse und Dirnengelispel, worinn die Menschen wie die Kohlstrünke niedergehauen werden.

Der Vf. von Nr. 2. meynt es mit den Geistern ernstlicher, und da ihm die Sprache bey weitem mehr, als andern seines Gleichen zu Gebote steht, so mögen die

alten Rittergeschichten nur immer einer neuen Epoche entgegen sehen; denn an Nachahmern soll es gewifs nicht fehlen. Bey alle dem bleibt es aber doch immer eine sehr mifsliche Sache, Götter und Teufel zu verkörpern, welches der leidige Satan beweisen mag, den der Vf. zuweilen sehr läppische Dinge sagen läfst. Diesem höllischen Schadenfroh nämlich hatte der Edle von Hundweil alle seine Töchter versprochen, die nach einer zwiefach verlaufenen Frist nur mit grofser Mühe von ihrem Heiligen noch gerettet werden können. Wie dieser Heilige die unschuldigen Jungfrauen beschützt, findet man auf einem wohlgerathenen Blatte vom Kupferstecher *Haas* vorgestellt, der zugleich auch die Titelvignette in einer guten Manier gestochen hat.

Weimar, b. Hoffmann: *Kabinetstücke*, von *Gustav Honig*. Erstes Bändchen, enthaltend Grigri. (Auch unter dem Titel:) *Grigri*, eine Arabeske, nach einem französischen Meister copirt, von *Gustav Honig*. 1795. 222 S. 8. (21 gr.)

Dafs es dem Vf., (der seinen Lesern in der Vorrede sagt, dafs er Künstler sey, in Italien lebe, und noch nicht über 22 Jahre zähle,) weder an Geist und Witz, noch an lebhafter Einbildungskraft gebreche, das wird ihm jeder zugestehn, der nur ein Blatt vom Grigri zur Probe gelesen hat. Der Vf. hat sich einen Stoff gewählt, dem er gewachsen war, und ihn so behandelt, dafs man sich an der Kunst versündigen würde, wenn man seine Arabesken-Mahlereyen für das Werk eines gemeinen Künstlers ausgeben wollte. Seine Farben sind frisch und überaus wohlgewählt, und seiner Zeichnung fehlt es nirgends an Kühnheit und genialischem Ausdrucke so wenig wie an geschmackvoller Ausführung. Schade nur, dafs der Vf. sich solche Künstlerfreyheiten genommen hat, dafs man es ihm kaum verzeihen darf, so viel ins Nackte gemahlt zu haben. Rec. sucht fürwahr keine Ehre darinn, für einen Bruder des gelben Smelfungus gehalten zu werden; aber so wie er den Grigri gefunden hat, würde er grofses Bedenken tragen, ein solches Kabinetstück irgend einem seiner Freunde und Bekannten zum Aufhängen in der Schlafkammer zu empfehlen. Jeder feine Leser mufs erröthen, wenn er bey gewissen Scenen der Fee Cykloide und ihrer Liebhaber zum Zeugen gerufen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Defenne: *Notice succincte des objets de sculpture et architecture, reunis au Depot provisoire national*, rue des petits Augustins. Par *Alexandre Lenoir*, garde du dit Depot. 1793. 28 S. 8. — Durch ein Decret des Nat. Conv. wurde noch am 18ten Octob. 1792. eine besondre Commission unter dem Namen einer *Commission de Monumens* errichtet, die für die Erhaltung und Aufbewahrung der öffentlichen Denkmäler und andrer Kunstwerke sorgen sollte; die Mitglieder dieser Commission waren theils Gelehrte, theils verdiente Künstler, und der Präsident, der alle 2 Monate erneuert wurde, jedesmal eines der Mitglieder des *Comité d'instruction publique*. Die Errichtung dieser Commission erfolgte freylich etwas spat, denn eine nicht unbeträchtliche Menge öffentlicher Denkmaler, wie z. B. die Bildsäule Heinrich IV auf dem *Pont neuf*, u. m. a., waren bereits lange zuvor durch den Pöbel zernichtet worden; und wahrscheinlicher Weise würde sich dieser Zerstörungsgeist noch länger erhalten haben, wenn man selbigem nicht eine andre Richtung zu geben gesucht hätte. Die erste Bemühung der *Commission de Monumens* bestand darinn, die ihrer Aufsicht anvertrauten Gegenstände gegen künftige Angriffe der Revolutions-Iconoklasten zu sichern, und wenn es die Form und die Entlegenheit des Orts erlaubte, nach Paris an einen besondern Ort in Verwahrung bringen zu lassen. Durch diese Veranstaltung entstanden in Paris mehrere *Depots*, deren jedes einen besondern Aufseher oder *Conservateur* erhielt, dem aufser der Aufsicht zugleich die Verfertigung eines Verzeichnisses der im Depot versammelten Stücke übertragen wurde. Ein solches Verzeichnifs ist das hier vor uns liegende; es enthält unter 256 Numern eine zwar kurze, aber doch hinlänglich bestimmte Beschreibung von vielen merkwürdigen Kunstwerken, gröfstentheils aus den Pariser Kirchen, Klöstern und einigen Häusern und Gärten, die Emigranten genommen wurden; sie bestehen in Grabmälern, Bildsäulen, Büsten, Inschriften und mancherley architektonischen Verzierungen. Dafs nicht alle von gleichem Werth sind, läfst sich leicht begreifen. Viele, die von Seiten der Kunst sich nicht auszeichnen, verdienten doch als historische Denkmäler aufbewahrt zu werden, und in diesem Betracht mufs man des Vf. Genauigkeit loben, der bey jedem nur einigermafsen merkwürdigen Gegenstand den Ort, wo selbiger ehemals war aufbewahret worden, angezeigt, und zugleich manchen kleinen nicht allgemein bekannten historischen Umstand mit beygebracht hat. Das berühmte Mausoleum des Card. v. Richelieu, ein Meisterstuck Girardon's, aus der Kirche der Sorbonne findet sich unter Nr. 131. dieses Verzeichnisses aufgeführt. Der Vf. rettete selbiges noch zur rechten Zeit aus den Händen des muthwilligen Pöbels, der mit dessen Verstümmelung bereits den Anfang gemacht hatte. Unter Nr. 98. und 101. finden sich zwey vortreffliche Bildsäulen von Mich. Angelo, die für das Grabmal des Pabsts Julius II bestimmt waren; es sind zwey Sklaven aus cararischem Marmor 6½ Fufs hoch, der Kopf des einen ist noch nicht völlig ausgearbeitet. Robert Strozzi schenkte diese Bildsäulen an Franz I; von diesem erhielt sie der berühmte Connetabel v. Montmorency, der sie lange Zeit auf seinem Schlosse zu *Econbon* verwahrte; zuletzt kamen sie an die Familie Richelieu. Der Vf. fand sie in dem Garten des verstorbenen Herz. von Richelieu, aus selbigem liefs er sie mit verschiednen andern antiken und modernen Kunstwerken in sein Depot bringen. Für die Kunstgeschichte Frankreichs liefert dieses Verzeichnifs eine Menge schätzbarer Nachrichten, die ein Schriftsteller, der dieses Fach dereinst wird bearbeiten wollen, mit Nutzen gebrauchen wird. Der beträchtliche Zuwachs, den dieses Depot in den letzten zwey Jahren erhalten hat, setzte den Vf. in den Stand, ein ausführliches chronologisches Verzeichnifs der seiner Aufsicht anvertrauten Kunstwerke zu entwerfen, dessen Vollendung bey den bekannten Talenten des Vf. den Liebhabern der Kunst ein sehr angenehmes Geschenk seyn wird. Der Vf. beklagt mit Recht den Verlust manches vortrefflichen Kunstproducts, und er drückt sich darüber mit einer zur Zeit des Revolutionsgouvernements ungewöhnlichen Freymüthigkeit aus; S. 15. heifst es: „*Le depot a perdu beaucoup d'objets en peinture et sculpture, qui ont été victimes de la barbarie et de la mechanceté, qui, sous des pretextes vains et specieux, sont disparoître et aneantissent des morceaux qui transmettoient à l'immortalité les talens de leurs auteurs, et la celebrité des artistes français.*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. September 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STOCKHOLM, b. Cronland: *Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag-utgifne af Jac. Albr. Flintberg.* 1794. 651 S. gr. 4.

GREIFSWALD, b. Röse: *Schwedisches Seerecht* mit Anmerkungen, welche die neuen dahin einschlagenden Verordnungen enthalten, nebst einer Nachweisung über die Obliegenheiten der schwedischen Consuln und die ihnen gebührenden Consulatabgaben; aus dem Schwedischen des Hn. *J. A. Flintberg*, Advocatfiskal beym Königl. Commerzcollegium in Stockholm, mit einer Vorrede von D. *E. F. Hagemeister.* 1796. XXVI u. 431 S. 4.

Wir nehmen hier Original und Uebersetzung zusammen, die sich doch, wie schon aus der verschiedenen Bogenzahl erhellet, nicht völlig gleich sind. Das eigentliche schwedische Seerecht trat schon 1667 ans Licht, nachdem es den 12 Jul. eben des Jahrs, während der vormundschaftlichen Regierung K. Carl XI publicirt war, und drey Jahr darauf erschien davon zu Wismar eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: *Der Reiche Schweden Seerecht*, wie es 1667 verordnet worden, auf 15 Bog. in 4., die aber manche unverständliche Stellen und andere Mängel hatte. Inzwischen liefs es Prof. *Dahnert* in dem III Bande der *Sammlung pommerscher und rügischer Landesurkunden* in Fol. von S. 476 bis 521 unverändert abdrucken. In diesem Seerecht war sowohl das alte Wisbysche Seerecht zum Grunde gelegt, als auch die Seerechte anderer Völker zu Rathe gezogen worden. Bey der besondern Aufmerksamkeit aber, die man in Schweden seit der Mitte dieses Jahrhunderts auf den Seehandel von allen Seiten wandte, fand man bald, dafs manche Verfügungen jenes Gesetzes bey veränderten Umständen nicht mehr anwendbar, noch für den Zweck, wozu man sie bestimmt hatte, zureichend waren. Daher wurden seit der Zeit eine grofse Menge ganz neue auf Seehandel und Seefahrt sich beziehende Zusätze und Verordnungen gemacht, von denen in dem Seerecht von 1667 noch nichts vorkam, noch vorkommen konnte. Durch diese vielen einzelnen theils vom Könige selbst, theils von den Königl. Collegien erlassenen Verordnungen, sind mehrere Stellen des schwedischen Seerechts erläutert, vollständiger und genauer bestimmt, und den gegenwärtigen Umständen, so wie der jetzigen Lage des Seehandels gemäfs eingerichtet worden. Alle diese einzelnen Verordnungen hat Hr. *Flintberg*, der sich schon auf mehrere Art um die schwedischen Rechte und Verfassungen verdient gemacht hat, gesammelt, solche in einen kurzen Auszug gebracht und geordnet, und diesen hier einem jedem Kapitel und Paragraphen des wieder neu abgedruckten Seerechts selbst beygefügt, so dafs man also jetzt immer alles, was zu jeder Materie gehört, und darüber verordnet ist, an einem Ort beysammen findet, und die Flintbergische Arbeit zugleich als einen Commentar über das schwedische Seerecht ansehen kann. Das letztere ist nun in 8 Abtheilungen (schwedisch *Balkar* genannt) vertheilt, nämlich *Skipmanna-Balk*, die Abth. von den zum Schiff gehörigen Leuten; *Skiplego-Balk*, von der Schiffsfracht; *Redare-Balk*, von der Rhederey, *Bodmeri-Balk*, von der Bodmerey; *Sjöskade-Balk*, von den Seeschäden; *Försakrings-Balk* von den Assecuranzen; *Admiralsskaps-Balk*, von der Admiralschaft; *Skipmäla-Balk* von den Gerichten und rechtlichen Verfahren bey Seesachen. Diesen 8 Abtheilungen ist ein Anhang von den Pflichten der an fremden Orten befindlichen Consuln, nach ihrer Instruction, nebst den ihnen gebührenden Consulatabgaben beygefügt. Die Städte und Länder, wo sich schwedische Consuln aufhalten, sind darinn nach dem Alphabete aufzusuchen. Auf die besondern Verordnungen des schwedischen Seerechts selbst, können wir uns hier nicht näher einlassen. Die Arbeit des Hn. *Fl.* wird allen denjenigen sowohl, welche Seerechte überhaupt studieren, als auch denen besonders, die mit Schweden zur See in Handelsverkehr stehen, von Nutzen seyn.

Auf letztere, scheint der deutsche Uebersetzer dieses Buchs hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet zu haben. Daher kommt dann auch wohl der Unterschied, dafs in der Uebersetzung der ganze Flintbergische lange Commentar über die achte Abtheilung von dem rechtlichen Verfahren bey Seesachen, welcher im Original von S 327 bis 512 geht, weggeblieben ist, nur dafs einige Zusätze und Verbesserungen dem auch hier vorangeschickten gut und besser als in der Wismarschen Ausgabe übersetzten Text des Seerechts selbst eingeschaltet sind. Dadurch ist die Uebersetzung um ein Drittel weniger stark als das Original geworden. Auch ist es wahr, dafs aufserhalb Schweden kein grofser praktischer Nutzen davon erwartet werden dürfte, da freylich, wer in Schweden in Seerechtssachen Processe zu führen hat, sich dort eines des Processes kundigen Mannes bedienen mufs. Allein für die Theorie der Seerechte überhaupt, würde doch auch der Commentar über diese Abtheilung nicht ganz unnütz gewesen seyn.

Rec. mufs noch der Vorrede des Hn. *Hagemeister* besonders erwähnen. Es ist kein ganz unbekanntes und bisweilen schädliches Vorurtheil in Schweden so-

wohl als in Deutschland und wohl gar bey einigen in Pommern selbst, dass die schwedischen Gesetze auch Schwedens deutsche Provinzen verbänden, und also auch das schwedische Seerecht in Pommern gelten müsse. Hievon zeigt Hr. *H.* in dieser Vorrede über den Gebrauch des schwedischen Seerechtes in schwedischen Pommern sehr deutlich das Gegentheil. Pommern ist, der an die Krone Schweden geschehenen Abtretung ungeachtet, ein zum deutschen Reich gehöriges Land geblieben, das nicht nach schwedischen Gesetzen regiert wird, sondern seine davon ganz verschiedene Verfassung und Einrichtung hat, nach welcher nur diejenigen Vorschriften wahre gesetzliche Kraft haben, und als wirkliche Pommersche Landesgesetze anzusehen sind, die, nachdem sie mit den pommerschen Landständen von Ritterschaft und Städten, überlegt und abgehandelt worden, im Lande von der Königl. Regierung publicirt werden. Also kann auch das schwedische Seerecht nicht in Pommern, nicht einmal als ein Hülfsrecht gelten. Daher dann auch nicht nur pommersche Rechtsgelehrte dem schwedischen Seerecht keine Anwendung in dieser Provinz bey Entscheidung streitiger Rechtssachen zugestanden haben, und der berühmte *H. K. Engelbrecht* auch seine anfangs in *Delineatione Status Pomeraniae Suethicae* S. 95 dafür geäusserte Meynung schon in eben dem Buch, S. 222 wieder zurücknahm; sondern auch das pommersche Hofgericht dasselbe bey seinen Entscheidungen, der Behauptung der einen oder andern Parthey ungeachtet, so wenig zum Grunde gelegt hat, dass selbst da, wo Untergerichte darnach gesprochen haben, diese Anwendung ausdrücklich gemissbilliget ist. Wenn aber gleich das schwedische Seerecht in so ferne keinen praktischen Nutzen in Pommern hat; so kann es doch einen theoretischen Nutzen haben und dessen Kenntniss nebst den dahin einschlagenden Verfügungen kann besonders für pommersche Einwohner, die zur See nach Pommern Handlung treiben, und in Schweden selbst darüber in Processe verwickelt werden können, nützlich seyn. Und da das schwedische Seerecht nebst dem Lübeckschen und Hanseatischen aus einer Quelle, nämlich dem Wisbyschen fliesst; so kann es auch nicht fehlen, dass nicht zwischen dem schwedischen, lübeckschen und hanseatischen Seerecht mancherley Uebereinstimmungen eintreten sollten, und dass nicht die Kenntniss des einen, in allen Gegenden wo lübeckisches und hanseatisches Seerecht gilt, zum bessern Verständniss des andern, so wie die Vergleichung einzelner Artikel unter einander bey streitigen Stellen zur Erklärung derselben dienen solle. Auch dies bestätiget den Nutzen einer guten und getreuen Uebersetzung des schwedischen Seerechts.

Halle, b. Renger: *R. F. Terlinden* Kön. Preuss. Regierungs- Assistenzraths und Grosrichters in Soest, auch Mitgliedes der Westphälischen patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Oekonomie und aller nützlichen Künste und Gewerbe, *Versuch einer praktischen Anleitung zum Dekretiren und Expediren in unstreitigen Rechtsgeschäften für angehende Decernenten und Gerichtsactuarien bey den Untergerichten nach den Grundsätzen der neuern preussischen Gesetze.* Der Anleitung zum Dekretiren und Expediren *Dritter Theil.* 1795. 484 S. 8. Das angehängte Formularbuch. 284 S. 8. (2 Rthlr.)

Zu den *unstreitigen Rechtsgeschäften*, sagt der Vf. S. 1. 2., welche einen Gegenstand richterlicher Verfügungen ausmachen, rechne ich nicht nur die Geschäfte der eigentlichen willkürlichen Gerichtsbarkeit, sondern alle Handlungen, welche die Besorgung streitiger Angelegenheiten nicht unmittelbar angehen, wohl aber zu dem Umfang des richterlichen Amts und dessen Verwaltung gehören, einen Einfluss in das Wohl der Unterthanen, und auf die Vorsorge für die Sicherheit ihres Vermögens haben, oder auf die Erhaltung der Gerechtsame des Landesherrn abzwecken. *Die Rechtsgeschäfte der willkürlichen Gerichtsbarkeit* und die darauf abzweckenden Verfügungen sind von einem ausgebreiteten Umfange und haben die Beglaubigung, Vollziehung, oder Bestätigung derjenigen Geschäfte, die entweder auf Verlangen der Interessenten, oder auf Erfordern der Gesetze, oder auf Befehl, oder auf Ansuchen eines andern Gerichts, unter richterlicher Mitwirkung vollzogen werden müssen, zum Vorwurf. Einige betreffen nun also Handlungen und Rechtsangelegenheiten, bey welchen es auf eine blosse Beglaubigung ankommt; andere betreffen aber Handlungen, welche zwar an sich keinen Rechtsstreit zum Gegenstand haben, dennoch aber vor ihrer Vollziehung eine richterliche Untersuchung erfodern. Ihre Mannichfaltigkeit, so weit sie hieher gehören, lässt sich auf zwey Gattungen zurückführen, in so ferne sie blos allgemeine, oder besondere sind. Zu den ersteren kann man diejenigen rechnen, welche zu einer besonderen Lehre der theoretischen Rechtsgelahrtheit nicht gehören; und zu den letzteren, welche dazu gehören. Diese auf die besondern Rechtsgeschäfte der willkürlichen Gerichtsbarkeit abzweckenden Verfügungen gehen Theils auf solche Rechtsgeschäfte, welche die Erbfolge, deren Bestimmung für die Zukunft, deren Erlangung und Versicherung nicht betreffen; theils auf solche, welche die Erbfolge betreffen. *Die übrigen unstreitigen Rechtsgeschäfte* und dahin abzielenden Verfügungen setzen aber gewisse allgemeine Einrichtungen im Staat und eine gewisse den Gerichten obliegende fortdauernde Oberaufsicht und Direction voraus, welche auf das Wohl des Staats und seiner Bürger abzweckt. Die dabey vorkommenden einzelnen Verfügungen bey den Untergerichten, welche, je nachdem der Umfang derselben Gerichtsbarkeit weitläufig, oder eingeschränkt ist, hieher gehören, bestimmen nun bald die Ordnung im Kirchen-, Schul- und Armenwesen; bald die Erhaltung und Sicherstellung des Vermögens der Unterthanen, das Vormundschaftswesen, das Hypothekenwesen, das Depositalwesen, Lehnswesen; bald die zweckmässige Verwaltung der Geschäfte bey den Untergerichten; bald die Aufsicht und Besorgung der Gerechtsame des Landesherrn. — Gleich beym ersten Anblick dieser kurzen Uebersicht, aus welcher unsere Leser nun schon abnehmen können, was sie in diesem

Lande

Bande suchen dürfen, erkennt man Nettelbladt's Schüler, der fast bis in das unendliche Abtheilungen auf Abtheilungen häuft, und durch dieses verunglückte Streben nach Deutlichkeit und Vollständigkeit dunkel, und dem Leser lästig wird. Eben so fehlt es auch oft den gegebenen Begriffen an der gehörigen Klarheit; der Vf. verwickelt sich gewöhnlich in einen Schwall von Worten, in dem man den wahren Sinn nur mühsam erforscht. Dass die gelieferten Muster in einem eigenen Anhange der Reihe nach unmittelbar auf einander folgen, und nicht sogleich in den einzelnen Abschnitten an den gehörigen Orten eingerückt worden sind, ist auch bey dem Gebrauche des Werkes beschwerlich, indem man nun beständig, um Vergleichungen anstellen zu können, hin und her blättern muss. — Dessen ungeachtet aber ist Rec. weit entfernt, dem Buche seine Brauchbarkeit abzusprechen; vielmehr sieht er es als ein schätzbares Geschenk an, für das alle Geschäftsmänner in den preussischen Staaten dem Vf. vielen Dank schuldig sind. Die neueste preussische Gesetzgebung ist dabey mit aller Sorgfalt benutzt; die bey den einzelnen Geschäften gegebenen Regeln zum zweckmäfsigen Dekretiren und Expediren sind mit der gröfsten Genauigkeit abgefasst, und zugleich so erschöpfend, dass man bey ihrer Befolgung gewifs nicht Gefahr läuft, einen wesentlichen Punkt aufser Acht zu lassen; die gelieferten Formulare endlich können in Hinsicht auf Materie sowohl, als auf Form als Muster mit vollem Rechte empfohlen werden. — Da jedoch die jüngsten preussischen Gesetze grade über die hier behandelten Gegenstände so sehr viele eigene, von den gemeinrechtlichen Anordnungen abweichende Bestimmungen enthalten, und der Vf. dabey die besondern Einrichtungen in den preussischen Staaten sowohl überhaupt, als in Ansehung der Gerichte insbesondere stets vor Augen gehabt hat; so wird wohl, ohne unser Erinnern, jeder Leser von selbst einsehen, dass dieses Werk aufserhalb der preussischen Staaten wenig, oder eigentlich gar nicht brauchbar seyn kann.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Die Richter.* Schauspiel in fünf Aufzügen. 1796. 150 S. gr. 8. (8 gr.)

Dies ist eins von den Schauspielen, welche aus den Brosamen, die von der Herren Tische fallen, zusammengeknätet sind. Seit *Kabale und Liebe* werden die argen Bösewichter immer zu Präsidenten erhoben, und hier führt ebenfalls einer, nicht so wohl von der schwärzesten als vielmehr von der niederträchtigsten Klasse, das Präsidium. Er leiht auf Pfänder, sticht mit einer Putzmacherin durch, und sucht durch diese und den Kammerdiener des Fürsten, dem letzten seine Tochter zur Mätresse aufzudringen. Er ist dumm genug, oder vielmehr der Verfasser konnte ihn nicht klüger gebrauchen, dem Kammerdiener eine schriftliche Versicherung des Lohnes seiner Dienste zuzuschicken, welche die Putzmacherin auf der Strafse verliert. Ein ehrlicher Jude, eine so genaue Copie von Iflands Baruch in dem Schauspiel *Dienstpflicht*, dass er auch von „himmlischen Interessen" spricht, findet den Zettel, bekehrt die Putzmacherin stehendes Fufses, und nachdem nun alles, theils durch ihn, theils durch ein paar Gerechte unter den Richtern, an den Tag kommt, macht er ferner den Apostel bey allen Christen im Stück. Es findet sich noch am Ende ganz unerwartet, dass der Präsident nicht der Vater des Mädchens ist, das er verkaufen wollte. „Sie sollte mir helfen," sagt er, „den einzigen Wunsch zu erreichen, den ich hatte, ganz hier zu regieren; und andern nur den Namen zu lassen — es ist mislungen — nun nehm' sie hin wer da will!" Die Rache, die er hier an ihr nehmen will, ist sehr übel erdacht, da er zugleich, ehe er abgeführt wird, ihren Taufschein abliefert, der sie als ein vollbürtiges Fräulein angiebt. Er mufs sich auch in der Wuth nicht recht auf seine Neigungen besinnen können, und vergessen, dass er neben dem Wunsche, ganz zu regieren, auf Pfänder lieh. Man kann ihm sogar zutrauen, dass er das erste nur zur Befriedigung seines Geizes betrieb. Möchten seines Gleichen auf immer vom Theater entfernt bleiben!

Basel, b. Flick: *Obrist von Steinau.* Ein häusliches Lustspiel in drey Aufzügen. 1795. 103 S. 8. (6 gr.)

Das auf dem Titel gebrauchte Wort *häuslich* ist ein bequemer Vorwand, um einen nachläfsigen Aufzug zu entschuldigen. Von der Mühe, welche der Vf. bey seiner öffentlichen Erscheinung auf sich gewandt haben möchte, wird hier auch gar nichts sichtbar. Von mehreren Handlungen, die er anlegt, bringt er nur Eine, und zwar auf eine etwas kindische Weise zu Ende. Soll der Charakter des Obristen sein Hauptgegenstand seyn, so mufs man gestehen, dass er ihn so wenig angefangen als vollendet hat. Denn dass dieser ein Paärchen eine Stunde lang in der Hoffnung quält, ihm dadurch das Glück seines ganzen künftigen Lebens zu sichern; dass er seiner unerwachsenen Tochter Lehren wie folgende giebt: S. 83. „Die Jünglinge „fallen euch um den Hals, zappeln wie auf den Sand „geworfne Fische nach euren Küssen, und taumeln dann „so betrunken auf euern Lippen herum, als wenn sie „ein Gläschen über den Durst getrunken hätten; oder: „Die Mädchen übergeben dem Herzinnigen alle Schlüs„selgewalt über sie, schüren alle Lebensgeister des Jüng„lings an. Er steht in Flammen — das Mädchen haucht „die Flammen mit ihrem Odem an, und nun *laufen „beede Brunst;*" das deutet doch nicht einmal auf ein wenig Vernunft, vielweniger auf eine liebenswürdige Laune. Andere Lücken werden durch unschmackhafte Verschen ausgefüllt, womit die Kinder den Geburtstag des Vaters feyern, und dieser durch sie den Liebenden ihr Heil verkündigen läfst. *Tonchen* ist, so wie der Schulmeister, eine völlig überflüfsige Person; und die Frage des Vaters möchten wir wohl dem Vf. vorlegen: was er mit dem Narrenstreiche will, dieses Kind durch Karl entführen zu lassen, ja was wir überhaupt mit dem Karl sollen, mit dem er selbst nichts anders anzufangen weifs, als ihn auf drey Tage in Arrest zu schicken?

Digitized by Google

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Der Universalfreund* oder Gutherzigkeit und Windbeutelei. Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Englischen des Goldsmith von *G. F. Rebmann*. 1796. 146 S. 8. (12 gr.)

Wir müssen der Meynung des Uebersetzers beypflichten, dass dieses „Mittelgut," neben so manches Schlechte gestellt, den strengen Tadel zum Schweigen bringt. Die Personen kündigen sich ein wenig wie Masken an: ich bin der Gefällige, ich die Lustige, ich der Närrische, ich der Windbeutel, u. s. w.; aber es fehlt ihnen doch nicht an menschlicher und lebendiger Bewegung, dahingegen in dem Mittelgut unsrer Ritterschauspiele die Handelnden so oft nur wie geharnischte Marionetten erscheinen. Einige Züge, als z. B. wie der Alte das Gekritzel des Kammermädchens für einen Brandbrief hält, sind wirklich schon im Lesen komisch, und eine gute Vorstellung wird deren gewiss noch mehrere haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Der Spiegel von Arkadien*. Eine grosse heroisch-komische Oper in 2 Aufz. Von *Emanuel Schikaneder*. 1796. 79 S. 8. (5 gr.) Eigentlich kann diese Oper eben so wenig darauf Anspruch machen, wie ein dichterisches Kunstwerk betrachtet zu werden, als man sich einfallen lässt, die kleinen Dramen, womit auf Jahrmärkten eine Stimme hinter dem Vorhange die hölzernen Gebährden kleiner Polichinellen zu begleiten pflegt, vor einen ästhetischen Richterstuhl zu ziehen. Indessen hat der Verfasser desselben nicht etwa blos eine vorübergehende Celebrität erlangt, sondern wahrscheinlich wird sein Nahme, zwar ganz von ungefähr, auf die Nachwelt kommen: denn da Mozart die *Zauberflöte* gut genug gefunden hat, um sie genialisch zu componiren, so wird man sich wohl immerfort gefallen lassen müssen, sie zu sehen und auch den Text mitzuhören. So etwas konnte in Deutschland nicht ohne Nachahmungen bleiben, zum Glücke haben sie nicht so grosse Componisten gefunden, und können also ohne Umstände der Vergessenheit überantwortet werden. Man ist alle denkbaren Zauberinstrumente durchgegangen, ja man hat Himmel und Erde um Abentheuerlichkeiten in Contribution gesetzt. In diesem Stücke, worin Hr. Schikaneder seine eigne in der Zauberflöte angenommene Manier nachgeahmt, oder, wofern so etwas noch eine Parodie zulässt, parodirt hat, ist auch zur Veränderung ein kleines Probestuck aus der Hölle mit eingeflochten. Denn der böse Genius, Tarkeleon, ist doch nichts anders als der leidige Satan unter einem ehrbaren Nahmen und zur Erscheinung auf dem Theater ein wenig zugestutzt. Auf der andern Seite erscheint Jupiter ungefähr wie Gott der Vater in den alten geistlichen Fastnachtsspielen, und lässt zum Ueberflusse auch noch die Juno vom Himmel herunter kommen. Es werden eine Menge Anspielungen auf die Schöpfung und erste Cultur der Menschen angebracht; die Idee aber, um welche sich das Ganze dreht, ist eigentlich der Sündenfall. Er wird hier auf alle mögliche Arten emblematisirt: dieser scheinbare Reichthum ist aber wahre Armuth, denn die Handlung rückt dabey nicht vorwärts, sondern kehrt immer auf denselben Punkt zurück. Wenn wir bescheiden zählen, werden wenigstens noch ein halb Dutzend Sündenfälle herauskommen, die ihr etwaniges Interesse dadurch vollends verlieren, dass der gute Jupiter immer gleich bey der Hand ist, um allen Schaden zu verhüten, so dass am Ende doch Tarkeleon die Zeche allein bezahlen muss. Die komische Person ist hier *Metallio* eine Art von *Papageno*, nur freylich nicht befiedert und überhaupt plumper und fleischiger wie jener. Doch sagt er Dinge, die im Munde des Kasperl allerdings für artig gelten möchten. Uebrigens ist sehr dafür gesorgt, Augen und Phantasie der Zuschauer wo nicht geschmackvoll, doch so bunt als möglich zu unterhalten. Der Decorateur, der Theaterschneider, sogar der Tonkünstler bekommt viel zu thun; nur der Verstand kommt bey Verfertigung dieser Oper und kann bey ihrem Genusse ganz müssig bleiben. Dass dem Componisten ein solcher roher aber üppiger Stoff immer noch willkommner ist als magre Regelmässigkeit, begreift sich leicht. Es käme nur darauf an, durch ein Beyspiel zu zeigen, dass in der Oper das Wunderbare mit dem ächten Schönen vereinigt, und die Foderungen der kindlichsten Phantasie und des gebildetsten Geistes zugleich befriedigt werden können. In Hrn. Gotters *Geisterinsel*, einer Oper, deren Erscheinung die Freunde der Dichtkunst und der Bühne schon lange erwarten, ist diess wirklich geleistet, und es ist nur zu beklagen, dass Mozart nicht länger gelebt hat, um endlich einen würdigen Gegenstand für seine Composition zu finden.

Riga, gedruckt von Müller; *Wielands Oberon* in 5 Aufz. als Dekorations- und Maschinen-Stück bearbeitet von *Gottfried Busch von Buschen*, nebst einem Prolog von *C. F. D. Grohmann* und Titelkupfer. 1794. 93 S. gr. 8. (8 gr.) Niemanden, der diese Arbeit geprüft hat, wird es noch „wunderbar vorkommen," (wie es der Verfasser vermuthet, ungeachtet er sich nicht das mindeste daraus zu machen gedenkt) dass er es „wagte, Wielands Oberon zu dramatisiren." Das Wagestück ist aus der doppelten Ursache so gross nicht, weil der Schwierigkeiten in der That nicht gar viele sind, und man es sich hier sehr leicht gemacht hat, sie zu überwinden. Jenes Gedicht hat, in der Folge der Scenen wenigstens, schon eine solche dramatische Anordnung, wie die Oper sie bedarf, und ist schon mehrmahls auf diese Weise bearbeitet. Hier ist nun weiter nichts geschehen, als dass man ihr auf den Fuss folgte, das Schönste im Gedicht, das Leben auf dem Schiffe und der Insel wegliess, die Worte, wo es irgend thunlich war, beybehielt, die Stanzen in unregelmässige Jamben, die ohne Absatze gedruckt sind, übertrug, und oft die Erzählung in Rede verwandelte. Allenfalls hätte der Oberon in einer Gesellschaft aus dem Stegreif so travestirt und aufgeführt werden können. Es ist hier doch nur eine stumme Oper daraus entstanden. Maschinerie ist in Menge da, und dem Dekorateur ist nichts erspart worden; im Gegentheil die Mühe, die er an die Episode von dem Riesen Angulaffer zu wenden hat, scheint ziemlich überflüssig, so wie manche Veränderungen der Scene verschwendet zu seyn. Allein der belebende Gesang fehlt, und ohne den jedesmahl sich wieder erneuernden Genuss musikalischer Begleitung wird man es bald müde werden, sich an den Schaugepränge zu ergötzen. Die Theilnahme an dem Schicksale der Liebenden ist zugleich mit dem Verdienste ihrer Treue durch die deutlichen Winke Oberons gegen Hüon und durch Titaniens unerwartete Erscheinung bey Rezia, um sie bey der bevorstehenden Prüfung zu starken, beträchtlich geschwächt worden. Die Verirrung der Liebenden auf dem Schiffe weiss der Verfasser nicht feiner anzudeuten, als dass er den Oberon auf einen Felsen am Meer stellt, um ihn von da aus die Gefahr immer näher rücken sehn zu lassen, bis er endlich in die Worte auszubrechen genöthigt ist: „Ha! jetzt ist es geschehn!" Wie im Gedichte selbst, wird uns Hüons Verzweifelung im Bilde gezeigt: er fährt in einer Wolke über die Bühne, und hält dabey einen ziemlich langen Monolog. So etwas kann billiger Weise den Theatermeister und die Schauspieler mit Hüon zur Verzweifelung bringen, trotz allen den Aufforderungen und Weisungen, die sie hier häufig erhalten; aber das Titelkupfer, wo Scherasmin wie ein grosser Orangoutang und Oberon wie ein kleiner Affe aussieht, mag sie wieder trösten, wenn ihre Darstellungen nicht zum glänzendsten ausfallen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. September 1796.

GESCHICHTE.

Riga, b. Hartknoch: *Ueber den erſten Feldzug des Ruſſiſchen Kriegsheers gegen die Preuſsen im J. 1757. Aus Archival-Nachrichten des Gen. Hans Heinr. v. Weymarn*, herausgegeben von *A. W. Hupel*. 1794. 15 Bog. (6 gr.)

Hr. H. nennt dieſe Nachrichten mit Recht einen merkwürdigen Beytrag zur Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs. Es war eine ſo auffallende und unerwartete Erſcheinung, daſs die ruſſiſche Armee nach dem Siege bey Groſsjägerndorf, anſtatt vorwärts zu gehen, ſich über den Pregel zurück zog, und das preuſsiſche Gebiet verlieſs, daſs deswegen groſse Unterſuchungen zu St. Petersburg angeſtellt, und unter andern auch der Geh. v. Weymarn, welcher in dieſem Feldzuge Generalquartiermeiſter bey der ruſſiſchen Armee war, dahin gerufen wurde, um verhört zu werden. Man legte ihm in dieſer Abſicht 14 Fragen vor, deren Beantwortung der Inhalt dieſer Schrift iſt. Der General v. Weymarn fügte derſelben eine ausführliche Beſchreibung der Schlacht bey Groſsjägerndorf bey, die von den bekannten ruſſiſchen Berichten davon in vielen Stücken abweicht. Hr. H. hat dieſe Schriften von dem G. v. W. ſelbſt erhalten, unter der Bedingung, ſie nicht eher als nach ſeinem Tode bekannt zu machen. Er hat ſie unabgeändert herausgegeben, auſser daſs er zuweilen den Namen derjenigen nicht ausdrückt, deren Handlungen unrühmlich, oder deren Rathſchläge fehlerhaft waren, zu welchen letztern beſonders einer der erſten Generale, die dem Feldmarſchall Apraxin zugegeben waren, gehört. Die Antworten des G. v. W. auf die vorgelegten Fragen ſprechen Apraxin von aller geheimen und offenbaren Schuld los, ſowohl darüber, daſs die Armee nach der Schlacht bey Groſsjägerndorf nicht weiter in das Preuſsiſche vordrang, als auch über den groſsen Verluſt, den ſie an Menſchen, Pferden, Bagage u. ſ. w. in dieſem Feldzuge litt. Wenn man ihm etwas zur Laſt legen kann, ſo iſt es Mangel an Strenge und zu groſse Nachgiebigkeit gegen den Rath ſeiner Generale, beſonders des Generals en Chef Fermor. Die ruſſiſche Armee war völlig verwildert, welches keinen andern Grund haben konnte, als Mangel an gehöriger Kriegszucht, wenn es gleich der G. v. W. nicht ſagt, ſondern vielmehr behauptet, Officiere und Soldaten wären häufig geſtraft, ohne daſs dieſes einen Eindruck auf die übrigen gemacht hätte. Dieſes würde indeſſen, wenn dabey gehörig wäre zu Werke gegangen worden, ſchon erfolgt ſeyn. Der G. v. W. klagt laut, wiederholt und heftig über die Abſcheulichkeiten, welche die ruſſiſchen Soldaten begingen, wodurch ſie den Landmann ſo erbitterten, daſs er ihnen ein eben ſo gefährlicher Feind wurde, als die reguläre preuſsiſche Armee. Die Ruſſen hatten von Anfang ihres Eintritts in Preuſsen an, mit Mangel an Lebensmitteln und Fourage zu kämpfen, theils weil wegen einer geringen Aernte nicht viel Vorrath da war, theils weil ihre eignen Leute die Dörfer niederbrannten, und den Vorrath zu Grunde richteten. Menſchen und Vieh litten alſo von Anfang an Noth, und der Abgang an beiden war ſehr groſs. Starke Einbuſse entſtand auch daraus, daſs diejenigen, die ſich aus dem Lager entfernten, um zu plündern, ſehr häufig entweder von den feindlichen Partheyen, oder von den Bauern aufgehoben oder niedergemacht würden. Die Koſaken waren es nicht allein, denen man dieſe Unordnungen beyzumeſſen hatte, ſondern die regulären Truppen nahmen ebenfalls Antheil daran, und ein Adjutant lieſs ein Dorf ohne alle Veranlaſſung niederbrennen. Die Koſaken fürchteten die Preuſsen ungemein, und allarmirten alle Augenblick das Lager durch falſche Nachrichten von dem Anmarſch der Armee des Feindes, welches die Soldaten ermüdete und verdrieſslich machte. Noch mehr geſchah dieſes durch fehlerhafte Märſche, die gröſstentheils auf den Rath des Generals Fermor vorgenommen wurden, welcher, ohne eigentlich angeklagt zu werden, in einem ſchlimmen Lichte in der Erzählung des G. v. W. erſcheint. Die Ruſſen wollten ebenfalls auf den Rath des G. Fermor aus dem Lager bey Groſsjägerndorf nach Eſchenbrück marſchiren, und Fermor beſtand hartnäckig auf den Marſch, als ſie von den Preuſsen angegriffen wurden, da ſchon die Avantgarde und die erſte Diviſion auf dem Marſche waren. Auch aus dieſer Erzählung erhellet, daſs die Preuſsen mehr aus Mangel einer guten Diſpoſition, und weil ſie von der widrigen Stellung der Ruſſen nicht gehörigen Gebrauch machten, als durch die Geſchicklichkeit der letzten, das Treffen verloren. Die ruſſiſche Armee war nicht in den Umſtänden, daſs ſie Gebrauch von ihrem Siege machen konnte. Sie verlor gleich darauf durch den abermals von dem G. Fermor vorgeſchlagenen Marſch über Eſchenbrück, den beträchtlichſten Theil ihrer noch übrigen Pferde, indem ſie ſich durch grundloſe Defileen hindurch arbeiten muſste. Der G. v. W. geſteht, daſs ein Angriff von dem Feinde in dieſer Stellung die Armee würde zu Grunde gerichtet haben. Dieſe gänzliche Schwächung nöthigte die Armee zuerſt nach Tilſit zurück zu weichen, wo man ſich anfangs zu halten gedachte. Aber man ſah die Unmöglichkeit davon bald ein, und beſchloſs über den Memel und aus dem Preuſsiſchen

ſsiſchen zurück zu gehen. Nach der Beſchreibung, welche der G. *v. W.* von dem Zuſtande der Armee giebt, war dieſes nicht zu ändern, und man braucht keine geheime Urſachen des Rückzugs aufzuſuchen. Eine andere Frage iſt es aber: ob die Rathſchläge, die dem Feldmarſchall Apraxin ertheilt wurden, und denen er zu viel Gewicht beylegte oder beylegen muſste, nicht in der Abſicht gegeben wurden, eine ſtärkere Wirkung der ruſſiſchen Armee zu verhindern. Hr. *H.* macht darauf in ſeinem Vorberichte aufmerkſam, und merkt zugleich an, daſs dieſe Rathgeber keineswegs zur Verantwortung gezogen wurden, vielmehr einer von ihnen (Fermor) bald darauf ein noch groſseres Gewicht erhalten habe, zum Beweiſe, daſs ſich in dem kaiſerlichen Miniſterium bedeutende Männer gefunden hätten, denen die Erhaltung des K. v. Preuſsen am Herzen gelegen.

Der Vortrag des G. *v. W.* in dieſer Verantwortung iſt ungekünſtelt, ohne Abſchweifungen, und ganz in der Sprache eines rechtſchaffenen Mannes, der die Wahrheit zu ſagen wünſcht, ohne jemanden zu ſchaden. Er war Apraxin's Freund; aber man findet keine hitzige oder wortreiche Entſchuldigung deſſelben, ſondern nur eine ſchlichte Darſtellung der Dinge, wodurch, was die Hauptſache betrifft, der Feldmarſchall hinlänglich gerechtfertigt wird. Aber eben durch dieſe offne und plane Erzählung fällt die Schuld der andern deutlich in die Augen. Wenn hier etwas Erdichtetes ſeyn ſollte, ſo muſs man geſtehen, daſs niemand mit mehrerm Schein der Aufrichtigkeit erdichtet hat. Der G. *v. W.* wurde nicht wieder bey der Armee angeſtellt, ſondern er erhielt das Commando der Truppen in Sibirien. Auch dieſes beweiſet die Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſage. Ein Plan, der die Schlacht bey Groſs-jägerndorf darſtellt, hat ſich bey dem Exemplare, das Rec. in Händen hatte, nicht gefunden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Cruſius: *Zur Aufklärung der Volksreligion. Dritter Beytrag in Predigten*, von *Joh. Rud. Gottl. Beyer*, Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtiſchen. 1794. VIII u. 620 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) *Einige Predigten, durch gegenwärtige Zeitumſtände veranlaſst*, von *J. R. Gottl. Beyer* etc. 1794. 130 S. 8. (8 gr.)

„Das Wort *Aufklärung*, ſagt der Vf. im Vorber. zu Nr. 1. ſey ſeit der Erſcheinung des 1. B. dieſer Predigten (1782) ſo zweydeutig und verdächtig geworden, daſs er ſie jetzt ſchwerlich unter obiger Firma würde ausgehen laſſen; indeſs könne er ſich doch nicht entſchlieſsen, um des Miſsbrauchs willen auch auf den rechten Gebrauch des Worts und der Sache Verzicht zu thun.“ Das dächten wir auch. Denn die Sache iſt und bleibt doch eine der wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, und das Wort bleibt unter denen, welche die Sache bezeichnen, bis jetzt wenigſtens das beſte. Warum ſollten wir es aufgeben, da wir kein beſſeres haben? Um der Deſpoten willen, die weder das Wort noch die Sache leiden können? Erſtreckt ſich der Deſpotismus auch über das Gebiet der Sprache? *Uſus eſt tyrannus.* Das Wort wird wohl bleiben, was auch Cenſur- und Religions-Edicte dagegen ſagen mögen, und die Sache wird auch wohl bleiben, wie ſehr dergleichen Edicte dagegen wirken mögen. Wer aber wahre und vernünftige Aufklärung von elender Afteraufklärung ſo richtig zu unterſcheiden weiſs, als es Hr. *B.* in dem erwähnten Vorberichte gethan hat, und die erſtere ſo zweckmäſsig zu befördern verſteht, als es von ihm durch ſeine *Beytrage* geſchehen iſt, der rechtfertigt beide, das Wort und die Sache. Auch in dieſem *dritten* Beytrage ſind wieder ſo viele irrige Vorſtellungen von Sachen der Religion und des gemeinen Lebens berichtigt, ſo viele herrſchende Vorurtheile beſchämt, ſo viele abergläubiſche Meynungen in ihrer ganzen Ungereimtheit dargeſtellt, und dagegen ſo viele vernünftige Begriffe von Gott und ſeiner Vorſehung, von der Natur der Dinge und ihren Einrichtungen und Wirkungen, und von des Menſchen Pflicht und Beſtimmung mitgetheilt worden, daſs man ſich für die Verbreitung eines reinern und hellern Lichts wohl Etwas davon verſprechen darf. Insbeſondere iſt der Vf. in ſeinem rechten Wirkungskreiſe, wenn er es mit der Aufklärung der eigentlichen *Volksreligion*, d. i. mit der Berichtigung der religiöſen Ideen des gröſsern Haufens und mit der Beſtreitung der Vorurtheile des gemeinen Mannes zu thun hat, indem er nicht nur überhaupt eine groſse Gabe der Popularität beſitzt, ſondern auch die ſeltene Kunſt verſteht, dem gemeinen Menſchenverſtande von der rechten Seite beyzukommen, und ihn durch Gründe zu überführen, wogegen er nichts einwenden kann. Zum Beweiſe mag die Predigt am 2ten Sonntage des Adv. *vom vernünftigen und unvernünftigen Zeichendeuten* dienen. Weniger ſcheint Hr. *B.* in ſeinem Elemente zu ſeyn, wenn er allgemeinere Materien behandelt, die nicht aus dem gemeinen Leben der Menſchen hergenommen ſind, ſondern erſt in daſſelbe hineingeleitet werden muſsten. Denn da fehlt es bisweilen an hinlänglicher Anwendung auf das Leben, und an dem praktiſchen Intereſſe, das auch dieſe Materien haben, wenn man ſie von ihrer praktiſchen Seite darzuſtellen weiſs. Dies wird Jeder fühlen, der z. B. die Predigten am Weihnachtsfeſte, *von der rechten und verkehrten Weinachtsfeyer*, die ſo ganz praktiſch ſind, mit den beiden am Oſterfeſte *über die Vermuthungen der Vernunft von einem künftigen Leben* und *über die Gewiſsheit, die uns Jeſus davon gegeben hat*, vergleicht. Die letztern ſind in der That nicht recht erbaulich, welches auch mit daher rührt, weil die beiden Hypotheſen von einer eigentlichen Unſterblichkeit der Seele und von irgend einer Wiederherſtellung unſers gegenwärtigen Körpers darinn vorgetragen ſind, ſtatt welcher, unſrer Meynung nach, auf den kanzeln immer nur von einem Leben nach dem Tode überhaupt die Rede ſeyn ſollte. Sonſt findet man in dieſem Bande noch manche intereſſante Materien auf eine intereſſante Weiſe behandelt, als Pr. 10. *von den verſchiedenen Gemüthsarten der Menſchen*, wo

Digitized by Google

nur die angenommenen Gemüthsbeschaffenheiten mit den natürlichen und angebornen Gemüthsarten bisweilen verwechselt werden. Pr. 15. *von der Eintracht, die unter den Christen herrschen soll*, 36. *von der Liebe zum Wunderbaren*, 38. *von dem Unterschiede zwischen Eigensinn und Standhaftigkeit* etc. Die letzten *neune* haben noch ein besonderes Interesse, weil sie sich auf *politische Zeitumstände* beziehen. Dies bewog auch ohne Zweifel den Vf. sie noch einmal abdrucken zu lassen. Denn das oben *unter Nr. 2.* angezeigte Bändchen enthält nichts weiter als einen unveränderten Abdruck jener 9 Predigten, worunter die *vom wahren und falschen Patriotismus*, *von dem bisherigen Verlangen mancher Menschen nach Freyheit und Gleichheit*, und *von den Verdiensten des Christenthums um die Armen und Niedrigen*, wohl die vorzüglichsten sind. — Da übrigens der 3te B. mit dem vorhergehenden 2ten nun einen ganzen *Jahrgang* über die Sonntags- und Festtagsevangelien ausmacht; so wünschten wir, dass es dem Vf. gefallen mochte, diesen Jahrgang noch einmal besonders herauszugeben. Nur müssten dann 1) die Predigten, welche sich auf gegenwärtige Zeitumstände beziehen, entweder weggelassen oder doch so umgeändert werden, dass sie Interesse auch für künftige Zeiten behielten, 2) die ganz localen Stellen in andern Predigten, als über die Abschaffung der Frühmette (Pr. 6.) wider das Umsingen der Schullehrer zu gewissen Jahrszeiten, (ebendas.) wie schön sie auch an sich sind, doch um der allgemeinern Erbauung willen wegfallen. Auch könnten dann folgende auffallende Fehler in diesen sonst sehr guten Predigten leicht verbessert werden: 1) Der Mangel eines Ueberganges aus dem Texte zum Thema in den meisten. 2) Die unlogikalische Eintheilung des Hauptsatzes in einigen, als Pr. 46. *Nur die können Jesum verachten die ihn nicht kennen;* a) woher es komme, dass man Jesum nicht kennt, b) wie das verhütet werden könne. 3) Die Unbestimmtheit einiger Hauptsätze, als Pr. 48. *Im Genusse des Lebens sind alle Menschen einander gleich*, (welches nicht wahr ist) statt: *In wiefern* die Menschen im Genusse des Lebens einander gleich sind. 4) Einige Ueberbleibsel unrichtiger dogmatischer und moralischer Ideen, als von willkührlichen göttlichen Strafen Pr. 43. I. 3. von einem Sabbathe der Christen Pr. 42. 5.) nicht weniger triviale und niedrige Ausdrücke, welche durch das Streben nach Popularität zwar entschuldigt aber nicht gerechtfertigt werden können, weil sie mit der Würde eines religiösen Vortrags streiten, z. B. sich vor Gott als einem harten *Manne* scheuen, statt harten Herrn, Gebieter; die Lebensgeister (der Unmassigen) *haben so viel im Magen zu thun*, dass der Kopf leer bleibt; es kommt ein *Hauskreuzchen;* (warum nicht Hauskreuz?) hintennach kommt *der hinkende Bote;* sie kommen *auf keinen grünen Zweig;* die Freyheit, welche in den Köpfen der Menschen *rumorte;* fühlen, wo einen *der Schuh drückt;* eines Andern *Speichel lecken;* französische *Faseley* u. s. f. Singt und *schreyt* einander entgegen: Lobt Gott ihr Christen allzugleich etc. ist wohl ein Druckfehler; denn hier gilt doch kein *Schreyen* auch im unedleren Sinne des Worts. 6) Fremde und ausländische Worte, die am wenigsten auf die Kanzel gehören, z. B. *Palliativcur, Desperationscur*, gleiche *Dosis, Portion.* 7) Verschiedene grammatikalische Fehler, als: in Ansehung *unsrer* st. *unser;* ein so *göttlich* Vergnügen st. göttliches; *ihnen* lehren, *ihnen* geniessen lassen; deren (*ihre*) Gesinnungen; *verderben, verdirbt* st. verderbet, activ. von einer Sache zeigen st. *zeugen*, welches viele Obersachsen verwechseln. Sehr häufig verbindet der Vf. mehrere Zeitwörter oder Vorwörter, die ungleiche Falle regieren, mit Einem und demselben Falle, als: ihn *bewundern* und dafür *danken; dem* Andern zu *Boden drücken* und *den Tod bereiten; um* und *neben* ihm. Doch sind das alles Flecken, die leicht weggewischt werden können.

Oldenburg, b. Stalling: *Sammlung von Gebeten und Formularen für gottesdienstliche Handlungen.* Mit besondrer Rücksicht auf das Herzogthum Oldenburg, herausgegeben von *E. H. Mutzenbecher*, Generalsup. und H. O. Consistorialr. 1795. 328 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Prediger im Herzogthum Oldenburg hatten schon seit 1791 die Erlaubniss, sich neben dem bisher eingeführten oldenburgischen Handbuche, der Pfälzer Liturgie, der Seilerschen Sammlung liturgischer Formulare, oder anderer ähnlicher Schriften zu bedienen. Da aber die mehresten Prediger das Bedürfniss einer unsern Zeiten angemessenern Sammlung immer mehr fühlten, so wurde das Consistorium hierdurch veranlasst, bey dem Herzoge auf eine neue Sammlung anzutragen, die von jeder gottesdienstlichen Handlung mehrere Formulare zum steten Abwechseln enthielte, ohne gleichwohl die Prediger sklavisch an diese Sammlung zu binden. Der Herzog genehmigte diesen, eines achtevangelischen Consistorii würdigen, Vorschlag dahin, „dass diese von dem Hn. Generalsup. Mutzenbecher zu veranstaltende zweckmäfsige Sammlung von Gebeten und Formularen bey den gottesdienstlichen Handlungen zum Druck befördert, ohne alles Aufsehen durch Circularschreiben des Consistoriums den sämmtlichen Predigern im Lande zum künftigen Gebrauche, jedoch nicht ausschliefslich, sondern mit und neben dem bisherigen im J. 1725 vorgeschriebenen Handbuche, auch eigenen oder andern guten Formularen und Gebeten, zugefertigt, auch verfügt werden sollte, dass bey jeder Kirche im Lande zwey Exemplare der Sammlung aus Kirchenmitteln angeschafft würden." Diesem Auftrage gemäfs hat Hr. *M.* diese Sammlung, welche allen Beyfall verdient, veranstaltet. Sie ist gröfstentheils aus den besten jetzt vorhandenen Liturgien, z. B. der Pfälzer, Wiener, Kurländischen, und aus den einzelnen Sammlungen und Schriften von *Fest, Hermes, Hufnagel, Koppe, Pratje, Loffler, Salzmann, Teller, Velthusen, Zollikofer* u. a. gezogen. Es sind aber dem Vf. auch manche noch ungedruckte, theils neue, theils nach andern umgearbeitete Aufsätze, insonderheit von einigen Oldenburgischen Predigern mitgetheilt worden. — Dass dabey besonders auf Abwechselung gesehen, und darum *mehrere* Gebete und Formulare über einerley Gegenstand, aber nicht immer in *einerley Ton*

und *Sprache* geliefert worden, ist sehr zu loben. Ausdrücklich wird erinnert, dass diese Sammlung nicht eine festgesetzte Norm, gerade so und nicht anders entweder zu beten, oder bey der Taufe und andern gottesdienstlichen Handlungen sich auszudrücken, seyn und bleiben, sondern vielmehr dem Prediger nur *Ideen* angeben soll, die er bey jenen Gelegenheiten benutzen, die er bald weiter ausführen, bald abkürzen, bald mit eben denselben, bald mit ähnlichen Ausdrücken vortragen kann. — Aber werden nicht manche Prediger diese Freyheit misbrauchen, und bisweilen lächerliches Zeug vortragen? Diesen Einwurf hat Rec. oft gehört. Er hat aber ungefähr eben das geantwortet, was Hr. *M.* sagt: „Ich bin völlig überzeugt, dass man dem geschickten Religionslehrer, dem man das wichtigere Geschäfte, den Vortrag der Religion selbst anvertrauet, keinesweges durch Gesetze die Freyheit beschränken müsse, bey gottesdienstlichen Handlungen entweder vom Herzen zum Herzen zu reden, oder auch seiner eignen, gerade für seine Zuhörer und ihre individuelle Lage am besten passenden Formeln sich zu bedienen" Ganz richtig! Aber es giebt doch so viele ungeschickte Prediger, die das nicht thun können und wollen! Das ist leider, wahr. Aber von diesen wird nichts zu befürchten seyn. Sie werden sich an ihre alten oder neuen Formulare halten, und froh seyn, dass sie bey gewissen Amtsverrichtungen nicht genöthigt sind, ihre eigene Denkkraft anzustrengen. Oder, wenn sie so gar schlecht sind, warum läst man sie predigen? Hiezu kommt noch, wie Hr. *M.* ganz recht erinnert, dass ja die Consistorien und Vorgesetzten von dem Prediger erfoderlichen Falles verlangen können, dass er die eignen oder fremden Arbeiten, deren er sich bey religiösen Handlungen bedient, ihnen anzeige. Die Gefahr, welche man von mehrerer Freyheit in dieser Rücksicht besorgt, besteht also blos in der Einbildung. Rec. ist überzeugt, dass die schlechten, und für unsere Zeiten gar nicht mehr passenden Liturgien unter die vornehmsten Ursachen der immer mehr überhand nehmenden Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes zu rechnen sind. Es ist traurig, dass manche Consistoria diesen Umstand durchaus nicht beherzigen wollen, und an statt die öffentliche Erbauung, wie es Amt und Pflicht erfodert, zu befördern, dieselbe vielmehr hindern, indem sie recht sorgfältig darüber wachen, dass Jahr aus Jahr ein, an allen Sonn-, Fest- und Bustagen, Vor- und Nachmittags das nämliche Kirchengebet hergeleyert, und jeder Prediger, der es wagt, nur eine einzige, auch noch so anstösige und lächerliche Redensart in den alten Formularen bey Taufhandlungen, Trauungen etc. zu ändern und wegzulassen, mit Verweisen, oder noch härter bestraft werde. Das heisst doch wirklich trefflich dazu helfen, dass unwissende und rohe Menschen in ihrem Vertrauen auf das blose *opus operatum* bestärkt, nachdenkende Christen geärgert, und Leichtsinnige veranlasst werden, der ehrwürdigsten Handlungen zu spotten.

Als neue Auflage ist erschienen:

Carlsruhe, b. Macklot: *Caroli Strack observationes medicinales de morbo cum Petechiis et qua ratione eidem medendum sit.* Edit. noviss. 1796. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Potsdam*, b. Horvath: *Materialien für Prediger.* Erster Band. 1795. 96 S. 8. (8 gr.) — Die Materialien, welche der ungenannte Vf. zu liefern gedenkt, sollen vornehmlich aus *Materialien zu Kanzelvorträgen*, sodann aus *liturgischen*, und drittens aus *vermischten* Materialien bestehen. Diesem Plan gemäs sind in diesem Band enthalten: I. *Homiletische Materialien*, und zwar: Homilie über 1 Joh. 3, 1—6. Predigt über Luc. 2, 40—52. Entwurf einer Homilie über Kol. 3, 18—K. 4, 1. Entwurf einer Predigt über Luc. 10, 21—24. Es ist sehr gut, dass der Vf. Tugend und Rechtschaffenheit, als das vornehmste Kennzeichen eines wahren Christen mit Nachdruck empfiehlt. Aber bisweilen scheinen seine Foderungen übertrieben zu seyn, z. B. S. 20. wo er sagt: „Wer nicht an *jedem* erlebten Abend sagen darf: heute bin ich ein besserer Mensch geworden, der ist kein wahrer Christ." Wahr ist es freylich, dass der wahre Christ *sich bestreben* mus, täglich besser zu werden. Ob es aber auch dem eifrigsten Christen möglich sey, sich an *jedem* Abend Rechenschaft davon zu geben, um wie viel oder wenig er im Guten zugenommen habe, das ist eine andere Frage. II. *Liturgische Materialien. Taufhandlung.* Hier heisst es in der ersten Frage an die Pathen: Glaubet ihr, im Namen des Kindes, dass Gott aller Menschen Freund und Vater ist u. s. w. Sehr unbequem. Man kann zwar gewissermaasen im Namen eines andern etwas versprechen; aber auch *glauben? Kindereinsegnung. Nothtaufe. Abendmahlshandlung. Introduction des Herrn Predigers W** in B**. Vertrauung meiner Schwiegermutter B. mit dem Landjäger S.* III. *Vermischte Materialien für Prediger. Schulvisitationsprotocolle, Verbesserte Gesetze der 1770 errichteten Predigerwittwen- und Waisenkasse der vierten Inspection des Jerichauschen Kreises (im Herzogthum Magdeburg) von 1788.* — Nach des Rec. Einsicht gehören zwar diese Materialien nicht unter die schlechten, aber auch nicht unter die vorzüglich guten. Da indessen der Geschmack verschieden ist, so wird vielleicht auch dieses Buch seine Liebhaber finden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1796.

MATHEMATIK.

Dillingen, b. Rosnagel: *Geographische Orts-Bestimmungen im östlichen Schwaben und dessen Nachbarschaft vermittelst eines zehnschuhigen Zenithsektors*, und siebenzölligen Dollondischen Spiegel-Sextanten von *J. A. Ammann*, fürstlich-augsburgischen Landgeometer. Mit einem Kupfer. 1796. 8.

Der Vf. dieser Schrift, der sich um die bisher nur zu sehr vernachlässigte Geographie seines Vaterlandes rühmlichst verdient gemacht hat, übergiebt hier eine Probe seines vieljährigen Fleisses, und der Geschicklichkeit, womit er die geographische Lage vieler Oerter des östlichen Schwabens, besonders aber die, des Hofthurms an der fürstlichen Residenz zu *Dillingen*, und des, über einen Meridiangrad südwärts entfernten Pfarrthurms zu *Sonthofen* im *Allgau*, mit einer in dieser Gegend noch nie versuchten und erreichten Genauigkeit bestimmt hat. Der Vf. kündigt damit zugleich eine trigonometrische Aufnahme des ganzen Hochstifts *Augsburg* an, welche der Kurfürst von Trier anbefohlen, und die Ausführung Hn. *Ammann* unter einer eigens dazu aufgestellten Direction aufgetragen hat. — Die beiden Orte Dillingen und Sonthofen haben hiezu eine so vortheilhafte Lage, dass durch sie alle übrige Ortschaften dieser Gegend auf das genaueste und bequemste geographisch bestimmt, folglich dadurch ein sicherer Grund, zur trigonometrisch-astronomischen Vermessung des ganzen Hochstifts gelegt werden kann, da diese ganze Mappirung vermittelst eines Netzes von Dreyecken, mit den, jetzt immer mehr und mehr in Gang kommenden Hadleyschen Spiegel-Sextanten, beobachtet, und auf den Meridian und Perpendikel von Dillingen reducirt, ausgeführt werden soll.

Zuerst eine Einleitung, worinn der Vf. ganz kürzlich erklärt, was General-, Special-, geographische, ökonomische-, Flur- und Forstkarten sind; Aufzählung der Werkzeuge, welche zur Verfertigung solcher Karten und zu Ländermessungen erfoderlich sind; Prüfung dieser Werkzeuge. Auf die bekannte *Hellische*, oder vielmehr *Horrebowische* Prüfungsmethode eines fehlerhaften Quadranten, verfiel der Vf. von selbst, durch eigenes Nachdenken; fand sie aber nachher im I. Bande der Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften S. 88. Sehr genau und empfehlungswerth ist diese Prüfungsart bey dem heutigen Zustand der praktischen Sternkunde wohl nicht, da ihre Genauigkeit ganz von jener der Abweichungen der beiden hiezu erfoderlichen Sterne abhängt, wie unzuverlässig und fehlerhaft aber diese, besonders nach Norden, bestimmt sind, ist allen Astronomen nur zu wohl bekannt. — Hadleysche Spiegelsextanten schienen ihm die vortheilhaftesten und bequemsten Instrumente zur Ländervermessung. Die ganzen Kreise von kleinen Durchmessern zu irrdischen Winkelmessungen, von denen Hr. *A.* S. 8. spricht, sind nicht *Ramsdenische* Kreise, wie der Vf. glaubt, sondern *Bordaische*, die *Le Noir* in Paris verfertiget. Diese unterscheiden sich vorzüglich dadurch, dass sie *zwey bewegliche* Fernröhren haben, womit die Winkel durch fortgesetzte Verdopplungen beobachtet werden. In England verfertigt man noch keine Kreise dieser Art; die Ramsdenischen Vollkreise zu astronomischen Gebrauch laufen mit dem auf dem Kreis feltsitzenden Fernrohr auf einer Axe herum, wie bey einem Mittagsfernrohr, werden daher auch *Transit-Circles* genannt. Auch General *Roy's* Geo-Theodolite von *Ramsden* verfertigt, das zu der englischen Gradmessung gedient, hatte nur *Ein* im Kreis bewegliches Fernrohr. Ganze Spiegelkreise nach *Borda's* oder vielmehr nach *Tob. Mayer's* Vorschlag, mit *zwey beweglichen* Alhidaden, werden bisher in England nur allein von *Edward Troughton* verfertigt, und kosten 20 Guineen. Ein Vollkreis von *Le Noir* mit zwey beweglichen Fernröhren nach *Borda's* Manier 20 Zoll im Durchmesser, kostet in Paris 5000 Livres, ungefähr 1300 Rthlr., kann aber in zwey Jahren nach der Bestellung erst abgeliefert werden. Es wäre freylich sehr zu wünschen, dass auch *Ramsden* Kreise von dieser Art verfertigte, da sie aber nicht von seiner Erfindung sind, so giebt er sich nicht damit ab.

Vom Messtisch. Hier bringt Hr. *A.* Erfahrungen über das Einlaufen des Papiers bey, wenn es vom Reissbrett abgenommen wird. Das gröste Einrümpfen desselben soll auf 10 Zoll eine Linie betragen, die Mittelzahl bey vielen Versuchen ungefähr eine halbe Linie. Rec. glaubt, dass hier alles auf die Gattung und Stärke des Papiers ankommt, auch läuft das gewöhnliche Papier mehr in die Länge, als in die Breite ein, welches von der Bogenform herrührt, welche in der Breite mehrere Drahte hat und enger geflochten ist, als in der Länge, die dem Papier in jener Richtung mehr Festigkeit und Haltbarkeit geben. Anders ist es wohl beym Velinpapier, wo die Gitterformen in allen Richtungen einerley sind. Dasselbe Einlaufen des Papiers findet auch bey Abdrücken der Landkarten, und überhaupt bey allen Kupferabdrücken statt. *Hevelius* war bey seinen Mondskarten schon darauf aufmerksam (*Selenographia* p. 214.). In Frankreich hat *M. Pierres* eine neue Kupferdruckerpresse erfunden, wo Landkarten nur mit einem senkrechten Druck, und nicht

durch die gewöhnlichen Rollen gezogen und abgedruckt werden. Sehr richtig ist Hn. *A.* Bemerkung, (und sie kann nicht genug wiederholt werden, da sie billig bey allen trigonometrischen Vermessungen befolgt werden sollte,) die topographische Aufnahme nicht vor dem trigonometrischen Netze zu machen, und die Situationszeichnung nachher mit Gewalt in das Netz hineinzuzwingen, welches z. B. bey der galizischen Mappirung, (wie Rec. ganz sicher weifs,) mit vielem Nachtheil geschehen ist.

Im ersten Abschnitt handelt Hr. *A.* vom geographischen Maafse. Im schwäbischen Kreise werden 12 Meilen auf einen Meridiangrad gerechnet, und eine solche schwäbische Meile halt 3 1322 augsburgische Fufs, vermittelst eines halben neufranzösischen Meter's, den Hr. *A.* aus Gotha erhielt, bestimmte er das Verhältnifs, des augsburgischen Fufses zu dem pariser wie 14400 zu 13129. — II. Abschnitt. Zeichnung der geographischen Netze und Karten. Meist nach der so vollständigen als gründlichen Anweisung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten von Hn. Prof. *Mayer* in Erlangen. Der schwäbische Kreis hält in seiner geographischen Breite nicht viel über zwey Grade, in seiner Länge etwas über 3 Grade, die ganze Oberfläche 6 gevierte Grade; folglich ist die Krümmung der Erdoberfläche so unmerklich klein, dafs sie ganz aufser Acht gelassen werden kann. Das auf der Kupferplatte beygefügte Netz erstreckt sich vom 47 bis zum 49. Grad der Breite, und vom 27 bis zum 29°. 10′ der Länge; darinn ist aber die mit Grenzpunkten umfafste fürstl. Abtey *Kempten*, und die Grafsch. *Königsegg* und *Rothenfels* mit einbegriffen; diese hat nur 7½, jene 16 geographische Quadratmeilen, der Kempter Wald beträgt allein eine Q. M., die übrigen Grenzpunkte scheiden Schwaben von Tyrol und Bayern. — III. Abschnitt. Beschreibung der zur geographischen Ortsbestimmung gebrauchten astronomischen Werkzeuge. Der 10schuhige hölzerne Zenithsector, den sich Hr. *A.* selbst gebauet, und der dazu gedient hat, die Polhöhen von *Sonthofen* und *Dillingen* zu bestimmen. Da Quadranten, Kreise, Sextanten gemeiniglich sehr kostbare und ausländische Werkzeuge sind, die sich nicht jeder Liebhaber der Sternkunde anzuschaffen vermag, so kann man nach der beygefügten Abbildung im Kupfer, und nach der Beschreibung des Hn. *A.* von jedem geschickten Schreiner und Uhrmacher ein solches Instrument verfertigen lassen. Beschreibung der astronomischen Pendeluhr mit dem englischen Hacken, und der Köhlerischen Compensationsstange von Eichenholz und Messing. Hr. *A.* scheint von den Schröterischen Versuchen mit diesem Pendel nichts gewufst zu haben (Berliner Jahrbuch 1789. S. 201.) Um den Einfluss der Feuchtigkeit und Trockenheit auf den hölzernen Theil dieser Pendelstange zu verhüten, überzieht sie Hr. Schröter mit einem guten Lackfirnifs etwa ¼ Linie dick. — IV. Abschnitt. Ziehung der Mittagslinie; erstens, vermittelst correspondirender Sonnenhöhen mit dem Zenithsector, zu diesem Behuf bringt Hr. *A.* ein 2füfsiges astronomisches, geneigtes Fernrohr, das mit einem Glasmikrometer versehen ist, an des Sector's Säule an; auch ist der Vorschlag nicht ganz unrecht, an dessen Stelle einen ganzen Kreis, oder *Bohnenbergers* hölzernen Quadranten zu Hohenmessungen anzubringen. Auf diese Art können übereinstimmende Sonnenhöhen weit bequemer und sicherer, als mit einem beweglichen Quadranten von kleinem Halbmesser genommen werden, weil die lange Axe des Sectors, um welche er sich dreht, nicht nur eine sehr genaue Stellung des Loths möglich macht, sondern auch alle Aenderung desselben, während der Bewegung des Sectors im Azimuth verhindert. Auch beweisen die angeführten Beobachtungen die Genauigkeit dieser Methode; ihr gröfster Unterschied ist nur ½ einer Secunde, für die Zeit des Mittags, und unter sich weichen sie nicht mehr als eine halbe Secunde ab. Wie nun vermittelst des bekannt gewordenen Gangs der Uhr, und eines Gnomons die Mittagslinie gezogen wird, durch Berechnung des Azimuths aus der Sonnenhöhe, durch ein Beyspiel erläutert. Aus der Mitte des Dillinger Hofthurms bemerkte der Vf. vermittelst des berechneten Winkels, den er mit dem Hadleyschen Sextanten wieder abträgt, einen in der Ferne 2 Stunden Weges entlegenen Baum, der gerade in der Mittagslinie liegt, er hängt Senkel auf, und beobachtete nach Hn. *v. Zachs* Methode (I. Suppl. Band S. 247.) die Abweichung einer 5 Zoll langen, mit einem Glashütchen versehenen Magnetnadel; er fand sie westlich 19°. 48′. 30″. Rec. mufs hier bemerken, dafs diese letztere Art eine Mittagslinie zu ziehen, wegen der, bey dem niedrigen Sonnenstand, ungewissen Strahlenbrechung, etwas unsicher ist. Genauer ist, wenn man ja zu Azimuthalbeobachtungen seine Zuflucht nehmen mufs, die Methode vermittelst des Polarsterns, die General *Roy* bey der neuen englischen Vermessung zuerst wieder gebraucht, und Hr. Hofr. *Kaftner* im XI. Band der Göttinger Commentarien mit seiner gewohnten Gründlichkeit auseinandergesetzt hat. — V. Abschnitt. Bestimmung der geographischen Breiten oder Polhöhe überhaupt, und besonders der Sonthofer und Dillinger mit dem Zenithsector. 15 harmonirende Scheitelabstände einiger Sterne im Drachen und Schwan, gaben im Mittel für die Dillinger Polhöhe bey St. Ulrich 48°. 34′. 31″. Nach *Cassini's* Vermessung wäre sie auf dem Hofthurm 48°. 33′. 22″. Die Sonthofer Polhöhe findet Hr. *A.* 47°. 31′. 10″. Nun folgen beobachtete Polhöhen mit einem 7zölligen Hadleyschen Spiegelsextanten von *Doilond*, und künstlichen Glashorizont des Reichsstifts *Neresheim*, *Nipfberg* bey Bopfingen im Ries, *Donauwörth*, *Kloster Holzen*, Reichsstift *Roggenburg* und Reichsstadt *Ulm*. — VI. Abschnitt. Bestimmung der geographischen Länge von *Sonthofen*. Erstlich aus der daselbst beobachteten Sonnenfinsternifs den 4. Jun. 1788, deren Berechnung der sel. *P. Fixmillner* übernommen, und mit einer pariser Beobachtung verglichen hat; zweytens, aus zwey Sternbedeckungen vom Monde 1 und 2 *d* im Stier den 7. April 1791, die Hr. *Wurm* zu Nürtingen, und aus dem Eintritt des Sterns *x* im Krebs den 17. März 1791 den Hr. *A.* selbst berechnet hat. Ihre Uebereinstimmung ist vortrefflich, im Mittel ergiebt sich daraus der Meridianunterschied zwischen Sonthofen und Paris in Zeit östlich 31′. 44″. 5.

Digitized by Google

Die gröfste Abweichung bey diesen vier Beobachtungen geht nicht über eine Zeitsecunde; 6″ bis 8″ Unterschiede, sind bey dergleichen Berechnungen und Beobachtungen, selbst wo die letztern auf den berühmtesten Sternwarten angestellt worden, nichts ungewöhnliches. Hr. Wurm schreibt daher an den Vf. (womit auch Rec. ganz einstimmt): „*In Deutschland „sind wirklich wenige Städte, selbst wenige Sternwarten, „wo die geographische Länge mit gröfserer Zuverlässig„keit als die zu Sonthofen bestimmt wäre.*" Die Dillinger Länge gründet sich ganz auf die Sonthofische, indem Hr. *A.* diese beiden Orte mittelst einiger Dreyecke verband. Hieraus berechnete er den Mediauunterschied von Paris und Dillingen den Hofthurm 32′. 36″. 8 und auf seine Behausung in Dillingen reducirt 32′. 38″, 0. Wie unbefangen und wie genau Hr. *A.* bey allen diesen Beobachtungen zu Werke gegangen, erhellet daraus, dafs, da er den 14. März 1796 (wie Rec. aus Briefen weifs) die Bedeckungen der beiden Sterne 1 und 2 δ im Stier vom Monde, daselbst beobachtet, Hr. *Wurm* die Berechnung der wahren Zusammenkunft, und daraus die Länge von Dillingen bis auf 0″, 55 mit jener übereinstimmend gefunden hat, die Hr. *A.* aus seinen, einen ganzen Grad südlicher reichenden Dreyecken hergeleitet hat. Diese Zusammenstimmung konnte nicht erwünschter seyn, und bestätiget die Richtigkeit der Sonthofer Längenbestimmung eben so sehr, als seine trigonometrische Messung. — Im VII. Abschnitt stellt Hr. *A.* Vergleichungen seiner Bestimmungen mit den bekanntesten Karten von Schwaben an, woraus sich denn freylich, wie zu erwarten war, sehr grofse Unterschiede ergeben; auch die Cassinischen Ortsbestimmungen vergleicht er mit den seinigen; ihre manchmal sehr namhafte Abweichungen, zeigen deutlich genug das Bedürfnifs besserer Angaben. Am Ende giebt der Vf. zur Uebersicht eine allgemeine Tafel der Längen und Breite von 58 Ortschaften. Die im südlichen Schwaben sind aus der Triangelreihe, welche mit Sonthofen verbunden sind; die an der Donau aber stehen mit diesem Triangelnetze noch in keiner ordentlichen Verbindung; sie sind, aufser Dillingen, mit dem Sextanten astronomisch bestimmt worden. Diese Tafel kann schon jetzt, wie sie ist, zu einer grofsen Verbesserung der schwäbischen Karten dienen, mehr wird freylich die künftig zu erwartende Aufnahme leisten. Den Beschlufs macht eine Tafel für die Verbesserung des Mittags, aus übereinstimmenden Sonnenhöhen geschlossen; sie ist für die Polhöhe 47°. 30′ berechnet, folglich im ganzen schwäbischen Kreis anwendbar. Rec. kann hier nicht unberührt lassen, was er aus sicherer Hand weifs, dafs der Kurfürst von *Trier* an dieser Mappirung des Hochstifts Augsburg, aus eigenem Antrieb, den lebhaftesten Antheil nahm, und dieses rühmliche, seinen Staaten nützliche, Unternehmen auf das grofsmüthigste unterstützte; auch verdient es eine besondere Anzeige, dafs die Hn. Minister *v. Duminique*, geheimer Rath *v. Epplen*, Kammerdirektor *Schoberle*, auf das allerthätigste dazu mitgewirkt haben. Der vortreffliche Hr. Coadjutor *v. Dalberg* unterstützt dieses Unternehmen auf seiner Seite bey dem schwäbischen Kreis, und bestrebt sich, dafs diese Aufnahme bis an den Bodensee und Schwarzwald fortgeführt werde. Aus guten Quellen weifs Rec. auch, dafs der durch sein treffliches Werk „*Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung vorzüglich vermittelst des Spiegelsextanten*" rühmlichst bekannte Hr. M. *Bohnenberger* schon einen grofsen Theil des wirtembergischen trigonometrisch aufgenommen habe, woraus denn endlich ein Ganzes, und eine vollkommen richtige Karte von ganz Schwaben entstehen würde.

Zu beklagen wäre es, wenn die gegenwärtigen Kriegsunruhen, einen und so gut eingeleiteten Plan zerstöhren sollten.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Wilhelm von Grumbach*, Landfriedenbrecher, Fürstenmörder, Aechter. Eine Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert. 1795. 221 S. 8.

Der Vf, der sich im Vorbericht *V...dt* unterzeichnet und bisher historische Romane geschrieben haben will, streift nun leider ins Feld der wirklichen Geschichte selbst. Ohne den mindesten Begriff von historischer Kunst, ohne eine nur halb hinreichende Kenntnifs seiner Quellen, (die hier nur die ganz gemeinen Chroniken und einige damal im Druck erschienene Ausschreiben sind, welche der Vf. für selten hält, und nach seiner Art travestirt auf mehreren Bogen auftischt,) erzählt er uns die abentheuerliche Historia des weiland edlen Ritters Grumbach in einem Schwall von undeutschen Constructionen und Tautologien; z. E. *entgegnen*, statt erwiedern, *Glück(s) guter, hinter Wissen fremdes Elendes, Kustodie; Flüche und Maledizionen; das war ihm unertraglich, das erhizte, das heischte Rache; verbrannt und in Schutthaufen verwandelt; Spoliation und Plünderung; päbstlicher Cardinal, Rache kochte in seinem Busen, rächen, blutig wollte er sich rächen.* Warhaft unsinnig ist die Gedankenfolge in der Beschreibung des gewaltsamen Todes des würzburger Bischofs. Zuerst erzählt der Vf., wie ihm Krätzer eine Kugel *durchs Herz* geschossen und das Gewehr um den Kopf geschlagen. Den *fernern Mifshandlungen* sucht der Bischof durch die Schnelle seines Rosses *zu entrinnen* und kommt auch glücklich, jedoch *todt in seiner Residenz an.* Allein damit ist es noch nicht genug. Man ruft schnell die Geistlichkeit herbey, und unter den frommen Operationen derselben giebt endlich dieser vorher schon durchs Herz geschossene, todt in der Residenz eingerittene Bischof auch noch vollends *mit dem Röcheln eines Sterbenden seinen Geist auf. So endigte Bischof Melchior.* Eben so werden wir berichtet, wie sich endlich der Mörder des Bischofs selbst entleibt; und nun wäre er also *nicht mehr lebendig gewesen, sondern todt.* Als dem Grumbach der Leib aufgeschnitten, das Herz herausgerissen und um den Mund geschlagen worden, habe er dazu *gelachelt. Lachelnd* soll er auch auf einem Grabstein abgebildet seyn, seine abgezogene

Haut auf dem Arm. — Grumbach war wirklich einer der gröfsten und verschlagenften Köpfe seiner Zeit. Er ging mit dem ungeheuern Plan um, durch einen allgemeinen Aufstand des damals sehr furchtbaren Adels alle fürstliche Regierungen umzuwälzen und daraus eine Republik des Adels unter einem kaiserlichen Oberhaupt zu bilden. Seine beiden Helden, Markgraf Albrecht, und der Herzog von Gotha waren wirklich so unklug nicht gewählt. Es scheint aber, als ob Grumbach von einem höhern Hof, dem seine Entwürfe anfangs nicht mifsfielen, endlich doch im Stich gelafsen und aufgeopfert worden wäre. — Von diesem merkwürdigen Gesichtspunkt aus die Grumbachische Geschichte darzustellen, wird jedoch die Arbeit eines andern Mannes, als unsers Vfs. seyn.

Berlin, b. Wever: *Joh. Fr. Heynatz Handbuch.* Dritter Theil, welcher die allgemeine Weltgeschichte nach Schröckhs Plan und Faden enthält, ausgefertigt von *Joh. Heinr. Schultze.* Zweyte verbefserte und vermehrte Auflage. 1793. 2 Alph. 6 Bog. 8.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte für Ungelehrte. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Heynatzische Handbuch ist bekanntermafsen bestimmt, Leuten, die sich keinem gelehrten Fache gewidmet haben, diejenigen Kenntnisse zu ertheilen, die ihnen im gemeinen Leben entweder speciell nützlich sind, oder ihren Verstand im allgemeinen aufklären. Auf die ersten beiden Theile, von denen der erste eine Anweisung zum Briefschreiben, der zweyte eine Rechenkunst enthält, und die beide von Hn. H. selbst ausgearbeitet sind, folgt in diesem 3ten die allgemeine Geschichte von Hn. Schultze. Die Erzählungsmethode ist überall ethnographisch, welches unsrer Meynung nach fehlerhaft ist. Denn erstlich erhält der Leser nun niemals und in keinem Zeitpunkte eine allgemeine Uebersicht von dem Zustande der menschlichen Gesellschaft im Ganzen, womit doch Lesern von der Art, wie hier vorausgesetzt werden, am meisten gedient seyn möchte. Zweytens wird der Vf. genöthigt, vermöge dieser Methode, ungemein viele unbedeutende Namen und Sachen in sein Buch aufzunehmen, die für seine Leser gar nicht brauchbar sind, und die ein Volksbuch in ein Compendium verwandeln. Dieses nimmt so viel Raum weg, dafs der Vf. sich nun gezwungen sieht, die wichtigsten Begebenheiten so kurz abzufertigen, dafs z. B. die Erzählung des dreyfsigjährigen Kriegs, auf eine und eine Viertelseite zusammengezwängt ist, und der siebenjährige Krieg nur wenige Zeilen anfüllt. In die Geschichte eines jeden Volks ist auch die Geschichte seiner wissenschaftlichen Ausbildung aufgenommen, welches sehr zweckmäfsig seyn würde, wenn es mit der Auswahl geschehen wäre, die eine Rücksicht auf die Leser, für welche das Buch bestimmt ist, ihm vorschrieb. Menschen, die einen Briefsteller nöthig haben, werden z. B. wenig Vortheil davon haben, wenn ihnen der Vf. S. 217. ein beurtheilendes Verzeichnifs der römischen Schriftsteller von August bis Constantin giebt, das 10 S. anfüllt, und in welchem Horaz, Virgil und Ovid mehr Platz einnehmen als der dreyfsigjährige Krieg. Was die Ausführung betrifft, so kann man in einem solchen Buche freylich keine historische Kritik erwarten; aber es ist doch auch nicht nothwendig, dem Leser alle jüdischen, griechischen und römischen Legenden als Wahrheiten, die keinem Zweifel unterworfen sind, zu erzählen. Grobe historische Irthümer hat Rec. nicht gefunden, desto mehr aber kleine Fehler und besonders falsche Urtheile. Die Schreibart ist rein, und dem Zwecke des Buchs gemafs, äufserst plan und ungekünstelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. (Ohne Druckort Hamburg.) *Einige Anmerkungen über die scheinbaren Umstände des Krieges* in der vierten Woche des Octobers 1793 von *Lord Auckland.* Aus dem Englischen übersetzt. 1795. 8o 6. 8. — Dieses ist die deutsche Uebersetzung der bekannten Aucklandschen Originalschrift *Some Remarks on the present Circumstances of the War,* (s. A. L. Z. d. J. Nr. 15.) welche zu London und Frankfurt auch in das französische übersetzt worden, und aus welcher in den schweizer und den deutschen Zeitungen so viele Auszüge entlehnt worden. Der ungenannte Uebersetzer hat das Verdienst der Treue und einer richtigen Wahl der Ausdrucke in Uebertragung der englischen Finanzkunstwörter, welche sonst nicht leicht zu treffen sind. Das Resultat des Vf. ist der Beweis, dafs England noch die gröfsten Hülfsmittel zu der Fortsetzung des Krieges habe, und zwar wegen der Zunahme seines Wohlstandes. So wird z. B. folgendes angeführt.

1) Der vollständige Werth der Einfuhren habe im Jahre 1783 betragen 13,325,000 Pfund Sterl.
Im Jahre 1795 22,175,000 — —

2) Der Werth der Ausfuhren im Jahre 1783. 14,741,000 Pf. St.
Im Jahre 1795 27,270,000 Pf. St.

3) Die Anzahl der in Englands Häfen eingelaufenen englischen Kauffartheyschiffe:
Im Jahre 1783 7690 Schiffe 812,960 Tonnen
Im Jahre 1795 10174 Schiffe 1,262,568 Tonnen

4) Die Anzahl der aus Englands Häfen ausgelaufenen englischen Kauffartheyschiffe:
Im Jahre 1783 7729 Schiffe 870,270 Tonnen
Im Jahre 1795 10138 Schiffe 1,164,910 Tonnen

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1796.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Crusius: *Geometrische und graphische Versuche*, oder Beschreibung der mathematischen Instrumente, deren man sich in der Geometrie, der Civil- und Militairvermessung, dem Nivelliren und in der Perspective bedient, nebst verschiedenen Aufgaben zur nähern Erklärung dieser Wissenschaften, von *George Adams*, mathem. Instrumentenmacher Sr. Maj., und Optikus des Pr. von Wales, nebst einem Anhange der dazu gehörigen Tafeln. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *J. G. Geissler*. Mit 39 Kupfertaf. (mit 42 gröfstentheils zu einem halben Bogen.) 1795. XXX u. 652 S. gr. 8.

Ebendas.: *Anhang zu Hn. Adams geometr. u. graph. Versuchen*, oder *Tafel für die Grösse der nördl., südl., östl. und westl. Richtung* für einzelne Grade und funfzehnte Minute des Quadranten bey einer Entfernung von 1 bis 100, von *John Gale*. 1795. 91 S.

Hr. G. hat sich durch diese Uebersetzung, die dem damals noch lebenden Vf., dem berühmten englischen Künstler *Adams*, gewidmet ist, ein wahres Verdienst um die praktische Mathematik in Deutschland erworben. Es fehlte uns bisher an einem Werke, aus dem man sich über die Einrichtung und den Gebrauch der besten mathematischen Instrumente genugthuend hätte belehren können, und das für uns das wäre, was *Bions mathem. Werkschule* für die Zeit ihrer Erscheinung war; eine Lücke, die nicht leicht jemand besser als ein englischer Künstler von *A's* Rang auszufüllen im Stande war. *A.* bestimmte dazu eine Reihe von Werken unter dem Titel: *Essays*, unter welchen die hier übersetzten *Geometrical and Graphical Essays*. Lond. 1790, 8. die vorzüglichsten sind. Sie schränken sich lediglich auf die Instrumente zum *Zeichnen* und *Reissen*, zum *Vermessen* auf dem Felde und der See, und zum *Nivelliren* ein. Diejenigen, die sich diesen Beschäftigungen widmen, sollen durch sie in den Stand gesetzt werden, jedesmal die zweckmäfsigsten Instrumente auszuwählen, sie gehörig zu berichtigen und auf die vortheilhafteste Art zu brauchen; ein Zweck, den *A.* dadurch zu erreichen sucht, dafs er nach *Bions* Art die Abbildung und Beschreibung der Instrumente mit einer Menge von Aufgaben, die sich auf ihren Gebrauch und ihre Prüfung beziehn, und mit umständlichen Abhandlungen über die verschiednen Vermessungsarten begleitet. Den mehrsten Werth hat die *Abbildung der Instrumente*. Die Figuren sind weit gröfser als bey Bion, und so sorgfältig gezeichnet, dafs ein Künstler nach ihnen arbeiten kann. In *Beschreibung* der Instrumente ist *A.* sich sehr ungleich, doch häufiger dürftig und unverständlich, als weitschweifig. Von der Einrichtung der Stellschraube am *Briggischen* Reductionszirkel, von *Marquois* Eintheilungsart, von dem System von Maafsstaben, von *Kings* Quadranten, *Adams* optischem Winkelmaafs, *Adams* und *Holywoods* Instrument, grofse Kreise zu beschreiben u. a., wird man sich aus ihm schwerlich einen deutlichen Begriff machen. Wegen des letztern hielt der Uebers. selbst für nöthig, sich bey *A.* zu befragen. Ueber die *Theorie* der Instrumente darf man hier nichts suchen. Die *Prüfung* und *Berichtigung* der Winkelmesser wird fast zu umständlich, aber auch ohne Theorie vorgetragen. In der Beurtheilung der Instrumente und ihrer Vorzüge kömmt manches Schiefe vor; auch zeigt *A.* für seine eignen Erfindungen ein wenig zu viel Vorliebe. Doch fiel dieses dem Rec. nicht so sehr auf, als die Seitenblicke auf Theoretiker, die freylich da am häufigsten zu seyn pflegen, wo es am mehrsten an Theorie fehlt. — Die *Aufgaben*, an denen der Gebrauch der Instrumente gezeigt wird, bilden zwar eine schätzbare, fast vollständige Sammlung von geometrischen Problemen, allein man darf bey ihnen nur die Regeln der Auflösung, nichts was einem Beweise ähnlich sähe, erwarten. Der einzige Beweis, der im ganzen Werke (Prifleys Aufsatz ausgenommen) vorkömmt, S. 384., ist überdem nicht einmal allgemein, gilt blofs für den Fall der Figur, und liefse sich, allgemein genommen, weit kürzer führen. Selbst die Auflösungen werden mit so wenig mathematischem Geiste so handwerksmäfsig vorgetragen, dafs sie eben dadurch nur zu oft einem Anfänger unverständlich seyn müssen. Adams scheint sich bey ihnen einen handwerksmäfsigen Praktiker als Leser gedacht zu haben, der ohne mathematische Idee an das Feldmessen und Zeichnen geht, und die Handgriffe dabey durch Uebung zu lernen hofft. Für diesen stehn hier wahrscheinlich die Aufgaben, die jedem Anfanger aus seinem Lehrbuche bekannt sind, und die, selbst als Worterklärungen ganz untauglichen, Brocken aus der Geometrie auf den 10 ersten Seiten, voll Fehler gegen die Geometrie, wo Pyramiden für *körperliche Dreyecke*, Kreise und Kugeln für *gebogene Oberflächen* und *Körper* ausgegeben werden, und wo es unter andern heifst: „Alle Dreyecke sind mehr oder weniger ähnlich, je nachdem ihre Winkel sich mehr oder weniger gleich sind. Das Wesen eines Dreyecks scheint mehr in den Winkeln als in den Seiten zu bestehn. Die Seiten haben keine bestimmte Gleichung, son-

sondern sie können von den unendlich kleinen zu unendlich grosen ausgedehnt werden, ohne dass die Natur und Art des Dreyecks dabey Veränderung leidet. Es liegt in der Theorie der isoperimetrischen Figuren, dass wir den Werth der Winkel *fühlen*, und dass Linien nicht nur zu Bestimmung der Gattung, sondern auch der Grösse der Dreyecke und solchemnach aller Arten von Figuren ganz unzureichend sind u. d. m." — Die vorzüglichsten Theile des Werks sind die von andern entlehnten: *Birds Theilung mathematischer Instrumente*, aus Birds und Ludlams Schriften darüber S. 121.; *Verfahrungsarten, Bogen und Zirkel von beträchtlicher Grösse zu beschreiben*, von *J. Priestley Esq.* von *Bradford in Yorkshire* S. 149 bis 170. (besonders interessant und auf eine Art vorgetragen, die *A.* hätte zum Muster nehmen sollen); *Lehrsatze der praktischen Geometrie auf dem Felde*, von *J. Landmann*, Prof. zu Woolwich, S. 478—506., und die aus handschriftlichen Aufsätzen und den besten Schriften englischer Feldmesser, besonders *Milnes* und *John Gales*, gezognen *Abhandlungen über die praktische Geometrie*, aus denen man die durch Erfahrung erprobten Methoden zum Vermessen und Entwerfen, die in England üblich sind, sehr umständlich und genugthuend kennen lernt. Das Verzeichniss gebrauchter Schriften beweist, dass *A.* alle englischen Werke über die praktische Geometrie von einigem Werthe vor Augen hatte. Ein weitläuftiger Aufsatz über *Hadley's Spiegelsextanten*, dessen Berichtigung und Gebrauch; ist aus einer einzeln erschienenen Abhandlung *A's* über diesen Gegenstand entlehnt. — Ein *Preiscurrant* aller von *A.* verfertigten und bey ihm zu habenden Instrumente, der in der Uebersetzung deutsch und englisch abgedruckt ist, beschliesst die Arbeit des Vf. Ein Deutscher muss über die ausserordentlichen Preise, die der englische Künstler sich bezahlen lässt, erstaunen. Hier giebt es Brillen von 8 gr. bis 10 Rthlr., und mathematische Bestecke von 24 bis 300 Rthlr. Ein Pantograph kostet 15 bis 38, ein flacher Messtisch 20 bis 88, eine Bousole 12 bis 28, Theodolite 30 bis 188 Rthlr.; Sonnenmikroskope 32 bis 126, Adams Lampenmikroskop 126, Barometer mit Thermometer 19 bis 44, eine Variationsnadel 15 bis 126 und eine Inclinationsnadel 75 bis 188 Rthlr. auf der Stelle. — *Clavius* hat nicht, wie es S. 112. heisst, den Vernier, nur eine Theilungsmethode, die auf den nemlichen Gründen beruht, erfunden. Die alteste Nachricht, die *A.* vom Storchschnabel aufzufinden vermochte, ist die von *Scheiners* 1631 gedruckte Schrift *Pantographice s. ars nova delineandi*. Rec. besitzt: *Bericht und Gebrauch eines Proportional-Lineals: neben kurzem Unterricht eines Parallel-Instruments, beschrieben von Benjamin Bramero, Philomathematico und fürstl. Baumeister zu Marpurg. Marp.* 1617. q., worinn unter dem Namen des *Parallel-Instruments* ein Pantograph, nur in einer etwas veränderten Gestalt, abgebildet und beschrieben wird. „Dies Instrument," sagt Br., „ist zwar keine neue, und also auch nicht meine, sondern eine etwas alte Invention, welche aber meines Wissens noch von niemanden in Truck befördert, oder zu Tage gegeben worden. Es ist aber solches von vielen in eine etwas andre Form gemacht..." Das an einem Lineal zu verschiebende Dreyeck nennen die Engländer das *deutsche Parallellineal*. *Suardis* geometrische Feder ist, (wenigstens wie *A.* sie behandelt,) nur ein Spielwerk, bey dem *A.* sich zu lange verweilt.

Was die *Uebersetzung* betrifft, so könnte sie besser seyn. Sie trägt zu sehr die Spur der Eilfertigkeit. Es fehlt dem Ausdruck fast überall an Präcision, verwandte Begriffe sind haufig zum Nachtheil des Sinns verwechselt, die Kunstworter ohne Wahl übertragen, Zeitwörter ganz weggelassen, und überall schimmert das Englische durch, manchmal bis zur Unverständlichkeit. Wer versteht im Abschn. vom Proportionalzirkel folgendes: „Man mache die Paralleldistanz von 90 und 90 auf den Sinus, gleich dem gegebnen Radius, nehme die Paralleldistanz des Sinus Complement der gegebnen Grade." Ausdrücke wie diese: „die fünf und zwanzigste Skale," statt Skale, die in 25 Theile getheilt ist, „Teleskopische Glaser von 60 Fus Länge," statt Fokallänge, „die Commissarien der Longitudo" u. d. m. kommen fast auf allen Seiten vor. Ueberall heisst es *der* Tangent; z. B. *einen Tangenten* an einen Zirkel ziehn. *Media et extrema ratio* lasst sich nicht durch grosstes und mittleres Verhaltniss übersetzen. *The oblique Ruler* sollte schiefes Rolllineal, nicht schiefes Lineal; *Croff staff* oder *Surveying Croff* Feldmesserkreuz, nicht Winkelmesser, und *Optical square* optisches Winkelmass, nicht optischer Winkel übersetzt seyn. Ist folgender Anfang des siebenten Abschnitts wohl deutsch? „Wissenschaft kann voraussetzen, und der Verstand begreift Dinge als möglich, und als leicht zu bewirken, wo Kunst und Erfahrung oft unüberwindliche Schwierigkeiten finden. Reine Wissenschaft hat blos mit Begriffen zu thun; allein bey der Anwendung ihrer Gesetze für den Gebrauch im gesellschaftlichen Leben werden wir öfters genöthigt, uns den Unvollkommenheiten der Materie zu unterwerfen, und in so fern der Zufall Einfluss darauf hat." — Die *Zusatze des Uebersetzers* von S. 578 bis 645. bestehen, (einige unbedeutende Anmerkungen und die Erklarung von Adams und Dr. Bevis Instrumenten zu perspectivischen Zeichnungen ausgenommen, welche *A.* zwar abgebildet, aber nicht beschrieben hatte.) sämmtlich aus Uebersetzungen und Auszügen aus englischen Aufsätzen. 1) *Ueber die Vermessung der Grundlinie zu Romney Marsh* im Herbst 1787, angestellt mit einer 100 Fus langen stahlernen Kette von zwey engl. Ingenieurofficieren, zum Behuf der Vermessungen des Generals *Roy*. 2) *Beschreibung des grosen Scheibeninstruments oder Theodolits*, welches *Ramsden* für den General *Roy* verfertigt hatte, beide Aufsätze aus den *Philosophical Transactions* Vol. 80. 1790. P. I. übersetzt. 3) *Beschreibung von John Adams künstlichem Horizont* aus dem 4ten Bande der Schriften der Londner Gesellsch. zur Aufmunterung der Künste und Manufacturen. 4) *Ludlams Anmerkungen über Birds Theilungsverfahren* aus *W. Ludlams Introductions and notes on Mr. Birds Method of dividing Instrum. Instr.* Lond. 1786. q. Zu den beiden ersten Aufsätzen gehören 9 Kupfertafeln auf halben Bo-

Digitized by Google

gen.

gen, durch die man besonders von der Einrichtung von Ramsdens Theodolit, (dem vollkommensten Instrumente seiner Art) eine recht anschauliche Vorstellung erhält. Der messingne Horizontalkreis dieses bewundernswürdigen Scheibeninstruments hat 3 Fuss im Durchmesser, und ist nur von 15 zu 15 Minuten eingetheilt. Mittelst zweyer Schraubenmikrometer erhält man die Winkel bis auf eine Secunde genau. Durch die achromatischen Fernröhre desselben konnte man den Schein einer grosen Reverberirlampe in einer Entfernung von 5 deutschen Meilen deutlich erkennen.

Die aus *Gale* entlehnten *Tafeln*, welche den *Anhang* ausmachen, und auch besonders verkauft werden, beziehn sich auf die scharfsinnige, sehr zu empfehlende Art *John Gales*, eines der vorzüglichsten englischen Feldmesser, Felder und Gegenden mittelst des Scheibeninstruments aufzunehmen und in Grundriss zu bringen. Gleich den Tafeln der Markscheider, (von denen sie sich in nichts wesentlich unterscheiden,) enthalten sie die Auflösung des rechtwinklichten geradlinichten Dreyecks, und geben für jede Hypotenuse von 1 bis 100 Theilen, (wenn der Winkel, den die Hypotenuse mit dem einen Katheten macht, stets um 15 Minuten von 0 bis zu 45 Graden wächst) die Gröfse der beiden Katheten in Tausendtheilen der Einheit. Die Gröfse der Hypotenuse steht im senkrechten, die Gröfse des Winkels im horizontalen Eingange. Für jeden Grad sind zwey Seiten bestimmt.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Usus Logarithmorum Insinitinomii in Theoria Aequationum.* Auctore *Mauricio de Prasse.* Adjecta est tabula singularis. 1796. 4.

Der Vf. hat durch dieses Werk sowohl seine gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse in der Analysis dem Publicum vor Augen gelegt, als auch sich insbesondere ein grosses Verdienst um die Hindenburgische combinatorische Analytik, welcher diese Schrift vorzüglich gewidmet ist, erworben. Das Problem, das Hr. *v. P.* hier besonders abhandelt, ist: Es sind M Reihen gegeben, nach Potenzen von X fortgehend, man soll jede dieser Reihen zu irgend einer gegebenen Potenz erheben, und das Product aller dieser Potenzen angeben. Wie wichtig, aber auch wie verwickelt dieses Problem ist, kann man schon aus dem speciellen Falle sehen, wo die Reihen nur zwey Glieder haben, und keine Potenzen vorkommen; einem Falle, den *Tempelhof* und andere weitläuftig abgehandelt haben. §. II bis XIII. enthält eine kurze, und mit Beyspielen erläuterte Erklärung der Hindenburgischen combinatorischen Zeichen und Grundformeln, so weit sie sich auf Klassen beziehen, der Vf. führt dieses mit einer zweckmäfsigen Kürze aus, und verräth bey dieser so verwickelten Materie die Gabe einer deutlichen und faslichen Darstellung. Von § XIV — XIX Erklärungen über Involutionen, worüber man indessen noch mehr in *Hindenburgs Archiv der reinen und angewandten Mathematik* findet. §. XX enthält eine neue Involution für den Logarithmen einer Reihe; sie ist eben so leicht, und nur sehr wenig von der Involution für Potenzen einer Reihe verschieden, und enthält den Grund zur Auflösung des oben erwähnten so verwickelten Problems. Der Vf. setzt nämlich das Product, als schon gefunden, einer Reihe nach Potenzen von X fortgehend, mit fingirten Coefficienten, gleich; nimmt dem Logarithmen auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens, und aus dieser Gleichung findet er die Werthe für die fingirten Coefficienten. §. XXXI. enthält ein Problem, dessen Auflosung beym ersten Anblick unmöglich scheint, wenn nämlich die Coefficienten des Products gegeben sind, die Exponenten jedes Factors zu finden. Es scheint hier, als ob man aus einer Gleichung mehrere Unbekannte fände; allein diese Gleichung ist allgemein, und durch Substitution erhält man für r Unbekannte, auch r Gleichungen. Zur Auflösung war die Hindenburgische Eliminationsformel nöthig, sie ist daher hier mitgetheilt worden, und zwar mit einer leichteren Regel für die Bestimmung der Zeichen ±.

Die Zusätze enthalten Anwendungen der vorigen allgemeinen Formeln auf den Fall, wo die Reihen lauter Binomien sind, woraus endlich der bekannte Newtonische Lehrsatz über das Verhalten der Summen der Potenzen aller Wurzeln einer Gleichung zu den Coefficienten dieser Gleichung hergeleitet wird. Dann mehrere Summationen von Reihen, unter denen einige sind, für die man bis jetzt nur dependente, keine directen Summationsformeln hatte.

Die angehängte Tafel über das Potenzenproblem ist sehr bequem und nützlich; sie enthält die Potenzen einer sehr allgemeinen Reihe durch Localausdrücke, durch Combinationsklassen, und zuletzt entwickelt, alles so geordnet, dass jede drey dieser verschiedenen Ausdrücke, die einander correspondiren und gleich sind, unter einander stehn. Aufserdem geht sie noch ein Glied weiter, als die bis jetzt bekannten, und ist sehr correct abgedruckt. Wir können dieses Werk mit Recht als eines der besten und vorzüglichsten in diesem Fache und auf diesem noch wenig betretenen Wege ansehen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Dresden, b. Meinhold: *Der Freund in der Noth*, oder: *die zwey Schwestern*; ein Lustspiel in zwey Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 56 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendas.: *Eifersucht und Rache.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 152 S. 8. (8 gr.)

3) Ebendas.: *Ehestandsscenen*, oder: *die unerwartete Wiedervereinigung;* ein dramatisches Gemälde in vier Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 119 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. der gegenwärtigen Schauspiele verräth Anlagen zu einem guten dramatischen Dichter. Wenn auch die Stücke auf dem Theater nicht gefallen sollten, weil es den Zuschauern bisweilen an Unterhaltung fehlen dürfte, so verdienen sie doch von mehr als

einer Seite gelesen oder gehört zu werden. Nach des Rec. Gefühle ist Nr. 1. das fehlerhafteste von allen. Die Charaktere sind in diesem Stücke von keiner feinen Zeichnung. Welcher gescheute Mann, wie Rothberg seyn soll, wird zu seiner Tochter sagen: „Armes Mädchen, deine Mutter weigert sich, dir ein Kleid machen zu lassen — du bekommst nun eins von mir." Friederike, die von so vielen vortheilhaften Seiten dargestellt wird, erzählt dem Hofr. Hellmann, der zum erstenmale ihre Bekanntschaft macht: „ach, ich werde „wirklich recht hart behandelt — eigentlich ist meine „Schwester Herr im Hause." Mit wahrer Dummheit sagt sie: „es ist mir doch lieb, dass sich jemand findet, „der Mitleid mit mir hat; — ach, wer wird mich armes Madchen heirathen!" Dann erzahlt sie wieder ein andermal dem Hofr. H., wie der Vater sich erboten habe, ihr ein neues Kleid machen zu lassen, mit einer Miene gegen die Mutter als wollte er sagen — ich wills so haben, ich habe zu befehlen. Und der Hofrath sagt: „Das lohn ihn Gott!" Noch einfaltiger erscheint die Geliebte, wenn sie mit vorgehaltner Schürze zur Antwort giebt: „Sie scherzen — ach Sie „haben mich zum Besten."

Von solchen auffallenden Mängeln findet man nichts in Nr. 2. u. 3. Eifersucht und Rache lässt wohl noch manches in der Anlage vermissen; indessen würde man sichs doch gefallen lassen, dass ein eifersüchtiger Liebhaber seinen vermeynten Nebenbuhler auf Pistolen herausfodert, dass dieser gutwillig genug ist, sich schiessen zu lassen; dass er wieder auflebt, und seinen Gegner am Ende durch Grossmuth beschämt, wenn nur dies alles dem Schauspieldichter nicht so willkührlich zu Gebote stände, dass es weiter keiner Kunst bedarf, die Verwicklung und Entwicklung aus der Denk- und Handlungsweise der Personen herzuleiten, wenn alle Umstände sich darnach fügen müssen. Dreymal erscheint der Eifersüchtige in diesem Stücke seinen Bekannten incognito, und erst zum drittenmale erinnert er sich, dass er seine Stimme etwas verstellen müsse, um nicht sogleich erkannt zu werden.

Die Ehstandsscenen werden von der moralischen Seite in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Es sind Gemälde, zu denen man im häuslichen Leben die Originale leider nur zu oft erblicken kann. Wenn auch die Wiedervereinigung für den Zuschauer nicht unerwartet erfolgen sollte; so hätte sie doch der Rec. nach einer so unzulänglichen Vorbereitung in der That noch nicht erwartet. Zur Aufführung mochte dieses letzte Schauspiel besser als die vorigen taugen.

Königsberg, b. Nicolovius: *Die Regata zu Venedig* oder die Liebe unter den Gondolieren. Eine Oper in drey Aufzügen, von *S. G. Bürde*. 1795. 112 S. 8. (8 gr.)

Der Stoff dieser Operette ist glücklich gewählt, und mit einer angenehmen Leichtigkeit behandelt. Besser wäre es vielleicht gewesen, ihn in einen einzigen Act zusammenzudrängen, da der Ausgang gleich zu bestimmt vorhergesehen wird, um die Theilnahme eine so beträchtliche Länge hindurch zu unterhalten. Der Anfang und das Ende sind dagegen sehr gefällig für das Auge eingerichtet, dass sie den Zuschauer leicht in die Tauschung versetzen können, die ihn von unsern gewöhnlichen ländlichen Scenen weg in eine mehr poëtische Welt entrückt. Uebrigens herrscht in dem Stücke ein ziemlich müssiger und an vielen Stellen empfindsamer Dialog. Ein alter Gondelier spricht S. 58. von seinem *erschlafften Herzen*, das noch zu einer lebhaften Theilnehmung *gespannt* wird, und auf eben der Seite nennt ein junger Mann desselben Standes seine Achtung für den Bruder und seine Liebe für die Schwester *eine schöne Doppelflamme*. So sagt auch S. 109. ein andrer: „Ihr gebt der Sache eine Wendung, die zu *delikat* ist." Eine kühne, bilderreiche Phantasie lässt sich unter dem Völkchen annehmen, das wir hier vor uns haben, und die Sprache durfte deswegen einen edleren Stil haben; allein aus derselben Ursache hätte alles, was der raisonnirten Empfindung angehört, vermieden werden müssen. Für die erhohte Bildung der Personen in einem Stande, der sie nicht zu versprechen, kaum sie zuzulassen scheint, welche bey der ganzen Darstellung vorausgesetzt wird, hätte es sich unstreitig besser gepasst, das ganze Stück in Versen auszuführen. Zwar sind in dem poëtischen Theil desselben auch nicht alle jene dramatischen Unwahrheiten, wovon Bettinens Arie S. 64. einen auffallenden Beweis giebt, noch alle Härten und Misslaute vermieden; aber er ist dem Vf. bey weitem am besten gelungen. Meistentheils kommt das erwählte Sylbenmass der Musik schon zu Hülfe: es sind gefällige Arien, rasche Duo's, und die Romanze S. 47.:

Ueber'n Golfo von Abydos
Schwimmt des Nachts Leander kühn,
Freylich wird er süss belohnet,
Denn sein Madchen, Hero, wohnet
Drüben und erwartet ihn.

kann für eine recht artige Barcarolle gelten, wie sie unter den Gondolieren Venedigs zu Hause sind. Folgende hübsche Zeilen S. 59. sind ebenfalls in diesem Charakter:

Gält' es Bettinen, ich schiffte
Mit meinem Gondelchen rings um die Welt.

Ein andrer reizender Zug ist die Rose in Bettinens Haar, wodurch sie dem Geliebten ihr Geheimniss geschickt zu verrathen weiss, er mag nun dem Vf. der Novelle oder der Oper gehören. Wir wünschen dem letzten die Belohnung, einen Componisten zu finden, der seiner Dichtung Glanz verleihen könnte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe*, aus den Tagebuchern der Königl. praktiſchen Anſtalten zu Erlernung dieſer Wiſſenſchaften ausgehoben von D. *Friedr. Benjam. Oſiander*, Prof. in Göttingen. *Erſter Band*, mit drey Kupfern. 1794. 464 S. und 120 S. Einleitung. *Zweyter Band*, mit acht Kupfern. 1795. 523 S. gr. 8.

Unter mehreren vortrefflichen Anſtalten, mit welchen die Königl. Regierung zu Hannover die Univerſität Gottingen zu vervollkommnen eine Reihe von Jahren hindurch bemüht geweſen iſt, verdient das dortige Entbindungsinſtitut beſonders die Aufmerkſamkeit eines jeden, dem nicht bloſs die Unterſtützung deſſen, was wiſſenſchaftlich iſt, oder was einer Univerſität in cameraliſtiſchem Sinne zum Nutzen gereichen kann, ſondern auch die thätige Beförderung deſſen, was unmittelbar auf das Leben und Wohl der Menſchen Einfluſs hat, Freude verurſacht. Rec. hat vor kurzem Gelegenheit gehabt, dieſe Anſtalt naher kennen zu lernen, und ſie mit andern dieſer Art, welche er in und auſser Deutſchland geſehen hat, zu vergleichen. Er macht es ſich, ob er gleich ſelbſt einer ähnlichen vorſteht, zur angenehmen Pflicht, freymüthig zu bekennen, daſs, wenn es gleich andere giebt, welche bey weitem gröſser ſind und mehr Perſonen aufnehmen können, ſie doch beynahe ohne Ausnahme der Göttingſchen an Zweckmäſsigkeit innerer Ordnung, Reinlichkeit und menſchenfreundlicher Sorgfalt für alle Arten von Bedürfniſſen bey weitem nachſtehen. Auch das Aeuſsere des Gebäudes und die in demſelben getroffene innere Einrichtung entſpricht der Abſicht vollkommen, und gereicht den edlen Stiftern und Erhaltern dieſes wohlthätigen Inſtituts zu einem Denkmal, das ihnen wahren und bleibenden Ruhm bringt. Aus den beiden Vignetten, welche auf dem Titelblatt des erſten und zweyten Bandes ſtehen, kann man ſich einen anſchaulichen Begriff von dem Gebäude ſelbſt machen. Es war dieſer ſchönen Anſtalt zu wünſchen, daſs ſie einen ihrer würdigen Vorſteher erhalten möchte. Auch *dieſer* Wunſch iſt in Erfüllung gegangen. Rec. überläſst es den Leſern dieſer Blätter, aus dem mit Unbefangenheit kurz anzuzeigenden Inhalte des gegenwärtigen Werks zu urtheilen, ob der Vf. nicht eben ſowohl von Seiten der Gelehrſamkeit und Kenntniſſe, als des thätigen Eifers für ſeine Pflicht und des bereits geleiſteten Nutzens, vorzügliche Achtung verdient.

Die Einleitung enthält Nachrichten von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtande der cliniſchen Anſtalt und des Entbindungsinſtituts. Jene war zuerſt eine Privatunternehmung des für die Wiſſenſchaft viel zu früh verſtorbenen berühmten *Röderers*, deſſen Stelle nachher *Vogel* erſetzte. Ihm folgte der jetzige verdiente Marburgiſche Lehrer, *Feldinger*, durch deſſen Verwendung es bey der Königl. Regierung dahin gebracht ward, daſs ſie einen jährlichen Fond dazu anwieſs. Seit 1792 ſteht Hr. O. dieſer Anſtalt vor, welche nunmehr mit dem Entbindungsinſtitut vereinigt iſt und unmittelbar unter der Königl. Regierung ſteht. Ihre Einrichtung iſt wie bey andern vorzüglichen cliniſchen Anſtalten. — Das Entbindungsinſtitut ward von *Haller* in Vorſchlag gebracht, die Einrichtung deſſelben aber beſorgte *Röderer* nach dem Muſter des Strasburger Inſtituts, und ſtand demſelben 12 Jahr bis an ſeinen Tod vor. So klein daſſelbe anfangs war, ſo vielen Nutzen verbreitete es doch durch den Eifer ſeines Vorſtehers. Ihm folgte Hr. Hofr. *Wrisberg*, welcher 20 Jahr die Aufſicht darüber führte und mehrere geſchickte Geburtshelfer und Hebammen zog, worauf Hr. *Fiſcher*, jetziger Leibarzt zu Weilburg, die Direction und zugleich den Auftrag erhielt, den Plan zu einem neuen Gebäude anzugeben. Der Cheval. *de Nerciat* zu Caſſel entwarf denſelben nach *Steins* und *Fiſchers* Vorſchlägen, zu deren Ausführung ſogleich der Anfang gemacht ward. Hr. O. hatte das Vergnügen, die Vollendung bewerkſtelligen zu helfen. Die Beſchreibung der muſterhaften Einrichtung des Ganzen und ſeiner Theile wird jedem Leſer angenehm ſeyn.

Das Inſtitut iſt zunächſt dazu beſtimmt, den angehenden Geburtshelfern und Hebammen zum Unterricht, auſserdem aber auch armen ſchwangeren ehelichen und unehelichen Perſonen, ohne Unterſchied des Vaterlandes, des Standes und der Religion, zum Zufluchtsort zu dienen. Jede Religionsverwandte kann ihren Gottesdienſt im Hauſe ſelbſt abwarten; auch Jüdinnen können ganz nach ihrer Weiſe leben und die Beſchneidung ihrer Kinder in dem Inſtitute ſelbſt verrichten laſſen. Auf einmal können nur 16 Perſonen, das ganze Jahr hindurch aber 70 bis 80 aufgenommen werden. Ihre Verpflegung läſst ſchlechterdings nichts zu wünſchen übrig, weil bey derſelben in keinem Stück die erfoderlichen Koſten erſpart werden. Jede wird eigentlich 4 oder 6 Wochen vor der Niederkunft aufgenommen, und im Sommer 14 Tage, im Winter 3 Wochen nach derſelben entlaſſen; Ausnahmen von der Regel nach den Umſtänden ſtehen dem Director frey. Angeſteckte, oder mit Ausſchlägen etc. behaftete Perſonen werden in andern Häuſern auf Koſten des Inſti-

Digitized by Google

tuts verpflegt. Die Kirchenbuſſe, welche ſich, triftiger Urſachen halber, nicht wohl aufheben ließ, wird in der Stille vor einem Prediger unentgeldlich abgethan, und beſteht blos in einem Privatbekenntniſs des begangenen Vergehens, worauf das Abendmahl die gefallene Perſon mit der Kirche ausſöhnt. Alle Geld- und andere Strafe fällt dabey gänzlich weg. Die Arbeit, welche die Schwangeren und Wöchnerinnen verrichten, beſteht hauptſachlich im Spinnen zum Nutzen des Inſtituts, wofür ſie, bey ihrer Entlaſſung, eine verhaltniſsmäſsige Belohnung erhalten. Alle Leichen werden, nach vorhergegangener Oeffnung, wie jede andere bürgerliche Perſon begraben, und ihre hinterlaſſenen Kleidungsſtücke und ſonſtiges Vermögen erhalten die Verwandten; die hinterlaſſenen Kinder werden, wenn keine nahen oder vermögenden Verwandten da ſind, auf Koſten des Inſtituts erzogen, und erhalten einen Legitimationsbrief. Die Bettſtellen ſind von Eichenholz und angeſtrichen, (ſollten nicht eiſerne in mehr, als einer Hinſicht, beſſer und einer ſo ausgezeichnet vortrefflichen Anſtalt gemäſser ſeyn?) und haben Vorhänge an eiſernen Stäben, ohne Bedeckung oder Himmel; die Unterbetten ſind mit Stroh, die Kopfkiſſen mit Pferdehaaren gefüllt; zur Decke dienen doppelte Betttücher von Leinewand nebſt einer wollenen Decke. Auch die Kinderbetten ſind auf eine ähnliche Art gemacht. In jedem Zimmer, worinn eine Wöchnerin und zwey Schwangere wohnen, iſt, auſser den nöthigen Meublen, ein Thermometer und Ventilator angebracht; die Heitzung geſchieht durch Oefen. Die Cloaken ſind durch eine eigene dabey angebrachte Vorrichtung auſser Stand geſetzt, zu irgend einer Jahrszeit oder bey irgend einer Veränderung des Wetters einen Geruch zu verbreiten. (Dieſe äuſserſt einfache und ihrem Zweck völlig Genüge leiſtende Einrichtung verdient in jedem Hoſpital nachgeahmt zu werden). Der Director und alle bey dem Inſtitut angeſtellten Perſonen wohnen in demſelben, auch ſind eigene Zimmer für vornehmere und wohlhabendere Schwangere, welche unbekannt bleiben wollen, eingerichtet. Die Lage des Hauſes iſt unmittelbar am Wall, in beträchtlicher Entfernung von andern Häuſern; ein Garten und freyer Platz ſtöſst daran. Die Ausſicht iſt die ſchönſte von Göttingen.

„Da der *vorzüglichſte Zweck* bey Errichtung des Inſtituts war, eine praktiſche Schule der Geburtshülfe zu ſtiften, und den Studirenden ſowohl, als den Hebammen, alle möglichen Vortheile und Gelegenheiten dadurch zu verſchaffen, ſich ihrer Beſtimmung gemäſs zu bilden; ſo ſind eigentlich die Schwangeren der Lehranſtalt halber da. Unehelig Schwangeren einen ſicheren Aufenthalt zu geben und ſie wegen dem (des) Wochenbett(s) auſser Sorgen zu ſetzen, um dadurch manchen Kindermord zu verhüten, iſt nur ein *Nebenzweck*.“ S. XCI.

Dieſem hier angegebenen Hauptzweck handelt Hr. O. dadurch allerdings gemäſs, daſs er, wie S. CX der Einleitung geſagt wird, die Zange häufig anlegen läſst. Unter der vorſichtigen Leitung eines ſo geſchickten Führers kann freylich der angehende Geburtshelfer der Gebährenden und dem Kinde keinen Schaden zufügen, und muſs die dabey nöthigen Handgriffe leicht und vollkommen lernen, auch ſich zu einem geſchickten Operator bilden; Rec. aber bekennt freymüthig, daſs er in dieſen Grundſätzen *nicht ganz* mit Hn. O. und mit einigen andern deutſchen und franzöſiſchen berühmten Lehrern der Geburtshülfe übereinſtimmt. Bey dem Inſtitut, welchem Rec. ſeit 16 Jahren vorſteht, vermeidet er den Gebrauch der Inſtrumente, und ſelbſt der Zange, aufs möglichſte, und lehrt ſeine Zöglinge die Anlegung und Wirkung derſelben nur an einem Fantom, worinn ein todtes Kind liegt; dennoch aber hat er die Freude, mehrere vorzüglich geſchickte Geburtshelfer gebildet zu haben, welche die Zange mit dem glücklichſten Erfolg anwenden. Wenn ſich indeſſen der ſeltene Fall ereignet, wo die Zange ſchlechterdings erfoderlich iſt; ſo erlangt der Zuhörer theils durch das Zuſehen, theils durch einige dabey zu leiſtende Beyhülfe, die erfoderliche und auf gehörige Kenntniſs gegründete Dreiſtigkeit. So lernen ja junge Wundärzte beynahe allenthalben die Operationen durch Uebung an Leichen und durch das öftere Zuſehen in Hoſpitälern. Auch die Nachgeburt läſst Rec. nicht löſen, ſondern überläſst, mit äuſserſt ſeltenen und beſtimmten Ausnahmen, die Austreibung derſelben lediglich der Natur. Uebrigens beſcheidet er ſich gern, daſs *ſeine* Meynung nicht infallibel und vielleicht auch nicht an jedem Ort gleich anwendbar iſt; daher kann das freymüthige Bekenntniſs derſelben auch nicht als ein Tadel der entgegengeſetzten angeſehen werden.

Sehr vortrefflich iſt übrigens alles, was Hr. O. über die Art, wie den Schülern und Schülerinnen Unterricht ertheilt wird, umſtändlich angegeben hat. Was irgend von Hülfsmitteln zur Erleichterung deſſelben angewandt werden kann, das findet ſich bey ſeinem Inſtitut; auch eine Sammlung von anatomiſchen Präparaten hat er angelegt, und iſt auf deren Vermehrung eifrig bedacht. Statt des S. CVIII. angegebenen Fantoms würde Rec. ein vollkommneres, etwa dem Baudelocqueſchen ähnliches, vorſchlagen, damit auch in einer an ſich ſo geringfügigen Sache nichts zu wünſchen übrig bliebe.

Das Uebrige des erſten Bandes und der zweyte Band enthalt theils Krankengeſchichten, theils Abhandlungen, welche die Phyſiologie, Geburtshülfe und eigentliche Heilkunde betreffen. Alles Wichtige davon auszuzeichnen leidet der Raum nicht; Rec. begnügt ſich daher, nur einiges zum Beweiſe auszuheben, daſs das ganze Werk von jedem Arzt und Geburtshelfer geleſen zu werden verdient.

Merkwürdig iſt die im erſten und zweyten Stück ſehr umſtändlich erzahlte Krankheitsgeſchichte einer 37jährigen Weibsperſon, welche nach einer allmahlig verſchwundenen Kniegeſchwulſt eine groſse Menge von lebendigen und todten Inſekten, worunter Käfer, Fliegen, Larven, Kellerafſeln, Spulwürmer u. ſ. w. waren, unter heftigen Krampfen und andern üblen Zufällen mehrere Monate hindurch ausbrach, bis eine neue Kniegeſchwulſt plötzlich erſchien und ſchnell verſchwand, worauf die Kranke hergeſtellt ward. An Betrug war bey der mit der äuſserſten Sorgfalt angeſtell-

ten

Digitized by Google

ten Beobachtung nicht zu denken; mehrere ähnliche Beyspiele, welche Hr. O. angeführt hat, deren Verzeichnifs sich noch vergröfsern liefse, beweifen auch, dafs ein folcher Fall nichts weniger, als unerhört ist. Ueber die Art, wie diese Thiere in den Körper der Person gekommen seyn mögen, hat der Vf. mehrere Vermuthungen angegeben. (Sollte nicht ein grofser Theil derselben durch den Mund eingekrochen seyn, wenn die Person gewohnt war, mit offenem Munde zu schlafen? dafs viele davon unzerstört und sogar lebendig herauskamen, ist leicht begreiflich, weil solche Thiere nicht allein ein zähes Leben haben, sondern auch, weil der Magensaft auf lebendige Theile von Thieren keinen zerstörenden Einfluss hat.) — Bey andern Krankheitsgeschichten, welche tödlich ausfielen, ist nicht allein die Section mit beygefügt, sondern es sind auch Resultate daraus gezogen worden, die ungemein lehrreich sind. — Bey Gelegenheit der Geschichte einer tödlichen Darm- und Netzentzündung, welche vom Missbrauche treibender Mittel entstanden war, wird gesagt, dafs man auf den Dörfern in Schwaben das Haus einer Hebamme und eines Barbiers leicht daraus erkennen könne, dafs gewöhnlich im Garten Sevenbäsche vorkommen, wovon sie ohne Zweifel zu ähnlichen Absichten Gebrauch machen. — Beyspiele von starken Eiterungen im Becken mit einem kalten Kindbetterinfieber. — Ganz geruchloses Kindswasser ist seltener, als starkriechendes; denn meist hat es einen saamenartigen geilen Geruch, der sich ihm nicht aus der Scheide mittheilt, weil auch selbst das von einer, aus den Geburtstheilen hervorgetriebenen und aufserhalb denselben geöffneten, Blase aufgefafste Kindswasser diesen eigenen Geruch hatte. (Hieran hat wohl die Beschaffenheit der Säfte einer solchen Person, ihre Cachexie, Unreinlichkeit u. s. w. den grösten Antheil. Rec. glaubt, aus seiner Erfahrung behaupten zu können, dafs dieses Wasser eigentlich blond ist und keinen andern Geruch hat, als den, welchen das Blut und jede andere frische thierische Feuchtigkeit von blonder Art hat.) — Einmal ward die Levretsche Zange so hoch angelegt, dafs der Schlufs noch zwischen die Schaamlippen zu stehen kam; nach mehr, als 20 Zügen, ward der Kopf ohne die geringste Verletzung des Damms zur Welt gebracht, im Muttermund aber waren ein Paar kleine Risse. Die Kranke genafs nach einigen erlittenen Zufällen. Leichte Risse im Muttermunde sind, wie der Vf. sagt, von gar keiner Bedeutung, und werden fast bey allen Personen, welche geboren haben, bemerkt. — Gute Wirkung der äthiopischen Pillen und des Wallnufsschaalen-Extracts bey venerischen Geschwüren. — Sehr wichtig ist die auf eine hier erzählte Geschichte gegründete Bemerkung, (welche auch Rec. aus seiner Erfahrung bestätigen kann), dafs Kinder mit allen Zeichen der faulichten Maceration, oder mit allen Zeichen des heissen Brandes am Kopf und an Armen und Füfsen geboren werden und doch leben können. — Es giebt einen Pemphigus neonatorum, an welchem vorzüglich das Leberfystem und das Kind pech Antheil zu haben scheint. (Auch davon hat Rec. Beyspiele gesehen). Eine schöne Abbildung erläutert diese Krankheit, von welcher mehrere Beobachtungen erzählt werden. — Ein im Mutterleibe kränkliches Kind läfst zuweilen einen Theil des Kindspechs von sich, verschluckt auch wohl etwas von dem dadurch verunreinigten Kindswasser, ohne Nachtheil seines Lebens. — Das Wiederbeleben todtscheinender Kinder gelingt bisweilen erst nach anderthalbstündigem Bemühen, und es kommt dabey mehrentheils alles aufs Lufteinblasen an, wobey aber die Nasenlöcher nicht zugehalten werden müssen. — Vorzüglich wichtig für den praktischen Arzt und Geburtshelfer ist die Abhandlung über die Hülfe bey Blutflüssen vor der Geburt. Hr. O. erzählt mehrere von den ihm vorgekommenen Fällen dieser Art, sie mochten glücklich oder unglücklich ausgehen, mit einer Unbefangenheit und sichtbaren Wahrheitsliebe, welche ihm bey seinen Lesern das vollkommenste Zutrauen erwerben mufs. Sehr lehrreich sind auch die daraus gezogenen Resultate, insbesondere die, welche die früheren Kennzeichen von dem so gefährlichen Sitze des Mutterkuchens an oder auf dem Muttermunde und die dabey nöthige Hülfe betreffen. Dabey ist auf die Lage und Beschaffenheit der Gebärmutter im ungeschwängerten Zustande, auf die Veränderung derselben während der Empfängnifs und auf die Art der Einwurzlung des Eys genaue Rücksicht genommen, auch ist die veränderte äussere und innere Form der schwänger gewesenen Gebärmutter nebst ihren Dimensionen angegeben worden. Bey Durchlesung dieser und ein paar anderer Abhandlungen bemerkte Rec. mit besonderem Vergnügen, wie sehr der Vf. darauf ausgegangen ist, das gründliche Studium der Anatomie und Physiologie mit der Praxis zu vereinigen: eine Tugend, welche bey wenig praktischen Aerzten und Geburtshelfern in diesem Maafse vorkommt. Bey den oben angegebenen Blutflüssen giebt Hr. O. vorzüglich Alaun, auch wohl Cascarillextract und Opium; der Zimmttinctur ist er nicht günstig. Mit Recht empfiehlt er die baldige Wendung, bey welcher man, um sie leichter und unschmerzhafter zu machen, mit der Hand gegen das Kind, nicht aber gegen die Gebärmutter, arbeiten mufs. Wo die Zange nöthig ist, läfst er sie, bey fortdauernden Krämpfen, mit einem Opiumöl bestreichen.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1. Münster, b. Theissing: *Scupuli's Anweisung über die Art und Weise zu kämpfen, um gut und glücklich zu werden.* Von Neuem ins Deutsche übersetzt. Mit Erlaubnifs der Oberen. 1793. 432 S. Vorr. u. Inhalt, XXXII S. 8.

2. Ebendaf.: *Scupul.'s Krankenbesuch*, von der Art, den Kranken beyzustehen, sie zu trösten, und zu einem guten Tode vorzubereiten. Vorzüglich zum Gebrauch für Seelsorger. 1793. 120 S. 8. (Beyde 29 gr.)

Nr. 1. ist dem ersten Heerführer und glorreichsten Sieger, Jesus Christus, Sohne der Jungfrau Maria dedicirt,

dicirt, (weil, wie es in der Ded. heifst, der Vf. ohne Läfterung und Schaden fie irgend einem andern nicht zueignen könne, als feiner göttlichen Majeftät, dem Könige Himmels und der Erden,) von deffen mit feinem Blute erkauften unterthänigem Knechte, D. *Laurenz Scupuli*, regulirten Chorherrn. Der Vf. war, wie der Ueberfetzer in der Vorrede fagt, im Königreich Neapel im 16ten Jahrhunderte geboren. Er war fchon frühe durch das göttliche Licht zu der Ueberzeugung gekommen, dafs die Demuth der Grund aller Tugend fey, war ganz dem Zuge der göttlichen Gnade gefolgt, die Welt hatte keinen Reiz für ihn, er lebte in derfelben, aber fein Geift war im Himmel. Er hatte dabey unaufhörlich zu kämpfen, aber immer mit glücklichem Erfolge. Und fo lehrt er in diefer Schrift, wie man recht kämpfen müffe, und diefs wird fehr weitläuftig durch alle Inftanzen durchgeführt. Unter andern wird im 10ten Kap. S. 65 gezeigt, wie fich der Chrift des Morgens zum Kampf rüften müffe. So bald er erwacht ift, mufs er fich in einem Felde umfchauen, das um und um allenthalben mit Feinden befetzt ift. Denn gegen ihm über fteht die böfe Neigung, die er bezwingen will, als ein Feind gerüftet und mit gierigen Blicke auf ihn zielt, um ihn zu treffen und zu tödten, ihr zur Seite fteht die ganze Macht der Hölle, die fie ftets aufhetzt und ihm von allen Seiten auflauert, ihm zur Rechten aber fteht der grofse Ueberwinder und fein Führer, Chriftus Jefus, umgeben von feiner Mutter und einer grofsen Schaar Engel und Heiligen etc. S. 118 ff. wird ganz genau befchrieben, wie der Teufel die Menfchen zum Böfen verführe, und wie man fich feinen Angriffen zu widerfetzen habe. Das 59te Kap. handelt von der *Aufopferung*. Diefe mufs zwey Eigenfchaften haben, 1) fie mufs vereiniget feyn mit der Aufopferung Chrifti an feinem himmlifchen Vater, 2) der Wille mufs gänzlich abgeriffen feyn von aller Neigung gegen Gefchöpfe. Auch Stofsgebetlein kommen zuweilen vor, z. E. S. 79 gegen die böfen Gedanken, heifst es," fchmiege dich zärtlich ans Kreuz, wende dich zu den Wunden des Erlöfers, und fprich mit brennender Liebe; *Schöne, keufche, heilige Wunden, möchte mein elendes, unreines Herz nur euern Schmerz fühlen, um dadurch frey zu bleiben von der Sünde.*

Von der Art find denn auch die Rathfchläge, die dem Seelforger N. 2. ertheilt werden. Den Kranken foll man nach S. 67 darauf aufmerkfam machen, dafs Gott „unfer Schöpfer, Erlöfer, König, Opfer, Fürfprecher, Mittler, Hirt, Speife, Vater, Haupt, Arzt, Lehrer, Beyfpiel, Weg, Freude, Wahrheit, Leben, Ehre, Ruhm und alles Gute für uns fey," und jeden Punkt einzeln erklären. Wenn man das Bild des Gekreuzigten zur Hand nimmt, foll man nach S. 79 ff. fo mit dem Kranken reden, als wenn der Herr felbft mit ihm redete; man foll ihn dazu ftimmen, den Gekreuzigten anzubeten, insbefondere das Haupt Chrifti, und in den Wunden deffelben alle feine eiteln und ftolzen Gedanken zu vergraben. Bey Anbetung der Händewunden kann er wegen aller ausgeübten böfen Werke um Vergebung bitten, bey Anbetung der Füfswunden Nachlaffung wegen aller irdifchen Begierden; und dann verfenke er fich ganz mit allen Gedanken, Worten und Werken, womit er Gott könne beleidigt haben, in die *Seitenwunde*, damit er allda gereinigt werde und darinn bleiben und *wohnen* möge, ficher vor jedem Anfalle und befchützet vor allem Böfen. Die angehängten Betrachtungen von *Fenelon* find nach einem ähnlichen Gefchmack abgefafst. Ob man Luft habe, diefes Buch wie der *heil. Franz von Sales* 18 Jahre beftändig bey fich zu führen, und es als ein Buch zu betrachten, das durch befondere Gnade Gottes in feine Hände gekommen, wird man aus diefen Proben hinlänglich beurtheilen können.

HAMBURG, b. Bachman u. Gundermann: *Anweifung die chriftliche Glaubenslehre in proteftantifchen Schulen praktifch zu behandeln.* Ein Leitfaden für Prediger und Schullehrer. 17, 3. 204 S. 8. (12 gr.)

Man weifs nicht recht, ob diefe Anweifung ein ordentlicher Katechifmus oder ein Lefebuch für Prediger und Schullehrer feyn foll, um Materialien zum Unterricht daraus zu nehmen. Für den letzten Fall ift es etwas zu kurz und für den erften zu weitläuftig und zu discurfiv abgefafst, da kurze Sätze hier am fchicklichften find. Die Ordnung ift auch nicht recht zweckmäfsig. Es wird fogleich mit der Lehre der heil. Schrift, den Büchern des alten und neuen Teftaments, der Göttlichkeit der Lehre Jefu, der Wunder und Weiffagungen und der Eingebung der Anfang gemacht, und darauf folgt erft die Lehre von Gott, welche doch offenbar bey jenen Lehren vorauszufetzen ift. Eben fo findet Rec. die gehörige Proportion in der Ausführung der Materien nicht immer beobachtet, da bey der göttlichen Allweisheit die Naturgefchichte des Menfchen fehr weitläuftig abgehandelt, die göttliche Regierung nur kurz berührt und andere Proben diefer Weisheit ganz übergangen worden, dagegen nur eine ganz allgemeine Darftellung der Natur der Thiere, der Sonne, des Mondes und der Sterne bey der Lehre von der Schöpfung befindlich ift. Auf der andern Seite aber hat das Buch auch wieder viel Gutes. Der Vf. folgt dem Lehrbegriff des ältern Syftems, doch find manche Lehren fehr gemildert vorgetragen, z. E. von Dreyeinigkeit, Verföhnung Chrifti, den Wirkungen des Teufels; auch manchem Aberglauben, als von Bündniffen mit dem Teufel, dem fliegenden Drachen u. dgl. hat der Vf. mit vieler Bündigkeit entgegen gearbeitet. Ueberhaupt ift alles in der That fehr praktifch und für das gemeine Leben brauchbar behandelt, und die Fafslichkeit und Gefchmeidigkeit des Stils gereicht dem Buche fehr zur Empfehlung.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe*, aus den Tagebüchern der Königl. praktischen Anstalten zu Erlernung dieser Wissenschaften ausgehoben von D. *Friedr. Benjam. Osiander*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Band* hebt mit einer Abhandlung über das sogenannte Jungferhäutchen an, welche 119 S. einnimmt. Hr. *O.* welcher diese Membran nicht als ein Zeichen der Jungferschaft gelten lassen will, (wofür man sie, *allein genommen*, auch nicht annehmen kann), nennt sie daher *Scheideklappe*. Ihren Nutzen setzt er darin, dass sie beym Fötus das Ausspülen des Schleims der Mutterscheide verhütet und das Eindringen des Kindswassers hindert, nach der Geburt aber die Scheide gegen Luft, Staub, Urin und Unreinigkeit schützt. Die Bestimmung dieser Membran scheint ihm nur bis auf die Zeit zu reichen, wo das Monatliche bey einem Mädchen eingetreten ist, und er glaubt, dass es ins Lächerliche falle, wenn man sich einbilde, „die Natur habe dem Menschen gleichsam zu seiner Veredlung und zu einem Vorzug vor den unvernünftigen Thieren" diesen Theil gegeben. (Rec. gesteht, dass er hier abermal nicht gänzlich der Meynung des Vf. ist, und sich auch durch seine Gründe nicht überzeugt gefunden hat. Mehr hierüber zu sagen behält er sich an einem andern Ort vor). Bey dieser Gelegenheit hat Hr. *O.* auch von den andern wirklichen und angeblichen Kennzeichen der physischen Jungferschaft, von dem bekannten dahin gehörigen Mosaischen Gesetz, von der sich darauf beziehenden Sitte der Morgenländer, von der Beschneidung arabischer Mädchen u. s. w. mit vieler Gelehrsamkeit gehandelt und mehrere scharfsinnige Vermuthungen dabey geäussert. Die ganze Abhandlung ist ein wichtiger Beytrag zur gerichtlichen Arzneygelahrheit. Sieben theils illuminirte, theils schwarze, Kupfer erläutern diejenigen Theile, von welchen in der Abhandlung die Rede ist: die darauf enthaltenen Zeichnungen sind meist nach Präparaten und frischen Leichnamen vom Vf. gezeichnet, einige sind aus andern Werken genommen. Am merkwürdigsten darunter findet Rec. die Abbildung des in zwey Oeffnungen getheilten Hymens einer Schwangeren Tab. 2. f. 3. eines andern ohne Oeffnung von einer lebenden erwachsenen Person Tab. 3. eines völlig unverletzten von einer Schwangeren Tab. 4. fig. 1. und die nach Baurenfeinds Original copirte Zeichnung der beschnittenen Geschlechtstheile eines ägyptischen Mädchens Tab. 6. f. 1. — Kurze Anzeige von dem im Clinicum in Zeit von 5 Monaten vorgekommenen 138 Krankheitsgeschichten nebst ihrer Kurart und deren Erfolg. Von diesen Kranken genasen 83 völlig, 41 wurden besser entlassen, 11 wurden weggewiesen oder blieben selbst aus, 3 starben. Zwey Personen, bey welchen der Muttermund verschlossen war, wurden durch die Operation hergestellt. Beyläufig werden die Ursachen der Volkskrankheiten in und um Göttingen angegeben, und die Schädlichkeit der vielen Surrogate des Caffees wird gezeigt. Auffallend ist die Menge der dort vorkommenden Wurmkrankheiten. — Ueber die Ursache und Behandlung der Ruhr, nebst 38 dahin gehörigen Krankheitsgeschichten. Von diesen Kranken starben 2. Nach Hrn. *O.* Meinung ist die Ruhr eine aus Krampf entstehende örtliche Entzündungskrankheit, und der Sitz der Entzündung ist vorzüglich im Mastdarm. Die Ursache dieses Krampfs ist eine reitzende Materie, nemlich ein flüchtiger Stoff, eine mephitische Luftart, welche sich gewöhnlich durch Sonnenhitze aus faulenden animalischen und vegetabilischen Theilen, besonders aber aus menschlichen Excrementen entwickelt, bey kühlen Abenden und Nächten sich erhebt und beym Stuhlgang durch den After in den Mastdarm gelangt, ausserdem aber auch durch den Mund und durch die Haut in den Körper kommt. Man könnte die Ruhr mit der Gonorrhöe vergleichen und ihr den Namen *erythrorrhoea intestini recti* geben. Durch Erkältung an sich wird sie nicht hervorgebracht, auch ist sie kein Rheumatismus, obgleich ein Rheumatismus oft eine Complication derselben ist. Der Ruhrstoff ist wahrscheinlich ein flüchtiges Alcali in Verbindung eines mephitischen Stoffs. Diese Krankheit verbreitet sich aus einer Strasse in die andere, und zeigt dadurch ihre mittelst der Luft ansteckende Eigenschaft. Ein Hauptmittel zur Kur ist das Opium, welches die kränklich erhöhete Reizbarkeit und Empfindlichkeit mindert und in manchen Fällen selbst *vor* den Brechmitteln mit Nutzen gegeben wird. „Mit der gehörigen Vorsicht angewandt ist es nie ein gefährliches Mittel, für das es von Aerzten in vorigen und neueren Zeiten aus Mangel an praktischer Kenntniss so sehr verschrieen ward." Ausserdem gab Hr. *O.* arabisches Gummi, Mindererssgeist, Campher, und zuletzt gelind abführende und stärkende Mittel. Lauwarme, schleimigte und anodynische Klystiere, auch Umschläge und Blasenpflaster auf den Unterleib gelegt, linderten die Schmerzen; bisweilen war ein Aderlass nöthig. Bisweilen folgten Hautausschläge, die manchmal kritisch waren. (Wenn auch die hier aufgestellte Theo-

rie der Urſache und Entſtehung dieſer Krankheit einigem Widerſpruch Raum geben ſollte; ſo leuchtet doch aus derſelben der Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt des Vf. hervor. Auch iſt nicht zu leugnen, dafs er auf manche Urſachen dieſer unter ſo verſchiedenen Geſtalten erſcheinenden, und noch immer nicht genug unterſuchten, fürchterlichen Krankheit genauer, als ſeine Vorgänger, Acht gegeben und einige dabey bisher überſehene Umſtände ins Licht geſetzt hat. Seine Kurart wird jeder Sachkundige zweckmäſsig und wirkſam und dabey doch einfach finden. Ein von ihm aber nicht angevandtes Mittel, welches Rec. als eins der wirkſamſten bey der Ruhr ſowohl, als bey hartnäckigen Durchfällen, aus vieler Erfahrung kennt, das Extract und zumal das Pulver der nux vomica, dürfte hier noch zu empfehlen ſeyn). — Verzeichniſs der Candidaten der Heilkunde, welche von 1778 bis 1782 die cliniſche Anſtalt unter *Baldingers* Direction benutzt haben. Rec. freut ſich, ſeinen Namen darunter zu finden und hier zu bekennen, dafs auch er die Grundlage ſeiner praktiſchen Kenntniſſe dieſem Inſtitute zu danken hat. — Einige neue Erfindungen für die Geburtshülfe: nemlich Steins Cliſeometer mit einer neueren Verbeſſerung, Santerelli's Zange, des Vf. Cylinder zur Prüfung der Hände eines angehenden Geburtshelfers, ſein Waſſerſprenger, ſeine elaſtiſchen Warzenringe und ein Firniſs zum Ueberzug der Geburtszange. — Tabellariſches Verzeichniſs der von 1715 bis 1791 in der Entbindungsanſtalt gebornen und getauften Kinder. Die Anzahl beträgt 1105. Dergleichen Verzeichniſs von den Wochnerinnen, welche von 1792—94 daſelbſt waren etc. Die Anzahl beträgt 223. Unter eben ſo viel Kindern wurden nur 34 tod geboren oder ſtarben bald nachher. — Reſultate von Beobachtungen über die erſte Erſcheinung des Monatlichen, über die Zeit der Empfängniſs und die Zufälle während der Schwangerſchaft, auch über die weiblichen Brüſte und deren Beſchaffenheit im geſunden und kranken Zuſtande. (Ungern übergeht Rec. aus Mangel an Raum die hier gemachten intereſſanten und zum Theil neuen Bemerkungen). Ueber die Geſchlechtsverwechſelung neugebohrner Kinder, nebſt der Beſchreibung einiger dahin gehöriger Abweichungen von der natürlichen Bildung. (Dieſer Aufſatz iſt wieder für die gerichtliche Arzneygelahrheit wichtig).

Zum Schluſs dieſer Anzeige iſt noch anzuführen, dafs Hr. *O.* ein eignes *Tabellariſches Verzeichniſs aller von 1751 bis 1762 in der Entbindungsanſtalt zu Göttingen vorgefallenen Geburten nebſt ihrem Erfolg für Mutter und Kind, aus den Tagebüchern des ſel. Roederers gezogen*, auf 9 Bogen in Fol. hat drucken laſſen, welches beſonders zu haben iſt. Dieſes hat ihm Gelegenheit gegeben, nützliche Reſultate aus der Praxis des ſel. *R.* zu ziehen und den Verdienſten dieſes würdigen Stifters jener Anſtalt auf eine Art Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welche ihm ſowol, als Hrn. *O.* ſelbſt, Ehre macht.

ALTENBURG, b. Richter: *Chirurgiſche Arzneymittellehre.* Zweyte Klaſſe. *Von ableitenden Mitteln.* Fortſetzung der erſten Abtheilung. Von *Chriſtoph Leberecht Römer*, der Arzneyw. u. Chirurgie Dr. und ausübendem Arzte in Leipzig. Mit Kupfern. 1796. LXIV. u. 484 S. 8.

Der Vf. befleifsiget ſich in dieſer Arzneymittellehre der Weitſchweifigkeit ſo ſehr, dafs Rec. bey den nunmehr ſchon erſchienenen vier Banden, einer Fortſetzung von mehr als einem Bande noch entgegen ſieht, wenn er ſich, ſeinem Verſprechen gemäfs, nach welchem dieſer Band der letzte ſeyn ſollte, nicht einſchränkt. Nur allein die Theorie von den kühlenden Mitteln und die Abhandlungen von der kühlen Luft und dem kalten Waſſer nehmen gegen 394 Seiten ein. Der Gedanke, eine praktiſche *materia chirurgica*, beſonders zum Behuf der Wundarzte von der niedrigen Claſſe zu veranſtalten, verdient wirklich Beyfall und Aufmerkſamkeit, und der Vf. hätte Fähigkeit genug ein ſolches Werk zu ſchreiben, wenn er ſich nur enger zuſammenzuziehen wüſste, und ſein Stil mehrere Richtigkeit und die Politur hätte, die man von jedem Buche, das für ein groſses und ſo heterogenes Publicum beſtimmt iſt, verlangen kann. Er verräth viele Beleſenheit, und hat vieles geſammelt; aber ſeine Sammlungen ſind bey aller Weitſchweifigkeit doch nicht vollſtändig, und nicht inſtructiv genug, weil er das wahrhaft Nützliche und zu wiſſen Nothwendige von dem weniger Nützlichen nicht immer genug zu unterſcheiden ſcheint. Oft ſchweift er auch in fremdes Gebiet aus, oder beſchäftigt ſich mit Gegenſtänden aus der höhern Theorie, die in keinem Buch für den Wundarzt, das ihm bey der Ausübung ſeiner Kunſt Licht geben und ihn beſtimmen ſoll, immer das nützlichſte Mittel zu wählen, vorkommen, oder höchſtens nur dann eine Stelle finden ſollten, wenn ſie völlig berichtiget ſind, und beytragen können den Wundarzt bey der Ausübung deſto ſicherer zu leiten. So iſt der Vf. unter der Rubrik: *kühle Luft*, ſehr weitläuftig über den Schaden, den verdorbene Luft in Spitälern und Feldlazerethen bey Wunden aller Art anrichtet: ſo ſpricht er weitläuftig, und nach Rec. Gefühl nicht genugthuend über *Brownis* Hypotheſe von der ſchwächenden Kraft der Kälte. So äufsert er über die Wirkungen der Kälte und die Anwendbarkeit derſelben bey Verletzungen durch Verbrennen im Allgemeinen richtige Grundſätze, iſt aber bey Darſtellung derſelben äuſserſt weitläuftig, und doch nicht immer beſtimmt genug, ſpricht auch von Dingen, an die in unſern Tagen kein nur einigermafsen gebildeter Wundarzt mehr denken mag. Die Meynungen von der ſympathetiſchen Kraft der Hitze zur Ausziehung der Feuertheilchen aus Stellen, die durch das Verbrennen verletzt worden ſind, würden S. 271 u. f. hätten, ohne dafs man ſie vermiſst hätte, wegbleiben können.

LEIPZIG u. ALTONA, b. Kayen: *Thomas Sydenham*, der A. G. D. und praktiſcher Arzt in London, *ſämmtliche Werke.* Aus dem Lateiniſchen in einen Auszug herausgegeben von *H. G. Spiering*, D. und prakti-

praktiſcher (n) Arzt in der Grafſchaft Ranzau. 1795. 325 S. 8.

Dieſer Auszug faſst die ſämmtlichen Werke des Sydenham, doch mit Ausnahme der *proceſſus integri in morbis fere omnibus curandis*. Was Sydenham von höherer Theorie hatte einfliefsen laſſen, desgleichen diejenigen Heilungsvorſchläge bey Krankheiten, die für unſere Zeiten nicht mehr paſſen, hat der Herausg weggelaſſen. Hin und wieder hat er auch brauchbare Erläuterungen aus *Grant. Stoll*, u. a. beygefügt, ſo wie er auch die altern zuſammengeſetzten Arzneyen, auf die ſich Sydenham bezieht, befriedigend erklärt hat. Für diejenigen Aerzte, die der lateiniſchen Sprache unkundig ſind, kann dieſer Auszug nützlich ſeyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, auf Koſten des Verfaſſers: *Rügen an der bürgerlichen Verfaſſung und dem jetzigen Zuſtande Churſachſens* von einem freymüthigen Patrioten. 1795. 185 S. 8.

Ohne Druckort: *Anmerkungen zu den Rügen an der bürgerlichen Verfaſſung und dem jetzigen Zuſtande Churſachſens* mit Zuſatzen und einer Beylage vom Herausgeber. 1796. 104 S. 8.

Ob der Vf. des Rügenprotocolls No. 1. ein competenter Richter ſey, oder ob ſein unreifes Product nicht vielmehr ſelbſt eine kritiſche Rüge verdiene, wenn er etwa eben die unſtreitigen Mangel der Verfaſſung ſeines Vaterlandes überſehen hatte und ſeine vorgeſchlagenen Verbeſſerungen jedes wirkliche oder eingebildete Uebel nur arger machen würden, ergiebt ſich wohl aus folgenden kurzem Auszuge. Der Vf. hebt mit dem bündigen Schluſſe an, das, weil Sachſen ehedem bevölkerter geweſen (ſeyn *ſoll*) als jetzt, auch *dermalen noch* die Volksmenge in unſtreitiger *Abnahme* ſey, und ſucht den Grund dieſer Behauptung 1) in der Vernachläſſigung der unehelichen Kinder, denen und deren Müttern, er, ohne Ausnahme, durch die geiſtliche Copulation des Schwängerers geholfen wiſſen will. (Wie aber wenn Concurrenz um ihn entſtünde, oder er ſchon ein Weib hätte?) 2) in dem zu häufigen Auswandern der Sachſen. Dieſes ſchränkt der Vf. ſelbſt blos auf die überflüſſige Menge von Studierten ein, und thut den Vorſchlag, der Staat ſolle ausrechnen, wieviel er in einem currenten Jahre für jedes Fach Candidaten braucht, und mehr Landeskinder, als hiezu erfodert werden, ſollen auf Schulen und Univerſitäten nicht geduldet werden. (Die Gelehrſamkeit iſt noch nicht zunftmäſsig genug in Churſachſen!) Von den churſächſiſchen Steuern iſt dem wohlunterrichteten Vf. ſoviel bekannt, daſs „die groſsten, wichtigſten Abgaben die niedern Volks„klaſſen treffen." Wie aber dieſe böſe Einrichtung, (die bekanntlich dermalen in allen policirten Staaten herrſcht, abzuändern, oder wenigſtens wie die drückendſten Steuern mit minder beſchwerlichen zu vertauſchen und alle etwa zu vereinfachen ſeyn möchten, hat es dem Vf. nicht beliebt, uns zu belehren; dagegen benimmt er, (nachdem er erfunden, daſs *beynahe* ein Drittheil des ganzen Landes ſich in den Händen der höhern privilegirten Stände befinde — daſs ſich die Anzahl der Blödſinnigen, Melancholiſchen, Selbſtmörder und religioſen Schwärmer jährlich vermehre — und daſs die jetzige an Geiſt und Körper erſchlaffte Generation eine noch kraftloſere Nachkommenſchaft erzeugen werde,) uns allen Troſt, und ſelbſt ſein lehrreiches Werk kommt zu ſpät, denn: „Man braucht kein Prophet zu „ſeyn, um *mit Gewiſsheit* das unglückliche Schickſal „unſres Vaterlandes vorauszuſehen." Nichts deſto weniger giebt ſich der Vf. noch die unnütze Mühe; der Regierung zu wenige Aufmerkſamkeit auf den Handel vorzuwerfen; ſie zu belehren, daſs die Acciſe höher genutzt und zu Leitung des Handels angewendet werden könne, findet es jedoch (S. 114.) „Zu *voreilig*, das *Wie? hier* in Vorſchlag zu bringen; iſt aber ſo *vorlaut*, zu behaupten, daſs durch Ausſchlagung der polniſchen Krone dem ſächſiſchen Handel, (der auf derſelben Seite, wo er 15 Millionen für die Ausfuhr roher Tücher berechnet, von ihm ein „vollkommner Paſſivhandel" genannt wird) der letzte Stoſs beygebracht worden ſey. Um den Ackerbau, der nach ſeiner Meynung bald der einzige Nahrungszweig in Churſachſen ſeyn wird, in die Höhe zu bringen, verlangt er die, in andern Ländern bereits mit Vortheil vorgenommene, Vereinzelung der gröſsern, beſonders der Kammergüter, und ſagt: „Die Schwierigkeiten, die dieſe Verän„derung *machen* würde, ſind unbedeutend gegen den „Vortheil, der für den Verkäufer ſelbſt, und für den „ganzen Staat daraus erwächſt." Wie im Gegenſatz des Vortheils die Schwierigkeiten *unbedeutend* werden können, iſt Rec. ein Räthſel. Dieſe Rügen in denen die Bemerkungen, über die Fortſchritte und den Einfluſs einer gewiſſen religioſen Secte (S. 76) noch das beſte und richtigſte, und die Parallele (S. 93) das ſchiefeſte und verächtlichſte ſeyn möchte, veranlaſste die Herausgabe der Anmerkungen No. 2. Vf. und Herausg. zeigen weit mehrere Kenntniſs von der ſächſiſchen Verfaſſung als der, den ſie bündig widerlegen, und könnten, wenn ſie ſonſt wollten, gewiſs beſſere Rügen ſchreiben, als er. Wenn der dreiſte Tadel ſolcher Einrichtungen, mit welchen viele Mitglieder einer Nation wirklich zufrieden ſind, und bey weitem der gröſsere Theil derſelben wenigſtens zufrieden ſcheint, nicht eben die Neugierde derjenigen reizte, die das Gegründete und Ungegründete des Tadels nicht zu unterſcheiden vermögen, und eben darum den Tadler ſchätzen und Glauben beymeſſen, beſonders, wenn ſeine Aeuſſerungen auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrer eignen willenloſen Unzufriedenheit haben, ſo wäre No. 2. eine vergebliche Arbeit, denn in den Augen der beſſer Unterrichteten widerlegt und beſchämt der Vf. der Rügen ſich ſelbſt.

Berlin, b. Unger: *Almanach Royal de Pruſſe pour l'annee Biſſextile* 1796 preſenté pour la première fois, à ſa Majeſté et publié au droit exclusif et approbatif

probatif de l'academie Royale des sciences et belles Lettres. 338 S. gr. 8.

Ein merkwürdiges Phänomen in der Literatur der Staatskalender, theils als Nachahmung des ehemaligen *Almanac Royal de France*, und andern Theils als ein in französischer Sprache abgefasstes Handbuch eines deutschen Staats betrachtet. Von S. 1 bis 116 ein Abriss der vaterländischen Geschichte und das Geschlechtsverzeichniss; in welchem die noch lebenden Nachkommen des bourbonischen Stammes in Frankreich also angezeigt werden:

(*France*)

Maison de Bourbon

Freres de Louis XVI. de Bourbon Roi de Fr. u. s. w.

1. Louis Stanislas Xav. comte de Provence u. s. w.

Polen steht ganz zuletzt hinter der Türkey, Von S. 255 bis zu Ende ein Meilenzeiger und Reiseinstruktion von Berlin aus durch ganz Europa. Den übrigen Theil füllt die Namenliste der vornehmsten Beamten, in einer systematischen Abtheilung und auf das befriedigendste statistisch erläutert. Vom Militär ist blos die Generalität, und im Civilstaat nicht so weit hineingegangen, als in dem deutsch abgefassten *Handbuche über den K. Preussischen Hof und Staat*, welches um zwey Jahr früher herauskam und bey dem vorliegenden Almanach sehr zur Anleitung diente. Was wir daher vom letztern im Nr. 171 Jahrg. 1794 und Nr. 218. Jahrg. 1795 der A. L. Z. angerühmt haben, findet auch hier seine Anwendung. Für Typographie ist ebenfalls auf das beste gesorgt, und das Register wird in der Folge auch noch, des bequemern Gebrauchs wegen, leicht hinzugefetzt werden können. In einem Werke, dessen Hauptverdienst auch in der möglichsten Abkürzung des Raums liegt, möchte man noch die Weglassung der Courtoisie *Mr. le Baron* empfehlen, welche bekanntlich ofreine diplomatisch - strafliche Anmassung ist, den wahren *Freyherrnstand* aus seinen Vorrechten verdrängt und überdem in der öffentlichen Meynung von geringem Gewichte ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Bassano*, *Osservazioni su la edizione della Geografia di Tolomeo* fatta in Bologna colla data del M. CCCC. LXII. espolle da *Bartolommeo Gamba*. Alle Calende di Aprile M. DCC. XCVI. 50 S. gr. 8. Dass das, am Schlusse einer zu Bologna von dem bekannten Drucker *Dominicus de Laxis* gedruckten Ausgabe der berühmten Geographie des Ptolemäus bemerkte Druckjahr M. CCCC. LXII. (1462.) falsch, und, wo nicht Betrug, doch gewiss Druckfehler sey, ist bisher allgemein anerkannt worden — weil es erwiesen genug ist, dass um jene Zeit noch gar keine Druckerey in Bologna existirt habe. Schon *Maittaire* hat seine Zweifel gegen dieses Datum geäussert, und *Baidel* hat in seiner gelehrten Abhandlung über dieses Werk des Ptolemäus mit Recht das angegebene Druckjahr verworfen. Nur darüber hat man sich noch nicht ganz vergleichen können, welches wohl das rechte Druckjahr seyn möchte? Doch stimmten die meisten für das Jahr 1482, nur der sel. *Breitkopf* wollte, dass man LXLI. das ist, nach seiner Meynung, 1491. lesen sollte. Solchergestalt war nun die zu Vicenza 1475 gedruckte die *erste*, und die zu *Rom* von 1478 die zweyte Ausgabe, diese mit, und jene ohne Charten. Hier tritt nun ein Mann auf, welcher eine neue Meinung, dass man nämlich 1472. lesen müsse, zu vertheidigen hoffet. Er sucht vor allen Dingen die Gründe derer zu widerlegen, welche diese Ausgabe um zwanzig Jahre jünger machen wollen, als das am Ende stehende Jahr ausweiset. Die wichtigsten derselben sind, dass *Philippus Beroaldus*, der die Correctur bey der Bolognesischen Ausgabe besorgte, erst 1453 geboren wurde, und also im Jahr 1462. ein solches Geschäft nicht habe besorgen können; dass gedachte Bolognesische Ausgabe Signaturen habe, die damals noch nicht Sitte gewesen wären, dass endlich in der, der römischen Ausgabe vorgesetzten Zueignungsschrift an den Pabst, ausdrücklich gesagt werde, *Conrad Sweynheim* sey derjenige gewesen, der die Kunst Landcharten und andere Figuren in Kupfer zu stechen erfunden habe, welche Kunst nicht erst hätte erfunden werden dürfen, wenn sie schon im Jahr 1462. bekannt gewesen wäre. Dagegen erinnert nun Hr. *Gamba* dass Beroaldus im Jahr 1471. 19 Jahr alt gewesen sey, seine Geschicklichkeit frühzeitig auch auf andere Art bewiesen, und also um diese Zeit Fähigkeit genug gehabt habe, diese Ausgabe zu besorgen. Signaturen und Register derselben finde man schon frühzeitig, wobey er sich auf ein selbst zu Bologna 1474. gedrucktes Werk beruft. Das, was in jener Zueignungsschrift von *Conrad Sweynheim* stehet, könne auch so verstanden werden, dass er andern eine, bereits erfundenen gewesene Kunst, *gelehret* habe. Nun folgen die Gründe, die Hr. *G.* zur Bestätigung seiner Meynung anführt. Die ersten giebt ihm die Beschaffenheit der, bey der Bolognesischen Ausgabe befindlichen Charten an die Hand, die, da sie viel unförmlicher sind, als jene, welche der römischen Ausgabe beygefugt wurden, alter zu seyn scheinen, als diese, so wie auch in der Bolognesischen Ausgabe weniger Charten sind, als bey der römischen. Der zweyte Grund soll dieser seyn, dass jene Gelehrte, welche, ausser dem *Beroaldus* diese Ausgabe besorgten, und deren am Ende derselben gedacht wird, um 1482. vielleicht theils nicht mehr lebten, theils mit andern wichtigern Geschäften überhäuft, oder zu einer solcher Arbeit schon zu alt waren. Man sieht hieraus, dass Hr. G. sich eben auch mit blossen Muthmassungen behelfen muss, die am Ende nichts zur Entscheidung der Sache beytragen. Rec. bleibt also noch immer bey seiner Meynung, dass diese Ausgabe in das Jahr 1482. zu setzen seyn möchte, und dieses um so mehr, da *Audiffredi* auch aus der Beschaffenheit der zu dieser Ausgabe gebrauchten Typen, die ganz abgenutzt sind, und also mit jenen womit der Künstler *Dominicus de Laxis* z. B. 1476 druckte gar nicht mehr, in Ansehung ihrer ursprünglichen Feinheit übereinstimmen, den Schluss macht, dass diese Ausgabe des Ptolemäus weit über das Jahr 1476. hinauszusetzen seyn möchte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, in d. Rawiſchen Buchh.: *Abriſs der Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche.* Für Volk und Jugend, von M. *Joh. Imman. Friedr. Schmid*, Pfarrer zu Bikelsberg, im Herzogthum Würtemberg. 1795. 438 S. 8.

Der Gedanke, eine Kirchengeſchichte für Layen oder einzelne Klaſſen derſelben zu bearbeiten, liegt jedem, der das kirchenhiſtoriſche Fach in ſeiner ganzen Fruchtbarkeit kennt, ſo nahe, daſs es kaum zu erklären iſt, wie ſeine Ausführung noch niemand ernſtlich beſchäftigte. Es kommt dabey, wie natürlich, nicht darauf an, Alles, was die Gelehrten in ihren Compendien und Commentaren der Kirchengeſchichte haben, in ſeiner Sprache ihm vorzutragen; man hat ihm bloſs die Fragen: wie entſprang das Chriſtenthum, wie und unter welchen Umſtänden breitete es ſich aus und erhielt es ſich, welche Veranderungen durchlief es bis auf uns herab? auf eine vernünftige Art und mit ſteter Benutzung des Erzählten für ſeinen Verſtand, ſein Herz und ſeine Lage zu löſen. So gering dieſe Foderungen zu ſeyn ſcheinen, ſo ſind ſie doch nichts weniger, als leicht; denn ſie ſetzen bey dem, der ſie erfüllen will, neben einer vertrauten Bekanntſchaft der allgemeinen ſowohl als ſpeciellen Kirchengeſchichte die groſse Kunſt voraus, von dem, was man weiſs, ſchlechterdings nichts zu ſagen, was nicht genau zum Zwecke dient; Ideen, die man ſonſt immer in Verbindung zu denken gewohnt war, zu trennen, und mit andern zuſammenzuſetzen, ein vielſeitiges Ganzes auf die möglich einfachſte Art darzulegen, und Dinge, über die bisher nie populär geſprochen wurde, allgemeinverſtändlich vorzutragen. Das letztere verſteht der Vf. des Abriſſes, den wir hier anzeigen, (der nämliche Gelehrte, von dem wir vor einigen Jahren eine Geſchichte des jüdiſchen Volks von ſeiner Wegführung nach Babel bis auf Jeruſalems Zerſtörung durch die Römer (Tübingen 1792.) erhalten haben,) vortrefflich, und für das übrige hat er ſo gute Anlagen, daſs wir glauben, er werde bey einer künftigen Umarbeitung ſeiner Schrift allen möglichen Anſprüchen des Publicums Genüge leiſten. Bey dem erſten Kapitel — und wir möchten faſt ſagen, bey allen — können wir die vielen Unterkapitel nicht billigen; es ſollte alles abhängiger von einander gemacht ſeyn. Die Ketzergeſchichte, beſonders die ältere, würden wir rathen, noch kürzer zu faſſen, noch mehrere Häreſen ganz zu übergehen, bey denen aber, die nothwendig anzuführen ſind, bloſs im Allgemeinen zu ſagen, welche Punkte in Streit gekommen ſeyen, wie ſie entſchieden wurden, und was für *gute* und ſchlimme Folgen der Streit gehabt habe. Auch über die Kirchenlehrer und Kirchenſcribenten, ſcheint uns, hätte nicht *ex profeſſo* geſprochen werden ſollen; der Vf. konnte ſich, wenn er ſeinen Zweck nicht ganz aus den Augen verlieren wollte, nur wenig auf ſie einlaſſen, und wenig iſt bey dieſer Materie ſo viel, als gar nichts. Durch das, was S. 340. über die *indices librorum prohibitorum* geſagt iſt, laſst ſich ſchwerlich ein ganz richtiger Begriff von der Sache erhalten; die Worte ſollten etwas anders geſtellt ſeyn. Die Behauptung: Wolf habe die Leibnitziſche Philoſophie ſcharfſinnig ausgeſchmückt und mit der Gottesgelahrtheit in Verbindung geſetzt, möchte ebenfalls Berichtigung verdienen. Einſeitig iſt das Urtheil, das der Vf. über die allgemeine deutſche Bibliothek fällt: ſie ſey ein ausgeſuchtes Mittel geweſen, die neueren theologiſchen Grundſätze in Umlauf zu bringen, und mit vielem Aufwand von Gelehrſamkeit, von Witz und Spott, Schriftſteller von anderer Denkungsart verächtlich zu machen und zum Stillſchweigen zu bringen. So viel Wahres die Worte S. 397. enthalten: „Ohne zu vergeſſen, daſs man den Univerſitäten die allmählige Unterdrückung der damaligen Barbarey, die Ausbreitung ſehr vieler nützlicher Kenntniſſe, und ſelbſt die Förderung der durch Luthern und Zwingli angefangenen Reformation zu danken hat; ſo muſs man doch geſtehen, was Aeltere und Neuere verſichert haben, daſs die hohen Schulen, ſo wie ſie jetzt ſind, mehr ſchaden als nützen. Denn die wenigſten lernen daſelbſt, was ſie zu ihrer Beſtimmung bedürfen; und der Jüngling iſt glücklich zu preiſen, der von dem Strome jugendlicher Laſter, die dort herrſchen, nicht mit fortgeriſſen wird," — ſo ſind ſie doch nicht ganz wahr, und taugen ſolche Räſonnements für Volk und Jugend? Aller dieſer Einwendungen ungeachtet ſchätzen wir Hn. S. Arbeit als das Beſte in ſeiner Art, und wünſchen ihm recht viele Käufer und Leſer.

Rom, Wittenberg u. Genf: *Geſchichte der Reformation.* 1796. 108 S. 8.

Wie der Vf., oder Verleger, oder, wer Erfinder des Titels ſeyn mag, dieſem Schriftchen die vielumfaſſende Aufſchrift: *Geſchichte der Reformation*, geben konnte, ſehen wir nicht ein. Nach einer Einleitung, die bis S. 23 geht, und ſowohl über die Wichtigkeit der Reformation als andere verwandte Gegenſtände einige Gedanken hinwirft, fängt eine ſehr dürftige Aufzählung einzelner Punkte aus der Geſchichte an, zu welcher dann noch von S. 84. an einige Belege mit dem Aushängeſchild: Erläuterungen und Beweisthümer, beygebracht

bracht werden. Es scheint, der Vf. wollte die Reformationsgeschichte blofs als Vehikel gebrauchen, gewisse von ihm angestaunte Ideen des Zeitalters in einer hochgelehrten Sprache vorzutragen. Wir finden weder an einem noch an dem andern grofses Gefallen, glauben übrigens, es werden sich doch auch Leser finden, denen des Vf. Art zu denken und sich auszudrücken gar wohl behagen wird. Um diese auf ein so herrliches Product nach ihrem Geschmack aufmerksam zu machen, und andern Lesern zugleich die Manier, die darinn herrscht, zu zeigen, setzen wir einige Stellen daraus zur Probe her. S. 4 ff. steht wie folgt: „Jesus ist der allgemeine Oberexeget für alle Menschen, welcher mit edlem Freyheitssinne und mit männlichem Muthe alle kleingeistigen, sklavischen Zeit- und Ortschranken niederreifst, und Gott den Menschen zeigt, wie er in der Natur wirklich erscheint. Gott ist also das höchste Ideal der Sittlichkeit, der Glaube an Gott ist eine Handlung der Freyheit nach dem Gebote der praktischen Vernunft, und der Unglaube ist unsittlich. Aber wie bald mischte sich Menschenverstand leider! an das Heiligthum, legte mit Dreistigkeit die Feile an die Einfachheit einer Lehre, die nichts weniger vertragen konnte, als willkührliche Meinungs- und Auslegungskunst — — Doch wagte man die That, und sie gelang auch einer Gattung von Menschen, die — — — — Das waren die Priester, eine Zunft, von der alles Unheil ausströmte, und die den Erdkreis aus einem Paradiese in ein ödes, nur für sie fruchtbringendes Universum umschufen.“ S. 21. „Was Luther wünschte, aber leider! von Zeitalterswahn noch verhindert wurde, das führte der denkende Kalvin aus. Ersterer war Schöpfer, und letzterer Verfeinerer.“ S. 47. „Mitten unter diesen Ereignissen (als nämlich ein Staat nach dem andern dem Katholicismus ungetreu wurde.) raffte das Pabstthum seine Hyänen-artigen Kräfte zusammen. Pabst Hadrian VI suchte entgegen zu arbeiten. — Aber der hohe Priester legte zu spät die Axt an den schon zu festen Baum, umsonst sandte er einen eigenen Botschafter an den sächsischen Kurfürsten: denn sie war verschwunden, die Aerntezeit, wo sich das deutsche Reich in das Fischernetz schlingen liefs; umsonst war sein übriger Legatentrofs — — So sprach man damals mit der dreyfachgekrönten Unfehlbarkeit, man kannte seine Machiavellistik, und liefs sich nicht mehr täuschen.“ —

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamtes, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, Katecheten an der St. Salvatorskirche zu Gera etc. *Ersten Bandes dritter Theil.* Heft I. u. II. 1796. 442 S. 8.

Da die Einrichtung dieses Handbuches schon bekannt ist, so können wir es bey der Anzeige bewenden lassen, dafs in diesen zwey Heften die Episteln und Evangelien vom ersten bis 4ten Sonntage nach Epiphanias bearbeitet sind. Der hier gesammelten Materialien ist eine grofse Menge. So sind z. B. aus der Epistel am ersten Sonnt. nach Epiphanias 6 dogmatische Lehren, 57 moralische Sätze, und 76 Hauptsätze hergeleitet, und hierauf folgen noch 8 ausführliche Entwürfe. Die Materialien sind zwar nicht alle gleich gut und wichtig, doch aber gröfstentheils brauchbar für angehende Prediger und Kandidaten. Es kann daher dieses Handbuch denen, die dergleichen Hülfsmittel nöthig haben, mit Recht empfohlen werden. Nur werden manche Leser wünschen, dafs sich der Vf. bey der Fortsetzung blofs auf interessante Materien einschränken möge, damit das Werk nicht zu theuer werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt, b. Esslinger: *Sokrates*, Sohn des Sophroniskus: Ein dramatisches Gemälde. 1795. 1. B. 308 S. 2. B. 363 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wer alles, was uns vom Sokrates durch Xenophon, Diogenes Laertius u. a. aufbewahrt worden ist, im Zusammenhange lesen, und sich dadurch einen möglichst vollständigen Begriff von dem Leben und Charakter des berühmten Weisen bilden will, dem können wir die gegenwärtige Schrift mit Grunde anempfehlen. Der Vf. derselben hat nicht allein mit vieler Sorgfalt seinen Stoff zusammengetragen, sondern ihn auch (im Ganzen genommen) ziemlich wohlgeordnet und gut verarbeitet. In einer lebhaften, blühenden und correcten Schreibart giebt er uns wieder, was er gefunden hat, und begleitet seine Biographie mit vielen räsonnirenden Anmerkungen, die gröfstentheils eine gesunde Beurtheilungskraft verrathen. Zum Beweise dienen des Vf. Gedanken über den Genius des Sokrates, die Betrachtungen über die Standhaftigkeit des Weisen in seinen letzten Lebenstagen, das Urtheil über seinen letzten Willen, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern u. s. w. Eben so wird man das Haupturtheil des Vf. über den Sokrates, dafs er in einem gemäfsigten Sinne des Worts ein liebenswürdiger Schwärmer von der gutherzigsten Art gewesen sey, (vorausgesetzt, dafs dieses Urtheil der gehörigen Würdigung seiner Verstandeskräfte keinen Abbruch thue) durch die Geschichte gerechtfertigt finden. In den Dialogen des Xenophon, die einen ansehnlichen Theil der gegenwärtigen Schrift ausmachen, und den Vf. wahrscheinlich veranlafst haben, das Ganze ein dramatisches Gemälde zu nennen, hat sich der Vf. auf der einen Seite allzustrenge an die Manier des griechisch-philosophischen Vortrags gebunden, welches den Unterredungen ein fremdes, von unsrer Sprache und Gedankenfolge ziemlich abweichendes Ansehn giebt, und die Gespräche selbst zuweilen etwas langweilig, zuweilen auch etwas unverständlich macht; auf der andern Seite hat sich der Vf. hie und da wieder einige Verzierungen erlaubt, wie z. B. in der Allegorie des Herkules am Scheidewege; unter denen das Körnige und Gedankenreiche der griechischen Schriftsteller verloren gegangen, und ihr Geist verflogen ist. Es kann wohl nicht geleugnet werden, dafs Sokrates, wenn er unter dem Scheine des Unwissenden

die Rolle eines Lehrers übernahm, mit unter selbst den Sophisten machte, und dass in den Gesprächen über Staatsverwaltung, Vorsehung, Unrechtmäfsigkeit des Selbstmordes u. a. mehr als eine Stelle vorkommt, die ihre Blöfsen zeigt. Um so mehr wird sich mancher Leser darüber wundern, dafs der einsichtsvolle Vf. bey seiner Bekanntschaft mit der alten und neuen Literatur und mit den Fortschritten der Philosophie in unsern Zeiten, nirgends Rücksicht auf diesen bemerkenswerthen Umstand genommen hat. Dafs der Vf. mit so vieler Gewissenhaftigkeit alle kleine, noch so unsichere, Anekdoten und Erzählungen vom Sokrates aus dem Diogenes abgeschrieben, und sogar das Nachtgeschirr der Xanthippe in seine Lebensbeschreibung aufgenommen hat, werden ihm vielleicht nicht alle Leser Dank wissen; besonders da es einige darunter giebt, die ohne weitere Erklärung auf den weisen Sokrates ein zweydeutiges Licht werfen können. Kleine Nachläfsigkeiten in der Sprache, z. B. S. 147. Freunde verjagen, statt aufjagen; S. 213. lafs mich nie von dir entfernen, statt: lafs mich niemals mich von dir entfernen. S. 253. einen manchen u. s. w. hätte der aufmerksamere Schriftsteller leicht vermeiden können.

Hamburg, b. Hoffmann: *Oeuvres philosophiques et literaires de Mr. de Meilhan*, ci-devant Intendant du pays d'Aunis, de Provence, Avignon et du Haynault et Intendant General de la Guerre et des armées du Roi de France etc. 1795. I Vol. 376 S. II Vol. 378 S. 8.

g) Ebend., b. Ebend.: Des *Hn. von Meilhan vermischte Werke*. Aus dem Französischen. 1795. 1 B. 412 S. 2 B. 412 S. 8.

Ein Theil dieser an Inhalt sehr mannichfaltigen Aufsätze kam ohne Namen des Vf. 1786 zu London und Paris heraus, unter dem Titel: *Considerations sur l'esprit et les moeurs*. 8., und sie wurden nicht ohne Beyfall aufgenommen. Diese machen, nebst einigen Verbesserungen und Zusätzen, den ersten Band dieser Sammlung aus. Er enthält eine mannichfaltige Reihe von Betrachtungen, Bemerkungen und Reflexionen über verschiedene Gegenstände des menschlichen Lebens, vorzüglich über die Denkungsart und Sitten der höhern Stände. Da sie die Frucht eines scharfsinnigen Beobachtungsgeistes, des Nachdenkens und vieler Erfahrung sind, so gewähren sie in der That eine sehr angenehme Lectüre, woran nicht weniger der Inhalt als die treffliche Darstellung Antheil hat. Ohne Prätension und Affectation, ohne Prunk und falschen Schimmer, drückt der Vf. seine Gedanken in einer edeln, leichten und ungezwungenen Schreibart aus; die Ausdrücke scheinen sich von selbst gefunden zu haben, so angemessen sind sie den Gegenständen; und durch den Geist des Vf. sind sie sprechende Gemälde geworden, die weder zu viel Licht noch zu viel Schatten haben.

Im Ganzen genommen hat der Vf. die Menschen, wie sie in höhern Ständen sind, von verschiedenen Seiten treu geschildert, und die gewöhnlichen Triebfedern ihrer Handlungen, die sich im Hintergrunde des Herzens befinden, glücklich entfaltet. Man sehe z. B. die Artikel von den Höfen, Königen, Weibern, von der Eitelkeit und der Freundschaft, dem Reichthume u. s. w. Mehrere Schilderungen passen, wie natürlich, mehr auf Frankreich; andere aber sind Züge der Natur, die sich in allen Ländern finden. Man kann überhaupt das Ganze als ein interessantes Gemalde von dem in Frankreich unmittelbar vor der Revolution herrschenden Geiste und Sittenzustande ansehen, z. B. S. 199.: *Mais dans un siècle, où l'interêt personnel domine, où les jouissances physiques sont l'objet général des desirs, il-y-a peu ou point de véritables amitiés, comme il est rare, qu'il y ait du véritable amour, du patriotisme, enfin qu'il règne dans les ames un sentiment profond et durable.* S. 49. von dem Zustand der Literatur: *L'epoque actuelle présente l'image de la vieillesse. L'impuissance, l'admiration du passé, l'amour de soiméme, qui est l'effet de l'âge et de l'insensibilité d'un coeur desseché, enfin l'attachement à l'argent semblent donner le caractère sexagenaire du siècle.*" S. 293. von den liebenswürdigen Menschen, dergleichen, wie der Vf. sagt, es vielleicht nur in Frankreich giebt. Nächst diesen kommen noch einige andere Aufsätze vor, z. B. Vergleichung Heinrichs IV und Ludewigs XIV, über die Erziehung der Prinzen, ob der Selbstmord ein Beweis des Muths oder der Verzagtheit ist? Ueber die Alten und Neuern, ein Beytrag zu dem in Frankreich zu Anfange dieses Jahrhunderts geführten Streit, in dem der Vf. mit Einsicht und Unpartheylichkeit die Vorzüge der Alten und Neuern nach verschiedenen Rücksichten darstellt. Dafs nicht alle Aufsätze von gleichem Werth, noch alle Bemerkungen und Gedanken wahr und treffend sind, ist bey einer solchen Sammlung unvermeidlich.

Der zweyte Band enthält Dialogen, einige Briefe und Gemälde einiger berühmten Männer und Frauen Frankreichs. Die Dialogen, welche hier zum erstenmal erscheinen, interessiren durch Inhalt und Form. Der Herausgeber sagt, sie enthielten neue Ideen in *Sokratischer Manier entwickelt*; eher wird man in ihnen *Lucianischen* Geist finden. Die Thorheiten und Eitelkeit des Zeitalters, die Nichtigkeit des schriftstellerischen Ruhms, der Unwerth gewöhnlicher Freundschaft, die Modesucht u. s. w. werden mit feinem Spott geschildert. Hierauf folgt ein *Brief an Klopstock*, begleitet mit einer Uebersetzung der Elegie dieses Sängers: der *Eroberungskrieg* mit guten Bemerkungen über den Genius der französischen Sprache, über Uebersetzungen in diese Sprache, über die Schwierigkeit, Metaphern und Bilder aus einer in die andre glücklich überzutragen, und Kritiken einiger französischen Gedichte und Uebersetzungen. *Briefe über Rufsland* an eine Dame. Nur zwey Briefe sind es, in denen der Vf. ein glänzendes Gemälde von der Kaiserin und dem Fürst Potemkin entwirft, bey dem man nicht vergessen darf, dafs es die Frucht der ersten Eindrücke und der lebhaften Empfindungen ist, welche die Gegenwart beider Personen in dem Vf. erweckte. Für manche Le-

ser wird es überraschend seyn, dass dieser Fürst viel vortheilhafter geschildert ist, als gewöhnlich. Sogar versichert der Vf., dass er in der griechischen und lateinischen Literatur kein Fremdling war, und dass er ihm eine französische Uebersetzung des Tacitus dediciren wollte, welche in des Fürsten eignen Druckerey sollte abgedruckt werden. Einige Tage nach der Audienz des Vf. starb dieser berühmte Feldherr, dessen Charakter der Vf. am Ende noch in der Manier und mit den Worten des Tacitus schildert. *Schreiben an Hn. von **** (Mallet du Pan), in welchem er einen ungedruckten Brief desselben über die gegenwärtige Lage in Frankreich beantwortet. Mit vorzüglichem Vergnügen liefet man den Aufsatz über *Mirabeau*, von dem der Vf. sagt: *sa naissance fut un malheur pour son pays, et sa mort a peut-être été une de ses grandes calamités.* Aufser seinen Lebensumständen und Schilderung seiner Talente und seines Charakters kommen manche wichtige Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution vor. Mirabeau hatte gleich von Anfang die Absicht, sich dem Hofe unentbehrlich zu machen, und er beförderte aus diesem Grunde die Gährungen. Eigennutz hatte ihm diesen Plan eingegeben, um seiner Schulden los zu werden, und nach einigen mifslungenen Versuchen erreichte er seine Absicht. Der König bezahlte seine Schulden, die sich auf 207,000 Livr. beliefen, und Mirabeau gab dafür guten Rath, den der schwache Monarch nicht befolgte, weil er vor dem Namen eines bürgerlichen Krieges erschrak, der doch schon wirklich existirte. Bey der ersten geheimen Audienz flöfste sein Anblick der Königin eine Art von Schauder ein, aber seine Beredtsamkeit gewann ihm bald ihr Zutrauen. Sie rechnete so viel auf ihn, dass sie sagte: *Je suis persuadée, que je ne périrai qu'après lui.* Er hatte zwey Plane zur Contrerevolution entworfen, nach dem einen sollte sich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben; den letzten schien der Monarch zu billigen, und er liefs daher den Graf de la Marck mit dem Marquis de Bouillé im Geheimen darüber unterhandeln. Auch der Vf. versichert, dass der 5te Octbr. das Werk der Orleansschen Parthey war. Der Herzog wollte durch den Aufbruch der Menge nach Versailles den Hof schrecken, und den König zur Flucht zwingen, damit er Herr von Paris blieb. Zu dieser Absicht hatte er die Anstalten getroffen, dass die Ausgänge nach dem Garten zu den ganzen Tag frey und unbesetzt blieben. Die gröfste Aufmerksamkeit verdient dabey der Umstand, sagt der Vf., dass aus ganz entgegengesetzten Beweggründen mehrere von den Aristokraten und von der rechten Seite des Convents gewissermafsen mit dem Herzog von Orleans sich verschworen hatten, den König von Versailles zu entfernen. — Wir setzen von den übrigen meistentheils historischen Aufsätzen nur die Ueberschriften her. *Vergleichung Mirabeaus und Neckers*, (die ganz zum Nachtheil des letzten ausfällt). *Neckers Bestrafung. Voltaire, Graf d'Argenson. Hr. v. Machault, Frau von Pompadour, La Chalotais, der Kanzler Maupeou, Abt Terray, Cardinal Bernis, Duclos, Favier, die Gräfin du Barry.* Den Beschluss macht ein Schreiben über den Mann mit der eisernen Maske. Das Resultat dieser Untersuchung, wo die verschiedenen Muthmafsungen sehr scharfsinnig geprüft werden, ist, dass dieser Mann nichts mehr und weniger war, als ein Secretär des Herzogs von Mantua, den Ludewig XIV, weil er seinen Absichten entgegenarbeitete, hatte entführen lassen. (Vor dieser Muthmafsung haben doch andre weit mehr Wahrscheinlichkeit.) — Die Uebersetzung ist vom Hn. Hofr. Eschenburg in Braunschweig veranstaltet, und wie man daher erwarten kann, keine von den gewöhnlichen, mittelmafsigen, sondern ganz des Originals und des Herausgebers würdig. Nur müssen wir noch erinnern, dass die Correctur in dem Original und der Uebersetzung nicht sorgfältig genug scheint, woher es wahrscheinlich kommt, dass in der Uebersetzung 2. B. S. 255. Artikel Voltaire ein ganzer Satz: *Il est le premier en France, qui s'est occupé de la literature angloise*, ausgelassen ist; weswegen die Periode: Er verstand diese Sprache sehr gut, keinen Zusammenhang hat. Dagegen fehlt in dem Original 1. B. S. 6. etwas, das die Uebersetzung S. 6. hat: der vielbefassende (Verstand) ergründet die Verhältnisse.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Lingen*, b. Jülicher: *De specifica plethorae diversis, quatenus inde haemorrhagiae uterinae oriri vendefectionisque noxae et commoda determinari queunt.* 1795. 8o 8. 8. — Der Vf. sucht einen Satz zu beweisen, an dessen Wahrheit in unsern Tagen kein ausübender Arzt zweifelt: dass nicht jeder Mutterblutfluss die Aderlasse und eine antiphlogistische Behandlung fodert. Er zeigt erst, welche Blutflüsse aus der Gebarmütter durch die Aderlasse gehoben werden; dann bestimmt er die Fälle, wo die Aderlasse schadlich ist, und andere Heilmethoden angewendet werden müssen. Diese sind Blutflüsse mit Schwäche und übermäfsig grofser Reizbarkeit; Blutflüsse, die von Galle und andern in den ersten Wegen angehäuften Unreinigkeiten entstehen; Blutflüsse von Infarctus und Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, von Krämpfen, und solche, die mit grofser Schwäche verbunden sind. Von allen diesen Verhältnissen, unter denen Mutterblutflüsse entstehen können, giebt er die Unterscheidungskennzeichen befriedigend an, und seine Vorschläge zur Heilung sind dem Zwecke, den sie erfüllen sollen, angemessen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. September 1796.

GESCHICHTE.

ZWICKAU, b. Höfer: *Aeltere und neuere Geſchichte des Pleiſsengrundes*, oder Geſchichte und Beſchreibung der Städte Crimmitzſchau und Werdau mit den in daſiger befindlichen Rittergütern und Dorfſchaften, von *Gottlieb Göpfert*, Diacon. in Neukirchen bey Crimmitzſchau. 1794. 456 S. 8.

Zuförderſt eine kurze Geſchichte des Pleiſsnerlandes, wie daſſelbe an das Haus Sachſen gekommenn, dann die Geſchichte der genannten beiden Städte und umliegenden Ortſchaften mit 68. zum Theil bisher ungedruckten Urkunden. Rec. freut ſich, dieſen Beytrag zur Kenntniſs von Sachſen anzeigen zu können. Es iſt zwar nur Chronik und Topographie weniger einzelner Orte, das nicht ausgeſchloſſen, was ältere Schriften dieſer Art gemeiniglich faſt als Hauptſache enthalten, und was auſser dem Orte ſelbſt wenig intereſſirt. Aber auch dergleichen kleinere Nachrichten ſind in aller Kürze und nicht ohne die, in ähnlichen Schriften gewöhnlich mangelnde, Auswahl mitgetheilt. Eine noch ſehr wenig benutzte Quelle des ſächſiſchen Territorial Staatsrechts, das als ein Theil des deutſchen doch ein ausgebreiteteres Intereſſe, als bloſs für die Einwohner des Landes hat, liegt in der Geſchichte, wie die einzelnen Provinzen und Diſtrikte zuſammen gekommen, in wiefern ſie ehedem Dynaſtien geweſen ſind etc. Auch in dieſer Hinſicht iſt dieſer Beytrag zu Geſchichte der *terrae Plisnenſis* brauchbar. Nur einige merkwürdige Umſtände: Günther von Crimmitzſchau nennt ſich 1223. 1224 *generalem judicem a Romanorum Imperatore glorioſo Duo. Frider. II. in terra Plisnenſi conſtitutum* etc. — Markgraf Heinrich der Erlauchte ſagt: er habe von Frid. II. *dominium terrae Plisnenſis* erhalten und wolle: *ipſam terram gubernare et quoslibet in ea degentes ſuo jure conſervare.* Sein Sohn Albert nennt ſich wieder: *generalem judicem* etc. und ſpäter das Kloſterbuch Dietrichen: *judicem terrae* P. — Ein *Teſtimonium Ordinationis* von Wittenberg für einen Diaconum zu Crimmitzſchau von 1546 vom Original im daſigen Rathsarchiv, um 7 Jahr älter, als die bisher bekannte älteſte ſächſiſche Urkunde dieſer Art. S. Dietmanns Prieſterſchaft etc. Th. I, S. 235. — Die Verträge zwiſchen der Stadt Crimmitzſchau und den von Weisbach S. 445. wegen der Gerichte d. d. Kiliani 1575 und S. 451. zwiſchen Kurſachſen und Altenburg wegen der Gerichte in den Orten, wo nach dem Naumburgiſchen Vertrag 1554 die Erbgerichte zu kurſächſiſchen Rittergüttern die Obergerichte aber in das Amt Altenburg gehören d. d. 18. Sept. 1656 geben manche gute Aufklärung über die ältere Gerichtsverfaſſung.

BERN, b. Haller: *Hiſtoire de la guerre de trente ans, par Mr. Fred. Schiller; traduit de l'Allemand.* Tom. I et II. 1794. 300 u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Ausländer, der die Ueberſetzung eines Werks übernehmen wollte, das wir in Hinſicht der Stärke und Schönheit des Ausdrucks und der Wirkſamkeit der Darſtellung zu den vorzüglichſten rechnen, die wir im hiſtoriſchen Fache aufzuweiſen haben, muſste nicht allein eine vollkommne Kenntniſs unſrer Sprache beſitzen, und in ſeiner Sprache ein geſchickter Schriftſteller ſeyn; ſondern er muſste auch ſein Original mit Fleiſs und Gedult ſtudieren und ja nicht glauben, daſs er ein leichtes Werk unternähme, in deſſen Vollendung man ſchnell fortrücken könnte. Der Vf. der vor uns liegenden Ueberſetzung beſitzt keine einzige dieſer Eigenſchaften, oder hat wenigſtens keine derſelben an den Tag gelegt. Sie gehört vollkommen zu den Fabrikarbeiten, die unſre Buchhändler jede Meſſe bey Dutzenden von auswärtigen Büchern liefern, mit dem Unterſchiede vielleicht, daſs der Franzoſe ſeine Sprache beſſer ſchreibt, als es bey unſern Ueberſetzern oft der Fall iſt. Man hat Urſache zu bedauern, daſs Schiller in die Hände eines Schriftſtellers gefallen iſt, der aus ſeinem Buche eine gewöhnliche Tagesleſerey gemacht hat. Der Geiſt deſſelben iſt faſt überall verloren gegangen. Man findet den kraftvollen Ausdruck, der S. eigen iſt, nirgends wieder; nicht nur einzelne treffende Worte, ſondern ganze Stellen ſind ausgelaſſen. Starke Ausdrücke ſind mit ſchwachen verwechſelt, Synonymen, von denen man deutlich ſieht, daſs ſie gewählt ſind, den Gegenſtand gehörig zu nüanciren, ausgelaſſen, oder fehlerhaft ausgedrückt, und hin und wieder der Sinn gänzlich verfehlt. Auch ſind dieſe Fehler nicht etwa einzeln begangen, ſondern man braucht nur die erſten beiden Bogen durchzuleſen, um die häufigſten Beweiſe davon zu erhalten. Folgende Stellen werden darthun, daſs wir nicht zu viel geſagt haben. *Calend.* von 1791. S. 3. Die Reformation war es gröſstentheils, was die nordiſchen Mächte Dänemark und Schweden *zuerſt* in das Staatsſyſtem von Europa *zog*; weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beytritt verſtärkte, und weil dieſer Bund *ihnen ſelbſt* (dieſen Mächten) unentbehrlich war. *Ueberſ.* p. 2. *Ce fut principalement la Reforme, qui donna aux couronnes de Danemarc et de Suede le poids qu'elles ont eu depuis dans la balance de l'Europe; la ligue proteſtante etant renforcée de leur alliance, qui lui (à la ligue) devint même indiſpenſable.* Der Sinn des Originals iſt

in der ersten Periode nicht ausgedrückt, und in der zweyten das Gegentheil von dem gesagt, was S. behauptet. *Ebend.* Die Worte: Staaten die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schliessen;" hat der Uebersetzer gar nicht verstanden. Man findet an ihrer statt eine nur halb wahre, gemeine Bemerkung: „*Ce fut par la reforme que des etats presqu' ignores obtinrent une puissance qui etonna les politiques.*" Die Worte *Calend.* S. 3. „Und so mußte es etc. sind ganz weggelassen." S. 3. ist: „politische Sympathie;" gerade durch das entgegengesetzte Wort: *bouleversement*, übersetzt. Die beiden Perioden *Cal.* S. 5. Eben diese allgemeine Staatensympathie — zu erleuchten; die im Deutschen 12 Zeilen ausmachen, sind in der Uebersetzung in 3 Zeilen zusammengezogen. Noch ist auf denselben Bogen ausgelassen: *Calend.* S. 5. die wichtigen Worte: „oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde;" ingleichen: „das von der Abndung eines bessern Lichts schon gewonnen war." Wie wenig dem Ueberf. daran gelegen sey, den Geist seines Originals darzustellen, beweist folgende Stelle: *Cal.* S. 7. „Und Wohlthat genug für die Völker, dass diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreyung vom Pabstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, dass der Unterthan für seine eigne Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte!" Anstatt dieser schön gesagten Grundsätze findet man in der Uebersetzung nichts weiter als: „*Heureusement l'interêt des princes fut alors celui des peuples et celui des peuples fut celui des princes.*" S. 10. der Ueberf. sind die Worte: „weil er in dem nehmlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf;" und die Worte: „Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Hass war unüberwindlich," ausgelassen. Alle diese Fehler findet man auf dem ersten Bogen. In der Folge geht es nicht besser, und fast jeder nicht gewöhnlich gesagte oder starke Gedanke ist entweder ausgelassen oder verstellt. *Calend.* S. 125. steht: „unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigers Blut nicht wagt." Die *Uebersetzung* S. 82. lasst *S.* ganz ohne Sinn sagen: „*assez inconsidere et temeraire pour former des entrepris, qui exige un esprit calme et reflechi. Calend.* S. 127. „Was in Religions ein *bestrittener* Punkt war, war ein *unbestimmter* im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hatte; hier war die Deutung den Stunden überlassen." Dem Franzosen ist diese Auseinandersetzung zu langweilig; und er lasst *S.* lieber die Abgeschmacktheit sagen: „*Ce qui dans le traité d'Augsbourg etoit un point contesté, ne fut pas mieux determiné en Boheme.*" Die wesentlichen und durchaus nothwendigen Worte *Cal.* S. 128.: „ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherrn" sind S. 84. der Uebersetzung gleichfalls weggelassen. Bey so wenigem Bestreben das Original in der Uebersetzung vollständig zu liefern, darf man sich nicht wundern, wenn die etwas schwer auszudrückenden Stellen in der Uebersetzung ihren ganzen Werth verlieren. *Cal.* S. 126. sagt *S.*: „Der Hof hatte ihm als Burggrafen von Karlstein die böhmische Krone und die Freyheitsbriefe des Königreichs zur Bewahrung anvertraut; aber etwas weit wichtigers, — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluss auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu eröffnen, die ihm übrig blieb, und krankten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte." Man lese nun folgende, theils matte, theils verstümmelte Uebersetzung dieser Stelle, die uns zu denjenigen gehören scheint, auf welche ein Uebersetzer vorzüglich Fleiss wenden muss, wenn er den Werth seines Originals seiner Nation deutlich machen will: „*La cour lui avoit confié en sa qualité de Bourggrave de Carlstein la garde de la couronne et des chartres du royaume; mais la nation lui avoit remis un depot bien plus important, en le nommant Defenseur ou protecteur de sa religion. Ce depot c'etoit elle même. Les ministres de l'empereur* (ist das Wort Aristocrates vielleicht in Bern Contrebande?) *le depouillerent imprudemment de celle de ses charges, qui le mettoit dans la dependence de la cour, pour lui laisser toute son influence sur les peuples; et ils blesserent ainsi sa vanité qui empechoit son ambition, de devenir dangereuse.*" Der Beyspiele wo einzelne starke Ausdrücke durch schwache, treffende und bedeutende, mit nichts sagenden und bedeutungslosen übersetzt sind, findet man unzählige, z. B. S. 3. aufthürmte — *elevat*, S. 5. beharrlich — *zelés;* Entwicklung — *des suites;* S. 28. *einem* unüberwundenen Rebellen (Moritz) — *des rebelles victorieux.* S. 29. trübe Köpfe — *tetes echauffées.* S. 31. Die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen — *la scission avoit jetté de trop profondes racines* u. dgl. Der Uebersetzer hat das Ganze in zwey Theile getheilt; der zweyte geht mit der Geschichte im *Cal.* v. J. 1793 an. Er gleicht dem ersten vollkommen, welches wir nur mit ein paar Beweisen belegen wollen, um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen. S. 476. des *Cal.* wird von Richelieu gesagt: „Eben so wenig geneigt Bayern preiss zu geben, als durch seinen Vertrag mit Schweden ausser Stand gesetzt es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität." In der Uebersetzung S. 5. ist der Sinn ganz verfehlt: „*auſſi peu porte à abandonner entierement la Baviere, qu'à se mettre en vertu de son traite avec Gustave hors d'etat de la proteger,* (das war schon geschehn) *il fit tous ses efforts pour effectuer une neutralité.*" Auch ist hier der Name des Marq. de Brege ohne alle Ursache ausgelassen. Kann man wohl sagen *aversion insurmontable?* unüberwindlich, sagt *S.* S. 490. Von der *begeisternden* Gegenwart dieser beiden Führer. Ueberf. S. 13. *Privées de la presence de ces etc. Cal.* S. 491. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes *wagte:* Ueberf. S. 14. *avant que d'y penetrer etc.*

Br.

Hr. S. hat die Geſchichte und den Inhalt des weſtphäliſchen Friedens nicht zu ſeiner Geſchichte hinzugefügt. In der Ueberſetzung findet man das Allgemeine davon ſo erzählt, daſs man dadurch eine hinlängliche Ueberſicht dieſes wichtigen Friedensſchluſſes erhält.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Wolfgang Jägers, Prof. zu Altdorf. Geſchichte Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, nebſt einer Ueberſicht des Schickſals der Burgundiſchen Länder.* 1795. 196 S. 8.

Es iſt hier nichts von hiſtoriſchen Entdeckungen zu ſuchen, hingegen iſt in einer flieſsenden Schreibart und mit hinreichender Kritik der Ausſagen verſchiedener Partheyen gut erzählt, wie Karl durch ſeinen unruhigen Geiſt und ſeine Eroberungsſucht ſich ſelbſt und ſein Volk ins äuſserſte Unglück geſtürzt hat. Was vor ihm und nach ſeinem Tode das Schickſal ſeiner Länder war, wird S. 1—54 und 169 bis zu Ende kurz beſchrieben. Gegen die erſten zwey Seiten dürften Kenner des fünften Jahrhunderts einiges zu erinnern finden: unter andern, daſs die Burgunder Weſthelvetien eher in Beſitz gehabt haben ſollen als die von ihnen benannten Länder in Gallien; von ihrem Aufenthalt im Wormſergau kömmt gar nichts vor. Doch das ſind auſserweſentliche Dinge. Wir bemerken lieber einige Stellen, welche zeigen, worinn das Verdienſt dieſes hiſtoriſchen Werks beſteht: S. 27. Karls Erziehung; als Knabe las er vorzüglich die Alten (welche?). Sittenzüge, 42 f. S. 73. richtiges Urtheil über die vielen Streitfragen in Betreff der Gränzen der burgundiſchen Lande gegen Frankreich: daſs beiden Partheyen zum Vergleich der Wille gefehlt. S. 75.: Errichtung eines *Miles perpetuus* von 600 Mann zu Pferd, im J. 1472, auf der niederländiſchen Gränze. S. 99 ff. Peter von Hagenbach unter anderm mit einem Zuge geſchildert, welcher nur auf zu viele Chefs von Länderſtellen paſst: „den Nachbarn fürchterlich durch die „Geſchicklichkeit, neue Urſachen zum Zank hervorzu„ſuchen, wo alte für den Haſs nicht mehr zureichten.“ (Und das heiſst Dienſteifer?) S. 111. könnte ein Wort Anlaſs zu einem ganz kleinen Miſsverſtande geben. Welſchneuenburg iſt Neuchatel in der Schweiz; aber dieſer Theobald war nicht von da, ſondern aus dem groſsen hochburgundiſchen Adel, welcher *de Neuchatel* genannt wird. S. 127. werden Meyneid und Betrug nur allzu wahr die herrſchende Seuche des franzöſiſchen und burgundiſchen Hofs genannt. (Möchte ſie mit beiden verſchwunden ſeyn!). S. 132. für Nozaret lies Nozeroy, und S. 139. für Morrain, Morges. Solche Kleinigkeiten benehmen dem Buch das Verdienſt nicht, eine unterrichtende und angenehme Lectüre zu gewähren.

LITERARGESCHICHTE.

Venedig, b. Paleſe: *Monumenti Veneziani di varia letteratura per la prima volta pubblicati nell' ingreſſo di ſua Eccellenza Meſſer Aluiſe Piſani Cavaliere alla dignità di Procuratore di San Marco* MDCCXCVI. Mit Vorr. 65 S. kl. Fol.

2) Ebend., b. Ebend.: *Memoria Storica intorno alla Repubblica di Venezia ſcritta da Paolo Maroſini e da Giovanni Cornaro per la prima volta pubblicata nell' ingreſſo di S. E. Meſſer Aluiſe Piſani Cavaliere alla dignità di procuratore di San Marco.* MDCCXCVI. Mit Vorr. 149 S. kl. Fol.

Da der Druck dieſer beiden, in einem ungemein prächtigen Gewande erſchienenen Schriften, durch die Wahl des auf dem Titel genannten *Aluiſe Piſani* zum Procurator von S. Marcus veranlaſst worden iſt, ſo kann auch wohl eine kurze Anzeige derſelben hier beyſammen ſtehen.

Der Herausgeber der *erſten* iſt der eben ſo berühmte als würdige Bibliothekar der S. Marcusbibliothek in Venedig, *Jacob Morelli*, welcher in der Vorrede meldet, daſs es der Wille des neuen Procurators geweſen ſey, die Uebernahme dieſer ſeiner neuen Würde, ſtatt öffentlicher Freudensbezeugungen, durch den Abdruck alter, bisher noch nicht bekannter, den Staat von Venedig betreffender Monumente zu verherrlichen. Dieſer rühmlichen Erklärung zu Folge theilt hier Hr. Morelli drey alte dahin einſchlagende, bisher ungedruckt gebliebene Documente mit. Das *erſte* iſt eine *Geſchichtserzählung* der im Jahr 1346 von den Venetianern gewagten Belagerung und bewirkten Eroberung der Stadt *Zara*, die ſich dem ungariſchen König Ludwig in die Arme geworfen hatte. Der Vf. derſelben iſt unbekannt. Er ſchrieb dieſe Geſchichte lateiniſch. Hr. Morelli fand aber auch eine italieniſche Ueberſetzung davon in einer alten venetianiſchen Chronik, die unter dem Namen *Cronaca Zancaruola* bekannt iſt, und die der wackere Kaufmann, *Amadeus Schweyer*, von Geburt ein Nürnberger, in Venedig in einer alten Handſchrift beſaſs, die aber nach Schweyers Tod in die S. Marcus Bibliothek gekommen iſt. Dieſe Ueberſetzung hat Hr. Morelli hier geliefert, doch ſo, daſs er derſelben, mit Zuziehung des Originals, eine beſſere, und dem gegenwärtigen Geſchmack angemeſſenere Geſtalt gegeben hat. Das *zweyte* ſind vier Briefe des *Petro Bembo*, die aus der zahlreichen, in der Barberiniſchen Bibliothek zu Rom befindlichen Sammlung ungedruckter Briefe dieſes gelehrten Cardinals ausgeleſen worden ſind. Sie betreffen die Cultur und Bereicherung der italieniſchen Sprache. Als Vignette ſteht über dieſen Briefen, eine, auf dieſen Cardinal geprägte, ungemein ſchön bearbeite Schaumünze. Den Beſchluſs macht ein Brief, oder *Scrittura alla Signoria di Venezia* des *Galileo Galilei*, worinn er dem Senat von Venedig ſeine Erfindung des Fernglaſes, oder Teleſcops, wie es nachher genannt wurde, bekannt machte. Da dieſer Brief der ſicherſte Beweis iſt, daſs *Galilei* dieſes Inſtrument, und zwar 1609 wirklich erfunden habe, da ſich ſeine Biographen *Viviani* und *Jagemann* ausdrücklich darauf berufen, ſo verdiente derſelbe allerdings durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Beygefügt iſt das Decret des Senats von Venedig, worinn dem Galilei ſeine Beſoldung vermehrt,

und er in seinem mathematischen Lehramte auf sein ganzes Leben bestätiget wurde, da er vorher immer nur auf 6 Jahr angestellt wär. Voran steht eine ebenfalls sehr schöne Gedächtnifsmünze auf Galilei, die Erfindung des Teleskops betreffend.

Der Herausg. der *zweyten* oben angezeigten Schrift ist der *Abate Antongiovanni Bonicelli, Bibliotecario di Casa Pisani.* In der Vorrede giebt derselbe ausführliche Nachricht von den Vf. der hier zum erstenmal abgedruckten *Memoria Storica.* Der erste war *Paolo Morosini* oder *Maurocenus*, ein gelehrter Venetianer, der um 1405 geboren wurde, und gegen das Jahr 1482 wieder starb. Er war Senatore, wurde aber von dem Senat meistens zu den wichtigsten Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht. Er schrieb wider die Juden ein Werk, welches 1473 zu *Padua* unter dem Titel *Opus de aeterna temporalique Christi generatione* gedruckt wurde. Die Veranlassung, die gegenwärtigen Memoirs von Venedig zu schreiben, gab ihm vorzüglich der Vorwurf, der den Venetianern um diese Zeit, besonders von dem bekannten *Franciscus Philelphus*, der den Kaiser Friedr. IV wider sie aufzuhetzen suchte, wegen unziemlicher Vergrösserungssucht gemacht wurde. Der zweyte *Johann Cornarus* ist weniger bekannt als Morosini. Doch weifs man aus einem noch von demselben vorhandenen 1509 geschriebenen Brief, dafs er später lebte, als dieser. Um eben diese Zeit geschah es, dafs er sich über desselben *Memoria Storica* machte, und solche nicht nur in das lateinische übersetzte, sondern auch mit einigen Zusatzen vermehrte. Diese lateinische Uebersetzung hat nun Hr. Bonicelli mit dem italienischen Original verglichen, welches hier, freylich sehr verbessert, und in einem gefälligern Stil abgedruckt worden ist. Den Beschlufs machen Anmerkungen des Herausg. in denen von verschiedenen Umständen und Personen nähere Nachricht gegeben, und folglich das Ganze erst dadurch recht brauchbar gemacht wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Untersuchungen über Cardans und Bombelli Regeln*, oder abgekürzte Auflösungsmethoden cubisch- und biquadratischer Gleichungen. Von *Joh. Joach. Girtanner*, Lehrer der Mathematik. 1796. VIII u. 46 S. 8. — Um die Auflösung *cubischer Gleichungen* abzukürzen, zerfällt Hr. *G.* die vollständige cubische Gleichung in einen quadratischen und einen einfachern Factor, beide mit unbestimmten Coefficienten (p, r), sucht diese Coefficienten nach der bekannten Art aus den gegebnen Coefficienten (a, b, c) der Gleichung zu bestimmen, und so die Auflösung der Gleichung vom dritten Grade auf die vom zweyten Grade zurück zu führen. Diese Methode ist keineswegs neu; nur haben die Analysten sie aufgegeben, weil auf diesem Wege keine *allgemeine* Auflösung möglich ist. Denn wenn man alle Coefficienten der beiden angenommenen Factoren unbestimmt lafst, so führt die Bestimmung derselben wieder auf eine cubische Gleichung. Diese zu vermeiden, mufs man einen der Coefficienten willkührlich bestimmen, erhält dann aber bey Entwicklung beider Factoren eine cubische Gleichung, die einer gewissen Bedingung unterworfen ist, und jene Methode auf die Art cubische Gleichung, welche dieser Bedingung Genüge thut, einschränkt. Mit solchen *besondern* Methoden ist der Wissenschaft wenig gedient. Sie machen sie unnöthiger Weise weitläuftig, und stehn doch immer der bekannten Auffindung der Wurzeln mittelst der Factoren des letzten Gliedes in der Gleichung nach. — Gerade das ist der Fall mit Hn. *G.* erleichterter Auflösungsmethode. Seine beiden angenommenen Factoren haben die Form $(x^2 + \frac{1}{2}ax + p)(x + r)$, und die aus ihrer Entwicklung entstehende cubische Gleichung ist der Bedingung $b - \frac{1}{2}a^2 = \frac{c}{\frac{1}{2}a}$ unterworfen. Alle Gleichungen die er als Beyspiele seiner Methode aufführt, leisten glücklicherweise dieser Bedingung Genüge. Zwar sucht er sie S. 16. auch auf andere Gleichungen, bey denen dieses nicht statt findet, auszudehnen, aber die Rechnungen die er dort führt, sind Rec. völlig unverständlich, und scheinen ihm eher nach der Cabbala als nach der Algebra zu arten.

Worinn Hn. *G.* Erleichterung in der Auflösungsart *biquadratischer Gleichungen* besteht, hat Rec. Mühe gehabt aufzufinden, indem der Vf. seine Methode weder allgemein auseinandersetzt, noch durch einen Beweis rechtfertigt. Er zeigt sie nur an Beyspielen, und das ziemlich verwirrt, mit Uebergehung der Hauptpunkte, daher man das mehrste rathen mufs. So viel Rec. einsieht, kommt die Sache auf folgendes an. *Bombelli* stellt sich jede vollständige biquadratische Gleichung (deren Coefficienten a, b, c, d seyn mögen) als Differenz zweyer Quadrate $(a^2 + \frac{1}{2}ax + p)^2 - (qx + r)^2 = o$ vor, wo p, q, r Gröfsen sind, die von den gegebnen Coefficienten folgendermaafsen abhängen $qq = \frac{1}{4}aa + 2p - b$; $2qr = ap - c$ und $pp = rr + d$ (S. *Eulers* Algebra Th. II §. 205.) Will man sie den Vorschriften der Analysis gemäfs bestimmen, so kömmt man auf eine cubische Gleichung, die aufgelöst werden mufs. Hr. *G.* sucht diese cubische Gleichung zu umgehn. Zu dem Ende sucht er die Werthe von p und r, welche der Gleichung $pp = rr + d$ Genüge thun, und bestimmt mittelst ihrer q. Wie er aber unter den verschiednen Werthen von p und r die rechten aushebt, und wie er sich überhaupt versichert, dafs eine solche Bestimmungsart erlaubt ist, davon sagt er kein Wort. Offenbar beruht das auf den beiden andern Gleichungen, durch die q bestimmt wird. Sind p und r gehörig angenommen, so müssen beide Gleichungen für q denselben Werth geben; wenn dieses nicht geschieht, so hat man nicht die rechten Werthe. Ohne dieses Criterium, an das *G.* nicht gedacht zu haben scheint, wäre diese ganze Methode unzulässig. — Auf diese Art umgeht man zwar allerdings die Auflösung einer cubischen Gleichung: allein Rec. kann sich nicht überzeugen, dafs diese Methode, wobey man so viel probiren mufs, eine wahre Erleichterung verschaffe.

Gut wäre es, wenn der Vf. *Eulern* (dessen Algebra er bey seinem Unterrichte zum Grunde legt, und auf den er sich in dieser ganzen Schrift bezieht) etwas mehr Ordnung und Deutlichkeit im analytischen Vortrage abzulernen suchte. Was er hin und wieder an Eulern rügt, beruht wohl nur auf einen Mifsverstand. Unter mehrerem fiel Rec. S. 2. „der *Jesuit* Franciscus *a Schooten*“ auf.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke.* 8. I. Bd. 1793. 584 S. II. Bd. 1794. 626 S. III. Bd. 1794. 1795. 637 S. Jeder Bd. zu 3 Stücken. (Das Stück 10—14 gr.)

Zu eben der Zeit, als Hr. Abt *H.* durch seine *Lineamenta Institutionum fidei christianae historico-criticarum* ein merkwürdiges Beyspiel theologischer Freymüthigkeit gab, eröffnete er in gegenwärtigem Magazin auch andern, welche den *status quo* in unserer Religionswissenschaft nicht als die Grenzlinie ihrer Thätigkeit angenommen haben, eine erwünschte Gelegenheit, neue Forschungen über einzelne Theile des Systems hier niederzulegen, oder andere erneuerte Untersuchungen weniger verschleyert und verhüllt, und eben deswegen in einer consequentoren Gestalt darzustellen, als es sonst meistens zu geschehen pflegt. Er scheint dabey von dem nämlichen Beweggrund ausgegangen zu seyn, welchen Hr. D. *Plank* in der Vorrede zum II. Th. seiner Einleitung in die theologischen Wissenschaften S. XX. in seiner wahren Wichtigkeit darlegt: „*Jetzt* macht es nicht nur der Geist unsers Zeitalters — schreibt dieser behutsame Beobachter — sondern auch alle Umstände der Zeit machen es *noch* möglich, dass es allgemeine Sitte und allgemeiner Ton unter uns werden kann, seine Zweifel und seine Meynungen auch über die Religion mit freymüthiger Offenheit, aber zugleich mit Ruhe, mit Sanftmuth und mit einer Bescheidenheit vorzutragen, die zu eben der Zeit, da sie die Rechte ihrer eigenen Ueberzeugung behauptet, gerecht genug ist, die nämlichen Rechte in jedem Andersdenkenden zu ehren... Mehr als gewiss scheint es, dass keine Veränderung der Umstände die Vortheile wieder zerstören könnte, welche unausbleiblich für die Wahrheit davon ausfliessen müssten, wenn *jetzt nur darüber* (wenigstens) eine Vereinigung unserer Theologen zu Stande kame." — Diese Vereinigung ist da, ist ohne alle Verabredung innerlich in allen redlichen Forschern bestimmt und gegründet, sobald nur kein Theil dem andern irgend andere Schranken entgegen hält, als die durch die Natur des redlichen und fleissigen Forschens einzig in den Gründen und Gegengründen selbst allen vorgesteckt sind; sobald nur von keinem Theil ein gewisser Besitzstand behauptet, und der andere gleichsam der Verletzung verjährter, herkömmlicher Eigenthumsrechte und Vorzüge angeklagt wird; sobald man einander im Reiche theologischer Kenntnisse nicht mehr nach Tertullians Beyspiel *de praescriptionibus adversus haereses* behandelt. Aber so lange der durch das Unbestimmte im Staats- und Kirchenrecht unserer Voräitern, und daher durch einiges statutarische und herkommliche noch einigermaafsen begünstigte Theil gegen alle andere Vorstellungsarten nach der behaglichen Maxime: *beati possidentes*, immer nur unter dem Titel von *Einwürfen*, *Zweifeln*, oder gar *Angriffen* zurechtweisend verfahrt, während es ihm um nichts als um Schützung seines *possessorium* zu thun ist; so lange man nicht, wenn verschiedene dogmatische Vorstellungsarten als möglich vorgelegt sind, zu der Prüfung der Prämissen des ganzen wissenschaftlichen Zusammenhangs aufsteigt, sondern im Ton aller der alten *vindiciarum* jeden andersdenkenden als einen „*adversarium*" behandelt, gegen welche man gewisse Lücken der Verschanzungen zu decken, oder, wenn nichts anders möglich ist, zu verbergen habe; so lange man sich jene bekannte possessorische Mine giebt, dass die hergebrachte Thesis — gesetzt auch, alle bisherige Beweisarten für dieselbe müssten aufgegeben oder ganz anders geformt werden, — dennoch ein für allemal wahr sey, und dass man also höchstens einige neue, dem Zeitalter angemessene, Gründe dafür aufzusuchen, ja sogar in Ermangelung derselben indess wenigstens, bis sie sich, mit Gottes Hülfe! besser finden würden, die alte Thesis festzuhalten habe; — — so lange... würde freylich nichts gemeinschaftliches, partheyloses, offenes in Untersuchung des vorhandenen, nichts von unbefangener strenger Beurtheilung versuchter Berichtigungen und Fortschritte unter uns möglich seyn. Kurz: so lange Gegenstände der Ueberzeugung als Rechtssache verschiedener Partheyen behandelt werden; so lange ist Rechthaberey und Behauptungssucht, nicht Untersuchungsgeist Charakter der Sprecher des Zeitalters. Dem Advocaten wird nirgends zugemuthet, dass er auch die Sache des Gegners in ihrer ganzen Stärke vorstelle, und die Rechtsgründe, welche wider ihn selbst sprechen, ins Licht setze. Eben deswegen aber giebt es in der Sache der Wahrheit nicht Gegner, nicht Partheyen. Auch Verlust des Besitzes ist hier klarer Gewinn; denn der Besitz von Ueberzeugungen wird aufgegeben, wenn weitere Ueberlegung, sey sie von uns oder von andern ins klare gesetzt, zeigt, dass sein Verlust nichts als Losagung von einem Uebel des Irrthums oder der Unwissenheit sey.

Wer hievon überzeugt ist, wird, wenn alle Welt um ihn her Parthey zu machen und Parthey zu nehmen fortführe, nichts von Parthey haben oder sich wünschen,

Digitized by Google

kein Schiboleth anerkennen oder aufdringen, weil er von allen Partheyen ist, wo sie einzeln das richtigere ihm gefunden zu haben scheinen, und weil dann sein ganzes Bestreben auf Entdeckung der allgemeinen Gründe zurückgeht, aus welchen das hie und da zerstreute Wahre hergeflossen seyn muss. Er wird vielleicht das Schicksal haben, dass Aller Hand gegen ihn ist, weil jede Parthey als Parthie ihm dies am meisten übel deutet, dass er nicht in allem mit ihr ist. Dennoch wird er fortfahren, seine Abweichungen in dem Tone darzulegen, welcher der gemeinschaftliche seyn sollte und gewiss auch seyn würde, wenn die Gewissheit, dass bey redlichem Forschen auf alle Falle nichts zu verlieren ist, allgemein wäre.

Diesen Ton halten die Aufsätze dieses Magazins durchgängig In mehreren würde eine eindringendere Darstellung, lichtere Ordnung, mehr Kürze und Energie der Sprache, ein entscheidenderes Herausheben der Gründe, kurz: grösere Intension bey verminderter Extension möglich gewesen seyn, ohne dass das Ganze an populärer Deutlichkeit oder Unpartheylichkeit etwas verloren hatte. Aber der Inhalt ist fast in allen vorzüglich, in keinem der Aufbewahrung unwerth.

Die mitgetheilten Aufsätze sind von vielerley Klassen. Einige erlautern kirchenhistorische Gegenstände an sich und ohne einzelne Anwendung; andere philosophiren über theologische Dogmatik und ihre einzelnen Theile; die meisten behandeln entweder Geschichte der Dogmen, oder Interpretation der historischen Quellen der christlichen Religion. Wir wollen die indess in dieser Vorrathskammer niedergelegten Schätze nach der Reihe registriren, und uns dabey einige Bemerkungen erlauben.

I. Band. *erstes* Stück. I. *Gedanken über Verbesserung der Lehre und der Lehrart.* Eine zweckmässige Vorbereitung auf den Inhalt des Magazins. Die Aufklärung in der Religion arbeitet besonders für denjenigen verständigeren und moralischeren Theil der Menschen, welcher sich durchaus nicht mit einem halb oder mehr als halb aufgedeckten Aberglauben, nicht einmal mit einer sinnlichen Religion beruhigen lassen kann, deren ursprüngliche Lauterkeit (edle Einfachheit) durch Zusätze der Unwissenheit verunstaltet, durch Eigensinn, Herrschsucht, geistliche Tyranney aufserst verfälscht ist. — Für diese — wenn es auch andern noch so entbehrlich wäre — ein System der unverfälschten Moralreligion Jesu zu entwerfen, von allen Zusätzen zu reinigen (und dem Geiste Jesu und der Apostel gemäss — Joh. 16, 13. Act. 10, 34. 35. 21, 21. 25. — durch alles Wahre und Gute der Folgezeit, welches *auch* von Gott kommt, Jac. 1, 17. eben so zu vervollständigen, wie Jesus um Mose Matth. 5, 17. zu vervollständigen aufgetreten war); dies ist Pflicht dessen, der es vermag; dies reicht allein hin, gerade den besseren Theil der Zeitgenossen, weil dieser sich Wahn und Trug bey der kirchlichen Religion leichter, als da, in ihr doch vorhandene Wahre und Ehrwürdige von aller Verunstaltung enthüllen kann, vor Religionsspott, Gleichgültigkeit und Kaltsinn zu bewahren oder davon zurückzubringen, und solchen schätzbaren Zeitgenossen den angstlichen Kampf mit schwer auflöslichen Zweifeln zu ersparen oder besiegen zu helfen. (Mochten doch dagegen andere, welche immer nur neue Lappen auf das alte Kleid kunstmässig aufheften, wenn ihnen ja kein anderer Grund auffallend genug ist, wenigstens in der Geschichte und in der Mitwelt um sich her blicken: ob nicht durch ihre, oft sehr gutgemeynte, Beharrlichkeit *mehr* die Historie der Religion und die Personen ihrer Stifter, als das Religiose und Belehrende selbst zur Hauptsache zu machen, gerade der denkendere Theil immer weiter, auch vom letzteren durch ihre Lehrart über das erstere, zurückgeschreckt wird; ob nicht, was die Personen der Religionsstifter betrifft, gerade durch jene Lehrart, nach der bekanntesten Erfahrung des Menschenkenners, derjenige, von welchem man allzu hohe Erwartungen verbreitet, endlich auch nicht einmal mehr nach seinem wahren und erweislichen Werth geschatzt wird; und ob nicht, so weit wir die Geschichte des Christenthums genauer kennen, gerade diese sogenannte Orthodoxie, oft erst nach Jahrhunderten, in den neusten Zeitaltern aber oft schon nach Decennien solche Theile ihrer historischen Hülle (der wahren Decke Mose's) aufgab und aufgeben musste, welche sie vordem als höchst unentbehrlich fest gehalten hatte. Man denke nur, um einige der unläugbarsten und für die Geschichte der sich selbst so nennenden Orthodoxie unvergesslichen Beyspiele zu nennen, an die *dicta probantia* für die Unsterblichkeitslehre aus dem A. T.; man denke an jene altestamentlichen Beweise für die Trinitätslehre, auf welche die antiarianische Parthie des Bischofs von Alexandrien und daher das Nicanische Concilium selbst ihr Dogma grosentheils so gegründet hat, dass der freymüthige Helmstadter, *Ge. Calixt*, noch 1649 kaum leise anfragen durfte: *an ex solius V. Ti libris mysterium Trinitatis possit demonstrari?* Ja, man denke überhaupt an alle jene Ausfalle gegen Semlers Beurtheilung des A. Ts, und dann an die ganze jetzige inconsequente Zurücksetzung des A. Ts im dogmatischen Gebrauch; eine Zurücksetzung, welche abermals blos daher erklärbar ist, dass alles, was man über seinen Werth vergeblich erheben wollte, endlich durch eine gleiche Ungerechtigkeit unter seinen Werth herabgesetzt zu werden pflegt. Und nun frage man sich dann bey diesen und allen ähnlichen Beyspielen, warum jene und so viele andere einst als Wahrzeichen der Orthodoxie verfochtenen Behauptungen jetzt so durchgängig aufgegeben sind, warum die Orthodoxesten unserer Zeitgenossen nicht mehr mit *Calov* gegen Grotius, *mit Lange* gegen Wolff, mit ihm und *Löscher* gegen die Werthheimische Bibelübersetzung zu Felde ziehen würden, und selbst ihre Schrifterklärung nicht auf diese einstigen Säulen der streitenden Kirche weniger, als auf die Hauptsätze jener einst verketzerten und inquisitorisch verfolgten bauen wollen? Liegt wohl nicht das Princip dieser Variabilität der sogenannten Orthodoxie einzig darin: dass man irgend einem Theil *des historischen* der Religion den Charakter der Religion selbst, den Charakter

der Unentbehrlichkeit vergeblich vindiciren wollte. Dies war das Princip, nach welchem einst, in den Epochen des härtesten Despotismus der Religionsgeschichte über die Religion, die Meynung von Gegenfüfslern, weil die Erde nach der Bibel nicht rund seyn könne, für irreligiös erklärt, und der Sonne im Namen der Religion geboten wurde, wegen ihres einstigen Stillstehens im Thale Gibeon, nun für immer um die Erde sich zu bewegen. Und eben dieses Princip ist es, welches, so weit die Cultur des Zeitalters es irgend noch zugiebt, immer noch zum Grunde liegt, so oft man die temporären Einsichten biblischer Schriftsteller, ungeachtet man sie endlich der Physik nicht mehr als das *non plus ultra* des menschlichen Wissens aufdrängt, doch noch in der Physik der Geister, in der Psychologie und Metaphysik als Bestandtheile der Religion, und daher als unveränderlich geltend machen will. — Doch genug in Beziehung auf diese Einleitung. Der Vf. giebt vorzüglich noch den Rath: dafs man in dem dogmatischen Unterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit die *reine* Religion Jesu geschieden von allen Zusätzen verschiedener Zeiten und Manner, für sich, dann aber auch die *kirchliche*, sowohl das symbolische als die temporären Vorstellungsarten angesehener Theologen mit allen *superadditis*, *abgesondert* vortragen sollte, wobey abermals das, was *als verderblich* mit Nachdruck zu bekämpfen, was *als zufällig schadlich* nur beyläufig zu berichtigen, und was endlich *durch bloßes Stillschweigen* zu verbessern seyn mochte, wohl unterschieden werden könne und müsse. In der Lehrart selbst würden viele Misverständnisse von selbst wegfallen, wenn man sich selbst genau fragte: ob man jetzt ein philosophisches Ideal der Religion zu geben oder die Religion philosophisch zu behandeln beabsichtigen solle. II. erörtert Hr. D. *Ziegler*, ein vornehmlich für Kritik und Geschichte der theologischen Dogmen freymüthig wirksamer, Mitarbeiter des Magazins, nach Vernunft und Schriftkunde, *dafs der Beweis für Wahrheit und Gottlichkeit der christlichen Religion mehr aus der innern Vortrefflichkeit der Lehre*, aus der grösern Summe reiner Wahrheit und göttlichen Gehalts, *als aus Wunderthaten und Weissagungen*, aus Zufalligkeiten ihres *Zeitursprungs*, *zu führen sey*. Die Frage ist sehr einfach: soll das Gewissere aus dem Ungewisseren erwiesen werden? das Bleibende aus dem Vergangenen? — Dafs Jesus selbst durch seine Wunder, als Wunder, nie einen Beweis seiner Belehrungen beabsichtigt habe, dafs vielmehr das Wunderbare ihm selbst nur die erste Erweckung zur Aufmerksamkeit, das Uneigennützige, Gottgefällige und *deswegen* von Gottes Mitwirkung begünstigte *aller* seiner Handlungen (ἔργων Joh. 8, 39. 6. 28.), aber die erlaubteste und sicherste Begründung seines Ansehens bey allen Redlichen gewesen, dies hätte vielleicht noch vielseitiger, noch exegetisch entscheidender gezeigt werden können. *Der Ursprung der Idee vom Messias* hingegen ist hier in ihren Grundlinien fast ohne Ausnahme überzeugend richtig entwickelt. Nur was S. 71 aus Daniel abgeleitet ist, würde vermuthlich der Vf. selbst, nach einigen neueren Untersuchungen, jetzt etwas anders angeben. — III. zeigt Hr. D. *Fr. Münter das Verhältnifs der Kleriker im Tempelorden* nach der Bulle Alexanders III und aus andern, zum Theil erst neuerlich bekanntgemachten Quellen. Die Kleriker erscheinen hier gar sehr in der Unterordnung unter den ritterlichen Geist und Zweck des Ordens. Die Exemtionen, welche ihnen zu Gute kamen, hoben sie nicht *im Orden*, sondern blofs im Verhältnifs gegen die Episcopalgewalt. Rec. macht die Nebenbemerkung, dafs sie auch ein grofser Zunder für den Feuereifer der Bischöfe zu Zerstörung des Ordens gewesen seyn müssen; der Pabst selbst mufste bald fühlen, dafs er sich durch die Unterordnung der templarischen Kleriker unter den Rittergeist für seinen Einfluss in den Orden so viel als durch die Exemtionen derselben den Bischofen vergeben habe.

Zweytes Stück. I. eine kurze *Uebersetzung und Erklärung aller Stellen des neuen*, und der meisten des alten *Testaments*, *welche sich auf die Begriffe Sohn Gottes*, *Menschensohn*, *Messias* etc. beziehen. Leicht könnte, was hier gutes gegeben ist, so geordnet seyn, dafs das Resultat, im Einzelnen und im Ganzen, auffallender und überzeugender werden müsste. *Menschensohn* nenne sich Jesus, in so fern er den jüdischen Obern und Priestern, als Elohim des Volks (2 B. Mos. 22, 8. 9. Ps. 82.) sich, den aller Autorität ermangelnden, geringen Menschen entgegensetzte. Aber wie oft gebraucht Jesus diesen Ausdruck von sich in einem Zusammenhang, der sich auf die Volksobern gar nicht bezieht? Und war er nicht, gerade gegen sie, als Volksobrigkeiten betrachtet, der Stellvertreter Gottes in der Theokratie, der Messias? Auch dafs *der Himmel* irgendwo die jüdischen Engel, Götter und Gottessohne (S. 149 u. f.) bedeute, kann Rec. aus keiner von jenen Stellen exegetisch wahrscheinlich finden. II. *Das Wesentliche der Religion und das Unterscheidende des Christenthums. Jenes* wird auf 4 Punkte gesetzt: 1) Ein weiser (heiliger) und wohlthätiger Urheber (?) und Regierer des Ganzen. 2) Reine Sittlichkeit, als Wille und Gesetz dieses höchsten Wesens betrachtet. 3) Künftige Fortdauer denkender Geschöpfe. 4) Mögliche Rückkehr aus moralischer Verschlimmerung zur Tugend und Glückseligkeit. *Dieses* bestimmt der Vf. nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, welcher überall, wo Partheien in Wissenschaften und Erkenntnisarten nach einer gewissen Person benannt werden, derselben dadurch die Erfindung oder die Bekanntmachung der von ihnen angenommenen Grundlehren dankbar zugeschrieben wird. Das Unterscheidende des Christianers sey also „die praktische Anerkennung des Jesus von „Nazareth, der auch Christus heifst, als des ursprüng„lichen, vorzüglichsten" (geltendsten und wirksamsten?) „Lehrers der wahren Religion für die Menschheit." III. *Johann Biddle's* (geb. 1615.) *Leben, Charakter und Schriften*, nach dem Englischen des *Josua Toulmins*, von Hn. *Ziegenhein*. — S. 338. „Seine Ar„beiten widmete (der aufserst rechtschaffene) B. ganz „dem eifrigen Streben nach immer mehrerer Religions„kenntnifs, seine Leiden" (Gefangnifs, Verweisung auf die Insel Scilly und andere Ueberzeugungsgründe der

herrschenden Orthodoxie seines Zeitalters, deren handgreifliches kaum der Protector Cromwell mildern konnte,) „trafen ihn, weil er den Ueberzeugungen, die ihm „seine Untersuchungen verschafften, gewissenhaft an„hing.“ Seine Ketzerey war (S. 285.) „Einheit Gottes ist sowohl Einheit der Person als der Natur. Der heil. Geist ist wirklich eine Person, nur nicht Gott; Christus erstand durch die Kraft des Vaters, nicht durch seine eigene; der Zweck der religiösen Vereinigung seiner Anhänger“ — „mit allen Kräften zu arbeiten, dass die Ehre des Allmächtigen keinen andern gegeben würde.“ Andere seiner Sätze, gegen die Erbsünde, vom Gehorsam gegen Gottes und Jesus Gebote als dem seligmachenden Glauben etc. s. S. 285. 286. Die ganze Biographie giebt ein sehr charakteristisches Bild von dem Ursprung der englischen Unitarier blofs aus ihrer Schrifterklärung, und von der ursprünglichen Methode, sie zu bekämpfen. *B.* starb 1662. d. 22 Sept. durch *Richard Browne* abermals in einen seine Gesundheit zernichtenden Kerker gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Geschichte Elias Drehkopfs*, eines Kraftgenies, Soldaten, Schauspielers, Mitglieds geheimer Gesellschaften, Züchtlings und Wunderthaters.

Auch unter dem Titel:

Geschichte eines Kraft-, Licht- und Dranggenies, vom Verfasser der empfindsamen Reise nach Schilda. etc. 1795. 1. Th. 256 S. 2. Th. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat in den beiden Theilen dieser sonderbaren Geschichte, denen der Vf. gern noch einen dritten möchte folgen lassen, nicht den mindesten Grund gefunden, warum er den Helden des Stücks, der aus blofsem Versehn (wie der Vf. versichert) bald Elias Drehkopf, bald Ludwig Flappert genannt wird, für ein Kraft-, Licht- und Drang-Genie halten soll. Es ist ein ganz gemeiner Mensch von völlig unbestimmtem Charakter, den der Vf. zu allen brauchen kann, und der sich gutwillig durch eine Menge wunderlicher Begebenheiten hindurch windet, aus denen das Buch ohne alle Ordnung und Plan zusammengesetzt worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Kopenhagen: Ueber Seminarien und Seminaristen*, mit besondrer Rücksicht auf die Seminaristen des *Kielischen* Instituts. 1796. 34 S. 8. (2 gr.) Diese kleine Schrift über einen Gegenstand, der in unsern Tagen für theoretische und praktische Pädagogen interessant geworden ist, enthält manche für Vorsteher und Lehrer der Seminarien, Bürger- und Landschulen wichtige und der Beherzigung würdige Bemerkungen. Wie weit das Kielische Institut, gegen welches der Vf. sonst viele Achtung bezeigt, dazu Anlass gegeben habe, können wir nicht sagen. Der Vf. ist von dem Werthe guter Seminarien und ihrem wichtigen Einflusse auf Volksbildung überzeugt, und äussert diese seine Ueberzeugung an mehrern Stellen mit vieler Wärme. Er hat indessen durch längere und genauere Beobachtung vieler in diesen Instituten überhaupt, und besonders in dem *Kielischen* gebildeten Subjecte wahrgenommen, dass diese jungen Männer oft eine zu einseitige und oberflächliche Bildung erhalten, und demungeachtet mit einem Dünkel von Vielwisserey und vermeynter höherer Aufklärung, und von einem Schwindel unreifer Neuerungssucht und übelverstandner Freyheitsliebe angesteckt, in den Aemtern, zu welchen sie befördert werden, nicht nur andern Menschen, unter welchen sie leben, zum Anstofs gereichen, sondern auch statt des von ihnen erwarteten Guten oft weit mehr Schaden anrichten, und den Zweck der ächten Jugendbildung verfehlen. Er klagt darüber, dass in die Seminarien zu viele Subjecte und ohne strenge Prüfung ihrer Fähigkeit zum Lehramte aufgenommen werden, dass die meisten bey ihrer Aufnahme zu wenig vorbereitet, ja gröfstentheils ungebildet sind, dass daher die Zeit eines zweyjährigen Unterrichts für ihre Bildung nicht zureicht, und der Lehrgegenstände für sie im Verhältnisse dieser kurzen Zeit eine zu grofse Zahl ist, um im Einzelnen derselben etwas gründliches zu lernen. Er will, dass weniger, aber dies Wenige gründlicher von ihnen erlernt, dass ihr praktischer Verstand mehr bearbeitet werde, und dass sie von den Religionswahrheiten des Christenthums besonders eine recht feste und lebendige Erkenntniss erlangen sollen. In dieser letztern Rücksicht äussert er besonders seine Zweifel über den Nutzen des modernen theologischen Unterrichts in solchen Instituten und der zu freyen Mittheilung der neusten Meynungen. Die jungen Leute sind selten fähig, diese nur gehörig zu fassen, noch weniger sie zu prüfen; sie wissen sie nicht mit den Belehrungen der Bibel zu vereinigen, werden daher in ihrem Glauben selbst irre gemacht, zur leichtsinnigen Nachbeterey des Gehörten, zur Geringschätzung der Bibel und kirchlicher Anordnungen verleitet, und suchen dann gewöhnlich eine übelverstandne Aufklärung in dem Kreise derer, auf welche sie wirken sollen, mit Verleugnung aller Klugheit, selbst auch wohl unter dem Scheine der Ehrlichkeit und Freymüthigkeit auszubreiten, zum offenbaren Nachtheil für Religion, Sittlichkeit und Gemüthsruhe der ungebildeten Menge. Die Bibel soll das Hauptbuch der Seminaristen bleiben, nachstdem der Landeskatechismus, als eine Norm für ihren Unterricht; sie sollen in dem Seminarium vorzüglich zur richtigen deutlichen Einsicht in die in demselben vorgetragnen Lehren und die biblischen Beweisgründe, so wie auch zu der Geschicklichkeit, dieselben der Jugend auf eine gründliche, für Verstand und Herz fruchtbare Art vorzutragen, angeführt werden. Zuletzt fügt der Vf. selbst einen Versuch bey, wie ein dogmatischer Satz in dem Unterrichte für die Seminaristen behandelt werden müsse, und wählt dazu diesen: *Christus hat die Menschen durch seinen Tod von den Strafen der Sünde befreyt.* Die davon gegebne ausführliche Erklärung contrastirt in der That nicht wenig mit der im vorigen merklichen Vorliebe des Vf. für das kirchliche System, und wird weder die Freunde des ältern, noch des neuern Lehrbegriffs recht befriedigen; jene werden sie zu neologisch und unbiblisch, diese aber etwas oberflächlich finden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Drittes Stück. I. *Etwas zur Kritik der bisherigen Dogmatik.* Voll brauchbarer, ingeniöser Bemerkungen. Der ungenannte Vf. theilt Theologie in *Theognosie* und *Theonomie.* (S. 370.) Die letztere Benennung ist sehr passend. Zu der Eintheilung des Ganzen aber müfste noch *theologische Anthropologie* hinzugesetzt werden. Von S. 372 folgt eine kritisirende Skizze der Theognosie, welche logisch strenger geordnet seyn könnte, aber zerstreut viele Beweise enthält, wie sehr, neben vielen Reinigungen, für die Dogmatik durchaus eine andere Systemsform Bedürfnifs ist. In den philosophischen Beweisen vermifst man die nothwendige Schärfe. II. *Strobels Bemerkungen über Luthers Briefwechsel* (1542—44.) *mit einigen Evangelischen zu Venedig, das Abendmahl betreffend.* Auch diese *literae italicae Luthero stomachum moverunt, quod faciunt mentionem rixae περι δειπνου κυριακου.* So schrieb Melanchthon. Das merkwürdigste in diesem Aufsatz sind die Stellen, welche von Saubert und andern Editoren der Briefe Melanchthons weggelassen worden sind. Dies ist gerade, wie manches, was von den Herausg. der Lutherschen Werke weggelassen worden ist, am meisten charakteristisch! Melanchthon konnte sich nicht genug beklagen über „*nostros, qui interdum nihil mitius de ecclesiis Rhenanis* (in der Controverse *de S. Coena*) *loquuntur, quam de Turcis.*" Hofpred. *Hoe* zu Dresden schrieb: *Probe, dafs die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinkommen!* Mel. erklärt (S. 426.) seine *praesentia sacramenti rationi conveniens* sehr consequent: *Christus tamquam agens liberum adest actioni institutae, post actionem non vult ibi se alligatum esse.* Luther vergafs sich (S. 428) bis *zur Imputation wissentlicher Neigung zum Irrthum.* „*Insulsissima et stultissima sunt eorum* (*Zwinglii et Oecolampadii*) *argumenta, ut non errore sed operante Satana scientes veritatem impugnare convincantur.*" Lasset uns in dieser Rücksicht Melanchthonianer seyn. M. schrieb (S. 424.) *In scriptis meis quid aliud secutus sum, nisi ut necessaria in ecclesiis docerentur, omissis controversiis plerisque, quae vel non intelliguntur vel ad pietatem parum conducunt.* III. *Beyträge zur Erklärung des N. Ts. aus dem A.* gebaut auf die einflufsreiche Bemerkung: dafs Jesus und die Apostel mit den Juden in Palästina nicht (gewöhnlich) griechisch sondern im syrisch-chaldäischen (galiläischen aramäischen) Dialekt gesprochen haben. Die Anwendung ist hier nicht sehr bedeutend; zum Theil auch zu weit getrieben. Dafs πορνος, πορνη und καμηλος, auch ohne einen besonderen Fingerzeig aus dem Zusammenhang, im N. T. *Heyde, Heydin* bedeute, ist unerweislich; auch ist αμαρτια nie geradezu *Heidenthum, Vielgötterey,* sondern ἡ ἁμαρτια „*jene* Sünde" kann auf Vielgötterey zu deuten seyn, wenn der Zusammenhang oder überhaupt die Umstände die Beziehung des demonstrativen Artikels so bestimmen IV. *Ueber den Untergang des Thals Siddim,* wie der Vf. (allzu bestimmt) annimmt, durch — Mordbrenner des Königs von Elam, der den Verlust seiner Herrschaft über die Siddimischen Fürsten nicht verschmerzen konnte. Diese würden bey Loth, welchen der König von Elam als Sclaven weggeführt, und bey Abraham, der jenem seinen Vetter mit den Waffen entrissen hatte, nicht so leicht Gastfreundschaft gefunden haben. Uebrigens zeigt der Vf. S. 454 sehr richtig, dafs man die Sodomäer ohne Grund zu abscheulichen Bösewichtern gemacht habe. Genes. 19, 5. übersetzt er: Man bestand darauf, dafs man wissen müfste, wer die Fremden seyen. Loth suchte zu besänftigen und erboth sich, seine beiden jungfräulichen Töchter (die also nach den Zeitbegriffen sein Eigenthum waren) zu Geifseln zu geben. V. 11. übersetzt sich Rec. ungefähr so: die Fremden selbst halfen Löth in der Finsternifs gegen die andrängenden Sodomäer, bis sie ihn ins Haus hereinbrachten. V. *Ueber die Ausdrücke Fleisch und Geist im N. T.* dem I. Aufs. des II. Stücks ähnlich. Exegetische Materialien, die aber, zu Vermeidung unnöthigen Widerspruchs, strenger gesichtet seyn sollten. Joh. 3. ist vorzüglich gut erklärt. Joh. 5, 25. mufs wegen des και νυν εστι von *geistiger* Auferweckung durch *Jesus* verstanden werden. V. 28 bezieht sich dann φωνη αὐτου auf *Gott.* Dennoch schreiben die Zeitideen unstreitig *auch* dem Messias, als dem zur Rechten der Gottheit erhabenen, der Gottheit so nahen Geiste, einen unmittelbaren Einfluss auf die letzte Todtenerweckung zu. — εφονευθη (S. 529) 1 Tim. 3, 16. statt εφανερωθη zu vermuthen, ist ein überflüssiges Wagstück der Conjecturalkritik. Einschmeichelnder ist die Vermuthung S. 570. Joh. 8, 57. εωρακε σε statt εωρακας zu lesen. Der Text aber hat für sich, dafs die Juden, wie alle, welche gerne mit Steinen argumentieren, in der Consequenzmacherey unübertrefflich stark sind. — Der Vf. bemerkt sehr gut, dafs Jesus durch die *angefangene* Antwort: ehe Abraham geboren ward; bin ich! die Auflösung der Misdeutung seiner Worte *vorbereiten* wollte. Abraham, war in jenen sein Sinn, habe erst *im Geist* seine Zeiten mit

Freuden *voraus* geſehen (Vgl. Hebr. 11, 19.) und ſehe ſie nun, aus der unſichtbaren Welt her, mit nachahmungswürdiger, froher Beyſtimmung. Das letztere war, ohne beſondere Nachrichten, durch die Zeitideen vom Zuſammenhang der Himmliſchen mit der Erde und durch die Kenntniſs vom Charakter Abrahams nach ſeiner Lebensgeſchichte, unbezweifelt.

Nach dieſen Belegen der Reichhaltigkeit ſchon aus dem *erſten* Bande dieſes Magazins wird es hinreichend ſeyn, daſs wir uns bey den zwey folgenden Bänden, welche wir doch auch nicht länger unangezeigt im Rückſtand laſſen möchten, bey ſteigender Reichhaltigkeit auf kürzere Innhaltsanzeigen einſchranken.

II. Bandes *erſtes* Stück. I. *Kritik über den Artikel von der Schöpfung nach unſerer gewöhnlichen Dogmatik* von D. *Ziegler*. Zuerſt einleitende *Prolegomena*. Der Principalgedanke jeder *reinern* Religion (S. 3.) ſey: Gott iſt als ein von der Welt verſchiedenes moraliſches Subject *Schöpfer* der Welt! — Soll dies nicht auf etwas tranſcendent theoretiſches führen, ſo muſs der Ausdruck Schöpfer blos davon verſtanden werden, daſs ohne einen ſolchen Gott die Ausführbarkeit der Moralität in der Sinnenwelt den bloſsen Vernunftweſen nicht zum voraus gewiſs ſeyn könnte, wie es ihnen doch gewiſs ſeyn muſs, wenn die Vernunft Ausübung der Moralität in der Sinnenwelt zum Geſetz macht. *Erſter Abſchn.* Von S. 11 ff. *das Exegetiſche* über die Stellen der Geneſis die Schöpfung betreffend; daſs dieſe Stellen nicht hiſtoriſch; nicht *vor* Moſe geſchrieben ſeyen, wie ſie allmählich erſt dogmatiſch geworden u. ſ. w. Gut und ausführlich! — רָקִיעַ ſoll nach S. 18 ſyriſch *decidit* bedeuten. Aber es bedeutet nur: Milch durch einen *hineingeworfenen warmen* Stein *gelind, halbwarm machen*. Und ſo ruhrallen, was von dieſem Wort philologiſch geſagt werden kann, auf der Bedeutung (رقف) dünn, weich, gelind, ſchwach ſeyn, Pih. dazu etwas machen. Daher auch: weich behandeln, wie die Jungen, *fovere, incubare*. — *Zweyter Abſchn.* Schöpfung aus Nichts. Populär. ἐξ οὐκ ὄντων 2 Macc. 7, 28. Der Grundſtoff war, aber doch nicht ſo ſichtbar als jetzt, in Form und Ordnung. Philoſophiſch bleiben (S. 103) die bekannten Antinomien. *Dritter Abſchn.* Ueber die beſte Welt, Zweck und Endzwecke der Schöpfung. II. *Warum gibt es jetzt keine Offenbarung mehr?* für einen Böhmianer und doch auf das Reſultat S. 129 zuſammentreffend: Gottes Offenbarung ging und geht für alle geiſtige Weſen nach veränderten Bedürfniſſen und Vorbereitungen, immer fort. Wunder geſchehen nicht mehr, weil Wunder über Wunder geſchehen muſsten, um uns glauben zu machen, daſs ein Wunder geſchehen ſey. III. CR. *Hoffig* über 1 Joh. 5, 7. zeigt das ſonderbare in Hn. Hezels Argument aus der ſogenannten höheren Kritik ſehr richtig. IV. *Velthuſen* über die Eintheilung der Chriſten in Naturgläubige und Wundergläubige (in der Henkeſchen Ankündigung des Archivs für n. Kirchengeſch. d. Mercur 1793. St. II. S. 3–4.) Ein Aufſatz voll biederer Liberalität. In den Wunſch S. 150 f. ſtimmt Rec. mit voller Ueberzeugung ein: daſs unter den Proteſtanten doch ja keine neue Unterſcheidungsnamen für theologiſchen, alſo wiſſenſchaftlichen Diſſenſus aufkommen möchten. Iſt erſt der Name da, welch ein groſser Schritt zur *partheyartigen* Abſonderung und Oppoſition. Selbſt der Name *Diſſenter*, welchen man neuerdings mehrmals gebrauchte, ſetzt auf der entgegenſtehenden Seite nach dem engliſchen Sprachgebrauch hierarchiſche Uebermacht, eine Ungleichheit der Rechte im Staat etc. voraus. Noch mehr würde der Name *Naturgläubige* in vielen, welchen Natur, Sinnlichkeit und Sündlichkeit noch Synonyme ſind, einen gehäſſigen Nebenbegriff mit ſich führen. Doch iſt auch ein ſolcher Naturgläubiger nicht blos ein redlicher Zweifler, der nicht ferne vom Reiche Gottes iſt (S. 158.) Er iſt *im* Reiche Gottes; nur kann er auf einem andern Wege dahin. Er *zweifelt* auch nicht, ob er nicht auf dem Wege der Wunder dahin hätte kommen ſollen. Vielmehr *weiſs* er, warum dies nicht *ſein* Weg ſeyn kann und ſoll. Daſs andere dies ſein *Wiſſen* als ein Zweifeln gegen ihren Weg anſehen, iſt ihre Sache. Der Herausg. beruft ſich S. 161 f. in einem Zuſatz auf den ſchon vorhandenen Unterſchied jener Wege oder Ueberzeugungsarten und auf Joh. 4, 39–42. V. *Nachträge* zu I. Bandes III. St. III. Aufſ. Rec. bemerkt: daſs βοανεργες gerade die galiläiſche Ausſprache, alſo den Gebrauch des galiläiſch-aramäiſchen bey Jeſus beweiſe; daſs Joh. 8, 41. die Abſicht der Juden nicht ſeyn kann, zu ſagen: Wir ſind nicht *Abgötter*, ſondern: Wir ſind (in unſerer Religioſität) Kinder eben des Vaters, Gottes, deſſen Kind du, Jeſus, dich nennſt; und daſs Act. 5, 20. 29. πορνεια nicht *Götzendienſt* bedeuten kann, weil ſich dies ohnehin verſtand, daſs die Heidenchriſten die Vielgötterey und den abgöttiſchen Cultus aufgegeben haben muſsten. VI. *C. G. Kühnöl über Joel* 3, 1–5. eine richtige, durch nichthebräiſche Parallelſtellen gut erläuterte Ueberſetzung. Daſs nur die Uebertreibung: Joels Stelle ſey *ein vollendetes Meiſterſtück*, den Aeſthetiker nicht allzu ſtrenge gegen ſie mache! VII. Ein ungedruckter *Brief des Pfalzgr. Wolfgang Wilhelms* über ſeine Converſion zum Katholicismus. Der Herausg. hat einige vortreffliche Winke hinzugeſetzt. — Die Bekehrer des Pfalzgrafen wuſsten ihn nach S. 182 vorzüglich — ſo weit nämlich Gründe in dieſer politiſchen Sache galten — dadurch zu gewinnen, daſs ſie ihm zeigten, wie vieles die Proteſtanten dem Katholicismus ohne Grund aufgebürdet und entgegen gehalten haben. Hiezu führt jene Methode, alles höher zu ſpannen, als der wahre Gehalt iſt. VIII. *Ob Glückſeligkeit oder ſittliche Vollkommenheit letzter Zweck ſey?* IX. Philologiſcher Beytrag *über die Redensart für andere ſterben*. Beide (kurze) Stücke von *Velthuſen*. Das letztere ſehr ſchätzbar. Aus Joſephus de Macc. ab. C. VI. ed. Haverc. t. 2. p. 506 und ib. c. XVIII. p. 519. erhellt der Sprachgebrauch und die Zeitidee: daſs man von Martyrern für das moſaiſche Geſetz dachte und hoffte, Gott ſehe um ihres Todes willen deſto gnädiger auf die ganze Nation. Da man die Verfolgungen als Strafen anſah, welche die ganze Nation verſchuldet habe, ſo haben die Martyrer ſelbſt: Gott möchte ſich an ihrem Tode *genügen* laſſen, ihre

Leiden

Leiden der ganzen Nation zu gut ſchreiben und deswegen die von allen verſchuldete Strafe aufheben. Die Ausdrücke υπερ, αντι, καθαρσιον, αντιψυχον ſind ſehr merkwürdig. Nur iſt ιλαστηριον *begütigend* überhaupt, nicht aber gerade *verſöhnend*, noch weniger ein Verſöhnopfer. Vgl. über Röm. 3, 25. das N. theol. Journal 1796. S. 221. 3 St.

Zweytes Stück. X. *Freundſchaftlicher Briefwechſel* (zwiſchen 1516 und 1534) *zwiſchen Erasmus und Melanchthon, mit litterariſchen Bemerkungen* von *Strobel.* 10. Briefe von Erasmus. 5. von Melanchthon. Hierunter 3 Anekdota. Nichts unbekanntes und doch faſt jede Zeile, hiſtoriſch oder pſychologiſch, intereſſant. Ueber das Simplificiren der chriſtlichen Glaubensſätze S. 247—50 merkwürdige — Vorſätze! „*Quodſi qui volent, circa naturam divinam aut circa hypoſtaſin Chriſti aut ſacramenta, abſtruſiora quaedam rimari, quo magis attollant mentem in ſublime, hactenus liceat, ut non ſtatim, quid huic aut illi viſum fuerit, cogantur omnes profiteri.*" So dachte Erasmus. — S. 252. Lin. 4. von unten muſs wohl *oleum* ſtatt *deum* geleſen werden! S. 216. Lin. 3. *temere* ſtatt *tenere.* S. 202. Lin. 10. fehlt *tam* nach *utinam.* Und ſollte nicht S. 204. Lin. 9. ſtatt *in me et gliſcentibus* in jenem Briefe, welcher aus einer undeutlichen Handſchrift abgedruckt iſt, zu leſen ſeyn: *in melius gliſcentibus?* — In dieſer ganzen Reihe von Urkunden über das Verhältniſs von E. und M. iſt vielleicht das auffallendſte, wie freymüthig beide wechſelsweiſe von ihren Schriften und Ueberzeugungen urtheilten und dennoch wahre Achtung und Zutrauen unter ſich zu erhalten wuſsten. *Judicia eruditorum ut libera, ita recta eſſe decet*, war Erasmus Grundſatz S. 200 *adhaec horum praeſertim, qui Muſarum ſacra colunt, judicium non ſolum rectum, verum et aequum et candidum eſto.* — XI. *Von der moraliſchen Schöpfung und Regierung Gottes durch Chriſtus als einer Hauptvorſtellungsart des N. Ts.* Nach des Rec. Einſicht eine vorzüglich überzeugende Darſtellung dieſer exegetiſch unläugbaren Behauptung; zugleich im Innhalt mehr, als die Ueberſchrift erwarten läſst. Das hier S. 317 ff berührte ο λογος gewinnt noch mehr Licht durch XII. *Ueber das, Gott ſprach, im A. T.* Eine bündige Induction, dafs die althebräiſchen Schriftſteller dieſe Formel auch alsdann gebrauchten, wenn ſie etwas ihnen wichtiges und nach ihrer Einſicht göttlich gewiſſes mit Nachdruck ſagen wollten, dabey aber wohl wuſsten, dafs die Einkleidung ſelbſt Sache ihrer Meditation ſey. XIII. *Ueber die Aeuſſerungen Jeſu vom Reiche des Meſſias. Matth.* 19, 27—30. Sehr richtig will der Vf. nicht fragen: welche Vorſtellungsart iſt *unſeren* Begriffen von Gottes geiſtigem Reiche gemäſs, ſondern an der *Hand der Geſchichte* die Erwartungen der Zeitgenoſſen Jeſu von ihrem Meſſias aufſuchen! Er zeigt nun, wie die den Apoſteln Matth. 19 gegebene Ausſichten nicht, weil ein anderer Erfolg fehle, blos ins Reich der Geiſter oder des Geiſtigen zu verſetzen ſeyn. Vgl. Marc. 10, 30. Luc. 18, 30. νυν εν τω καιρω τουτω. So lange man freylich dieſe Stellen zur chriſtlichen Glaubenslehre und nicht zur Geſchichte und geſchichtlichen allmählichen Bildung rechnet, werden bey ihnen ſelbſt die, welche ſonſt immer auf den Buchſtaben dringen, ihrer Grundſätze vergeſſen, und andere für nothwendig halten, alles blos in allgemeine Sätze zu ſublimieren. Aber der Exegete hat ja nicht für die philoſophiſche Wahrheit deſſen, was er herausfindet, gut zu ſagen! Nur dafs Jeſus ſelbſt über ſein Reich allein zu gemeinen Juden vom ſinnlicheren, zu gelehrten vom geiſtigen ſeines Reichs geſprochen habe (S. 414) dies findet Rec. nicht. Es iſt überall eine durch chriſtliche Rechtſchaffenheit zu ſtiftende, von der Gottheit aber zugleich phyſiſch zu bewirkende, geiſtig und ſinnlich glückliche Verfaſſung. XIV. *Ueber Geneſ.* 10, 21. XV. *Ueber Geneſ.* 17, 17. beides von Hrn. Adjunkt *Seidenſtücker.* Die erſte Stelle enthalte einen ermunternden Wink für die *Hebräer.* Ohne Zweifel. Nur die Art, wie der Vf. ſich dies denkt, ſcheint dem Rec. allzu verwickelt. In der zweyten Stelle *lacht* Abraham nicht, weil er die Zeugung eines Sohns für unmöglich hält — er zeugt 37 Jahre ſpäter noch 6 Söhne, (ungeachtet Röm. 4, 19 hieran nicht gedacht iſt) ſondern, weil er das Geſpräch für *Scherz* hält. — In einer Beylage *wird ein Band ungedruckter Predigten von Luther* aus deſſen letztem Lebensjahr über Matth. 13—24 von Hrn. D. *Bruns* angekündigt. Ein Anekdoton, von dem glücklichſten aller Reformatoren, das die Unterſtützung unſers Publicums gewiſs mit mancher biedern Kernſtelle belohnen wird!

Drittes Stück. XVI. *Fragmente über die allmähliche Bildung der den Iſraeliten* (Juden) *heiligen Schriften, beſonders der ſogenannten hiſtoriſchen.* Mit Recht wird dieſen Beyträgen zu einer künftigen (auf Eichhorns Pfade weiter fortſchreitenden) Einleitung in das A. T. die Erinnerung vorausgeſchickt: *dafs die Erklärung des N. Ts. und unſere ganze* — hiſtoriſche und hiſtoriſch zu reinigende — *Theologie* des Chriſtenthums *nie ſeyn werden, was ſie ſeyn ſollten, ohne ſorgfältigeres Studium des A. Ts.*, welches ſo manche dogmatiſche Exegeten, faſt wie wenn es das Werk eines andern Geiſtes wäre, in ihren Unterſuchungen ganz auf der Seite liegen laſſen. — Was den Inhalt dieſer Unterſuchungen betrifft, welcher hier nicht genauer geſichtet werden kann, ſo war Rec. aus den vom Vf. angeführten und noch andern Gründen ſchon ſeit Jahren der „Meynung, dafs der Pentateuch bey weiten dem gröſsten Theil nach erſt gute Zeit *nach* Moſe, und zwar die vier erſten Bücher nicht vor Samuel und David, das Deuteronomium aber noch ſpäter, theils geſammelt, theils ſelbſt erſt entworfen worden ſeyen; da vorher unter Moſe ſelbſt auſser den zwey Tafeln nur ſehr weniges andere *geſchrieben*, und zwar theils in Stein theils in Bley geſchrieben worden war. Mehrere Argumente hat der Vf. vollſtändiger als *Fulda* ausgeführt und mit der Analogie der Sprachveränderungen bey Römern und Deutſchen reich belegt. Doch hätte gewiſs *Fulda* dankbare Nennung verdient, um ſo mehr, als er noch zum Theil auf beſtimmtere Zeitangaben leitet. Das Argument von der *durchgängig* auf Jubeliſche Cyklen ſich beziehenden Zeitrechnung iſt überraſchend; würde aber doch nichts als Ueberarbeitung der Chronologie im hebräiſchen jetzigen Text beweiſen, wenn es auch wirklich ſo

durchgängig wahr wäre, als Frank dies durch manche Nachhülfe für seine Hypothese *blofs scheinbar* zu machen gewufst hat. Dafs selbst Jesu Tod S. 496 einen solchen Jobelischen Cyclus schliefst, giebt einen auffallenden Wink, dafs das Argument *zuviel* beweisen würde! Dafs *viele* Erzählungen (S. 515—20) erst aus Hieroglyphen oder Bildergruppen in Worte übersetzt worden seyen, ist unter einer Nation, welcher die Hieroglyphenschrift verboten, und die überhaupt so höchst unerfahren in der Kunst war und blieb, unglaublich. XVI. *Apologie Gregors VII* (als eines in jenem Zeitalter consequenten und kirchlich frommen Pabstes) von Alphons Grafen von *Muzzarelli*, übers. von *Ziegenbein*. Mit Salz gemischt! XVII. *Fortsetzung der Beyträge zur Erläuterung des N. Ts. aus dem A.* (von Prof. *Nachtigall*). Meistens treffender, als die in den ersten Stücken angegebenen Proben. XIX. *Ein paar Worte über Kantische Schriftauslegung.* „*Auf immer* keine andere Religion (Religionsdarstellung) als *durch Mythologie*, ist „mir *bis jetzt* etwas widerstehendes.“ Dem Rec. auch. Aber wollte dies Kant? Und wenn er es zu wollen scheint, wenn er das *ad interim* nicht immer beysetzt, wer hat davon die Schuld auf sich?

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer dem Jüngern: *Ariston.* Eine Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen. Erster Theil. 1796. 323 S. 8. (1 Rthlr.)

An dieser Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen, (eine Angabe, die nicht nur das Jahrhundert, in welches der Vf. seine Dichtung versetzt, sondern auch das Jahrtausend unbestimmt läfst) ist nichts Griechisch als die Namen. Wir sehen hier zuerst einen Jüngling Periander, der mit einem Mahle auf eine sehr moderne Weise an Göttern und Menschen irre wird, und dem ein gewisser Theobul zu seiner Belehrung die Geschichte des Ariston erzählt, so wie dieser selbst sie ihm offenbart hatte. Man würde den Herrn Periander, (der Vf. pflegt seine Griechen mit dem Titel *Herr* zu beehren, so wie sie sich auch zum Theil untereinander *Sie* nennen) ganz aus dem Gesichte verlieren, so glänzend er anfangs aufgetreten ist, wenn er nicht hie und da ein unvermuthetes Wort dazwischen schöbe, auf das ihm Theobul in seinem eignen Namen antwortet, und sogleich in der Person des Ariston weiter redet, welches dann eine sehr verwirrte Erzählung giebt. Ariston wird von Philidor, den man mit einigen Rousseauschen Ideen ausgesteuert hat, blos durch die Entwickelung der natürlichen Triebe gebildet, bis ihm Euphranor ein höheres Prinzip der Tugend beybringt, und ihn „das Getriebe der Menschheit“ kennen lehrt. Dieses höhere System besteht aus allerley Begriffen, worunter die Lehren der praktischen Vernunft nach Kant nebst dem auf sie gegründeten Glauben an Gott und an Unsterblichkeit den Vorrang behaupten, und dahin abzwecken, nach dem edlen Ausdrucke des Vfs., *die Sinnlichkeit unter den Pantoffel zu bringen.* Es wird dem Plato geliehen, der es, wenn nicht mit Beredsamkeit, doch mit einem unaufhaltsamen Flusse der Rede, und einem grofsen Reichthum von gleichgeltenden Ausdrücken von sich giebt. Der Stil des ganzen Werkes hat durchgehends diesen Charakter. Man sehe S. 250: „Aber auch sie, deren Element Liebe und Friede, Vertrauen und Freundschaft, wie dem Fische das Wasser, wie dem Vogel die Luft ist, wird vom Vater gemifshandelt, ihr wird vom Vater gezürnt, sie wird der Liebe des Vaters und der gewohnten freundlichen Rede beraubt; auch ihr wird ihr Alles, ihr Ariston entzogen.“ Nachdem Euphranors Lehren den Ariston zu einer gewissen Reife gebracht haben, hat dieser nichts angelegentlicheres zu thun, als mit einem Muthwillen, der in der That mehr einem rohen Studenten anstände als einem edlen gebildeten Griechen, wofür er doch ausgegeben wird, gegen Priester, Wunder und Opfer zu Felde zu ziehn. Der Eigensinn, womit er hiebey zu Werke geht; indem er die Göttin Diana um die Hälfte eines Opfers betrügt, kostet ihm fast das Leben. Unter dem schlecht beobachteten Kostum griechischer Priester verfolgen ihn gemeine katholische Pfaffen. Er entrinnt ihren Händen, um Periandern, man weifs nicht recht wie, zum Beyspiele zu dienen. Der erste Theil endigt sich damit, dafs sich Periander in eine angehende Priesterin verliebt, die ihm auch zu Theil wird. Der zweyte Band wird vermuthlich das Schicksal beider Jünglinge näher verknüpfen. Ariston liebt auch: dieser Liebe wird sogar sein höchstes Verdienst zugeschrieben. „Seine Tugend ist Liebe, und seine Liebe ist Tugend, sprach Theobul; ich kann sie nicht trennen.“ In der Darstellung derselben liegt das nicht. Einmal ist ihm die Geliebte nichts neben seiner Mutter; ein andres Mal vermifst er aufs schmerzlichste seinen Lehrer und Freund neben ihr: „denn Charidion kann ihn zwar in glücklichen und unglücklichen Momenten beseligen, aber nicht seine ernsten männlichen Stunden ausfüllen.“ Ueberhaupt hat der Charakter des Helden gerade den schlechtesten Zusammenhang und die wenigste Würde. Er stellt sich *gleich einem unbändigen Thier* an, da die gewöhnlichste Medisance seine Charidion antastet. Ihr Schluchzen, das er *wie gräsliche Töne der heraufgepreften Luft* beschreibt, *krampft ihm alle Lebensfaden zusammen.* Er stofst sie von sich, weswegen sie ihm sanfte Vorwürfe macht, dafs er mit ihr umgehe, *wie man keinen Hund behandelt.* Doch das ist nicht zu verwundern, da er nach seiner eignen Erzählung S. 220 *wie Höllengötter Feuer und Flammen zu speyen pflegt.* Solcher Fehler ungeachtet zweifeln wir nicht, dafs sich das Buch nicht manchen Lesern von Seiten der unadelhaften und mit unerschöpflicher Fülle ergossenen Moral empfehlen werde. Bey der Menge von Ideen und Worten, die jetzt über diese Gegenstände im Umlaufe sind, ist es leichter, erträglich darüber zu schwatzen, als es dem Zuhörer wird, das Geschwätz genau zu würdigen. Das darinn enthaltene Gute läfst den Leser das Entlehnte und Mittelmäfsige übersehen; und auch hier ist einiges Gute, wohin wir die Anekdote von dem Paphlagonier S. 64 u. f. rechnen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. Bandes erstes Stück. I. *Ueber den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus, zur Beurtheilung einer Neuerung, welche mit dem Christennamen im Werke ist*, von *J. C. S. Radefeld*, Garnisonprediger zu Harburg. Diesen Auffatz, dessen scharfsinniger Vf, wenn er auf seinem Pfade consequent fortschreitet, gewiss sich selbst eines andern belehren wird, wollen wir hier, weil er auch einzeln gedruckt ist, vorbeygehen. II. *Etwas von Bibelübersetzung*, von *C. R. Horstig*. Dass eine gute Bibelübersetzung nur durch mehrere entstehen werde: ihr Requisit der Allgemeinverstandlichkeit; eine meist sehr gute Probe an 1 Kor. 14. Nur ist *Beten* etwas, das jeder andere sowohl als der γλωσσαις λαλων thun konnte, also *gar nicht* Uebersetzung des letztern. Die Erläuterung des: ερωτων απτεσθαι οτι μαινεσθε aus Act. II. γλευκους μεμεστωμενοι εισιν ist sehr treffend. III. *Mythus von Loth und seinem Weibe.* Hr. Adj. Seidenstücker macht durch zweckmässige Erinnerung an Mythen der übrigen Welt darauf aufmerksamer, dass man in den Mythen der hebraischen Welt nicht Ursache zu den Bemühungen habe, *alle* Umstände auf gewisse zum Grund liegende Facta zurück zu führen. Wenn nach Horaz Od. L. 3. 3. *Quirinus Martis equis Acheronta fugit*; so ist gewiss der Sinn: *Kriegsruhm* vergötterte ihn. Wie nun, wenn *Jehovahs Feuerwagen* den Elias in den Himmel versetzte? Ists wohl etwas anders, als dass dem Propheten sein *Prophetenruhm* den Himmel öffnete? So vergleiche Gen. 5, 24. mit Livius 1, 16. die Salzsäule von Lots Weib mit der Versteinerung der Niobe Iliad. 24, 602. den Verspruch eines Sohns für Sara mit Odyss. XI, 243—47. Uebrigens zeigt der Vf. dass man dennoch die Function des Uebersetzers und des Erklärers wohl unterscheiden und keine von beiden vernachlässigen solle. Jener bringt die ganze Einkleidung, Stoff und Form des Mythus, zu unserer Kenntniss, dieser sucht den Stoff von der Form zu scheiden! IV. *Joh. Ernst Christ. Schmidt*, Privatdocent zu Giessen, *über die doppelte Recension der Briefe des Ignatius.* Ein Muster, wie die Quellen der ältesten Kirchengeschichte erst noch weiter im einzelnen durch die sogenannte höhere Kritik gewürdigt werden müssen, bis ihr Inhalt für Dogmengeschichte etc. sicher verarbeitet werden darf. Der vielseitig gelehrte Vf. zeigt, dass *beide* Recensionen interpoliert und geändert sind, besonders an Stellen, welche die Trinitätslehre betreffen. Solche Aenderungen, um den Anstoss aus altern Kirchenvatern den schwachen Mitchristen zu ersparen, bekennt ausdrücklich *Cassiodor Instit. div. lect.* L. 1. Clemens von Alexandrien habe in seinen Erklärungen der Briefe Petri etc. *multa quidem subtiliter, sed aliqua tamen incaute.. quae nos ita transferri fecimus in Latinum, ut exclusis quibusdam offendiculis purificata doctrina ejus securius possit hauriri.* Man denke auch an Rufin etc. Die Grundlage der beiden Recensionen hält er S. 107. für eine alte, unter des petrinisch-antiochinischen Ignatius Namen, für die *ecclesia catholica*, die Vereinigung der Paulinischen und Petrinischen Christen, im hierarchischen Ton verfasste Schrift. S. 107. giebt einen sehr fruchtbaren Wink über das *Antidoketische* in einigen dieser Briefe, wie S. 108. über den Schluss auf ähnliche Ueberarbeitungen anderer vornikänischer patristischer Schriften und selbst einiger Stellen in den canonisierten Büchern. V. *Ueber Jesus, dessen Person und Amt nach den ältesten Kirchenvatern.* Der Vf. zeigt: die uralte Lehre der Christen in diesem Lehrstück war, Jesus Christus sey ein in seiner Art eigenes, vor der Weltschöpfung von Gott besonders hervorgebrachtes, über alle Creaturen erhabnes, dem Allerhöchsten nächstes, Geistesweſen, dessen sich dieser als seiner Mittelsperson zu all seinen Manifestationen in der Sinnenwelt bedient habe, das schon im A. T. überall der Sprache des Jehovah war — im N. T. in Jesus eingekörpert wurde, und nun zum Könige der ganzen Schöpfung erhoben, in die Welt seinen regierenden und richtenden Einfluss fortsetzt. — Unstreitig war dies *seit der Mitte des 2. Jahrhunderts* die Vorstellung *desjenigen Theils* der Orthodoxen, welcher, was die alexandrinischen Juden schon vor Jesu Zeit von λογος προφορικος als dem ungeschaffenen Engel des Angesichts, dem Werkzeug aller Manifestationen Gottes aus Genes. 1. erfunden, und durch das ganze A. T. durchgeführt hatten, und was die Rabbinen bis auf unsre Zeiten daher angenommen haben, auf den Messias, und folglich auf Jesus übergetragen hat und hiezu Joh. 1. (gerade gegen den Sinn des Evangelisten, s. *Paulus* Memorabilien 8. St. III. Abh S. 151.) gemisdeutet hatten; des Theils der Orthodoxen, von welchem Justin der erste uns übrige Schriftsteller ist. Augustin suchte sie gegen die Homousianische Vorstellung zurück zu setzen. Dennoch ging sie auch in die ersten Lehrsysteme der Lutheraner, aber combinirt mit der Homousie, über. Durch Grotius verschwanden endlich jene vorchristliche Manifestationen des Logos als Bundesengels und Stellvertreters des Jehovah in allen alten Apparitionen. (Nur in den Erklärungen der Pietisten und ähnlicher Partheyn

dauert sie noch s. die Randnoten der hallischen Bibel, Spangenbergs *Idea fidei fratrum* §. 85. 102 etc.) — Die biblischen Beweisgründe hievon sind vornehmlich nach *Henry Taylor's Apology of Benjamin Mordecai for embracing christianity* (Lond. 1784) ausgezogen und in eine Uebersicht gebracht. Eine neue Aufgabe für die Homousianer unserer Zeit, die Orthodoxie der vornicänischen alexandrinisch gelehrten Väter zu widerlegen, für welche sich biblisch vieles sagen lässt, was für die nicänische und die lateinische Trinitätslehre nicht benutzt werden kann, und durch welche manche Stelle leicht erklärbar wird, die in dem letztern System grosse Schwierigkeiten behält.

Zweytes Stück. VI. *Entwurf einer Religionsconstitution, dem Nationalconvent vorgelegt von einem Gelehrten.* Aus dem französischen (?) Vorschlag, die der christlichen und die der Naturreligion ergebenen Einwohner Frankreichs durch Verbindung der Religion Jesu mit der Religion der Vernunft zu vereinigen, indem jene die Lehren dieser unter höherem Ansehen bekannt mache. Nichts von allem, was das gemeine Beste oder das Privatwohl erfodere, sey, wie es der Aberglaube gefodert hatte, von ihren Vorträgen ausgeschlossen. Weg dann mit allen gehässigen Unterscheidungsnamen. Doch sollen auch Nichtchristen, Separatisten, Irreligiose Freyheit des Lehrens, Schreibens und der Versammlungen haben. Nur keine Priester! etc. — Der Vf. hätte vor allen Dingen beweisen sollen, dass, wenn es mit Auflösung der kirchlichen Verbindungen irgend so weit ist, als in Frankreich, alsdann die Gesetzgebung sich auf etwas anderes einzulassen habe, als auf allgemeinen Schutz der Religionsgesellschaften als öffentlicher mit dem Zweck des Staats verträglicher Gesellschaften und auf Verhütung aller Verletzungen, die von solchen Gesellschaften gegen die Rechte aller und einzelner verübt werden können, sobald sie durch Leidenschaft und Intrigue regiert werden. VII. *J. Chr. Wilh. Augusti, über den König Usia nebst einer Erläuterung von Jes.* 53. Usia's Glück, so lange er dem Propheten Sacharia folgte, sein Streben nach Unabhängigkeit vom Priesterstande. (So weit ein sehr richtiger Blick!) Seine Entfernung von dem Regiment durch Aussatz, vergiichen 3. B. M. 13, 2. soll von Jesaiah in 53 Kap. als ein Unglück, das U. *als Repräsentant der ganzen Nation* leide, beschrieben seyn. Aber, sollte ein *Prophet* die Ursache des Aussatzes weniger für Strafe der Tempelentweihung gedeutet haben, als die 80 Priester 2 Chron. 26, 20. Beschreibungen von Krankheiten und Martern, wie der Aussatz verursacht, lassen sich übrigens Jes. 53. wenigstens eher, als Beziehungen auf eine Hinrichtug angeben. — Dass *reschaim humiles, plebs* bedeute, ist unerweislich. VIII. *Kritik über die Lehre von den Engeln in der Dogmatik.* Eine schöne Fortsetzung des: Etwas zur Kritik der Dogmatik im I. Bande, und der *Aeusserungen Jesu vom Reiche des Messias.* II. Bd. Nr. XII. Zur Dogmatik kann die Engellehre anders nicht gehören, als in sofern sie Versinnlichung der Vorsehung ist, und in der Dämonologie einen Versuch zu Erklärung des Uebels in der Welt enthält. IX. *Philosophische Beweise, dass unabänderliche Lehrvorschriften weder festgesetzt werden können noch dürfen,* von *Gottfr. Sam. Richter* in Buttstädt. Niemand hat logischen Grund, eine Lehre, ein Produkt subjectiver Ueberzeugung, als unabänderlich in sich selbst anzunehmen, also hat niemand das Recht, sich selbst etwas dieser Art als unabänderlich vorzuschreiben, folglich auch nicht das Recht, andern ein solches Recht über sich zu übertragen. (Vernünftigerweise kann er sich nur entschliessen, *so lange* als *dies* gerade seine Ueberzeugung ist, es sich zur Richtschnur von Handlungen zu machen oder dazu machen zu lassen!) Aber, sagt man, es giebt doch ewige Grundsätze von menschlichen Rechten und Pflichten? also ihrer Natur nach — unabänderliche Lehrvorschriften? Der Vf. giebt dies zu, und unterscheidet solche Lehrvorschriften, deren Unabänderlichkeit auf *Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Lehren* beruht, von Vorschriften der *Willkühr.* Rec. findet den Aufschluss des Einwurfs in dem Ausdruck Vorschriften, welcher blos *metaphorisch* genommen wird, wenn von Lehren, welche die Natur dem, der sie einsieht, durch die Einsicht vorschreibe, die Rede ist. Eingegen in der Aufgabe, wovon die Frage ist, *eigentlich*, gesetzlich oder contractmässig, verstanden werden muss. Auch jene Sätze sind nur objectiv *unveränderlich*, subjectiv aber *unverändert*, *so lange* man von ihrer objectiven Unveränderlichkeit überzeugt ist. Dass sie *langer* unverändert seyn sollen, kann keinem Subject *vorgeschrieben* werden. *X. C. W. Penzenkuffer über einige Stellen im N. T. nach Kantischer Erklarungsmethode.* Der Vf. meynt, die Erklärung der Worte: Gott ist ein Geist Joh. 4, 24. durch die Umschreibung: Gott ist *nicht ein körperliches Wesen* und muss also auch nicht blos mit dem Körper, äusserlich, verehrt werden — müsse für die Samariterin *zu abstract* gewesen seyn; *der Fassungskraft jener Zeiten* sey es gemässer, zu verstehen: Gott ist *ein moralisches Wesen* und seine Verehrer müssen ihn durch Ausübung des Moralgesetzes ehren. — Irrt Rec. nicht sehr, so wird jedermann den letztern Satz weit abstracter als jenen finden und die Argumentation umkehren. Auch heisst dies nicht *nach Kantischer Art* erklären. Denn dem *philosophischen Ausleger* liegt daran nichts, was der Fassungskraft der *ersten* Zuhörer gemäss war, sondern blos daran dass seine Auslegung die einzige der Vernunftreligion gemässe sey, dass also keine andere mit jenen Worten *jetzt* verbunden werden *dürfe*, oder die alten Worte, wenn sie dies nicht zulassen, gar nicht gebraucht werden sollen! Die zweyte Observation über *βασιλεια θεου* ist mehr nach Kantischer Art, oder Auslegung nach der Religionsphilosophie und nicht gerade nach der Religionsgeschichte. Doch setzt Hr. P. immer voraus: Jesus habe auch gerade den der Religionsphilosophie gemässen Sinn gehabt; welches dann nicht kantisch, sondern nur historisch-exegetisch erwiesen werden müsste. XI. *Von Jesus Person und Amt.* Forts. von Nr. V. *nach den jüdischen Uebersetzern, Commentatoren, christlichen Kirchenvätern und Systemslehrern.*

Drittes Stück. XII. beendigt die vorhergehende Abhandlung. — XIII. *Abriss der hebräischen Cultur* bis

Digitized by Google

bis auf das Zeitalter Jesu, besonders mit Hinsicht auf ihre Fortschritte in der Moral. Kaum würde es sich erklären lassen, dass man an der höchst dürftigen und lückenvollen Moral dieses Volks Geschmack finden und sie als das *non plus ultra* menschlicher Weisheit aufstellen konnte, wenn nicht von der Einen Seite die dürftigsten Begriffe über die gesammte Culturgeschichte unsers Geschlechts bis auf die neuesten Zeiten herab unsre meisten Theologen charakterisiert hätten, und wenn nicht von der andern Seite der Wahn der Inspiration [vielmehr: der Wahn, dass die unläugbare *Inspiration* der Propheten und Apostel *Untrüglichkeit* zum Zweck gehabt habe!] den hebräischen Fragmenten einen solchen Grad der Heiligkeit und Auctorität gegeben hätten, dass sie selbst die armseligsten moralischen Begriffe — als eigentliche Vorschriften der höchsten moralischen Intelligenz ansehen konnten." Dies ist das Thema, weswegen der Vf. zuerst über die Culturgeschichte der Hebräer zwar nichts neues, aber doch das historisch richtigere zusammendrängt, und dann besonders ihre sittliche Cultur scharf, nach Rec. Einsicht oft allzu herabwürdigend, censiert. Woher z. B. und wozu die unhistorische Vermuthung S. 524. dass Abraham noch eben so gut vor Idolen knieete, wie die übrigen Hordenanführer ringsumher? — Selbst der Allgemeinheit der letztern Behauptung widerspricht Melchisedecks Beyspiel. Und wo sollte der bey Mose schon vorhandene Monotheismus der Hebräer angefangen haben, wenn er nicht gerade bey dem selbstständigen Abraham, dem die Tradition ihn so psychologisch-wahr zuschreibt, wirklich anfing? Es ist sehr nöthig, dass Uebertreibungen getilgt werden, aber — auf beiden Seiten! Auch Kants strenges Urtheil über den mosaischen Cultus, das der Vf. S. 535. in Schutz nimmt, würde sich wahrscheinlich gemildert haben, wenn man immer genau unterschieden hätte, dass Moses nicht Religionslehrer, sondern Stifter einer Gesetzgebung und Nationalverfassung ist, welche den — vorher schon von der Nation anerkannten — einzigen Gott als unsichtbaren König der Nation, zu Vermeidung einer sichtbaren Alleinherrschaft, annahm. Eine solche theokratische Volksverfassung hatte in sich den Keim fortschreitender Verbesserung. Je nachdem man einsehen lernte, dass ein Gebot mit der Idee von Gott nicht übereinstimme, musste dasselbe auch von den Stellvertretern dieses Gottes, als Königs, von den Priestern aufgegeben werden; wobey die Gegenwirkung der Stammfürsten und der Propheten eine priesterliche Hartnäckigkeit gegen die öffentliche verbesserte Meynung (man sehe das Beyspiel Samuels bey Einführung einer königl. Alleinherrschaft) unmöglich machten. — Uebrigens enthält die ganze Abhandlung viele für den Aberglauben tödtliche, unläugbare Data. XIV. *Ueber den Geist des Religionsfriedens* — dass derselbe in der Hauptsache eine Erneuerung, Bekräftigung und weitere Ausdehnung des Landfriedens gewesen sey, welcher dadurch gestört war, dass die protestantischen deutschen Fürsten ein Reformationsrecht, welches aus den damaligen Begriffen von Landeshoheit noch nicht deutlich folgte, selbst zum Schaden der recipirten Episkopalverfassung ausübten. Der Vf. zeigt, wie verworren noch damals die Begriffe über das Verhältniss der Fürsten gegen den Kaiser bey Juristen wie bey Theologen gewesen seyen, wie allerdings die Bischöfe (welche eben deswegen in der augsburgischen Confession in Betreff der Kirchenordnungen noch so sehr geschont werden) in einem herkömmlichen Recht gekränkt wurden, und folglich die Reformation eigentlich eine Revolution, eine gewaltsame Zurückfoderung längst abgetretener, aber an sich unverlierbarer, Rechte auf religiöse und kirchliche Freyheit, gewesen sey, welche nur durch neue Verträge verfassungsmäfsig gemacht und mit dem Landfrieden wieder vereinigt werden konnte. So danken zugleich alle Fürsten einen wichtigen Theil ihrer Landeshoheitsrechte, mittelbar oder unmittelbar, dem Protestantismus!

Nach dieser Uebersicht von Reichhaltigkeit und forschender Freymüthigkeit dieses Magazins wäre es gewifs überflüssig, noch ein Wort allgemeiner Empfehlung hinzuzusetzen. Nur auf diesem Wege gerade fortschreitender Untersuchungen kann durch freymüthige *pro* und *contra* sich jede noch so divergente Forschung der Mittelstrafse der Wahrheit nähern. Wo man nur unter dem Schleyer von Accommodationen auftreten mufs, wie könnte da ein consequentes Entwickeln der Sätze, so weit sie führen, statt finden? Und wo kann von irgend einem Satz sein ächter oder unächter Gehalt erprobt werden, wenn er nicht erst in seiner ganzen Fülle und Stärke dargestellt werden darf? Erst wenn er alsdann dem Urtheilenden nicht genug thut, ist seine Verwerflichkeit entschieden. Wer Wahrheit nach der Unschädlichkeit messen will, müfste aus dem nehmlichen Grunde auch die Tugend nicht an sich gebieten, sondern fürs erste die zufällige Schädlichkeit, von welcher sie in der wirklichen Welt unzertrennlich ist, abwägen! Untersuchungsfreyheit ohne alle Nebenrücksichten ist, wo sie auf Irrthum stöfst, wie jener mythologische Speer, ihr eigener Arzt. Noch einmal in die Wunde gebracht, heilte er. Möge dies noch in vielen Fortsetzungen der Charakter des Magazins bleiben. Der würdige Herausg. desselben darf für die schöne Gelegenheit, welche er der Untersuchungsfreyheit öffnete, und für die gute Auswahl des gelieferten Vorraths des Danks der für die Zukunft aussäenden Zeitgenossen und der ärntenden Mit- und Nachwelt gewifs seyn.

LITERÄRGESCHICHTE.

Leipzig, b. Feind: *Materialien zu einer Geschichte des Buchhandels.* 1795. 160 S. 8.

Der Inhalt des Buchs entspricht seinem Titel nicht. So wenig man eine Tabelle über die Bäume eines Forstes oder ein Verzeichniss von Steinen, die zum Bauen dienen können, Materialien zu einem Gebäude nennen wird, so wenig kann die Anfzählung von Büchern, die den Buchhandel, mittelbar oder unmittelbar, betreffen, jenen Namen führen. Diese, also eine Literatur der Schriften über den Buchhandel, liefert

der Vf. eigentlich, und in fofern man ſich auf dieſen Zweck beſchränkt, darf man mit ſeiner Arbeit allerdings zufrieden ſeyn. Nur ſcheint manches dem eigentlichen Gegenſtand zu entfernt zu liegen, ſo z. B. der Abſchnitt: Ueber die Abſchreiber vor Entſtehung der Buchdruckerey. Wenigſtens ſollte, wenn dieſes aufgenommen werden durfte, die Buchdruckerkunſt und ihre Geſchichte nicht übergangen ſeyn. — Daſs ganze Bücher und einzelne in Journalen und vermiſchten Sammlungen ſtehende Abhandlungen, vermiſcht, nach der Buchſtabenfolge, unter einander ſtehen, billigen wir noch eher, als daſs auch einzelne Stellen von Büchern, die oft nur beyläufig etwas hieher gehöriges abhandeln, wie z. B. aus Johanns Reiſen, Prinz Ypſilons Reiſen, Noldmanns Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien etc. ein einzelner Paragraph aus Jungs Lehrbuch der Staatspolizeywiſſenſchaft u. ſ. w. angeführt werden. Dies iſt zu ängſtlich geſuchte Vollſtändigkeit, die, wie einige andre Seiten der äuſsern Einrichtung dieſer Arbeit in zweckwidrige Weitläuftigkeit ausartet. Doch wie ſelten leiſten unſre Schriftſteller mehr, als man erwarten darf? wie gern kann man dieſes überſehen, da man das Gegentheil leider nur zu oft erfahren muſs! —

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Copenhagen*, aus der Höpfnerſchen Druckerey: *Problema de deſcribendo circulo, qui datos tres alios extrinſecus occurrendo tangat.* Pro diverſitate Caſuum in plura Problemata diſtributum, et Geometrice, ad regulas potiſſimum Fr. Vietae ſolutum. 1793. 15 S. 4. nebſt 2 Kupfertafeln. — Hr. *Woldike*, der ſich S. 2. als Vf. nennt, hatte ſchon vorher in einem akademiſchen Programm den hauptſachlichſten Fall der auf dem Titel erwähnten Aufgabe, bey welchem nämlich die drey gegebene Kreiſe alle ungleich ſind, abgehandelt. Hier will er nun die übrige Fälle, mit Wiederholung des vorhin abgehandelten nachholen. Zuerſt führt er einige Hauptſchriften an, in welchen die nämliche Aufgabe vorkommt, die noch leicht mit mehreren andern hätten vermehrt werden können, wenn der Vf. nicht geglaubt hatte, ſich auf des ſeligen *Geuſs Programm* über die Geſchichte dieſes Problems berufen zu dürfen. Hierauf kommen einige Hülfs-Theoreme ohne Beweis, alsdann die vorläufige Aufgabe, einen Kreis zu beſchreiben, der, wo möglich, einen gegebenen Kreis berühre, und durch 2 auſserhalb deſſelben gegebene Punkte gehe, und endlich die auf dem Titel erwähnte Aufgabe ſelbſt, der Hauptſache nach ganz richtig, und eben ſo aufgelöſt, wie es ſchon Viета gelehrt hat, nur daſs hier noch die beſondern Fälle unterſchieden ſind, je nachdem von den 3 gegebenen Kraiſen entweder alle untereinander gleich, oder nur 2 derſelben einander gleich, oder alle ungleich ſind. Hiebey iſt in Anſehung des zweyten Falls wieder eine beſondere Abtheilung gemacht, je nachdem der ungleiche Kreis kleiner oder gröſser iſt, als die beiden andern, und endlich bey jeder dieſer Abtheilungen noch eine Unterabtheilung, ja nachdem die aus den Mittelpunkten dergleichen Kreiſe an den Mittelpunkt des ungleichen gezogene Linien unter ſich gleich ſind, oder nicht. Die vorläufige Aufgabe mitgerechnet, entſtehen alſo zuſammen 7 beſondere Aufgaben. Bekanntlich rührt die hier abgehandelte Aufgabe von Apollonius her, der über dieſe, und einige andere damit verwandte Aufgaben ſeine jetzt verloren gegangene Bücher *de Tactionibus* (περὶ ἐπαφῶν) geſchrieben hat. Bey einer vollſtändigen Auflöſung derſelben iſt freylich Auseinanderſetzung der verſchiedenen Fälle nothwendig, und Apollonius hätte nicht 2 Bücher *de Tactionibus* ſchreiben können, wenn er nicht die Fälle gehörig unterſchieden hätte. Es müſſen aber alsdann auch *alle* wirklich verſchiedene Fälle unterſchieden, hingegen auch um Weitläuftigkeit zu vermeiden, *keine* ſolche Verſchiedenheiten aufgezählt werden, die in der Auflöſungsart keine *nothwendige* Veränderung nach ſich ziehen. So iſt wirklich für den Fall, wenn 2 gegebene Kreiſe gleich, der dritte aber ungleich iſt, die hier gemachte Abtheilung, je nachdem dieſer dritte Kreis gröſser oder kleiner iſt, als die beiden übrigen, überflüſſig, indem man beidemal ganz einerley Auflöſungsart anwenden kann, wenn man anders die vorläufige Aufgabe in ihrer ganzen Allgemeinheit verſtehen will. Hingegen ſind doch auch nicht alle Fälle unterſchieden, welche wirklich eine verſchiedene Auflöſungsart erfodern, z. B. der, wenn zwey der gegebenen Kreiſe concentriſch ſind, oder, wenn der Mittelpunkt eines der gegebenen Kreiſe auf einem der Hülfskreiſa liegt, die aus den Mittelpunkten der übrigen gegebenen Kreiſa beſchrieben werden müſſen. Noch müſſen wir eine Erinnerung machen wegen der Beſtimmung der Umſtände, unter denen die Aufgabe möglich iſt. Daſs eine ſolche Beſtimmung nothwendig ſey, ſah Hr. *W.* ſehr wohl ein; diejenige aber, die er in folgenden Worten anhebt: „*Per poſitionem iſtum circulum deſcribere non licebit, niſi verſus eam partem, ubi quaeſitus deſcribendus erit circulus, ducta recta ambos extremos circulos tangente, intermedii circuli peripheria ultra hanc rectam fuerit remota; ſive, quod idem eſt, ſi tres dati circuli ſuper eadem recta fuerint conſtituti*“ iſt offenbar unrichtig, denn in der Aufgabe ſelbſt iſt ja gar kein ſolcher *pars, ubi quaeſitus deſcribendus erit circulus*, beſtimmt, alſo dieſe Einſchränkung ganz willkührlich: hingegen kann es von der andern Seite ſehr wohl geſchehen, daſs die hier angegebnen Umſtände nicht Statt finden, und die Aufgabe doch unmöglich iſt. Alles nämlich kommt auch hier wieder auf die Beſtimmung der Möglichkeit der vorläufigen Aufgabe an, auf welche die Hauptaufgabe dieſer Schrift zurückgebracht wird. Jene vorläufige Aufgabe nun, bey der der Vf. wohl ſagt: „*ſi per poſitionem licuerit*“ aber die Umſtände davon nicht beſtimmt, iſt, wenn der gegebene Kreis den geſuchten von *auſsen* berühren ſoll, nur dann möglich, wenn 1) von den 2 gegebenen Punkten keiner innerhalb des gegebenen Kreiſes liegt, *und noch* 2) die durch die 2 gegebene Punkte gezogene Linie auch verlängert, entweder dem gegebenen Kreis gar nicht begegnet, oder, wenn ſie ihm begegnet, doch die gegebene Punkte auf einerley Seite des gegebenen Kreiſes liegen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. September 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Politische Wahrheiten von Friedrich Carl Freyherrn von Moser.* 1796. I Bändchen. 248 S. II B. 322 S. 8.

Hr. v. M. war lange Zeit der Lieblingsschriftsteller der Nation im Fache der Politik, und es würde ungerecht seyn, die Verdienste zu verkennen, welche sich derselbe durch seine freymüthige Rüge mancher Gebrechen um unsere politische Aufklärung erworben hat. Sohn eines Vaters, der ein Opfer des Despotismus geworden war, lehnte er sich früh gegen denselben auf, und wenige Männer haben in einem so langen der theoretischen und praktischen Regierungskunst gewidmeten Leben einen solchen Schatz von Erfahrungen zu sammlen Gelegenheit gehabt, und diese Gelegenheit, so wie er, zu benutzen gewusst. In dem kritischen Zeitpunkte, in welchem wir leben, wird jeder gerne, es sey nun aus Neugierde, oder aus Verlangen nach Belehrung, horchen, wenn ein solcher Mann als Greis auftritt, um seinen Zeitgenossen politische Wahrheiten zu predigen.

Die Abhandlungen, welche hier geliefert werden, sind im ersten Bändchen: I. *Ueber den Gehorsam im Dienste der Könige und Fürsten. Beytrag zur Dienst-Casuistik des Jahrhunderts.* II. *Ich fühle meine Geburt. Glauben und Rede der Könige und Fürsten.* III. *Von den Steckenpferden der Könige und Fürsten.* IV. *Einige Charakterzüge des Despoten.* V. *Das Cabinet der Könige und Fürsten.* — und im zweyten Bändchen: VI. *Der selbstregierende Fürst.* VII. *Ueber das Loben der Könige und Fürsten.* VIII. *Vermischte Bemerkungen über Könige und Fürsten.* Als Anhang ist noch beygefügt: D. *Lütkemanns Ao.* 1655 *zu Wolfenbüttel gehaltene Regentenpredigt. Nebst einigen Worten und Winken über die Publicität der Kanzel.*

Der Leser, welcher hier nicht mit philosophischem Geiste ausgearbeitete Abhandlungen sucht; sondern aus den Regierungs-Geschichten dieses und des vorigen Jahrhunderts genommene erläuternde Beyspiele und Anekdoten, an welchen unser Vf. so reich ist, wird sicher seine Erwartung nicht getäuscht sehen. Es würde uns zu hart scheinen, Nachlässigkeiten des Stils und die häufig vorkommenden, undeutschen Ausdrücke rügen zu wollen; auch werden billige Leser es gerne übersehen, wenn sie Manches aus des Vf. ältern Schriften hier wiederholt finden. Seine Grundsätze und Freymüthigkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und sein Hass alles Ministerialjacobinismus, sein Eifer für Denkfreyheit und für das Fortschreiten des menschlichen Geistes, der zuweilen mit der grossen Anhänglichkeit an das alte dogmatische System unserer Kirche auffallend contrastirt, sind bekannt genug, und er bleibt dieser Denkungsart auch hier treu. Wie in jedem Fache, so ist es auch im politischen, besonders bey dem sich so sehr widersprechenden Interesse der verschiedenen Parteyen, dem Schriftsteller unmöglich, es allen recht zu machen; doch scheint, nach einer langen Gährung in und ausser Deutschland, die Partey der Gemässigten sichtbar zugenommen zu haben. Hr. v. M. beurtheilt, wie wir glauben, das Publikum zu hart, wenn er sagt S. XIV. „Wir leben in der Zeit der Extreme; wer sich nicht zu einer von beiden Partien halten, sondern auf der allein sichern und richtigen Mittelstrasse bleiben, nur (um mit der Modesprache zu reden) ein gemässigter Demokrat seyn will, der hat nur um so gewisser des Undanks, Schimpfens und Misshandlung von beiden Theilen sich zu gewärtigen.“ Dies möchte allenfalls in den ersten Jahren nach dem Ausbruche der französischen Revolution richtig gewesen seyn. Jetzt sind die Parteyen sich viel näher gerückt, nur wenige Schreyer der einen oder der andern verunglimpfen den Mann, der den Mittelweg geht. Er darf freymüthig die Gebrechen rügen, aber er muss es ohne Bitterkeit thun; und gerade das letztere wünschten wir von der vorliegenden Schrift durchgehends rühmen zu können; allein wir vermissen darinn häufig den ruhigen Ton des belehrenden Mannes und die schöne Urbanität, die man einem Schriftsteller, der solche Gegenstände abhandelt, nicht dringend genug empfehlen kann, die man aber freylich höchst selten mit der Wärme verbunden findet, welche M's. Schriften auszeichnet. Einem Manne von seinem Alter und seinen Schicksalen verzeiht man indessen gerne, was man einem andern nicht verzeihen würde. In so ferne man die Sekten in Rücksicht ihres politischen Glaubens in Aristokraten oder Demokraten theilt, kann man unsern Vf. keiner Vorliebe für eine oder die andere beschuldigen: Er hebt seine Geissel eben so gegen die neue französische Constitution, und die Grundsätze, auf welchen sie ruht; gegen die Bemühungen neuerer Religionslehrer, Vernunft und Offenbarung zu vereinigen, als gegen die herrschenden Regenten und Ministersünden. Nicht selten missglückt ihm aber auch hier und dort ein Streich. Ungerne sehen wir ihn in die bey bejahrten Männern gewöhnliche Klage mit einstimmen: dass die jetzige Generation schlimmer als die vorige sey. (II. 133. 189.) Die Könige, wie sie schon Salomo schildert, waren nicht um ein Haar besser, als die schlimmsten unter ihren Nachfolgern.

Digitized by Google

Am ausführlichſten ſind die Abhandlungen I. und VII. Jene ſollte ein gröſseres Werk werden, von dem uns der Vf. am Schluſſe der Vorerinnerung ein Innhaltsverzeichniſs mittheilt. Hier erhalten wir aber nur die Vorannmerkungen und von deſſen 36 Kapiteln das erſte. Die Veranlaſſung zu dieſer Abhandlung ſcheint uns ſo merkwürdig, daſs wir ſie unſern Leſern mit des Vf. eigenen Worten mittheilen wollen. S. V. „als ich im J. 1782 zum Schutz und Schirm gegen die von meinem geweſenen Dienstherrn ſich erlaubte Miſshandlungen meine Zuflucht zu dem Kaiſer, der Fürſten und meinem Richter, zu nehmen genöthigt war; traſe ſichs in einer Unterredung mit einem kaiſerlichen Miniſter, daſs derſelbe auf meine Klagen, die mir höchſt unerwartete Antwort gabe: „Wann nun Ihr Herr das Land hat ruiniren wollen, was hat das Sie angegangen? Das Land war ja nicht Ihnen.“ Es war in der natürlichen Ordnung der Dinge, daſs und warum zu jener an Revolutionen, Projecten und Verſuchen ſo fruchtbaren Zeit, ein Staatsdiener K. Joſephs ſo denken konnte, durfte und, beynahe, ſo denken muſste. Für mich war jene Rede nicht nur neu, ſondern beunruhigend und erſchütternd; es war mir nicht anders, als ob ein für meinen Augen gehangener Schleyer weggezogen würde.“ — Da die Abhandlung ſelbſt nicht wohl eines Auszugs fähig iſt; ſo heben wir einige Stellen derſelben aus. S. 38. „Man trifft unter der Dienerſchaft der Höfe auf ganze Budelsfamilien, die ſich, ohne alles perſönliche Verdienſt und Würdigkeit, durch bloſses Kriechen, Aufwarten, Pfotegeben, Laternentragen, Ja ſagen, ſich zu allem gebrauchen zu laſſen, angebauet, erhalten, gewurzelt und vermehret haben. Da dieſe Art von Dienſt an kleinen Höfen die gewöhnlichſte, angenehmſte und unentbehrlichſte iſt; ſo trifft man auch an denſelben dieſe menſchliche Budels am häufigſten an, und wer miteſſen, wer unter ihnen gedeihen will, muſs entweder ſelbſt von Budelart ſeyn, oder in eine Budelfamilie heurathen.“ S. 57 ſagt der Vf. „Ihr dürft raiſonniren, allenfalls, wenn ihr Drang und Luſt dazu habt, auch klagen, murren und ſchimpfen, wenn ihr nur zugleich gehorcht! war das Symbol Friedrichs II. und ſeines Bewunderers, Nachahmers und Rivals Joſephs II. Dieſe Monarchen wurden Stifter des dem blinden Gehorſam geweihten Tempels.“ Uns ſcheint dies nicht richtig. Wo der Unterthan zwar gehorchen muſs, aber prüfen, urtheilen und klagen darf; da fodert der Regent keinen *blinden* Gehorſam. Ueberlaſſen kann er es doch dem Gutbefinden des Unterthans nicht, ob er gehorchen will oder nicht; und wie ſtimmt mit dem feinen Lobe, das hier unſer Vf. einem lebenden König auf Koſten ſeines groſsen Vorfahren giebt, das zuſammen, was er ſelbſt von jenem S. 227 anführet? — Eben ſo paradox und halbwahr iſt der folgende Satz (S. 58.): „Je zahlreicher die bewaffneten Apoſtel wurden, je gewiſſer ward der eingeprügelte Volksglaube allgemein und herrſchend, es entſtund bey der heranwachſenden Nachkommenſchaft ein neuer Nationalgeiſt, der eine ſeltſame Miſchung von Stolz und Armuth darſtellte.“ Nicht die Menge der bewaffneten Apoſtel, ſondern die hohen Begriffe von der Weisheit des Königs erzeugte Nationalgeiſt in dem preuſſiſchen Unterthan. Rec. iſt kein blinder Bewunderer Friedrichs II; aber er findet doch, daſs Hr. *v. M.* ihn hie und da zu hart beurtheilt. Z. B. S. 65—67. Er ſieht nicht ein, wie die von dem Fürſten Orlow auf die Frage: Ob die Kaiſerin geliebt werde? gegebene Antwort; „Nein! ſie hat uns noch nicht böſes genug gethan, um ſie lieben zu können,“ die ihm ſo wenig witzig als richtig ſcheint, auf Friedrich II. anwendbar ſey, um die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen an ihn zu erklären, und glaubt, daſs nie ein König ſeiner Verſicherung, das allgemeine Beſte des Landes ſeinem perſönlichen Intereſſe im Colliſionsfalle vorzuziehen, treuer geblieben ſey, als er. Wenn nur derjenige ein Deſpot iſt, der ſeine Willkühr zum Geſetze macht: ſo verdient Friedrich II. dieſen Namen nicht. Es war nie ſein perſönliches Intereſſe, das ihn zu deſpotiſchen Schritten verleitete; und Rec. kann nicht mit Hr. *v. M.* finden, daſs es in dieſer Rückſicht, wie Friedrich II ſich einen Diener des Staats nennte, widerſprechend ſey, unumſchränkter Herr und Diener zu ſeyn. B. II. S. 40. Jeder römiſche Dictator war es auch. Friedrichs II. ganzes Beſtreben ging auf den Wohlſtand ſeines Staats; aber er vergaſs dabey freylich oft, daſs der Staat nichts als ein Innbegriff der einzelnen Bürger, der Wohlſtand des Staats alſo nur der Innbegriff ihrer *privat* Glückſeligkeit ſey und die eine mit Aufopferung der andern nicht erkauft werden dürfe. — Die Behauptung: S. 69 daſs der Begriff von Freyheit, wie der von Reichthum, nur relativ, nur local ſey, und es von keinem von beiden einen allgemeinen Maaſsſtab gebe, iſt ganz unrichtig und, wie uns ſcheint, eines ſolchen Freundes der vernünftigen Freyheit unwürdig. Es laſſen ſich unſtreitig gewiſſe überall anwendbare Merkmale angeben, die den freyen Bürger von dem Sklaven unterſcheiden.

Von nicht viel beſſerem Gehalte ſcheint Rec. das zu ſeyn, was der Vf. über die Gleichheit der Menſchen und Aufhebung der Stände S. 71 ſagt: „Mannichfaltigkeit und Abſtufung iſt das Groſse und Schöne der Harmonie der Schöpfung, vom Elephanten bis zur Maus, vom Adler bis zur Fliege, vom Granitfelſen bis zum Sandkorn.“ Nie fiel es einem vernünftigen Manne in Frankreich oder Deutſchland ein, alle Menſchen gleich machen und alle Stände aufheben zu wollen, nur die erblichen Rechte ſollten aufgehoben werden; nur die Geburt ſolle den Stand nicht beſtimmen, ſondern das Verdienſt. Ob dies der Weisheit der Staatsverwaltung angemeſſen ſey, iſt hier nicht zu entſcheiden, der Vernunft und der Natur iſt es aber doch gewis nicht entgegen. Die Bemerkung (S. 76), daſs ſich die Landerregierung ſelbſt von Seiten der Geſetze immer zu mehrerem Drucke neige, können wir im allgemeinen nicht unterſchreiben. Hie und da hat freylich die Furcht vor Revolutionen die Regierungen zu harten Schritten veranlaſst; aber gegen einen ſolchen Staat laſſen ſich mehrere andere aufſtellen, in denen die Weisheit der Regierung den Unterthan mehr durch Erleichterung ſeiner Beſchwerden, als durch Furcht zu feſſeln ſucht. — So auffallend auch Rec. der bekannte

Zuſatz

Digitized by Google

Zusatz zu der Wahl-Capitul. Art. XIX. §. 6. war, eben so auffallend war es ihm, zu sehen, dass Hr. *v. M.* in seinem Unwillen über diesen Zusatz so weit geht, am Schlusse der Anmerkung S. 78 auszurufen: „Nun wundere man sich nicht mehr, wenn Gott, der allmächtige und gerechte Richter, sich der Franzosen als Zuchtruthen gegen dergleichen gewaltthätige und unbarmherzige Fürsten bedient." Gerecht wäre der Richter doch nicht, der eine Zuchtruthe brauchte, die den Unschuldigen empfindlicher als den Schuldigen trafe. — Sehr wahr ist die Bemerkung S. 95. „Im Ganzen ist der Despotismus minder brutal, aber um so raffinirter und verfeinerter geworden." — S. 105—109 sagt der Vf. sehr viel richtiges über das Nachtheilige des Soldatendienstes der zur Regierung eines Landes bestimmten Fürsten; dadurch werden Corporalfürsten gebildet, wie sie bey Hn. *v. M.* S. 154 des II B. heissen. Ohne diese unglückliche Sitte würden wir in Deutschland nicht so häufig von regierenden Fürsten hören, welche die allgemeine Achtung ihrer Zeitgenossen dadurch beflecken, dass sie durch persönliche Züchtigungen den Arm entweihen, der nur zum Schutze des Unterthans aufgehoben werden sollte. — Die folgenden Abhandlungen sind eben so wenig eines Auszugs fähig. Die Ueberschrift dient dem Vf. meistens nur zum Grundfaden, an den er allerley Bemerkungen reihet, die oft mit jener in geringer Verbindung stehen. Gerne würden wir hier aus dem letzten Kap. des ersten Bandchens die Anekdote S. 241 u. folg. die Reichsjustitz in Schuldensachen gegen Reichsfürsten betreffend, ausheben, wenn sie nicht für den Raum dieser Blatter zu weitläuftig wäre. Die Abhandlung VII *über das Loben der Fürsten* theilt sich in 2 Kap. Das erste hat die Ueberschrift: *Theorie des Lobes der Fürsten überhaupt.* Sehr sonderbar ist die Behauptung (S. 66), dass die Menschen allmählig ausarten und am Ende gar verwildern würden, wenn es lauter gute, billige, langmüthige Regenten gäbe. — S. 97 heisst es: „An mehr als einem Hof habe ich solche geheime Cabinetstrompeter angetroffen, die ihrem Herrn zum Morgen und Abendsegen und bey jeder andern Gelegenheit nichts als Schmeicheleyen, Beyfall, Lobeserhebungen und Bewunderung vorgeblasen und so nach und nach jede innere Stimme, jede bessern Gefühle von Reue, Beschämung, Nachdenken und Selbsterkenntniss stumm und todt geblasen, jeden ernsten, biedern wahrhaften Mann weggeblasen haben." — Darinn irrt gewiss unser Vf., wenn er (S. 122 u. 189) glaubt, dass es den meisten Fürsten gleichgültig sey, ob man sie liebe oder hasse, lobe oder tadle. Es liesse sich wohl eher behaupten, dass die Meisten das Gute, was sie thun, aus Ruhmsucht thun. Wenige gleichen hierinn dem S. 129 als Muster angeführten Fürst Carl von Nassau Weilburg. — Das 2te Kap. *von den Graden des Lobes* fängt der Vf. also an: Die Grade der Lobenden möchten etwan seyn: *Lob-Künstler, Lob-Redner, Lob-Dichter, Lob-Hudler, Lob-Schmierer, Lob-Sudler, Lob-Lügner, Schmeichler.* Was ihn bewog, sie also zu classificiren, oder wie diese Ehrenmänner in ihren Nüancen verschieden sind, erfahren wir nicht. Länger verweilt er bey den Graden des Lobes auf Seite des Gelobten, von denen er folgende durchgeht: *der gute Fürst* S. 131—135. *der gerechte Fürst* S. 136—139. *der weise Fürst* S. 140—146 hier wird ein Bild eines weisen Fürsten entworfen. *Der geduldige Fürst.* Von dieser Tugend handelt der Vf. am ausführlichsten (S. 146—169) und zählt alle Geduldsproben auf, denen ein Fürst unterworfen ist. Als die erste —, sie ist aber gewiss die seltenste, — giebt er an: Gefühl seiner eigenen Schwäche; wenn ein Fürst, wie Markgraf Christian Ernst von Brand. Bayreuth Gott in seinem Gebete mit Thränen klagen müsse; „dass ihm seine Rathe zu gescheut seyen." — Das letzte Lob unter allen nennt er das, ein grosser Fürst zu seyn, in so fern mit Recht, als man diesen Namen meistens nur Eroberern beylegt. Vom Kaiser Leopold I. sagt der Vf. S. 177: Die Oesterreicher hätten ihm den Namen des Grossen zur Nachahmung der Franzosen beygelegt, ungeachtet an ihm an Seele und Leib nichts Grosses gewesen sey, als sein Phlegma und sein grosses Maul. — So unanständig übertriebenes Lob besonders in dem Munde eines Gelehrten ist, der sich von Höflingen durch richtige Würdigung des Verdienstes unterscheiden sollte, eben so unanständig ist es von Männern, denen man Verdienste nicht absprechen kann, in einem solchen Tone zu sprechen, wie der ist, welchen sich unser Vf. S. 196—198 gegen Hn. von Sonnenfels erlaubt. —

Der vermischten Bemerkungen sind 40. Jede hat hat ihre kleine Ueberschrift, deren wir nur einige hier auszeichnen: *Barometer der Fürsten Natur. Der fürstliche Bierwirth. Naturrecht der Despoten. Wie die Könige lieben. Kopfbeugen, anstatt Kniebeugen. Manchmalen glückts.* Sie sind, wie leicht zu denken, von sehr verschiedenem Werthe.

Des Generalsuperint. D. Lütkemanns Predigt und die Nachricht von den Schicksalen dieses Mannes hat Rec. vorzüglich gefallen. Wir wollen hier nur einige der merkwürdigsten Stellen ausheben. S. 292. „Das gemeine Beste heisst man jetzo auf Latein: *Ratio status.* Wenn man weiss, was *Ratio status* ist, so kann man allhand wissen, was nach der heutigen Statisten Beschreibung ein Regent ist. — „Der Teufel hat sich auch zu *Ratio Status* gesellet, und dieselbe also verkehret, dass sie nun nichts mehr, als die grösste Schelmerey von der Welt ist: — S. 301. „Damit es den Schein gewinne, als sey es so böse nicht gemeynt, so müssen sie sich der Gottseligkeit annehmen. Da heisst es denn eine christliche Obrigkeit." So wenig wir jene Zeiten zurück wünschen können, in denen ein Prediger in einem solchen Tone von der Kanzel reden durfte; so viel Ehre macht es dem damaligen Herzog August von Br. Wolfenbüttel, dass die Versuche der Neider, den freymüthigen Kanzelredner, den er schätzte, zu stürzen, nicht nur misslückten, sondern dass der Herzog ihn selbst aufforderte, mit dergleichen Strafpredigten ferner getrost fortzufahren. — In dem Lande eines guten und gerechten Fürsten kann man immer die Bösen und Ungerechten am sichersten tadeln. Nur im Hause eines Gehenkten darf man, nach

einem bekannten französischen Sprüchworte, nicht vom Stricke reden.

GERMANIEN, (HAMBURG, b. Mutzenbecher): *Neueste Staatsanzeigen.* 1ter Band 1tes St. 1796. 136 S. 8.

Den Anfang eines neuen Journals, welches die Lücke ausfüllen soll, die durch die eingestellte Fortsetzung der Schlözerschen Staatsanzeigen in der statistischen und politischen Literatur entstanden ist. Der Kritik liegt also vorzüglich ob, die Auswahl der eingerückten Aufsätze zu würdigen. Von einem Probestück, (welches das erste Heft meist zu seyn pflegt) erwartet man gewöhnlich mehr als von einer Reihe von Heften. In dieser Hinsicht wird hier die allgemeinere Erwartung wohl nicht ganz erfüllt. I. *Statistik von Mömpelgard:* Ist zu speciell für ein das Ganze umfassendes Journal bearbeitet und nimmt 54 Seiten ein. Uebrigens verräth dieser Aufsatz die genaueste Kenntnifs von Seiten des ungenannten Vf. welcher der (jetzt, Julii 1796) sich in Basel aufhaltende Herzoglich-Wirtenbergische Regierungsrath Parrot ist. Wenn das Friedensgeschäft zwischen Deutschland und Frankreich methodisch betrieben wird, so ist er für die Wirtenbergischen Abgeordneten von grofser Wichtigkeit. II. *Ob Hamburg den französischen Gesandten (Reinhard) anerkennen solle*, in zwey Flugschriften, mit vieler Kühnheit für die Affirmative geschrieben, und aufser Hamburg wenig verbreitet. III. *Anekdoten zur Geschichte der Revolution;* eigentlich historische Bruchstücke. IV. *Statistische Tabellen vom Würtenbergischen Handel*, und V. *Auszüge aus den Kirchenregistern der Reichsstadt Esslingen.* Ein Beytrag zur politischen Arithmetik. VI. *Französische Consulate vor dem Kriege.* Sehr interessant, wenn gleich nur aus einem officiellen Rapport übersetzt. Vorzüglich praktisch ist die Angabe des Handels in dem Bezirke eines jeden Consulats, wie z. B. mit den Hansestädten. VII. *Proclama über die Druckschrift: Germania*, welches am 12 April 1796. von einigen Comitialgesandten veranlafst wurde und nachher zu mehrern satirischen Schriften Anlafs gab. Hier ohne Glossen. VIII. Unter der Rubrik: *Mancherley*, vier Anekdoten, auf deutschem Grund und Boden entstanden.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Prag: Neue Beyträge zur alten Geschichte der Buchdruckerkunst in Böhmen*, mit einer vollständigen Uebersicht aller dazu gehörigen Daten aus dem funfzehnten Jahrhundert von *Karl Ungar* Sr. K. K. Majestät wirklichen Rath — der Kollegialkirche zum h. Kosmas und Damian zu Altbunzlau Domherrn — K. K. Bibliothekär u. s. m. 1795. 378. 4. Man kannte bis auf die neuesten Zeiten blos eine im Jahr 1488 in Böhmen gedruckte Böhmische Bibel. Dies war es fast alles, was man von der, in diesem Königreiche getriebenen Buchdruckerkunst wufte. Allein durch den Fleifs, den einige böhmische Gelehrte, unter denen Hr. *Ungar* vorzüglich genannt zu werden verdient, besonders seit 1772 auf die Geschichte ihres Vaterlandes wendeten, wurden bald einige andere Producte vor und nach dem Jahre 1488 ans Licht gezogen. Aber auch diese Entdeckungen würden, da sie gröfstentheils in vermischten, aus mehrern Bänden bestehenden, und die Böhmische Gelehrtengeschichte überhaupt erläuternden Büchern, z. B. in des Vfs. *Bohemia docta, in der Böhmischen Literatur, in den Abhandlungen der Privatgesellschaft* stehen, vielleicht weniger bekannt geworden seyn, als sie es verdienten. Hr. *U.* hat sich daher durch gegenwärtige Sammlung alles dessen, was bisher von der ältesten Buchdruckergeschichte Böhmens entdeckt worden ist, ein nicht geringes Verdienst erworben. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Jahr 1475 das erste, in welchem man anfing diese Kunst auch in Böhmen zu treiben. Zu demselben rechnet der Vf. die böhmische Uebersetzung der bekannten *trojanischen Geschichte des Guido de Columna.* Der Künstler, der vermuthlich aus *Nürnberg* nach *Böhmen* gezogen war, zeigt sich als ein geschickter Formschneider und Schriftgiefser. Desto schlechter hat der Setzer seine Sache gemacht, der vermuthlich ein Deutscher war. Auf diese Geschichte folgt das *Neue Testament* in böhmischer Sprache, zwar ohne Druckort, doch mit der Jahrzahl 1475 (und also nicht 1471 wie Hr. *Denis* und andere bisher gelesen haben). Für ganz gewifs giebt indessen Hr. *U.* dieses N. Test. nicht als ein böhmisches Product aus; vielmehr vermuthet er, dafs es auf Kosten und Veranstaltung der Böhmen, unter den Augen böhmischer Correctoren in einer auswärtigen Officin, z. B. *Nürnberg*, wie dieses auch spater öfter geschehen ist, möchte gedruckt worden seyn. Desto gewisser aber sind die im Jahr 1476 gedruckten *Statuta provincialia Ernesti in Böhmen* zum Vorschein gekommen, indem in der am Ende stehenden Anzeige, *Pilsen*, als der Druckort ausdrücklich genannt wird, wohin sich vielleicht einer von den Gesellen der Nürnbergischen Officin begeben hat, um seine Kunst in Böhmen selbst zu treiben. Eben daselbst mag auch das *Missale Pragense* mit dem Druckjahr 1479 zum Vorschein gekommen seyn. Erst vor kurzem hat Hr. U. ein *Böhmisches Passional* entdeckt, welches aber am Ende defect ist. Doch vermuthet er, dafs es zwischen 1475—1479 möchte gedruckt worden seyn. Im Jahr 1484 druckte *Johann Alacraw* zu *Winterberg* zwey lateinische Werke, nemlich des *Augustini Soliloquia* und *Alberti M. Summam de Eucharistia.* Endlich fing man auch an in *Prag* zu drucken, woselbst, aufser einem im Jahr 1487 gedruckten *Böhmischen Psalter*, und *Aesops Fabeln* in böhmischer Sprache mit groben Holzschnitten, im Jahr 1488 die *erste ganze Böhmische Bibel* gedruckt wurde, von welcher auch *Elsner* in dem *Versuch einer Böhmischen Bibelgeschichte* nahere Nachricht giebt. Am Schlusse dieser Bibel wird gesagt, dafs diese Arbeit vier Männer, *Johann Pytlik, Severin Kramorz, Johann von Störchen* und *Matthias vom weifsen Lowen* auf eigene Kosten unternommen hatten. Ob die ersten zwey nur Verleger, oder auch Drucker waren, ist nicht ausgemacht. In eben diesem Jahre wurde auch die sogenannte *Martinische Kronik*, in das böhmische übersetzt, ingleichen die *trojanische Geschichte des Guido de Columna.* Im Jahr 1489 druckte *Martin von Tifsnow zu Kuttenberg* die *böhmische Bibel* zum zweyten Mal, die mit der Prager in der Hauptsache ganz übereinstimmt. Dieselbe hat auch Holzschnitte. Unter den übrigen, bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Böhmen gedruckten Büchern, möchten das *Böhmische Passional* von 1495, ein *böhmisches Neues Testament*, und ein *böhmischer Psalter* von 1499 die wichtigsten seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Feind: *Pragmatiſche Ueberſicht der Theologie der ſpatern Juden*, von *Politz*, zweytem Prof. der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie zu Dresden. 1795. 288 S. 8.

Der Vf. verſucht in dieſer mit vieler Klarheit und Beſtimmtheit verfaſsten Schrift eine pragmatiſch-philoſophiſche Darſtellung der Theologie der ſpatern Juden mit vielem Glücke, ſo dafs man ſchon aus dem erſten Theile, der nur noch die nothwendigen Prolegomenen umfafst, ein gutes Vorurtheil für den zweyten faſſen darf, der den eigentlichen Lehrbegriff der ſpatern Juden in ſeiner Cauſalverbindung entwickeln, und die Reſultate darſtellen wird, die daraus nothwendig für den chriſtlichen Lehrbegriff flieſsen müſſen. Nur wünſcht Rec. dabey keine Uebereilung, weil er grade der ſchwierigſte iſt; ſondern eine ſorgfältige Sammlung der Materialien, und eine kritiſche Sichtung, ehe ſie zu Reſultaten benutzt werden. — Nach einer kurzen Einleitung, worinn Hr. P. von der Veranlaſſung, Abſicht und Zweck dieſer Arbeit handelt, folgt S. 24. der erſte Abſchnitt *„über das philoſophiſche Princip, das der Kritik und Charakteriſtik der Dogmengeſchichte überhaupt, und namentlich der Dogmengeſchichte der ſpät jüdiſchen Theologie zum Grunde gelegt werden müſſe.* Wenn ſich gleich der Vf. hierüber ſehr weitläuftig verbreitet, und wohl nur zu weitläuftig; ſo liegt doch das Reſultat ſeiner Ideen hierüber ganz kurz in folgenden Worten S. 36.: Der moraliſche Welt-„plan, oder das *Ideal* aller von vernünftig-ſinnlichen „Weſen erreichbaren moraliſchen Reife ſteht a priori „feſt. In der Sinnenwelt erkennen wir die Verſuche „und Bemühungen der moraliſchen Weſen, ihn durch „freye Wirkſamkeit der Vernunft zu realiſiren. Um „nun aber beſtimmen zu können, *wie viel* durch dieſe „Verſuche für die gemeinſame Verbreitung und für den „Fortſchritt religiöſer Begriffe *im Ganzen* gewonnen „worden ſey, müſſen wir ein ſicheres und feſtſtehen-„des *Princip* haben. Dieſes Princip muſs a priori feſt „ſtehen u. ſ. w.“ Rec. glaubt hierinn eine Art von Widerſpruch zu entdecken. Es ſoll aus der *Erfahrung* durch ein Princip a priori entſchieden werden, wie weit ein moraliſches *Ideal*, a priori angenommen, realiſirt ſey? Wie iſt dies möglich? und wie läſst ſich eine praktiſch poſtulirte *Idee* durch *Erfahrung* beweiſen? Doch der Vf. iſt vielleicht von dieſer ſeiner Vorſtellungsart ſchon zurückgekommen, und ſo mag Rec. hierüber nicht weiter ſtreiten. — Im *zweyten* Abſchnitte wird die religiöſe Cultur des iſraelitiſchen Volks bis auf ſeine Rückkehr aus dem Exil dargeſtellt. Hier verfolgt der Vf. zuerſt den nomadiſchen Urſprung und die frühern Schickſale der Hebräer in Beziehung auf ihre religiöſe Bildung; dann die moſaiſche Conſtitution, wonach die Religion auf die bürgerliche Verfaſſung gegründet, und die Verfaſſung politiſch-religiös wurde; ferner den Einfluſs der Propheten auf die Aufrechthaltung und Fortbildung der moſaiſchen Conſtitution. Darauf wird gezeigt, dafs der Glaube an die Zukunft, der an ſich nicht in der moſaiſchen Conſtitution lag, unter gewiſſen Bildern und Vorſtellungen von den Dichtern aufgefaſst, und unter verſchiedenen Modificationen fortgeführt wurde bis an den Zeitpunkt des Exils. In dieſe Periode fällt auch die Bildung der Idee von einem Meſſiasreiche, deren Urſprung und nothwendiger Zuſammenhang mit den übrigen religiöſen Nationalideen vortrefflich entwickelt wird. Der *dritte* Abſchnitt endlich enthält die Prolegomenen zur jüdiſchen Dogmengeſchichte in dem Zeitalter nach dem Exil. Zuerſt eine Darſtellung der religiöſen Begriffe der orientaliſchen Völker, mit denen die Juden vor dem Exil und während des Exils bekannt wurden, namentlich der Aegypter, Phönizier und Aramäer; dann eine kurze Ueberſicht des politiſchen Zuſtandes der Juden während des Exils und nach ihrer Rückkehr aus demſelben bis auf das Zeitalter Jeſu; ferner eine pragmatiſche Darſtellung des Geiſtes der letzten jüdiſchen Propheten zu Anfange dieſes Zeitraums; über den Canon der Schriften des A. T. und über die Apokryphen; Bildung der verſchiedenen Secten während dieſer Periode. — Ueberall herrſchen die richtigſten und geläuterſten Vorſtellungen von den behandelten Gegenſtänden, wie ſie eine richtige philoſophiſche Anſicht nur erzeigen kann. Faſt überall weiſs der Vf. eine richtige Cauſalverbindung ſelbſt der verſchiedenartigſten Vorſtellungen zu treffen, indem er ihrem Urſprunge pſychologiſch nachgeht. Da Rec. alſo mit dem Vf. im Ganzen völlig übereinſtimmt; ſo will er blofs nur noch einige einzelne Bemerkungen mittheilen, wodurch eine hin und wieder gewagte Hypotheſe einer nähern Prüfung unterworfen wird. Z. B. S. 138. ſagt der Vf., „dafs ſich die Kosmogonie an der Spitze des „Pentateuchs durch Vermeidung aller Bilder und *Vor-„ſtellungen* von einem ewigen Chaos auszeichne. Es „ſcheine, der menſchliche Geiſt habe noch nicht Kraft „genug gehabt, ſich zu der Vorſtellung einer chaoti-„ſchen Materie und der ſucceſſiven Bildung derſelben „zu verirren.“ Allein eine chaotiſche Materie wird dort allerdings vorausgeſetzt, und die ſucceſſive Bildung des Himmels und der Erde daraus iſt auch mehr als zu ſichtbar. Dagegen ſcheint aber freylich die Idee

Digitized by Google

von einem reinen Chaos zu fein für jenen Verfaſſer zu feyn. — S. 143. wird behauptet, „daſs die Cultur der Phönizier gröſstentheils aramäiſcher Abkunft ſey.“ Dies bleibt dem Rec. ſehr unwahrſcheinlich, indem die Geſchichte keine Verbindung zwiſchen beiden Nationen vor der Cultur der Phönizier documentirt. Die Phönizier ſind von jeher ein ziemlich iſolirtes Küſtenvolk geweſen, das ſeinen Handel nicht landeinwärts, ſondern auswärts zur See trieb, wenn es gleich Producte von innen zur Ausfuhr nahm, bey welchem rohen Tauſchhandel ſchwerlich Cultur mitgetheilt werden konnte, die auch noch jetzt die Afrikaner von den Europäern zu Tunis und Tripolis nicht gewinnen, wenn ſie gleich aus dem Innern des Landes an die Küſte kommen, und ihre Producte austauſchen. Die zufällige Aehnlichkeit aber der Religion beider Nationen iſt theils zu unbedeutend, als daſs ſich etwas daraus für die Culturverwandtſchaft beider Volker folgern lieſse; theils ſind die Nachrichten der Griechen darüber zu unſicher, da ſie allenthalben Aehnlichkeiten in der Religion aufſuchten, wo in der That keine waren. Ueberhaupt iſt es ein vergebliches Beſtreben, überall einen geographiſchen Zuſammenhang der Cultur auffinden zu wollen, da es ſchon an und für ſich ganz wider die Natur des menſchlichen Geiſtes iſt, ſeine Bildung unter gleichen Himmelsſtrichen nur von der Mittheilung zu erwarten, ohne durch eigne Anſtrengung zum Lichte hervor zu dringen. Das kleine aber volkreiche Phönizien konnte durch Lage und Induſtrie ſich weit früher zu den Künſten und zur Cultur erheben, als das trage, nomadiſche Aram. — Was gleich darauf von der aramäiſchen Prieſterkaſte und ihrer Privatreligion geſagt wird, ſcheint dem Rec. auch noch nicht völlig erwieſen. Am wenigſten möchte er aber dieſe Religion als Grundſtoff bey der Religion Zoroaſters annehmen. Offenbar iſt die perſiſche Satrapenregierung, ſo viel wir wiſſen, für ſich beſtehend, und keines aramäiſchen Urſprungs. Nun iſt aber die Religion Zoroaſters ganz nach dieſer Regierung gemodelt; alſo iſt es wahrſcheinlicher, daſs ſie unabhängig von der aramäiſchen Cultur conſtituirt iſt, als umgekehrt. Auſserdem wiſſen wir nichts von einem Feuerdienſte in Aram, ſondern dieſer ſcheint ebenfalls acht perſiſch zu ſeyn. Zerduſcht hat aber gewiſs nicht einen ganz neuen Stoff zu ſeiner Religion geſchaffen, ſondern nur den vorhandenen verarbeitet. Dieſer muſs alſo weit älter ſeyn, als Zoroaſter, wenn man gleich nicht beſtimmen kann, wie alt? Wenn nun die ſpätere jüdiſche Theologie eine auffallende Aehnlichkeit mit der alten Religion der Perſer hat, ſo leitet Rec. ſie weit lieber aus dieſer Quelle ab, als aus der aramäiſchen Prieſterreligion, die für ihn völlig verſchloſſen iſt. Mag es immerhin ſeyn, daſs der Stoff der Parſenreligion auch über einige Provinzen von Aram verbreitet war; ſo kann man doch nicht wohl ſagen, daſs der Stoff zur Religion Zoroaſters aus der Privatreligion der Prieſterklaſſe in Aram gefloſſen ſey, ſondern eher, daſs Zoroaſter auch manche Ideen und Philoſopheme in ſeine Religion aufgenommen habe, die ſo gut über Aram als über Perſien verbreitet waren. — S. 187. wird behauptet, daſs die Hebräer ihre neuen Religionsbegriffe, die ſie mit aus dem Exil brachten, vermittelſt der allegoriſchen Interpretation mit ihrem Moſes in Verbindung geſetzt hatten. Allein hier ſcheint dem Rec. die allegoriſche Interpretation zu früh angeſetzt zu ſeyn, und für dieſe frühe Angabe kein Beweis geführt werden zu können. Seiner Meynung nach trat die Allegorie erſt kurz vor Jeſu Geburt ein, denn man findet noch keine Spuren davon in den Apokryphen, und gewiſs war es erſt die feinere *griechiſche* Cultur, die darauf leitete. — S. 245. leitet Hr. P. den Begriff der Inſpiration für das A. T. von der alexandriniſchen Ueberſetzung ab. Um dieſer Eingang zu verſchaffen, lieſs man die griechiſche Ueberſetzung wörtlich inſpirirt ſeyn. Dies wurde alsdenn auf das Original des A. T. ſelbſt übertragen. Eine ſehr ſinnreiche Idee, die für die Zeit nach Chriſti Geburt des Rec. Beyfall hat. Allein vor Chriſti und zu Chriſti Zeit war dies noch wohl nicht der Fall. Man findet im N. T. faſt gar keine Spuren von einer ſolchen wörtlichen Inſpiration des A. T., ſondern alle Ausdrücke darüber leiten nur auf eine heilige Begeiſterung, auf einen *afflatus divinus* (z. B. Θεοπνευστος, Φερεσθαι πνευματι u. ſ. w.), der ſchon im A. T. gegründet und ausgedrückt war. — Nach S. 268. ſcheint dem Vf. die beſte Bearbeitung der Sprüche Sirachs von *Linde* unbekannt geblieben zu ſeyn. Sie hätte weit eher eine Anführung verdient, als die oberflächliche Abhandlung des Hn. *Sonntag*. — Wenn das Entſtehen der ſadducäiſchen Secte aus der Abneigung eines Theils des *Volks* vor der Beobachtung der Ceremonie abgeleitet wird; ſo iſt dies dem Rec. ſehr unwahrſcheinlich. Das Volk iſt nur ſelten von ſelbſt geneigt, eine neue Secte zu ſtiften, ſondern es iſt gewöhnlich ein Volksfreund, Demagog oder Gelehrter, der den Keim dazu legt. An ihn ſchlieſst ſich alsdann bald eine Parthey des Volks an, weil er der Regel nach auf Proſelytenmacherey ausgeht, wenn es auch eigentlich nicht weiſ, wozu? Bey dieſer Secte wird nun noch überdem *Zadok* als Stifter hiſtoriſch angegeben. — Uebrigens wünſcht Rec., daſs Hr. P. den zu reichen Fluſs ſeiner Sprache für wiſſenſchaftliche Gegenſtände etwas mehr einſchränken möge.

DRESDEN: *Die Propheten erklärt und gröſstentheils neu überſetzt* von M. *Joh. Chriſtian Vaupel*, Waiſenhausprediger zu Dresden. Alten Teſtamentes vierter Theil. 1795. 760 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dies iſt die Fortſetzung des, mit den von uns bereits angezeigten kleinen Propheten angefangenen, Bibelwerkes. Doch iſt dieſer Theil nach einem etwas abgeänderten Plan bearbeitet worden. Die Inhaltsanzeige findet man am Ende der Einleitung zu jedem Propheten, welches zwar für den ungeübten Leſer etwas unbequem iſt, ihn aber auch in den Stand ſetzt, jedes bibliſche Buch im Ganzen deſto leichter zu überſehen. Mit dem Texte iſt eine groſse Veränderung vorgenommen worden. Die Lutheriſche Ueberſetzung hat Hr. V. nur dann beybehalten, wenn ſie zu ſeiner

Er-

Digitized by Google

Erklärung paſste, und der Ausdruck verſtändlich war, wodurch manche Erläuterung überflüſſig geworden iſt. Allein ſo ſehr wir dieſes billigen: ſo wünſchen wir doch nicht, daſs der Vf. daher Anlaſs nehme, in den übrigen bibliſchen Büchern eine ganz neue Ueberſetzung zu liefern, weil dies Werk vorzüglich für die Freunde der lutheriſchen Ueberſetzung beſtimmt iſt, die ſie da, wo ſie keiner Aenderung bedurfte, ungern vermiſſen werden, da ſie zumal in poetiſchen Stellen ſich durch Wohlklang und Stärke des Ausdrucks vor mancher neuen Ueberſetzung ſehr auszeichnet. Luther überſetzt z. B. Jeſ. 11, 6. Die Wolfe werden bey den Lämmern *wohnen*. Hr. V. aber: Wölfe werden ſich unter Lämmern *aufhalten*. Im 3. V. wäre eine Abänderung der zu wörtlichen lutheriſchen Ueberſetzung: Und ſein *Riechen* wird ſeyn in der Furcht des Herrn, nöthiger geweſen. Lowth überſetzt verſtändlicher: Und ſchnell wird er *prüfen* alles nach Furcht Jehovens. Hr. V. aber hätte ſeiner Erklärung gemäſser ſetzen können: *Begeiſtern* wird ihn nur Furcht des Herrn. Er hat zwar ohne Zweifel nach richtigen Grundſätzen überſetzt, nur die Regel, die Concinnität des Originals ſo viel möglich auszudrücken, nicht immer vor Augen gehabt. Jeſ. 58, 5. beweiſt dies:

Iſt das ein Faſten, welches mir gefallen kann,
Daſs ein Menſch einen Tag lang ſich peinigt,
Daſs er ſeinen Kopf, wie ein Schilf, hänget,
Und, mit einem Sacke angethan, ſich in Staub wirft?
Kann dies ein Faſten
Und ein Tag heiſsen, der mir angenehm iſt?

Die beiden letzten Zeilen ſind in Luthers Ueberſetzung viel concinner ſo ausgedrückt:

Wolt ihr das ein Faſten nennen,
Und einen Tag, dem Herrn angenehm?

V. 6. iſt in Vaupels Ueberſetzung die erſte Zeile ſchleppend lang:

Iſt nicht *vielmehr* das ein Faſten, welches mir gefällt?

Iſt nicht dies ein Faſten, wie ich es wünſche, wäre ſtärker und kürzer. Auch die letzten dieſer Zeilen:

Wenn ihr Unterdrückte frey gebt
Und *überhaupt* ein jedes Joch abreiſst

hat etwas langweiliges.

Wenn ihr loslaſst die Unterdrückten,
Und jedes Joch zerbrecht;

hätte mehr Wohlklang. Dieſen wird man auch hier in der lutheriſchen Ueberſetzung nicht vermiſſen, wenn ſie gleich eine Aenderung bedurfte.

Daſs der Vf. zuweilen *ſegnen* ſtatt beglücken ſagt, dawider wüſste Rec. nichts einzuwenden, weil dies Wort längſt bey uns nationaliſirt iſt. *Heimſuchen* aber und *Friedensbund* haben gute deutſche Schriftſteller im bibliſchen Sinne nie gebraucht. Die Erklärungen, in welche Hr. V. auch das wichtigſte aus Michaelis Anmerkungen mit verwebt hat, ſtehn nun zu Vermeidung aller Störung der Leſer alle unter dem Texte. In der Auslegung folgt er der Mittelſtraſse. Daher findet er meſſianiſche Weiſſagungen da, wo ſich dieſelben mit Gründen vertheidigen laſſen. Z. B. im 52. und 53. Cap. des Jeſ. 1) weil das, was hier geſagt wird, auf niemanden beſſer paſst, und von niemanden mehr ohne Zwang und Künſteley erklärt werden kann, als vom Meſſias; 2) weil dieſe Stelle des Propheten im N. T. von ihm ausgelegt wird. In den meiſten Stellen, über welche Hr. V. das Urtheil des Recenſenten zu hören wünſcht, ſtimmen wir ſeiner Erklärung bey. Aber Eſ. 16, 6. würde Rec. ſtatt: *Ihr Prahlen ſoll ihnen nicht gelingen*, lieber ſetzen: *Ihre Einbildungen ſind grundlos*. Jeſ. 37, 24. iſt um meiner vielen Reiterey *willen*, nicht ſo gut als Luthers: *durch* die Menge meiner Wagen. Jeſ. 40, 26. iſt Lowths und Luthers wörtliche Ueberſetzung: *Er ruft ſie alle mit Namen*, weit poetiſcher, als Vaupels zu philoſophiſch klingende: *Er hat ſie alle zu ihrer Abſicht beſtimmt*. Jeſ. 42. 10. hätten die *Inſeln* nicht ſollen beybehalten werden, weil das hebräiſche Wort im alten hebräiſchen *Meeresland* bedeutet. Jerem. 1, 12. klingt die Ueberſetzung etwas gezwungen: Aber ich will auch *einem Mandelbaum gleichen in Abſicht* auf die Vollziehung meiner Drohung. שָׁקֵד heiſst auch nie einem *Mandelbaume gleichen*. Doch iſt nicht zu leugnen, daſs dieſes Wort eben deswegen hier gewählt iſt, weil שָׁקֵד ein Mandelbaum heiſst. Allein da die Paranomaſie ſich im Deutſchen nicht ausdrücken läſst; ſo kann man wohl nicht anders überſetzen, als ſo: Auch ich will *frühzeitig* ſeyn (wie ein Mandelbaum,) in Erfüllung meiner Drohungen.

Jena, im Verl. der Cunoiſchen Buchh.: D. *Joh. Wilhelm Schmids*, der Gottesgelahrtheit öffentl. Lehrers zu Jena etc., *Anleitung zum populären Kanzelvortrag zum Gebrauch bey akademiſchen Vorleſungen. Erſter theoretiſcher Theil.* Zweyte, vermehrte und verbeſſerte und zum Theil ganzlich umgearbeitete Ausgabe. 1795. 378 S. *Zweyter, praktiſcher Theil.* 310 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Da dieſe brauchbare Anleitung zum populären Kanzelvortrag ſchon bekannt iſt, ſo brauchen wir nur auf die Veränderungen und Verbeſſerungen bey dieſer neuen Ausgabe aufmerkſam zu machen. Der Vf. hat es zweckmäſsiger gefunden, (wie er in der Vorrede ſagt,) die *Ordnung der Materie* etwas zu verändern, und beſonders die *Homilien* und *bibliſchen Vorträge*, die unter den beſondern Gattungen von Predigten ihre Stelle gefunden hatten, als eine zweyte Hauptgattung von Religionsvorträgen zu betrachten, und ſie mit der populären Erklärung des Textes und der analytiſchen Eintheilung, die doch eigentlich zuſammen gehören, zu vereinigen. Zugleich ſuchte er mehr auf die verſchiedenen Arten des Kanzelvortrags nach Beſchaffenheit des Auditoriums und manche beſondere Zeitumſtände Rückſicht zu nehmen, als es in der erſten Ausgabe geſchehen war und geſchehen konnte, ohne jedoch den Hauptgeſichtspunkt, *Popularität*, aus den Augen zu verlieren. Daher iſt faſt kein Paragraph unverändert geblieben; einige ſind mehr erweitert, und andere

mehr zuſammengezogen worden; verſchiedene Materien haben beträchtliche Zuſätze erhalten, und einige wird man völlig umgearbeitet finden, beſonders das Kapitel von der Bewegung des Willens und von der Declamation. — Auch der *zweyte, praktiſche Theil* hat eine durchgängige Aenderung erhalten, um ihn dem Zweck angemeſſener zu machen, und der Vollkommenheit näher zu bringen. Viele neue Beyſpiele ſind aus den neueſten Predigtſammlungen hinzugeſetzt, und andere, die zu wenig paſſend waren, weggelaſſen worden. Indeſſen war ſeine Abſicht nicht, alle hier geſammelten Beyſpiele als unverbeſſerliche Muſter darzuſtellen. Er wollte nur eine Art von *homiletiſcher Chreſtomathie* liefern, und dazu Beyſpiele von allerley Art ſammeln, um in den Vorleſungen darüber urtheilen, und das Gute ſowohl als das Fehlerhafte anzeigen zu können; welches Anfängern allerdings ſehr nützlich iſt. (Rec. würde bisweilen ſeine Zuhörer ſelbſt auffodern, ihre Gedanken über die gegebenen Beyſpiele zu eröffnen, und dann ſein eigenes Urtheil beyfügen.) Sehr richtig iſt, was der Vf. S. XVII. der Vorrede von der Anwendung der *reinen Moralprincipien* auf den öffentlichen Religionsvortrag erinnert. Er will die eingerückten Beyſpiele keinesweges als Muſter angeſehen wiſſen. „Man iſt bis jetzt, (heifst es ferner) noch nicht auf den Punkt gekommen, dieſe Grundſätze ſo zu popularifiren, wie es geſchehen ſoll, und geſchehen kann. Man iſt noch in der irrigen Meynung, daſs die ſogenannten Kantiſchen Predigten nicht nur in der Materie, ſondern auch in der Sprache von den bisherigen ganz verſchieden ſeyn müſsten; und ſo lange man dieſe Meynung nicht verlaſst, wird man auch die Ehre der reinen Vernunftprincipien nicht retten. Die techniſchen Ausdrücke und der methodiſche Gang der Entwickelung und Anwendung der reinen Vernunftprincipien dürfen in Predigten ſchlechterdings nicht gebraucht werden. Man muſs ſie vielmehr ſo vortragen, wie der gemeine Menſchenverſtand ſich ſolche denkt, und die praktiſche Vernunft eines jeden, auch des gemeinſten Mannes auf die Handlungen anzuwenden pflegt. Der Zuhörer darf gar nicht merken, daſs dieſes eine Predigt anderer Art ſey, ſondern muſs glauben, daſs es ihm ganz aus dem Herzen geſprochen ſey." Sehr richtig! Rec. erinnert ſich hiebey einer Stelle in Hn. D. *Niemeyers* Briefen an chriſtliche Religionslehrer, (S. 163.) von einem jungen Prediger, der ſich der kritiſchen Kunſtſprache in ſeinen öffentlichen Vorträgen bediente. Wo er ſonſt vom Gewiſſen, von den Vorſchriften des menſchlichen Willens geredet haben würde, da ſprach er jetzt von der innern Geſetzgebung, von der praktiſchen Vernunft. Wenn er ſonſt ſeine Zuhörer ermuntert hätte, die Würde der menſchlichen Natur in ſich ſelbſt zu achten, alle ihre Mitgeſchöpfe als Menſchen zu behandeln, die Menſchheit in ihnen zu ehren, ſo ermahnte er ſie nun, ſich als Selbſtzweck, kein vernünftiges Weſen als bloſſes Mittel, jedes als Zweck zu behandeln, nichts ſelbſtſüchtiges in die *Maximen* ihres Handelns aufzunehmen. Werden die Zuhörer durch ſolche Worte verſtändiger und beſſer werden? Ueberhaupt iſt Rec. mit dem Vf. in Anſehung der gegebenen homiletiſchen Regeln, einige Kleinigkeiten ausgenommen, vollkommen einverſtanden, und er glaubt dieſe Anleitung in dieſer verbeſſerten Geſtalt als eine der brauchbarſten empfehlen zu dürfen. *Wodag* ſtatt *Herlig* S. 123. u. 150. Th. I. iſt wohl nur ein Druckfehler, der am Ende hätte angezeigt werden ſollen.

PHILOLOGIE.

GERA, b. Rothe: *Ueber das altdeutſche Wort Fron, und diejenigen Ausdrücke, in denen man es findet*, als: Fronleichnam, Frontaften, Fronaltar, Fronkreuz, Gottesfrone, Fronbote — Fronveſte, Frondienſt, Frongut — Frontanz — von *Chriſtian Auguſt Behr*. 1795. 196 S. 8. (12 gr.)

Die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes oder der Sylbe *Fron* haben nicht nur unſre deutſchen Gloſſarien, beſonders die von *Hultaus* und *Scherz*, ſondern auch das Adelungiſche Wörterbuch, ziemlich deutlich auseinandergeſetzt. Demungeachtet ſcheint Hr. B. noch nicht mit ihren Erklärungen zufrieden, und hat eine Reviſion über das Wort anſtellen wollen. Er möchte gern die Bedeutung *heilig* zur Hauptbedeutung erheben, da doch dieſe ohne Zweifel *herrlich* und *herrſchaftlich* iſt, und *fron* von *fro*, dominus kommt, welches, (ſo ſehr auch der Vf. S. 66. dagegen kämpft,) nicht nur im Möſogothiſchen und Angelſachſiſchen, ſondern auch in altfränkiſchen Dialecten eben ſowohl einen *gebietenden* Herrn als einen Titular - Herrn bedeutet. Man ſehe hierüber die Gloſſarien über den Ulphilas bey *frauja*, wo ſogar ein Zeitwort *gafraujinond*, ſie herrſchen, vorkommt. Und Beyſpiele von *fro* in jener ſtärkern Bedeutung finden ſich bey *Hickes, Theſaur. LL. Sept.* in der *Grammatica Angloſax.* p. 190. und *Gramm. Theotisca* p. 102; nur daſs hier das Wort *froho* und *froho* heifst: ja der alte angelſächſiſche Dichter Cädmon braucht *Frea κατ' ἐξοχην* von Gott dem Allmächtigen. — Das *frooten, prudentibus* S. 56. (nicht *fronten*, welches ein Schreibfehler iſt), iſt von *fron* ganz verſchieden. Es kommt in allen altdeutſchen Dialecten vor, lebt noch im niederländiſchen *vroed*, weiſe, vorſichtig, und iſt mit *prudens*, φρων; und dem franz. *prude* verwandt. Vergl. die Ulphilaniſchen Gloſſarien bey *frathjan, ſcire* u. ſ. w.

Was Hr. B. am Ende aus den deutſchen Alterthümern von Leibeigenſchaft u. dgl. anbringt, iſt zwar nicht neu, aber immer leſenswürdig; und die Anekdote von dem Fron- oder gezwungenem Tanze in der Pflege Langenburg zwiſchen Zeitz und Gera, die Gelegenheit zu dieſer Schrift gegeben zu haben ſcheint, kein unwichtiger Beytrag zur Geſchichte alter vaterländiſcher Gebräuche.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ALTONA, bey der Verlagsgeſellſchaft: *Magazin für die pathologiſche Anatomie und Phyſiologie*, herausgegeben von *Aug. Fr. Hecker*. 1 Heft, mit drey Kupfertafeln. 128 S. gr. 8. (14 gr.)

Es war ein ſehr glücklicher Gedanke des verdienten Herausgebers, ein eignes Journal für die pathologiſche Anatomie und Phyſiologie anzulegen, weil gerade *dieſer* Theil des mediciniſchen Studiums noch am wenigſten bearbeitet worden iſt, obgleich derſelbe von der äuſserſten Wichtigkeit für jeden Arzt und Wundarzt iſt. Dem Plan zufolge, welchen Hr. *H.* in der Vorrede angegeben hat, will er folgende Arten von Aufſätzen in dieſes Magazin aufnehmen: 1. wichtige und lehrreiche anatomiſch-pathologiſche Fälle; 2. phyſiologiſch-pathologiſche Unterſuchungen über das Verhalten der thieriſchen Materien und Organe im kranken Zuſtande, nach ihren Eigenſchaften, ihrer Miſchung, ihren Kräften und den Aeuſserungen derſelben; 3. Verſuche und Beobachtungen an menſchlichen Körpern, die man gewiſſen ungewöhnlichen Eindrücken ausgeſetzt hatte, um die Wirkungen dieſer kennen zu lernen; Verſuche mit Arzneymitteln und Giften an Menſchen und Thieren; Viviſectionen der Thiere unter mancherley Verhältniſſen u. ſ. w. 4. Erörterung der Reſultate, welche alle dieſe Unterſuchungen geben, für die Phyſiologie, Diagnoſtik, Semiotik und Therapie; 5. Bearbeitung der älteren und neueren Literatur der pathologiſchen Anatomie und Phyſiologie. Er verſichert, daſs ihm mehrere Gelehrte, und darunter einige der erſten jetztlebenden Anatomiker, die thätigſte Beförderung ſeines Plans zugeſagt haben. Die Fortſetzung dieſes Magazins ſoll an keine Zeit gebunden ſeyn.

Der erſte Heft entſpricht der Erwartung, welche man ſich von dem, auch in *dieſem* Fach rühmlich bekannten, Herausgeber zu machen berechtigt iſt. Eine kurze Anzeige des Inhalts wird zum Beweiſe dieſer Verſicherung dienen. Folgende Abhandlungen, welche insgeſammt von Hrn. *H.* ſind, kommen dieſsmal vor:

1. *Einleitung, welche eine kurze Geſchichte und die Literatur der pathologiſchen Anatomie und Phyſiologie enthält.* Der Vf. hat mit groſser Sachkenntniſs gezeigt, unter welchen Bedingungen pathologiſche Leichenöffnungen von wahrem Nutzen ſeyn können. Es muſs nämlich der vorhergegangene Zuſtand des Kranken und die angewandte Heilmethode nebſt allem, was auf die Krankheit Einfluſs hatte, hinlänglich bekannt geweſen ſeyn; auch muſs man dabey auf die chemiſchen Veränderungen der Theile, beſonders der Säfte, und auf den Zuſtand ihrer Lebenskraft Rückſicht nehmen, und dabey genau auszumachen ſuchen, was Urſache, und was nur Folge der Krankheit war? Auch darf man nie darauf ausgehen, jedesmal die Urſache des Todes gewiſs durch die Section entdecken zu wollen, weil weder ſie, noch die Folgen der Reaction, welche die Maſchine zerſtörten, in allen Fällen dem anatomiſchen Meſſer entdeckbar ſind. (Vielweniger muſs der Arzt etwas, als Urſache der Krankheit, ausgeben, was gar nicht dahin gehört. So ward vor kurzem von einem Aeſkulap dieſer Art eine groſse — aber übrigens ganz geſunde — Leber als die Urſache einer tödlichen Krankheit angegeben, weil ſich ſonſt kein anderer Fehler fand). Endlich muſs die pathologiſche Anatomie nie dazu gemiſsbraucht werden, um irgend eine vorgefaſste Meynung zu beſtätigen, oder eine Lieblingshypotheſe zu unterſtützen, weil man das gar zu leicht findet, was man ſucht. Sehr richtig bemerkt Hr. *H.* dabey, daſs man bey pathologiſchen Leichenöffnungen nicht blos den Zweck haben müſſe, Seltenheiten aufzuſuchen, um etwa eine anatomiſche Sammlung dadurch zu bereichern, ſo unentbehrlich und vortrefflich übrigens auch eine ſolche zweckmäſsig eingerichtete Sammlung zum Unterricht im mediciniſchen Studium iſt. — Den Beſchluſs dieſes ſehr lehrreichen Aufſatzes macht das Verzeichniſs derjenigen Schriftſteller, welche ſich um die pathologiſche Anatomie verdient gemacht, und die kurze Anzeige deſſen, was ſie darinn geleiſtet haben.

2. *Eine merkwürdige Balggeſchwulſt an der Leber.* Ein Mann von 30 Jahren, welcher übrigens beynah ganz geſund geweſen war, bekam nicht lange nach einem genommenen gelinden Brechmittel, worauf er ſich wohl befunden hatte, die heftigſte Apoplexie mit abwechſelnden fürchterlichen Convulſionen und ſonderbar veränderlichem Puls. Er ſtarb nach wenig Stunden. Bey der Leichenöffnung fanden ſich beynah alle Eingeweide geſund, ſelbſt die Leber hatte keinen Fehler, auſser, daſs an ihrer conçaven Fläche eine zum Theil knöcherne Balggeſchwulſt befindlich war, welche in der Lage der benachbarten Theile beträchtliche Veränderungen hervorgebracht hatte. — Das über die wahrſcheinliche Urſache der Entſtehung dieſer Geſchwulſt und über den ſchnellen Tod des Kranken beygefügte Raiſonnement iſt ſcharfſinnig und intereſſant.

3. *Von der Waſſerſucht der Hirnkammern.* Hr. *H.* prüft die Kennzeichen dieſer Krankheit und zeigt, daſs bis jetzt noch kein pathognomiſches, worauf man ſich gewiſs verlaſſen könne, ausfindig gemacht ſey. Zum Schluſs werden zwey Sectionsgeſchichten von Kindern beyge-

Digitized by Google

beygefügt. Das eine davon hatte nicht sowohl Wasser, als eine dünne eiterichte Jauche, in den Hirnkammern; bey dem andern waren, ausser dem Wasser, noch in dem kleinen Gehirn ein Paar demselben an Grösse fast gleich kommende scrophulöse Verhärtungen, die hier abgebildet sind. Kein krankhafter Zufall hatte diese so auffallenden Fehler vermuthen lassen.

4. *Von dem schweren Zahnen der Kinder.* Dabey scheint dem Vf. der Speichel eine wichtige Rolle zu spielen, welcher durch den anhaltenden Reiz eine widernatürliche Schärfe annimmt. Diese Schärfe reizt den Schlund und Luftröhrenkopf, auch, wenn er verschluckt wird, den Magen und Darmkanal, ja selbst die Urinwege; daher lassen sich viele der dabey vorkommenden Zufalle leicht erklären. Das Zahnen geht am leichtsten vor sich, wenn der Speichel dabey gut fliesst, oder durch Erbrechen oder durch Diarrhoe ausgeführt wird. Die bey Sectionen solcher Kinder oft vorkommende Erosion und Entzündung der Speiseröhre und des Magens und Darmkanals, dergleichen man auch bey der Hydrophobie bemerkt hat, lasst sich ebenfalls zum Beweise für diese Meynung anführen. Zur Heilung empfiehlt der Vf. das ätzende flüchtige Laugensalz mit einem Syrup innerlich Tropfenweise gegeben, auch Blasenpflaster hinter die Ohren zu legen. Die Durchschneidung des Zahnfleisches verwirft er, ausser allenfalls beym heftigen inflammatorischen Zustande desselben. Statt des Opiums empfiehlt er das *extractum hyoscyami* und lauwarme Bäder. Wo es nöthig ist, müssen gelinde Brech- und Abführungsmittel gegeben werden. — Dieser vortreffliche Aufsatz verdient von allen praktischen Aerzten gelesen und beherzigt zu werden.

5. *Eine grosse Speckgeschwulst im Gesicht*, an einem Mädchen von 9 Jahren, durch eine Abbildung erläutert. Durch eine Arsenikauflösung ward sie beträchtlich verringert; die Kur aber konnte nicht vollendet werden.

6. *Von einer besondern Ursache der fehlenden monatlichen Reinigung*, welche in der Entzündung und Verhärtung der Gebarmutter besteht. Ausser dem strengsten antiphlogistischen Verhalten wird in diesem Fall Calomel mit *extr. taxi* oder Opium empfohlen.

Die Fortsetzung dieses ungemein nützlichen Magazins ist eben so sehr zu wünschen, als von der Thätigkeit des unermüdeten Herausgebers zu erwarten. Auf den Dank des Publikums kann er dabey sicher rechnen.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch für angehende praktische Aerzte.* Erster Theil. 1794. 278 S. Zweyter Theil. 1795. 411 S. 8.

Der Vf. hatte bey Abfassung dieses Taschenbuches die Absicht aus den bessern praktischen Schriftstellern unserer Zeiten dasjenige herauszuziehen, was über die Kenntnis und Behandlung der hitzigen und langwierigen Krankheiten für den praktischen Arzt zu wissen am nothwendigsten ist, um dadurch dem Gedächtniss und der Beurtheilung des jüngern und ungeübten Arztes zu Hülfe zu kommen. Er hat sich blos auf das eingeschränkt, was am Krankenbett dem Arzte unmittelbar nützlich seyn kann, und alle Theorien und Hypothesen zu vermeiden gesucht. Der erste Theil enthält die hitzigen Krankheiten, pathologisch und praktisch abgehandelt: der zweyte die langwierigen und Kinderkrankheiten, und die Anweisung bey plötzlichen Lebensgefahren von äusserlichen Ursachen Hülfe zu leisten. Vorläufig sind im ersten Theil, so wie im zweyten Theil von den langwierigen Krankheiten die allgemeinen Begriffe von dem Fieber, und die Eintheilung der Fieber im Allgemeinen, kurz angegeben, und erst nach diesem wird gelehrt, wie man Kranke austragen, sich über die Natur und Beschaffenheit einer Krankheit Licht schaffen, und einen Heilungsplan entwerfen soll. Diese Anweisung, die auch zu sehr ins Detail geht, und Sachen enthält, auf die ein Arzt kaum aufmerksam zu machen seyn möchte, hatte vor der allgemeinen Fieberlehre stehen sollen, vor welcher auch die bey aller ihrer Kürze gut abgefasste Bestimmung der allgemeinen Curmethoden, und die *materia medica* hatte stehen sollen. Letztere ist in tabellarischer Form, und, wie es die Einrichtung des Buches mit sich brachte, kurz. Sie enthält, unter eben so vielen Columnen, Namen, officinelle Form, Gabe, Heilkräfte und Wirkung der Arzneymittel. Bey Bestimmung der Wirkung konnte natürlicher Weise nur auf die Hauptwirkung Rücksicht genommen werden, weil sie in wenig Worten begriffen seyn musste. Die Gaben sind von manchem Mittel zu stark, Kalkwasser täglich zu drey Pfunden, Salpeter zu einem bis zwey Quentchen. Gummi Gutt zu einem Scrupel ist auch eine sehr grosse Gabe, und diese contrastirt sonderbar mit den 6 Granen, die der Vf. als die höchste Gabe der Aloe angiebt. Bey weiten ist auch diese *Materia medica* nicht gewählt genug: welcher Arzt sucht wohl noch in unsern Tagen in den Apotheken *agaricus, flores persicorum, bellidis, betonicae, agnus castus, plantago, scabiosa*, u. dgl.? Hierauf folgen die fieberhaften Krankheiten, nach ihrer natürlichen Ordnung. Ueberall sind Charakter der Krankheit und die Heilungsanzeigen so genau angegeben, als es der kurze Raum verstattete. Man vermisst auch unter den zweckmässigsten Heilmitteln selten ein wirksames: nur ist bey jeder Krankheit der praktische Theil doch allzukurz, und enthält nur die allgemeinen Linien des Heilungsplanes, ohne ihn genau auszuführen. Das Gegentheil wäre in einem Buche, das für den angehenden Arzt ausschliessend bestimmt ist, vielleicht nothwendig gewesen. Rec. hat noch einige Bemerkungen über die Manier des Vf. beyzubringen, und wählt dazu das Kapitel über die Faulfieber. Der Vf. hält dieses Fieber für eine besondere Modification einiger andern Fieber, wobey Rec. zu bemerken hat, dass ihm das Faulfieber allerdings eine selbstständige Krankheit zu seyn scheint, nämlich ein Fieber, verbunden mit grosser Schwäche der Lebenskraft, die sich aber unter verschiedenen Verhältnissen, welche die Kur bestimmen müssen, äussert, verbunden mit Neigung der Säfte zur Auflösung in ihre Bestandtheile, die als nothwendige Folge der Verminderung der Lebenskraft anzusehen ist, und auf welche bey der Heilung daher

auch

Digitized by Google

auch nicht unmittelbar Rückſicht genommen werden darf. Bey der Charakteriſtik der Krankheit iſt einer der weſentlichſten Umſtände: das Vorhergehen ſchwächender Urſachen, überſehen. Die erſte Heilungsanzeige iſt dunkel vorgetragen: Man ſuche die Quellen der Unreinigkeiten zu reinigen. Der Vf. iſt auch ſehr für Brech- und Purgiermittel, die aber in den Händen eines Arztes, der bey dieſen Fiebern die Lage der Umſtände nicht ſorgfältig zu unterſcheiden weiſs, oft ſchaden werden. Denn die Abführungsmittel begünſtigen allemal die nächſte Urſache des Faulfiebers, und ſind nur durch die Ausführung des faulen Stoffes im Nahrungskanal, wenn ein ſolcher vorhanden iſt, und in einzelnen Fällen durch den Reiz und durch die davon auf eine Zeit erhöhete Thätigkeit der Faſern wohlthätig. Sein Hauptmittel wider die Fäulniſs iſt Fieberrinde, mit Mineralſäuren verbunden: die Fieberrinde iſt aber nur in einer Art der hitzigen Fäulniſs ein Hauptmittel, und wo dieſe angezeigt iſt, da iſt die Vitriolſäure nicht angezeigt. Sehr wohlthätig wird ein halbes Quent Extract von der Fieberrinde zu einem Pfund vom Decoct derſelben geſetzt, für den Kranken nicht wirken. Da muſs man das Extract zu Lothen, und drüber, zuſetzen: denn faſt keine Kranke vertragen gröſsere Doſen von Arzneyen, als Faulfieberkranke. Der Serpentarie, und ihres groſsen Nutzens bey einer Art der Fäulniſs gedenkt der Vf. gar nicht, verweiſt aber zuletzt, wie er überhaupt faſt bey jedem Kapitel thut, auf die beſten Schriftſteller über dieſe Krankheit.

Im zweyten Theil ſpricht der Vf. über die Schwierigkeiten die langwierigen Krankheiten richtig zu ordnen und pathologiſch und praktiſch abzuhandeln. Die Eintheilung der langwierigen Krankheiten iſt ihm eigen. Er theilt ſie ein: 1) in Krankheiten von ſpecifiſchen Urſachen. (Rheumatiſmus, Luftſeuche, Hydrophobie, u. ſ. w.) 2) Kachexien. 3) Fehlerhafte Ausleerungen. 4) Fehler der Eingeweide. 5) Fehler des Lymphenſyſtems. 6) Fehler des Blutumlaufs. 7) Nervenkrankheiten. 8) Gemüthskrankheiten. 9) Krankheiten einzelner Theile. Bey der Menge von Krankheiten, die er in einem ſo beſchränkten Raum zu behandeln hatte, konnte der Vf. nur ſehr kurz ſeyn, und faſt bey keiner Krankheit iſt die Beſchreibung des Uebels und ſeines Verlaufes, und die Angabe der Behandlung nur einigermaaſsen vollſtändig. So iſt z. B. bey dem Wahnſinn der allgemeine Charakter ſeiner beiden Arten, die die Pathologie aufſtellt, gut angegeben; auch die vornehmſten gelegentlichen Urſachen deſſelben ſind bemerkt: aber bey der Heilung hat Rec. doch manches vermiſst. Es wird zwar richtig bemerkt, daſs die Urſache des Wahnſinnes meiſtens vom Unterleib abhängt, und daſs auf dieſen vornehmlich zu ſehen ſey: auch daſs man bey Behandlung deſſelben überhaupt auf die Urſachen die ihn bewirken, ſehen müſſe. Rec. vermiſst aber die Angabe mancher in unſern Tagen wider dieſes fürchterliche Uebel ſehr gerühmten Mittel, z. B. des Camphers, von dem weiter nichts geſagt wird, als daſs ihn Locher empfiehlt. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den Nervenkrankheiten, vor denen er eine gut geſchriebene allgemeine Abhandlung über die Natur und Heilung derſelben geſetzt hat. Er ſcheint aber doch in derſelben die Vortheile der toniſchen Heilungsmethode vor den übrigen zu hoch zu halten. Die Abhandlungen von den einzelnen Nervenkrankheiten ſind ſehr kurz, und eben der Kürze wegen unbefriedigend, z. B. bey der Fallſucht, wo nur wenige Winke vorkommen über die Fälle, in denen dieſes oder jenes ſpecifiſche Mittel anzuwenden iſt. Auch ſind manche gute Mittel dieſer Art nicht angegeben, die doch aus Tiſſot leicht hätten ſupplirt werden können. Von dem Ragoloſchen Mittel lieſt man dagegen zu viel. Der Fliegenſchwamm, ein groſses und faſt gewiſſes Mittel bey einer Art der Epilepſie, iſt nicht genannt, wohl aber das wenig wirkſame, und bey weiten noch nicht genug erprobte Extract von den Nadeln des Taxusbaums. Andere gefährliche Mittel ſind viel zu unbeſtimmt empfohlen: darunter rechnet Rec. das Kirſchlorbeerwaſſer, welches nach dem Vf. die ſchwarz galligten Infarctus und die Dicke des Blutes am wirkſamſten auflöſen ſoll, aber in nur etwas zu concentrirter Geſtalt, oder in zu grober Gabe Convulſionen und die ſchrecklichſten Wirkungen erregen wird. — Das Aeuſsere des Buches iſt ſchön. Der Stil des Vf. und die Rechtſchreibung ſind nicht rein. Man lieſt z. B. *empyriſch.*

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Compendiöſe Bibliothek der gemeinnützigſten Kenntniſſe für alle Stände.* VII. Abtheilung. *Der Arzt.* Heft I. 1795. 126 S. 8.

Dieſe Fortſetzung eines bekannten und nützlichen Werks hat auch noch den beſondern Titel: *Der Arzt, oder compendiöſe Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus der Medicin für Nichtärzte aus den gebildeten Ständen.* Sie enthält eine vorläufige Beſtimmung des Begriffes der Arzneywiſſenſchaft und der Haupttheile derſelben nach Buhle's Grundlage einer allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften, wo aber eines oder das andere zu berichtigen geweſen wäre, z. B. daſs ſich die Pathologie mit den innerlichen Krankheiten beſchäftige, da ſie auch von den äuſserlichen Krankheiten handeln muſs. Vieles läſst ſich auch wider den Satz einwenden: daſs die Therapie auf ſtrenge Zuverläſsigkeit ihrer Regeln keinen Anſpruch machen könne. Rec. glaubt die Regeln, die auf richtige Erfahrung, und auf richtige Reſultate aus derſelben gegründet ſind, müſſen ſo zuverläſsig ſeyn, als die Erfahrung ſelbſt iſt. Sie werden nur unzuverläſsig, wenn bey Beſtimmung dieſer Regeln den Arzt eine falſche Erfahrung leitete, oder wenn er die Regeln ſelbſt falſch anwendet. Daran iſt aber nicht die Unzuverläſsigkeit der Regeln der Wiſſenſchaft, ſondern die falſche Anwendung dieſer Regeln Schuld. Hierauf folgen weitläuftige Aufſätze aus dem Reichsanzeiger und noch aus einem andern Blatt: über die mediciniſche Aufklärung der Nichtärzte und die Gränzen derſelben. Hr. André ſucht aus allen dieſen Aufſätzen ein Reſultat zu ziehen, welches folgendes iſt: daſs der Nichtarzt über jeden Gegenſtand der Medicin aufgeklärt werden könne, und über manche aufgeklärt werden müſſe, ſo bald er ſich nur mit dem Curiren nicht befaſſen will. Damit aber doch der

Digitized by Google

gebildete Mann über medicinische Gegenstände richtig urtheilen könne; damit er selbst beurtheilen könne, welchen Arzt unter mehrern er zu wählen habe; damit er den Arzt schneller und sicherer orientiren, und auch von diesem besser und sicherer belehrt werden könne, und damit er sich bey leichten Zufällen, Katarrh, Husten, Kopfschmerz, u. dgl. allenfalls selbst Hülfe verschaffen könne, will Hr. A. in diesem Theil der compendiösen Bibliothek die Gesundheitslehre und die Krankheitslehre, doch in Hinsicht auf das Praktische blos den diatetischen Theil, und die Krankheiten, die schnelle Hülfe fodern, behandeln, desgleichen Anleitung zur Krankenpflege und zur Besorgung der Todten geben, so wie er auch wichtige und gemeinnützige Nachrichten aus der Geschichte der Heilkunde und aus der medicinischen Geographie zu liefern verspricht. Er will dabey die besten Schriftsteller nutzen, die seit 1788 über diese Gegenstände geschrieben haben. Dieses erste Heft enthält den Anfang der Gesundheitslehre, gröstentheils nach den so genannten nicht natürlichen Dingen geordnet, und durchaus in Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen und Vorschläge bearbeitet. So sind z. B. bey der Lehre von der Luft die Entdeckungen der neuern Naturforscher gut, und auf eine wahrhaft gemeinnützige und gemeinverständliche Art benutzt worden, und bey der Lehre von der Kleidung sind viele neuere bekannte Vorschläge über die flanellnen Unterkleider, über die Hosen, u. s. f. genau und mit vieler Unbefangenheit beurtheilt. Wenn der Vf. seinem Plane getreu bleibt, und im Verfolg seiner Arbeit sich nicht verführen lafst zu weitläuftig zu seyn, — ein Fehler, der nirgends leichter, als bey Abfassung medicinischer Volksbücher begangen wird; so ist man aus dieser Probe berechtiget zu schliefsen, dafs dieser Theil der compendiösen Bibliothek unter Nichtärzten nicht allein keinen Schaden stiften, sondern sowohl von diesen, als von den Aerzten selbst mit grofsem Nutzen wird gebraucht werden.

Nürnberg, b. Stein: *Abhandlung von der wahren Kenntnifs und Kur der Krankheiten der erften Wege, und von den Krankheiten, die von der widernatürlichen Affection derfelben entftehen und mit derfelben verwickelt find.* Eine von der Röm. Kaiserl. Akademie der Naturforscher am 5 Jan. 1792 gekrönte Preisschrift. Von D. *Georg Chriftian Gottlieb Wedekind*, Churfürstl. Maynz. Hofr. u. Leibarzt, Prof. d. Heilk. zu Maynz. *Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen.* 1795. 250 S. 8.

Da Rec. voraussetzen kann, dafs der Innhalt dieses für die Krankheiten der ersten Wege wichtigen Werkes den Aerzten bekannt ist; so hat er nur zu bemerken, dafs die Uebersetzung desselben treu und gut ist, und bey denen, die der lateinischen Sprache wenig kundig sind, die Stelle des Originals vertreten kann. Die Anmerkungen des Uebers. verrathen einen sachkundigen Mann, und sind gröstentheils zur Erläuterung und Berichtigung der theoretischen Meynungen des Hn. *C. L. Hofmann* bestimmt, denen der Vf. in den meisten Stücken beypflichtet.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Anweifung zu einem erbaulichen und populären Kanzelvortrag nach den Bedürfniffen unferer Zeiten;* von D. *Georg. Wilh. Rullmann.* 164 S. 8. (10 gr.)

Diese Compendium der Homiletik, das Hr. D. und Prof. Rullmann in Rinteln zunächst für seine homiletischen Vorlesungen bestimmte, entspricht, nach des Rec. Bedünken, ganz der Absicht dieser Bestimmung. So klein das Büchelchen ist, so reichhaltig ist es an gründlicher und nützlicher Belehrung, und so musterhaft in Ansehung seines deutlichen, ordentlichen und fafslichen Vortrags. Dem Titel gemafs enthält es ein eigenes Kapitel vom Predigen nach den Bedürfnissen unserer Zeiten, setzt die Vorzüge derselben vor den vergangenen gut auseinander, aber lafst auch seine eigenthümlichen Fehler nicht unberührt, und zeigt, wie und in wie weit der Prediger auf die einen, und auf die andern weise Rücksicht nehmen müsse. Aber auch im Ganzen genommen, verräth diese Anweisung in ihrem Vf. einen Mann, der, mit dem Geist seines Zeitalters durchaus bekannt, solche Prediger zu bilden wünscht, die den grofsen Zweck ihres Amtes, die Beförderung der Sittlichkeit, bey ihren Zuhörern auf die bestmöglichste und zweckmäfsigste Art zu erreichen suchen. Wie wahr und vortrefflich ist z. B. die Erklärung und genauere Bestimmung des Satzes, dafs von christlichen Predigern Christenthum geprediget werden müsse, wenn es S. 10 heifst: „Der christliche Prediger mufs die Lehre Jesu und seiner Apostel auf eine den Vorkenntnissen und Einlichten, der Denkungsart und den Bedürfnissen des jetzigen Zeitalters gemafse Art vortragen. Denn Christenthum ist nicht blos die Lehre Jesu und seiner Apostel, die sie selbst wörtlich vorgetragen, ihre wörtlichen Belehrungen, Verbote und Gebote, sondern auch alles das ist wahres, eigentliches Christenthum, was sie jetzt ganz gewifs, ihren Grundsätzen gemafs lehren würden, wenn sie unter uns lebten, und unsere Denkungs- und Handlungsart, und unsere ganze Art zu leben beobachteten.“ — Auch das verdient allgemein beherziget und befolgt zu werden, was Hr. R. S. 64 und folg. von der nöthigen Abwechselung in Ansehung der Form der Predigten, aber auch von den dabey zu beobachtenden Klugheitsregeln sagt; und die Anweisung des Vf. zu Ausarbeitung guter Homilien, um damit, und den eigentlichen Predigten zuweilen abzuwechseln, giebt diesem Lehrbuche einen neuen Vorzug. Darum ist auch, zur Erläuterung dieser Anweisung eine Homilie beygedruckt, die Hr. R. über das Evang. am 17 p. Trin. gehalten hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *S. Th. Sömmerring über das Organ der Seele.* M. K. 1796. VIII u. 86 S. 4.

Ein, wie von ungefähr geschehener, einfacher Schnitt durch den Hirnknoten (*Pons Varolii*) zeigte Hn. *S.* den längst bey seinen unablässigen Forschungen über das menschliche Gehirn von ihm gesuchten Ursprung des fünften Nerven aus der untern Wand der vierten Hirnhöle, und bestätigte ihn in dem, beym Lesen von *Platner's Quaest. physiol.* von ihm gefaßten, Gedanken: das πρωτον αισθητηριον müsse in der Feuchtigkeit der Hirnhölen entstehen, oder in selbiger enthalten seyn. Es leitete ihn zu jenem Schnitte das Bedürfniss einer neuen richtigen Abbildung des Profildurchschnitts des Hirns für sein anatomisches Kupferwerk, da keine der bisherigen Zeichnungen ihm genügte, auch die von *Vicq d'Azyr*, deren Mängel er darlegt, nicht ausgenommen.

Die Hirnenden der Nerven sind äuserst bestimmt und beständig, und zeigen auser offenbarer Monstrosität oder Krankheit kaum auffallende Varietäten. Unter der Benennung: Alle Nerven, versteht Hr. *S.* zwölf Hirnnervenpaare, dreyssig Rückenmarksnervenpaare und Ein sympathisches Nervenpaar, welches letztere er als für sich bestehend, und nur mittelbar mit dem Gehirn und Rückenmark zusammenhängend, ansieht. Der Meynung *Haller's* von den Hirnhölen und der in ihnen enthaltenen Feuchtigkeit, dass, während des lebenden, gesunden Zustandes des Thiers, die Wände dieser Hölen, wie es bey andern sogenannten Hölen des Körpers der Fall ist, einander berührten, dass die Feuchtigkeit in ihnen nur als ein mäßiger Hauch vorhanden sey, um das Verwachsen der Wände zu verhüten, und dass nur im krankhaften Zustande die Wände von einander entfernt und mit Wasser erfüllt seyen, widerspricht Hr. *S.* Er habe bey den sorgfältigsten Untersuchungen allemal gefunden, „dass die sogenannten Horner der Seitenhirnholen, dass die dritte Hirnhöle, dass die vierte Hirnhöle in ansehnlichen Räumen bestehen, deren Wände *sich* (einander) nicht berühren, sondern deutlich entfernt, und allemal mit einer Feuchtigkeit ausgefüllt sind." Auch erinnere er sich nicht, die Wände dieser Hirnhölen mit einander verwachsen angetroffen zu haben, auser ein wenig längs der gestreiften Hügel. Es sey selbst nicht einmal denkbar, dass die Wände der hintern Hörner der Seitenhirnhölen oder der vierten Hirnhöle einander berühren könnten, wie es Haller glaubt; denn die Decke (*lacunar*) dieser Hölen hat eine von ihrem Boden (*Pavimentum*) sehr verschiedene Gestalt.

Die Hirnenden oder die wahren Ursprünge der meisten, wo nicht aller, Nerven zeigen sich an bestimmten sehr beständigen Stellen auf den Wänden der Hirnhölen, oder lassen sich bis auf diese Wände so verfolgen, dass man sagen darf: zwischen den Nervenenden und der Feuchtigkeit der Hirnhölen findet Wechselberührung Statt. Doch findet sich ein merkwürdiger Unterschied unter den Nerven in dieser Hinsicht. Die Hirnenden der Hörnerven liegen ohne alle weitere Präparation zu Tage, sobald man nur die vierte Hirnhole öffnet, als zwey bis sieben feine, weisse markige Linien auf der untern Wand dieser Höle. Die Hirnenden des rechten Hörnerven sind hier von denen des linken blos durch eine Furche abgesondert, und gewöhnlich sind sie auf Einer Seite anders beschaffen, als auf der andern. *Santorini* fand in einem sehr fein hörenden blinden Manne diese Hirnenden der Hörnerven deutlich über die Fläche der Hirnhölenwand vorstehen. Hier findet also eine Wechselberührung zwischen den Hirnenden des Hörnervenpaares und der Flüssigkeit der vierten Hirnhöle Statt. Folglich müssen die im Hörnerven erregten Bewegungen, falls sie weiter, als diese soliden Endigungen fortgepflanzt werden, sich dieser Flüssigkeit mittheilen. Folglich ist es wahrscheinlich, wo nicht erwiesen, dass die Empfindungen des Gehörs jenseits der Hirnendigungen des Hörnervenpaares, d. i. in der Flüssigkeit der Hirnhölen, entstehen. Folglich muss auch ihr *Sensorium commune* sich hier finden. Die Hirnenden des Sehenervenpaares zeigen sich deutlich an den Sehenervenhügeln, und sind, wie diese, von der Feuchtigkeit der Seitenhirnhöle umflossen. Auch die Mitte der Kreuzungsstelle der Sehenerven berührt die Flüssigkeit der dritten Hirnhole unmittelbar. Es gelten mithin hier die nämlichen Schlüsse, wie beym Hornervenpaare. Das Riechnervenpaar ist bey den meisten Säugthieren dick, kurz und hohl, und steht hinterwärts mit den Hirnhölen in deutlicher Verbindung; die Bewegung in diesen Nerven mittelst der Geruchswerkzeuge muss also, falls sie weiter fortgesetzt werden soll, in die Flüssigkeit der Hirnhölen übergehen. Dass einige Thiere weit mehr, als der Mensch, durch den Sinn des Geruchs geleitet werden, rührt daher, weil die eigene Höle des Riechnerven einen ansehnlichen Theil der Flüssigkeit der Hirnholen, folglich einen beträchtlichen Theil des Sensoriums, aufnimmt. Bey erwachsenen Menschen kann man wegen der Zartheit und Verborgenheit ihrer Hirnendigung das Riechnervenpaar nicht bis in die gestreiften Körper und bis auf die

Digitized by Google

Wand der Hirnhölen selbst hin verfolgen; auch ist der Riechnerv nicht deutlich hohl. Indefs kommt er doch der Wand der Hirnhölen ziemlich nahe. Bey Embryonen von drey bis fünf Monaten aber ist dieser Nerv unter allen der dickste, deutlich hohl, und seine Höle steht mit der Seitenhirnhöle in offenbarer Verbindung. Das dritte Hirnnervenpaar verfolgte Hr. *S.* oft bis fast auf die Wand der Hirnhölen durch die schwarze Substanz, ja schon *Zinn* fast bis zur *Commissura anterior*, also bis auf die Wand der dritten Hirnhöle. Das vierte Paar liegt auf der Klappe, und läfst sich tiefer bis in die Substanz der Klappe verfolgen. *Malacarne* sah sogar zwey bis drey Fäden seiner Hirnendigung aus der vierten Hirnhöle selbst kommen. Vom fünften Hirnnerven entdeckte, wie schon oben erzählt ist, Hr. *S.*, durch einen glücklichen Schnitt, dafs seine Hirnendigung sich fast bis aus der untern Wand der vierten Hirnhöle herleiten läfst. Den sechsten Hirnnerven hat Hr. *S.* noch nicht bis zur Wand der Hirnhölen verfolgen können, doch läfst er nach *Santorini* sich bis aus den Markschenkeln des grofsen Hirns herleiten. Vom siebenten oder Antlitznerven lassen nach *Malacarne* sich Fasern aus der vierten Hirnhöle deutlich herleiten. Die Hirnendigung des neunten oder Schlundkopfsnerven läfst sich bisweilen bis aus der vierten Hirnhöle herleiten, und vom zehnten oder Stimmnerven merkte schon vormals Hr. *S.* und lange vorher Santorini und dessen neuerer Ausleger *Girardi* an, dafs er sich bis aus der vierten Hirnhöle herleiten lasse. Zeigten sich, fährt nun Hr. *S.* fort, die Hirnendigung der zwey letzten Hirnnervenpaare, nämlich des Beynerven und des Zungenfleischnerven, nebst den Hirnendigungen sämmtlicher Rückenmarksnerven, unmittelbar so distinct auf den Wänden der Hirnhölen, wie das Hörnervenpaar, so hätte der Gedanke: *„dafs der gemeinschaftliche Empfindungsort (Senforium commune) sich in der Feuchtigkeit der Hirnhölen befinde,"* unmöglich den Physiologen entgehen können. Er vermuthet, dafs die letzten Endigungen aller übrigen nicht besonders geschilderten Nerven sich vielleicht, mittelst andrer auf den Wänden der Hirnhölen befindlichen Stellen, der Flüssigkeit der Hirnhölen darbieten. Wenigstens sey es entschieden, dafs die Nerven des Geruchs, Geschmacks, Gehörs und Gesichts, so wie die Nerven des Gefühls, die vom fünften Paare stammen, die Nerven des Schlundkopfs, der Stimmwerkzeuge und der Augenbeweger sich der Feuchtigkeit der Hirnhölen darbieten, folglich dafs alle durch diese Nerven nach dem Gehirn zu erfolgenden Bewegungen, dafern sie sich weiter, als die Wände der Hirnhölen, erstrecken, in die Flüssigkeit der Hirnhölen übergehen.

Die Flüssigkeit der Hirnhölen ist das Organ der gemeinschaftlichen Empfindungsstelle. Bisher suchte man immer nach einem festen Theile des Hirns, in dem sich alle Nerven vereinten; allein dies blieb Hn. *S.* immer unbegreiflich, „da ja schlechterdings kein Grund vorhanden wäre, wie so etwas von der durch den Nerven erfolgenden Bewegung verschiedenes, als eine Empfindung ihrem Wesen nach seyn mufs, alsdann entstehen könnte." (Rec. gesteht, dafs die Beweiskraft dieses Grundes ihm nicht recht einleuchte. Warum sollte die Wirkung der Lebenskraft in einem Theile des Hirns, dessen Organisation von der des Nerven verschieden wäre, nicht auch von der Wirkung der Lebenskraft im Nerven verschieden seyn können?) „Nehme ich hingegen an, fährt Hr. *S.* fort, die durch den Nerven nach dem Hirne zu erfolgende Bewegung bleibe bis zu seiner Hirnendigung die nämliche (denn warum sollte man eine Aenderung in der Wirkung annehmen, *so lange man im Bau des Nerven gar keine Veränderung bemerkt?*), theile sich nun aber, wo der Nerve aufhört, der Hirnhölenfeuchtigkeit mit: so wird wenigstens begreiflich, dafs nun etwas gar sehr Verschiedenes — eine Empfindung nämlich — entstehen kann." (Allein bemerkt man wirklich im Bau des Nerven *gar keine Veränderung?* Erhält der Nerv nicht erst nach seinem Ausgange aus dem Hirn seine Bekleidung? Und ist es schon so ausgemacht entschieden, dafs diese für seine Verrichtung ganz aufserwesentlich sey?) Der von Hn. *S.* u. *A.* schon ehemals angegebene Erfahrungsgrund gegen die Beschränkung des gemeinsamen Sensoriums auf einen kleinen Theil des Hirnmarks, dafs man nämlich keinen bestimmten Theil desselben findet, der nicht zuweilen ohne merkliche Hinderung irgend einer Verrichtung, ohne einen für's Sensorium commune damit verbundenen merklichen Nachtheil, zerstört gefunden wäre, scheint uns bey weitem der beweisendste. — Wenn das Sensorium da sich finden soll, wo alle Nerven zusammenkommen, so sind es die Wände der Hirnhölen, und das vereinigende Mittelding (*Medium uniens*) wäre folglich die Flüssigkeit der Hirnhölen. Dafs die Hirnendigungen der Nerven von so verschiedenen Sinnen, als das Gesicht und Gehör sind, so entfernt aus einander liegen, scheine des Vfs. Satz noch wahrscheinlicher zu machen. Nämlich: einem und demselben Wesen (d. i. der Flüssigkeit der Hirnhölen) werde an verschiedenen Stellen Verschiedenes mitgetheilt, also müsse es auch Verschiedenes empfinden. (Dieser Grund scheint eine zu grob körperliche Vorstellung zu begünstigen, und mit dem, was der Vf. nachmals selbst §. 36. sagt, nicht zusammen zu stimmen. Wenn Empfindung durch die der Hirnhölenfeuchtigkeit vermittelst der Nerven mitgetheilte Veränderung bewirkt wird, so mufs die Art dieser Veränderung von verschiedenen Sinnesnerven so verschieden seyn, dafs, wenn die Hirnenden dieser Nerven auch dicht neben einander lägen, gleichwohl durch die Veränderungen so wenig Verwirrungen derselben unter einander und durch einander entstehen konnen, als durch die Bewegung der Schallstrahlen die Bewegung der Lichtstrahlen in der Luft oder jeder andern Flüssigkeit verwirrt werden können. Auch bedeutet ja bey der Bewegung einer Flüssigkeit die Entfernung, zumal eine so unbeträchtliche, wie diese, nichts, sondern eine jede mechanische Bewegung verbreitet sich sehr schnell durch die ganze Flüssigkeit.) Um die Frage: ob es etwa auch *a priori* sich einsehen lasse, dafs die Feuchtigkeit der Hirnhölen das gemeinschaftliche Sensorium enthalte? vorzubereiten,

Digitized by Google

ten, läfst Hr. *S.* fich vorher auf die Unterfuchung ein: Ob eine Flüffigkeit animirt feyn könne? Zuerft beruft er fich auf jüdifche und chriftliche Philofophen, die in den erften Zeilen der heil. Schrift, in den Worten: Und der Geift Gottes fchwebte auf dem Waffer, diefen Satz enthalten finden, auf *Thales*, der das Göttliche im Waffer fand, auf *Heinfe*, deffen Demetri (im Ardinghello) das Chaos wie einen *unermefslichen heifsen Nebel* (?) im unendlichen Raume „folglich eine *animirte Flüffigkeit*" (!) ftatuirt, und der hinzufügt: „Unfre Philofophen nehmen fich fehr in Acht, wenn fie von Seele reden, auf Erde, Waffer, Luft und Feuer zu kommen; vermuthlich um fich nichts zu vergeben. Nicht fo die Griechen! Wir zucken die Achfeln deswegen über fie? Je erhabener der Mann, defto eher der Kinder Spott! „— auf *Albinus*, *Metzger*, *Brandis*, *Platner*, *van Muanen*, *Lichtenberg*, von denen er Stellen anführt, um zu beweifen, dafs unfre neuften Naturkundigen und Philofophen nicht fo denken, auf den Aether, der zufolge der Gedanken eines *Leibnitz*, *Newton*, *Euler*, *Kant* — die wichtigften Urbewegungen im Univerfum verrichtet. „Und da Urleben, Urbewegung, oder Anfang einer Bewegung bey ftetem, in Anfehung ihrer Form unveränderlichen, Wefen nicht einmal denkbar ift, fondern diefelben eine Flüffigkeit zu heifchen *fcheinen*, fo dünkt mich der Satz, dafs eine Flüffigkeit animirt feyn könne, auch um fo *wahrfcheinlicher*." — „Hätte aber diefes feine Richtigkeit, fo wäre es ebenfalls *nicht wahrfcheinlich*, dafs das gemeinfchaftliche Senforium in einem foliden Theile des Hirns enthalten feyn könnte, weil es alsdann weder eine Bewegung annehmen (?), noch eine Urbewegung gegenfeitig erzeugen könnte. Ja, wenn man alles Gefagte zufammennimmt, und alles Grobkörperliche gleichfam davon abftreift, fo fcheint nach diefen Vorderfätzen, das gemeinfchaftliche Senforium *fchlechterdings* eine Flüffigkeit — felbft um zu exiftiren — *nothwendig* zu haben .... Und: So wäre es felbft *a priori* dargethan (?), dafs das *Senforium commune* in einer Flüffigkeit enthalten feyn *müfste*, in fofern es nämlich fähig ift, Wirkungen aufzunehmen, und Wirkungen zu erzeugen! Nach diefen weit über die Gränzen menfchlicher Erkenntnifs hinausführenden Unterfuchungen folgen nun als Erläuterungen des Satzes aus der Analogie Beyfpiele organifirter lebender fogenannter Flüffigkeiten, der fogenannten gläfernen Feuchtigkeit des Auges, bey welcher Gelegenheit Hr. *S.* es wahrfcheinlich findet, dafs auch die Feuchtigkeit im Labyrinth des Ohrs ihre befondre Organifation habe, — das kleine dem Anfchein nach äufserft wenig Feftes enthaltende, helle, durchfichtige Tröpfchen einer homogen fcheinenden Feuchtigkeit, das in den erften Stunden nach der Empfängnifs unfer Leben, unfern Geift, die ganze Kraft unfers Ichs enthält, deffen Leben um fo reger ift, je weniger folide Theilchen es noch enthält, — der Polyp, — die *Doris laevis*, — das Weifse im Vogeley. „Warum follte alfo die Feuchtigkeit der Hirnholen nicht auch eine Organifation haben können?" (Die Glasfeuchtigkeit, der Polyp, die Doris laevis, das Weifse im Ey find organifirt, in fofern fie *nicht Flüffigkeiten* find, und vom erften Keim des Embryo gilt höchft wahrfcheinlich daffelbe. „Flüffig, fagt Hr. *Kant* fehr fchön in dem diefer Schrift angehängten Schreiben, ift eine ftetige Materie, deren jeder Theil innerhalb dem Raum, den diefe einnimmt, durch die kleinfte Kraft aus ihrer Stelle bewegt werden kann. Diefe Eigenfchaft fcheint aber dem Begriff einer organifirten Materie zu widerfprechen, welche man fich als Mafchine, mithin als ftarre, dem Verrücken ihrer Theile (mithin auch der Aenderung ihrer innern Configuration) mit einer gewiffen Kraft widerftehende Materie denkt; fich aber jenes Waffer zum Theil flüffig, zum Theil ftarr, denken (wie etwa die Kryftallfeuchtigkeit im Auge): würde der Abficht, warum man jene Befchaffenheit des unmittelbaren Sinnorgans annimmt, um die Function deffelben zu erklären, auch zum Theil vernichten." — Nach diefem mufs man entweder die Flüffigkeit oder die Organifation der Hirnhölenfeuchtigkeit, im gewöhnlichen Sinne des Worts Organifation, welchem die Beyfpiele aus der Analogie zufagen, aufgeben.) Dafs aber eine Flüffigkeit zu gleicher Zeit für alle fünf Sinne verfchiedenartige Bewegung ohne Störung geftatten könne, zeigt das Beyfpiel des Waffers, das zugleich die Bewegung des Wärmeftoffs, fchmeckbarer und riechbarer Theilchen, der Schallftrahlen und der Lichtftrahlen verftattet, und *Chladni's* Verfuche machen einigermafsen begreiflich, wie jeder Sinn ihm eigne Schwingungsformen der Hirnhölenfeuchtigkeit mittheilen kann. Die Bewegung, die in oder an einem eine Empfindung erregenden Nerven erfolgt, mittelft welcher eine Empfindung entfteht, bleibt die nämliche, fo lange der Nerv der nämliche bleibt, dann aber hört fie, da kein Grund zu ihrer plötzlichen Vernichtung da ift, nicht auf, fondern geht in die mit der Hirnendigung des Nerven in Berührung ftehende Hirnhölenfeuchtigkeit über. Dafs, wie *Heinfe* bemerkt, das Ohr unfer richtigfter Sinn ift, hat feinen phyfifchen Grund darinn, dafs der Hörnerv fo nackt und blofs mit der Feuchtigkeit der Hirnholen in Berührung ftehet. Es ift merkwürdig, dafs die Nerven unfrer feinften, ftärkften und lebhafteften Sinne, des Gehörs und Gefichts am unmittelbarften die Feuchtigkeit berühren. (Rec. wundert fich, hier nicht aus dem bey Thieren und Embryonen zu beobachtenden Bau der Hirnendigung des Geruchsnerven erklärt zu finden, wie der Geruch, nach Rouffeau, der Sinn der Imagination ift.) Es ift ferner merkwürdig, dafs die Hirnendigung des Hörnerven und Sehenerven nicht blofs an den entgegengefetzten Wänden der Hirnhölen fich befinden (wovon fchon oben), fondern auch fehr verfchieden find; die des Sehenerven ausgebreiteter, und deshalb die von daher ins Senforium gekommene Bewegung länger anhaltend, die vom Hörnerven ftrahlenförmig, wie eingelegt, und die Hörempfindung ftark, aber nicht anhaltend. Verfchiedenheiten in der oft beobachteten kürzern aber breitern, längern aber fchmälern Befchaffenheit der hintern Hörner der Seitenhirnhölen, in der Zahl, Geftalt etc. der Hirnendigungen der Hörnerven etc. können oder müffen auf das Senforium

Digitized by Google

einen verſchiedenen Einfluſs haben. Kein Säugethier hat nur einigermaſsen ſo geräumige, ſelbſt ſo geformte, Hirnhölen als der Menſch; noch kleiner ſind ſie bey Vögeln, bey Fiſchen am kleinſten, bey Inſekten fehlen ſie ganz. (Alſo empfinden Inſekten nicht?) Die Entwickelung und Ausbildung der Seelenkräfte geht bey Kindern in den erſten Lebensjahren weit ſchneller vor ſich, als ſpäterhin, und ihr Hirn iſt feuchter, gewiſs alſo auch die Flüſſigkeit der Hirnhölen dünner, beweglicher, zur Wirkung und Gegenwirkung geſchickter. (Aber der waſſerreiche Körper phlegmatiſcher Menſchen?) Auf der andern Seite fand *Fodéré* in Kretinen (in Einem Kretin) weniger und auffallend hartes Gehirn. In der Rhachitis und in einem mäſsigen Grade der Hirnhölenwaſſerſucht nimmt man einen vorzüglichen Grad von Geiſteskräften wahr. Menſchen von wenigen Geiſteskräften ſah man nach einer Verwundung des Schädels, ſo lange die Wunde offen blieb, folglich die Hirnhölen und die Feuchtigkeit derſelben freyer wurden, mehr Genie, als vorher, zeigen, aber auch mit dem Schlieſsen der Wunde wieder verlieren. Weniger und mehr als gewöhnlich Waſſer fand man in den Hirnhölen epileptiſcher Perſonen. Der bey Verſuchen vorſätzlich erregte Verluſt der Hirnſubſtanz tödtet die Thiere, wenn er bis auf die Hirnhölen geht. Pflanzengifte zeigen ſich wirkſamer auf das Gehirn, als mineraliſche, vielleicht weil ſie ſich leichter und inniger mit jeder thieriſchen Feuchtigkeit miſchen. (Allein warum beweiſen thieriſche Gifte ſich faſt gar nicht wirkſam aufs Gehirn?) Auch manche Erſcheinungen bey der Rückwirkung erklären ſich daraus, daſs die auf die Feuchtigkeit der Hirnhölen geſchehene Originalwirkung eine Rückwirkung auf die ſoliden Hirntheile erzeugen wird, wenn ſie fortführt. Die innern Empfindungen ſind ſchwächer, weil bey ihnen das Senſorium nur den Ort im Hirne excitirt, durch deſſen Wirkung die Erinnerung von dergleichen empfundenen Veränderungen ihm wieder dargeſtellt wird. *Des Cartes*, *Henricus Regius*, *Haller's*, *Albin's*, *Ploucquet's*, *Metzger's*, *Tiedemann's*, *Blumenbach's*, *Platner's* und *Ith's* Erfoderniſſe für das Senſorium befriedigt die Hirnhölenfeuchtigkeit. Auch auf die Frage: Wozu nützen die übrigen ſo beſonders geformten Theile des Hirns? ſcheine etwas Befriedigenders, als bisher, geantwortet werden zu können, da nämlich alle Flüſſigkeiten nicht nur durch ſolide Körper modificirt werden, ſondern auch mannichfaltige Geſtalt der ſoliden Körper ſelbſt nothwendig haben, um zu wirken, und durch Reſiſtenz ſich zu äuſsern. Hier ſind Hn. *S's.* Worte: „Hat etwa — doch geſtehe ich, daſs dies eine äuſserſt gewagte Vermuthung in der Dunkelheit iſt — die Kraft, die mittelſt der Flüſſigkeit der Hirnhölen, als ihres Organs, wirkt, gerade die beſondern Theile des Hirns nothwendig, um ſie durch Benutzung, Anwendung, Uebung, Anſtrengung u. ſ. f. zu determiniren, zu bilden, zu bereiten (präpariren), daſs ſie ſich ihrer bey vorkommenden Gelegenheiten, wieder, als nunmehr geſchickterer, geübterer, Werkzeuge bedienen kann; — oder daſs ſie ohne ſelbige, als eine Reſiſtenz, ſich gar nicht einmal äuſsern könnte?“

(Der Beſchluſs folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Schmidbauer: *Ignatii de Luca conſpectus ſtatiſticus ſtatus Auſtriaci in* 30 *tabellis.* In Tabellenformat.

Eben daſſelbe Buch iſt im J. 1793 bey Degen unter dem Titel: „*Statiſtiſche Ueberſicht des Oeſterreichiſchen Staates*,“ erſchienen. Die erſte Tafel iſt eine allgemeine Ueberſicht; allgemein auch die zweyte, welche die ſämmtlichen deutſchen Erblande begreift, die hierauf T. 3. 4. 5. 7. 10 bis 17 wieder beſonders vorkommen; Böhmen 6 und 18, Illyrien 8, Lombardie 9, Mähren 19, Schleſien 20, Ungarn und die einverleibten Lande 21—24, Oeſtr. Polen 25, die Bukowina 26, die Militärgränze 27, das Mineralreich 28, Bevölkerung 29, Militaretat 30. Die Rubriken ſind: Beſitzungen, Flächenraum, Gebirge, Flüſſe, Meer, Naturproducte, Einwohner, Wohnorte, Kunſtfleiſs, Einfuhr, Ausfuhr, Commercialſtraſsen, Geiſtlichkeit, Finanzweſen, Kriegsmacht. Die lateiniſche Ueberſetzung iſt für die undeutſchen Unterthanen der Monarchie und für Ausländer beſtimmt.

Niemand wird einen Auszug verlangen. Wir begnügen uns mit Proben der Reſultate aus der erſten Tafel; nach dem europäiſchen Rufsland, Schweden, der europäiſchen Türkey und den däniſchen Ländern iſt die öſterreichiſche Monarchie der gröſste Staat in Europa; ihre Oberfläche: 10,400 Quadratmeilen; die Volkszahl: 24,825,000 Seelen, deren alſo auf eine Q. Meile 2400 kommen; Städte 1197; Wohnplätze in allem 112,993. Die Bevölkerung Wiens 269,000; Klöſter 469; proteſtantiſche Bethäuſer 154. Einkünfte bis 90 Millionen (ohne Zweifel Gulden); Kriegsmacht in Friedenszeiten 298,000.

Es verſteht ſich, daſs dieſes alles angegeben iſt, wie es vor dem Kriege und vor der Auflöſung Polens war.

Der Fleifs des Vf. iſt zu bekannt, um einer Empfehlung zu bedürfen. Daſs nicht alles mit mathematiſcher Genauigkeit zu nehmen ſeyn wird, verſteht ſich bey ſolchen Werken von ſelbſt. Das mögliche iſt geſchehen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *S. Th. Sömmerring über das Organ der Seele* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.*)

Angehängt ſind nun noch: ein Schreiben von Hn. *Tralles* in Bern; zwey treffliche Kupfertafeln, deren erſte die linke Hälfte der im Kopfe enthaltenen Hirnmaſſe nach einem ſenkrechten Durchſchnitte, deren zweyte die vierte Hirnhöle, von oben und hinten geöffnet, darſtellt; und ein Schreiben von Hn. *Kant*, welchem Hr. *S.* ſeine Schrift zur Beurtheilung vorlegte.

Man thue beſſer, urtheilt *Kant*, in einer Unterſuchung über das gemeinſame Sinnenwerzeug den Begriff von einem *Sitz der Seele* ganz aus dem Spiel zu laſſen, welches um deſto mehr mit Recht geſchehen könne, da er eine *locale Gegenwart*, die dem Dinge, was blos Object des innern Sinnes und ſofern nur nach Zeitbedingungen beſtimmbar ſey, ein Raumesverhältniſs beylege, verlange, aber eben damit ſich ſelbſt widerſpreche, anſtatt daſs eine *virtuelle Gegenwart*, welche blos für den Verſtand gehört, eben darum aber auch nicht örtlich iſt, einen Begriff abgebe, der es möglich mache, die vorgelegte Frage (vom *Senſorium commune*) blos als phyſiologiſche (nicht als metaphyſiſche) Aufgabe zu behandeln. Da die Seele ſich nur durch den innern Sinn, den Körper aber nur durch äuſsere Sinne wahrnehmen, mithin ſich ſelbſt ſchlechterdings keinen Ort beſtimmen kann, weil ſie ſich zu dieſem Behuf zum Gegenſtand ihrer eigenen äuſsern Anſchauung machen und ſich auſser ſich ſelbſt verſetzen müſste, welches ſich widerſpricht, ſo führe die verlangte Auflöſung der Aufgabe vom Sitz der Seele, die der Metaphyſik zugemuthet werde, auf eine unmögliche Gröſse; und man könne dem, der ſie unternimmt, mit dem Terenz zurufen: *Nihilo plus agas, quam ſi des operam, ut cum ratione inſanias.* Die phyſiologiſche Aufgabe habe es alſo nur mit der Materie zu thun, welche die Vereinigung aller Sinnenvorſtellungen im Gemüth möglich macht. Die einzige aber, die ſich dazu qualificirt, ſey das Hirnhölenwaſſer, als das unmittelbare Seelenorgan, welches die daſelbſt ſich endigenden Nervenbündel einerſeits von einander *ſondert*, damit ſich die Empfindungen durch dieſelben nicht vermiſchen, anderſeits eine durchgängige *Gemeinſchaft* unter einander bewirkt, damit nicht einige, ob zwar von demſelben Gemüth empfangen, doch auſser dem Gemüth wären. Da nun aber die groſse Bedenklichkeit eintritt, daſs da Waſſer, als Flüſſigkeit, nicht füglich als organiſirt gedacht werden kann, gleichwohl aber ohne Organiſation, d. i. ohne zweckmäſsige und in ihrer Form beharrliche Anordnung der Theile, keine Materie ſich zum unmittelbaren Seelenorgan ſchickt, ſo ſchlägt Hr. *K.* ſtatt der *mechaniſchen*, auf Nebeneinanderſtellung der Theile zur Bildung einer gewiſſen Geſtalt beruhenden, eine *dynamiſche* Organiſation vor, welche auf chemiſchen (ſo wie jene auf mathematiſchen) Principien beruht, und ſo mit der Flüſſigkeit jenes Stoffs zuſammen beſtehen kann. „So wie die *mathematiſche* Theilung eines Raums und der ihn einnehmenden Materie (z. B. der Gehirnhöle und des ſie erfüllenden Waſſers) ins Unendliche geht, ſo mag es auch mit der *chemiſchen* als dynamiſchen Theilung (Scheidung verſchiedener in einer Materie wechſelſeitig von einander aufgelöſeten Arten) beſchaffen ſeyn, daſs ſie, ſo viel wir wiſſen, gleichfalls ins Unendliche geht.“ — „Wenn man nun als Hypotheſe annimmt: daſs dem Gemüth im empiriſchen Denken, d. i. im Auflöſen und Zuſammenſetzen gegebener Sinnenvorſtellungen, ein Vermögen der Nerven untergelegt ſey, nach ihrer Verſchiedenheit das Waſſer in der Gehirnhöle in jene Urſtoffe zu zerſetzen, und ſo, durch Entbindung des einen oder des andern derſelben, verſchiedene Empfindungen ſpielen zu laſſen (z. B. die des Lichts, vermittelſt des gereizten Sehenerven, oder des Schalls durch den Hörnerven u. ſ. w.), ſo doch, daſs dieſe Stoffe, nach aufhörendem Reiz, ſo fort wiederum zuſammenflöſſen, ſo könnte man ſagen, dieſes Waſſer werde continuirlich organiſirt, ohne doch jemals organiſirt zu ſeyn; wodurch denn doch eben daſſelbe erreicht wird, was man mit der beharrlichen Organiſation beabſichtigte, nämlich die collective Einheit aller Sinnenvorſtellungen in einem gemeinſamen Organ (*Senſorium commune*), aber nur nach ſeiner chemiſchen Zergliederung begreiflich zu machen.“ (Wer muſs nicht, auch in dieſer Hypotheſe, die ſich ſo ſchön an die neuern phyſiſchchemiſchen und vielleicht auch an die phyſiologiſchen Entdeckungen unſrer Zeit anſchlieſst, den groſsen, vor Allen ehrwürdigen, Denker unſers Jahrhunderts bewundern!)

Dieſe ausführliche Anzeige glaubte der Rec. ſeiner Achtung gegen das Publicum bey dem allgemeinen Intereſſe einer Schrift, wie die vorliegende iſt, und ſeiner Achtung gegen Hn. *Sömmerring* ſchuldig zu ſeyn. Dieſe Schrift macht in der Anatomie und Phyſiologie Epoche. In anatomiſcher Hinſicht bleibt uns zu wünſchen übrig, daſs Hr. *S.* nicht, wie es hier und da der Fall iſt, auf Malacarne und Santorini verwieſe, ſondern uns lediglich eigene, ſichere Beobachtungen lieferte. Der phyſiologiſche Theil iſt mit ſel-

tenem Scharfſinn und groſser Gelehrſamkeit bearbeitet. Nur ſtellen wir es, was den Vortrag und die Einkleidung betrifft, dem Urtheil des Hn. *S.* anheim, ob es nicht unter der Würde eines Mannes, wie er iſt, ſey, einem Buche, dem er ſelbſt, zufolge des Motto (*Relinquamus aliquid, quo nos vixiſſe teſtemur!*), groſsen Werth beylegt, durch belletriſtiſche Purpurlappen aus Ardinghello und Hildegard von Hohenthal (etwa die Stelle S. 48. ausgenommen), und durch gewaltſam herbeygezogene philoſophiſche Citate (z. B. das Citat von *Kants* Kritik der reinen Vernunft S. 15.), einen erborgten Schimmer geben zu wollen, deſſen es nicht bedarf?

MÜNSTER, b. Platvoet: *Beobachtungen und Schlüſſe aus der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft*, von *Alexander Rave*. 1796. 148 S. gr. 8.

Der Inhalt dieſer Schrift, welche ganz nach Hoffmanns demonſtrativiſcher Lehrmethode gemodelt und deren Vf. ein eifriger Humoriſt und Anhänger des *κόσμος ἐξω* iſt, enthält fünf Aufſätze. I. *Von einigen wirkſamen Mitteln gegen die Gicht.* Die nächſte Urſache dieſer Krankheit oder die Natur und Beſchaffenheit der Gichtmaterie ſey nach des Hn. geh. Raths C. L. Hoffmanns *richtig erwieſenen Lehrſätzen?* ein im Gelenke ſelbſt erzeugter ſcharfer Saft. Das ganze Geſchäfte des Arztes bey Heilung der Gicht beſtehe daher in Verbeſſerung des verdorbenen Gelenkſaftes und Verhütung ſeiner fernern Verderbniſs. Aeuſserlich wird der von Hoffman als das beſte Antiſepticum vorgeſchlagene ſchwarze Peruvianbalſam in Weingeiſt aufgelöſt und öfters des Tages in die ſchmerzhaften Gelenke einzureiben empfohlen. Durch eine natürliche Schluſsfolge entdeckte Hr. R. zwey Mittel, die „meinem Raſonne„ment zufolge vortreffliche Dienſte leiſten muſsten, ob„gleich die Erfahrung mich von ihrer Wirkſamkeit in „der Gicht damals noch nicht belehrt hatte, nämlich „die Sabina und der aromatiſche Calmus, die wie Hr. „geh. R. Hoffmann erwieſen hat, in die Knochen abge„ſchieden werden.“ Er ſchlieſst nun ſo: der Knochenſaft macht einen Theil der Gelenkſchmiere aus: Calmus und Sevenbaum wirken antiſeptiſch auf den Knochenſaft, folglich wirken und verbeſſern ſie auch den Gelenkſaft. — Neun Beobachtungen, die öfters mit zu geſuchtem Raſonnement begleitet ſind, ſollen beweiſen, daſs vorzüglich der Aufgufs und die Conſerva der friſchen Sabina, nebſt Einreibungen des Peruvianbalſams, des Cajeputöls oder auch zuweilen naſſe Umſchläge von Sevenbaum die Gicht geheilt haben. — Weit angenehmer hatte Rec. vor zehn Jahren bey ſeiner Durchreiſe durch Aſchaffenburg den eigentlichen Erfinder dieſer Hypotheſe, Hn. geh. R. Hoffmann hierüber räſonniren: aber weder damals noch jetzt konnen weder Lehrer noch Schüler Rec. von dieſer Meynung überzeugen. II. *Beſtätigung des Nutzens des Sublimats gegen den Milchſchorf.* Das Freiſamkraut habe keine ſpecifiſche Heilkraft gegen dieſen Ausſchlag, wohl aber der Sublimat als Waſchwaſſer. In fünf erzählten Beobachtungen heilte der Sublimat innerlich und vorzüglich äuſserlich gebraucht ein vierjähriges Kind und vier erwachſene Perſonen von einem kruſtenartigen Ausſchlag (ob das aber wirklich Milchſchorf war?) vollkommen, gegen welchen das Freiſamkraut nichts vermogte. III. *Padarthrocace.* „Verdirbt der eigent„liche Knochenſaft des menſchlichen Leibes, ſo ent„ſteht nach Hoffmann der *Scharbock:* iſt die Verderb„niſs des Knochenſafts an einer localen Stelle des Kno„chens, ſo heiſst dies *Beinfraſs.* Padarthrocace und „ſpina ventoſa kommen darin überein, daſs beide von „verdorbenen Marktheilchen hervorgebracht werden, „unterſcheiden ſich aber von einander dadurch, daſs „Padarthrocace von *auſsen* auf dem Knochen ſitzt, da„hingegen ſpina ventoſa im *innern* des Knochens ihren „Sitz hat.“ Auch gegen dieſe Krankheit empfiehlt Hr. R. vorzüglich den Sublimat, Calmus und die Sabina innerlich und äuſserlich angewandt. Fünf Krankengeſchichten erörtern des Vfs. Heilmethode. IV. *Pyroſis ſuccica ſeu Cullen.* Dieſes Brechen entſteht nach R. von Verderbniſs und Säure des Magenſaftes in weitläuftigiter Bedeutung: abſorbentia mit bittern Mitteln, z. B. Krebsaugen mit Quaſſia etc. heilen dieſes Uebel. Rec. kennt eine 70jährige, übrigens ſehr geſunde Frau von beſten Verdauungskräften, welche dieſes Waſſerbrechen ſchon länger als 40 Jahre hat, und weder durch Quaſſia noch andre bittre Mittel ganz davon geheilt iſt. Sie wird nur dann damit befallen, wenn ſie ſich erkältet oder Verdruſs hat: das was ſie wegbricht, iſt nie ſauer, ſondern bloſs einige Mundvoll geſchmackloſer Magenſaft. Cullen's Definition der Pyroſis: „*Epigaſtrii dolor ureus, cum copia humoris aquei, plerumque inſipidi eructata*“ paſst ganz auf ſie. V. *Ueber die Wahl der äuſserlichen Mittel bey Schuſswunden.* Nach des Vf. Meynung, der den Ausgang jeder Verwundung nach dem Verderben der Säfte in und um die Wunde berechnet, ſind Antiſeptica in und äuſserlich gebraucht angezeigt, und alle erweichende, warme Mittel zu verwerfen. Auch dieſer Aufſatz iſt ganz nach Hoffmann's Principien geſchrieben und überall bleibt er dieſem Syſtem mit groſser Anhänglichkeit zugethan. In dem zehn Seiten langen Vorbericht ſagt der Vf. zwar: „mein Streben war immer, ohne partheyiſche Anhang„lichkeit oder Anſehmiegung an eine gangbare Hypo„theſe die Wahrheit zu erforſchen, ob ich gleich nicht „ſtets glücklich genug geweſen ſeyn mag, das Geſuchte „zu erreichen.“ Geſteht aber weiter unten: „man „wird es mir nicht als Fehler anrechnen, auf Hoffmann„ſche Grundſätze gebaut zu haben: ich bitte herzlich „noch einmal dieſes groſsen philoſophiſchen Arztes „Schriften zu Hand zu nehmen, ſeine Beweiſe nach „den ſtrengſten logiſchen Regeln, mit Ablegung aller „Vorurtheile zu prüfen und ſeine Behauptungen mit „der Natur zu vergleichen.“ Mit eben dieſer Unbefangenheit wünſcht Rec., der weder purer Humoriſt, noch Nervenpathologe iſt, daſs Hr. R. *Chriſt. Ludw. Hoffmanns eigenthümliche Meynungen und Theorien dargeſtellt und beurtheilt von einem unpartheyiſchen Verehrer dieſes groſsen Arztes der Wahrheit* im 3. 4 u. f. w. St. des *Journals der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche* leſen und prüfen möge, wenn es ihm anders Ernſt iſt, ſich zu bekehren und — Zweifler zu werden.

Bra

Berlin, b. Maurer: *Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades zu Freyenwalde* und vieler daselbst *gemachten* (?) medicinischen Wahrnehmungen. Ein Handbuch für Brunnengäste und für alle die von der Beschaffenheit und dem Gebrauche *desselben* (des Brunnens) eine getreue und ausführliche Nachricht wünschen, von Dr. *F. W. Heydekker*, Brunnenarzt zu Freyenwalde. 1795. XVI u. 264 S. 8.

Es wäre unbillig, einen alten, bescheidnen Praktiker, den dringende Umstände und mannichfaltige Aufforderungen nöthigen, als Schriftsteller aufzutreten, eine gröfsre Strenge der Kritik empfinden zu lassen, als zur unparthey ischen Würdigung seines literarischen Produkts und zur Auseinandersetzung des von ihm in Untersuchung genommenen Gegenstandes erfoderlich ist. Ueber den Werth dieser Schrift werden wir uns mit unsern Lesern hinlänglich verständigt haben, wenn wir versichern, dafs auch nicht die Natur und der Gang und die allgemeine Heilart einer einzigen Krankheit irgend eine Art von Aufklärung hier erhält, welches der unerschütterlichste Beweis ist, dafs der Vf. uns keine tiefe und erschöpfende Einsicht von seinem Heilmittel gegeben hat. Der Gegenstand selbst verdient, dafs wir länger bey ihm verweilen. Nur sieben Quellen kommen in Betracht, von denen zwey, den Küchenquell- und den Königsbrunnen Hr. Apotheker Rose aus Berlin am Orte selbst untersucht hat, welcher, was ihm die Reagentien und die Analyse lehrten, hier selbst sagt. Die Bestandtheile aus 25 Pfund Mineralwasser vom Küchenquell sind aufser weniger fixer Luft an Gran von Kochsalz 6, Bittersalz 12, salzsaurer Bittererde 4, Gips 2½, harzigtem und gummösen Extractivstoff von jedem 2, Kalkerde mit Luftsäure gesättigt 60, luftsaure Bittererde 2½, luftsaure Eisenerde 6½, aufgelöste Kieselerde 1½, Sand und Schmutz 6½. Summa 105½ Gran. Der Königsbrunnen ist noch ärmer an fixer Luft, so wie auch 25 Pfund von ihm nicht ganze 58 Gran Rückstand geben, und zwar an Kochsalz 4, Bittersalz 4, Gips 2, harzigtem und gummösem Extractivstoff 2, aufgelöseter Kieselerde, luftsaurer Kalkerde 34½, luftsaurer Bittererde 1½, luftsaurem Eisen 4½, Sand und Schmutz 4. Diese chemische Bestimmung erregt keine besondere Erwartungen; das Wasser ist an gasartigen Bestandtheilen äufserst arm und dürftig an fixen Bestandtheilen. Was aber das auffallendste ist, die Wirkungen, die der Vf. ihm am mehrsten nachrühmt, können sich auf die Analyse am wenigsten stützen, da die geringe Menge von Salzen und andern Stoffen, die es enthält, das wenige Eisen ausgenommen, nun kein grofses Hinderniss seyn kann, um den stärkenden, belebenden Einfluss der unbekannten Kraft, sie liege nun in einem besondern, unentdeckten Princip oder, was noch wunderbarer wäre, in der Verbindung einer kleinen Menge Salze u. s. zu mindern. Hr. *H* nennt 16 verschiedne Zustände, welche die dortigen Quellen heben können: die mehrsten Krankheiten von Schwäche der festen Theile, die Neigung zu catarrhalischen Beschwerden, die mehrsten chronischen und Nervenkrankheiten, die Wassersucht von Schwäche der festen Theile und zu dünner Beschaffenheit der flüssigen Theile, Gicht und Rheumatism, Lähmungen, besonders wenn sie Folgen von Schlagflüssen sind, den Schwind (Abzehrung einzelner Theile) mit oder ohne Lähmung, die sogenannte weifse Kniegeschwulst, wo das ganze Bein geschwunden ist, Krämpfe, Hämorrhoidalbeschwerden, Skrofeln, Krankheiten des Monatsflusses, Zittern der Glieder von Nervenschwäche oder Merkurialdampfen, Hautkrankheiten, schweres Gehör, und worüber sich der Vf. endlich doch zweifelhaft ausdrückt, die Unfruchtbarkeit. Wir kennen keinen Brunnen, wo so grofse Hülfe in verzweifelten Fällen geleistet werden soll, da doch so viele Brunnen unendlich vielversprechender zusammengesetzt sind. Da auch die einzelnen mit Namen gröfstentheils angeführten Krankengeschichten oft über die Heilung in Freyenwalde in Erstaunen setzen, und des Vf. Wahrheitsliebe sich durch nichts verdächtig macht, so ist zu bedauern, dafs alle medicinische Erörterungen in jeder Rücksicht so wenig befriedigend sind. Man erhält keine Aufklärung über die Wirkungsart des Wassers, und obgleich wir die Kräfte des Wassers, trotz der Angabe des Chemikers, nicht durchaus bezweifeln mögen, so könnte uns doch Hn. *H.* Auseinandersetzung nicht bestimmen, einen Kranken ihm zuzuschicken.

Das Wasser wird mehrentheils, besonders von den höhern Ständen, als Bad gebraucht, in allen Temperaturen, über die der Vf. indefs nicht sehr unterrichtet spricht.

Nun noch einige historische Nachrichten. Im Jahr 1683, vielleicht etwas früher, wurden die Quellen sehr zufällig entdeckt, von dem grofsen Kurfürsten sehr in Aufsehen gebracht, welches sie aber verloren, bis sie wieder am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms die Aufmerksamkeit auf sich zogen. 1790 ist der Brunnen dem Canonicus von Kahle auf Lebenszeit als eine Entrepriſe überlassen, und ihm die alleinige Verwaltung unter Aufsicht des Generaldirectorii anvertrauet. Alle Armen haben Heilung, Wohnung und die Mittagsmahlzeit frey. Doch wird bezweifelt, ob dieses alles künftig werde geleistet werden können. Man macht sich dort oft das Vergnügen, allen armen Brunnengästen ein öffentliches und aus mehrern Schüsseln und Getränken bestehendes Gastmahl zu geben und sie noch mit Geld zu beschenken. Der Vf. hat eine kleine Brunnenbibliothek veranstaltet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch*, von M. *J. F. H. Cramer*. 3te Aufl. 1796. 210 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Ueber die Nachahmung Jesu*. Ein Erbauungsbuch für Christen, von M. *J. F. H. Cramer*. 3te Aufl. 1796. 480 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische mit grammatischen und philologischen An-*

merkungen, von *Ch. G. G. Koch*. 2te verb. Aufl. 1796. 322 S. 8. (12 gr.)
Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. Aeltern:

Vermischte Gedichte, von *S. G. Pärde*. 2te (nur mit einem neuen Titelblatte versehene) Aufl. 1795. 150 S. 8. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, b. Göpferdt: Diss. inaugural. *de cataracta*, auctore *Rudolph. Abrah. Schiferli*, Helveto-Thunensi. 106 S. 8. — Diese Gradualschrift zeichnet sich vor vielen andern durch ihre Gründlichkeit und durch mehrere darinn vorkommende eigenthümliche interessante Bemerkungen so sehr aus, dass sie eine besondere Anzeige verdient. Ausserdem, dass der Vf. die wichtigsten über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften mit Fleiss und guter Auswahl benutzt hat, so beruft er sich auch oft auf seine eigene Erfahrung und noch häufiger auf die Beobachtungen seines Lehrers, des vor nicht langer Zeit verstorbenen Hn. *Juzeler*, welcher als ein glücklicher und erfahrner Augenarzt in der Schweiz bekannt war und sowohl die Ausziehung, als die Niederdrückung des grauen Staars anwandte.

Zuerst hat der Vf. die Eintheilung nebst den Ursachen und Kennzeichen der verschiedenen Arten des Staars ausführlich angegeben. Gewöhnlich pflegt der flüssige oder Milchstaar mit völliger Blindheit verbunden zu seyn; ein hier angeführtes Beyspiel aber zeigt, dass Ausnahmen dabey Statt finden. Hr. Juzeler zog einen strahlichten Staar aus, welcher faulicht war; der Kranke erhielt dennoch das Gesicht wieder. Dass der angeborne Staar nicht immer weich sey, beweiset ein Fall eines zwanzigjährigen Jünglings, bey welchem die Linse klein und knöchern war; die zum Theil verknöcherte Capsel hing sehr fest an, die Operation aber nahm doch einen glücklichen Ausgang. Wie vorsichtig man bey der Vorhersagung seyn müsse, und wie oft, bey dem besten Anschein, doch ein unglücklicher Ausgang erfolge, lehren verschiedene namhaft gemachte Erfahrungen. Bey solchen, wo die Pupille unbeweglich und schlapp war, mislang die Operation immer. In einigen hier angeführten Fällen gelang sowohl die Ausziehung, als die Niederdrückung, unerachtet der Staar nach äussern Verletzungen des Auges entstanden war; er ward theils hart, theils weich befunden. Auf die Cur durch Arzneyen hält Hr. *Sch.*, wie billig, nicht viel. In verschiedenen Fällen, wo die Krankheit nach einer zurückgetriebenen Krätze entstanden war, half die Wiederherstellung dieses Ausschlags nichts, so gar die Niederdrückung mislang in zweyen derselben. Beym venerischen Staar wurden Mercurialmittel vergeblich angewandt. Nach dem Gebrauch des Hahnemannschen Präparats ward ein Kranker operirt: mit der Linse drang ein grosser Theil des aufgelöseten Glaskörpers hervor, und der Kranke blieb blind. Hr. *S.* warnt daher gegen den unvorsichtigen Gebrauch der Quecksilbermittel. Den Schierling, das Aconitum und andere gegen bestimmte Arten des Staars empfohlene Mittel sah der Vf. oft, aber immer vergeblich, anwenden; vom Campher glaubt er sich etwas versprechen zu können, weil derselbe in einem Falle sehr wirksam war, noch mehr aber von der Pulsatille, welche Hr. Juzaler beym anfangenden Staar mehrmal mit Nutzen angewandt hatte, und den er immer zu geben pflegte, wenn der Kranke sich der Operation nicht unterwerfen wollte. Durch Vergleichung mehrerer Fälle überzeugte sich eben derselbe von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Präparation vor der Operation. Bey übrigens Gesunden begnügte er sich damit, dass er acht Tage zuvor ein gelindes Abführungsmittel gab und hernach bis zur Operation täglich zwey Pfund Molken mit einem Loth *electuar. lenitiv.* trinken und dabey Ruhe und die gewohnte Diät beobachten liess. In Absicht der letztern erinnert Hr. *S.*, dass sie massig und nicht gar zu nahrhaft, vielweniger erhitzend, seyn müsse. Bey der Operation setzt er den Kranken auf einen hohen Armsessel, dessen Lehne gerade herablauft; an die Armlehnen muss der Kranke die Hände stemmen und die Füsse auf einen Schemel setzen. Er selbst steht vor dem Kranken, drückt den Oberarm an seinen Körper und legt den vierten und fünften Finger an den Backen des Kranken. Das gesunde Auge wird verbunden. Ein Gehülfe hält den Kopf und zieht das obere Augenlied mit einem stumpfen Haken von starkem Silberdraht in die Höhe; das untere Augenlied zieht der Wundarzt mit dem Zeige- und Mittelfinger nieder. Das Auge wird nicht weiter befestigt. Die Niederdrückung wird mit einer platten Nadel verrichtet, welche eine Linie vom Rande der Hornhaut und eine halbe Linie unter der Mitte derselben eingestossen wird. Dabey muss sie zuerst horizontal liegen, dann wird sie vertical gedreht und an die vordere Wand des Staars gebracht, so, dass sie zwischen demselben und der Iris liegt; endlich wird der Staar gelinde zurückgedrückt und frey gemacht, und sodann niederwärts und hinterwärts in den Boden des Auges gedrückt, dergestalt, dass die eine Fläche oben, die andere unten zu liegen kommt. Die Nadel wird zuletzt in eben der Richtung ausgezogen, in welcher sie eingestossen ward. Dieses Verfahren ist so, wie das von Wilburg. — Die Ausziehung verrichtet er mit dem Richterschen Messer. Der Schnitt durch die Hornhaut wird ganz nach dessen Vorschrift gemacht; bey der Oeffnung der Capsel zieht der Gehülfe das obere Augenlied mit den Fingern leicht in die Höhe, nachdem das Auge etwas ausgeruht hat. Die Capsel wird mit der Nadel geöffnet, und der Staar wird durch gelindes Andrücken des Davidschen Löffels herausgebrecht. Um die noch übrigen verdunkelten Stückchen herauszubringen, wird das obere Augenlied gelinde gerieben; die Capsel wird, wenn sie ebenfalls verdunkelt ist, herausgezogen. — Die Nachcur muss, wenn nicht besondere Umstände eine Ausnahme nothwendig machen, äusserst einfach seyn. Der Kranke wird nach der Depression vier Tage, nach der Extraction aber acht Tage, bey sparlicher Diät erhalten, auch wird ihm zur Ader gelassen. Den dritten Tag nach der Extraction wird das Auge zuerst und hernach täglich einmal geöffnet. Der Verband besteht aus einer leichten trocknen Compresse; nach einigen Tagen wird dem Kranken ein blosser Schirm aufgesetzt. Ungewöhnliche Zufälle nach der Operation erfodern besondere Curarten, welche Hr. *S.* umständlich und mit grosser Sachkenntniss vortrefflich angegeben hat. — Den Beschluss der Schrift macht die ausführliche Anzeige und Beurtheilung der Vortheile und Nachtheile der Depression und Extraction und die Vergleichung beider Methoden. Hr. S. giebt keiner von beiden unbedingt den Vorzug, sondern sucht die Fälle genau zu bestimmen, in welchen die eine oder die andere Statt findet. In Zeit von 15 Jahren hat Hr. Juzeler 143 Staare *ausgezogen*, worunter 117 glücklich abliefen; von den verunglückten mislangen 4 durch die blosse Schuld der Kranken. Die Zahl der *niedergedruckten* Staare betrug 28, worunter 19 gelangen; unter den mislungenen war einer der Schuld des Kranken zuzuschreiben. Die durch die Extraction Nichtcurirten verhielten sich also zu denen, welche durch die Depression nicht genasen, wie 1 zu 2.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. September 1796.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Anleitung zur Geschichte der sächsischen Staaten*, von D. *Christian Ernst Weisse*, Professor zu Leipzig. 1796. 226 S. Vorr. u. Innh. XIV S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *W.* der schon durch mehrere historische Arbeiten rühmlich bekannt ist, hat sich durch dieses Werk ein neues Verdienst um die sächsische Geschichte erworben. Wie gut wäre es, wenn schon längst deutsche Gelehrte, anstatt sich blos mit Sammlung von Materialien zu beschäftigen, versucht hätten, auf gleiche Art dem künftigen Geschichtschreiber vorzuarbeiten, wenn wir über jede Provinz unsers Vaterlandes ein ähnliches systematisches Werk vorzeigen könnten! Die Compendien, mit welchen wir uns bisher begnügen mussten, waren ein höchst unvollkommner Ersatz dieses Mangels, dem jetzt für Sachsen glücklich abgeholfen ist; denn wenn gleich der Vf. sein Buch auch eigentlich nur zum Gebrauch akademischer Vorlesungen bestimmt hatte, so wird doch gewiss kein Freund der Geschichte den ausgebreitetern Nutzen desselben verkennen. Rec. konnte den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. *W.* anstatt sich auf eine Anleitung zur Geschichte der sächsischen Staaten einzuschränken, uns gleich einen Entwurf dieser Geschichte gegeben hätte. Durch die Erweiterung der Gränzen seines Plans würde er Freyheit bekommen haben, das ganz zu leisten, was er bey einer vertrauten Bekanntschaft mit seinem Stoff, bey seiner gründlichen Kenntniss der Quellen und der Gabe, einen richtigen Plan zu entwerfen, zu leisten im Stande ist. Sein Werk würde dann noch mehr dem eigentlichen Historiker als dem Lehrer des sächsischen Staatsrechts nützlich geworden seyn. Er hätte nicht nöthig gehabt, seinen Gegenstand zu isoliren, sondern mehr auf die Verhältnisse desselben zu andern Rücksicht nehmen können. Statt der oft ins kleinliche gehenden Familienverhandlungen, Mutschierungen und Theilungen unter dem in so viele Aeste zersplitterten meisnischen Fürstenstamm, würde die Geschichte der Bildung eines Volks, das auf die Kultur von ganz Deutschland einen so entscheidenden Einfluss gehabt hat, vielleicht der vornehmste Gesichtspunkt des Vf. geworden seyn. Unermüdeter Fleiss und stille Betriebsamkeit waren schon in der frühesten Zeit feste Nationalzüge der Sorben; das unabläßige Streben ihrer Nachkommen, so oft sie auch durch äussere Widerwärtigkeiten in Elend und Roheit zurück gestürzt werden, sich zu einer glücklichern bürgerlichen Existenz und einem bessern sittlichen Zustande hervor zu arbeiten, geben der sächsischen Geschichte ihr eigenthümliches Interesse. Die durch diesen individuellen Charakter hervorgebrachten merkwürdigsten Situationen und das persönliche Verdienst grosser Männer, die mächtig auf ihr Volk wirkten, hätten dann mit wenigen starken Zügen, wie Spittler dieses in seiner reichen Kürze so meisterhaft ausführt, angedeutet werden können. Der tiefe Grad des Elends, in dem die meisnischen und thüringischen Staaten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts versunken waren, und die, durch innere Kraft und die männliche Regierung einer Reihe trefflicher Fürsten, von Friedrich dem Gebissnen bis zu Friedrich dem Sanftmüthigen, bewirkte Regeneration eines durch feindliche Einfälle, Hunger, Seuchen, Fanatismus und Bürgerkrieg zerrütteten Landes, geben eines der schönsten historischen Gemählde, und in der Energie der Nation, die nun auch Wohlstand zu fühlen, die von dem Nützlichen nach dem Schönen, vom blossen Besitz nach Erkenntniss zu streben begann, lag ein mächtiger Grund des schnellen Fortgangs der Reformation in Sachsen. Melanchthons Epoche, das Wiederaufleben der Wissenschaften und früher die Blüthe des Minnegesangs am Wartburgischen Hofe, sind liebliche Verzierungen an dem ernsten historischen Gebäude. Nach dem Plan des Vf. mussten diese Gruppen in den Hintergrund treten; aber die Quellen, wo man darüber die besten Nachrichten findet, sind sorgfältig nachgewiesen. Mit Recht setzt Hr. *W.* die ältere Geschichte der Sachsen, aus den Ländern, die jetzt unter der Regierung der sächsischen Fürstenhäuser stehen, völlig fremd, bey Seite, und holt nur bey der Vereinigung Wittenbergs mit den meisnischen Staaten die Geschichte der Ascanischen Kurfürsten nach. — Vielleicht hätte nach dem Fall Johann Friedrichs die Geschichte der albertinischen Kurlinie, welche doch die Axe ist, um die sich die ganze Maschine bewegt, den Begebenheiten der ernestinischen Fürsten bequemer vorausgeschickt werden können. — Bey der ältesten Geschichte der Wenden wäre *Helmoldi Chron. Slavorum*, und bey Ditmars Chronik die gute, mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung von *Ursinus* anzuführen gewesen; bey der Geschichte der Reformation in Sachsen hat Rec. die Erwähnung einiger Neuern, besonders des vortrefflichen Plankschen Werkes, ungern vermisst. — S. 30 zeigt der Vf. aus überzeugenden Gründen, dass Markgraf Dietrich der Bedrängte bey seines Bruders Tode noch nicht nach Palästina gegangen war, und hebt dadurch einen Zweifel, den selbst Ritter nicht lösen konnte, und eben so glücklich entwickelt er S. 44 das rich-

tige Verhältnifs der Erzbifchöfe von Maynz zu den thüringifchen Provinzen. — Doch das Werk leidet keinen Auszug, diefe wenigen Proben mögen als Beyfpiele von dem kritifchen Fleifse des Vfs. hinreichen; kein wichtiger Umftand, der in feinen Plan gehörte, ift feiner Aufmerkfamkeit entgangen, und die Anzeige der Quellen fehr vollftändig. Durch mühfame Nachlefe vielleicht noch einige mehr aufzufinden, wäre keine Kunft, und Hr. *W.* felbft wird fie gewifs in einer neuen Auflage nachholen, wo dann auch verfchiedene nicht angezeigte Druckfehler verbeffert werden können, von denen Rec. nur S. 14, Hereller für Heveller, S. 183 Schwedifchen für Sächfifchen, und S. 208 Braune für Browne, anführt.

Leipzig u. Liegnitz, b. Siegert: *Don Francisko Ximenes*, oder Schilderung der Unternehmungen, des National Charakters und der Sitten der Spanier unter der Staatsverwaltung diefes Kardinals. Nebft (einer) Darftellung der Kriege gegen die Mauren; der Eroberung von Granada; der Expedition gegen Africa (*gegen* Africa?) der Einführung und des Forigangs des Inquifitionsgerichts; und anderer merkwürdigen Vorfalle jener Zeiten. Frei bearbeitet von dem Verfaffer des Olivier Cromwell. 1796. 372 S. 8.

Was der Vf. fich unter der *freyen* Bearbeitung einer Schilderung des Nationalcharakters und der Sitten einer Nation, und der vielen auf dem Titelblatt angekündigten Gegenftände gedacht haben mag, ift fchwer zu errathen; beym Durchlefen feines Buchs follte man meynen, er hielte die Ausdrücke: frey und oberflächlich, für gleichbedeutend. Indeffen kann man ihm nicht vorwerfen, dafs er fich über feinen Stoff grofse Freyheiten erlaubt habe, er hat einige gute gleichzeitige Schriftfteller benutzt, und diefen erzählt er treulich nach, aber ohne Ordnung und Kritik. Die verfprochenen Schilderungen und Darftellungen kommen als Epifoden vor, die oft, aufser dem Zufammenhang und ohne über ihren Gegenftand Licht zu verbreiten, den Text unterbrechen; dagegen ift keine Wahrfagerey ausgelaffen, follte fie auch, wie S. 142, von einer alten Frau herrühren. Ximenes wird (S. 2) 1457 geboren, und ftirbt 1517 im 81*ten Jahre* feines Alters (S. 370.) — Ferdinand der Katholifche regiert (S. 70) bey Lebzeiten feiner Gemahlin im Namen feiner Kinder, und fchickt (S. 64) einen Statthalter nach *Neu-Spanien* (der Infel Hifpaniola). — Quellen find nirgends angeführt; doch vielleicht war es weniger das Verdienft hiftorifcher Genauigkeit, als einer fchönen Darftellung, worauf der Vf. Anfpruch machte. Er fchreibt auch flielsend und ziemlich gutes Deutfch; aber fein Vortrag geht unaufhörlich in einem Tone fort, ohne fich jemals über das Mittelmäfsige zu erheben, und wer nicht vorher gewufst hat, dafs Ximenes ein grofser Mann war, wird es aus diefem Buche nicht lernen. Nachläfsigkeiten, wie S. 45 „da die Gefchichte(n) der Mauren „*in Spanien* mit der Regierung Ferdinands und Ifabellens ziemlich gleichzeitig (?) find, fo wird ein kurzer „Abrifs von der Entftehung etc. diefes Reichs *in Spanien* hier nicht am unrechten Orte ftehen." — S. 20 „Bobadilla — — kam zurück und *fieng an:* trauren „Sie nicht," etc. — S. 26 „diefe Weigerung trieb er fechs „Monate *an*. — S. 120: „diefe Mafsigung gefiel der „Verfammlung, und *erwiederten*" u. dergl. m. find unverzeihlich, auch conftruirt der Vf. durchgehends die Präpofition: wegen mit dem Dativ.

Ohne Druckort, auf Koften des Vf.: *Die Franzofen in Saarbrücken und den deutfchen Reichslanden im Saargau und Weftrich (.) in Briefen von einem Augenzeugen. Erftes Bandchen, mit drey Beilagen.* 1796. XII u. 192 S. (eigentlich 194, weil S. 93 u. 94 zweymal vorkommen.) 8. (16 gr.)

„Die beynahe gänzliche Unbekanntfchaft mit dem Betragen der Franzofen in den von ihnen in Befitz genommnen Ländern, welche der Vf. bey feiner Ankunft an dem rechten Rheinufer fand, und die er der neueften deutfchen Lectüre und den Tag- und Flugblättern zufchreibt, in denen nur Lobpreifungen der Franzofen und ihrer Grofsthaten enthalten find, bewog ihn, wie er in der Vorrede fagt, zu dem Entfchlufs, die Irrenden eines Beffern zu belehren. Die Gefchichte feines Vaterlandes während des franzöfifchen Einfalls fchien ihm dazu vorzüglich gefchickt, und er liefert uns diefe in einer Reihe von Briefen, die er vor feiner Auswanderung aus Saarbrücken an einen Freund gefchrieben hatte." Sie fangen mit den innern Unruhen an, welche die benachbarte Revolution in feinem Vaterlande veranlafste, und gehen dann von dem Einmarfch der Franzofen im October 1792, in diefem Bande bis zum September 1793 fort, wo er nach dem Gefecht von Bliefscaftel fich mit der Hoffnung einer nahen Befreyung durch die vordringenden Deutfchen fchmeichelt. Seine Angft, das Ungemach, das feine Mitbürger in diefem Jahre erdulden mufsten, erzählt der Vf. in einem flielsenden Vortrage, in einer bis auf wenige Provincialismen correcten Sprache, und da, wo er Augenzeuge war, gewifs fehr treu; aber eigne Leiden und Mangel an Gelegenheit, das Betragen der Franzofen mit der Aufführung andrer Truppen zu vergleichen, machen ihn oft ungerecht in feinen Urtheilen. Komifch ift fein Zorn über den Hunger der franzöfifchen Generale, die an des Fürften Tafel afsen, oder nach des Vfs. Ausdruck gefpeifet und getränkt wurden, und fehr übel angebracht fein Spott über diefe Feldherren und die *Feigheit* der franzöfifchen Nation. Es ift unbegreiflich, wie er diefes noch im Jahr 1796 hat fchreiben konnen. — Die Holzconfumtion der Feldwachten würde bey einem Deutfchen und alliirten Heere nicht geringer gewefen feyn, und gehört zu den unvermeidlichen Uebeln des Kriegs; die Jagd auf Hühner und Kartoffeln ift eine Ungezogenheit; man follte aber kein Nationallafter daraus machen, vorzüglich, da nicht alle Regimenter es thaten. Strenge Wachfamkeit auf verdächtige Correfpondenz würde der Vf. auch bey deutfchen Truppen gefunden haben; aber luftig ift die Anekdote, wo der franzöfifche General einen Stamm-

baum für den Plan des Forbacher Lagers hielt, und einen ehrlichen Pfarrer deshalb aufheben liefs, dem jedoch seine Rechtfertigung nicht schwer wurde. Der Vf. irrt, wenn er glaubt, der Carlsberg sey gleich beym ersten Besuch der Feinde rein ausgeplündert worden. Der Obriste Szekuly, der ihn nach ihrem Rückzug besetzte, fand beynahe noch alles unversehrt, und gab dem Herzog Gelegenheit, seine besten Sachen in Sicherheit zu bringen. Erst nach Szekuly's Entfernung hielten die Franzosen Nachlese, und die Gebäude wurden gröstentheils von den Bauern der umliegenden Gegend zerstört. — Merkwürdig ist das schnelle Zunehmen einer allgemeinen Barbarey unter Robespierre's Scepter. Nie waren die Volontairs zügelloser, täglich wuchs die Raubbegier der Commissarien, unter denen man den Auswurf aller Länder fand, und die, jedoch zum Theil erzwungene, Grausamkeit der Richter. Fürchterlich wüthete ein muthwilliger Zerstörungsgeist; unter dem Commissair Archier werden sogar Mordthaten gewöhnlich, und der Leser sieht am Schluss dieses Bandes mit gespannter Erwartung der Periode entgegen, wo nach dem Sturz des Tyrannen die Franzosen doch wieder mehr zu ihrem natürlichen Charakter zurückkehrten. Typographische Schönheit war bey den Verhältnissen des Vfs. nicht zu erwarten, wohl aber etwas mehr Sorgfalt zu Vermeidung der Druckfehler. Die Beylagen enthalten: 1) Bittschrift der Deputirten von Saarbrück und Sanct Johann, an das Directorium des Moseldepartements, um die Loslassung der Geiseln. 2) Proclamation der Volksrepräsentanten bey der Rhein- und Moselarmee über die anbefohlene Aufhebung des Fürsten von Saarbrücken und der Gräfin von der Leyen. 3) Rechtfertigung der saarbrückschen Geiseln über die Beschuldigung feindseeliger Absichten gegen die Republik. Alle drey sind französisch abgedruckt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gesner, Füsli u. Comp.: *Julius von Saffen*, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, vom Verfasser des Aballino. 1796. 166 S. 8. (14 gr.)

Aballino der grose Bandit hat seinem ungenannten Vf. bey der Menge, die der Mummerey darinn nicht widerstehen konnte, eine Art von Ruf verschafft; dieses zweyte Schauspiel soll denselben vermuthlich bey dem auserlesenern Publicum, das Charaktere und Moral verlangt, befestigen. Dass Charaktere darinn vorhanden sind, sehen wir aus der vorangeschickten Weisung für Schauspieler, und von der guten Absicht des Vfs. belehrt uns der Vorbericht. Im Stücke selbst ist gar wenig zu unterscheiden, selbst nicht für die gewöhnliche Theilnehmung. Gegen ein Individuum lässt sich allenfalls weniger Abscheu und Geringschätzung als gegen das andere hegen, aber Zuneigung für keines. Der vorgeblich edle Julius vermag kaum eine gemeine Leidenschaft für ein gemeines Mädchen zum Opfer zu bringen. Der Herzog ist sogar für einen erbärmlichen Fürsten allzu erbärmlich. Sennek schwankt zwischen Ehrgeiz und Liebe, weil er weder recht liebt noch recht ehrgeizig ist. Der Zimmermeister ist ein Ungeheuer wie ein ehrlicher Handwerker niemals werden kann. Man sollte indessen auch nach seiner Sprache auf eine geheime Bewandnifs mit ihm schliefsen, da er S. 43 vom Sirokko spricht. Allein wer mag errathen, wo er (S. 44 u. a.) so fluchen gelernt hat? Freylich musste er völlig so unnatürlich seyn, um die unnatürliche That seiner Tochter, die sich neben der Wiege ihres Kindes eine Pistole durch den Kopf schiefst, zu motiviren. Wer kann nach allem diesem, und nachdem ein Verrückter uns Seiten lang gequält, sich noch des halben Lebens freun, das Julius aus der einzigen Scene davon bringt, die neben ihrer Gräslichkeit einige Wahrscheinlichkeit hat? Denn aufserdem ist alles über das Wahrscheinliche erhaben, und bis zu den häufigen nachhelfenden Anordnungen für den Schauspieler verkehrt ausgedacht. In einem herzoglichen Vorzimmer schmiedet der Hofmarschall mit seinem Sohne niederträchtige geheime Anschläge. Der Herzog mufs den Julius einmal *mit den Augen anblitzen*. Wie soll er das ohne lächerliche Karrikatur dem Zuschauer sichtbar machen? u. dgl. In der Sprache herrscht ein ähnlicher Geist; wir hören (S. 45) von *gespenstischen Schatten* und von *Lieblingslaunen, die ohne Futter bleiben*. Wie unschicklich sagt Julius dem Fürsten S. 69: Meine Hand soll nicht das Werk zerstören, wofür Sie mich *mit einem Kusse* belohnten." Am Ende dieses Auftritts ruft er aus: „O Menschheit! Menschheit! ich bedaure dich." Rec. kann sich nicht enthalten ihm nachzurufen: o Publicum! ich bedaure dich, wenn die Erinnerungen, die sich von einigen Schillerschen und andern Schauspielen in den Julius von Saffen eingeschlichen haben, dich für ihn gewinnen können. Es lässt sich aber hoffen, dass die Gedehntheit mancher Auftritte durch die Langeweile, die sie bey der Vorstellung erzeugen mufs, dem unmündigen Geschmack zu Hülfe kommen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Martini: *Von Verdammung der Missethäter zur Bergarbeit.* Ein Vorschlag für Churfachsen von *Joh. Christian Knotzschker.* Oberhofgerichts- und Consistorialadvoc. auch Privatlehrer der Rechte zu Leipzig. 1795. 72 S. 8. Im ersten Kapitel wird von der Verdammung der Knechte und Missethäter zur Bergarbeit bey den ältesten Völkern gehandelt. Die Aegyptier, Phönizier, Syrer und Araber gebrauchten dazu Sclaven. Bey den Römern war die Bergarbeit theils eine Strafe, theils ward dieselbe von freyen Leuten, theils von Personen betrieben, die mit ihrer ganzen Nachkommenschaft einem

einem Bergwerke zu eigen geschrieben waren. Als Strafe wurden einige auf Lebenszeit, andere eine Zeitlang damit belegt. Von Deutschland werden Cap. II. von der Anstrengung der Missethäter zur Bergarbeit die sächsischen und österreichischen Gesetze zum Beyspiel angeführt. In den erstern ist in der *Constit. inedit.* VII. für diejenigen, die zur hohen Jagd gehöriges Wild schiessen, verletzen, oder einfangen, sechs Jahr die Strafe der Galeren, in Metalle und dergleichen immerwährende Arbeit, oder die Wippe, für diejenigen, die alsdann jenes Verbrechen wiederholten, unter andern auch ewige Verdammung in Metalle, oder auf Galeren und eben so für Wildprethebende, so des Schiessens oder Fangens des Wildprets überwunden, aus dem Gefängniss erbrechen, und wiederum zur Haft gebracht werden," geordnet. In der folgenden VIII Const. wird diese „ewige Verdammung in Metalle, oder auf Galeren, oder stetswährende Arbeit" auf Wiederholung schon vorher bestrafter Fischdieben gesetzt. Dass diese Strafe der Bergarbeit je zur Vollstreckung gekommen sey; wird mit Recht bezweifelt. (Schon zu Ende des XV. Jahrhunderts sollte die Strafe zur Bergarbeit in den gesammten sächsischen Landen eingeführt werden und zwar so, dass die Verbrecher nach der Beschaffenheit der Umstände ewig, oder eine Zeitlang in der Grube arbeiten, Erz, oder Berg hauen, oder an dem Haspel ziehen, nicht aus der Grube kommen, sondern in denselben mit Ketten angeschmiedet, mit Wasser und Brod gespeisst und mit einem grauen Tuch bekleidet werden sollten. Diese Strafe ward besonders bestimmt, für Schichtmeister, die Gewerkengelder etc. entwendeten und solches mit falschen Rechnungen zu bedecken suchten, oder die den Gewerken schuldig blieben und nicht bezahlen könnten, für betrügliche Erzproben, für geringe Erzdieben, für Münzverfälschungen, für Getreidewucher, für falsches Maass, oder Gewicht etc. und überhaupt für grobe Verbrechen, die nicht mit der Todesstrafe zu verbüssen waren. Rec. kann jedoch nicht behaupten, dass damals darüber ein Gesetz wirklich ergangen sey.) In Oesterreich verwandelte Carl VI. in einem in obiger Schrift wieder abgedruckten Patent vom 10 Nov. 1728 die Galeerenstrafe in schwere Bergarbeit. Diejenigen, welche für geringere Verbrechen eine gelindere Strafe erlitten hätten, und jene dennoch wiederholten, sollten mit der mittlern, Vagabonden mit geringer Bergarbeit belegt werden. In der zweyten Abtheilung untersucht Hr. K., welche Hindernisse besonders in Sachsen die Anwendung dieser Strafe vereitelt hätten, nämlich Seltenheit derer Verbrechen, auf welche dieselbe gesetzt war, und die Concurrenz mehrerer Strafen, (hauptsächlich wohl Mangel einer Anstalt beym Bergbaue, um die Strafe vollstrecken zu können). §. 3. beleuchtet der Vf. Florencourts Vorschläge (Ueber die Bergwerke der Alten. Götting. 1785) besonders §. 4. den Einwurf, dass der Bergwerksstand dadurch beschimpft werde, und legt zuletzt §. 5. 6 seinen Plan wegen der sichern Aufbewahrung solcher Missethäter und der Aufsicht über dieselben dar. Sie sollen besonders zum Klauben, Scheiden, Pochen und Waschen der Erze, zum Göpeltreiben gebraucht, an Füssen gefesselt und zu ihrer Aufbewahrung auf grossen Gruben eigene Häuser errichtet werden. Der Nutzen soll seyn, Ersparnisse an Berglöhnern, indem diese Missethäter längere Schichten und wohlfeiler, als Lohnleute, in den Scheidebänken etc. mehr, als die Bergjungen, arbeiten müssten, 2) ein richtigeres Verhältniss zwischen Verbrechen und Strafen und vornehmlich damit die Arbeit in der Scheidebank, welche den Arbeitern schadet, nicht mehr von den Bergjungen verrichtet werde. Rec. will hierüber nur einige Bemerkungen machen. 1) Ohne hier zu erörtern, ob Criminalstrafen blos das öffentliche Beyspiel, wie allerdings Rec. dafür hält, oder eine Genugthuung für das Verbrechen zum Grunde haben, so kann doch bey der Verurtheilung eines Verbrechers nicht ungewiss gelassen werden, ob er mit dem Tode bestraft werde, oder nicht; Mithin können, nur etwa gewisse Staatsverbrechen und einige ganz seltene, auf den Bergbau nicht anwendbare, Fälle ausgenommen, weder Hinrichtungen heimlich vollstreckt, noch Missethätern Arbeiten aufgelegt werden, die an sich ihrem Leben sofort, oder allmählich gefährlich sind. Der Staat überlasse solche Arbeiten lieber der freywilligen Uebernehmung, da er dieselben nicht ganz zu hindern, sondern nur etwa für Verminderung der Gefahr zu sorgen vermag. Nach jetzigem Grundsatz sind die sächsischen Zuchthausstrafen eingerichtet. Am wenigsten kann daher Rec. der Meynung S. 62 beytreten, dass „das Schicksal Verbrecher, die den Tod verdient hätten, ihm aber durch glückliches Läugnen, oder andere günstige Umstände bey Untersuchung ihrer bösen That entronnen waren, scheine zu solchen gefahrvollen Arbeiten aufbehalten zu haben." Je augenblicklichere Gefahr auch bey der Arbeit ist, desto mehr gäbe der Staat dem Verbrecher, über dessen Leben er bey der Untersuchung noch kein Recht zu haben geglaubt hat, eine Gelegenheit zum Selbstmord. II. Ausser bey sehr grossen Bergwerksgebäuden kann, wie Hr. K. selbst erkennt, von seinem Plane kein Gebrauch gemacht werden, und zwar nach Rec. Meynung nicht blos wegen der sonst schwierigen Detention der Missethäter, sondern weil jede Strafe dieser Art ihrem Zwecke nach Absonderung von der menschlichen Gesellschaft schlechterdings erfodert und weil auf der andern Seite ein Wiederspruch entstünde, dem Bergwerksstand durch Freyheiten, an denen er auch unglaublich hängt, zu ehren und zugleich unter seinem Angesicht seine Arbeit durch Verbrecher verrichten zu lassen. Dieser Widerspruch wird auch nach des Vfs. Plane nicht ganz gehoben und wer kann verbürgen, wie lange selbst die grösste Zeche in ihrem ausgebreiteten Umtrieb bleiben werde. Aendert sich dieser, so sind die Kosten der Anlage grösstentheils verloren. III. Wenn der Vf. S. 51 dafür hält, dass gewisse Poch-Scheide- und Wascharbeiten noch ferner durch Knaben zu verrichten wären, um sie zu geschickten Bergleuten zu bilden, so entginge durch seine Vorschläge entweder dem Staat eine Anzahl brauchbarer Arbeiter, oder der Vortheil wäre im Ganzen ohne Belang, diese Arbeiten wegen ihrer Schädlichkeit für die Gesundheit (welche doch durch Anstalten vermindert worden ist) durch Verbrecher verrichten zu lassen. IV. Es ist noch sehr die Frage, ob die meisten der Bergarbeiten, welche Hr. K. für Missethäter vorschlägt, und die, nicht als gefährlich, nach Rec. Meynung ganz unanwendbar sind, ein richtigeres Verhältniss der Strafen und Verbrechen gewähren dürften. Die Schwere einer Strafe beruht, in so fern dieselbe nicht wirklich martervoll ist, grösstentheils nur auf der persönlichen Vorstellungsart dessen, der sie zu ertragen hat, die wieder von dessen körperlicher Beschaffenheit abhängt. Mehr, als diese letztere gestattet, kann nach obigen Grundsätzen nicht von ihm verlangt werden. Absonderung von dem beständigen Wechsel äusserer Gegenstände in der freyen Welt, Gleichförmigkeit und Einfachheit der vorgeschriebenen Beschäfftigung drücken in den meisten Fällen gewiss mehr, als die ermüdendste Schanz- oder Bergarbeit. V. Einige Rechnungssätze möchte Rec. nicht zum Vortheil des von Hn. K. dargelegten Planes vertreten: z. B. was jetzt die Erhaltung der Zuchthäuser kostet, und was sie nach diesen Vorschlägen kosten würde? Eine Zeche könnte höchstens 200—250 solche Missethäter beschäfftigen. Anstatt eines Zuchthauses wären also wenigstens zwey solche Verwahrungsorte nöthig. Werden aber z. B. 500 Menschen nicht wohlfeiler aus einer Wirthschaft, als aus zweyen gespeisst, die doppelten Kosten der Anlage und Aufsicht ungerechnet? Ferner die Vergleichung der gegenwärtigen Betriebskosten des Bergbaues mit Maschinen und des nothdürftigen Unterhalts für so viel Menschen, als zur Erlangung derselben Kraft nöthig sind; Ersatz des Verlusts für den Bergmann durch Zulage an seinem Lohn, dessen Knaben nichts mehr durch Bergarbeit verdienten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Neue Bemerkungen und Erfahrungen* zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Arzneygelahrheit, von D. *Joh. Christ. Anton Theden*, Königl. Preuss. erstem General-Chirurgus etc. *Dritter Theil.* 1795. 270 S. nebst 20 S. Vorrede. gr. 8.

Der würdige 81jährige Greis giebt in der Vorrede zu erkennen, er sey von dem Verleger der beiden ersten Theile aufgefodert worden, einige Zusätze zum Behuf einer neuen Auflage zu liefern; er habe aber lieber aus diesen einen besondern Band gemacht, um die bisherigen Käufer nicht in unnöthige Kosten zu setzen. Diesen Zusätzen hat er mehrere ganz neue Abhandlungen beygefügt, welche als Resultate aus dem reichen Schatze seiner vieljährigen Erfahrung anzusehen sind. Für die Wichtigkeit derselben bürgt schon der Name ihres Vfs., dessen Verdienste um die praktische Heilkunde, und insbesondere um die Wundarzneykunst, allgemein anerkannt sind. Er sagt, dass er nun *zum letztenmal* von dem Publicum Abschied nehme. Wer wird nicht wünschen, dass *dieser* Abschied nicht um viele Jahre zu früh erschienen seyn möge? da sich von der Verlangerung des Lebens eines so thätigen und für das Wohl der Menschheit unermüdet besorgten Mannes noch vieles zur Bereicherung derjenigen Wissenschaft, welcher er sich schon über ein halbes Jahrhundert mit so ausgezeichnetem Erfolg gewidmet hat, erwarten lässt.

Alles Merkwürdige und Eigenthümliche aus dem vorliegenden Bande auszuzeichnen, verstattet der Raum dieser Blätter nicht; wir begnügen uns auch um so eher mit einer kurzen Anzeige des Inhalts, da vorauszusetzen ist, dass kein Arzt und Wundarzt, dem es um Erweiterung seiner Kenntnisse zu thun ist, dieses Buch ungelesen lassen wird.

Vom Sublimat versichert Hr. *T*, dass er ihn in einer 34jährigen Erfahrung, unter allen Mercurialpräparaten, als das vorzüglichste Mittel zur Heilung venerischer Krankheiten gefunden habe. Er gab Pillen von der Art, wie die Hoffmannschen oder Jacobischen sind, und verordnete dabey blutreinigende und demulcirende Getränke; zuletzt liess er eine Abführung aus Jalappenpulver und die Plenkische Mercurialsolution nehmen. Sehr selten zeigte sich dabey ein Speichelfluss, welcher aber die Heilung nicht hinderte; dies war hauptsächlich der Fall bey scorbutischen mit der Lustseuche behafteten Kranken, bey welchen Hr. *T.* alsdann noch antiscorbutische Mittel hinzufügte. Bey alten, eingewurzelten und übel behandelten venerischen Krankheiten leistete ihm das Zittmannsche Decoct, dessen Bereitung hier angegeben wird, vorzügliche Dienste. — Das Misgebähren bey solchen Frauen, welche an Nervenschwäche litten, ward mehreremal durch Belladonna und Rhabarber verhütet, wobey eine sparsame Diät und, erfoderlichen Falls auch ein Aderlass, verordnet wird. — Von den Wechselfiebern. Vom *dreytägigen* Fieber glaubt der Vf., dass die Anhäufung eines reinen oder gallichten Schleims, oder vielleicht einer mit Schleim umwickelten Schärfe, im Magen und in den dünnen Därmen die vorzügliche veranlassende Ursache desselben sey, woraus die nächste Ursache so entstehe, dass kleine Klümpchen von dem durch die Milchgefässe der Blutmasse beygemischten Schleim in den feinsten Enden der Blutgefässe der Haut stocken und eine Verstopfung in denselben hervorbringen; sodann aber durch die verstärkte Wirkung des Herzens und der Arterien beweglicher gemacht und fortgeschafft werden. Als die nächste Ursache jeden Anfalles des *eintägigen* Fiebers sieht er die Anhäufung zäher schleimiger und scharfer Säfte in den lymphatischen Gefässen des Unterleibes und insbesondere in den Milchgefässen und Gekrosdrüsen an. Die nächste Ursache des *viertägigen* Fiebers glaubt er in einer Verstopfung der Leber durch Anhäufung zäherer Säfte gefunden zu haben. Das *doppelte dreytägige Fieber* entsteht, seiner Meynung nach, dann, wenn neben dem Schleim sich gallichte Crudidäten in den ersten Wegen befinden und von da in das Blut übergehen; das *doppelte tägliche Fieber* hat, ausser der Verstopfung der lymphatischen Gefässe des Gekröses und seiner Drüsen, gemeiniglich noch in der Verderbung irgend eines Eingeweides, oder in einer sehr hartnäckigen Verhärtung desselben seinen Grund; bey dem *doppelten viertägigen Fieber* ist, ausser einer grosen Leberverstopfung und Auftreibung, auch gemeiniglich noch ein Fehler in der Milz oder in einem andern Eingeweide des Unterleibes. Aus der verschiedenen Ursache der Wechselfieber sucht er den Typus derselben zu erklären; auch die Curart ist nach dieser Theorie eingerichtet. — Bey einer venerisch krebshaften Unterlippe leistete das Cosmische Arsenikmittel vortreffliche Dienste. — Den Blasenstich durch den Mastdarm machte er mehreremal mit glücklichem Erfolg; doch sah er auch den Stich über den Schoosknochen von andern mit Nutzen anwenden: bey dem ersten aber muss man sich sorgfältig hüten, die entgegengesetzte Wand der Blase nicht zu verletzen, auch muss man den Stich gegen drey Finger breit über der Oeffnung des Afters im Mastdarm machen. — Durch das häufige Trinken des kalten Wassers befreyete der Vf.

Digitized by Google

Vf. sich selbst vom Schwindel und von der Gicht und Hypochondrie, auch schreibt er demselben hauptsächlich die Munterkeit und die Erhaltung seiner Kräfte in seinem hohen Alter zu. Aehnliche Erfahrungen an andern haben ihn von dem grofsen Nutzen dieser Diät, durch welche die Dauungskräfte nicht geschwächt, sondern gestärkt werden, noch mehr überzeugt. — Bey einer Hautwassersucht aus katarrhalischer Ursache gelang die Cur nicht eher, als bis die, dem Kranken zur Gewohnheit gewordenen, geistigen Getränke wieder angewandt wurden. — Wiederholte Erfahrungen bestätigten den Nutzen des Pulvers der Belladonnablätter bey der Wassersucht und beym viertägigen Fieber. Bey hartnäckigen Verstopfungen ward das Ricinusöl mehreremal mit glücklichem Erfolg angewandt. — Alle Hämorrhoidalknoten sind varicöse Ausdehnungen der untern Aeste der *venae haemorrhoidalis internae* oder auch der andern, seitwärts am Mastdarm gelegenen, und mit diesem grofsen Blutgefäfs in Verbindung stehenden Aeste der *venarum hypogastricarum*. Die Krankheit rührt von der Verstopfung der Leberzweige der Pfortader und von der Anhäufung des Bluts in den Abdominalzweigen dieser Ader her. — Verschiedene Beobachtungen, wo ein Fall oder eine Quetschung die Folge hatte, dafs Eingeweide zerbarsten. — Ueber die Zurückbeugung der Gebärmutter, und über die Caries und das Weichwerden eines Glieds der grofsen Zehe, von Hn. *Lohmeyer*. — Höchst merkwürdige Wirkung des Blitzes an einigen Personen, auf deren Haut sich von dem unter derselben ausgetretenen Blute baum- und blumenähnliche Figuren zeigten, nebst der Geschichte der Heilung, von Hn. *Mayer*. Zwey Abbildungen machen diesen sonderbaren Fall anschaulich. Eben derselbe hat die Heilkraft der Elektricität bey der Lähmung der linken Seite einer vom Blitz getroffenen Person durch eine hier erzählte Geschichte bewiesen. — Dafs bey der angeblichen Verrenkung der Wirbelbeine gewöhnlich ein Bruch dieser Knochen vorkomme, bestätigt Hr. *Scheck* durch zwey Beobachtungen. — Die Methode der Stillung der Hämorrhagie aus der Saamenarterie bey der Castration, durch das Tamponiren, ohne Unterbindung, vertheidigt Hr. *T.* durch Gründe und Erfahrung gegen einige neuere Schriftsteller, namentlich gegen Hn. Marschall. Die hier angeführten Geschichten sind in mehr, als Einer Hinsicht, sehr lehrreich, und beweisen allerdings, dafs die Operirten durch das blofse Tamponiren gegen die gefährliche Blutung jener Ader gesichert werden können; dem unerachtet aber glaubt Rec. durch Erfahrung überzeugt zu seyn, dafs man sich auf die Unterbindung *noch mehr* verlassen kann, und dafs diese von keinen übeln Zufällen begleitet wird, wenn man sie mit gehöriger Sorgfalt anwendet. Bey einem Wundarzt, welcher nicht in einem so hohen Grad vorsichtig und geübt ist, als es, bekanntlich, der vortreffliche Vf. ist, dürfte jene Methode doch immer bedenklich und weniger sicher seyn, zumal, wenn der Kranke nicht ruhig liegt. — Ueber den Wasserbruch. Bestimmung der Fälle, in welchen nur die Palliativcur anwendbar ist, durch Beyspiele erläutert; auch eine Krankheitsgeschichte zur Bestätigung des Nutzens der Wieke zur Radicalcur, welche Hr. *T.* den übrigen Methoden, wie bekannt ist, vorzieht. Der Einspritzung ist indessen der würdige Vf. nicht abgeneigt, und hat eine von Hn. *Zeller* nach Earle's Methode mit glücklichem Erfolg angestellte Cur hier mitgetheilt. — Bestätigung der Erfahrungen, dafs kalte Umschläge bey Schufswunden besser sind, als warme, und dafs nicht immer bey solchen Wunden Einschnitte nöthig sind. „Richtige Beurtheilung über die Art des Schusses" sagt Hr. *T.* „und über den Ort, welchen er getroffen hat, bestimmen am besten die Heilmethode." Man sieht hieraus, dafs dieser grofse praktische Wundarzt die kalten Umschläge nicht unbedingt bey allen Schufswunden, complicirten Beinbrüchen u. s. w. empfiehlt, und von dem augenscheinlichen Nutzen, welchen warme aromatische Fomentationen in gewissen bestimmten Fällen dieser Art leisten, überzeugt ist. — Die Heilung des Bruchs des Schenkelbeinhalses hat Hr. *T.* dreymal durch die Anlegung seiner bekannten Maschine zum Schenkelbruch geheilt. Er glaubt, dafs seine Methode vor der Brünninghausischen einige Vorzüge habe; doch aber lafst er der letztern alle Gerechtigkeit, die sie verdient, wiederfahren. — Den Schlufs machen zwey Beobachtungen, welche den Nutzen der Methode des Vf. beym Kniescheibenbruch und die Kraft seiner Antimonial Tinctur bestätigen.

Uebrigens hat Hr. *T.* Fehler, welche er in einigen Fällen begangen, und die ihm bisweilen mifslungenen Versuche mit biederer Offenherzigkeit gestanden. Mögen diese Beweise der strengen Wahrheitsliebe des verdienten Greises eben sowohl, als die sichtbare Schonung seiner Gegner, andern Aerzten und Wundärzten zum Muster dienen!

LEIPZIG, b. Feind: D. *Johann August Unzers medicinisches Handbuch.* Vom neuen ausgearbeitet. 1794. 3 Theile. LII u. 1458 S. u. 262 S. Reg. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese abermalige Auflage eines der nützlichsten Handbücher, so wohl für praktische Aerzte, als auch für solche, die sich nicht gerade zu mit der ausübenden Heilkunde beschäftigen, ist ein neuer Beweis von dem Werth, den unser medicinisches Publicum auf die Arbeiten eines seiner einsichtsvollsten Aerzte setzt, und von der Aufmerksamkeit, mit welcher der würdige Vf. alle Verbesserungen der Theorie, und besonders der Heilung der Krankheiten, die er abhandelt, einzutragen sich bemüht hat. Letzteres veranlafst Rec. zu glauben, dieses Buch werde in seiner neuen Gestalt dem einen Zwecke des Vf., den Nichtärzten zu einer Art von Leitfaden bey Behandlung der Krankheiten zu dienen, weniger entsprechen, um so nützlicher aber den Aerzten seyn, die, begabt mit gehöriger Fähigkeit Krankheiten, und das, was bey denselben verletzt und zu verbessern ist, zu beurtheilen, sich mit den vornehmsten Curmethoden, die man neuerdings wider sie vorgeschlagen hat, bekannt machen wollen. Denn der Vf. hat überall auch die oft von einander sehr abweichen-

den

Digitized by Google

den Vorschläge der Aerzte zur Heilung der Krankheiten gesammelt, sie fast durchaus durch Nennung ihrer Urheber belegt, aber nicht immer über ihre Anwendbarkeit in diesem oder jenem bestimmten Fall so ausführlich urtheilen können, als es auch für den verständigen Nichtarzt vielleicht nothwendig gewesen seyn möchte. Die Einrichtung dieses Buchs ist zu bekannt, als dass Rec. einige Nachricht davon zu geben für nothwendig halten könnte. Zusätze aber hat diese Ausgabe in grosser Menge erhalten, sowohl dadurch, dass der Vf. unter den schon in den vorigen Auflagen vorkommenden Nummern vieles neuere beygebracht, sondern auch dass er viele neue Nummern eingeschaltet hat. Die Artikel, die entweder ganz neu sind, oder sehr viele Zusätze erhalten haben, sind Th. I. Nr. 10. *vom Wasserkopf*; der grosste Theil von Nr. 12. *über die Luftseuche der Kinder*; Nr. 15. *von der Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern*; Nr. 19. *von der Darmgicht*. Nr. 26. *von der Gallenruhr*. Nr. 32. *von den Darmwürmern und den Würmern in andern Theilen des Körpers*. Nr. 47. *Schleimverstopfung in der Nase*. Nr. 48. *Augenentzündung*. Nr. 52. 54. 56. 58. *mehrere Krankheiten, die vom Skrofelngifte abhangen*. Nr. 60. 61. *Pocken, Masern, Röthein*. Nr. 66. *die Krätze*. Nr. 68. *der Fingerwurm*. Nr. 73. *die Ueberbeine*. Im zweyten Theil sind auch viele neue Artikel eingeschaltet worden. Im dritten Theil sind die Artikel: *Blähungen, Windsucht, Brand, Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Lähmungen, Magendrücken, Rheumatismus, Schlagfluss, Schwindel, Harnverhaltung*, mit den meisten Zusätzen versehen worden, und zum Theil ganz neu.

Berlin, b. Voss: D. *Ferdinand Dejean's Erläuterungen über Gaub's Anfangsgründe der medicinischen Krankheitslehre*. Aus dem Lateinischen übersetzt, verbessert, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. *Christian Gottfried Gruner*, Herzogl. Sächs. Cob. geh. Hofrathe und Leibarzte, Prof. der Arzneykunde zu Jena. *Zweyter Theil*. 1795. 510 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dejean's Commentar entstand, wie bekannt, aus den nachgeschriebenen Vorlesungen des Gaubius über seine *institutiones pathologiae medicinalis*, verbunden mit des Herausgebers Zusätzen und Erläuterungen, ungefähr in der Manier, wie van Swieten seine Commentarien über Boerhaaves Aphorismen abfasste. Der Commentar ist ganz nach den Grundsätzen der Boerhaavischen Schule geschrieben, und so wenig es sich läugnen lässt, dass er manches Gute enthält; so gewiss ist es auch, dass vieles in ihm enthalten ist, was bey der jetzigen Lage der Heilkunde weniger brauchbar ist. Dieser Theil fängt bey §. 265. der *instit. pathol.* des *Gaubius* an, und enthält also gerade an den Krankheiten der Säfte einen Gegenstand, der in unsern Tagen, selbst für den, der die Mittelstrasse zwischen Solidar- und Humoralpathologie einschlägt, grosser Veränderungen bedurft hätte. Man denke nur an das Kapitel: *acritates morbosae humorum*, und wie vieles in diesem unbestimmt und falsch ist. Hn. *Gr.*, der die Uebersetzung dieses Werks auf eine für jeden Leser befriedigende Art besorgt, manches im Ausdruck und der Wendung verbessert, auch die Literatur supplirt hat, konnte man billiger Weise die Umarbeitung dieses Commentars nicht zumuthen, der immer vornehmlich deswegen seinen Werth behalten wird, weil er, freylich ohne dass man unterscheiden kann, was Dejeans Eigenthum ist, Gaubs eigene Vorlesungen über sein vortreffliches, und bis jetzt noch nicht übertroffenes Handbuch enthält.

Heilbronn, b. Class: *J. F. Brandts sorgfältiger Land- und Bauerndoctor*, oder gründliche Anweisung für jeden Hauswirth alle Krankheiten welche in seinem Hauswesen sowohl an Menschen als an Thieren vorfallen, selbsten gründlich und sicher zu heilen, nebst angehängten Kurarten. 1795. 368 S. 8. (14 gr.)

Dieses ist eigentlich der zweyte Theil des Land- und Bauerndoctors, der auch unter diesem besondern Titel verkauft wird. Er enthält Anweisung zur Gesundheitspflege und zur Behandlung der Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schaafe, Ziegen und Böcke, und der Schweine. Auch von den Krankheiten der Esel ist einiges beygebracht. Einem Buche dieser Art, das ganz zur Belehrung des Landmanns geschrieben ist, gereicht es schon zur Empfehlung, wenn es keine falschen und schädlichen Rathschläge enthält, und solche enthält es nicht, ausser der Empfehlung der Klystiere aus Essig von der Silberglätte, der als austrocknendes und giftiges Mittel den Pferden sicher schädlich ist, und bey fortgesetztem Gebrauch für sie tödlich werden kann. Der Vf. hat die bessern Schriftsteller über die Krankheiten des Hausviehes genutzt: seine Curmethoden sind wirksam und grösstentheils frey von allem, was Aberglaube und Vorurtheil so reichlich in die für die Menschen so wichtige Thierarzneykunde gemischt hat. Weniger befriediget hat der Vf. den Rec. in Darstellung der Unterscheidungskennzeichen der Krankheiten, bey welchem Gegenstand man für den Landmann nicht deutlich genug seyn kann; am allerwenigsten aber in dem, was Vortrag und Einkleidung betrifft, wo der Vf. populär seyn wollte, aber in das Pöbelhafte, Platte und Abgeschmackte verfiel.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Pottischen Buchh.: *J. Locke über Duldung*. Eine Epistel aus dem Englischen, den Herren Oberconsistorialräthen *Hermes*, *Hilmer* und *Woltersdorf* gewidmet von dem Uebersetzer. 1796. 131 S. 8.

Ob man gleich glauben sollte, bey der so gerühmten Aufklärung unsers Jahrhunderts müsste jede Spur von Intoleranz zum wenigsten unter den Ständen, die gebildet seyn sollten, vertilgt seyn, so ist es doch nicht so, und selbst die neueste Zeit bietet manche auffallende Beyträge zur Geschichte derselben dar. Daher kann man es auch nicht misbilligen, dass der unbekannte

Vf. diese berühmte Schrift des Locke, die zu ihrer Zeit viel gewirkt hat, ins Deutsche übersetzte, und sie zu mehrerer Verbreitung, wie er in der Dedication sagt, jenen Männern, die einen so grofsen Wirkungskreis haben, widmete. Wenn auch die Gründe, deren sich der englische Weltweise bedient, noch durch manche wichtigere verstärkt werden könnten, so ist doch die Unzulässigkeit und Unvernunft der Verfolgung und Bedrückung der in Religionssachen anders denkenden, nebst ihren Quellen so einleuchtend, so verständlich und mit so viel Ernst und Würde auseinandergesetzt, dafs diese Schrift auch jetzt noch viel Gutes wirken kann. Die Uebersetzung scheint, so viel wir ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen können, treu zu seyn, und läfst sich gut lesen. Einige Ausdrücke sind nicht edel oder passend genug. Z. B. S. 48. „Das ist ihr Beruf; aber die Personen selbst sollen sie *ungeschoren* lassen;" S. 52. „oder weil mein Haar nicht die rechte *Schur* hat." Uebrigens hat der Uebers. einige Anmerkungen, meistens historischen Inhalts beygefügt.

Paderborn, b. Junfermann: *Religions- und Sittenlehre nach der Vernunft und Offenbarung* für die Kandidaten der Philosophie. Ohne Jahrzahl. 183 S. 8. (15 gr.)

Vermuthlich soll dieses Buch (denn der Vf. hat sich selbst nicht über seine Absicht erklärt) ein Lehrbuch seyn, um den Kandidaten der Philosophie, die zum Cursus der Theologie übergehen, Unterricht zu ertheilen, denn es ist völlig compendiarisch eingerichtet. Es gehört nicht unter die ganz schlechten Lehrbücher der römischen Kirche, doch mufs es verschiedenen neuern, die uns aufgeklärte Theologen dieser Kirche geliefert haben, weit nachstehen, da der Vf. die neuern Schriften seit 30 Jahren nicht scheint benutzt zu haben, und in richtigen Begriffen und Grundsätzen sehr zurück ist. Gleich Anfangs heifst es: Religion ist die Art und Weise, Gott recht zu *ehren* und zu *dienen*: die Bestandtheile sind also *Ehre* und *Dienst* Gottes; darauf gründet sich die Eintheilung in theoretische und praktische Religion. Das Buch besteht daher auch aus zwey Haupttheilen, *Religionslehre* und *Sittenlehre*. Das erste handelt von der Seele des Menschen, (wo der Vf. sich nicht auf die Unsterblichkeit einschränkt, sondern über das ganze Wesen derselben verbreitet, welches bey Kandidaten der Philosophie doch wohl als bekannt sollte vorausgesetzt werden,) von Gott und dessen Vollkommenheit, vom Endzweck der Schöpfung und des Menschen. *Substanz* nennt er S. 9. ein Wesen, welches stets fortdauert, und zufällige Veränderungen leidet. Nach dieser Definition mufste nun Gott entweder keine Substanz seyn oder zufällige Veränderungen leiden können. Die Beweise sind für unser Zeitalter auch nicht scharf genug gefafst, besonders wenn er für die Vorzüglichkeit seiner Kirche streitet, welches von andern Lehrern derselben weit feiner geschehen ist. Dieses findet besonders bey Behauptung der Unfehlbarkeit der römischkatholischen Kirche statt. Doch ist der Vf. noch ziemlich tolerant und nachgebend. So wird S. 157. eingeräumt, dafs der Pabst, nationale, particuläre und ungültige Concilien fehlen können: von allgemeinen Concilien aber wird dieses geläugnet, ohne dafs ein besonderer Grund davon angeführt wird. Ob der heil. Petrus Bischof zu Rom gewesen, hat der Vf. S. 135. nicht berühren wollen. Es war aber dieses eigentlich doch nothwendig, um die ununterbrochene Reihe der romischen Päbste vom heil. Petrus bis auf den jetzigen Pabst zu zeigen, weil sonst das erste Glied der Kette fehlt und der römische Pabst kein Nachfolger Petri heifsen kann. Die Sittenlehre ist weit vorzüglicher als die Religionslehre. Obgleich das eudämonistische System darinn zum Grunde liegt, ist doch das Ganze gut geordnet und in den einzelnen Materien findet man viel Wahres und Durchdachtes in einer bündigen Kürze und Deutlichkeit vorgetragen. Eine tabellarische Uebersicht des Ganzen oder ein Register vermifst man ungern, dagegen 6 S. Druckfehler einen widrigen Anblick und beschwerlichen Gebrauch des Buchs verursachen.

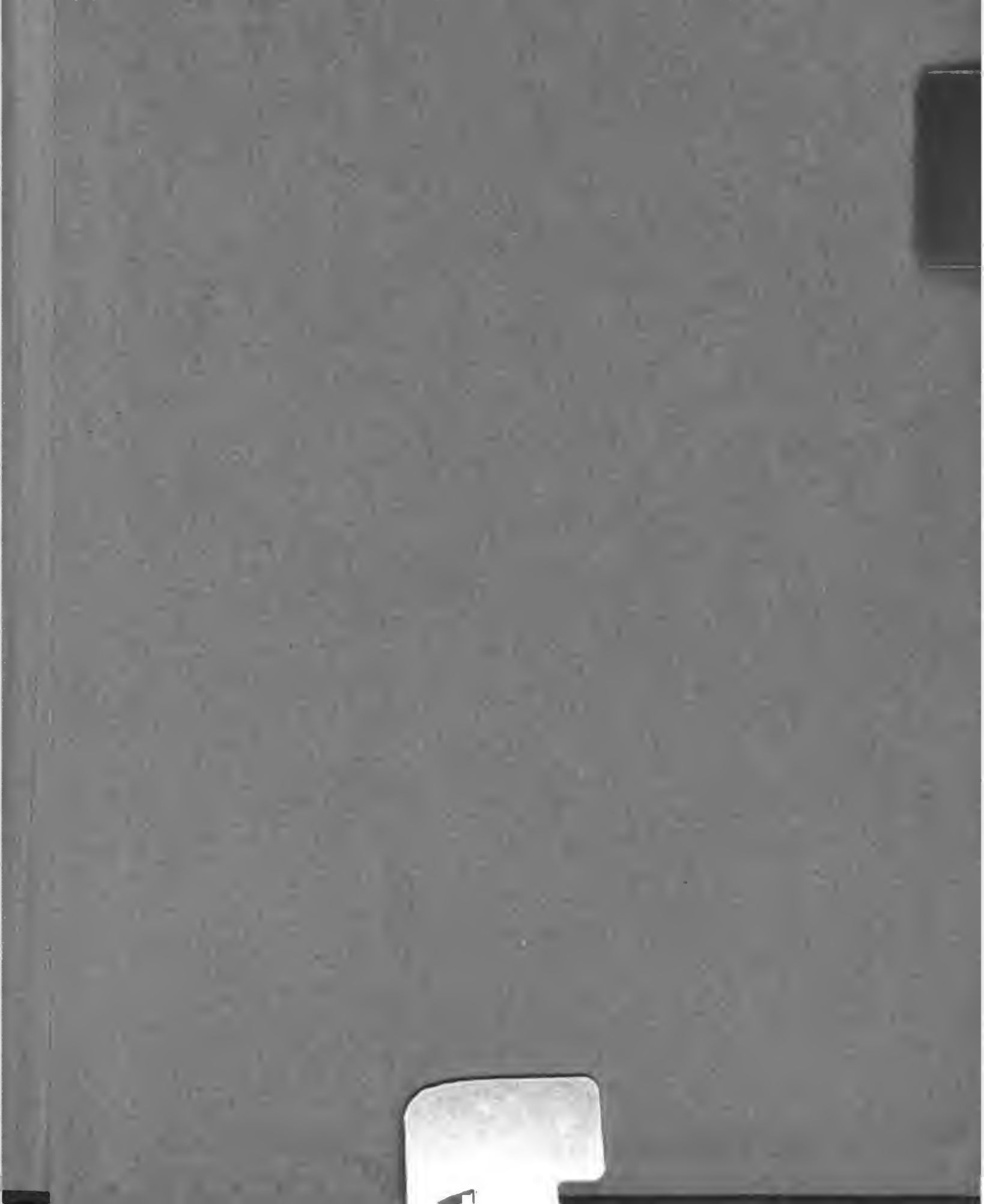
KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Gera*, b. Heinsius: *Zeit-Tabelle der Jahre, Monate und Tage*, als von Anno 1601 bis 2000. Ein Folioboge, nur auf einer Seite bedruckt, ohne Jahrzahl. (2 gr.) — Eine Art von immerwährendem Kalender, sehr compendiös, den man neben dem Arbeitstische bequem aufhängen kann. Die *Jahrtabelle* zu oberst giebt für die in der Aufschrift erwähnte Periode die Schaltjahre, und den Wochentag des ersten Januars. Aus diesem findet man mittelst der beiden *Monatstabellen*, die darunter stehn, mit was für einem Wochentag jeder der andern Monate anfängt, und daraus in der *Tagtabelle* den Wochentag jedes andern Tages in einem Monat. Dabey noch eine deutliche Anweisung wie man aus diesen Tabellen für jedes Datum, z. B. für den 13. Sept. 1879 den Wochentag finden kann.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google